

<36635970430018

HEFT I. DECEMBER. PREIS 10 SGR.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

E. DOHM & J. RODENBERG.

VERLAG VON A. H. PAYNE IN LEIPZIG.

INHALT.

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

C. Abel, Adelheid von Auer, Dr. Ludwig Bamberger, Friedr. Bodenstedt, Dr. G. Büchmann, Prof. **Ferd. Cohn, Em. Deutsch** in London, **Karl Frenzel, Emanuel Geibel, Rudolph Gottschall, Hermann Grieben, A. Th. von Grimm, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf von Auersperg), Prof. **Eduard Hanslick, Ferdinand Hiller,** Prof. **Fr. v. Holtzendorff, Karl von Holtei, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Dr. J. Lehmann,** Prof. **H. Masius Alfred Meissner,** Prof. **Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer,** Prof. **L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, Dr. Oscar Paul,** Sanitätsr. **Dr. Posner, Otto Roquette, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Sigmund Schlesinger, Levin Schücking, A. Silberstein, Friedr. Spielhagen,** Prof. **Anton Springer, Dr. A. Stern, Theodor Storm, Dr. A. Vollert, M. M. von Weber, Dr. Alfred Woltmann.**

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band I.

Verlag von A. H. Payne

Leipzig.

Inhalt des 1. Bandes.

Seite

Kunstblätter.

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

Erstes Buch.

I. Der Maibaum.

Die Abendsonne eines Apriltages beleuchtete den Thurm der kleinen **Kirche** von Childerley und die Köpfe einer großen und unruhigen Menge von Menschen, die sich vor derselben versammelt hatten.

„Hier ist der Maibaum und ich sage Euch, daß er aufrecht stehen soll, mit Bändern, Hahn und Fahne, bevor noch die Glocke zur Nacht läutet", rief ein junger Bursche von muskulöser Gestalt, in voller Arbeit, deren Fortschritte von den Anwesenden mit höchster Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Zur Seite einer langen, bunt bemalten Stange knieend, war er nämlich damit beschäftigt, die Spitze derselben mit einem Ding zu schmücken, welches in der Phantasie der Dorfbewohner seit vielen Jahren schon für das hölzerne Ebenbild eines Hahnes gegolten hatte.

„Du Martin!" sagte ein kräftiges Bauermädchen, das ganz in seiner Nähe stand. „Schad' nur um die Flügel; Du siehst selber, daß von Gold auch nicht eine Spur mehr daran ist, und was den Kamm anbetrifft, so hat er alle Farbe gänzlich verloren."

„Ist's meine Schuld", versetzte Martin, ohne von seinem Werke aufzusehen, „daß nicht einmal ein elendiglicher Hahn mehr gedeihen kann? Die Zeiten sind schlecht, Hannah! Aber" — und dabei hob er den Kopf und blickte verwogen um sich, „stehen soll der Maibaum dennoch und obendrauf der Hahn!"

„Ist das so gewiß?" tönte hier eine heisere Stimme mitten aus dem Haufen. „Ich versichere Dich, daß es hier im Kirchspiel gottgefälliger Männer genug giebt, welche solch' einen Aufzug und Götzendienst nimmermehr dulden werden."

Ein allgemeines Murren ließ sich hören. Die Einen riefen: „Der Müller hat Recht!" die Anderen: „Hört doch den Puritaner."

Martin hatte inzwischen den letzten Nagel eingeschlagen und erhob sich, mit dem Hammer in der Hand. „Der Hahn sitzt fest und ich will sehen, wer sich unterfangen wird, daran zu rühren."

„Trotze Du nur", erwiederte der Müller, „wir werden Dich schon eines Bessern belehren."

Martin lachte. „Ha, ha, Du bist es, Zedekiah Pickerling, der Heilige mit der weißen Schürze, der Mann Gottes mit dem Mehlbeutel? Ja freilich, das versteht sich. Wenn man sein Lebtag mit einem Maß gemessen, welches unten ein Loch hat, so muß man es zuletzt wol mit Gottesfurcht stopfen. Das ist billig und trägt tausendfältige Frucht, wie es in der Schrift heißt: und Etliches . . ."

„Willst Du schweigen! Du Lästermaul!" rief Zedekiah Pickerling, der Müller, indem er sich aus der Menge vordrängte. „Hier bin ich und hier sind meine beiden Fäuste, bereit für Jeden, der Gottes Wort und seine heilige Schrift mißbraucht!"

„Allen Respect vor Deinen Fäusten", sagte Martin, indem er sich vor dem Müller verneigte; „aber hier in meiner Rechten ist der Hammer und hier in meiner Linken ist das Stemmeisen, für Jeden, der meinem Maibaum zu nahe kommt. Denn es steht geschrieben: Da reckte er seine Hand aus —"

Zedekiah war nicht mehr zu halten. Mit seinen beiden Elnbogen machte er sich Platz, bis er dicht vor Martin stand, welcher, wiewol er den Hammer und das Eisen hoch hielt, dennoch mehr die Miene hatte, zu scherzen, als Ernst machen zu wollen. „Es ist genug, daß wir uns haben verhöhnen und verspotten, bedrücken und bedrängen lassen müssen. Unsere Zeit ist gekommen und uns ist Kraft gegeben worden. Auf, meine Brüder! Entreißet ihm die Waffe! Strafet den Verworfenen! Züchtiget ihn! Thuet ein wohlgefälliges Werk vor dem Herrn!"

In der That begann bei diesen Worten eine Sonderung in der Menge, die bisher einträchtiglich zusammen gestanden. Aber zum Leidwesen Zedekiah's waren die Gruppen sehr ungleich: um Martin hatte sich die bei Weitem größere Zahl der jungen Leute geschaart, während der Müller zu seiner Verfügung nur einige von seinen Knechten und sehr wenige von seinen Kunden hatte. Obendrein warfen sich die Mädchen zwischen beide Parteien mit dem Rufe: „Laßt uns den Maibaum", während Hannah sich auf die Zehen stellte, um nach Martin hinüberzuflüstern, aber so laut daß Alle es hörten: „Wir tanzen den Ersten!"

„Es hilft Nichts", sagte der Müller, indem er sich zu seinen Bundesgenossen wandte. „Wir müssen uns zuerst nach Beistand umsehen. Wir müssen nach Chesterton und nach Cottenham senden. Dort wohnen fromme Gemeinden, streitbare Leute, die uns in diesem ungleichen Kampfe nicht im Stich lassen werden. Hier freilich würden wir verloren sein, denn Ihr wißt ja, was von dem grünen und dem dürren Holze gesagt worden. Aber wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Gottlosen sitzen."

Dabei wies der Müller nach einem Hügel, der sich in mäßiger Ent-

fernung vom Dorfe Childerley jenseits desselben erhob, auf der einen Seite von Wald und Wiese weithin umgeben, auf der andern von dem Wasser des Cam begrenzt, einem Flüßchen, das sich malerisch durch die Tristen des südwestlichen Theils von Cambridgeshire schlängelt, um breiter und tiefer erst hinter Cambridge zu werden, wo es ungefähr auf halbem Wege zwischen dieser Stadt und der Kathedralkirche Ely in die Ouse fällt. Auf dem Hügel, von einer dichten Laubmasse halb verdeckt, sah man einen Thurm von der Bauart des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Zinnen im Abendlichte röthlich glühten.

„Und nun wollen wir ihn aufrichten", sagte Martin, ohne sich an die vorhergehenden Worte des Müllers weiter zu kehren. „Hier hat der Baum immer gestanden am ersten Mai, seit Menschengedenken, und hier soll er auch morgen stehen, am ersten Mai, da wir schreiben im Jahre des Herrn eintausend sechshundert und fünfundvierzig, so wahr ich Martin Bumpus heiße und Kellermeister bin im Dienste des sehr Ehrenwerthen Herren Tobias Cutts, Ritters von Childerley in dem Hundert von Chesterton und der Grafschaft Cambridge!"

Schon beugten sich Martin Bumpus und seine Freunde nieder, um den mit Bändern und Streifen geputzten Baum in die Höhe zu heben, als die Thür des der Kirche gegenüberliegenden Hauses sich öffnete und der Ruf: „Unser Herr Pfarrer!" das unterdrückte Murren der Einen beschwichtigte und die wieder begonnene Thätigkeit der Anderen hemmte, indem sich Alle dem Pfarrhaus erwartungsvoll zukehrten.

Auf der steinernen Treppe, die von demselben herabführte, war ein junger Mann erschienen von einer mittelgroßen schlanken Gestalt und mit einem Gesicht, in dessen feinen und vornehmen Zügen ebenso viel Wohlwollen und Güte, als Ernst und man könnte wohl sagen Wehmuth zu entdecken war. Er war ganz in Schwarz gekleidet, eine Farbe, gegen welche das lichte Braun seiner Haare und das dunkle Blau seiner Augen sich um so mehr und zu seinem Vortheil bemerklich machte. Hinter ihm, aus der Thür, waren mit ihm zugleich einige Männer getreten, die zu dem Vorstand der Gemeinde Childerley gehörten, und vor ihm schritt der Kirchendiener, welcher ein großes, bedrucktes Blatt in der Hand trug.

„Meine Lieben", sagte der Pfarrer mit einer sehr milden und weichen Stimme, „es betrübt mich, Eure Freude stören zu müssen. Aber dem Befehl der Obrigkeit schulden wir Gehorsam!"

„Das ist ein gutes Wort!" sagte Zedekiah, indem er den Seinen mit dem Haupte gravitätisch zunickte.

Aber Martin Bumpus trat vor und sagte: „Herr Pfarrer, es ist das erste Mal, daß ich Euer Ehrwürden zu widersprechen mich unterstehe. Indessen ist es wol zu fragen erlaubt, welche Obrigkeit Sie meinen?"

„Mein Freund", erwiederte der Geistliche sanft, wie zuvor, „nicht an uns ist es zu richten. Gott wird entscheiden zwischen den Streitenden und uns Allen den Frieden geben."

„Mit Vergunst, Herr Pfarrer, wenn wir mittlerweile für erlaubt halten, was bisher kein König uns zu verbieten gewagt. Was? Diesen Baum



aufzurichten sollte Sünde sein, nachdem unsere Väter und Großväter, die nun in Gott ruhn, alle Jahre ein Gleiches gethan; und der Tanz unserer Mädchen für verwerflicher gelten, als der ihrer Mütter und Großmütter immerdar gewesen?“

„Die Sünde hat eine eherne Stirn!“ sagte Meister Zedekiah; „aber fort damit, fort endlich mit der Gottlosigkeit! Es ist das Weib von Babylon! Ein Rest von Papisterei und höchst verwerflichem Götzendienst!“

„Ruhe!“ gebot nun der Pfarrer, sehr fest und bestimmt. „Ihr werdet nicht verlangen, daß ich mit Euch über Dinge streite, die vor einen andern und erhabenern Richterstuhl gehören. Uns ziemt es, zu gehorchen, und —“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu — „wenn es uns auch sehr schwer würde.“

Dann wandte er sich an den Kirchendiener und forderte ihn auf, den Inhalt der Ordonnanz, welche dieser in der Hand trug, laut vorzutragen; und dieser las:

„An alle guten und getreuen Bürger der Städte und Einwohner der Marktflecken und Grafschaften in diesem Königreich England und Fürstenthum Wales, wie folgt.

. . . . Und weil die Profanation des Tages des Herrn in hohem Grade bisher veranlaßt worden ist durch Maibäume (eine heidnische Eitelkeit, gemeiniglich mißbraucht zu Aberglauben und Sündhaftigkeit) so verordnen und befehlen die Lords und Gemeinen fürderhin, daß alle und jede Maibäume, welche sind oder noch errichtet werden, niedergenommen und entfernt werden sollen von den Gerichtsbeamten, Säckelmeistern, Zinseinnehmern, Untergerichtsbeamten und Gemeindeältesten der Kirchspiele, wo dergleichen sich findet, und daß kein Maibaum hiernach soll aufgesetzt, errichtet oder geduldet werden innerhalb dieses Königreiches England oder Fürstenthumes Wales. Die besagten Diener der Obrigkeit zu strafen fünf Schillinge die Woche, bis der besagte Maibaum niedergenommen worden.“

Nachdem der Kirchendiener die Verordnung zu Ende gelesen, begab er sich auf einen Wink des Pfarrers, und von diesem nebst dem Aeltesten der Gemeinde begleitet, die Stufen hinab und nach der Kirche, an deren Pforte er das Blatt anheftete, welches oben das Wappen von England und unten das Gemeindesiegel von Childerley zeigte.

Stillschweigend, aber mit getheilten Empfindungen, hatte die Versammlung zugehört und zugesehen; mit sichtbarer Niedergeschlagenheit die Meisten, mit schlecht verhehltem Triumph die Anderen, an deren Spitze Zedekiah Pickerling, der Müller, stand.

„Nun habt Ihr es vernommen“, rief er, als das Placat seine durch das Herkommen und die Heiligkeit des Ortes gleich ausgezeichnete Stelle eingenommen, „und nun könnet Ihr es selber lesen. Ich möchte den Mann wol kennen, der es wagte, einem solchen Verbot zu trotzen. Gelobet sei der Herr, dessen Namen Zebaoth!“

Dabei richtete er sein Auge, in welchem, trotz seiner demüthigen Worte, nur das Gefühl befriedigten Stolzes sich ausdrückte, auf den armen Martin Bumpus, der neben seinem Maibaum mit Hahn und Fahnenschmuck sehr betrübt und rathlos dastand.

„Ich habe geschworen", murmelte er halblaut in sich hinein, „daß der Baum stehen sollte noch vor dem Nachtgeläut. . ."

„Die Worte der Gottlosen sind ausgegossen wie Wasser vor dem Herrn", replicirte der Müller, salbungsvoll und schadenfroh.

„Fünf Schillinge für Jeden das ist freilich viel!" fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, ohne den Müller einer Antwort zu würdigen.

Dieser aber sagte: „Was grämst Du Dich darob? Viele kommen zu Unfall um des Geldes willen."

„Fünf Schillinge, zehn Schillinge, fünfzehn Schillinge", zählte Martin, indem er die Häupter zusammenrechnete, die durch seinen Ungehorsam in die Lage kämen, entweder Gewalt gegen ihn anzuwenden oder Strafe für ihn zu ertragen. „Es ist zu viel", schloß er trostlos; „es ist ein ganzes Vermögen."

Die Männer, welche bisher mit dem Pfarrer vor der Kirchenthür gestanden, und dieser selbst, schickten sich, da sie ihres Amts gewartet hatten, zum Fortgehen an, als ihnen Jemand in den Weg trat, dessen unvermuthete, aber Allen wie es schien höchst erwünschte Ankunft die Menge in die höchste Freude versetzte.

„Der Knight! Der Knight!" riefen sie, indem sie mit den Händen winkten und mit den Mützen grüßten „willkommen, der Knight!"

Nur Zedekiah mit seinem kleinen Häuflein betheiligte sich nicht an diesen Ausbrüchen einer lauten und ungeheuchelten Freude. Sein eben noch von Frömmigkeit und Schadenfreude strahlendes Gesicht verfinsterte sich plötzlich, indem er zwischen den Zähnen murmelte, nur den Seinigen verständlich: „Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst; sie thun, was sie nur gedenken."

Halb und halb hatte der Müller mit seinem biblischen Citate Recht. Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley, war ein stattlicher Herr. Man sah es ihm an, indem er so daherschritt, der ehrenfeste Knight, daß er die guten Dinge dieser Welt liebte und daß es ihm auch bisher nicht daran gefehlt hatte. Das Licht seiner Augen und der Umfang seiner Figur sprach für die Vortrefflichkeit seiner Weine, die Fülle seiner Küche; und in seinem Gesicht voll Wohlwollen, Gastfreundschaft und Güte schien eine Einladung zu stehen für Jeden, der den Wein zu würdigen wußte und ein guter Kamerad bei der Tafel war. Langsam war sein Gang, aber er trat Gottes Erdboden mit dem Bewußtsein, nicht der Schlechteste zu sein von Denen, die darauf wandeln. Gar behäbig setzte er den dicken, unten mit Eisen und oben mit Gold beschlagenen Stab vor sich nieder, hob ihn bedächtig und senkte ihn mit Würde. Da war keine Uebertreibung zu bemerken, aber auch keine Nachlässigkeit.

„Guten Tag, meine Kinder," sagte er, „guten Tag, guten Tag!"

Er nannte nämlich alle Bewohner des Dorfes seine Kinder, obwol Viele darunter waren, welche höchstens seine Geschwister, und Einige, welche sogar seine Eltern hätten sein können. Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley, war freilich kein Jüngling mehr, aber dennoch ein Mann in den Jahren, wie man sie gern sieht, ein Fünfziger, wenn's hoch kommt, dabei

in voller Kraft und Munterkeit des Lebens. Er hatte die Menschen lieb und die Menschen hatten ihn lieb. Seine Dorfbewohner wären für ihn durch das Feuer gegangen.

„Willkommen der Knight! Willkommen, willkommen!" riefen sie noch einmal, als Sir Tobias Cutts unter sie getreten war und den von weißen Federn überwallten spanischen Hut ein wenig lüftete.

„Es ist warm heute, Kinder," sagte er, indem er in die Tasche seiner gelbledernen Hose griff und ein Tuch von feiner Leinwand herausnahm, um sich die Stirne zu trocknen.

Sir Tobias Cutts gehörte zu den Leuten, denen immer zu warm ist, es mag nun eine Jahreszeit sein, welche sie wolle, und die Witterung heiß oder das Gegentheil. Er trug sich demgemäß auch so leicht, als es die Mode jener Tage nur gestattete. Sein brauner Rock von feinem Camelot war mit Seide gefüttert, mit Spitzen garnirt und mit großen silbernen Knöpfen über der Brust geschlossen. Wiewohl dieses Kleidungsstück gehörig weit war, so war doch keine Lücke oder Falte daran zu bemerken. Die Persönlichkeit des guten Knights reichte vollkommen aus, es zu füllen. Zu einem Mantel griff er nur bei feierlichen Gelegenheiten, etwa bei den höchsten Festen und bei großen Visiten, dagegen trug er immer eine Schärpe über der Brust und ein Schwert an der Hüfte. Beides fehlte ihm auch heute nicht.

Sobald er sich von den Beschwerden, welche der Gang von dem Schloß nach dem Dorf hinunter ihm verursacht, ein wenig erholt hatte, sah er aus der Theilung der Gruppen und aus dem so verschiedenen Gesichtsausdruck derselben, daß sich hier etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse.

„Guten Tag, Herr Pfarrer," sagte er, dem Angeredeten die Hand darbietend, „und guten Tag, ihr Herren", indem er sich vor den Kirchenältesten ein wenig verneigte. „Was giebt es hier, wenn es zu fragen erlaubt ist?"

Der Pfarrer wies, statt jeder Antwort, nach dem Decret an der Kirchenthür, und der Ritter, seinen Stab erhebend, begab sich mit seinem gemessenen Schritte dahin. Es dauerte ziemlich lange, bis er das Schriftstück zu Ende studirt und richtig begriffen hatte; denn zu unserm Bedauern müssen wir es gestehen, daß der gute Knight sich aus der Literatur nicht viel machte und um das, was geschrieben oder gedruckt war, nur im äußersten Nothfall kümmerte. Er sagte, seine Augen seien Schuld daran, daß er nicht gut lesen könne. Aber wenn er im Walde war, so konnte er bei einem Hirsche das Blatt erkennen, ich weiß nicht auf wie viel Schritt Entfernung, und wenn er anlegte, so fehlte er selten. Auch war bei solchen Gelegenheiten sein Blick so scharf, daß er die Pupillen des Fuchs's tief in seinem Baue funkeln sah. Nur vor einem Blatt Papier versagten ihm seine sonst sehr trefflichen Augen; wenigstens glaubte das der Knight und bemühte sich, auch die Anderen es glauben zu machen.

Doch kaum hatte er heute den Sinn der Verordnung begriffen, so entfärbte sich sein Gesicht, jede Spur von Jovialität entschwand daraus

und nicht nur seine Wangen, auch seine Nase wurde bleich. Mit seinem Stabe stampfte er auf den Boden und —

Da begegnete sein Auge dem lauernden Blicke Zedekiahs und dem muthlosen Martins, welcher noch immer gar jämmerlich und gebückt neben seinem Maibaum stand.

„Martin Bumpus!“ begann nun der Knight mit einer Stimme, welche leise zitterte, weil sie den Ausbruch des Zornes in sich zu erdrücken strebte. „Was schaffst Du da?“

„Sir“, erwiederte der betrübte Kellermeister, „hier stand ich und hier standen die Anderen, lauter gute Männer und Frauen, Mädchen und Burschen aus dem guten Dorfe Childerley und hier wollten wir den Maibaum aufrichten, um morgen, am ersten Mai, wie es von Alters her Sitte gewesen ist und wir von Kindsbeinen an gewohnt sind, den Mai zu feiern.“

„Und nun? . .“

„Ja — und nun ist die Verordnung dazwischen gekommen . . .“

„Welche Verordnung?“ sagte Sir Tobias, indem er die Stirn runzelte und sich auf die Lippen biß, gleichsam als ob noch Worte heraus wollten, welche besser dahinter blieben.

„Die da,“ sagte Martin und zeigte mit dem Kopf höchst verächtlich auf die Proclamation an der Kirchthür.

„Wer hat die Verordnung erlassen?“ fragte der Baronet weiter.

„Die Lords und die Gemeinen, Sir“, erwiederte einer von den Kirchen-Aeltesten.

Wieder hob der gute Knight seinen Stab, wieder stampfte er ihn auf den Boden, wieder hielt er an sich und sprach mit einer Stimme, die mehr noch zitterte, als vorher:

„Seine geheiligte Majestät Karl I., von Gottes Gnaden“, und bei diesen Worten nahm der Knight seinen Hut weit ab und setzte ihn erst langsam wieder auf, indem er fortfuhr: „König von England, Irland und Schottland, hat, wenn ich nicht irre, vor zwölf Jahren ein Decret erlassen, in welchem gesagt ist, daß für seines guten Volkes gesetzliche Erholung, nach dem Ende des Gottesdienstes, sein gutes Volk nicht gestört, verhindert oder abgehalten werden solle von irgend einer gesetzlichen Erholung, so wie Tanzen, gleichviel Männer oder Frauen; Bogenschießen für Männer, Springen, Fechten oder irgend welche andere dergleichen harmlose Erholungen, noch vom Begehen der Maispiele, Erntebier und Mohrentänze und dem Errichten von Maibäumen und anderen dabei gebräuchlichen Vergnügungen, vorausgesetzt immer, daß sie zur rechten und passenden Zeit begangen werden, ohne Störung und Versäumniß des Gottesdienstes. So hat der König gesprochen und es frägt sich nun, wem wir folgen wollen: dem Parlament oder dem König?“

Da brach lauter und stürmischer Jubel unter den Dorfbewohnern aus und indem Martin, der Küper, seine Mütze hoch in die Luft warf, riefen sie, daß es weithin schallte: „Lang lebe der König und ein Hurrah für Seine Majestät, Karl I.“

„So reden ihre Könige; sie wollen uns zwingen, den Sabbath zu ent-

weihen. Aber wehe, daß ich die Schänder und Lästerer hören und die Feinde und Rachegierigen sehen muß," sagte nun Zedekiah Pickerling mit einer Stimme, die sich nicht einmal die Mühe gab, das herzhafte Hurrahgeschrei der Anderen zu übertönen. Denn noch kämpfte in ihm die Frömmigkeit mit dem angeborenen Respect vor dem Knight und die Furcht Gottes mit der Furcht vor Martin, dem Küper. Indessen ermannte er sich und zu seiner kleinen Schaar gewandt, sagte er:

„Gebet Gott die Ehre und stimmt mit ein in den Ruf: Das Parlament und der Covenant!"

Der Schloßherr war auf dem Puncte, mächtig aufzubrausen. Aber der Pfarrer, welcher keinen Blick von ihm verwandt hatte, trat dazwischen und sein früheres Wort widerholend, sagte er ernst und feierlich: „Wir müssen der Obrigkeit gehorchen!"

„Ich danke Ihnen, Doctor", sagte der Knight laut und drückte dem Pfarrer ernst und innig die Hand. In diesem Händedruck verstanden sich Beide.

Einen Augenblick schwieg er; denn der Knight war ein heftiger Mann wenn es galt, das Recht zu vertheidigen oder ein Unrecht zu dulden und es kostete ihn keinen geringen Kampf, seine Meinung zu unterdrücken. „Was wäre der Nutzen der ehrlichen Leute, wenn sie nicht den Schelmen g'rad heraus sagen sollten, wofür sie dieselben halten?" Das war die Moral dieses Mannes sein Lebelang gewesen und er hatte danach gehandelt; aber die Welt war in diesen späteren Jahren nicht mehr die gleiche wie früher und es schien, als ob Etwas sein Verhalten bestimme, was ein oberflächlicher Beobachter vielleicht Klugheit und Berechnung genannt haben würde. Doch wie ferne lag die dem wackern Manne! Wol war es nicht zu leugnen, daß sein Schloß und sein Dorf dastand, wie im tiefsten Frieden, unberührt von den verheerenden Wirkungen des Krieges, der nun schon seit fast drei Jahren Englands Gefilde verwüstete, seine festen Burgen brach und seine Dörfer in Schutt und Asche legte. Man hätte sich, wenn man nach Childerley kam, in ein anderes Land oder in ein anderes Zeitalter versetzt glauben mögen, und es gab daher Leute genug, welche eine größere Meinung hatten von seiner Geschicklichkeit, als seinem Charakter, und seinem vorsichtigen Eigennutz mehr zutrauten, als seiner offenen Entschließung. Allein Diejenigen, welche ihm näher standen und ihn besser kannten, dachten ganz anders über ihn. Von seiner Ehrenfestigkeit überzeugt, ahnten sie vielmehr, daß in dieser traurigen, an Zweideutigkeiten so reichen Zeit Etwas seinen Gang regle, was hoch über so niedrigen Motiven stehe — Etwas, das von weither wirken und schon dadurch, daß der Ritter von Childerley es respectire, den Anspruch machen dürfe, auch von den Menschen respectirt zu werden. Und so war es in der That. Nur wenige wußten davon und der Ritter war, bei seinem erregbaren Temperamente, nur zu oft in Gefahr, es selbst zu vergessen. Er pries daher Gott immer im Stillen, wenn in solchen Augenblicken sich Jemand in der Nähe befand, der ihm gleichsam zurief: „Sir Tobias bedenke...!"

Nachdem der Knight sich gesammelt und noch einmal einen langsamen und prüfenden Blick auf das Placat an der Kirchenthür geworfen, sagte er mit einer Stimme, welche die innerliche Bewegung verrieth durch die Art, wie sie die einzelnen Worte fest, aber gebrochen hervorstieß: „Ich ersehe aus diesem Erlaß zweierlei. Das Parlament verordnet erstlich, daß kein Maibaum aufgerichtet werden soll; und das Parlament verordnet zweitens, daß für jeden Maibaum, der dennoch aufgerichtet worden, ein jeder Diener der Obrigkeit um fünf Schillinge die Woche zu strafen sei. Nun aber ist es klar, daß von diesen beiden Verordnungen des Parlaments nur eine befolgt werden kann. Entweder wir richten keinen Maibaum auf und dann haben wir auch keine Strafe zu bezahlen; oder wir bezahlen die Strafe und dürfen dann einen Maibaum aufrichten . . .“

Ein beifälliges, halblautes Gemurmel: „Der Knight hat Recht! Der Knight hat Recht!“ lief durch den Haufen, welcher sich immer erwartungsvoller um den verehrten und allgemein geliebten Herrn zusammendrängte, während Martin, der Küper, an seinem unterbrochenen Werk abermals aufblickend, rief: „Sir! daran hatte ich auch schon gedacht! Aber das Geld, das viele, viele Geld! . . .“

Der Knight besann sich noch eine Weile, dann sprach er: „Ich bezahle das Strafgeld und Ihr sollt den Maibaum haben!“

Da brach der allgemeine Jubel aus, lauter und herzhafter als zuvor. „Es lebe der Knight!“ riefen Alle, mit Ausnahme Zedekiah's, welcher sich im höchsten Verdruß an die Seinen wandte mit den Worten: „Höret die Gottlosen und Ruhmräthigen, von denen es heißt: Ihr Trotzen muß köstlich Ding sein . . .“

Wol war es Noth, daß er sie mit einem Bibelwort stärkte; denn der Anblick der Fröhlichen war zu verführerisch und seine bisherigen Anhänger hätten sich um ein Leichtes vergessen können.

Freude war auf den Gesichtern, die eben noch so niedergeschlagen dreingeblickt, und geschäftig regten sich die Hände.

„Platz da!“ rief Martin Bumpus, der nun all seine frühere Thatkraft und das ganze Gefühl seiner Wichtigkeit wiedererlangt hatte. „Fort Ihr jungen Mädchen, Ihr steht mir im Wege. Seht Ihr denn nicht?“

„Nicht so böse gleich,“ sagte Hannah, deren Wangen nun von Vergnügen noch röther strahlten, als sie die Natur schon gefärbt; „es war ja nur, um Dir zu sagen, daß wir nun doch den Ersten zusammen tanzen werden.“

„Es ist ein Wort,“ erwiederte Martin, der jetzt durch den Umschwung der Dinge wieder der Mittelpunct und Held dieser ländlichen Versammlung geworden war. Wie ein Feldherr stand er da und seine Befehle wurden um so rascher ausgeführt, weil er immer der Erste war, um Hand anzulegen.

Man grub ein Loch in der Mitte des freien Platzes, gerade der Kirchenthür und dem Placate gegenüber, das noch immer groß und drohend daran zu sehen war. Man schaufelte, man warf die Erde aus. Man war fröhlich und guter Dinge; man feierte das Fest gleichsam schon vor dem Fest. So wenig, um von der Niedergeschlagenheit zur Freude über-

zugehen braucht das Volk, diese Masse, die mit der Natur und dem Boden noch viel inniger zusammenhängt, als die Anderen, die sich denkend oder handelnd, rückwärts- oder vorwärtsschauend, immer mehr von derselben entfernen. Ein Hauch bewegt sie nach dieser und ein anderer nach der entgegengesetzten Seite.

Doch dem jungen Pfarrer sah man's wol an, mit wie sehr getheilten Empfindungen er diesem Treiben zuschaute.

„Doctor", sagte der gute Knight, indem er sich zu ihm wandte, „warum sollen wir den Leuten das Vergnügen nicht gönnen? Es ist so unschuldig!"

„Ich weiß es", erwiederte der Geistliche, „doch soll man in Zeiten, wie diese, auch das Unschuldige meiden, wenn es einen bösen Schein hat und Anlaß zu Zwistigkeiten werden kann."

„Lieber Doctor", sagte der Knight, „auch ich habe die Bibel gelesen, wenn ich sie gleichwol nicht immer in den Rockschößen oder sozusagen auf der Lippe trage — o diese Scheinheiligen und Augenverdreher! Daß Gott der Herr sie ver—"

„Halten Sie ein, mein Freund!" fiel ihm der Pfarrer rasch ins Wort. „Ueberlassen wir die Entscheidung Demjenigen, der in die Herzen sieht!"

„Sie haben Recht und ich wollte auch davon nicht sprechen. Ich wollte nur sagen, daß ich mich auf die Bibel leidlich verstehe — wenn es auch, Gott soll mir helfen, lange her ist, daß ich darin studirt habe. Indessen habe ich keine Sylbe darin gefunden, daß der Tanz verboten sei. Im Gegentheil: ich erinnere mich wol, gelesen zu haben, daß König David vor der Bundeslade tanzte. Warum sollen unsere Leute nicht um den Maibaum tanzen? Warum — frage ich Sie?"

„Nicht mich, Ew. Gnaden!" erwiederte der Pfarrer, trüb und bedeutungsvoll lächelnd.

„Sagt's nur heraus, sagt's nur heraus, was Ihr zu sagen habt, Herr Pfarrer. Ich wills gern hören."

„Ihr wißt", fuhr dieser fort, „daß die östlichen Grafschaften schlecht genug gesinnt sind und daß die bedenklichste von allen diese Grafschaft Cambridge ist. O, 's thut mir weh genug, wenn ich drei Meilen von hier hinaus denke, an den stillen Bischofssitz und an die schöne Kathedrale, unter deren Schatten gleichsam der Geist der Zerstörung reift, Tag und Nacht sinnend, wie er sein böses Werk vollführe. Doch was hilfts, sich das zu verschweigen? Der Geist ist reif und seine Legionen liegen rings um uns gelagert. Der Tag der Prüfung naht; wohl uns, wenn wir sie bestehen, unserm Gott getreu und ..." dies setzte er leise, ganz leise hinzu, „unserm König. Aber hüten wir uns, die letzte Brücke zu zerbrechen."

„Nun merk ich wol", rief Sir Tobias, „das ist es, worauf Ihr hinauswollt. Aber sprecht mir nicht davon, sprecht mir nicht davon, oder — so soll Gott mir helfen — der Knight von Childerley könnte sich eines Tages so weit vergessen, sein Wort den Todten zu brechen, um es den Lebenden zu halten. Sprecht mir nicht davon, oder — ha!" rief er mit glühendem Gesicht, indem er sich an den Haufen der Dorfbewohner wandte, „Kinder! Ihr sollt Musik haben und Ihr sollt tanzen! Auf mein Wort! Aber

nicht blos das, Ihr sollt auch einen feierlichen Auszug haben in den Wald, morgen früh bei Sonnen-Aufgang, um den Mai heimzuholen. Und meine beiden Kinder sollen Euch voranreiten und mein ganzer Haushalt soll dem Zuge folgen in den lustigsten Verkleidungen, wie es Sitte gewesen, so lange Childerley House steht und die Childerleys darin gewohnt haben, von Geschlecht zu Geschlecht!"

Man kann sich wohl denken, mit welch einem Beifallsgeschrei diese Worte von den Versammelten aufgenommen wurden; denn das war mehr, als sie erwartet hatten und sie wußten, daß der Knight sein Wort hielt.

Inzwischen waren sie aber auch mit ihrer Arbeit so weit vorgeschritten, daß sie nun den Baum aufrichten konnten.

„Tragt ihn hierher!" rief Martin, der Küper, der in der Grube stand bis an die Hüften in Erde. „So", sagte er, als ein halbes Dutzend rüstiger Bursche seinen Befehl ausgeführt, „bindet jetzt die Fahne daran, hängt den Blumenkranz darüber und nehmt Euch in Acht, daß der Hahn nicht herunterfalle."

Während er noch sprach, hatte man das untere Ende des Maibaumes bereits in der Grube befestigt, aus welcher Martin nun herausstieg, die Erde wieder hineinschaufelnd und mit beiden Füßen feststampfend; und bald stand der Maibaum da, mit Fahne, Kranz und Hahn, aufrecht, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, so daß die Blumen im Kranze freundlich schimmerten und der Rest von Gold, der den Kamm und die Flügel des Hahnes verschönte, das Seine that, um zu glänzen.

„Und hier ist ein Trunk für unsern wackern Werkmeister", rief Nicolas Greenhorn, der Wirth aus der Dorfschenke, die sich des weder sehr poetischen, noch sehr verständlichen, aber dennoch weit in der Umgegend berühmten Namens „Das Schwein und die Pfeife", „the pig and whistle" erfreute. „Hier ist ein Trunk!" sagte er, indem er eine große Zinnkanne, bis an den Rand mit dunkelgelbem, heimgebrautem Ale gefüllt, seinem Freund Martin überreichte, der sich zunächst mit dem Rücken der linken Hand die Stirne wischte und dann mit der Rechten den zinnernen Becher hoch erhebend, folgenden gereimten Trinkspruch ausbrachte, der von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen ward:

Der Maibaum steht hier,
Drum trink ich mein Bier
Auf Alle, die hülfreich sich fanden;
Doch nein, erst auf Die,
Die mit Sorgfalt und Müh
Seine Krone von Blumen uns wanden!

Der Improvisator (vielleicht mag es auch ein alter Vers gewesen sein, den er gesprochen) verneigte sich gegen das „schöne Geschlecht", dem die letzten Worte galten, und that dann einen herzhaften Zug; aber da die Becher der alten Zeit sehr tief waren, so ließ er noch hinreichend darin und das zinnerne Gefäß ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

Noch war die Runde nicht ganz vollendet, als die alte Dorfglocke ernst und feierlich ihr Abendgeläute begann.

Da rief Martin, der Küper: „Ich habs Euch gesagt, ehe die Glocke zu Nacht läutet, solle der Maibaum stehen und da steht er!“

Wie gesagt: er stand in aller Glorie da, vom Fuß bis zu der obersten Spitze glühend von Abendlicht.

„Und nun gute Nacht, Kinder“, sagte der Schloßherr, indem er sich zum Gehen anschickte. „Vergesset nicht“, flüsterte er im Vorübergehen dem Pfarrer zu, „daß Ihr versprochen, mit uns zu Nacht zu speisen. Wir erwarten Euch.“

„Ich werde kommen!“ sagte der Doctor, indem er selber dem kleinen bescheidenen Pfarrhaus zuschritt.

Allmälig leerte sich auch der Platz vor der Kirche, auf dem es eben noch so tumultuarisch hergegangen. Fast die Letzten waren Zedekiah Pickerling mit drei oder vier von seinen Vertrauten. So lange er ihn nur noch sehen konnte, stand der gottesfürchtige Müller, mit den Blicken dem Ritter folgend, welcher mit seinem hohen Stabe, seinem Wamms und Federhute den Hügelweg emporstieg, bis er unter dem Grün verschwand.

„Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst“, wiederholte Zedekiah Pickerling, „aber“, indem er sich zu seinen Genossen wandte, „Du setzest sie auf das Schlüpfrige und stürzest sie zu Boden. Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken! — Kommt, meine Freunde, wir wollen uns in die Mühle begeben; denn so steht geschrieben: Israel hebe dich zu deinen Hütten. Dorten lasset uns miteinander Rathes pflegen, wie wir unsere Freunde, die Gottgefälligen in der Nachbarschaft, am ehesten von diesem neuen Frevel in Kenntniß setzen und uns gemeinsam zu dessen Abwehr rüsten mögen.“

Nun war es ganz still auf dem Kirchplatz geworden und über dem Schlosse von Childerley war das Abendroth.

II. Childerley-House und einige seiner Bewohner.

Der Ritter indessen setzte seinen Weg fort. Zuerst ziemlich regelmäßig, in seinem gewohnten Schritt, der weder für sehr rasch, noch für sehr langsam gelten konnte, sondern die Mitte zwischen Beiden hielt: ein ruhiger, gemessener Gang, wie er sich für seine Jahre, seine Würde und sein Temperament schickte. Allmälig jedoch und ohne daß ers bemerkte, wurden seine Schritte kürzer oder länger, je nachdem; beschleunigten oder verzögerten sich bald und zeigten auf jeden Fall, daß seine Seele mit Gedanken beschäftigt sei, welche das Gleichmaß derselben störten. „Ja, ja!“ sagte er nun und blieb stehen, „wenn sie diese Richtung einschlagen, so kommen sie nach Huntingdon und von dort aus können sie entweder durch Northampton oder Bradford reiten. Northampton und Bradford sind gute, zuverlässige Grafschaften, da gibt es Wälder und Heckenpfade, mehr als hier in Cambridgeshire, wo ein Reiter, der von des Königs Heerstraße ablenkt, gar leicht in dem Erdreich der Haiden und Sümpfe stecken bleiben, wo nicht gar versinken mag. Die Schwierigkeit ist nur, wie ich sie dahin bringe.“

Diese Schwierigkeit war so groß, daß der Knight sich wieder in Bewegung setzte, um aufs Neue nachzudenken. „Nein, nein!“ rief er, mit dem Kopfe schüttelnd, indem er sich anschickte, eine Hebung des Weges hinanzusteigen, welcher, nachdem er sich um den Fuß des Hügels gewunden, hier ziemlich steil zu demselben emporführte. „Nein, nein!“ wiederholte er, „so läßt es sich nicht thun. Ich will von Childerley gar nicht reden, wiewohl es auch dort einige Schufte gibt, die nicht blos die Augen verdrehen und Gebete schnarren können, sondern ebensowohl im Stande wären, einen Freund des Königs und braven Cavalier in die allerhöchste Gefahr zu bringen. Aber die anderen Dörfer zu passiren, sei es in ritterlicher Rüstung und zu Pferd, oder sei es auch meinetwegen zu Fuß — das hieße nichts Anderes, als das ganze Geheimniß offen zu verrathen. Nein, so soll Gott mir helfen, das geht nicht; denn diese heuchlerischen Hunde haben eine scharfe Witterung.“

Und wieder that der Knight einige Schritte und machte dann Halt vor einer von den großen und alten Kastanien, die den Schloßpfad beschatteten. „Da“, sagte er, indem er mit dem scharfen Ende seines Stockes einen Punct in den gelben Sand bohrte, — „da ist Oxford, wo des Königs Majestät Hof hält, umgeben von den Häuptern unserer großen Familie und seiner tapfern Armee, und da —“ bei diesen Worten bohrte er einen andern Punct in den Sand — „da ist Childerley House, der Sitz eines treuen Royalisten, so soll Gott mir helfen, aber zu seinem Unglück mitten in der rebellischsten von allen rebellischen Grafschaften. Dies ist der Weg“, und hier zog er einen geraden Strich von dem einen Punct nach dem andern, „den sie machen müssen. Wenn ich nur wüßte, wie?“

Mit einem rathlosen Blick betrachtete er die Reiseroute, die er in den Sand gezeichnet und die allerdings in Bezug auf ihre Kürze wenig zu wünschen übrig ließ; denn sie ging schnurstracks von einem Ort zum andern ohne Rücksicht auf die Flüsse, die Städte, die Dörfer und alle übrigen Hindernisse, die dazwischen lagen.

„Wenn sichs nur um die Sicherheit ihrer Personen handelte“, setzte er nach einer Weile sein Selbstgespräch fort, „so sollt, mir nicht bange darum sein. Ich wollte doch sehen, welcher rundhaarige, langohrige Schuft es wagen würde, ihnen auch nur nahe zu kommen, so lange sie sich dort oben in meinem Schlosse Childerley befinden. Aber auf die Briefschaften kommt es an, die sie bei sich tragen und die, wie ich gehört habe, von der alleräußersten Wichtigkeit sind, ganz zu geschweigen, daß auch die höchste Eile Noth thut, da sie von Ihrer Majestät selber an den König gerichtet sind.“

Hier, langsamer als sonst wohl seine Gewohnheit, hatte der Knight die Fläche des Hügels erreicht, auf welcher das Schloß stand — kein altes Gebäude damals, denn es stammte aus der Tudorzeit und war ganz im Tudorstyl gebaut. An dem röthlichen Gemäuer haftete noch, nicht mehr der Strahl, wohl aber, wenn man so sagen darf, die Wärme des Sonnenlichts, während unter dem breiten Thorweg zwischen den beiden Thürmen schon der dunkelblaue Schatten des Abends lagerte. Ausgebreitet vor dem Ritter lag die Frühlingslandschaft in all den zarten Farben jener lieb-

lichen Jahreszeit und getaucht in all den feinen Duft jener holden Stunde zwischen Sonnenuntergang und Dunkelheit. Friedlich klangen die Glocken herauf aus dem weiten Thal voll Wiesen und Weiden, auf welchen schon die Heerden im Freien übernachteten; still und dunkel ging das Flüßchen Cam unter hohen Binsen dahin, so still, daß man sein Rauschen kaum vernahm, wo sein Lauf hier und da durch ein Wehr oder eine kleine Insel unterbrochen ward, und so dunkel, daß es sich auf der hellgrünen Grasfläche in der Ferne nur noch als ein schwarzes Band unterscheiden ließ, während im Westen, an der Grenzlinie des Horizontes, ein Streifen Purpurlichtes über einem Walde glühte, der seine mannichfaltigen Contouren deutlich und fein auf dem lange noch leuchtenden Hintergrunde abzeichnete. Dieser Wald war der einzige in dieser Landschaft, in der sonst nur Triften zu erblicken waren mit höchstens hier und dort einer Gruppe von Ulmen und Eichen, oder Dörfer, deren Schindeldächer von Obstbäumen malerisch umkränzt wurden.

Der Schloßherr hatte diese Rundschau über eine Gegend, die ihm so wolbekannt war, daß er kaum etwas Neues darin zu entdecken hoffen durfte, fast vollendet, als seine Aufmerksamkeit auf jenen Wald im Westen fiel. Sogleich ging eine große Veränderung nicht blos in den Gedanken, sondern auch in dem Benehmen des würdigen Mannes vor. Er schwenkte seinen Hut, die neue Idee begrüßend, als ob er irgend einen großen Herrn begrüße. „Bravo!" rief er, „da ist der Wald von Longstow, und — so soll Gott mir helfen! — auf diesem Wege wird der Botschafter Ihro Majestät durch Bedfordshire und Buckingham nach Oxford reiten."

Eilends wandte nun Sir Tobias Cutts sich von der Betrachtung der Landschaft ab, die ganz in Dämmerung versunken war und aus welcher schon der feuchte Hauch der Nacht heraufwehte. Mit einem Herzen voll Zuversicht und einem Auge voll Fröhlichkeit legte er die kurze Strecke zurück bis zur Zugbrücke, die über den Schloßgraben führt. Der Graben war tief und breit, aber trocken, und Gott mag wissen, wie man ihn hier, so hoch über dem Spiegel des Flusses, mit Wasser füllte. Doch mußte dies wol in Zeiten der Noth auf die eine oder andere Weise geschehen, denn hier und dort sah man sowol die Mündung von unterirdischen Canälen, als auch die Schleusen, durch welche sie geschlossen waren. Jenseits des Grabens erhob sich ein hoher, mit Rasen bekleideter Erdwall, durch welchen der untere Theil des Schlosses fast ganz verdeckt war, so daß man, wenigstens in dieser Entfernung, nur die oberen Stockwerke und die viereckigen Thürme sehen konnte. Die Zugbrücke führte zu dem mächtigen Portal, welches durch ein Fallgatter und eine starke, mit Eisen beschlagene Bohlenthür geschützt war, während zu beiden Seiten vor den Schießscharten der Mauer lange und dünne Kanonen lagen, von jener Sorte, die man damals Feldschlangen nannte. Mit seinen Gittern und Mauern und Vertheidigungswerkzeugen aller Art machte der Schloßhof einen sehr militairischen Eindruck, und wenn man auch keine Soldaten sah, außer vielleicht den Thurmwächter, der eben herabgestiegen war, um Licht zu holen, so war doch in jenen unruhigen Zeiten, wo Krieg und Frieden aneinandergrenzten, wie

Sand und See an der Meeresküste, die ganze männliche Schloßbevölkerung vorbereitet, auf den ersten Wink ihres Herren sich in Soldaten zu verwandeln.

Als der Knight über den Schloßhof eilen wollte, schallten ihm zwei helle, fröhliche Stimmen entgegen — eine Mädchen- und eine Knabenstimme: „Guten Abend, Vater, guten Abend, guten Abend!“ und eine schlanke Gestalt, deren Umrisse sich in feinen, graziösen Linien von der Abenddämmerung abhoben, flog ihm entgegen, während etwas weiter entfernt ein Knabe sich bemühte, ein kleines weißes Pferd zu regieren, dessen Zügel die Schwester eben losgelassen hatte.

„Guten Abend, Olivia“, sagte der Vater, indem er die Tochter auf die Stirn küßte, „und Du, Meister John. Woher kommt Ihr?“

„Wir haben uns den halben Nachmittag in der Wiese gejagt und die Pferde grasen lassen. Aber sag, Vater, ist es wahr — sag, sie haben im Dorf den Maibaum aufgerichtet und wir sollen morgen früh den Mai hereinholen?“

„Ja, Oliva!“ erwiederte der Vater, „es ist wahr und Du selber sollst morgen Maid Maria sein.“

„O, das ist herrlich!“ rief das Mädchen und schlug in die Hände.

„Und ich, Vater, ich werde Robin Hood sein?“ rief der Knabe, der sein Pferdchen herumwarf, daß es sich wiehernd hoch aufbäumte. Doch der jugendliche Reiter saß fest. „Vor einem Jahre“, sagte er, „war ich Little John, „aber ich bin gewachsen seitdem.“

„Jawohl, mein Sohn“, erwiderte Sir Tobias. „Du sollst diesmal den grünen Rock tragen und Pfeil und Bogen haben.“

„Und Bruder Tuck, Vater?“ fragte John weiter, der nicht mehr der kleine John sein wollte und der auch in der That für seine fünfzehn Jahre lang genug war; „wer soll Bruder Tuck vorstellen? Das ist eine gar wichtige Person.“

„Und Will Stukely?“ fragte Olivia.

„Wir werden dafür sorgen, daß es an Nichts fehle“, beschwichtigte der Knight seine Kinder. In der Einsamkeit des Landlebens und dem beständigen Verkehr mit der Natur erwachsen, trugen Beide, wiewol sie die Kinderjahre schon zurückgelegt, in der Seele noch all jene erste Frische, gleich einem Blumenbeet im Morgenthau, bevor der Strahl der Sonne oder der Finger eines Menschen daran gerührt.

„Olivia“, sagte nun der Vater, indem er die Tochter näher an sich heranzog, „Du mußt Dich gewöhnen, an die Pflichten einer Schloßfrau zu denken. Du weißt es, mein Kind, daß Childerley-House seit dem Tage, wo man Deine Mutter dort unten in der Kirche zur ewigen Ruhe getragen, das Haus nicht mehr ist, welches es vordem zu sein pflegte. Doch Du bist inzwischen so groß und so klug und — ja, ja, mein Kind, warum soll ichs nicht sagen? — so brav geworden, wie irgend eine junge Lady in der Nachbarschaft, und wenn Du Dich auch lange noch umhertummeln magst in voller Freiheit durch Feld und Wald: so wollen wir darum nicht vergessen, daß es sich für den Edelmann ziemt, ein offenes Haus zu haben, um zu bewillkommnen, ein offenes Haus, um aufzunehmen, ein wirthliches Dach,

um zu beherbergen, und eine wohlbesetzte Tafel, um zu verpflegen Diejenigen, die des Willkomms, der Aufnahme, der Herberge und der Pflege bedürftig sind. Denn die Krone ist für den König — Gott schütze ihn! — und das Krönlein für den Ritter; aber die Gastfreundschaft ist für Alle!"

„Mein Vater", sagte das Mädchen, ernster als man hätte vermuthen mögen, nachdem man sie vorher in so kindlicher Unbefangenheit beobachtet; auch der Ton ihrer Stimme wurde tiefer und nahm jenen metallischen Klang an, der zugleich so voll und so weich in die Seele des Hörers fällt; „mein Vater", sagte sie, „indem Du mich an meine Mutter erinnerst, stellst Du das Muster jeder Tugend vor mein Auge hin und eiferst mich an solch edlem Vorbild zu folgen. Glücklich würde ich sein, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, dem theuern Vater es wieder heimischer zu machen in Childerley House, und freudig im Voraus begrüße ich die werthen Gäste, die er erwartet."

„Die Gäste sind schon da!" sagte der Knight mit gedämpfter Stimme indem er die Hand der Tochter fest in der seinen preßte.

„Die Gäste sind schon da?" rief Olivia, im Erstaunen selbst über diese Nachricht die unwillkürlich laute Aeußerung desselben unterdrückend; „und seit wann?"

„Seit heute früh im Morgengrauen."

„Und ich habe nichts davon gewußt oder bemerkt?"

„Niemand hat davon gewußt, außer ich allein; und Gott verhüte, daß Jemand es bemerkt haben sollte."

„So sind sie — ", flüsterte Olivia, indem sie sich ängstlich an den Vater schmiegte, — „flüchtige Cavaliere?"

„Mehr, mein Kind," erwiederte der Knight fest und leise, „mehr, als das — sie sind Botschafter der Königin!"

„Der unglücklichen Königin?..." sagte Olivia.

„Henriette Maria von England", setzte der Vater hinzu, indem er den Kopf der Tochter an die Brust drückte. — „Olivia", sagte er dann, nach einer Pause, „Du bist die Tochter eines Cavaliers; Du wirst Dich des Vertrauens würdig zeigen, welches ich in Dich gesetzt habe."

„Ja, mein Vater, ja!" rief Olivia mit der ganzen Inbrunst ihres jungen Herzens.

„Gut!" sagte der Knight. „Wir werden unsere Gäste, die ich ihrer eigenen Sicherheit halber während des Tages verbergen mußte, heut Abend unterhalten, wie wir ihrem Rang und unserm Haus es schuldig sind. Auch Doctor Hewitt wird aus dem Dorfe herauskommen."

„Ich freue mich, den wackern Geistlichen, meinen Lehrer und meinen Freund zu sehen."

„Doch ist es nothwendig, das strengste Geheimniß zu bewahren. Denn wiewohl ich glaube, daß die Plage der Heuchelei und des Verrathes noch nicht bis hierher gedrungen ist, so kann ich mich doch darin täuschen. Mein Dorf ist davon angesteckt, wer sagt mir, daß ich in meinem Schlosse sicher davor bin? Nur von Einem weiß ich, daß er fest steht, wie die Eiche des Evangeliums im Walde von Longstow. Wo ist Martin Bumpus?"

Olivia entfernte sich, um den Küper zu rufen, der, wie wir gesehen haben, mannigfache Talente besaß. Er verstand die Arbeit eines Zimmermanns, eines Tischlers und eines Malers, war ein Mann von fröhlicher Gemüthsart, hübsch, kräftig, ein Liebling der jungen Mädchen, welche gern tanzten, und verband mit all den guten Eigenschaften, die wir genannt haben, eine Reihe von Aemtern und Würden in dem patriarchalischen Haushalt des Knight von Childerley. Er war nicht nur Küper, sondern auch Kellermeister, der die Weine, sowol die rothen als die weißen, die spanischen und die französischen unter seiner Obhut hatte, und bei der Bereitung des einheimischen, des Stachelbeerweins nämlich, selbst thätig die Hand mit anzulegen pflegte. Aber er war nicht nur Kellermeister, sondern auch Küchenmeister, insofern er bei großen Gelegenheiten wohl Acht gab, daß der Spieß mit der nöthigen Vorsicht gewendet und das herabtröpfelnde Fett nach allen Regeln der Kunst aufgefangen werde. Eine besondere Fertigkeit besaß er in der Bereitung des Wildprets, welches ihm jedoch nicht erst in die Hände fiel, wenn die Anderen es geschossen hatten, sondern bei dessen Erlegung er immer selbst behülflich gewesen. Ja, bei der Jagd ritt er dicht hinter seinem Herrn; sein Auge war so gut und sein Schuß so sicher, daß er dieses Vorzugs wol würdig. Man hätte daher mit Recht ihn auch einen Jägermeister genannt. Aber das war noch nicht Alles. Bei den Festlichkeiten des Jahres, den althergebrachten, z. B. in der Weihnachtsz it, wenn der Eberkopf auf den Tisch gebracht wurde, oder am Tage seines Heiligen, wo die Gans nicht fehlen durfte, da war es, wo er den Meister der Lustbarkeit machte, den „master of the revels", wie man dieses Amt damals bezeichnete. Wenn Fremde da waren, so machte er den Ceremonienmeister, und wenn keine Fremde da waren, so machte er den Haushofmeister. Es gab keine Gelegenheit, der er sich nicht gewachsen zeigte; er war Alles, was sich zwischen dem ersten Beamten und dem letzten Bedienten eines herrschaftlichen Hauses denken läßt, und — um es kurz zu sagen (denn da wir dem Vater Homer sonst nichts nachmachen können, so wollen wir hier auch kein Seitenstück zu seinem berühmten Schiffskatalog im zweiten Gesange der Ilias liefern) — er war das Factotum von Childerley.

Martin Bumpus, genannt der Küper, weil diese von allen anderen Professionen seine erste und ursprüngliche gewesen, — Martin Bumpus, der Küper, kam. Schnelligkeit war keine von seinen geringsten Tugenden. Wie hätte er sonst wol auch so vielerlei und verschiedene Leistungen vollziehen können, die ziemlich weit von einander entfernt lagen und von denen wir, wie gesagt, unseren Lesern noch lange keinen erschöpfenden Begriff gegeben haben. Nach seiner letzten Campagne unten im Dorf, auf dem Kirchplatz, hatte er sich rasch wieder hierher auf das Schloß begeben, dem eigentlichen Schauplatz seiner mannigfachen Thätigkeit; und er erschien, als man ihn rief, in einer großen ledernen Schürze, beide Arme nackt bis zum Ellnbogen, eine Zange in der einen und ein Hufeisen in der andern Hand. Denn Martin Bumpus war auch Hufschmied.

„Martin", sagte der Knight, „wir haben Dich von der Arbeit gerufen, wie ich sehe."

„Sie ist auf der Stelle vollendet, Sir," erwiderte der Getreue; „es ist nur das kleine Pferd des gnädigen Fräuleins zum Ausritt für morgen früh."

Als ob ein kleines Pferd zu beschlagen geringere Mühe mache und weniger Zeit erfordere, als ein großes! Aber so war Martin Bumpus.

„Laß das nur", sagte Olivia, „mein Pferd wird schon noch laufen können; es ist kein gar so harter Weg morgen in den Wald. Der Vater wünscht Dich heut Abend bei der Tafel."

„Großer Gott!" rief Martin und legte Eisen und Zange sogleich nieder. „Heut Abend? Wir werden heut Abend noch eine Tafel haben!"

„Und Gäste dazu," sagte der Knight.

„Gepriesen sei Gott," rief Martin, „daß ich das erleben muß. Heut ist ein Freudentag für mich; am Nachmittag der Maibaum, am Abend Gäste und morgen der Mai!"

Er würde „Hurrah!" geschrieen haben, wenn der Schloßherr es ihm nicht verboten hätte.

„Es handelt sich nicht darum, daß Du jubelst", sagte derselbe, „sondern vielmehr darum, daß Du schweigst."

„Ich verstehe", erwiederte Martin, und legte die rechte Hand auf das Herz. In diesem Augenblicke war er aus dem Hufschmied, der er noch eben gewesen, der Vertraute seines Herrn geworden, ein Mann, der seine Partei genommen und von Stolz beseelt ist, ihr zu dienen; ein Kämpfer für die gute Sache, und entschlossen, wenn es sein müßte, ihr Märtyrer zu werden. Dem Ausdruck dieser Empfindungen in den Worten und der Bewegung seines Dieners hatte der Schloßherr nichts hinzuzufügen, und er fuhr daher fort:

„Unsere Gäste sind einen weiten Weg hergekommen, und einen höchst beschwerlichen, Martin; sie müssen deswegen durch ein herzhaftes Mahl erquickt werden. —"

„Pro primo", sagte Martin Bumpus, der in der Gemeindeschule von Huntingdon, seinem Geburtsorte, etwas Latein gelernt und so viel davon behalten hatte, um es zum Vortheil seiner Würde anzuwenden, wenn er in der Ausübung der höheren seiner Functionen begriffen war.

„Auch darf es nicht an Getränk fehlen, dem besten, welches unser Keller zu liefern vermag. Denn sie müssen sich für einen Weg stärken, der, wenn er nicht so weit ist, als derjenige, den sie schon zurückgelegt, doch um so viel beschwerlicher sein dürfte."

„Pro secundo", sagte der Küper, dessen lebhafte Phantasie jetzt schon die Flaschen mit den schlanken Hälsen und die mit den dicken Bäuchen rings um sich aufmarschirt sah.

„Du wirst uns bedienen, Martin", befahl der Knight weiter. „Niemand im Schlosse darf erfahren, wer unsere Gäste sind, wie sie heißen, woher sie kommen und wohin sie gehen."

„Was um so leichter ist, pro tertio", schloß der Küper die Reihenfolge seiner Entgegnungen, „als ich es selbst nicht weiß."

„Und nun halte Alles bereit, wie ich es angeordnet habe", sagte der

Knight; „und sobald ich die Glocke rühre, trittst Du mit den Kerzen in die große Halle."

„Sehr gut, Sir", erwiederte Martin, „es soll geschehen." Dann nahm er das Eisen und die Zange vom Boden auf und eilte zu den neuen Verwandlungen dieses verhängnißvollen Abends.

„Ich gehe jetzt, Olivia", wandte der Knight sich hierauf zu seiner Tochter, „um auch Dir zu den Vorkehrungen die nothwendige Zeit zu lassen. Ich hoffe, daß Du das erste Mal, wo Du die Rolle der Wirthin zu übernehmen hast, Dich dieser ehrenvollen Aufgabe würdig entledigen wirst. Denn freundlich und gefällig zu sein: das lernt man nicht. Ein gutes Herz — das ist die Mitgift der Natur und — meine liebe Olivia — das Erbtheil Deiner Mutter."

Er schickte sich an, zu gehen, dann kehrte er sich noch einmal um.

„Olivia", sagte er, „Du magst auch Deinen Bruder davon unterrichten, was ich Dir mitgetheilt habe. Der Knabe wird sechszehn Jahre alt. Er muß es lernen, ein Geheimniß zu bewahren für seinen König, für den er vielleicht einst die Waffen tragen wird. Er soll heut Abend mit uns an der Tafel sitzen und einen Mann sehen von allen braven und tüchtigen Cavalieren den bravsten und tüchtigsten."

III. Die Gäste.

Während nun im Keller ein ungewöhnlicher Lärm sich hören ließ und in der Küche das Feuer hoch aufloderte: begab Sir Tobias Cutts sich nach der Treppe, die zu dem mittlern und eigentlich bewohnten Theile seines Schlosses emporführte. Die Seitenflügel waren in einigermaßen vernachlässigtem Zustand. Denn lange schon seit dem Beginn der bürgerlichen Unruhen im Königreich und dem Heimgang der guten Schloßfrau hatte Childerley-House die fröhlichen Feste, die Gastereien und Schmäuse nicht mehr gesehen, die vormals den Adel der Nachbarschaft hier so oft versammelt hatten. Die Mehrzahl der adeligen Familien in Cambridgeshire und dem benachbarten Huntingdon waren abtrünnig geworden von der Sache des Königs und hatten sich zu den Fahnen des Parlaments gesellt; war doch der mächtigste Grundherr in dieser Gegend, Lord Montague, der Marquis von Manchester, dessen Schloß Kimbolton nicht zehn Meilen von hier entfernt, so weit gegangen, einer von den Anführern der Rebellen zu werden! Seit diesen Tagen des Abfalls war es öde geworden in den einst so gastlichen Hallen von Childerley-House; und die weiten Räume, die herrlichen Säle, in denen man einst die auserlesenste Gesellschaft der benachbarten Shires, die Lords und die Ladies, ihre blühenden Töchter und kräftigen Söhne herzlich zu bewillkommnen pflegte, dienten nun zur Aufbewahrung des Obstes, des Kornes und anderer Früchte des Feldes.

Der Knight schritt über den breiten und tiefen Flur, an dessen Ende die große Halle sich befand Es war Nacht darin. Aber in dem mäch-

tigen Kamine, der Eingangsthür gegenüber, brannten die Scheite von Eichenholz, prasselnd und knisternd und lichterloh, wie wenn es der beste Wintertag wäre. Denn man war damals mit dem Holze nicht so sparsam als man es heut ist. Ganze Wälder wanderten in die Herde und Kamine; und man hatte der Jahreszeit nicht so ängstlich Acht, ob man allenfalls des Feuers wol schon oder wol noch entbehren könne. Nein, wie man damals aus der vollen Hand die Teller und die Krüge füllte, also feuerte man auch. Es war an diesem Aprilabend, nachdem die Sonne niedergegangen, kühl genug, und zumal in der hohen und finstern Halle, deren Boden mit Stein gepflastert war. Weit darüber hin und bis an die getäfelte Decke hinauf warf das Feuer seinen traulichen Schein, während der übrige Theil des Gemaches dunkel blieb. Die breiten Fenster mit den zugespitzten Bögen, welche die Längenwand links einnahmen, schimmerten weißlich, mit hier und da einem Lichtreflex vom Feuer, gegen den nebligen Hintergrund der Nacht, und Alles war still, sowol in der Halle, als außerhalb derselben.

Vorsichtig schritt der Schloßherr zuerst geradaus, dem Scheine des Kamines nach, dann wandte er sich rechts gegen die Wand, die mit Eichenholz getäfelt und unter der Decke mit mächtigen Hirschgeweihen geschmückt war. Der Strahl des Feuers, wenn er im Auf- und Niederflackern einmal hierher fiel, zeigte auch Waffen sowol aus der ältern Zeit wie aus der neuern, die daselbst aufgehängt waren: Hellebarden, Piken, Reiterstiefel, Pistolen und Flinten mit dem Feuerschloß. An einer gewissen Stelle dieser Wand blieb der Ritter stehen. Obwol er wußte, daß er sich allein in dieser Halle befinde, so blickte er sich doch noch einmal nach allen Seiten um und legte dann das Ohr an die Wand, um zu lauschen. Hierauf klopfte er mit den Fingern dreimal stark gegen das Holzgetäfel, welches dieselbe bekleidete. Sogleich ließ sich von Innen ein dumpfer Schritt vernehmen, welcher näher kam und endlich, nach dem Klange zu urtheilen, dicht vor der Wand, aber an der andern Seite derselben, halten mußte. Der Knight gab ein zweites Zeichen, indem er abermals an die Wand klopfte, und nun hörte er von Innen heraus eine gedämpfte Stimme fragen: „Seid Ihr es, Sir Tobias?“

„Ich bin es, so soll Gott mir helfen!“ rief der wackere Knight, indem er einen Schlüssel aus der Tasche zog und ihn in irgend ein unter dem Getäfel verstecktes Schloß drückte, worauf dieses sogleich nachgab und ein Stück des Getäfels sich öffnete, nicht größer, als daß ein Mann nur gebückt hinein- oder herausgehen konnte. Durch diese viereckige Oeffnung in der Wand sah man in ein verborgenes Gemach, welches sich hinter der Wand befand und welches, selbst bei hellem Tage nur dämmrig von Oben beleuchtet, jetzt so dunkel war, daß man die Figur Desjenigen nicht unterscheiden konnte, mit welchem Sir Tobias auf so geheimnißvolle Weise sich verständigt hatte.

In jedem Royalistenschloß von England gab es zu damaliger Zeit einen oder mehrere solcher Zufluchtsorte, welche man „the priests' holes“ nannte, — Priesterhöhlen deswegen, weil sie in der That anfänglich keine

andere Bestimmung hatten, als den katholischen Priestern zum Versteck zu dienen. Gegen diese nämlich richtete sich zuerst, beim Ausbruch der Bewegung, welche bald eine Revolution und ein Bürgerkrieg werden sollte, die ganze Wuth des englischen Volkes. Eines Tages aber sahen die Priesterhöhlen andere Männer kommen, von einem andern Schnitt des Gesichts und der Kleidung: Geistliche der anglikanischen Hochkirche, dieser Kirche, welche — wiewol die That Luthers sie von der Kirche Roms getrennt — dennoch in dem Verdachte stand, nunmehr in ihrer äußersten Noth und Bedrängniß die helfende Hand jener nicht zurückgewiesen zu haben, um so mehr, als die eine in der Person des Königs und die andere in der der Königin eine nur zu natürliche Stütze fand. Allein den Priesterhöhlen stand ein noch weit glänzenderes Schauspiel bevor: denn nun kamen die Grafen, die Marquis, die Herzöge, sie, die zuerst den Priestern, dann den Bischöflichen Schutz geliehen, und hierauf selber flüchtig und verfolgt, der Nachstellung und dem Verrath nur entgingen, indem sie sich in einem Raum ohne Luft und Licht verbargen, in welchem vor ihnen die Jesuiten gewohnt hatten. So kommen und gehen in einer Revolution die Gestalten, tauchen auf, tauchen nieder und machen neuen Platz. Unter Grund aber wühlt der mächtige Strom weiter, düster und gewaltig dem Ziel entgegen, mit fatalistisch unaufhaltsamer Kraft; während an der Oberfläche die Parteien sich bilden, verdächtigen, beschimpfen, bekriegen und besiegen — sie, die aufsteigenden Schaumblasen dieses reißenden Gewässers, deren Loos es ist: zu zerspringen!

Vielleicht hatte der Knight ähnliche Gedanken, als er sich jetzt zu der Oeffnung in der Wand hinabbeugte; denn die Gesetze der Revolutionen sind wie die Gesetze der Natur, zu allen Zeiten dieselben gewesen.

„Kommt heraus, mein lieber Freund“, sagte er, aber nehmt Euch in Acht; denn diese Thür ist oben so niedrig und unten so hoch, daß man sich das Genick brechen kann, wenn man nicht vorher über seine eigenen Füße gestolpert. Es ist ein vermaledeites Loch, wiewol es, so soll Gott mir helfen, schon manchen wackern Cavalier beherbergt, dem ich ein besseres Quartier gewünscht.“

Der also Angeredete kam nun mit all der Vorsicht, die sein Gastfreund ihm so sehr anempfohlen, aus dem Versteck und man sah, wie er sich hoch emporrichtete, wenn man gleich, wegen der in der Halle herrschenden Dunkelheit, kaum mehr von seiner Erscheinung unterscheiden konnte, als die aufrechte, Achtung gebietende Haltung.

„Gebt mir die Hand, Sir Harry!“ sagte der Knight; „es thut mir wohl, die rechte Hand eines braven Mannes zu schütteln. Macht es Euch bequem in der Halle von Childerley. Tretet an das Feuer und wärmt Euch, denn die Nacht ist feucht.“

„Nun, was das anbelangt“, erwiederte Sir Harry mit feinem Lächeln, „so habe ich zwischen Eurem Schornsteine trocken genug gesessen und auch von der Kälte wenig gespürt.

„Ich glaube Euch“, sagte der Knight, „ich glaube Euch. Aber ich

wette, daß Ihr bald nicht mehr an das denken sollt, was Ihr da drinnen ausgestanden. Gute Nachrichten, Sir, gute Nachrichten!"

Und er führte seinen Gast durch die Halle, mitten vor den Kamin, dessen volle rothe Gluth nunmehr die Figur des Fremden deutlicher beleuchtete. Er war nur halb militairisch gekleidet; Brust und Arme waren frei von Harnisch und Schienen. Doch trug er an einem breiten Wehrgehenk über dem ledernen Koller den langen und geraden Degen, und um den stolzen Kopf fielen zu beiden Seiten die Haare bis auf den Spitzenkragen herab. Sein Gesicht, indem die wallende Flamme dasselbe bald in Licht und bald in Schatten tauchte, zeigte eine hohe Stirn, hagere Wangen, ein scharf geschnittenes, ausdrucksvolles Profil und den Bart nach der Mode der Zeit oder vielmehr des Hofes, jenen kecken Henri-Quatre, welcher den ernsten sowohl als den leichtlebigen Cavalierphysiognomien einen fast wehmüthigen Zug verlieh, Etwas, gleich der trüben Erinnerung an die Tage der Ritterlichkeit, der Loyalität und des Frauendienstes, Tage, welche nun entschwunden schienen für immer.

„Ihr könnt morgen schon Eure Reise fortsetzen, Sir Harry", sagte der Knight; „es schmerzt mich zwar in der Seele, von einem guten Kameraden, wie Ihr seid, Sir Harry, so bald schon wieder Abschied nehmen zu müssen; allein, wenn ich die Bequemlichkeit bedenke, die ich Euch zwischen Dachbalken und Kaminpfeifen anzubieten habe, so wird mirs leichter, darüber hinwegzukommen."

„Nun nun, mein ehrenwerther Wirth", sagte Sir Harry, „wir Alle haben bessere Zeiten erlebt. Ich weiß mich noch sehr wohl des herzlichen Willkomms zu erinnern, das ich in Childerley House gefunden an Tagen der Jagd, wenn St. Hubertus uns hier versammelt; damals hatten die Gäste schöne Gemächer mit Seidentapeten bespannt, stattliche Himmelbetten mit Baldachinen von carmosinfarbener Seide und Kissen mit Brocatbesatz."

„Sie sollen sie wieder haben, Sir", rief der Knight; „sie sollen sie wieder haben, die Jagd, die Zimmer, von denen Ihr die Güte habt zu reden, und die Betten; Alles sollen sie wieder haben, wenn es des Königs Majestät und Seiner tapfern Armee nur erst gelungen ist, dieser Heuchlerbrut den Kopf zu zertreten, diesem Adel, den die Huld des Monarchen an der Brust genährt, ich möchte sagen wie eine Schlange; diesem Rebellenparlament und diesem Gesindel von herumziehenden Predigern — ja, Sir Harry, das soll ein Freudenfest werden für Childerley House, so soll Gott mir helfen, ein Fest, wie es noch niemals gesehen worden in der Grafschaft Cambridge oder irgend einer andern Grafschaft von England."

Der Enthusiasmus des guten Knights war so aufrichtig und seine Begeisterung für die gute Sache so warm, daß er unwillkürlich von seinen eigenen Worten hingerissen, seine Stimme laut und lauter erhoben hatte.

Der Fremde hielt es daher für gerathen, ihn zu erinnern, daß die Zeit, von der er rede, noch fern sei, und daß man mitten in Feindes Land sich hüten müsse, weder seine Hoffnung noch seine Furcht zu verrathen.

„Ihr habt Recht, Sir Harry", sagte der Knight, „und das wars ja eigentlich auch, was ich Euch sagen wollte. In aller Sicherheit werdet Ihr morgen Eure Reise fortsetzen können, und wenn mein Plan glückt, nach Verlauf weniger Tage vor Seiner Majestät erscheinen, um in die Hände desselben die Botschaft niederzulegen, dessen Träger Ihr seid."

„Das wäre freilich von der äußersten Wichtigkeit für das Reich und die Krone; denn wie ich Euch bemerkt habe: das Schicksal des Krieges hängt von diesem Schreiben ab, und es wird eine andere Wendung von dem Augenblick an nehmen, wo der König den Inhalt desselben kennen gelernt."

„Wolan denn", erwiederte der Knight; „so höret. Die Schwierigkeit für Euch ist, diese Grafschaft zu passiren, in welcher die Gutgesinnten nicht dichter zusammenstehen, als Weizenhalme auf einem steinigten Acker. Ist doch mein eigenes Dorf nicht frei von diesen Schuften, welche sich die Haare glatt um den Kopf herum abrasiren und die Ohren lang stehen lassen (so soll Gott mir helfen, wenn ichs ihnen nicht gönnte, daß man ihnen lieber die Ohren abschnitte, und die Haare stehen ließe)... wie der Dichter sagt: sie tragen ihre Haare als Commentar und ihre Ohren als Text. Aber Ihr habt Recht, Sir Harry; mein Blut kocht jedesmal über, wenn ich an diesen Gegenstand denke. Ich wollte nur so viel sagen, daß ich es nicht einmal für sicher halte, wenn Ihr durch mein eigenes Dorf reitet, geschweige denn durch die Dörfer der Nachbarschaft. Nun aber ist zum Glücke morgen der erste Mai. Da giebts nach alter Sitte hier einen feierlichen Ritt und Auszug in den Wald von Longstow und nach der Eiche des Evangeliums, die in der Mitte desselben steht. Freilich hats ihnen die Galle nicht wenig erregt, daß wir heut Nachmittag da unten im Dorf und vor der Kirche den Maibaum aufgerichtet, wie in der guten alten Zeit, wo das Parlament nichts war, als eine Ruthe in der Hand unserer Könige — ein Werkzeug, von dem es hieß: biegen oder brechen. Es hat sie verdrossen: gut, das war mein Zweck; aber ich kann mir nicht denken, daß sie sich unterstehen werden, Etwas zu unternehmen gegen das Wort und den Willen des Knights von Childerley. Sonst, so soll Gott mir helfen, wenn ich mich länger halten lasse, einen jener Streitkolben von der Wand herunter zu heben, an denen noch das Blut klebt von Bosworth-Field, oder eine jener Pistolen zu laden, die in der Faust meines tapfern Ahnherrn zum letztenmal Feuer gaben gegen Sir Wyatts Pöbel in den Straßen von London."

„Es wird so weit nicht kommen, Sir Tobias", sagte der fremde Cavalier besänftigend.

„Ich wills nicht wünschen", erwiederte der Knight. „Mittlerweile wird der Auszug Statt finden, morgen früh, bei Sonnenaufgang. In bäuerlicher Tracht werdet Ihr nebst Euren Begleitern Euch dem Zuge anschließen und wenn Ihr nur erst den Wald erreicht habt, so seid Ihr außer Gefahr. Folgt mir dorthin ans Fenster, so werdet Ihr meinen Plan begreifen."

Der Knight geleitete seinen Gast vom Kamin fort, in eine jener

breiten Nischen, welche mit ihren massiven, oben flach geschweiften Bogen die tiefen Fenster einrahmten. Sir Tobias schob das Fenster empor und sogleich strömte ein frischer, feuchter Luftzug herein, den der fremde Ritter wie es schien, mit Lust in sich aufathmete. Weit hinaus blickte man in die neblige Frühlingsnacht, die mit ihren weichen wallenden Schleiern das ganze Thal einzuhüllen schien. Durch eine webende Masse von Blau und Silber ward die Landschaft sichtbar, das Flüßchen, die Fluren, ganz ferne der Wald, und schräg gegenüber am Rande des Horizontes die sinkende Mondsichel, deren zitterndes Licht die Gegenstände matt beleuchtete und am Frühlingshimmel den Schein der Sterne dämpfte.

Während die beiden ehrenwerthen Ritter am geöffneten Fenster mit einander redeten, ließ sich hinter ihrem Rücken, an der geheimen Thür, welche Sir Tobias zu verschließen entweder vergessen oder nicht für nothwendig gehalten hatte, ein jugendlicher Kopf sehen, dem bald ein zweiter folgte. Neugierig, wie zwei Rehe aus der Waldestiefe, blickten sie aus der Dunkelheit; und die Kaminflamme, von der Luftströmung des geöffneten Fensters gejagt, beleuchtete nun eines der anmuthigsten Bilder: zwei Jünglinge, bildhübsch, in der ersten Blüthenfrische der Jugend, kraftvoll und geschmeidig der Eine zierlich und elfenhaft der Andere.

„Komm", flüsterte der Erstere, „folge mir, sei unbesorgt."

Und er entwand sich geschmeidig der Thür, den Andern, der nicht minder graziös aus dem Verstecke schlüpfte, nach sich ziehend.

„Da wären wir", sagte der Eine, dessen Haupt ganz von braunen Locken unwallt war.

„Wenn Du wüßtest, George, wie mir das Herz klopft!" erwiederte eine weiche, melodiöse Stimme.

„Und doch fühlst Du den innigen Druck meiner Hand, Manuel!" entgegnete George.

„Du sollst mich nicht so nennen, wenn wir allein sind."

„Ich thu's ja nur um der Gewohnheit willen; denke, wenn ich mich einmal vor den Leuten versprechen und Dich anders nennen würde!"

„Mir würde die Wahrheit vor der Welt nicht halb so wehe thun, als diese Verstellung vor uns allein. Ich ertrags nicht lange mehr, dieses Kleid und diesen Zwang — mein Theuerster, mein Geliebter!"

„Manuella!" rief George, und er umschlang die zarte, in Knabenkleidern vor ihm stehende Gestalt und preßte in leidenschaftlicher Heftigkeit einen Kuß auf ihre lieblichen Lippen.

(Fortsetzung folgt.)



Das antike Rom

(Siehe gleichn. Aufsatz)

Nach einer Zeichnung von O. Knille. Gezeichnet von Ramsthal. Gestochen von John.



Das antike Rom
hundertfünfzig Jahre nach Christus.
Von Gottfried Kinkel.

Wenn das Jahr auf seine Höhe gekommen ist und dem Herbst sich zuneigt, so erlebt die Vegetation noch einmal eine Verjüngung. Das Laub an Bäumen und Hecken, das durch Frühlingsstürme, durch Raupen und Käfer vielfache Beschädigung erlitten hat, ergänzt sich gerade um die Zeit der Sommersonnenwende noch einmal durch frische Triebe, welche an den Enden der Zweige zartgoldig hervorsprossen und nur langsam in die allgemeine dunkelgrüne Farbe des Sommerlaubes übergehen. So steht der Wald in der Mitte des Juli wieder in stärkerer Blätterfülle da, als er im Mai besaß. Die Landleute bezeichnen diese Erscheinung als den Johannistrieb.

Solch ein Johannistrieb schoß im Alterthum aus, als die Maienzeit von Griechenland und der männliche Sommer der römischen Republik vorüber waren, als die furchtbaren Gewitter der ersten Kaiserzeit sich vertobt hatten, und im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eine Reihe verständiger Regenten der Welt die Ruhe ließ, ihrer seit Jahrhunderten aufgespeicherten Culturschätze noch einmal froh zu werden, ehe der Einbruch der Barbaren und der moralische Verfall des Römerreiches die antiken Staats- und Lebensformen rettungslos in den Untergang riß.

Von Nerva bis auf Mark Aurel, also ein volles Jahrhundert hindurch, ereignete es sich, daß kein Kaisersohn dem Vater auf dem römischen Throne nachfolgte. Gleichwohl ging die Regierung nicht, wie im ersten kaiserlichen Jahrhundert, durch Palastverschwörung oder Soldaten-Emeute auf die Nachfolger über, sondern die regierenden Kaiser adoptirten mit Zustimmung des Senats und mit schweigendem Einverständniß des Volkes einen gereiften Mann, der dann bei ihrem Tode ohne Streit und große Aufregung den Thron bestieg. Natürlich wählte man hiefür keine Nullen, auch keine verdorbenen Charaktere; sondern es waren tüchtige und thätige Männer, die sich diese Auszeichnung durch Verdienst erworben, auch bereits praktische Erfahrungen in der Staatsverwaltung gesammelt hatten. Der Staat stand sich gut dabei: man vermied sowohl die Gefahr des reinen Wahlkaiserthums, welches zu gewaltsamer Usurpation des Thrones führen mußte, als auch wieder den ewigen Fehler der Legitimität, daß einem tüchtigen Vater, bloß durch das Recht der Geburt im Purpur, möglicher Weise ein schlechter oder in der Erziehung verdorbener Sohn nachfolgt. Erst als dem Mark Aurel wieder sein Commodus nachtrat, da begann sofort das schlechte Regiment wieder, dem mit Kaisermord und Prätendentenkrieg nur vorübergehend abgeholfen wurde.

Die glücklichste und wohlthätigste Regierung hat unter allen diesen Kaisern des zweiten Jahrhunderts Antoninus Pius geführt, welchen Hadrian als Sohn angenommen hatte. Ein milder, liebenswürdiger

Mensch, einfach in seinen Sitten, wahrhaft bürgerlich; er liebte es, zu Tisch gebildete Leute bei sich zu sehen und mit ihnen über Philosophie und allgemeine Interessen zu conversiren. Der Glanz des Hofes war beschränkt, besonders seit dem Tod der schönen Kaiserin Faustina, der Antoninus in den letzten 20 Jahren seiner Regierung keine hoffähige Nachfolgerin gab. Die Staatsgelder wurden weniger für prächtige Bauten und Anlagen, als für ruhige Fortführung einer geordneten Verwaltung verwendet, und am Schluß seiner Regierung hinterließ der Kaiser einen gefüllten Staatsschatz. In den Provinzen war Ruhe, nur in Britannien wurde ein bedeutenderer Krieg geführt, und dann, nach Erlangung einer vertheidigungsfähigen Grenze, konnte auch dieser Krieg durch Ausbau der noch in Trümmern vorhandenen antoninischen Mauer geendet werden, welche, von Hadrian zuerst angelegt, zum Schutz gegen die Pieten über die enge Einschnürung Großbritanniens zwischen Newcastle und Carlisle sich hinzog. Antoninus war ein durchaus toleranter Mann; unter ihm herrschte die größte Freiheit der Literatur; der Voltaire des Heidenthums, der geistvolle Lucian, der jeden Cultus und jede Schwärmerei, wie jede Philosophenschule verspottete, konnte unter diesem Kaiser in Rom als Lehrer der Beredsamkeit sich unbehelligt ein Vermögen erwerben. Selbst die Christen verfolgte diese Regierung nicht, obwohl man doch, wenn etwa der Präfect einer Provinz die Verordnung gegen verbotene Verbindungen auf Christen anwendete, dem Gesetze seinen Lauf ließ. Der Kaiser selbst regte solche Processe nicht an; ja unter ihm traten zuerst christliche Gelehrte mit offnen Vertheidigungsschriften der Kirche hervor, in denen es an scharfen Angriffen auf die Staatsreligion keineswegs fehlte. In allen großen Städten des Reichs gab es Lehranstalten, wo Philosophen und Rhetoren mit festem Staatsgehalt angestellt waren. Dieser Gehalt betrug 10,000 Drachmen jährlich, also eine bessere Besoldung als die meisten modernen Professoren erhalten; zehntausend Drachmen sind annähernd 2500 preußische Thaler. Die Anstellung erfolgte auf den Vorschlag einer Commission von localen Notabilitäten, so daß die Freiheit der Wissenschaft und des Unterrichts dabei gesichert blieb. Selbst der Armen wurde von Antoninus mit einer Milde gedacht, die wir sonst im antiken Leben vermissen; der Kaiser gründete zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Faustina eine menschenfreundliche Stiftung für arme Mädchen. Ueberall erschienen geordnete, bequeme Verhältnisse; das Gefüge des Staates war so fest, der militairische Gehorsam so sicher, daß ein gleichzeitiger Schriftsteller ganz leichtfertig bemerkt, hinfort werde wohl Niemand mehr den Untergang des Staates durch die Barbaren befürchten. Die antike Welt, von den furchtbaren Erschütterungen ermüdet, welche die Republik in die Monarchie verwandelt hatten, breitete sich in behaglichem Lebensgenuß aus, welcher jedoch den Reiz geistiger Anregung noch keineswegs verschmähte.

Wir wählen die 23 Jahre dieser Regierung, von 138 bis 161, um einige Züge zu einem Bilde des antiken Roms zusammenzustellen, wie die Stadt damals bestand. Sie war bereits neun Jahrhunderte alt, und unsre Leser werden es rechtfertigen, wenn wir gerade eine so bestimmte

Zeit für unser Gemälde herausgreifen, um ihm doch eigenthümliche Züge geben zu können. Denn anders war das Rom des Servius Tullius und der etrurischen Könige, welche dem aus einzelnen Ansiedlungen und Dörfern zusammenwachsenden Orte durch Umschlußmauern und Prachtbauten zuerst den Ausdruck einer Stadt gaben; anders wieder das Rom der spätern Republik mit krummen Straßen, großen Miethshäusern aus Ziegelsteinen und Tempeln von etrurischem Geschmack, welches Augustus sich rühmte in eine Marmorstadt umgeschaffen zu haben. Und noch einmal änderte sich die Physiognomie der Stadt, als Nero nach dem ungeheuren Brand, welcher drei von den sieben Hügeln abgeräumt, sein Goldenes Haus erbaute und zugleich im Interesse der Gesundheitspolizei ganze Stadtviertel haußmannisirte. Das Goldne Haus verschwand wieder, indem die nachfolgenden Flavier, zum Theil wohl um Neros Andenken zu schwächen, über einem großen Stück desselben das Colifeo und die Titusthermen aufthürmten, bis zuletzt der prachtliebende Hadrian das Forum und die außenliegenden Theile mit mehr glänzenden als classischen Bauwerken schmückte. So erbte Antoninus die ewige Stadt und begnügte sich mit wenigen Zusätzen. Unter den folgenden Regierungen sind freilich noch viele Prachtwerke geschaffen worden; aber mit Hadrian erscheint der Ausdruck des kaiserlichen Roms doch in allem Wesentlichen abgeschlossen, und was hinzukam, legte sich mehr in die Vorstädte hinaus. Unter Hadrian hatte auch die Plastik ihre letzte freie Schöpfung vollbracht in der Idealgestalt des vergötterten Kaiserlieblings Antinous. Was von Sculptur diesseits von Hadrian kommt, z. B. der verschwenderische Statuenschmuck der Bäder des Caracalla, ist Nachahmung berühmter älterer Vorbilder: sonst hat seitdem die römische Sculptur, da seit Antoninus das Begraben statt des Verbrennens wieder Mode wurde, noch eine ungeheure Masse Sarkophage geliefert, welche in ihren symbolischen Andeutungen der Unsterblichkeit sehr interessant, aber dafür an Kunstwerth meist sehr gering sind. Jene unter Antoninus fallende Pause in der Entwicklung, nach welcher unaufhaltsam die Arbeit der Zerstörung beginnt, ist also ein vorzüglicher Rahmen, um in ihn ein ruhiges Bild Roms und römischen Lebens hinein zu skizziren.

Der Umfang der Stadt darf freilich nicht nach dem kleinen Streifen bewohnter Viertel bemessen werden, den man zu unserer Zeit vom Thurm des Capitols überschaut, wie er rings von Gegenden umgeben daliegt, die jetzt von der Malaria verödet sind, aus denen sich aber dem Blick stets noch die Trümmer antiker Prachtbauten, ja die Reste von Quartieren entgegenheben, welche vor hundert Jahren noch bewohnt waren. Die traurige Doppelstellung der Päpste als Kirchenhäupter und als Fürsten eines weltlichen Gebiets ist dem Kirchenstaate und der Stadt verderblich geworden: die Erträgnisse des weltlichen Territoriums, welche selbst ein erleuchteter Absolutismus dem eignen Lande rentbar gemacht hätte, wurden dem größern Ehrgeiz geopfert, in den Angelegenheiten der ganzen Welt die erste Rolle zu spielen. Auch die Campagna war einst reich, fruchtbar, schön bebaut und angepflanzt. Sie streckt sich jetzt als Einöde fünf Stunden weit bis an das ölreiche Gebirg von Tivoli, und wieder fünf Stunden bis ans

Meer, das man aus dem Knopf der Peterskuppel als schmalen silbernen Streifen in der Ferne leuchten sieht. Jetzt unter 215 große Besitzer vertheilt, welche auf der Stelle frühern Ackerbaus Viehheerden halten oder das Kornland an Getreidehändler verpachten, hat sie eine starke Bevölkerung nur während der Erntezeit, wo die Schnitter vom Sabinergebirg dort die Felder mähen und den Keim des Todes aus der Fieberluft zurück in ihre Heimat oder in die städtischen Spitäler tragen. Der kleine Grundbesitz ist verschwunden, mit ihm die Bäume und die gesunde Luft. In der Kaiserzeit war diese ungeheure Ebene, 756,000 Magdeburger Morgen groß, dicht und stadtähnlich bevölkert. Die Villen unter den tusculanischen Hügeln stießen damals an die Häuserreihen, welche nach der kaum erkennbaren Grenze der Stadt hinliefen, während sie sich fast gleich ununterbrochen auf der andern Seite zum Meere hinzogen: zum Theil auf den Trümmern uralter Städte und Nebenbuhlerinnen Roms sich erhebend. Die zerstreuten Landhäuser gleichsam durchschneidend, waren längs der von Schiffen wimmelnden Tiber ähnliche Linien von Häusern mit reichbebauten Feldern, Gütern und prächtigen Denkmälern der Gestorbenen umgeben. Will man das kaiserliche Rom und dessen Bevölkerung sich vorstellen, so müssen diese Vorstädte ebenso in Anschlag genommen werden, wie man den Begriff von Paris jetzt bis an die Festungswerke, ja eigentlich bis weit die Seine herab nach Sevres und St. Cloud, und den Begriff von London über jene alten Dorfgemeinden und neuen Eisenbahnstädtchen ausdehnen muß, deren Bewohner alltäglich mit Omnibus, Dampfschiff und Eisenbahn auf ihre Comptoire in der City strömen. Nun läßt sich aus einer Inschrift des Augustus über seine Kornspenden an die römische Plebs berechnen, daß die Einwohnerzahl innerhalb der Stadtmauern damals wenigstens zwei Millionen betrug, und diese Zahl hatte sich bis zu der Zeit des Antoninus Pius eher vergrößert; nimmt man aber jene nach allen Seiten entlang der großen Heerstraßen sich fortziehenden Vorstädte hinzu, so werden drei Millionen Menschen kein zu großer Anschlag sein. Das kaiserliche Rom, in dieser Ausdehnung genommen, vereinigte also auf Einem Erdfleck die Bevölkerung des modernen Londons.

Die Art des Lebens und Wohnens war dem unsrer großen Hauptstädte ähnlich. Die wenigsten Menschen hatten eigne Häuser, man wohnte in großen Miethkasernen, den sogenannten „Inseln“, die zu 70 bis 80 Fuß Höhe emporstiegen. Solcher Miethhäuser zählte man zu Constantins Zeit innerhalb der Stadtmauern 46,602; Privathäuser waren damals nur 1790. Die Menschen wohnten somit dichtgedrängt bei einander: nimmt man auf den Stadtbezirk zwei Millionen Einwohner an, so kommen beinahe 40 Einwohner auf Ein Haus. Das Leben in Rom war also natürlich nicht gesund, und aus den Grabschriften hat man einen Durchschnitt berechnet, welcher darthut, daß die kaiserlichen Römer ein kurzlebiges Geschlecht gewesen sind. Auch hatte man schon unter der Republik auf dem Palatin einen Altar der Fiebergöttin, und anderswo einen der Göttin Mephitis, d. h. der Fieberluft. Die uns Nordländern unbegreiflich starken

und jähen Temperaturwechsel des römischen Tages (im Januar eine Stunde vor Sonnenuntergang von 8 ° Reaumur im Zimmer auf 19½ Grad in der Sonne, und dann eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang zurück auf 5½ Grad!), so wie die furchtbare Hitze des Sommers bei einer Winterkälte, die zuweilen Eis kennt, mußten gewiß auch damals zerstörend auf die Gesundheit wirken. Auch ging jeder Vornehme im August gern auf sein Landgut in den Bergen, am kühlen Seestrand von Ostia oder Antium, oder man miethete sich eine Seewohnung in den reizenden Städten am Golf von Neapel. Allein absolut unbewohnbar wegen der Fieberluft, wie jetzt der größte Theil jener ehemaligen Wohnstätten, war kein einziges Viertel des kaiserlichen Roms, und noch standen die Sterblichkeitsverhältnisse nicht so schrecklich, wie tausend Jahre später im Mittelalter, als Papst Innocenz III. bemerkte, daß wenig Menschen in Rom zum vierzigsten, höchst wenig zum sechzigsten Jahre gelangten, oder wie etwa jetzt in Paris, wo auf zwei Millionen jährlich 42,000 Menschen sterben, und der Abgang durch immer neues Zuströmen vom Lande stark ersetzt werden muß.

Das moderne Rom, als die Stadt der Kirchen, erhält seinen charakteristischen Bautypus durch die zahlreichen und stattlichen Kuppeln. In dem kaiserlichen Rom waltete die religiöse Architektur nicht so entschieden vor: die prachtvollsten und großartigsten Werke waren eben nicht die Tempel, sondern neben den Kaiserpalästen die öffentlichen Bauten zum Nutzen und Vergnügen der Masse, in denen fast jeder neue Kaiser mit seinen Vorgängern wetteiferte. Natürlich drängten sich die meisten und riesigsten dieser Gebäude, eben ihrer Bestimmung wegen, im Centrum der Stadt zusammen; besonders das Forum muß, wenn man die ungeheuren Baumassen, die hier über einander gethürmt standen, zusammenzählt, sehr an Ueberfüllung gelitten haben. Ja nur um Raum für neue Anlagen zu gewinnen, zerstörten die Nachfolger nur zu oft mit wahrer Barbarei die Werke der Vorgänger. Hier, in den großen Centren der Stadt, unter dem Capitol, am Forum des Trajan, auf dem Marsfelde, drängen sich daher auch heut noch die Ruinencolosse zusammen, die, wenn man im klaren römischen Mondlicht die stillen Straßen beschreitet, mit so mächtigen Umrißlinien dunkel aus den charakterlosen Formen der modernen Häuser hervorzuwachsen scheinen.

Je glänzender die Bauten der Kaiser seit dem neronischen Brande uns geschildert werden, desto mehr fällt es dem aufmerksamen Reisenden auf, die Riesentrümmer dieser spätern Werke vorherrschend aus dem geringen Material des Backsteins aufgeführt zu sehen, während die Republik und die ersten Kaiser mit schönen Quaderblöcken des feuerfesten Travertins zu bauen pflegten. Aber eben hierin zeigt sich die Verschwendung der spätern Zeit. Was wir von Ziegelmauern noch stehend finden, ist nur der Kern der Constructionen: innen und außen waren diese Mauern mit Fournirung von weißem und buntem Marmor bekleidet. In Griechenland hatte man den weißen oder gelblichen Marmor der Tempel durch Bemalung belebt; in Rom ließ man an Stelle der Polychromie den schweren, aber prächtigen Glanz wirklich bunter Steine treten. Selbst in der Sculptur ahmte man so die Natur nach: die Gewänder an den Kai-

serbüsten sind oft von dunklem Stein, der Kopf von Marmor; schwarze Sklaven portraitirte man in schwarzem Stein, setzte ihnen weiße Augäpfel ein und bekleidete Theile des Körpers mit gelbem Marmor. Die lebensgroße Wölfin im Louvre ist aus dunkelrothem Rosso antico, die Augen sind gelb, die Pupille schwarz, Zähne und Klauen weiß. In der Baukunst verwandte man ebenso die kostbarsten Steinarten, schliff ganze Säulenschäfte aus Einem Block und polirte sie spiegelhell, wofür man dann die griechische Cannelirung aufgab und die Säulen einfach rund ließ. Alle Steinbrüche des gewaltigen Reichs, bis in die fernsten Provinzen, wurden dafür in Requisition gesetzt; einige derselben sind bis heut noch nicht wieder aufgefunden, und nur die Ruinen Roms liefern noch Fundstücke ihrer edeln Gesteinarten. Der größte Theil der römischen Marmorpaläste bestand aus carrarischem Marmor, dessen Brüche unter August eröffnet wurden; man hatte ihn am wohlfeilsten, da er bei der Nähe der Brüche an der Küste zu Wasser und dann die Tiber hinauf verschifft werden konnte Aber man führte auch aus Griechenland den hymettischen, pentelischen und parischen Marmor herbei, nebst vielen mehr ins Schwarze und Graue spielenden Arten, deren eine einen solchen Schliff vertrug, daß Domitian sich ihrer als Spiegel in den Portiken bediente, wo er zu lustwandeln pflegte, um sehen zu können, ob ihm vom Rücken ein Mörder nachschleiche. Die grünen Marmorarten aus Laconien und Thessalien, gelbe aus Numidien, rothe aus Kleinasien, wurden theils zu ganzen Säulen, theils in gesägten Platten zur Verkleidung der Wände und zum Mosaik der Fußböden verwendet. Mit dem berühmten phrygischen Marmor, dessen durchsichtiges Milchweiß mit violetten Adern und Flecken durchzogen ist, dem jetzt sogenannten Pfauenmarmor (Paonazetto) waren alle inneren Gänge in Hadrians Grabmal bekleidet. Für Säulenschäfte der größten Art wählte man endlich den rothen und schwarzgrauen Granit aus Aegypten und von der Insel Elba, oder den prachtvollen Porphyr vom Rothen Meere, dessen Transport in großen Blöcken uns den Beweis liefert, daß zur Zeit der römischen Kaiser man noch zu Schiffe vom Rothen Meer in das Mittelländische gelangen konnte. Noch heute findet man in den Kaiserpalästen auf dem Palatin und in den Bädern des Caracalla kleine Fragmente solcher Verkleidungssteine im Schutt, welche manchmal an Einer Stelle sogar noch die Politur tragen. Aber die Pracht tödtete, wie immer, auch hierin die Kunstliebe. Indem man das Innere mit diesem kalten todten Spiegelschimmer des geschliffenen Steines decorirte, verlor man die Freude am Wandgemälde, und die Malerei sank in dem kaiserlichen Rom noch schneller und tiefer als die Sculptur.

Die hellenische Vorzeit hatte hauptsächlich Tempel gebaut und hiefür sich mit dem schlichten säulenumgebenen Hause begnügt. Die römische Architektur charakterisirt sich durch die größte Mannigfaltigkeit der Entwürfe, die zwar gewöhnlich nach den unendlich verschiedenen Baubedürfnissen der Großstadt, manchmal aber auch nach dem Verlangen sich richteten, immer etwas Neues, Unerhörtes zu schaffen. Die außerordentliche Tüchtigkeit der römischen Technik, die unvergleichliche Zurüstung und Bearbei-

tung jeglichen Baumaterials, und die von den Römern erst recht in Schwung gebrachte Praxis des Gewölbes gab ihnen die Möglichkeit, jede bauliche Aufgabe solid und großartig zu lösen. Und neue Aufgaben mußten auftreten, seit sich einmal eine Weltstadt von drei Millionen Einwohnern gebildet hatte. Tempel, Markt, Gerichtssaal, Theater, Circus und Badeanstalt mußten auf Besucher eingerichtet werden, die zu gewissen Stunden nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählten, und da fast alle diese Orte ohne Eintrittsgeld offen standen, fand der Besuch ohnehin keine Beschränkung. Die engen Verhältnisse der altgriechischen Stadtrepubliken konnten hiefür keine Muster hergeben; das Neue, das Ungeheuere wurde dem Architekten zugemuthet, dem ein Kaiser den Auftrag gab, für Rom den Plan eines öffentlichen Werkes zu zeichnen.

Die Herrlichkeit des kaiserlichen Roms in seinen Bauten zu schildern, forderte Bände statt des engen Raumes eines Magazin-Artikels. Wir heben nur wenige der in Trümmern noch erhaltenen Werke hervor.

Wie groß erscheint dem, der zum ersten Mal vom Capitolshügel das öde Forum überblickt, das Coliseo, welches dort so unvergleichlich den Hintergrund abschließt. Jüdische Kriegsgefangene des Vespasian und Titus haben es in römischer Sklavenfrohn gebaut, als Denkmal eines zertrümmerten Volks, und zu gräßlichen Spielen bestimmt. Nicht der Verbrecher allein, und der dafür in Rom galt, der Christ, hat hier mit den Bestien gekämpft: auch Männer, deren einzige Schuld war, daß sie Sklaven von schlankem und schönem Muskelbau gewesen, haben hier als Gladiatoren zu Tausenden das Leben ausgehaucht; gemordet, als sie selbst durch Mord sich zu erlösen, als sie vielleicht auf immer die Freiheit zu erkämpfen hofften und die Rückkehr an den heimatlichen Herd.

Nicht die Religion eines Menschen macht ihn sittlich oder unsittlich: sondern jenachdem Menschen und Völker sittlich oder unsittlich sind, danach setzen sie aus den sie umflatternden Ideen sich ihre Religion zusammen. Der Unsterblichkeitsglaube soll die Menschen gut machen; factisch finden wir, daß (außer in Alt-Aegypten) er überall den Menschenmord begünstigt hat. Der Etrusker schlachtete Menschen als Todtenopfer für den Hingeschiedenen, um den Zorn der Unterirdischen zu sühnen; um sie nicht selbst tödten zu müssen, ließ man sie dann sich unter einander umbringen und opferte das warme Blut des gefallenen Gladiators dem Saturn der Schattenwelt oder dem Jupiter Latiaris. So ging die Sitte, sammt dem Blutopfer, in das ebenfalls unsterblichkeitsgläubige Rom über, und in der Vermummung eines etrurischen Todtendämons trat ein Diener des Amphitheaters an den Gefallenen, um ihn mit einem glühenden Hammer zu berühren und zu prüfen, ob er sich nicht bloß todt stelle. Der religiöse Hintergrund der Sitte schwand, die Sitte aber blieb, durch nichts mehr getragen als den dämonisch-grauenvollen Mordreiz, den die gewaltsame Tödtung eines Menschen ausübt. Wie recht hatten die ersten Christen, als sie allen den Ihrigen verboten, nicht allein Gladiatorenspiele zu besuchen, sondern auch nur der Hinrichtung eines Verbrechers zuzusehen! Den Gladiator selbst faßte dieser mörderische Taumel des Blutes, er ging

stolz in den Tod und grüßte selbstbewußt den Imperator, der droben in der Loge saß — Mütter und Verwandte der Kämpfer sind als Zuschauer zugegen gewesen, um die Ihrigen zu befeuern!

Aber den grauenvollen Zweck des Gebäudes einmal zugegeben, wie wunderbar zweckmäßig war es erbaut! Ein Platz zum Schauen soll allen Besuchern bequeme Sitze und graden Vorwärtsblick auf das Schauspiel gewähren; soll die einzelnen Plätze klar abscheiden und doch das ganze Publicum sichtbar lassen; soll endlich dafür sorgen, daß beim Schluß der Vorstellung oder bei einem plötzlichen Tumult die Massen, ohne sich zu erdrücken, in wenig Minuten abströmen können. Wie lösen unsere modernen Theater diese drei Aufgaben? die Antwort den Baumeistern überlassend, wollen wir andeuten, wie sie im Colosseum gelöst waren.

In einigen Provinzstädten, z. B. bei Trier und Dorchester finden wir noch Reste römischer Amphitheater, welche in natürliche Thalkessel eingelegt sind, so daß die absteigenden Stufenreihen sich einfach in das Terrain einschneiden ließen. In Rom gab es eine solche Bodenbildung nicht, der Erdwall mußte also durch eine colossale senkrecht aufsteigende Rundmauer in ovaler Form ersetzt werden, von deren obern Kranz alsdann die Sitze, auf Gewölben ruhend, bis zu der ebenfalls ovalen Arena sich hinabsenkten. Zu diesem Zweck sind beim Colosseum in das große Oval der Umfassungsmauer noch fünf andere Ovalmauern concentrisch eingezogen, eine immer niedriger als die andere. Zwischen sich haben sie Couloirs von bequemster Weite, in welche man von außen durch 76 Durchgänge der Außenmauern eintrat. Jeder dieser Eingänge, soweit sie noch erhalten sind, zeigt heut noch in römischen Ziffern seine Nummer, und diese Nummer war auf der Marke bezeichnet, die jeder Besucher im Voraus sich verschaffen mußte, damit er sofort ins rechte Couloir einträte, das zu seiner Sitzreihe führte. Die Couloirs öffneten sich wiederum durch nicht weniger als 160 weite Thüren auf die Sitzreihen, und die letzteren waren durch Treppen in Keile zerschnitten, so daß man, einmal zwischen die Sitzreihen hinausgetreten, den Platz, den man suchte, ganz bequem erreichen konnte. Ebenso leicht strömten die Massen aus; hätte ein Platzregen, der Sprung eines Tigers zwischen die Zuschauer oder irgend ein anderer panischer Schrecken die Leute von den Sitzen aufgescheucht, so war jeder in einer Minute unter dem Gewölbe der Couloirs wieder in Sicherheit. Die Sitze waren, obwohl von Stein, durchaus bequem; jede Stufe hatte hinter sich eine Lehne von 6 Zoll Höhe, dann folgte erst die nächste Sitzreihe, so daß für die Füße der hinten Sitzenden ein Ruheplatz blieb, ohne den Vordermann zu berühren. Jedoch gingen die Keile der Stufen nicht ununterbrochen abwärts, sondern es waren die Plätze nach Stand und Geschlecht geschieden. Zunächst bei der Arena sah man die Loge des Kaisers, zu welcher der Hof von außen durch einen dreischiffig gewölbten Prachtgang eintrat; daneben waren, den ganzen innersten Ring umfassend, die Sitze der Vestalinnen und der Senatoren. Hierauf folgten sieben Sitzreihen rund herum für die Ritter und ihre Familien; dann kamen 30 für die Bürger. Die Frauen saßen oben auf einer bedeckten Galerie,

und über deren säulengestütztem Dach, auf dem obersten Kranz des Bauwerks, war noch ein breiter Stehplatz eingerichtet, wo die niedere Classe in geringen Kleidern, von der geputzten Versammlung wenig gesehen, ihren Ort fand, von wo man aber noch ganz ungehindert die Arena selbst überschaute. Nur Sklaven wurden hier, wie überhaupt zu Festspielen, nicht zugelassen. So war eigentlich jeder Platz zum Sehen gleich gut, da von jedem der Blick sich gerade vorwärts auf die ganz ins Centrum verlegte Scene des Spiels richtete. Auf dem obersten Rand der Umschließungsmauer waren endlich noch hohe Masten aufgesteckt, von welchen hinab ein hiefür besonders exercirtes Corps die großen Vorhänge aufzog, die sowohl die Schauenden als die Kämpfer vor der Mittagssonne schirmten. Zwischen achtzig und neunzig Tausend Zuschauer (die Bevölkerung einer deutschen Großstadt!) konnten hier gleichzeitig und bequem einen Thierkampf sehen, einen besiegten Gladiator zum Tod verurtheilen oder für einen Sieger die Freiheit verlangen. Macht man sich einen solchen Kreis des Publicums anschaulich, „von dem kaiserlichen Hofe, den Senatoren und vestalischen Jungfrauen an zu den Rittern, den übrigen Bürgern der Toga, zu oberst den Kranz der Frauen hinter der Säulenhalle, so begreift man, welchen Reiz der Besuch des Amphitheaters auch für edle Gemüther haben mußte, die an den grausamen Spielen selbst nicht mit besonderer Leidenschaft hingen, und wie es dem Christenthum schwerer wurde, als fast irgend etwas Anderes, die Römer hievon zu entwöhnen. Hier und im Circus war noch das letzte Bild des öffentlichen Lebens: ein Schattenbild, aber welches doch die glänzendste Versammlung und die Beherrscher der Welt zeigte."

Das Aeußere des mächtigen Eirunds übt noch heute eine ungeheure Wirkung. Die gewaltige graue Umfassungsmauer steigt bis zu 151 französischen Fuß empor und hat eine vierfache Gliederung von Stockwerken, deren drei untere fast gleich hoch sind: die drei Säulenordnungen der griechischen Architektur sind, je nach ihrer Schwere, in geschmackvollem Fortschritt von unten nach oben als verzierende Halbsäulen angewendet. Da das Eirund gegenwärtig zerbrochen ist, macht das Werk eine noch malerischere Wirkung: man sieht neben dem noch unerschütterten Stück der Umschlußmauer jetzt mit Einem Blick auch das Innere mit den gähnenden Oeffnungen der Couloir-Gewölbe und den Sitzreihen, von denen manche Keile noch so gut wie vollständig sind. Inwendig sieht man viel Ziegelbau, die herrliche Außenmauer aber ist gebildet von gewaltigen Travertinblöcken, 5 Fuß hoch, 8 bis 10 Fuß lang, die einst mit Zapfen in Blei vergossen waren. Sie tragen kleine Nummern oder Zeichen, welche darthun, daß jeder Block in genau berechneter Curve behauen worden ist, um zu der Ovalform des Gebäudes zu passen, je nachdem er zu der Curve der Längenachse oder der kürzern Achse bestimmt war.

Zu den glänzendsten Anlagen, die das kaiserliche Rom schmückten, gehörten besonders auch die mit Säulenhallen umstellten, im Innern aber unbedeckten Plätze, die man nach dem berühmten ursprünglichen Markt Roms uneigentlich Fora zu nennen pflegte. Den Mangel an solchen be-

deckten, aber durch eine Säulenstellung luftig gehaltenen Portiken zum Lustwandeln empfinden auch wir bei schlechtem nordischen Wetter in unseren Städten sehr; in Rom, wo man noch heut den Sonnenstrahl mit Recht für die Gesundheit fürchtet, waren sie ein doppeltes Bedürfniß. Das glänzendste Forum von allen war von dem großen Trajan am quirinalischen Hügel angelegt; des Kaisers berühmter Baumeister, Apollodorus von Damaskus, hatte den Plan entworfen. Man mußte, um den Platz zu ebnen, ein großes Stück des Hügels abtragen, und als der Senat dem Kaiser im Jahr 112 n. Chr. die noch stehende Ehrensäule von weißem Marmor errichtete, deren umlaufende Spiralbänder, mit 2500 menschlichen Figuren verziert, den Feldzug an der Donau gegen die Dacier schildern, machte man sie als ein Merkzeichen gerade so hoch, als der abgetragene Berg gewesen war. Die herrlichen Säulengänge, welche den freien Platz umgaben, erregten noch die Bewunderung späterer Zeiten. Als der christliche Kaiser Constans Rom besuchte, staunte er, als sein Blick die mächtigen Portiken entlang schweifte; hier begriff er, daß dagegen selbst sein neues Constantinopel doch kleinlich sei. Dieses Forum war wohl nie zum Marktplatz bestimmt; an die eine Seite schloß sich die mächtige, von vier Säulenreihen durchzogene Gerichtshalle, als Basilica Ulpia bekannt. Ihr Fußboden, jetzt wieder bloßgelegt, zeigt noch Reste des schönsten gemusterten Pflasters, das aus starken Platten von Giallo, Paonazetto und afrikanischem Marmor gebildet ist. Auch die Treppe, die an einer der langen Seiten zu diesem Gebäude hinaufführt, ist aus massiven Stufen jenes sehr kostbaren Giallo antico erbaut. Die Decke, deren Construction sich nicht leicht denken läßt, war von Erz, das Innere reich mit Statuen berühmter Redner und Staatsmänner geschmückt. An die Halle schlossen sich die Tempel der beiden Väter des Trajan, des natürlichen und des Adoptivvaters Nerva; zwischen beiden ruhte inmitten seiner Schöpfung der große Kaiser selbst in einem engen Gemach unter der mächtigen Ehrensäule, die seine Kriegsthaten noch heute verkündigt und einst oben seine Erzstatue trug. Seinen Staub hat dennoch die Zeit zerstreut: als Sixtus V. die kleine Gruft öffnen und dann wieder vermauern ließ, fand man die Stätte leer.

Den Gipfel des römischen Luxusbaus zu Nutzen und Vergnügen des Publicums bildeten jedoch die öffentlichen Bäder. Der strenge antike Römer der Republik hatte nur kalte Bäder in Fluß und Meer gekannt; das warme Bad kam mit den anderen neuen Moden gegen das Ende der Republik von Griechenland herüber. Ursprünglich gab es, wie bei uns, Bäder als Privatspeculation, für welche beim Eintritt bezahlt wurde: aber vom Beginn der Kaiserzeit wurde es Sitte, daß die Kaiser selbst oder auch wohl (besonders in Provinzstädten) reiche Privatpersonen große öffentliche Badeanstalten bauten und sie, mit allem Comfort und Luxus ausgestattet, dem Publicum schenkten. Hier war Alles frei; nur dem Badewärter, einem Staatssklaven, der auch die Seife lieferte, gab man ein Trinkgeld, und kaufte außerdem ein Fläschchen mit Oel oder Salbe, das man hernach beim Hinausgehen leer wegwarf, daher Hun-

derte dieser Fläschchen in der Umgebung der Bäder gefunden werden. Solcher Thermen oder heißen Bäder, wie man sie nannte, wurden bis zum Untergang des Reiches immer neue gebaut, und die Pracht derselben stieg, indem man stets neue Luxuserfindungen machte und auch mehr und mehr Nebengebäude hinzufügte, welche dazu dienten, um nach dem Bade an Ballspiel und Turnübung, oder auch am Studium in der Bibliothek oder dem Besehen einer Sculptur- oder Bildergalerie sich zu vergnügen: ja es waren sogar Restaurationen mit diesen Bädern verbunden. So gaben diese Bauten Anlaß zu den mannigfaltigsten Plänen, und eben darum, weil man, je nach den wechselnden Anforderungen des Luxus, hier immer noch etwas Neues erfinden und die alten Anlagen überbieten konnte, scheinen auch die späteren Kaiser die Mode des Thermenbaues fortgeführt zu haben. Zu der Zeit, von welcher wir berichten, waren die größten und glänzendsten dieser Anstalten, die Bäder des Caracalla und die des Diocletian, beide groß wie ganze Stadtviertel, noch nicht entstanden; doch hatte schon unter Augustus dessen Schwiegersohn Agrippa auf dem Marsfelde Thermen erbaut, von denen heute noch ein ursprünglich zu ihnen gehöriges Gebäude, die berühmte Rotunde des Pantheons, sich erhalten hat. Ihm folgte Nero, der ein Männerbad mit einem Turnsaal verband; diesem fügte Trajan ein Frauenbad hinzu. Auch Titus hatte auf der Zerstörung eines Theils von Neros Palast, unfern dem Coliseo, Thermen erbaut, und sie müssen prachtvoll ausgestattet gewesen sein, da in ihnen die Gruppe des Laokoon sich fand, die vermuthlich zu ihrem Schmuck von Rhodus war herbeigeführt worden, so wie ähnlich die Thermen des Caracalla uns neben mittelmäßigen Copien auch eine Zahl der bedeutendsten Bildsäulen des Alterthums geliefert haben.

In einer so erschlafften Zeit, wo die Körperarbeit dem Sklaven und der Krieg dem Miethsoldaten zufiel, brauchte man das tägliche Bad, um die Hautthätigkeit anzuregen und bei dem faulen Genußleben sich dennoch Appetit zu machen. Man nahm daher sein Bad am Nachmittag, vor der Hauptmahlzeit, welche gegen Sonnenuntergang stattfand, und ging durch eine Reihe von Stationen, welche durch Einreibungen und starkes Bürsten unterbrochen wurden. Das gewöhnliche Bad hatte in seinem Stufengang Aehnlichkeit mit den in unseren modernen Hauptstädten eingerichteten türkischen Bädern. Man betrat zuerst im Bademantel ein mäßig erwärmtes Gemach, wo man in eine leichte Ausdünstung gerieth. Dann ließ man sich in demselben Raum mit Oel einreiben und trat nun ins eigentliche Schwitzbad, welches mit starkem Bürsten der Haut und Abschaben mit dem bronzenen Striegel verbunden war. Man beschloß dasselbe durch ein Bad in heißem Wasser und ging dann in das Kühlzimmer, wo man in ein Schwimmbassin kalten Wassers sprang und sodann sich ausruhte. Doch konnte man auch ein bloßes kaltes Bad nehmen in dem großen oben offnen Hauptbassin des Prachtraumes: hier badeten in der Kaiserzeit Männer und Frauen zusammen, wie jetzt in den Seebädern der französischen Küste beide Geschlechter, freilich dort völlig angekleidet, zusammen ins Meer gehen. Die Bäder, ursprünglich zur Gesundheitspflege

erbaut, wurden somit Stätten des Luxus und der Schwelgerei, wo alle Müßiggänger ihr Eldorado hatten, das Tag und Nacht geöffnet blieb. Wer das unendliche wahrhaft fischwonnige Wohlgefühl kennt, mit dem uns nach dem Schwitzbad der Sprung ins kalte Wasser durchdringt, und wer dann das behagliche Nachschwitzen auf der Ottomane des Kühlzimmers auszugenießen versteht, der wird begreifen, daß müßigen Leuten in einem heißen Klima eine Versuchung nahe lag, die den Körper so rasch erschöpft. Manche nahmen wirklich das warme Bad sogar mehr als einmal des Tages. So trugen die Thermen wesentlich zum Sinken der physischen und moralischen Manneskraft in den Städten Italiens bei, so daß im dritten Jahrhundert kein Italiote mehr für den Kriegsdienst zu brauchen war, und Rom nicht mehr mit seinen Bürgern, sondern nur mit Miethsoldaten aus den starken Barbarenstämmen des Nordens und Ostens seine Mauern vertheidigen konnte.

Und so war für die Ueppigkeit des Lebens im kaiserlichen Rom bestens gesorgt. Der Tod forderte gleichfalls seine Pracht, und verschiedene Kaiser erbauten sich oder ihren Vorgängern die stolzesten Grabstätten. Hier überbot aber Hadrians Eitelkeit alles Aeltere, und auch die Späteren haben ihn nicht wieder zu erreichen versucht. Die in der Geschichte des Papstthums so oft auftretende Engelsburg, an der man vorbeikommt, wenn man von der jetzigen bewohnten Stadt über die Tiber nach dem Vatican will, ist nichts als der vielfach verstümmelte und zum Zwecke einer Citadelle umgestaltete Mauerkern des Kaisergrabes. Schon seit den Gothenkriegen hat die Noth der Zeiten diese Umwandlung vorgenommen und bei dem Sturm der Gothen im Jahre 537 warf die römische Besatzung die Statuen, welche den Umkreis des Werkes schmückten, auf die Angreifer herab. Im Jahr 1379 entkleideten die Römer das Gebäude seiner Quadern, weil es in den Kriegen der Gegenpäpste einer französischen Truppe als Stützpunct gedient hatte. Später haben die Päpste es doch wieder in Festung und Staatsgefängniß verwandelt. Hadrian hatte alle Provinzen seines Reiches besucht, und da er selbst in allen Künsten, auch als Baumeister, dilettirte, mußte ihm als das merkwürdigste aller Grabmäler das berühmte Marmorgrab in Halikarnassus auffallen, welches von seinem Erbauer den Namen des Mausoleums erhalten hat und diesen Namen auf alle Prachtgräber der Nachwelt vererbte. Von diesem ist denn auch die „moles Hadriani“ eine freie Nachbildung, nur, im Stolz des römischen Kaiserthums, größer und glänzender. Eine neue Prachtbrücke, ebenfalls von Hadrian erbaut, führte in gerader Linie über den Fluß auf das Mausoleum zu. Am Ende dieser Brücke erhob sich nun zuerst ein quadratischer Unterbau, auf dessen vier Ecken Pferde von vergoldetem Erz standen. Darüber stieg ein thurmartiger Rundbau empor, vielleicht mit Säulenstellungen umgeben; in ihm lag die viereckige Grabkammer, in welche man mittelst spiralförmig gewundener Gänge sanft emporstieg, welche in der Dicke der Mauer ausgespart waren. Hier saßen in den letzten Jahrhunderten die Staatsgefangenen der Päpste in schrecklichen Kerkerlöchern, wie Benvenuto Cellini sie schildert. Einst ruhte Hadrian

im Centrum unter dem Gewölbe des Gemaches in einem porphyrnen Sarg mit ebenfalls porphyrnem Deckel; umher sind in den Mauern große viereckige Nischen, welche an den Seiten Bänke zur Aufstellung von Aschenkrügen und in der Mitte Platz für Sarkophage hatten. Ueber dieser Grabkammer scheint sich dann als Dach eine Reihe von Stufen in Form eines abgestumpften Kegels erhoben zu haben, und auf der obersten Platform dieser Pyramide stand, wie auf seinem Monument Mausolus in Marmor, so hier die Statue Hadrians auf einem Viergespann von vergoldeter Bronze. Die Pferde waren so groß, daß ein Mann durch die Löcher in ihren Augen schlüpfen konnte; da aber das Werk bedeutend höher als 150 Fuß in der Luft stand, erschien Mann und Roß von unten eher unter Lebensgröße. Das Ganze war wie ein Fels aufgethürmt, ein Marmorberg, denn der gesammte Bau, dessen Kern fast ganz aus Ziegeln besteht, war außen von unten bis zur Spitze mit weißem Marmor verkleidet, und selbst in den innern Gängen haben sich Reste der Fournirung mit dem reichen Pfauenmarmor erhalten. Aber bei diesem Werke Hadrians begreift man, daß ein Baumeister wie Apollodorus, der das Trajansforum entworfen hatte, von dem Kunstgeschmack des Kaisers nicht hoch dachte: diese unendliche Aufhäufung stereometrischer Formen, Quadrat, Rundthurm, Kegel, zu oberst dann die Quadriga, ist eine buntscheckige Mischung, ist kein einfach großartiger architektonischer Gedanke mehr, wie doch vor allem das Grabmal ihn verlangt.

Denkt man sich nun die prachtvoll gebaute Stadt mit dem glänzenden Hof und den Kaiserpalästen, in deren Marmorgemächern die Intrigue schöner Frauen ihr Spiel trieb, wo allein noch durch die Gunst der Machthaber große politische Stellungen sich gewinnen ließen, wo man täglich Neues und Wunderbares aus allen Provinzen ausgestellt sah — so begreift es sich, daß dies Centrum des einzigen gebildeten Reiches mit zauberhafter Gewalt die Provincialen an sich zog. Rom, sagt Einer der gelehrten Theilhaber an des Athenäus Souperconversationen, ist die Weltstadt, der Inbegriff des Alls, wo man alle bestehenden Städte wie in Eine zusammengefaßt sieht. Die Sprache erleichterte die Einwanderung. In der östlichen Reichshälfte, bis weit nach Mittelasien hinein, hatte seit Alexanders Eroberung die griechische Sprache sich allgemein verbreitet, obwohl unter ihr die Volkssprachen noch fortblühten, und im Abendland herrschte sowohl in Italien als in den eroberten Provinzen ebenso souverän das Lateinische. Das als Colonie seit Cäsar neu erstandene Carthago galt als ein Centrum lateinischer Literatur; in Lyon hätte man kaum in Leben und Sitte einen großen Unterschied von Rom gefunden; in Gallien, Spanien, am Rhein, gewiß auch in dem römischen Londinum plaidirte der Advocat lateinisch, und in den Städten gab es schwerlich Leute von einiger Bildung, welche nicht wenigstens die großen römischen Autoren verstehen konnten. Der Provinziale fand sich daher in Rom, wo man beide Sprachen redete, schnell zu Haus, obwohl er factisch sein Provinzlatein selten ganz los wurde, und die gebornen Bürger der Großstadt immer leise auf ihn herabblickten. Der thatkräftige Mann, welcher in sich das Zeug fand

als Soldat, Beamter oder Sachwalter etwas zu leisten, zog sich nach Rom und konnte hoffen, als römischer Bürger den trägen Eingeborenen der Stadt den Rang abzulaufen. Denn Kaiser Trajan war geborener Spanier, Hadrian wenigstens aus einer spanischen Familie; die Antonine stammten aus Nismes in Südfrankreich, und bald nach den Antoninen wurden den Fremden alle Staatsämter eröffnet. Der Literat, der Künstler, welcher in der Provinz für sein Genie kein Feld fand, suchte die Hauptstadt, wo Martial, wiederum ein Spanier, die Abschriften seiner den frivolen Geist der Hauptstadt athmenden Epigramme in Tausenden von Exemplaren zu einem Preise verbreitete, der den eines gedruckten Martial von Tauchnitz kaum überstieg. Eine in Rom errungene Reputation hielt hiernach vor, wenn man sich in die Provinz zurückzog. Die Fremden fanden nur, wie Appuleius ausdrücklich bemerkt, daß das Leben in Rom theurer war als daheim, was ja auch nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß für eine Bevölkerung von drei Millionen das in der Nähe gezogene Getreide, Obst, Gemüse und Schlachtvieh bei weitem nicht hinreichte, daher größtentheils aus Sicilien, Afrika, Aegypten die Nahrungsmittel, aus der ganzen bekannten Welt aber die Luxusgegenstände, wie z. B. Seide, eingeführt werden mußten. Uebrigens förderten die Kaiser den Handel von Rom auf jede Weise, wie denn gerade Antoninus die nach der Hauptstadt importirenden Fremden mit wichtigen Steuerbefreiungen unterstützte. Ja in Zeiten der Noth wurde Getreide ganz kostenfrei unter die Bürger vertheilt. Jene unablässig aus den Provinzen einwandernde Bevölkerung darf man sich nicht, wie es bei anderen Hauptstädten der Fall, vorherrschend aus Handarbeitern zusammengesetzt denken; auch waren es nicht Leute, die vom Lande kommend als Dienstboten sich vermiethen wollten; denn Handwerk und Gesindedienst waren im Alterthum nicht Sache freier Concurrenz, dafür kaufte man Sklaven, und es war daher die Zahl der Sklaven in Rom gewiß größer als die der freien Leute. So war es besonders die höhere, mehr geistige Arbeit, die nach Rom strömte. Der griechische Künstler gründete eine Bildhauerwerkstatt oder Bronzegießerei, wo er die großen Antiken zur Verzierung von Villen und Stadthäusern, selbst Tempeln, copiren ließ. So fand man im verflossenen Jahrhundert unweit Rom eine Werkstatt oder ein Statuenmagazin, in dem die bekannte Gruppe des Boethus, der Knabe die Gans würgend, in vier Exemplaren vorkam, und von der berühmten knidischen Venus des Praxiteles enthalten die römischen Sammlungen geradezu Hunderte von Nachbildungen. Der literarisch gebildete Grieche dagegen suchte eine Stelle als Hofmeister von Knaben guter römischer Familien; oder er schloß sich einem großen Hause an, wo er gegen Gehalt, Verpflegung und Geschenke in der Familie lebte, um die Unterhaltung führen zu helfen, den Herrn oder auch die Frau des Hauses weiter auszubilden und die Erziehung der Kinder zu beaufsichtigen. Es war ein halbes, unklares Verhältniß, und daher in den meisten Fällen lästig, man war nicht Diener und auch nicht Freund, und die anfängliche Ehrenstellung endete oft mit Herabwürdigung, die ein gebildeter

Mann nicht ertragen konnte. Allerdings gab es unter diesen „Graeculi“ auch nur zu viele, die als Abenteurer und Halbwisser die anfängliche Achtung sich nicht zu erhalten wußten. Ein wirklich philosophisch und literarisch durchgebildeter Mensch mochte sich hoch freuen, wenn er in Rom ein kleines Vermögen erworben hatte, und aus der Fieberluft und moralischen Pest der Hauptstadt sich zurückzog in das kleine, aber noch stets geistlebendige Athen, oder in die schöne Luft und bildungsreiche Ueppigkeit einer kleinasiatischen See- und Handelsstadt unter dem Himmel Ioniens!

Ganz besonders aber waren es die religiösen Abenteurer aus dem Morgenland, welche eine ganze Classe dieser zuströmenden Bevölkerung bildeten, obwohl sie stets befürchten mußten, durch ein kaiserliches Decret plötzlich ausgewiesen zu werden. Sie hatten mit ihrem Schwindel oft großen Erfolg, und es galt als ein gutes Mittel, um in feine Häuser zu kommen, daß man sich für einen Magier oder Sterndeuter ausgab. Oft auch wurden Zauberkünste und Beschwörungen unter dem Gewerbe des Arztes versteckt. Das Zeitalter war zwar frivol, die römischen Götter und Göttinnen wurden eigentlich nur noch, wie Venus, Bacchus und Amor in der Zopfzeit des achtzehnten Jahrhunderts, als poetische Allegorien von den Dichtern verwendet, von den Philosophen aber ungescheut verspottet. Allein in der Masse steckte doch noch tief der Aberglaube. Die alten strengen Gottheiten Roms in ihrer prosaischen Nüchternheit mochten freilich keine Anziehungskraft mehr haben, und bei den Griechen war an die Stelle der Religion die Philosophie und die Kunst getreten; aber beim Volk, besonders auch bei den Frauen, schlug der Unglaube immer wieder in einen neuen modischen Aberglauben um. „Von Furcht und Hoffnung werden die Menschen bewegt“, sagt der geistreiche Lucian, „damit haben die Orakel ihre guten Geschäfte gemacht.“ Die Damen wollten ihre Zukunft wissen und ließen heimlich den chaldäischen Astrologen, den Eingeweidedeuter aus Commagene, oder die traumerklärende Jüdin zu sich ins Closet kommen, um sich für Geld wahrsagen zu lassen. Kaum gab es einen alten mit geheimnißvollen Bräuchen umgebenen Cultus im Orient, der nicht in Rom seine Priester, ja seine Tempel hatte, und sich heimlich oder offenkundig Proselyten warb. Besonders merkwürdig und erfolgreich war das Bestreben der ägyptischen Priester, welche gerade unter den Antoninen ernstlich daran gedacht zu haben scheinen, für ihre Religion die Alleinherrschaft der Welt zu erobern, die hernach das Christenthum wirklich gewann. In ähnlichem Geist, wie die Christen aus dem Mosaismus das national-jüdische Element entfernten und eine allen Völkern annehmbare Weltreligion ausbildeten, streiften auch diese Aegypter die groben Vorstellungen des Thierdienstes ab, um einen freien Pantheismus aufzustellen. Sie erhoben ihre Isis zur allwaltenden Naturkraft und behaupteten, daß sie es sei, welche unter mißverstandenen Namen und Formen von Göttinnen eigentlich von der ganzen Welt verehrt werde. „Ich bin“, sagt Isis in ihrer Selbstoffenbarung an den verzauberten Esel des Appuleius, „die Allmutter Natur, die eingestaltige Erscheinung aller Götter

und Göttinnen, deren einiges Wesen unter vielen Gestalten, verschiedenen Bräuchen, wechselnden Bezeichnungen der Erdkreis verehrt; aber nur Aegypten kennt mich bei dem rechten Namen als Königin Isis."

Schon hundert Jahre vor den Antoninen hatte Isis besonders unter dem weiblichen Geschlecht in Rom feurige Verehrung gefunden: es gab fromme Damen, die es nicht für gottselig hielten in Krankheit einen gewöhnlichen Arzt zu holen, sondern lieber eine unmittelbare Wunderheilung von der Göttin erbaten; die Isispriesterin kam dann ans Bett der Kranken, um mit Schwefel und einem Ei die mystische Lustration zu vollziehen. Besonders aber waren die Loretten längst heiße Verehrerinnen der Isis; in dem Tempel der Göttin gab man sich schon unter Augustus mit ihnen Rendezvous. Im zweiten Jahrhundert aber trat der Isiscultus in Rom und allen Hauptstädten der Provinz ganz unverhüllt und mit großer Pracht auf; seine Processionen waren glänzend ausgestattet, seine Bettelpriester durchzogen auch die Dörfer bis in die fernsten Grenzländer, und die auffallend große Masse von Isisbildern und Statuetten, wie man solche aus römischer Zeit bis an den Rhein, in ganz Gallien und selbst nach Großbritannien hinein findet, beweist, wie verbreitet bereits dieser Glaube war. Das Aegypterthum brachte gerade wie die Kirche der Welt den starken Unsterblichkeitsglauben entgegen, nach welchem das sinkende Heidenthum ein so merkwürdiges und allgemeines Bedürfniß empfand. Dazu strebte diese mystische Verklärung der alten dumpfen Naturreligion offenbar dem Monotheismus zu, dem jene Welt entschlossen war sich in die Arme zu werfen. Isis in ihrer phantastischen Form hat wohl ein halbes Jahrhundert mit Christus um die Weltherrschaft gerungen. Und so erkennen wir, wie neben moralischer Leichtfertigkeit auch ihr nie fehlender Gegensatz, die Flucht in den religiösen Aberglauben, in dem kaiserlichen Rom kräftig, aber zugleich in der buntesten Narrenjacke sich geltend machte.

Trotz der Alleinherrschaft der Kaiser, welche alles politische Leben brach gelegt hatte, waren gleichwohl die eigentlich männlichen Aeußerungen des Volkslebens noch keineswegs erloschen. Besonders die Redekunst erfreute sich, wie zu allen Zeiten Roms, noch immmer einer lebendigen Pflege. Zwar die Zeit der mächtigen Redner der Republik, wo neben einander Cato, Cäsar, Hortensius, Cicero und Brutus geblüht hatten, kehrte nicht wieder, und die Beredsamkeit war nicht mehr, wie ein Tragiker sie einmal genannt hat, die Beherrscherin der Welt. Der Eine bestimmte Alles; die großen politischen Reden, durch welche einst Senat und Volksversammlung sich leiten ließen, wenn es galt, über das Schicksal besiegter Könige und die Annexion östlicher Reiche zu entscheiden, hatten sich in Referate und Plaidoyers verwandelt, mit denen bedeutende Juristen noch jetzt beauftragt wurden; aber sie trugen ihre Elaborate nicht mehr in der Curie oder von den Rostra, sondern in einem Saale des Palastes vor dem Kaiser und dem Staatsrath vor. Auch die großen Verbrechen, welche die erste Kaiserzeit noch gekannt hatte, und die der juristischen Beredsamkeit so kräftige Nahrung gaben, waren verschollen; jetzt lebte mehr ein flach und feige genießendes, als criminell gewaltig die Schranken des Gesetzes durchbrechendes Ge-

schlecht. Indessen behauptete das römische Recht stets noch sein öffentliches Gericht; die verwickelten Verhältnisse eines Reiches, das sich in drei Welttheile erstreckte, mußten selbst in den ruhigsten Zeiten wenigstens zahlreiche Civilprocesse hervorrufen. Ein guter Sachwalter konnte immer noch einen großen Ruhm und ein noch größeres Vermögen erwerben. Darum bildete die Redekunst auch den wichtigsten Theil der männlichen Erziehung, und Rom besaß eine große Zahl von Schulen, die sich mit diesem Zweige der Bildung beschäftigten. Diese Schulen hatten zwei Stufen: auf der ersten lehrte der Grammaticus, auf der zweiten, welche schon Jünglinge umfaßte, der Rhetor. Auf der ersten Stufe wurde neben der Sprachkunde auch die Literatur, sowohl die griechische wie die lateinische, gelesen und interpretirt: man lehrte besonders auch nach den Dichtern die heidnische Mythologie. Die Rhetoren, welche die obersten Schulen leiteten, waren meist selbst berühmte Redner, die sich im Alter vom Forum zurückzogen und jetzt ihre gesammelten Erfahrungen zum Unterricht künftiger Staatsmänner und Advocaten verwertheten. Hierin hatte das Alterthum einen großen Vorzug vor uns, wo der junge Redner fast ganz Autodidact bleibt: selbst eine mittelmäßige Schule wäre besser als der Naturalismus, womit unsere Prediger, Anwälte und Parlamentsredner jetzt ihr Geschäft betreiben. Doch klagte schon 50 Jahr vor Antoninus der einsichtigste und berühmteste Lehrer der Rhetorik, Quintilian, daß die öffentliche Beredsamkeit in raschem Verfall sei. Die jungen Leute wurden besonders in den sogenannten „Studien" geübt, d. h. in Vorträgen, wo sie eine Rolle vor Gericht durchzuführen hatten, indem sie als Arme, Tyrannenmörder, verstoßene Söhne, Bauern, und zwar stets in Geist und Charakter der übernommenen Personification plaidirten. Dadurch kam ein falsches dramatisches Element in die Redekunst herein, und beim wirklich practischen Auftreten vor Gericht schadete den jungen Leuten geradezu diese declamatorische Art. Daneben wandten dann berühmte Rhetoren sich der eigentlichen Prunkrede zu, indem sie über einen beliebigen Gegenstand, z. B. das Lob eines Mannes oder Gottes, einer Stadt, einer vielleicht längst abgethanen Heldenthat prächtige Vorträge ausarbeiteten, und mit diesen in glänzendster Declamation gegen Eintrittsgeld sich hören ließen. So blühte die Beredsamkeit als Kunst wohl immer noch fort, und ging bald darauf in die oratorisch ebenfalls sehr glänzende Predigt der griechischen Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts über, die man wohl die letzten Rhetoren des Alterthums nennen dürfte. Mit dem Christenthum gewann die öffentliche Rede dann auch wieder Inhalt; im sinkenden Heidenthume fehlte es ihr eigentlich an Stoff, da es vor den Richtern nur noch selten eine cause celèbre gab, während auch vor Senat und Volksversammlung, als welche in der Staatsregierung kein Gewicht mehr besaßen, die große politische Debatte der Republik gänzlich erlosch.

So blühte auch noch eine Literatur in dem kaiserlichen Rom des zweiten Jahrhunderts, aber es war wenig Ernst darin. Das Geschlecht der großen Historiker endete mit Tacitus; auch unter guten Regierungen beherrschte die Schmeichelei den Griffel des Geschichtschreibers. Es ist

eine erstaunliche Thatsache, daß von wenig römischen Kaisern wir aus Büchern so wenig Zusammenhängendes erfahren, als von dem glänzenden Hadrian; wissen wir doch nicht einmal, warum eigentlich und wie sein Antinous starb! An ein vaterländisches Epos wie die Aeneide hätte im Ernst damals wohl Niemand mehr in Rom gedacht, und gewiß hätte das Publicum ihn verspottet. Auf dem Theater spielte man freilich noch ältere und neuere Stücke, und da auch hier der Eintritt frei war, die Vorstellungen aber nur periodisch wiederkehrten, waren alle Aufführungen sogar stark besucht. Aber die ernste Ruhe der Tragödie, die Heiterkeit der Komödie verblich, wie in allen Perioden, wo eine alte Gesellschaft verfällt und eine neue sich erst durchringt, vor dem Ballet. Dies fesselte in Rom seit Augustus das ganze Interesse der Fashionablen, und es muß uns das um somehr auffallen, da in der Regel nur Ein Schauspieler auftrat, der schnell die Maske wechselnd die verschiedensten Rollen sogar von Frauen darstellte. Hier konnte kein Antheil am Stoffe mehr sein: es war, wie immer im Verfall der Kunst, die Virtuosität des Einen in seiner Vielseitigkeit, die man bewunderte. Doch erschienen wenigstens in der Provinz, und gegen das Gesetz, auch Frauen auf der Bühne; in einer griechischen Seestadt konnte man eben damals das Urtheil des Paris mit den drei ganz entkleideten Göttinnen als Pantomime aufführen sehen. Von der übrigen Literatur blühten am höchsten die Frivolität, der komische Roman und der persönliche Scandal. Wohl die gelesensten Schriften jener Tage waren die kecken, ja frechen Epigramme des Martial, der lustige Sittenroman des Appuleius, und die leichten und feinen Essays und Bluetten Lucians, der mit der Blasirtheit des Bonvivants jedes ideelle Streben höhnte und im Anblick des Alle hinreißenden Todes und der Eitelkeit aller Dinge den frohen spottenden Lebensgenuß als das höchste erreichbare Ziel menschlicher Glückseligkeit pries. Wie tief und groß sind diesen zerwühlenden Tendenzen gegenüber die christlichen Schriftsteller der Zeit, die wie Tertullian schon über den Römerstaat hinwegblickend eine einzige Republik verkünden und anerkennen — „und die", sagt der strenge Afrikaner, „ist für uns nicht mehr Rom, es ist die Welt!"

Wie leicht und lustig mochte einem reichen jungen Römer in all jener Herrlichkeit der Hauptstadt ein Tag vergehen, wenn er aus der doch immer langweiligen Villeggiatur oder ein paar Monaten Seebad dorthin frisch zurückkehrte! Selbst die Frivolität hatte einen Schimmer von Bildung, sank nicht zu Mabille und hernach zum Hospital herunter. Der leichte Ton kam noch immer von den Damen des Hofes in die vornehmen Classen hinein. Die Kaiser waren tugendhaft, aber unter allen drei Antoninen gaben die höchstgestellten Frauen das notorische Beispiel der Untreue. Die ältere Faustina, des Antoninus Pius Gemahlin, vererbte diesen Ruf auf ihre Tochter, die schöne und geniale Faustina Mark Aurels. Lucilla, die Enkelin, hielt sich erst gesittet und pflichttreu, sank aber dann durch die Untreue ihres Gemahls noch tiefer als die anderen und endete auf dem Schaffot, in Folge ihres Mordversuchs auf den eignen Bruder Commodus, dessen Geliebte sie zuvor gewesen. Außer der Frau von Stande führten

noch zahlreiche freigeborne Damen als Demi-Monde ihre glänzenden Etablissements. Als Sklavinnen aber standen die schönsten Mädchen Kleinasiens, die in Griechenland die Dichter gelesen, Musik, Tanzkunst und Kränzewinden gelernt hatten, auf dem offnen Markt oder privatim beim Sklavenhändler (dem Leno der lateinischen Komödie) zum Verkauf. In diesem frechen gemüthlosen Erkaufen der Liebe eines Weibes sah das antike Heidenthum nichts Anstößiges; zwei der als sittlich geachtetsten Kaiser, Vespasian und unser Antonin, lebten nach dem Tode ihrer rechtmäßigen Frauen mit freigelassenen Sklavinnen in einer Art von morganatischer Ehe. Das freie Bestimmungsrecht der Frau wurde in der Sklavin so wenig anerkannt als irgend ein andres Recht; dem Römer, bei dem der Eigenthumsbegriff so scharf und rücksichtslos herrschte, wie bei der angelsächsischen Raçe, stand Sklave und Sklavin einfach außer dem Gesetz; „servile caput nullum ius habet" war der nackt ausgesprochene Grundsatz, und an der grauenvollen Immoralität, in welche diese Willenlosigkeit die halbe Menschenzahl des Staates verfaulen ließ, hat die alte Welt Mark und Bestand verloren, so gut wie die Sklavenhalter in Nordamerika.

Doch lebten nur wenige Jünglinge aus guten Häusern in Rom ganz ausschließlich für diese leichten Verhältnisse. Am Morgen forderte die Sitte von dem jungen Mann von Stande einen Besuch bei Senatoren, Hofherren, hohen Beamten und reichen Gutsbesitzern, mit denen seine Familie liirt war. Diese Morgenbesuche wurden sogar manchem lästig durch die viele Zeit, die man bei den weiten Entfernungen der Großstadt darauf verwenden mußte. Als älterer Bruder besuchte man wohl die Rhetorenschule, wenn etwa der jüngere Bruder oder sonst ein Verwandter zu seiner Jungfern-Declamation eingeladen hatte. Alsdann konnte man ins Theater gehen, welches stets am Morgen spielte. In Zeiten einer kleinen politischen Aufregung that man dies schon, um ganz abgesehen vom Stück, der Stimmung einen Ausdruck zu geben; trat ein mißliebiger Mann ins Theater, um auf seinen Sitz zu gehen, so proscribirte man ihn durch Zischen, Pfeifen und Geschrei; wen die Meinung des Augenblicks begünstigte, der wurde mit Beifallklatschen empfangen. Ebenso wurden Stück und Schauspieler todtgetrommelt oder durch ruhiges Zuhören geehrt und am Schluß applaudirt: es gehörte also zum guten Ton, bei neuen Stücken oder bei befreundeten Theaterdichtern an diesem öffentlichen Verdict sich zu betheiligen. Vielleicht blieb nun vor dem Gabelfrühstück noch gerade Zeit, die von Verkäufern aller Raçen und Hautfarben gehaltenen Läden zu mustern, welche auf den Foren, aber auch als Buden in den Straßen die Herrlichkeiten jeder Provinz feilboten, und ein paar unwiderstehliche Modesachen einzukaufen.

Nach dem Dejeuner, das schon vor zwölf Uhr genommen war, mochte man einen Kampf der sogenannten Mittagsgladiatoren (meridiani) sich ansehen. Es war ein aufregendes Vergnügen, vielleicht für gute Verdauung allzu aufregend, denn diese Kämpfer griffen sich ohne alle Schutzwaffen an, bloß mit einer kurzen Tunica bekleidet, so daß ohne Ausnahme Einer an tiefer Schwertwunde erlag. Hiergegen, sagt Seneca, sind alle

früheren Kämpfe noch Barmherzigkeit gewesen; die meisten aber zogen dies Schauspiel der gewöhnlichen bewaffneten Schlächterei vor, weil jeder Stoß saß. Dieser Reiz wechselte mit dem Besuch bei irgend einer berühmten Lorette, die ihre Verehrer zu dieser Nachmittagsstunde in voller Toilette empfängt. Man überbringt ihr als Cadeau den Einkauf des Morgens; man bespricht mit vielem Ernst die wichtige Frage, ob ihr heute die blonden Locken aus dem Haar eines chattischen Waldkindes besser stehen als vorgestern der möhrenfarbige Chignon der Caledonierin, und gestern die um die Frisur gewundenen blauschwarzen Zöpfe vom Haupt der edelgebornen jüdischen Sklavin. Man findet auch auf dem Tisch der Dame frisch aus dem Buchladen das neueste Buch des Martial; man liest sich die pikantesten Epigramme vor, und lobt die am meisten, wo er über den Ehestand sich lustig macht; mit besondrer Neugier aber fragt man sich, wo solche Verschen auf Scandälchen der Hauptstadt anspielen, wer wohl damit gemeint sei, da der schlaue und vorsichtige Spötter die Namen weggelassen hat. Und fände man die Herrin nicht zu Hause, so wechselt man wenigstens mit dem auch sehr hübschen Kammermädchen ein paar leichte Witze, obwohl sie nur eine Sklavin ist; denn auch ihre Gunst kann uns bei der launischen Herrin einmal wichtig werden. Und nun, da die Sonne sinkt, ins Bad. Aus der Heizstube kopfüber in den kühlen Schwimmteich, und nach orientalischer Wonne des leichten Nachschwitzens etwa ein Ballspiel, eine Fechtübung, ein paar Handgriffe im Ringkampf mit einem Freund — oder, wenn wir dazu uns zu bequem finden, mustern wir in der Bibliothek der Badeanstalt die Novitäten, welche eben die Firma Tryphon aus der Stube ihrer Abschreiber und Einbinder abgeliefert hat, oder wir discutiren mit einem kunstbeflissenen Freund die Frage, ob die gestern aus Griechenland angelangte und im großen Schwimmsaal aufgestellte Bronze ein wirkliches Original des Lysippus oder nur eine spätathenienſische Copie nach ihm sei. Nun aber ernstlich zu Tisch, in der Taverne oder, seiner, in kleiner Gesellschaft bei einem gastronomischen Freunde, wo das weiche Polster uns zum Niederliegen lockt, und die hübsche Kranzwinderin aus Korinth schon bereit steht, um die kühlsten und duftigsten Blumen der Saison uns um Haupt und Brust zu legen — wo Flötenspiel die Gänge einführt, und die feinsten Gerichte, frisch übers Meer gekommen, neben den edelsten Weinen Italiens, Siciliens und der griechischen Inseln und allen Früchten des Südens und Ostens uns von dem kleinen Marmortisch winken. Wie kurz ist die südliche Nacht, wie bald bricht der Schimmer des Morgens in die von Scham und Sitte, Gesetz und Idee nirgends mehr gefesselte Orgie der Freude herein! Im Scherz und Lachen trennt man sich, und es kommt — wie Otto Knille in der geistreichen Illustration es zeichnet, die in diesem Heft unserer Schilderung beigegeben ist — beim Dämmerschein in sein Haus kehrend grüßt der Schwelger spottend das reine Götterbild des Bacchus, das ihm, von einer Künstlerhand edlerer Tage geschaffen, die prächtige marmorbunte Halle schmückt. Selbst die Poesie des Genusses, die schöne Sinnenfreude des Heidenthums, endet im blasirten Spott!

Aber es konnte auch anders kommen. Ein Künstler unserer Tage, Gabriel Max aus München, hat es uns gezeigt in seinem Bild, das dies Jahr in der Pariser Ausstellung soviel ernsten Beifall gewann. Der junge Schwelger, der Alles, Alles erschöpft hat, was eine aufs höchste gesteigerte, aber der Idee verwaiste Civilisation zu bieten hat — er trifft im kühlen schauernden Morgengrauen, einsam auf dem kahlen Hügel, über den ihn sein Weg nach Haus führt, ein blutiges Kreuz, und an dem Kreuz, schon hingeschieden, eine Christin — ein Mädchen, ein zartes junges Mädchen, das eine Idee hatte und für die Idee sterben konnte. Und der reiche, stolze, alles Genusses ermüdete Römer nimmt den Blumenkranz vom Haupte und legt ihr den Kranz zu Füßen nieder — ihr der Tapfern, mit der ein neuer Heroismus, ein neuer Geisteskampf in die satte faule Welt hineintritt!

Ein Ruf über den Main.

Oktober 1867.

Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührothschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah;
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz' Gewand,
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar!

Ihr raschen Alemannen
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt;
Nun schürt getreu die hohe
Auf größer'm Opferheerd!

Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich.
O laßt den Schatz nicht rosten!
Ihr sollt auch über'm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blüh'n?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand,
Wollt ihr sie träge versagen
Dem großen Vaterland?

Empor! Ihr hofft vergebens
Ein Volk im Volk zu sein;
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Theil.

Wohl habt ihr's oft vernommen
Vom Eberhard das Lied,
Wie er dem Reich zum Frommen
Sein stolzes Herz beschied,
Und großen Sinns die Krone,
Darnach er selbst begehrt,
Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelheerd.

O laßt sein Bild euch mahnen,
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest.
Und jedem Groll entsagend,
Beschwört mit Herz und Mund,
Im Kreis der Boten tagend
Den neuen Bruderbund!

Emanuel Geibel.

An Bord von Ihrer Majestät Schiff „Troubadour".

Aquarelle nach dem Leben von M. M. von Weber.

— „Sehen Sie, die atmosphärische Eisenbahn bei Dublin. Es ist dies jetzt die technische Tagesfrage. Ein guter Bericht darüber kann Ihnen ein pied à terre im Vaterlande schaffen." —

So schrieb mir im Jahre 18 . . Karl Theodor Kunz, der Erbauer der ersten großen deutschen Eisenbahn, der Vater der deutschen Eisenbahntechnik, nach London, wo ich damals, als jüngster Jünger, zu den Füßen eines der genialsten der Ingenieure aller Zeiten, Marc Isambart Brunel's saß, d. h. auf seinem Constructionsbureau arbeitend, mir copirend, durchpausend, skizzirend, more tironum technicorum, auf mehr oder weniger legalen Wegen, besserer Leute Ideen aneignete. Der große Meister dictirte damals uns, seinen Gehülfen und Zöglingen, die Constructionsdetails der Great-Western Eisenbahn, des zur Zeit größten Dampfbootes „Great Brittain" und der Docks von Bristol dreier Riesenbaue, die er gleichzeitig unter der Hand hatte, in den Stift. Das war ein fröhliches rüstiges Treiben beim Leiten und Ueberwachen der Arbeiten an diesen Ausführungen über das herrliche Land zwischen London und Bristol, durch Windsor, Exeter, Oxford, Swindon hin und her. Was waren das für hohe Festtage der Wissenschaft unseren jungen für unsere Thätigkeit und unsern Meister gleich begeisterten Herzen, wie erfüllte uns so unablässig das Hochgefühl sichern Könnens und wirksamen Schaffens! Noch im Traum hörten wir Nachts die Wogen des Atlantischen Oceans, hoch über uns, an die Riesenthore der Docks donnern, hinter denen wir Tags vorher, dreißig Fuß unter dem Spiegel des Meeres, unser Luncheon aus der Hand genommen hatten; oder ein böser Alp wölbte erdrückend den gigantischen schwarzen Bauch des mächtigen Dampfers, der draußen auf der Werft lag, über uns, oder geängstigt von Gespenstern, die, hochbeinig wie die Rennlocomotiven der Bahn, an der wir bauten, hinter uns herstiegen, wachten wir auf.

Und Abends — heiterer Empfang, Musik, geistvolles Wort, bedeutende Menschen im glänzenden Salon des Meisters, dessen wundervoller Frau wir die Huldigungen unserer jungen Herzen darbrachten indem wir ihr schönes Haupt, mit weit mehr Liebe und Verehrung als Geschick conterfeit, zur Bugfigur der „Great-Britain" verunglimpften.

Es war eine Zeit, wie sie jetzt im pennalisirten, verregulativten zerexaminirten Leben des jungen Technikers gar nicht mehr vorkommt. Ich schnürte daher mein Bündel mit Bekümmerniß, aber ich brach auf nach Irland, um Samuel Clegg's geniale, aber unreife Schöpfung zu studiren, deren Grundidee neuester Zeit, in Gestalt der pneumatischen Eisenbahn, so bedeutsame Entwickelung zu erhalten scheint. Der Plan

zu weitem Umweg ward entworfen, denn ich wollte bei der Gelegenheit Nord-England und Schottland kennen lernen.

Aber dem beim wundervollsten Wetter, in den lachend-gartengleichen Gegenden Nord-Englands Umherpilgernden wurde es Angesichts der epheubelaufenen Kathedralen von Yorkshire und Kent — zwischen den buntüberblühten, weißumbrandeten Klippen der stolzen schottischen Küste, mit ihren wie Seeadler, die eben aufsteigen wollen, über dem kochenden Meere hängenden Schlössern, — bei der Feenscenerie von Edinburg — immer kälter und kälter im Herzen — unter all den wildfremden Menschen, bei dem ewigen Begrüßen und Verlassen von unbekannten Gesichtern. — Ich hatte zu viel Heimat in der Fremde gehabt!

Und als ich nun gar aus dieser, wenigstens sonnenwarmen und sonnenhellen Welt, durch den langen Tunnel von Kairshood hinabgekrochen war unter den trüben Qualmhimmel von Glasgow und Tag für Tag mein Studium mich in der schmutzigen Halbnacht dröhnender und schrillender Werkstätten umtreiben ließ — da packte mich ein Spleen von handfestester Qualität und ein Heimweh, daß zum körperlichen Herz und Brust zusammenziehenden Schmerze wurde. Seinerseits schattirte dieser wieder die graue Trübe meiner Seele mit noch dunkleren Bildern von Krankheit und hülflosem Verkommen in dem fernen Lande — ganz abscheulich.

Die erhabene Melancholie der violetten Berge des Loch Lomond, das geheimnißvolle Schweigen seiner tiefgrünen, wie Lotosblätter auf dem schwarzkrystallnen regungslosen Gewässer schwimmenden Inseln, und endlich das nordische Luftcolorit der ganzen Hochlandswelt — steigerten diesen Zustand bis zu krankhaftester Sehnsucht nach einem Laute deutscher Zunge, nach dem Klange eines deutschen Wortes. Aus Nordschottland nach Glasgow zurückgekehrt, unterlag ich dem Einflusse dieses Leidens in solchem Maße, daß ich schwankend wurde, ob ich nicht, mit Aufgabe allen Studienpläne, spornstreichs mich heimwärts wenden sollte. Endlich rieth mir mein guter Geist und die Scham vor mir selbst, es dem Zufall anheim zu geben und mit dem ersten am folgenden Tage abgehenden Dampfer zu reisen, möchte derselbe mich nun nach einem südlichen englischen Hafen heimwärts, oder nach Dublin, wohin mich die Pflicht dirigirte, führen.

Als ich am andern Morgen, bei tief neblig-grauendem Tage, durch die rauchige Atmosphäre Glasgows hin, nach dem Clyde hinabfahrend in meinem kleinen unsaubern Cab lag, fiebernd heimwehkrank, da gaukelte wie eine jener Schaumblasen, die eine ungesunde Phantasie zu bunt und verlockend austreibt, nach denen aber die Vernunft als nach zu tollem Schnickschnack schlägt, der Gedanke unabläßig vor mir her: „Wenn Du einen Deutschen auf dem Schiffe träfest. —“ Mit einem mir selbst zugerufenen „Das ist ja Unsinn!“ schloß ich die Augen vor der anmuthigen Vorstellung. Lag doch damals Schottland noch weit, weit ab von den Ufern der Touristenströme!

Der Clyde schlich wie eine schmutzige, speckglänzende Masse dahin,

auf der der graue Himmel mit einem Horizonte von Rauch ruhte. Mitten in der Kohlenzeichnung dieser Scenerie lag ein stolzer Dampfer mit kühnen, edlen Linien, das Dunkelste in dem Grau in Grau, auf der tristen Fläche und sandte ein finstre Qualmsäule zum Himmel, die kerzengrade aufsteigend sich als schwärzeste Masse im schwarzen Rauchhimmel abzeichnete.

Offenbar war er im Begriff in See zu gehen.

„Wohin der Dampfer?" fragte ich einen Jollenführer, der schläfrig im Stern seines Boots lag und an dem sich Nichts bewegte als seine tabakkauende Kinnbacke.

Ein Strahl Tabaksaft spritzte in die Fluth, dem die Worte folgten: „Dublin, Sir; Boat, Sir?"

„Die Pflicht siegt!" sprach ich seufzend; mein Kofferchen flog in die gaukelnde Jolle und fünf Minuten darauf stieg ich die bequeme Treppe empor, die auf den stolzen, hohen Bord von Ihrer Majestät Schiff „Troubadour" führte. Es war eine jener Kriegscorvetten, die damals zum Postdienst zwischen den Haupthäfen Großbritanniens verwandt wurden, ein schlankes, scharfes und doch gewaltiges Fahrzeug, ein „Kraftentfalter und Wellenspalter." Das Betreten eines auffallend schönen Schiffs erregt in mir immer ein Gefühl von Behagen und harmonischer Stimmung, dem entschieden ähnlich, welches den Anblick einer liebenswürdigen Frau erweckte. Der Morgen begann also gut, und als ich durch das hohe Bollwerk auf Deck trat und da Alles so von spiegelblanker Sauberkeit glänzte, daß eine Art Sonnenschein auf Planken, zierlichen Taurollen, Compaßhäuschen und den blitzenden Fenstern des Skylight zu liegen schien, da spürte ich wahrlich einen Reflex davon in meinem Innern.

Und welch comfortabler Raum diese helle, fast runde Cajüte mit ihren tiefen, grünen Plüsch-Causeusen, ihren weichen Teppichen, der kleinen Bibliothek in zierlich geschnitztem Schrank, den mannshoch gepolsterten Wänden und den vertraueneinflößenden gewaltigen Holzmauern, deren Dicke die kleinen Seitenlichter zeigten. Dabei keine Spur jenes Parfüms, der selbst eleganten Schiffssalons so häufig eigen und ein wahres Ansteckungsmiasma der Seekrankheit ist. Auch Schiffscajüten haben ihre Physiognomie und diese hier erweckte die Lust, sich bei hoher See lustig in ihr umher rollen zu lassen.

Das Schiff schien mir fast leer. Nach dem Ritus königlich englischer Seefahrzeuge damaliger Zeit kümmerte sich Niemand um den Ankömmling, dessen Zahlung man ja doch auf See dann sicher ist Ich schleppte meinen Koffer selbst auf Deck. Ein Officier schritt auf der Schaufelradbrücke hin und her, in einen grauen Mantel tief eingeknüpft, mit grauem Bart wie ein lebendig gewordenes Stück der grauen Atmosphäre. Vorn klapperte die Ankerwinde und monoton und stumpf in Nebel klang dazu das „Ho" und „Hi" der Matrosen.

Doch ja, da sind Passagiere! Unter dem Schutze des Bollwerks auf der Windseite sitzt eine Dame mit dem Gesicht nach der hohen Planken-

wand gekehrt. Ein junger Mann mit blauer Brille geht hinter ihr auf und nieder, so regelmäßig und gemessen, daß es an den Schritt einer königlich preußischen Schildwache erinnert. Auch die Präcision, mit der er stets „Augen rechts, Augen links" beim Auf- und Abschreiten nach der Dame richtet, gemahnt hieran. Er trägt einen Mantel von in England ungewöhnlicher Form, auch die Mütze ist durchaus nicht „swellish" Ein blonder Bart bedeckt von dem Gesichte das, was Brille und Mantelkragen frei lassen. Nur dann, wenn eine Jolle wieder einen der wenigen Passagiere bringt, die noch an Bord kommen, verläßt der junge Mann seinen Patrouillendienst und eilt, auf die Bank zu springen und über das Bollwerk hinab die Kommenden mit einer gewissen unruhigen Hast zu mustern.

Die Leutchen sind langweilig. Ich beginne mich nach Frühstück zu sehnen und gehe, den Steward auszuforschen, der augenreibend erscheint, aber bald seine eggs, broiled ham und toast bei der Hand hat. Ich sitze hinter vortrefflichem breakfast in tiefem weichem Polster im gemüthlichen Salon, — meine Stimmung hebt sich etwas und erst als ich das Anschlagen des Ankers an den Bug, das Klirren der Kette, welche die Treppe hebt, höre, das Zischen des Dampfes aufhört und dafür das Brausen des Triebwassers an den Seiten des großen Schiffes beginnt, das unter Hub und Schub seiner Maschinen stärker und stärker erzittert, steige ich auf Deck, das Vorüberziehen der Ufer anzuschauen.

Es war ein Schattenspiel! Farblos, grau in Grau, tuschten sich die Contouren der Berge. Rauchende Werfte steuerten ihr Theil Düsternheit in die Atmosphäre, Bagger holten, dampfgetrieben, schwarzen Schlamm vom Grunde des trüben Flusses in knirschenden Eimerketten herauf und schütteten ihn in niedrige, schmutzige Fahrzeuge, die kleine Dampfer in langen Reihen keuchend von dannen schleppten. Dann und wann tauchte ein großes Schiff mit nässegrauen, schlaff am Mast herunterhängenden Segeln aus dem Nebel auf, um als trübseliges Phantom wieder zu verschwinden. Melancholische Bilder! Ich fühlte deutlich, wie mein Spleen es sich wieder recht bequem in mir machte. Ich wandte mich, um der Cajütentreppe wieder zuzuschreiten und wo möglich den Nebelmorgen in dem tiefen Plüschpolster drunten zu verschlafen.

Die Dame saß noch an ihrer Stelle, in Mantel und Capüchon tief eingehüllt, mit dem Gesichte nach dem Bollwerk gekehrt, so daß man nichts von ihrer Person wahrnahm, als eine lange schwarze Locke, die sich aus der Kapuze auf den hellen Mantelkragen durchgestohlen hatte und dort wie ein großes Fragezeichen aussah. Sie hielt ein Buch auf den Knieen, in dem sie, nach englischer Art, ohne Blick auf die Umgebung, emsig zu lesen schien. Ihr junger Begleiter war in diesem Augenblicke nicht sichtbar.

Als ich dicht hinter ihr vorüber ging, um die Decktreppe zu gewinnen, fiel mein Blick zufällig auf das Buch — das waren deutsche Lettern — das war Deutsch — in meiner krankhaften Sehnsucht nach Heimat, Heimatmenschen, Heimatsprache — entfuhr mir bei diesem

Anblicke der halb jubelnde, halb fragende Ausruf: „Sie lesen Deutsch?!" Da prallte sie mit jähem Schrecken empor, schlug das Buch zu, das sie schnell im Mantel versteckte, zeigte mir ein reizend feines, von dunklen, krausen Locken umrahmtes, blasses Gesicht, dessen große, dunkelgraue Augen, weit offen vor Angst, auf mich gerichtet waren, und rief, eine schmale, elegant behandschuhte Hand abwehrend gegen mich ausgestreckt, in offenbar autochthonem Englisch: „O, nein, nein, Gott bewahre!" Erstaunt über diese unerwartete Wirkung meines harmlosen Ausrufs, den sie doch verstanden haben mußte, trat ich einen Schritt zurück, als im selben Augenblicke der junge Mann, der jetzt Mantel und Brille abgelegt hatte, und im hellen Sommeranzuge mit militairisch straffen Schritten einhertretend, noch weniger als im Mantel für einen Engländer gelten konnte, auf dem Deck erscheint.

Er wirft einen besorgt fragenden Blick auf die sich verblüfft gegenüber Stehenden und ehe es mir möglich ist, ein Wort der Aufklärung anzubringen, hat er die junge Dame am Arme gefaßt, sanft aber rasch umgewendet und führt sie der Damencajüte zu, indem ich noch höre, daß er ihr Englisch die Worte zuflüstert: „Melitta, welche Unbesonnenheit!" Wogegen sie eifrig zu protestiren scheint.

Die kleine Aufgebrachtheit, die ich im ersten Augenblick über die keineswegs urbane Form empfand, mit der der junge Herr seine Reisegefährtin einem Zwiegespräche mit mir entzogen hatte, glich sich bald durch den Hinblick auf die in England damals noch schroffer als jetzt ausgeprägte Sitte aus, welche Damen zufälligen Verkehr mit Fremden, so viel irgend möglich zu vermeiden gebot.

Dafür wurde mir das langweilige Pärchen jetzt interessant, denn je mehr ich mir das Verhalten des jungen Mannes bis zum Abgange des Schiffes, seine Mienen und Gesten beim Wegwenden und Wegführen der jungen Dame und deren Erschrecken bei meiner Entdeckung, daß sie Deutsch lese, vergegenwärtigte, um so deutlicher wurde mir, daß nicht bloß allgemeine Lebensformen hierbei im Spiele waren.

Welch herrliches Mittel gegen den Spleen und die Langeweile der Reise war hier vielleicht durch den flüchtigen Einblick zwischen die Folien eines kleinen Romans, wie sie mir der Zug der Reise zufällig umblättern würde, gefunden!

Es war daher wohl natürlich, daß ich vor einer kleinen eleganten Reisetasche von schwarzem Plüsch, die neben dem Schiffstuhl, auf dem die Dame gesessen, lag und auf welcher sie die Füße ruhen gelassen hatte, bei meinem Auf- und niedergehen auf Deck mehrmals stehen blieb und dieselbe mit einer gewissen Neugier betrachtete. Auf dem dunklen Plüsch war der Abdruck zweier sehr schmalen Füße im Staub der Sohlen zurückgeblieben und — da stand ein Name fein auf der Schloßplatte eingravirt. Ich beugte mich nieder: „M. Greater." — Ha! — dann schritt ich, als wäre diese stumme Erkundigung ein Unrecht gewesen, mit angenommener Unbefangenheit um mich blickend, weiter.

In Greenock nahm der Troubadour noch einige Passagiere an Bord.

Kaum hatte er seine gewaltigen Schaufelräder angehalten, so erschien mein Pärchen wieder, vermummt wie vorher, auf Deck und die Dame nahm ihren Platz wieder ein.

Gleich ängstliches Beobachten der ankommenden Boote durch den jungen Mann, gleich emsiges Lesen der jungen Dame, deren liebliches Gesichtchen ich jetzt, drollig verzerrt, in der blanken Traube eines Geschützrohres gespiegelt sah, vor dem sie saß. Greater! Greater!? — Den Namen mußte ich schon gehört haben? Wo? Wann? Hieß er so, oder sie? — Doch sie hatte die Füßchen auf der Reisetasche gehabt. — Die greenocker Passagiere waren lustige irische Gentlemen, die von Jagden in Schottland nach Dublin zurückkehrten. Lärmend brachen sie in die Stille unseres Schiffes. Die Hände in den Hosentaschen, die gamaschenbelederten Beine weit von sich gestreckt, auf Matratzen auf dem Deck gelagert, das Grogglas neben sich, rauchend, weitausspuckend machten sie das noble Schiff zu einem lauten Jagdrendezvous. Die naturwüchsigen Töne dieser Gesellschaft überschallten die Dissonanz meiner Stimmung, ich fühlte mich angemuthet von dieser handfesten Leichtlebigkeit.

Weniger war dies der Fall bei meinen jungen Reisegefährten, deren verschämte Incognitobestrebungen von den breitschulterigen, polternd über das Skylight voltigirenden Söhnen des grünen Erin mit allerhand Invasionen in Gestalt indiscreter Fragen und rücksichtslosen Anstarrens der jungen Dame bedroht wurden. Der junge Mann sah sich in dem Getreibe schüchtern nach Allianzen um, und da schien ihm denn ein Gespräch mit mir das kleinste von den zu wählenden Uebeln.

Ich ließ ihn kühl herankommen und mehrmal von meiner Seite weggehen, ehe ich ihn zu einem Worte ermuthigte — er sollte das unhöfliche Wegführen seiner Dame bezahlen. —

Um drei Uhr Nachmittags neigte unser „Troubadour" mit jener unvergleichlich stolz graziösen Schwingung seine hohen schlanken Masten vor dem ersten aus der See in den Clyde hereinrollenden Wogenschwalle mit der jedes Schiff beim Auslaufen ins Meer die Majestät desselben begrüßt, und die an das Senken der Lanze eines ritterlichen Kämpfers vor dem ebenbürtigen Gegner mahnt. Alle Gesichter zogen sich, wie stets in diesem Augenblicke, in die Länge und jene kurze Stille trat ein, durch die fast jede Schiffsgesellschaft ihre Ehrfurcht vor der Herrschaft des Oceans kundgiebt, wenn er seine ersten Wogen-Boten schickt. Die junge Dame lehnte blässer das zierliche Köpfchen in die Ecke zwischen Geschützlafette und Bollwerk und ich fand den jungen Mann an meiner Seite. Wir standen auf einem Tritt, von dem aus man über das hohe Bollwerk des Vorderdecks sehen konnte, der scharfe Bug des prächtigen Schiffes strebte mächtig hinaus in die weite See, die blauen Wellen des St. Georgs-Canals, die eine aufgesprungene leichte Brise uns entgegen eilen machte, zerspaltend, so daß sie im Zorn darüber hoch und schaumig aufhüpften und ihre weißen Kämme über das Deck hinsprühten. Im selben Augenblicke brach auch ein Sonnenstrahl durch den tiefen, über Schottland hinter uns liegenden Nebel. Er kam über das Meer daher geflogen, wie ein Stück

von einem licht-azurnen Schleier über die tiefgraublaue unermeßliche Fläche — dann folgte ihm noch einer — dann ein himmelblauer Fleck kleinere Saphire streuten sich dazwischen und die blauleuchtenden Stellen wurden dichter und dichter — endlich blitzte der Horizont wie ein Silberstreifen auf und das ganze Meer verwandelte sich, beim Zurückbleiben der Nebelwand, wie durch Magie in jene Schale von Lazur und tiefblauem Purpur, als die der Atlantische Ocean bei hellem Sonnenlicht erscheint.

Den unwiderstehlich erheiternden, zauberischen Effect beobachtete ich verstohlen im Auge des jungen Mannes, der neben mir auf die See hinaus sah.

So betrachtet kein Engländer die Scenerie der Natur!

Und als er nun, halb mir zu Gehör, die Worte flüsterte: „How wonderful!" war ich meiner Sache gewiß und rief: „Thalatta, Thalatta! Wir haben kein Wort im Deutschen herrlich genug zum Gruß an das Meer."

Mit einer Art Entsetzen sah er mich erst einen Augenblick von der Seite an, wie es schien, sehr gewillt, mich ohne Weiteres stehen zu lassen — dann aber raffte er sich zusammen, sein hübsches Gesicht erhielt den gewinnendsten Ausdruck und mir die Hand hinreichend sagte er: „Ein Landsmann." Ich lachte vor Freude; erfüllte sich doch so in freundlicher und wunderbarer Weise jener Sehnsuchtstraum im Cab nach Heimatwort und Heimatlaut — und schlug ein.

Weggeblasen war der Spleen.

Wie lieblich klang mir der trauliche, leicht schwäbelnde Dialect des Fremden im munter sich nun kreuzenden Gespräch, bei dem wir Beide sorgsam jede persönliche Beziehung mieden.

Endlich des Anklammerns beim Wanken des Schiffes auf unserm schmalen Standpuncte müde, kehrten wir nach dem Hinterdeck zurück, und als ich mich von meinem neuen Freunde trennen wollte, der auf die junge Dame zuschritt, sagte er leise: „Nun setzen Sie sich zu uns, so können wir eine deutsche Phalanx gegen jene allzu cherryfrohen Jagdgenossen bilden."

Unter dem Kleide der Dame, die mich auf einige Worte, welche ihr Begleiter ihr ins Ohr flüsterte, mit leichtem Kopfneigen grüßte, blinkte das Schloß der Reisetasche, die ihr als Schemel diente, hervor.

„Greater!? Greater!?" — zu dem Namen mußte ich in Beziehung stehen — aber wie und wo? Da bemerkte der junge Mann die Richtung meiner Blicke und mit einem Tone, der leichtes Erschrecken verrieth, rief er: „Melitta!" und deutete mit den Augen auf die Tasche zu ihren Füßen. Rasch bog die junge Dame sich vor, erröthete, ließ das Kleid über das blinkende Schloß fallen und ich sah deutlich, wie sie unter demselben die Tasche mit den Füßen umwendete.

Warum will sie den Namen „Greater" nicht wissen lassen?! —

Dem grauen regungslosen Morgen war ein Sommernachmittag von winddurchfrischter, krystallner Klarheit gefolgt. Der „Troubadour" ritt, majestätisch steigend und fallend, auf immer höheren Wellenrücken. Drun-

ten in der Cajüte das Toben der Irishmen beim Wein nach dem Diner wurde unter dem Einflusse dieser Bewegungen immer weniger laut. — Es mußte fürchterlich dort sein. — Das Gespräch, das der jungen Dame wegen, die offenbar eine Engländerin war, englisch geführt wurde, animirte sich. Der Deutsche und ich blieben von Seekrankheit frei und als wir der Dame auf einer Matratze im Windschutz des Bollwerks ein behagliches Lager bereitet hatten, wobei die schwarze Reisetasche, jetzt mit dem Shawl bedeckt, als Kopfkissen dienen mußte, verließ auch sie die leichte Anwandlung des Uebels, die sie verspürt hatte. Dabei kam das Schloß der Tasche, sorgsam gleich wieder versteckt, einen Augenblick zum Vorschein.

„Greater!?“ Der Name intriguirte mich. — Bald wurde auch uns Männern das Sitzen bei den größeren Bewegungen des Schiffes unbequem. Wir ließen uns das Diner auf Deck serviren. Flaschen und Schüsseln wurden zwischen Kissen auf die Planken gestellt, wir selbst streckten uns auf unsere Decken daneben und bald wiegte der stolze „Troubadour“ ein heiteres, kleines Symposium über die blauen Wogen dahin. Während des Mahls mischte sich nun, anmuthend und anregend, das silberne Lachen der jungen Dame oft in den dumpfen, majestätischen Donner, mit dem die größer und größer werdenden Wasserberge an dem gewaltigen Rumpfe des Schiffs zerschellten.

Sie hatte jetzt die Kapuze abgeworfen, der weiche Mantel zeichnete die liebliche Contour der hingestreckten Gestalt. „Warum soll ich mein Haar, das von Sprühwasser feucht ist, nicht wie an der sea coast fliegen lassen?“ lachte sie und streifte auch das Netz von dem schmalen, feinen Köpfchen, so daß reiches, aber kurzes krauses Haar prächtig um das blasse, von der Seeluft nur mit feinem Roth angehauchte Gesicht flatterte. Dieses hatte einen kleinen Anflug von orientalischem Typus und war kaum schön zu nennen, ja es konnte zu Zeiten, wenn sie theilnamlos in sich selbst versank einen unsympathischen, schlaffen Charakter erhalten. Aber wenn sie sprach, hörte, oder sich bewegte, da glühte und leuchtete es von Gedanken in diesen tiefen grauen Augen, da zuckte es voll Leben um den rothen, festgezeichneten Mund, da verriethen die Regungen der schlanken Gestalt so süß Geheimnißvolles, daß es wohl begreiflich war, daß des jungen Deutschen Blicke das holde Weib wirklich mit einem Liebesnetz zu umspinnen schienen.

Ihre nüchterne Zurückhaltung war bald verschwunden, und lachend rief sie endlich aus: „Nach deutscher Sitte dem Meere ein Glas!“ Sie hob, hell und farbig vom Sonnenlicht beleuchtet, mit der schmalen weißen Hand das mit blitzend purpurrothem Port gefüllte Glas empor, neigte es dreimal nach der See hinaus, setzte es dann an die Lippen und trank mit weit zurückgelehntem, von den dunklen Locken umflogenen, Kopfe. Im selben Moment warf sich das Schiff mächtig auf die Seite, so daß, einen Augenblick lang, das glühende Bild den gährenden, unermeßlichen Ocean zum Hintergrunde hatte. Der Capitain des Schiffes, ein prächtiger ernster Seemann, der sich einen Augenblick neben mir nie-

verließ, sprach meine Gedanken aus, als er mir zuflüsterte: „Sie wird uns Unglück bringen, sie macht die Meergötter verliebt!"

Es war mir phantastisch zu Muthe bei diesen Worten, der immer höher aufgährenden See und dem einbrechenden Abend. — Die Situation war zu anregend, als daß wir beiden Deutschen sie nicht beim Wein zu fesseln versucht hätten. Dem „Port" war trefflicher „Hock", in welches abscheuliche Wort die Engländer den Wohllaut „Hochheimer" verkrüppelt haben, gefolgt und hatte die Zunge gelöst. Der Deutsche war offenbar ein junger Gelehrter, die Engländerin voll der klaren, lebensweisen Poesie Walter Scott's und Dickens'. Die Leutchen ergänzten sich so vollständig bis auf den Klang der Stimme, daß, als die Nacht tiefer hereinbrach und ich kaum mehr sehen konnte, wie sie näher gerückt war und den Kopf an seine Schulter gelehnt hatte, ich oft von ihren Reden nichts empfing als den Wohllaut ihrer Organe, die einen jener wunderbaren Catches zu singen schienen, welche dem Lande, in dem wir reisten, ureigenthümlich sind.

Je mehr mich die Leutchen zu interessiren begannen, um so lebhafter wurde mein Wunsch mehr von ihnen zu erfahren. Der Anflug vom Geheimnißvollen, den das Paar durch sein Verhalten, so lange wir uns im Bereiche des Aufnehmens von Passagieren befanden und die Scheu, mit der sie jeden nahenden Fremden betrachteten, erhielt, regte diese Neugier noch lebhafter an. So zeigte ich denn Vertrauen, um Vertrauen zu erwecken, erzählte von meinen Studien, Plänen und Zwecken in England und nannte endlich meinen Namen.

„Sind Sie ein Verwandter des Componisten Weber?" tönte erregt die liebliche Stimme der Dame, deren Gestalt nun das Dunkel der völlig eingebrochenen Nacht verhüllte.

„Man kann mit ihm nicht näher verwandt sein, als ich es bin", sagte ich.

„O, dann können Sie kein Verräther sein", rief die Stimme hier lebhaft wieder, das Köpfchen hob seinen zierlichen Schattenriß aus dem Kapuzen- und Mantelkragen empor und eine weiß durch das Dunkel schimmernde, kleine Hand streckte sich mir entgegen.

Mir wallte das Herz auf bei diesem neuen Zauber des Namens eines edlen Menschen. Welch goldner Schlüssel zu guten Seelen! Ich ergriff ihre Hand, dann die des jungen Mannes, die er mir reichte, herzlich bewegt.

„Meine Braut hat Recht" sagte dieser. „Mit diesem Namen ist man kein Verräther. Lassen Sie uns daher das kurze Stück Lebensweg, auf das uns das Geschick zusammenführt, als Bekannte zurücklegen. Doch die Zwecke unserer Reise, weniger unselbstischer Art als die Ihren, ja selbst im gewissen Sinne im Conflict mit den Gesetzen — erschrecken Sie nicht, es ist nicht schlimm — lassen ein wenig Menschenfurcht räthlich scheinen. Gestatten Sie daher, daß ich, bei allem Vertrauen, den uns Ihr Name und Wesen einflößt, unsere Namen erst beim Scheiden nenne.

„Steward noch eine Flasche von diesem Hock! Ich bin ein deutscher Ingenieur", hob er dann an. — „Collegen", rief ich erfreut aus, aufs

Reue seine Hand schüttelnd. „Wie Sie bei Brunnel, arbeitete ich bei einem andern der berühmtesten londoner Techniker, der mir für meinen Fleiß und meine Treue wahrhaft väterlich gewogen wurde. In sein Haus gezogen und in demselben alles Behagen eines englischen, im großen Style geführten „home“ schätzen lernend, verbrachte ich die reizvollsten Monate meines Lebens auf seinem fast fürstlichen Landsitze nahe bei Brighton. Dort hatte auch eine junge ihm verwandte Irländerin Aufnahme gefunden, die von langer Winterkrankheit in London durch Meeresnähe und Sommerluft genesen sollte. Sie war eine Waise, aus Dublin gebürtig, wohlhabender Leute Kind und das lieblichste Product von irischem Blut und britischer Erziehung, voll Leben und Poesie; dabei blühte ihre blasse Schönheit täglich wieder rosiger auf. — —“

„Nicht doch! Nicht doch!“ rief hier die silberne Stimme der Dame scheltend dazwischen.

„Sie verräth meinen Roman“, lachte der junge Mann „kurz, sie war es, die hier liegt und die sie vorhin sahen, jetzt hören. Die Entwickelung ist nun noch einfacher, als ich sie zu geben beabsichtigte. Ich fuhr sie mit Ponnies am Seestrande spazieren, ich segelte mit ihr, ich lehrte sie angeln, corrigirte ihre Aquarellskizzen und endlich — Sie müssen galanter Weise sagen — natürlich — liebte ich sie.

„Mein Principal und seine treffliche, viel jüngere Gattin sahen das sich Entspinnende nicht ungern. Wir erfüllten die herrlichen, aber stillen Räume der Villa der Kinderlosen mit Gelächter, Musik und anregender Unruhe. Der ernste Mann, die liebenswürdige kühle, stille Frau versicherten, nie eine so heitere Villegiatur verbracht zu haben.

„Oft äußerte er, daß er mich in England zu fesseln wünsche. — Er weihte mich in alles Detail seines gewaltigen und an Ehre und Geld gleich einträglichen Geschäftskreises ein — kurz, mein Weizen schien auf allen Halmen zu blühen. Den einzigen, aber auch tiefen Schatten in das sonnige Bild meiner Zukunft warf die Gestalt eines Oheims Melittas, dem die Leitung ihrer Ausbildung in London von ihrer in Dublin lebenden Familie, als deren Haupt ein anderer Vatersbruder, zugleich ihr Vormund, genannt wurde, übertragen worden war. Dieser Mann, zwar fast doppelt so alt als Melitta, dabei aber bei blühender Gesundheit, in voller Manneskraft, Gentleman im vollen Sinne des gewichtigen Worts, von stattlichem Aeußern und reich, hatte eine starke und energische Neigung für seinen Zögling gefaßt. Er übte auf die Entschließungen der Familie meiner Braut einen so bedeutsamen Einfluß aus, daß er nur durch den des verzognen Lieblingskindes selbst und auch dann nur bei Mitwirkung des Zaubers ihrer Persönlichkeit auf all die alten Tanten und Oheime, paralysirt werden konnte. Da sich Melitta, bevor wir uns gefunden hatten, den Annäherungen des durchaus acceptablen Bewerbers nicht abgeneigt gezeigt hatte, so waren von ihm der Familie Andeutungen gemacht worden, die diese nicht anders als mit Genugthuung aufnehmen konnte, da er seiner Gattin ein in jeder Beziehung wünschenwerthes Loos zu bieten hatte. Bei seinem häufigen Verkehr in Bower-Lodge, so hieß

die Villa meines Principals, konnte ihm das Wohlgefallen, das wir jungen Leute an einander gefunden hatten, nicht entgehen und rasch und in wenig gemäßigter Form sich entwickelnde Eifersucht ließ plötzlich so schroffe, ja fast wilde Eigenschaften seines Wesens zu Tage treten, daß selbst mein Principal befremdet das Haupt schüttelte. Mehrfach sprach dieser daher sein Genügen darüber aus, daß des Mannes Beziehungen zu Melitta nicht weiter gediehen seien und diese selbst flüchtete, eingeschüchtert, doppelt innig in meine Arme, so daß die Neigung, die sie bis dahin für mich gefühlt hatte zur Leidenschaft wurde — so sagte sie wenigstens — was der Mädchenwiderspruchsgeist dabei für mich —"

Hier sah ich plötzlich wieder die im Dunkel leuchtende kleine Hand sich auf seinen Bart drücken, ich hörte das Wort „abscheulich" flüstern und da das Schiff sich eben gewaltig auf die Seite warf, so war es natürlich, daß die jungen Leute sich fest umfassen mußten und der Ingenieur erst nach einigen Secunden Schweigens wieder anheben konnte:

„Als wir es nun für zweckmäßig und schicklich hielten, unsere Absicht uns anzugehören, meinem väterlichen Principal zu eröffnen, bezeugte dieser sowohl wie seine Gattin herzliche Freude darüber. Sie stellte uns aber drastisch die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit vor Augen, die Einwilligung von Vormund und Familie Melittas zu dieser Verbindung mit einem jungen Manne, der ihr fast nur Hoffnungen zu bieten habe, unter dem fast alles vermögenden Einflusse eines andern Bewerbers zu erlangen. Für diesen mußten überdies wohl bei Allen, die das Herz nicht sehr laut mit sprechen ließen, unendlich viele bedeutsame Vorzugsgründe in die Wagschaale fallen. Endlich und schlimmstens aber war von diesem zu fürchten, daß er in seiner eigenen leidenschaftlichen Bewegung das Recht unserer Herzen nicht anerkennen, nur die Schattenseiten unserer Verbindung auffassen und in der Ueberzeugung vom Unheil, das seinem geliebten Zöglinge daraus erwachsen müsse, in gewohnter energischer und wirksamer Weise die Einwilligung der Familie zu unserm Bündnisse verhindern werde — wenn Melitta solche Schritte durch rückhaltlosen Zerstörung seiner Hoffnungen hervorrufen sollte.

„Das wird geschehen, sicher, außer wenn ich selbst allen Onkeln und Tanten die Sache im Lichte der Flamme im Herzen ihres Lieblingskindchens zeigen kann" hatte Melitta im stolzen Bewußtsein der geliebte Familienverzug zu sein, ausgerufen. „„Außer wenn sie Alexander kennen lernen, hatte sie hinzugefügt"", rief hier die liebliche Stimme der Dame lachend dazwischen.

„Still, verwirre mich nicht durch Beschämung", erwiederte er — wie der schweres Rollen des Schiffes — wieder eine kurze, bedeutsame Stille. —

„Dies", fuhr der junge Mann dann fort, „hatten wir natürlich zu glauben und setzten auch alle Hoffnung darauf — wie aber war eine Zusammenkunft mit den maßgebenden Familienmitgliedern ohne Vorwissen des Oheim-Erziehers herbeizuführen, wie, wenn er darum wußte, zu verhindern, daß er ihr beiwohnte und sein Einfluß unsere Bestrebungen er-

schwerte, wo nicht wirkungslos machte? Das war die Frage und Aufgabe! Die maßgebendste Persönlichkeit bei der ganzen Angelegenheit war der erwähnte Vormund-Oheim Melittas, ein reicher Bankinhaber zu Dublin, der —"

In diesem Augenblicke nahte sich balancirenden Schrittes auf dem rollenden Schiffe, die Blendlaterne sorgsam den Steuermann verdeckend, der Capitain, um den Passagepreis einzukassiren. Ich öffnete mein Taschenbuch, um die Banknoten herauszunehmen. Gefällig ließ der Capitain den Strahl seiner Laterne hell auf die Blätter fallen. Obenauf unter den darin befindlichen Papieren lag mein Creditbrief für Dublin, den ich bis dahin nur flüchtig angeblickt hatte. Und da stand die Adresse: Adolphus Greater Esq. etc. Dublin.

Da war ja der Name an der schwarzsammtnen Reisetasche! Deshalb war er mir bekannt erschienen. Lustig angeregt schlug ich nun rasch auf den Strauch und fuhr selbst in der Erzählung des jungen Mannes, indem ich dem Capitain sein Geld einhändigte, fort: „Adolphus Greater heißt —"

„Um Gotteswillen!" schrie die junge Dame. „Die Polizei!" Erstaunt ließ der Capitain das Licht seiner Laterne über das junge Paar gleiten und ich sah, wie sie erschreckt die Augen auf mich gerichtet dasaßen und die Dame den jungen Mann fest umschlungen hielt. Das Mädchen sah wundervoll aus mit dem hellen Glanzlichte in den weitoffenen dunklen Augen und mit den im Winde flatterndem Haar um das blasse Gesicht, das voll verächtlich vorwurfsvollen Ausdrucks mir zugekehrt war. Nachdem ich einen Augenblick den phantastisch-lieblichen Rembrandt vor mir betrachtet, rief ich lachend: „O, seien Sie ohne Furcht und verzeihen Sie den unartigen Scherz. Ich sah vorhin den Namen „Greater" auf Ihrer Reisetasche und hier dieser Brief ist an einen Banquier dieses Namens in Dublin. Da combinirte ich die Fortsetzung der Erzählung des Herrn. — Aber, theure Miß, ein klein wenig böses Gewissen müssen Sie doch haben, daß Sie in mir harmlosen, mit gutem deutschen Passe reisenden Deutschen einen Spion der geheimen Polizei vermuthen konnten! Vergebe Ihnen das der Gott der Liebe. —"

„Gott sei Dank", rief Melitta jetzt aufathmend, die Hand auf das Herz pressend „und dieser Schreck gerade noch dann, wo Alexander Ihnen Alles zu erzählen im Begriff war!"

Der überstandenen Gefahr froh, lachte sie in ihrer übermüthigen Weise. —

Der Capitain, der die Scene nicht verstehen konnte und daher bis jetzt kopfschüttelnd neben uns am Bollwerk gelehnt hatte, sah dieselbe jetzt in Lachen gelöst und vermied diskret jede Frage. Er wendete sich galant zu Melitta: „Wir kommen eben an den Felsen „Cow and Calf" vorüber und wenn die Dame es erlauben will, werde ich sie eine Symphonie hören lassen, die sie in keinem Opernhaus oder Concertsaale der Welt wieder vernehmen kann." „Ah, meine Nerven sind gut", rief Melitta aufspringend und im selben Augenblicke von dem taumelnden Schiffe dem Capitain

in die Arme geworfen. „Da habe ich mein Concert-Entree ja voraus", sagte dieser die Erröthende ritterlich und decent umfassend und nach dem Vordertheile des Schiffes geleitend, wohin wir folgten.

Hier blitzte das stumpfe Licht einer vor dem Blicke des Steuermanns gedeckten Laterne auf dem blanken Rohre eines kleinen Geschützes, von dessen Mündung der Deckel abgenommen war. Eine Stückpforte im Bollwerk war geöffnet worden, durch die man in das blauleuchtende schäumende Meer wie in das Chaos hinabsah. Der Capitain ließ Melitta auf ein zusammengelegtes Segel niedersitzen und empfahl uns, auf den Tritt zu steigen und über das Bollwerk hinaus leewärts in See zu sehen.

Der Anblick hatte etwas Unirdisches, Ueberwältigendes wie ein Traum von der Welt eines andern Planeten. Die Meeresfläche war dunkel wie Obsidian und auf ihr rollten die hohen Wogen dahin, unabsehbar, Hügel an Hügel vor dem Winde flüchtend, wie bewegliche Klippen von schwarzem Marmor. Aber die Adern dieses Marmors waren hier über die rollende, unendliche Masse in Millionen Streifen, Funken und Blitzen mit blauem Feuer gezeichnet, das von dem gesträubten Kamme wilder Wogen emporsprühte, über die eilenden Hügel hinabrieselte, in den nachtschwarzen Thälern schweflich brodelte. Der Horizont schwamm matt leuchtend auf dieser Feuer- und Wasserphantasmagorie und über ihn hinaus, hoben sich, ungefähr eine halbe Meile von einander entfernt, grauschwarz, zwei große rundliche Felsenmassen aus dem Meere, welche die blauleuchtende, in den Schluchten hochaufsprudelnde Brandung wie mit einen Diademreif von flackernden Zacken umwallte, als seien hier eben zwei Königsriesen versunken, deren dunkle Scheitel mit den Kronen nur noch aus dem Wasser ragten.

Unser Schiff aber schwamm in eine Atmosphäre von phosphorischem Wasserstaub; wo es eine Welle auseinander riß, da war es, als spaltete sich ein Hügel mit reichsten Silbergeräder und es schoß dahin auf der dunklen Tiefe einen feurigen Schweif hinter sich lassend, daß wenig Phantasie dazu gehörte, sich auf einem Kometen durch den dunklen Kosmos jagend zu denken.

Die imposante Neuheit des Schauspiels vermehrte sich noch, als das Schiff jetzt, den Cours wechselnd, in die Hohlsee fiel und die an seinem Bug zerschellenden Wogen ihr Feuer bis in sein Takelwerk über Schornsteine und Radkasten hinaufsprühten und sich Alles dies mit leuchtenden, zitternden Puncten bedeckte, so daß sich die Segel wie kleine Sternenhimmel wölbten.

Ich habe das Seeleuchten nie vor, nie nachher so überwältigend entwickelt gesehen.

„Der größte dieser Felsen ist die Cow (Kuh), der kleine des Calf (Kalb)", sagte der Capitain und fügte lächelnd zu Melitta, die mit großen weitoffnen Augen, aufregungsbleich, das gewaltige Schauspiel betrachtete, gewendet hinzu: „Sie sind von Dämonen bewohnt, die ich ihnen gleich beschwören werde. Ich bitte nicht zu erschrecken." Er winkte den Leuten am Geschütze, dies rollte in die Stückpforte — ein zweiter Wink — ein

dunkelrother Blitz verschlang einen Augenblick lang das mächtige blaue Feuer bis an den Horizont hin — ein kurzer gewaltiger Knall, der erst stumpf von der Unendlichkeit verschlungen zu werden schien, knatterte dann im scharfen Echo, wie ein Pelotonfeuer, von den Wellenbergen und, eine halbe Minute darauf, sonor wie der Donner des Himmels, von den Felsen zurück — kaum aber war er verklungen, da kam es von den Felsen her mit Brausen, Kreischen, Heulen, Gezeter und Gewimmer gezogen, als schwebe aller Jammer und Zorn der Welt in Wuth und Wehegeschrei verwandelt, körperlos hoch in der Nacht droben. — — Uns über rieselte es vom Scheitel bis zur Sohle. — Melitta war aufgesprungen hatte den Geliebten umschlungen und starrte, ein schönes Bild des Entsetzens, hinauf in die dunkle, mit den furchtbaren Tönen gefüllte Himmelswölbung.

In dieser Scenerie war der Eindruck erschütternd. „Was sagen Sie zu meiner kleinen lustigen Höllenbrut?" sagte der Capitain. „Es sind die Stimmen von Milliarden Seevögeln der verschiedensten Art, Miß, die Sie hören und die unser Schuß zornig und klagend aus der Ruhe ihrer Nester auf jenen Felsen aufgejagt hat. Mir kommt es vor, als ob sir jedes Mal, daß ich mir den Scherz mit ihnen mache, böser würden, denn so toll wie heut habe ich sie noch nicht toben hören."

Langsam entschwand das lange fortdauernde Getös dem kräftig eilenden Schiffe, das sich eben als ein „Kraftentfalter, ein echter und mächtiger Wellenspalter" durch die Weise erwies, in der es mehr durch als über die höher und höher und unbequemer von der Seite heranrollenden Wogen hinging, die es, bei jedem Anprall in allen Planken zitternd, vom Fuß zum Scheitel theilte. Der Aufenthalt auf Deck ward unbehaglich. Melitta, durchschauert, ergriffen und fröstelnd, suchte die Coje. Der junge Deutsche und ich streckten uns bei einem Nachttrunk köstlichen Toddys auf die breiten Plüschdivans der von den Irländern verlassenen Cajüte, deren, traulicher, hellerleuchteter Raum etwas von seiner Gemüthlichkeit dadurch verloren hatte, daß er taumelnd und rollend über der unermeßlichen kochenden Tiefe fortgerissen wurde und die eleganten Hängelampen sich bald wirbelnd im Kreise drehten, bald gegen die weiß und goldgezierte Decke schlugen, während der Bau des Schiffes unter dem Wogenanprallen und dem Anschlagen der Anker dröhnte, die über Bord hingen.

„Lassen Sie uns", hub ich an, nachdem wir uns fest in unsere Ecken gedrückt hatten und vom Steward die kleine Toddybowle vor uns in den sichernden Tischring gestellt worden war, „den Mikrokosmus Ihrer Mittheilung nicht über den Anschauungen des Makrokosmus vergessen, die uns jetzt überwältigt haben. Verzeihen Sie, daß ich den Faden wieder anknüpfe, den Sie vorhin ja wohl selbst weiter gesponnen haben würden." — „Gewiß", sagte der Deutsche, „und er ist nur noch kurz. Es thut mir wohl, Deutsch von dieser mich so gewaltig spannenden Angelegenheit zu sprechen, von deren Ausgang das Glück meines Lebens abhängt. Also — eines Tages nahm in den Bekümmernissen, die uns diese Verhältnisse bereiteten und die wir, von Zweifeln hin und hergeworfen, nicht

recht anzugreifen wagten, Melitta erröthend im Garten meinen Arm und sagte: Alexander, schilt mich nicht unweiblich und denke, daß in der Liebe, setzte sie schalkhaft hinzu, der Zweck die Mittel heiligt! — Ich habe ein Plänchen — keck, übermüthig, aber 's ist nichts Böses dabei und — so romantisch — und das Beste ist, es muß zum Ziele führen. —

„Ich weiß bestimmt, sagte sie, mit dem Finger der rechten Hand in die Linke bekräftigend schlagend, daß ich all die Meinen in Dublin für uns habe, wenn ich sie acht Tage ungestört bearbeiten, Dich ihnen in gehörig favorablem, in dem Lichte zeigen kann — in dem Du mir erscheinst — setzte sie schmeichelnd hinzu.

„Und das Plänchen ist? fragte ich höchst ungläubig. Wir fliehen mit einander — flüsterte sie mir ins Ohr. Ich fuhr zurück — Das Plänchen ist weder originell noch ausführbar! Daß hieße ja meinen trefflichen Meister schändlich — Husch husch, rief sie mit jener unnachahmlichen Grazie des Ausdrucks, die Sie zu Ihrem Glücke noch nicht an ihr kennen. Wer spricht davon? Ich, und sie deutete mit dem rosigsten Finger der Welt auf ihre kleine Person, ich betrügen? — paßt gar nicht zu mir — wenigstens Niemand, den ich lieb habe — Andre? — was gehen mich die an? Nein, Dein Meister und die Tante sollen nur ein Paar Tage mit gutem Gewissen sagen können, daß sie nicht wissen, wo ich bin und wo Du bist. Sie haben Vertrauen zu uns Beiden — Sie werden nicht lange bös sein — Sie gönnen mich Dir — Willst Du denn dabei sein? — Willst Du mich denn entführen? sagte sie, das Köpfchen an meine Schulter schmiegend und mich von unten her lachenden Mundes ansehend. — Wer widersteht da? Aber schwer entschloß ich mich zu dem Streiche, und", setzte der junge Mann, ernst vor sich hinblickend, hinzu — „wenn er mißräth, haben das tolle Mädchen und ich doch recht üble Geschichten angerichtet. — — Ich mußte nun wochenlang vom endlichen Antritt einer längst beabsichtigten Reise nach Amerika, besonders in Gegenwart von Melittas Oheim, sprechen, diesen selbst um Briefe an seine Geschäftsfreunde dort angehen und endlich den Abreisetag fingiren, mein Gepäck aus meiner Wohnung, anscheinend nach Liverpool aufgegeben, entfernen.

„Wir spielten gut Komödie. —Mein Meister und seine vortreffliche Gattin, mit uns auf einige Tage nach London zurückgekehrt, entließen mich mit ihrem Segen und mit Empfehlungen aller Art beladen. Ich sollte in der Nacht reisen, Melitta zum letzten Male nach der Wohnung in der Stadt heimgeleiten, die sie einige Wochen vorher, angeblich, um ihre Studien noch vor dem Herbstumzug meines Meisters nach London wieder zu beginnen, bei einer verwandten Dame bezogen hatte. Die kleine schwarze, verrätherische Reisetasche als einziges Gepäck unbemerkt unter den Mantel raffend verließ sie mit mir das Haus des Meisters — aber statt heim fuhren wir nach der London-Birminghamer Bahn und mit dem Nachtzuge auf und davon. Wie uns das Herz gepocht, bis der Zug in Bewegung war, wie sie weinend, und nun, da der Streich gemacht, zitternd und mir fast zürnend, abgewendet in der Wagenecke lag, wie ich mein Herz unsäglich beklemmt fühlte, — davon spreche ich Ihnen nicht.

Zwei Briefe warfen wir in London noch auf die Post, den einen an meinen Meister und seine Gattin, in welchem wir aufs Heiligste ihnen versicherten, daß nichts unsere Zukunft Bestimmendes ohne ihren Willen geschehen solle, beschworen, daß sie uns vertrauen und nur zehn Tage lang gegen Jedermann versichern sollten, daß sie nichts von unserm Verbleiben wüßten. Nach dieser Zeit solle Alles offen vor ihre Augen gelegt werden. Der zweite Brief war an den Oheim-Erzieher gerichtet und blos von Melitta unterschrieben. Der kleine Schalk hatte darin den Ton leidenschaftlicher Verzagtheit auf das Bewundernswürdigste getroffen und das thränenbespritzte Papier ließ den Herrn mit einiger Schwierigkeit lesen, daß eine Leidenschaft uns vereine und die Hoffnungslosigkeit, die Einwilligung von Melittas Vormund und Verwandte zu erhalten, uns getrieben habe, in Amerika Heimat und Haus zu suchen. Dieser Brief, so calculirt Melitta, soll die Nachforschungen dieses Herrn auf falsche Fährte leiten und während dorthin seine Botschaften und Ordres fliegen, kommen wir mit der Schreckenspost von unserer Flucht zugleich selbst bei ihrer Familie in Dublin an, wo er uns am allerwenigsten vermuthet. Die Freude über das Erscheinen der Flüchtlinge stimmt den alten Vormund, die Onkels und die Tanten gütig, wir haben mindestens drei bis vier Tage ungestört Zeit Sturm auf alle die alten zärtlichen Herzen zu laufen und, — so calculirt Melitta weiter — wir sind Brautleute und unter der Geschützsicherung von mindestens fünfzehn bis sechzehn gutmüthigen Seelen und schlagfertigen Zungen, ehe der Oheim in London nur Kunde erhält, wo wir sind. — So calculirt Melitta! — daß in diesem Exempel verschiedene X, Y und Z sind, verbergen wir uns nicht. Bald zagen, bald lachen wir darüber. Daß wir uns aber auf Tritt und Schritt belauert und verrathen, unsere Pläne vereitelt fürchten, werden Sie begreiflich und damit auch unser auffallendes Verhalten im Anfange unserer Bekanntschaft entschuldigt finden. Der morgende Tag muß Leid oder Wonne bringen!! — — Da haben Sie meine Geschichte und verargen Sie mir den Streich nicht zu sehr und denken Sie nicht übel von uns“, — schloß der junge Deutsche, treuherzig mir die Hand reichend und mich besorgt anblickend, seine Erzählung.

„Wie sollte ich“, rief ich aus, „ist das doch ein Mal Farbe und Licht in einem Lebensbilde, statt der gewöhnlichen Kohlen- und Kreidezeichnungen!“ Und setzet „Ihr nicht das Leben ein, wie soll Euch das Leben gewonnen sein!“ sagt unser deutscher Dichter, und Ihre Karten sind gut, die Coerdame ist Ihnen sicher. Der Gott der Liebe wie der der Diebe müßte ja schlummern, wenn der lieblichen Melitta liebliche List nicht glücken sollte Stoßen Sie an darauf und auf Wiedersehen mit Frau Melitta an den Ufern der Elbe!“ — —

„Lassen Sie mich davon träumen! Es hat mir wohlgethan Deutsch von meiner Liebe zu sprechen; gute Nacht!“ Balancirend verschwand er auf dem taumelnden, dröhnenden Schiffe in der Schlafcajüte. —

Gewaltige, schaumgekrönte, kämmesträubende, grünkrystallene Wogen rollte der St. Georgscanal am andern Morgen vor einer scharfen

Nordwestbrise dahin. Schräg geneigt unter dem Drucke einer mächtigen Wolke von straffgespannter Leinwand, sprühwasserüberschauert, mit schneeigem Salz Schornstein und Tauwerk inkrustirt, seine schwarze Qualmwolke weit vor sich hin auf das Meer gestreckt, stieg der eilende „Troubadour" auf Wasserberg und Thal auf und nieder, zornig rechts und links in weißen Schaum zersplittert, die zudringlichen Wogen abschüttelnd. Eine flache, höchstens 20 Fuß hohe, weißglänzende Nebelschicht lag auf dem Meere, darüber lachte Himmelsblau und helle Sonne, so daß das Schiff, wenn es, sich bäumend, auf einen Wellenrücken stieg, sein Deck in dem klaren Sonnenschein aus der Nebelschicht hinaushob, über deren schimmernder Fläche, denn auch hier und da, wie smaragdene durchsichtige, grüne Mauern, die Kämme der höchsten Wogen auftauchten, welche die Brise in Millionen Tropfen zerfegte, so daß kleine Stücken Regenbogen allenthalben über dem leuchtenden Chaos schwebten. Windwärts lag eine höhere Nebelschicht auf dem See, in der sich seit etwa einer Viertelstunde schwärzlich die Rauchsäule eines uns entgegenkommenden Dampfers abzeichnete, dessen Richtung der Capitain mit einiger Besorgniß betrachtete. „Wahrscheinlich der fällige transatlantische Dampfer von Liverpool", sagte der liebenswürdige Seemann nach freundlichem Morgengruße. „Immer unangenehm einem Schiff bei Nebel nahe vorbei zu fahren, indeß — in vier Stunden sind wir in Dublin."

„Guten Morgen", sagte jetzt eine liebliche Stimme in gebrochenem Deutsch hinter mir. Melitta stand, beide feine, behandschuhte Hände fest in einem Eisenring am Bollwerk geschlungen, auf der Bank. Ihr reiches dunkles Haar wehte unter dem kleinen Hute hervor im Winde, während Alexander, sorgsam den Shawl um ihre Taille schlingend, ihre weitwallenden Gewänder um die schlanke Gestalt sammelte. Er winkte mir freundlich aus seiner gebückten Stellung zu. — In diesem Augenblicke brauste es mächtig wie ein riesiger Wassersturz windwärts vor uns. — Hoch auf dem Rücken einer gewaltigen Woge erhoben, fast senkrecht über dem grade im Wellenthal liegenden „Troubadour", brach der ungeheure goldglänzende Kupferbauch eines großen Schiffes aus dem Nebel — dann ein kataraktabschüttelndes mächtiges Rad, dann eine schräg liegender, einen Berg von Rauch ausstoßender Schornstein und in weiten Kreisen schwingendes, schlankes Spierenwerk. — — Hoch über uns, hell im Sonnenlicht, scharf gegen den blauen Himmel gemalt, erschienen die Gesichter der Passagiere, die sich über den Bord neigten, um unser im Verhältniß kleines Schiff zu sehen. Vorn auf dem Schnabel stand ein Mann mit einem Sprachrohre. Wie aus Wolkenhöhen klangen seine Worte zu uns herab: „Her Majesty's Postpacket „Britannia" bound for Halifax." In demselben Momente sank der Koloß, während wir stiegen, so daß, einen Athemzug lang, die Gesichter jener Passagiere keine zwanzig Schritt vor uns verweilten, deutlich uns, wir deutlich ihnen sichtbar. Da sah ich drüben einen Mann drohend den Arm erheben, ihm den Mund zum zornigen Ruf öffnen und am Bord hinlaufen — zugleich aber tönte hinter mir ein Doppelschrei — bleich, regungslos starrte mein junges Paar hinüber

auf das große Schiff — doch da war dies schon brausend und donnernd vorüber, unser „Troubadour" tauchte in den gewaltigen schaumigen Trog, den der Koloß in das Meer gerissen hatte — und dann war Alles Rauch und Dampf und Spritzwasser um uns. — „Das war nahe!" rief der aufathmende Capitain. Doch noch mit weit vorgestreckten Köpfen starrte das Paar in den Nebel dem transatlantischen Schiffe nach — dann blickten sie sich wie aus einem Traume erwachend an. „Der Onkel!" rief Melitta. — „Am Bord der Britannia" rief Alexander — „Auf der Jagd nach uns" Melitta. — „Bound for Halifax" Alexander. — „Mindestens ein Monat Zeit" Melitta. — „Melitta!" rief Alexander, dann lauter, „Melitta, wir haben gesiegt!" In Thränen lachend fielen sich die Liebenden, Alles, selbst das rollende Schiff vergessend und ihre Haltpuncte loslassend in die Arme, so daß der Capitain nun noch die Umschlungenen umschlingend, sie vor schlimmem Falle wahren mußte.



E. Hildebrandt
1867

Maler und Weltumsegler.



Eduard Hildebrandt.

Von E. Kossak.

Auf die Werke hervorragender Künstler blickt der Kunstfreund um so antheilsvoller, je größer die Hindernisse waren, die vor ihrer Ausführung überwunden werden mußten. Das Leben unserer Landschafter liefert auch seinerseits einen Beweis für die Wahrheit des alten Dichterwortes: vor den Ruhm setzten die Götter den Schweiß. Als der Sohn eines armen Gewerbtreibenden wurde Hildebrandt am 9. September 1818 in Danzig geboren. Frühzeitig erweckte die malerische Umgebung seiner Vaterstadt und der Anblick des Meeres in ihm den Trieb der Abbildung dieser Naturbilder, aber für die künstlerische Erziehung desselben konnte bei den geringen Mitteln der Familie nichts geschehen. Im Mai des Jahres 1837 faßte der junge Mann den Entschluß, sein Heil in der preußischen Hauptstadt zu versuchen. Da die Ausgab'n für einen Platz wenn auch nur im Wagen der ordinairen Fahrpost, welche die Strecke von Danzig bis Berlin in fünftehalb Tagen zurücklegte, unerschwinglich waren, sah sich Hildebrandt genöthigt, den Weg zu Fuß mit dem Tornister auf dem Rücken zurückzulegen. In dem frommen Wahn, jeder lernbegierige Schüler werde von den Vorstehern der Kunstinstitute mit offenen Armen empfangen, richtete Hildebrandt an den alten Director Schadow die Bitte: an den Unterrichtstunden der Akademie ohne Honorarzahlung Theil nehmen zu dürfen, wurde aber stets abschlägig beschieden: „Geh' nach Hause zu Mütterchen, mein Kind und laß Dir das Geld geben, sonst darfst Du nicht kommen. Wenn Du kein Geld hast, darfst Du nicht daran denken, Künstler zu werden!" Vergeblich suchte Hildebrandt den gestrengen alten Herrn durch Beweise seiner natürlichen Anlagen milder zu stimmen. Er ging in den Thiergarten und zeichnete einige wunderlich geformte alte Stämme nach der Natur, aber Schadow schenkte dem armen Jüngling nach wie vor kein Gehör „Das hast Du nicht gemacht!" rief Schadow und gab ihm die Zeichnungen zurück. Es blieb Hildebrandt nichts übrig, als ohne Anweisung seine Studien nach der Natur unter den größten Entbehrungen fortzusetzen. Im Jahre 1838 lernte der jetzt verstorbene Marinemaler Krause einige dieser Blätter kennen und sprach sich sehr wohlwollent über das Talent des von dem Director der Akademie verschmähten Lehrlings aus, nahm ihn auch in sein Atelier auf, wo er bis zum Jahre 1840 blieb und sich durch kleine Bilder die Mittel zu einer Studienreise durch Dänemark, Norwegen, England, Schottland und Irland erwarb. Was in Krause's Atelier zu lernen war, hatte Hildebrandt erlernt; es trieb ihn nach Paris. Der Marinemaler Isabey, dessen glänzende Farbengebung auf Hildebrandt tiefen Eindruck gemacht hatte, gab ihm Unterricht und brachte ihn bald so weit, daß der Zögling wagen konnte, im Salon ein Bild auszustellen, wofür er die kleine goldene Medaille

erhielt. Damit war der erste erfolgreiche Schritt in die Oeffentlichkeit gethan. Im Laufe des Jahres 1843 kehrte Hildebrandt nach Berlin zurück, wo er nun ausreichend lohnende Beschäftigung fand. Er malte mehrere Landschaften für König Friedrich Wilhelm IV. und den Commerzienrath Ravené, aber der unwiderstehliche Drang zu reisen gönnte ihm keine Ruhe. Die Erzählungen des großen Alexander v. Humboldt, der an Hildebrandts künstlerischen Eigenthümlichkeiten und seiner naiven Art sich zu geben, großes Wohlgefallen empfand und den wißbegierigen jungen Mann gern um sich sah, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, die Reiselust des strebsamen Landschafters zu steigern, und eine Reise nach Ostindien und Nordamerika wurde beschlossen. Zugleich ließ ihn der König zu sich kommen, bot ihm einen Vorschuß an und ertheilte ihm den Auftrag, seine Reise bis Brasilien auszudehnen und ein Bild von Rio Janeiro zu malen, das zu einem Geschenk für den Prinzen Adalbert bestimmt war, der kurz vorher diesen Hafen besucht hatte. Im Herbste des Jahres ,1843 reiste Hildebrandt über Havre de Grace mit einem Segelschiff nach Rio Janeiro, Bahia und Pernambuco, dann nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte mit einer reichen Ausbeute im November 1845 nach Berlin zurück. Zweihundert Aquarellen gingen in den Besitz des neuen Museums über und werden im Kupferstichcabinet aufbewahrt. Für den König malte der Künstler außer der Ansicht von Rio Janeiro ein großes Bild „Tropischer Regen", nächstdem eine Ansicht der Halbinsel A Gloria in der Bai von Rio und eine Mondnacht in den Tropen für Herrn Ravené. Im Sommer 1847 trat Hildebrandt eine abermalige Reise nach England und Schottland an und segelte von dort im Herbste nach Madeira, Teneriffa, Gran Canaria, um zu Lande durch Spanien und Portugal in das Vaterland zurückzukehren. Die in Berlin gemalten Bilder von Madeira: „Ein Blick ins Meer" eine „Ansicht von Funchal", Eigenthum des Königs, und „Ein Abend auf Madeira", im Besitz des Herrn von Jacobs in Potsdam, erregten durch die Originalität des Colorits allgemeines Aufsehen. Eine solche Kühnheit der Contraste in der Beleuchtung war noch nicht dagewesen. Im Gegensatz zu den damals vielgefeierten „colorirten Bleistiftzeichnungen" der Düsseldorfer Schule wurden Hildebrandts lichtstrahlende Bilder von gewissen Seiten mit Tadel überhäuft, während die unbefangenen Beschauer desto freigebiger ihnen warme Anerkennung zollten. Die unterwegs gesammelten zweihundert Aquarellen gingen in den Besitz des Königs und des Herrn v. Nagler über. Im Jahre 1851 reiste der Landschafter auf den Wunsch des Königs durch Italien nach Egypten, Palästina und Jerusalem, Türkei und Griechenland. Schon zwei Jahre früher war Hildebrandt zum Hofmaler ernannt worden

In diese Zeit fallen ferner zwei jetzt der Galerie des Herrn Hoffbauer angehörige Bilder, „Mondnacht an der schottischen Küste" und „Sonnenuntergang in der Bai von Rio Janeiro". Die Mehrzahl der orientalischen Aquarellen kaufte der König. In den Jahren 1854 und 1855 malte Hildebrandt für berliner Kunstfreunde, die Herren Moritz

Reichenheim, Benny Gerson und Albert Wolfs die Bilder: „Unter den Weiden“, „Am Weiher“ und „Der Brienzer See.“ Die Akademie ernannte ihn zum Professor. Für zwei gleichzeitig zur Weltausstellung nach Paris gesandte Bilder, eine „Winterlandschaft“ und „Große Marine“ erhielt der Künstler die zweite goldene Medaille und den Orden der Ehrenlegion. Im Jahre 1856 machte Hildebrandt eine Reise nach dem Nordcap und kehrte zu Lande über Stockholm zurück. Den größern Theil der gesammelten Reiseskizzen erwarb die Königin Mutter. Zugleich wurde Hildebrandt Mitglied der Akademie. Für ein 1858 in Brüssel ausgestelltes, dem Herzog von Ratibor gehöriges Oelbild „Das Nordcap“ empfing er die große goldene Medaille. Ein Jahr darauf beschickte er die Ausstellung zu Amsterdam mit einem Bilde „Am Marmorameere“, erhielt die große goldene Medaille und wurde zum Mitglied der dortigen Akademie ernannt. Eine Reise nach der Insel Jersey im April 1862 war nur das Vorspiel zu Hildebrandts Reise um die Erde, die der Künstler im September desselben Jahres antrat. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat nach den Tagebüchern und mündlichen Berichten die Reisebeschreibung bearbeitet und im Verlage von Otto Janke 1867 der Oeffentlichkeit übergeben. Im September 1864 war der Künstler nach glücklicher Ueberwindung zahlloser Hindernisse zu Lande und Wasser, allen Gefahren entronnen wieder in Berlin angelangt und machte zunächst durch eine Ausstellung seiner zahlreichen Aquarellen aus Indien, China, Japan und Californien das vaterländische Publikum mit den Resultaten seiner Reise bekannt. Zwei große Oelbilder „Ein Abend in den Tropen (Siam)“ und „An den Ufern des Ganges“ gingen in den Besitz des österreichischen Consuls, Herrn Karo über. Sämmtliche Aquarellen, 300 an der Zahl, erwarb ein berliner Kunstfreund, Herr Richard Göhde und veranstaltete Ausstellungen derselben in Paris und London, wo die Kritik sich höchst vortheilhaft darüber aussprach und weit verbreitete Blätter, wie „Illustrated London News“, durch Abbildungen das Publicum aller Welttheile mit einzelnen hervorragenden Ansichten und Scenen aus dem Volksleben bekannt machten. Nach Erfüllung des sehnlichsten Wunsches seines Lebens beschäftigt sich Hildebrandt mit einer Anzahl von Entwürfen zu großen Bildern, in denen er seine Beobachtungen der tropischen Natur zu verwerthen gedenkt. Eine große Marine In den chinesischen Gewässern“ nähert sich der Vollendung und ist für die nächste Kunstausstellung bestimmt. Der Künstler bewahrheitet in diesem Bilde von Neuem das Urtheil seines gelehrten Gönners A. v. Humboldt, welcher Hildebrandt nachrühmte: „In allen von ihm nachgebildeten Gegenständen wisse er stets das Physiognomische geeignet hervorzuheben und festzuhalten.“ In den meisten seiner Bilder aus den Tropengegenden wählt der Künstler die wunderbaren Lichterscheinungen der verschiedenen Tageszeiten als Motiv und entwickelt in der Wiedergabe der exotischen Farben des Dunstkreises und ihrer Reflexe auf dem Spiegel der Gewässer eine seltene Meisterschaft. Mit nicht geringerer Sicherheit weiß er die Phänomene der nordischen Atmosphäre auszudrücken. Mit allen Küstenbewohnern theilt er

die Vorliebe für elegische Stimmungen; seine Gewitterhimmel, mit denen graugrüne Torfmoore correspondiren, üben eine nicht minder mächtige Wirkung auf das Gemüth aus, als seine Sonnenuntergänge in Indien oder Südamerika. Die eigenthümlichen Thiere des Südens sucht er als charakteristische Staffage zu verwenden und manifestirt zuweilen dabei einen wunderlichen Humor. Bei seinem reichen Skizzenvorrath dürfen wir noch auf eine beträchtliche Anzahl Tropenbilder rechnen, in welcher der Künstler, ein scharfer Beobachter culturhistorischer Momente, gelegentlich auch der menschlichen Gestalt eine Stelle und wäre es auch nur zur Schattirung der Stimmung, anweisen möge.

Sprüche.

Von Friedrich Bodenstedt.

I.

Wer nichts ist, sucht vor den Leuten
Doch gern etwas zu bedeuten.
Mancher gilt für überlegen,
Weil er frech ist und verwegen;
Andre, weil sie höhnisch witzeln
Ueber großer Männer Schwächen,
Mit Nachäffung von Gebrechen
Dummer Lacher Ohren kitzeln.
Das sind Tagesruhms-Gespenster,
Die die Namen in die Fenster
Von berühmten Häusern kritzeln.

II.

Nur wem das Herz seine Schwingen lieh,
Geht ein zu des Ruhmes Thoren;
Es hat der bloße Verstand noch nie
Einen großen Gedanken geboren.

III.

Schweres Leid, das wir empfunden,
Wird vom Glück nicht überwunden:
Die Erinnrung bleibt zurück;
Aber jahrelanges Glück
Ist in wenigen Leidensstunden
Wie ein flücht'ger Traum verschwunden.

IV.

Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale;
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Lust nur seine Schale.

V.

Im Glück oft unbewußt
Kommt Dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte Deine Brust:
Es kann nicht lange dauern!

Cola di Rienzo, ein Vorläufer Garibaldi's.

Von **Karl Frenzel.**

Nicht erst in der Gegenwart beschäftigt die römische Frage alle Gemüther, zu wiederholten Malen schon hat die eigenthümliche Verbindung des priesterlichen und weltlichen Regiments, das als Papstthum in der Siebenhügelstadt thront, den heftigsten nationalen Widerstand der Italiener hervorgerufen, schon vor Garibaldi haben erlauchte Geister, phantastische Schwärmer und verwegene Abenteurer Rom für Italien als Hauptstadt des Reichs in Anspruch genommen. So viele Anstrengungen sind bis heute erfolglos geblieben, noch immer sitzt in Rom der „Papst-König" und wohl hat die Kirche, wenn auch so große Erschütterungen den Boden unter ihren Füßen unterwühlt haben und die Säulen des Vaticans zittern, im Hinblick auf die Hunderte von Königsgeschlechtern, die vor ihr wie Rauch in der Sonne vorübergezogen sind, Recht zu der stolzen Behauptung, daß sie bis zum Ende der Tage auf einen Felsen gegründet ist. Wäre die Herrschaft des Papstes in Rom von dem guten Willen der Italiener allein abhängig, so würde sie längst gestürzt worden sein; aber verhängnißvoll für die Wünsche der besten Patrioten, ist diese Herrschaft zugleich ein Symbol für die Macht, welche die Päpste einst in allen, jetzt nur in geistlichen Dingen über die katholische Welt als das Erbgut des Petrus fordern. Rom hat so lange die Welt beherrscht, daß nun im natürlichen Rückschlag auch die Welt einen Anspruch auf Rom erhebt. Athen und Jerusalem im Alterthum, Paris und London in der neuern Zeit sind vor Allem nationale Städte, Rom dagegen war die Stadt der Städte und so tief ist dieser thörichte Hochmuth in den Gemüthern ihrer Bewohner festgewurzelt, daß sie noch jetzt Rom in all seinem Schmutz und seiner Verfallenheit die „Königin der Welt" nennen. Halb will Rom eine nationale, italienische Stadt sein, halb die kirchliche Hauptstadt der Christenheit bleiben: zwei so schroffe Widersprüche, daß sie sich nicht vereinigen lassen. Es gehört kein sonderlicher Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß Rom, einmal Residenz des Königs von Italien, Sitz des Parlaments und der obersten Regierungsbehörden, in wenigen Jahrzehnten seinen bisherigen Charakter vollständig einbüßen würde. Die Römer lieben die Päpste nicht und fürchten doch, sie zu verlieren.

Wunderbares Spiel der Gegensätze, das die seltsamsten Erscheinungen und Menschen erzeugt hat! Als einen der merkwürdigsten haben Geschichte und Dichtung seit lange jenen Cola di Rienzo hervorgehoben, der sich selbst Ritter des heiligen Geistes und tribunus augustus nannte und der als „letzter Tribun" Allen bekannt ist. Ueber das öde, verfallene, in Trümmern starrende Rom des vierzehnten Jahrhunderts hat die Erscheinung Rienzo's einen zauberhafter Schimmer geworfen, gleich-

sam den Wiederschein des „phantastischen Lächelns“, das der gute römische Bürger, der uns diese Begebenheiten in naiver Treuherzigkeit und mit ergreifender Anschaulichkeit erzählt hat, so oft um die Lippen seines Helden irren sah. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist Rom eine italienische Landstadt an Reichthum und Fabrikthätigkeit weder mit Florenz und Venedig, noch mit Pisa und Genua zu vergleichen; seine Bürger wohnen in elenden Häusern und ernähren sich nothdürftig von Feld- und Weinbau. Mächtige Adelsgeschlechter sitzen in der Umgegend und machen die Stadt durch ihre beständigen Fehden unsicher, durch ihre Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger, mit Mord, Raub, Brand und Entführung zu einem Räuberlager. Die Päpste haben ihre Residenz mit ihren Cardinälen, Prälaten und Schreibern, dem ganzen Pomp ihrer Hofhaltung zu Avignon in der Provence aufgeschlagen; vergebens senden die Römer Gesandtschaft nach Gesandtschaft zu ihnen, ihre Rückkehr erbittend: denn der päpstliche Hof war eine reiche Geldquelle für die römischen Bürger gewesen, die Päpste wagten sich weder der Oberhoheit der französischen Könige, unter deren Schutz sie lebten, zu entziehen, noch hatten sie Lust, ihren ruhigen und friedlichen Sitz in Avignon mit dem stürmischen und gefährlichen Aufenthalt im Lateran zu vertauschen. Von Kaiser und Papst verlassen, trauert nach der Schilderung Petrarca's Rom wie eine klagende Witwe, Räuber verwüsten ihr Besitzthum und schänden ihren heiligen Leib. Neben den ärmlichen Häusern der Gegenwart erheben sich die Triumphpforten, Säulen, Thürme, Paläste und Kirchen der Vergangenheit, größer ist hier der Tod als das Leben. Aus den Ruinen des Alterthums haben die Barone Burgen und Kastelle geschaffen, in denen sie mit zahlreicher Mannschaft liegen, den Friedlichen ein Gräuel, aus denen sie zum Straßenkampf hervorbrechen, Colonna's und Orsini's, Anibaldi's und Frangipani's. Das Capitol mit seinen Tempeln und Bauten, das Denkmal Hadrian's, die Milvische Brücke, das Colosseum sind die Hauptbefestigungspuncte; am Tage eines großen Straßenkampfes aber bedeckt sich die ganze Stadt mit Barricaden, dann werden auch die Kirchen, St. Peter und St. Johann zum Lateran, wichtige Bollwerke, um die der Kampf hin und her tobt. Bei all dieser Noth und Verkommenheit besitzen dennoch die Römer ein ungeheures Selbstgefühl und halten sich für mehr als die anderen Italiener, nun gar als die Barbaren jenseit der Alpen. Zu ungebildet, um auch nur eine oberflächliche, der Wahrheit sich nähernde Vorstellung der alten Republik und des Cäsarenreichs zu haben, malen sie sich aus den Denkmälern, die sie umgeben, aus Statuen, Säulen und Inschriftsteinen, an denen sie täglich vorübergehen, ein seltsam märchenhaftes Bild des Alterthums vor, in dem heidnischer Mythus und christliche Legende, die Erzählungen des Titus Livius und die Fabeln mönchischer Chronisten sich zu einem Ganzen mischen. Allen aber, den Gelehrten wie dem Volke, den Bürgern wie den Adeligen ist der Name Rom ein ehrwürdiger; ein Glanz strahlt von diesen Ruinen bis hoch in den europäischen Norden aus. Damals hat sich überdies eine tiefe Sehnsucht nach der Cultur und Kenntniß des

Alterthums der Menschheit bemächtigt, in vergilbten Pergamenten liest man wieder die zärtlichen Verse Ovid's und die glänzenden des Virgil, halb verstümmelte Statuen, dem Schoß der Erde, der Tiefe der Flüsse entrissen, erregen das Staunen und die Bewunderung der Menschen. In solchen Umgebungen, aus solchen Zuständen heraus, unter dem Einfluß dieser Stimmungen und Gedanken, die schon in sich ein poetisches und phantastisches Element trugen, wuchs Cola di Rienzo auf.

Dort, wo noch heute am Ufer der Tiber, in dem Bezirk Regola, uralte Walkmühlen stehen und eine jüdische Synagoge den Zeitstürmen trotzt, stand das Haus des Weinschenken Laurentius Gabrini, in dem ihm seine Gattin Maddalena, eine Wäscherin, im Jahre 1313 oder 1314 einen Sohn gebar. Der Knabe empfing in der Taufe den Namen Nicolaus, daher der Name, unter dem er dem Volk und de. Nachwelt bekannt wurde: Cola di Rienzo, Nicolaus, der Sohn des Laurentius. Später, als er in Prag vor dem Kaiser Karl IV. redete, gab er sich für einen Bastard des Kaisers Heinrich VII. aus, seine römischen Mitbürger indeß wußten um seine geringe Herkunft, die Armuth und Dürftigkeit seiner Jugend. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre lebte er bei einem Verwandten in Anagni, ein Bauer unter Bauern; nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wuchsen seinem Geiste die Flügel. Er studirte die Denkmale und las in den alten Schriften; Cicero, Seneca, Valerius Maximus, einige Bücher des Livius, einige Gesänge des Virgil — diese Hauptquellen für die Erforschung des Alterthums im Mittelalter vor dem Beginn der Renaissance — wurden ihm vertraut, er war in der Bibel und den Kirchenvätern wohl belesen und schrieb einen blühenden, pomphaften lateinischen Styl. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als öffentlicher Schreiber. Er war von schöner Gestalt, mit dunklen Augen und einem wunderbaren Lächeln, das selten von seinem Munde wich, das wie durch einen Zauber das Volk gewann und fesselte und zugleich in ihm selbst einen schwärmerischen Geist ankündigte.

Durch seine Lectüre und die Betrachtung der Monumente, deren Inschriften er nur halb enträthseln konnte, hatte sich seine Phantasie mit idealen Vorstellungen des alten Römerthums erfüllt. Die Worte imperium mundi — senatus populusque romanus waren für ihn magische Sprüche geworden. Es drängte ihn, in die enge Gegenwart wieder das Bild der großen heroischen Vergangenheit heraufzubeschwören. Oft hörten ihn die Leute sagen: „Wo sind die guten und tapferen Römer? Wohin ist ihre Tugend, hohe Gerechtigkeit und Macht? Warum habe ich nicht in ihrer Zeit gelebt!" Solche Reden, unterstützt von dem vollen und pathetischen Klang seiner Stimme, machten auf die unwissenden Menschen, die sie vernahmen, mehr und mehr Eindruck; ihre Unverständlichkeit erhöhte ihren geheimnißvollen Reiz. Cola's Benehmen hatte schon damals etwas Auffälliges, er war nicht wie die Anderen und liebte phantastische, bunte Kleider. Gegen den realistischen Zug des Lebens, der sich in den Wollmanufacturen und Wechselstuben von Florenz geltend machte, führten die Römer mehr ein müssiges, traumhaftes Dasein.

innerhalb eines Menschenalters hatten sie die Kaiserkrönungen des siebenten Heinrichs und Ludwigs des Baiern, die Dichterkrönung Petrarca's auf dem Capitol gesehen: Schauspiele, die sich in ihr Gedächtniß eingeprägt und gleichsam jedem Einzelnen unter ihnen ein stolzeres Gefühl seiner selbst gegeben hatten. „Was ich lesend gelernt hatte", schrieb Cola später aus diesem Hochmuth heraus, „beschloß ich handelnd anzugreifen und zu versuchen." Die besten Männer der Zeit, Dante wie Petrarca, hielten eine Wiederherstellung Italiens, die Aufrichtung einer umfassenden, friedlichen, majestätischen Cäsarenherrschaft für möglich; was Wunder, daß auch Cola das Einst und das Jetzt in einander verwirrte, um so seltsamer, je unklarer ihm die Vergangenheit erschien! Nur einer großen Anstrengung bedürfe es, meinte er, in livianische Erinnerungen verloren, um in diesem wüsten und verarmten, von tyrannischen Baronen und frechen Soldknechten unterdrückten Rom die herrliche Republik des Brutus und der Tribunen zu erneuern. Persönliches Mißgeschick kam dazu, ihn gegen die bestehenden Zustände Rom's zu erbittern: die Barone hatten ihm einen Bruder erschlagen. Noch aber war er in der plebejischen Menge verloren, als ihm eine Gesandtschaft nach Avignon, zu der er erwählt ward, die willkommene Gelegenheit bot, auf die Bühne der Welt zu treten. Im Januar 1343 redete der junge römische Notar unter allgemeinem Beifall in wohlgesetztem Latein vor dem Papste Clemens VI. und seinen Cardinälen, schilderte beredt die Leiden Rom's, den Uebermuth der Großen und bat um Abhülfe. Der Papst fand Gefallen an ihm, er übersah die Eitelkeit, mit der sich Rienzo Consul und Volksabgesandter der Waisen, Witwen und Armen an den römischen Papst nannte, und gewährte ihm am 13. April 1344 auf sein Bittgesuch das Amt eines Notars der städtischen Kammer mit dem monatlichen Gehalt von fünf Goldgulden. Freimüthig hatte sich Rienzo, obgleich die vornehmen Adelsfamilien Rom's mehr als ein Mitglied im Cardinalscollegium zählten, über das Willkürregiment der Barone ausgesprochen, Drohungen, Haß und Verfolgung hatten ihn nicht erschreckt, als ein geschworener Feind des Adels kehrte er nach der Stadt zurück. Der Papst glaubte offenbar, in dem unternehmenden Plebejer eine starke Stütze gegen den Geschlechteradel zu haben, der damals der weltlichen Herrschaft der Päpste in der Campagna und im Patrimonium gefährlicher war, als das Volk. Voll seiner hochfliegenden Pläne und seiner Würde verwaltete Rienzo sein Amt, er unterschrieb die öffentlichen Acten mit einer silbernen Feder. Seine Stellung brachte ihn mit allen Klassen des Volkes in Berührung, sein Einfluß steigerte sich. Offen und laut redete er wider die Barone; er scheute sich nicht, bei einem Feste im Hause der Colonna's seinem tiefgewurzelten Hasse bittere Worte zu leihen. Die Adeligen lachten über ihn und verspotteten ihn als einen trunkenen Possenreißer, Einer schlug ihm wohl einmal wüthend in das Gesicht, aber er blieb doch unangefochten und, was merkwürdiger ist, unbeachtet. Cola war ein dichterischer Kopf und ein großer Schauspieler; seinem außerordentlichen Talente, auf die Phantasie des Volkes zu wirken und

eine Staatsaction lebensvoll und wirksam zu gestalten, kam weder sein politisches noch sein kriegerisches Können gleich. Aus der Rolle eines Schwärmers und Propheten vermochte er nicht ohne Bruch in die eines Staatsmannes und Feldherrn überzugehen. Statt eines wahren Scipio oder Cäsar hatte die Natur in ihm nur einen Don Quixote des alten Römerthums geschaffen. Bald regte er durch allegorische Bilder das Volk auf, bald durch seine Reden. Eine Erztafel mit der lex regia, durch die einst der Senat dem Vespasian das Imperium übertragen hatte, war im Lateran gefunden worden: Cola lud Volk und Adel ein, seine Erklärung der Inschrift zu vernehmen. Vor einer zahlreichen Versammlung bestieg er in einem weißen togaartigen Gewande, auf dem Haupt einen weißen, mit eingestickten goldenen Kronen und Schwertern geschmückten Hut, eine Rednerbühne, und nachdem ein Schreiber den Inhalt der lex regia, deren Sinn Keiner in der unwissenden Versammlung verstand, vorgelesen hatte, verbreitete sich Cola über die Herrlichkeit des alten, und die Armuth des neuen Rom, ermahnte zum Frieden und zur Wiederherstellung eines guten Gemeinwesens. Waren solche Vorgänge vor Allem auf die Erregung und Erhaltung einer unbestimmten Hoffnung, einer fieberhaften Unruhe in dem leicht beweglichen Volk gerichtet, so suchte Cola doch auch im Geheimen wirksamere Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Mit muthigen Männern aus dem mittlern Bürgerstande hielt er auf dem Aventin, der seit den Gracchen der heilige Berg des Volkes war, unter wüstliegenden Ruinen und verwilderten Gehegen nächtliche Zusammenkünfte, die Barone zu stürzen. Durch die italienischen Städte wehte damals eine demokratische Luft, die Zünfte erhoben sich überall gegen das Regiment der patricischen Geschlechter. In Rom zählte man dreizehn Zünfte oder artes, unter denen die der Kaufleute und der Ackerbauer besonders ausgezeichnet wurden; an der Spitze jeder Zunft stand ein Consul, aber diese dreizehn Männer waren gegenüber dem Adel, der den Senat bildete und aus dessen Mitte allein die beiden obersten Beamten, zwei Senatoren für ein Halbjahr, gewählt wurden, machtlos. Jetzt, durch das Beispiel ihrer Standesgenossen in den anderen Städten ermuthigt, regten sich auch die römischen Zünfte, sie fanden in Cola den Mann, den sie zum Führer brauchten, er in ihnen die Arme, ohne die seine Pläne nicht zu verwirklichen waren. Die beste Unterstützung gewährte den Anfängen der Revolution die heillose Zerrüttung aller öffentlichen Zustände Rom's. „Regierer", sagt der Chronist, „gab es nicht in der Stadt. Alle Tage ward gekämpft, überall geraubt, Nonnen und Weiber entführt. Wenn die Arbeiter an ihr Werk gingen, beraubte man sie selbst vor den Thoren Rom's. Die Pilger plünderte und erwürgte man; die Priester waren Uebelthäter; jeder Frevel, jede Ungerechtigkeit zügellos." In dieser Lage benutzte Cola einen glücklichen Augenblick, als der mächtigste Baron, Stefan Colonna, gerade mit einem Theil der römischen Miliz nach Corneto ausgezogen war, Getreide für die Stadt sicher durch die Campagna zu leiten. Er hatte sich mit dem Vicar des Papstes in Rom, dem Bischof Raimund von Orvieto in

Einverständniß gesetzt, denn er ahnte noch nicht, daß die Consequenz seiner Pläne ihn auch zum Gegner des Papstes machen würde, und auf der andern Seite hoffte die Kirche bei dem Wechsel der Herrschaft, vom Adel zum Volke, zu gewinnen.

Am Morgen des 19. Mai 1347 zogen Herolde durch die Stadt und luden mit Trompetenschall das Volk zu einer Versammlung auf dem Capitol ein, unbewaffnet sollte Jeder kommen. In einer Kirche hatte indeß um Mitternacht Cola mit seinen Anhängern die Messe gehört und sein Beginnen in den Schutz des heiligen Geistes gestellt. Es war der Morgen des Pfingstfestes; ganz geharnischt trat er in der Mitte seiner Freunde aus der Kirche, der Bischof von Orvieto ging zu seiner Rechten. Das Ganze glich halb einer kirchlichen Procession, halb einem Gewerksaufzuge. Drei Fahnen wurden hochgetragen; auf der Fahne der Freiheit sah man Rom auf zwei Löwen sitzen, eine Weltkugel in der einen, einen Palmzweig in der andern Hand, roth und golden waren die Farben der Fahne; die weiße Fahne der Gerechtigkeit schmückte schwerttragend der Apostel Paulus, auf der dritten, der des Friedens, war mit den Himmelsschlüsseln der Apostel Petrus abgebildet. Unter großem Zulauf und feierlichem Schweigen, bei dem Geläut der Glocken stieg der Zug zum Capitol hinan. Oben im Saal hielt Cola eine seiner gewaltigsten Reden, die Versammelten riefen ihm Beifall; einer der Verschworenen las dann eine Reihe von Decreten vor, die, alle verständlich und klug abgefaßt, den Frieden und die Ordnung in der vielgeplagten Stadt wieder herzustellen suchten. „So sei es! so sei es!“ schrie das Volk. Man übertrug Cola die unumschränkte Herrschaft als Erneuerer und Erhalter der Republik; er sollte Gesetze geben und die Strafgewalt üben, zu Aemtern ernennen und Krieg und Frieden in seinen Händen halten. Je hundert Mann Bewaffnete aus jedem der dreizehn Bezirke und eine Reiterschaar von dreihundertneunzig reicheren Bürgern wurden zu seiner Verfügung gestellt. Er nannte sich fortan „Nicolaus, durch die Macht unsers gnädigsten Herrn Jesus Christus der Gestrenge und Gnädige, der Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, und erlauchter Befreier der heiligen römischen Republik.“ Als er sich diesen pomphaften Titel, der so gar nicht mit der Einfachheit altrömischer Tribunen in Einklang zu bringen ist, im Parlament des Volks beilegte, schwebte eine Taube über der Versammlung: für ihn ein Zeichen, daß der heilige Geist mit ihm sei; seine Gegner behaupteten schon damals, daß er seine Erfolge einem Dämon verdanke, den er in einem stählernen Spiegel eingeschlossen halte.

Von jenem Pfingsttage bis zum Ausgang des November dauerte die Herrschaft und das Glück des Tribunen. Seine That erweckte einen unermeßlichen Wiederhall. Früher waren die Volksbewegungen, von denen die ewige Stadt so oft erschüttert worden war, ohne Einfluß auf das übrige Italien geblieben, nicht einmal die nächstgelegenen Städte hatten Acht darauf gehabt. Auf Cola di Rienzo aber wandte ganz Europa staunend und voll Ehrfurcht die Blicke. Wieder zeigte sich die

Macht einer bedeutenden Persönlichkeit, die zauberische Gewalt, welche Namen, Erinnerungen, allgemeine Ideen auf die Menschen ausüben. Der Name Tribun ließ die alte Republik auferstehen und erweckte die Schatten der Scipionen aus ihren Grabmälern. Wie jetzt zu Garibaldi, fühlte sich damals Italien von einem geheimnißvollen Zug zu Rienzo hingerissen. Dieser Mann mochte ein Schwärmer, oft ein Narr und zuweilen selbst ein bewußter Gaukler und Betrüger sein, aber er sprach aus, was in der Seele des italienischen Volkes unklar und formlos lebte: die Sehnsucht nach einem freien, einigen Staat. Kaum an die Spitze Rom's getreten, begann Cola an eine politische Reform Italiens zu denken. Nicht bei dem leeren Worte des „römischen Imperiums" sollte es bleiben, er faßte die Siebenhügelstadt im innigsten Zusammenhang mit der ganzen Halbinsel, als Hauptstadt Italiens, in einem Bunde von Republiken, auf. Rienzo's Endziel war die Herstellung einer italienischen Föderativrepublik, unter der Führung Rom's. Ueberall hin nach Norden und Süden, Osten und Westen, gingen seine Boten, versilberte Stäbe in der Hand, Frieden und Eintracht verkündigend, alle Städte und Herren einladend, ihre Gesandten nach Rom auf das Capitol zu einer allgemeinen Nationalversammlung zu schicken. Die Kühnheit solcher Aufforderung überwältigte im ersten Augenblick Alle; die trotzigsten Tyrannen in der Lombardei wagten es nicht, die Boten des Tribunen zurückzuweisen. Es wird Uebertreibung sein, wenn Cola in seinen Briefen rühmt, daß die Menschen zu Seiten des Weges, den seine Boten gingen, niedergekniet wären und um das Gelingen ihres Unternehmens gebetet hätten: sicher ist, daß die Mahnung des Tribunen mit wunderbarer Gewalt die Herzen ergriff. Von räuberischen Kriegsbanden durchzogen, von Tyrannen bedrückt, empfand Italien seine Ohnmacht und flehte, wie zu Macchiavelli's Zeiten, die Kraft herbei, welche die getrennten Glieder seines Leibes wieder vereinigen könnte, um den äußern wie den innern Feinden die Stirn zu bieten. Innerhalb des römischen Gebietes und der Stadt waren die ersten Handlungen Rienzo's vom Glück begünstigt. Die Adeligen machten Miene, sich der Gewalt wieder zu bemächtigen, die ihnen wie durch ein Wunder entrissen worden war, aber Cola ließ die Glocke des Capitols läuten. die Miliz strömte zusammen und schreckenbleichen Antlitzes, mit gesträubtem Haar, entwichen die Barone aus der Stadt. Gnadenlos verfuhr der Tribun gegen die Uebelthäter; ein Colonna ward auf offenener Straße verhaftet, ein Orsini wegen der Plünderung eines an der Mündung der Tiber gescheiterten Schiffes gehenkt. Diese Beispiele strenger Gerechtigkeit schreckten Große und Kleine; nicht mehr wie bisher wagten die Barone ihre Häuser in der Stadt zu Asylen für Verbrecher und Mörder herzugeben; „die Wälder", ruft der Chronist aus, „freuten sich zu dieser Zeit, daß sie nicht mehr von Räubern unsicher gemacht würden; die Ochsen pflügten wieder, friedlich besuchten die Pilger die Heiligthümer, die Straßen und Gasthäuser waren voll Reisender und man konnte eine Börse mit Gold auf der Heerstraße ohne Gefahr tragen." Durch gute Verwaltung sollen die Steuern das Doppelte des Ertrags

aus früheren Jahren eingebracht haben. Mit Waffengewalt ward Johann von Vico, ein stolzer Baron, der den Titel eines Präfecten der Stadt führte und von seinen Burgen aus das römische Gebiet verwüstete, zur Unterwerfung gezwungen, er kam um die Mitte des Juli nach Rom, warf sich Cola zu Füßen und beschwor die Gesetze der Republik. Noch billigte der Papst alle Schritte des Tribunen, Petrarca ermahnte ihn in seinen Briefen, auf der Bahn des Ruhmes kühn weiter vorzuschreiten und sein großes Werk zu vollenden, Johanna von Neapel und Ludwig von Ungarn, die um das neapolitanische Königreich mit einander stritten, riefen ihn zum Schiedsrichter auf.

Ein Schwärmer, ein genialer Mensch mit einer außerordentlichen Phantasie, ein Heldenspieler, dem das antike Costüm trefflich stand, hatte den Gedanken der Wiederherstellung der römischen Republik, der Neugestaltung Italiens, wohl erfassen und wie einen Feuerfunken in die Seele des Volkes werfen können, die bereit war, ihn aufzunehmen, aber die Durchführung dieser Idee erforderte einen Staatsmann, einen wirklichen, keinen nachgeäfften Helden. Und hier versagte nicht nur Cola's Talent, sondern auch sein Wille. Er erstarrte vor der Schwierigkeit seiner Aufgabe. Kein Feldhauptmann und weder in den Waffen geübt noch muthigen Sinnes, hatte er die Führerschaft seiner Milizen den Edelleuten anvertrauen müssen, er gefiel sich thatlos in prächtigen Aufzügen, Festen und Reden. Lanzenbewehrte Leibwachen schritten vor ihm einher, wenn er sich öffentlich zeigte; er kleidete sich in ein buntes pelzverbrämtes, reich mit Gold gesticktes Gewand von Sammet oder Atlas, in der Hand führte er einen hellpolirten, stählernen Stab, den eine Kugel und ein Kreuz von Gold krönten: eine kostbare Reliquie, ein Splitter vom Kreuze Christi, befand sich darin. Seine Verwandten theilten seinen Hochmuth, seine Gattin erschien mit einem Gefolge von Edelfrauen. Der unerwartete Erfolg hatte Cola's phantastischen Sinn verwirrt; eine Tollheit und Geistesstörung, der ähnlich, die später in Neapel sich des Fischers Masaniello bemächtigte unter gleichen Wandlungen des Glücks, trat bei ihm ein.

Zu dem Volksparlament, das er verkündigt hatte, waren die Boten von fünfundzwanzig Städten gekommen, allein nicht einem politischen Acte, sondern nur einem seltsamen Schauspiele sollten sie am ersten Tage des Augusts beiwohnen. Der Tribun ließ sich im Lateran zum Ritter krönen. Vor dieser feierlichen Handlung hatte er in jener Porphyrwanne, in der einer Sage nach der Kaiser Constantin, das Christenthum annehmend, bei der Taufe sich vom Aussatze rein gebadet hatte, ein Bad genommen und die Nacht unter Gebeten in der Kirche zugebracht. Dabei war das Ruhebett, auf dem er lag, zusammengestürzt. Trotz des bösen Vorzeichens wollte er sein Vorhaben nicht aufschieben. Am Morgen hüllte er sich in Scharlach und stieg in die Loge hinauf, von der im Jubeljahr 1300 der Papst Bonifacius VIII. über eine unermeßliche Volksmenge hin der Stadt und der Welt Urbi et Orbi seinen Segen herab ertheilt hatte. Unter den Meßgesängen, die aus der Kirche schall-

ten, ließ er sich Schwert, Gürtel und Sporen anlegen. Ein Notar verlas darauf ein Decret des Tribunen, durch das er den Papst und die deutschen Reichsfürsten, die streitenden Kaiserprätendenten, Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, vor sein Gericht forderte und die Herrschaft über die Welt im Namen des römischen Volkes in Anspruch nahm. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn und nur mit Mühe hielt er sich aufrecht; dennoch hieb er mit dem Schwerte, wie die Kaiser bei ihrer Krönung zu thun pflegten, nach drei Seiten in die Luft und rief: „Das ist mein!" Am folgenden Tage beschenkte er auf dem Capitol die italienischen Städteboten mit Fahnen und Ringen, schon aber nahmen diese seine Gaben nur unter Verwahrung der Rechte ihrer Heimat an und die Florentiner wiesen sogar das Banner zurück, das er ihnen anbot Statt politische Verhandlungen mit ihnen anzuknüpfen und für seine Pläne zur Einheit Italiens practische Handhaben zu gewinnen, quälte der Tribun seine Phantasie, neue lächerliche Feste zu veranstalten. Am 15. August ließ er sich von den Geistlichen Rom's Kronen und Kränze von Blumen und Blättern aufsetzen, von Eichenlaub, Epheu, Myrthen, Lorbeer und Olivenzweigen — sie waren von den Gesträuchen geflochten, welche auf dem Triumphbogen des Constantin wuchsen; zuletzt reichte ihm der Prior von S. Spirito eine silberne Krone und sprach: „Erlauchter Tribun, nimm die Gaben des heiligen Geistes mit der Krone und dem Scepter und empfange auch die geistliche Krone." So hoch war sein Uebermuth gestiegen, so groß die Verwirrung seines Geistes, daß er sich mit Christus verglich: ein alter Mönch, der bisher einen Abgesandten Gottes in ihm gesehen, weinte bitterlich, als er diese Lästerung hörte. Diese Dinge mußten jedes Band zwischen dem Tribunen und dem Papst lösen; zwar saß jener Bischof von Orvieto, der Cola's Handlungen durch seine Gegenwart das Siegel päpstlicher Billigung aufgedrückt hatte, an der Festtafel des Tribunen, im Geheimen aber legte er Protest gegen die Ausschreitungen desselben ein. Von den Schauspielen, die er ihrer Schaulust gab, geblendet, von seinen Geldspenden verführt, jauchzte ihm die Menge noch Beifall zu, allein die besseren und reicheren Bürger verließen ihn. Er fühlte den Boden unter sich wanken und war mit all seinen Plänen und Anschlägen am Ende. Nur der Haß gegen den Adel, diese Haupttriebfeder seines Thuns, loderte noch in ihm in alter Mächtigkeit. Er beschloß, sich dieser Gegner durch eine kühne, tyrannische That zu entledigen. Unter dem Vorwand eines Gastmahls lockte er die Häupter der Orsini's und Colonna's nach dem Capitol: sie kamen und wurden gefangen. Einer Verschwörung gegen das Leben des Tribunen angeklagt, verurtheilte sie das Volksgericht zum Tode. Nach kurzer Haft wurden sie in die große, mit rothen und weißen Vorhängen geschmückte Halle des Capitols geführt: Alles war zu dem blutigen Schauspiel bereit. Die Barone hatten gebeichtet, die Glocke klang. Aber in diesem entscheidenden Augenblick schwankte Cola, sei es nun, daß Besonnene ihn von dem Aeußersten abmahnten, sei es, daß er über seine eigene Kühnheit erschrak, er gab nicht das Zeichen zur Hinrichtung der

Adeligen, sondern hielt eine Rede über den Text: „Vergib uns unsere Schuld!" und begnadigte sie. In Todesfurcht, Betäubung und Erstaunen versprachen die Barone, was er von ihnen forderte, und gingen aus Rom, entschlossen, die ihnen angethane Schmach zu rächen. Dieser Thorenstreich Rienzo's zeigte Allen die Schwäche seiner Willenskraft; so oft es im wahrhaften Sinn des Wortes zu handeln galt, offenbarte sich die Feigheit und Unmännlichkeit seiner Natur. Dennoch stand das Glück seinem alten Liebling noch zur Seite. Der Kriegszug, den die Barone gegen ihn rüsteten, nahm durch einen Zufall für sie einen tragischen Verlauf. In voller Rüstung erschienen sie am 20. November vor den Thoren der Stadt. Sie hatten auf Verrath gerechnet und fanden sich darin getäuscht, die Thore waren geschlossen. Der eine Theil ihres Heeres zog ab, die Keckten versuchten einen Angriff. Hart vor dem Thor entbrannte das Gefecht, indem die Römer ausfielen und die Barone heranstürmten. Gleich im Beginn des Kampfes flüchtete der Tribun, ausrufend: „Gott, Du hast mich verlassen!" Die Seinen waren heldenmüthiger, standen und erschlugen mehr als achtzig Ritter, die Blüthe des römischen Adels. Nie hat er sich von dieser fürchterlichen Niederlage wieder erholt und Cola hatte noch einmal den Weg zur Wiederherstellung Italiens frei. Was that er jedoch? Er feierte Feste und schlug seinen jungen Sohn zum Ritter, das Schwert in die Blutlache am Thor tauchend. Indeß sammelten sich die Barone und der Papst erließ von Avignon eine Bannbulle gegen ihn. Der päpstliche Legat, die gesammte Geistlichkeit wandte sich von ihm ab. Das Volk entfrembete er sich durch seine tyrannischen Gelüste. Noch ehe der päpstliche Bannfluch bekannt wurde, äußerte er seine Wirkung. Der kirchliche Zug, der nun einmal in den römischen Bürgern lebt und sie mit der päpstlichen Hierarchie so fest verbindet, daß er noch jetzt nicht vollkommen gelöst ist, brach wieder durch; wenn sie zwischen dem Tribunen und dem Papst zu wählen hatten, so entschieden sie sich für den Papst. Am 15. December geriethen die Häscher des Tribunen in einen Streit mit den Leuten eines Grafen von Minorbino und Luca Savello's, die im geheimen Einverständniß mit dem Cardinallegaten eine Verschwörung gegen Cola planten. Ein Handgemenge pflanzte sich von Straße zu Straße fort, unbedeutend an sich und durch eine kraftvolle Bewegung leicht niederzuschlagen. Rienzo aber glaubte die ganze Stadt gegen sich im Aufstand, und da auf den Glockenruf des Capitols die städtische Miliz nicht kam, legte er die Zeichen des Tribunats ab und begab sich weinend, die besten Bürger weinten mit ihm, wie ein Narr und ein Träumer in die Engelsburg. In den nächsten Tagen kehrten die Barone triumphirend zurück und der Traum der Erneuerung der römischen Republik war dahingeschwunden.

Die Gedanken Rienzo's wurzelten wohl zum Theil in den Anschauungen der Zeit, ihrer Wesenheit aber nach wuchsen sie darüber hinaus. So lange sie sich auf dem Boden eines phantastischen Spieles hielten und bei aller Wirklichkeit doch nur eine Schattenkomödie waren, bewunderte

sie die Welt, und die Italiener hatten, gerade wie Rienzo, der hochtönenden Worte genug, um eine kurze Frist sich selbst zu überreden und überreden zu lassen; die Täuschung war auf beiden Seiten. So braust heute etwas wie ein Weltsturm durch Garibaldi's Reden und wenn es zu Thaten kommt, ist es oft ein Sturm im Glase Wasser: eine Nation von zweiundzwanzig Millionen beugt sich ohne Widerstand dem Willen eines fremden Herrschers. Weder besaß Cola Geld und Soldaten, seine Reden wahr zu machen, noch dachten die Anderen, der Papst, die Fürsten und die Städte, daran, auch nur den kleinsten Theil ihrer Rechte zu Gunsten des gemeinen Wohls aufzuopfern.

Cola's welthistorische Rolle war ausgespielt, sein späteres Leben ist das eines Abenteurers, voll der mannigfaltigsten Wandlungen. Fürchtend, daß man ihn dem Papst überliefern werde, flüchtete er aus der Engelsburg und lebte unter den Einsiedlern in den Abruzzen. Während des Jubeljahrs 1350 tauchte er vorübergehend wieder in Rom auf. Da er mit dem Papst gebrochen hatte, war es erklärlich, daß er die Hülfe des Kaisers suchte. Er erschien im Juli 1350 vor Karl IV. in Prag und wohnte eine Zeit lang dort in der Neustadt, im Hause des Apothekers Angelo. Mehrmals sprach er den Kaiser und forderte ihn zu einem Römerzuge auf. Aber seine schwärmerischen Pläne fanden bei dem nüchternen Manne nur eine kühle Aufnahme; ja, Karl IV. hielt es für gerathen, den gefährlichen Abenteurer hinter Schloß und Riegel zu bewahren und ließ ihn gefangen nach dem Schloß Raudnitz an der Elbe bringen 1352 lieferte er ihn den Nuntien des Papstes aus, der wiederholt die Ueberführung des Tribunen nach Avignon gefordert hatte. Im kläglichen Aufzug ward er dort eingebracht, gaffend stand das Volk umher. Ein Gericht von drei Cardinälen sollte seine Thaten und seine Rechtgläubigkeit untersuchen. Indessen verwandte sich Petrarca eifrig für ihn, viele Hofleute ergriffen seine Partei, die Volksstimme war ihm günstig und da Papst Innocenz eben einen Legaten Egidius Albornoz nach Italien schickte, um die Macht des päpstlichen Stuhles wieder im Kirchenstaat aufzurichten, gab er demselben den Tribunen mit, hoffend, daß er sich seiner in irgend einer Weise bedienen könne.

Unter dem Schutz des Legaten zog Rienzo wieder in Rom ein, er nannte sich nicht mehr Tribun, sondern Senator. Sein Wesen hatte eine Aenderung zum Schlimmen erfahren, seine Gestalt all ihre Schönheit verloren. Vor der Zeit war er grau geworden, ein alternder, aufgedunsener Mann. Er verfuhr als Tyrann, nicht als Befreier. Von idealen Bestrebungen keine Spur, Alles gerichtet auf Genuß und Herrschaft. Eine Erhöhung der Steuern reizte endlich das Volk zu einem wilden Aufstand, Rienzo ward im Capitol belagert. Ein Gefühl seiner Würde, eine Erinnerung an seine bessere Vergangenheit regte sich in ihm, er erschien auf dem Balcon und entrollte eine Fahne mit der Inschrift senatus populusque romanus! Da aber die Wuth des Volkes sich damit nicht beschwichtigen ließ, erbleichte er, legte seine Rüstung ab, schnitt sich den Bart, nahm einen Hirtenmantel um, ein Bettkissen auf den Kopf und

hoffte so, mit geschwärztem Gesicht, zu entkommen. Eine goldene Armspange verrieth ihn im Gewühl der Menge; erkannt, wurde er die Stufen hinab geschleppt; unten zwischen dem Löwenkäfig des Capitols und einem Marienbilde stand er eine Weile sprachlos, die Arme auf die Brust gekreuzt, eine jämmerliche, beklagenswerthe Gestalt. „Es ist Schmerz und Schmach, daran zu denken“, meint der Chronist, der diese Entwürdigung seines Helden tief nachfühlt. Auch das Volk umher schwieg, da zog Cecco del Vecchio seinen Degen und stieß ihn dem Tribunen in den Leib. Das war das Ende. Zwei Tage lang trieb die Wuth ihr Spiel mit seiner entstellten Leiche; am dritten verbrannten sie auf Befehl der Colonna's die Juden im Mausoleum des Augustus — „und da er fett war“, sagt der Chronist mit einer fürchterlichen Ironie, „brannte er rasch und leicht auf dem Reisighaufen und wurde zu Staub.“ Das Leben Cola's war ein wunderbares Spiel gewesen, etwas wie eine Fata Morgana, es begann mit epischen Aufzügen, erhob sich zu Tragödien und endete, in Rembrandt'scher Beleuchtung, wie ein Hexensabbath.

Der Mann war todt: sein Gedanke lebt noch. Was er erstrebte, damals ein Einzelner, will in der Gegenwart ganz Italien: geeinigt sein auf dem römischen Capitol. Rom als Hauptstadt Italiens: Rienzo träumte es und obgleich fünf Jahrhunderte seit seinem Tode vorübergegangen, ist der Traum noch nicht zur Wahrheit geworden und fordert noch immer seine Märtyrer.



Gezeichnet von Ludwig Pietsch. Gestochen von A. Worms.

Fürsten und Feen im Salon Turgénjew.
(Baden-Baden)

Fürsten und Feen im Salon Turgénjew.

(Baden-Baden, Herbst 1867.)

Es ist eine schöne Sache um die Nationalität, und das Dichterwort: „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland“, hat seine volle, gute Berechtigung Aber, wie sehr diese beden heiligen Güter nicht nur des Schweißes, sondern auch des Blutes „der Edlen“ werth sein mögen, das darum in allen Landen und zu allen Zeiten vergossen wurde: so ist es darum doch ein nicht weniger angenehmes Bewußtsein, daß es in der Welt immer einige, gleichsam neutrale Gebiete giebt, wohin Die, welche sie betreten, jene großen leidenschaftlichen Gefühle, die Sympathien und Antipathien, die aus denselben hervorgehen, nicht mitzunehmen scheinen.

Ein solches neutrales Terrain bietet auf deutscher Erde kaum eine andere Gegend, als das reizende Thal zwischen den Vorhöhen des Schwarzwalds, welches die Oos durchfließt und das berühmte „alte Schloß“ beherrscht, der sommerliche Sammelplatz der „besten Gesellschaft“ Europas, das schöne Baden-Baden.

Neben und außerhalb jener kosmopolitischen Welt, wie man sie überall trifft, wo Heilquellen sprudeln und — zu unserer Schande noch — im Glücksrad die Kugel rollt, ist hier an der Oos eine Gesellschaft erwachsen, welche in sich jede sonst trennende Nationalitätsschranke beseitigt hat, um in Thätigkeit und echtem Lebensgenuß das Ziel einer schönen rein menschlichen Cultur nur um so vollendeter zu verwirklichen. Mit dem eigentlichen Badetreiben hat dieser auserwählte Cirkel nichts gemein, seine Existenz wird von jener schimmernden, bunten, rauschenden Welt nicht berührt. Ihren Stamm bilden auch nicht die sommerlichen Zugvögel, nicht die Badegäste, welche die Saison herführt und die deren Schluß wieder zerstreut: sondern einige hochgebildete, glücklich situirte Familien, den verschiedensten Ländern Europas entsprossen, die, von den unvergleichlichen Reizen Badens gefesselt, den seitherigen Aufenthalt an den großen Centralpuncten des modernen Lebens mit diesem trauten Wiesen- und Waldparadies dauernd vertauschten. Wenn der Sommer den Kreis auch immer wieder erweitert, so löst ihn der Winter doch nicht gänzlich auf. Sie bleiben mit fester Treue dieser schönen Heimat verbunden, um so mehr, da diese sie zu keinem Verzichten auf die Bedürfnisse des Geistes, des Geschmacks, der Eleganz und des Comforts nöthigt, welche zu ihren Lebensgewohnheiten untrennbar gehören. — Um ein Haus gruppirt sich ihre Mehrzahl: um das Louis Viardots und der großen Gesangsmeisterin, seiner Gattin Paulina. Der Name dieses berühmten Ehepaars wird dort kaum genannt ohne einen andern nicht minder glänzenden, dem eines der Familie nahestehenden Freundes, des großen russischen Erzählers, des Autors vom „Tagebuch eines Jägers“, der „Väter und Söhne“, der „Erscheinungen“: Iwan Turgénjew's. Auch er, der „vieler Menschen Städte

gesehen", hat hier, fern von dem Vaterland und den Besitzungen seiner Väter, eine Heimat gefunden. Nahe hinter der Villa Viardot, im Thiergartenthal zur Seite der Lichtenthaler Allee, erheben sich nun über die Bäume des Gartens die steilen Dächer und die hohen Kamine der schloßartigen Villa, die er sich hier zum Wohnsitz errichtete. Seltsam aber ist es, daß er, der sie sich hier zwischen Wald und Wiesen erbaute, sie nun, da sie fertig ist, gar nicht bewohnt. Der eben so vornehm stattliche, als anmuthig einladende Bau, eingerichtet und möblirt vom Boden zum Keller, steht verlassen und unbenutzt. Der Schloßherr zieht es vor, in seinem Garni, das ihn seit vier bis fünf Jahren beherbergte, zu bleiben. „Wozu bedarf ein Dichter und Jäger noch eines Schlößchens, und des ganzen, sich daran hängenden Lebenstrains?" mag er sich gefragt haben. —

Aber in diesem letzten Sommer ist es trotzdem zu wiederholten Malen lebendig in seinen Sälen und Zimmern geworden. Das frischeste, heiterste, klingendste Leben, Kunst, Anmuth, Jugendlust und schöner Ernst sind darin eingezogen und haben andre Mächte sich nachgelockt. Elfen und Feen mit ihrer Königin machten die Räume des Schlößchens zum Tummelplatz ihrer Spiele und die realen Fürstlichkeiten dieser Erde sind ihnen gefolgt, um ihr Treiben und ihre Lieder zu belauschen, — wie es unser Bild zeigt.

Doch wir wollen statt eines Räthsels eine Erzählung geben. Turgénjew hatte einige reizende Feenstücke gedichtet und Paulina Viardot die Musik dazu gesetzt. Um diese künstlerische Schöpfung zweier befreundeter Geister ans Licht treten zu lassen, hat man hier in Baden, an diesem Vereinigungspunct aller besten Musikkräfte nicht erst nöthig, bei Theaterdirectoren und Intendanten zu sollicitiren, noch Sänger und Journalisten zu interessiren. Da ist immer ein tenor- oder barytonbegabter, künstlerisch geschulter Freund, da sind immer junge Sängerinnen, welche mit froher Bereitwilligkeit jede zuertheilte Rolle übernehmen, zu der sie die verehrte Leiterin ihrer Studien, die hier zugleich den Bühnen- und Orchesterdirigenten, ja zugleich das ganze Orchester in ihrer Person darstellt, bestimmt. Und der Raum, um das „leichte Schaugerüst" aufzuschlagen — wo war er besser zu finden, als in des Dichters Hause selbst, im Salon der bewohnerlosen Villa Turgénjew?

Und so geschah es, daß eines Tags die bisherige Stille und Verlassenheit ein Ende nahm; daß in den Waldbergen ringsum das Echo erweckt wurde von all den reizenden Klängen, von Liedern und Chören, von süßen Mädchen- und kraftvollen Männerstimmen, die sich im kunstreichen Sange verflochten und verschmolzen, und bald auch von dem Beifalljubel entzückter Hörer.

Man kennt, auch außerhalb Badens, die in ihrer Art vielleicht einzige Freundschaft, mit welcher Königin Augusta von Preußen, der treueste Sommergast seines Thals, die große Künstlerin seit langen Jahren unwandelbar ehrt. So wenig wie in den Sonntagsmatineen der Villa Viardot mochte die hohe Frau im Auditorium dieser Opernaufführungen fehlen, die sich während des August und September in häufigen Wieder-

holungen folgten. Jene kosmopolitische und auserwählte Badische Gesellschaft, die europäische Aristokratie des Geistes und der Kunst, wie sie hier so zahlreich vertreten, bildete das Publicum, dessen von der Anmuth der Musik, der Dichtung und Ausführung immer von neuem angeregter, froher Enthusiasmus von dem allverehrten königlichen Gast aufs lebhafteste getheilt und in der innigsten Weise kundgegeben wurde. „Das muß der König sehen, wenn er kommt“, so schloß die Fürstin den Ausdruck ihrer Freude gegen die Componistin und den Schloßherrn. Und bald genug sollte sich diese Ankündigung erfüllen. In der zweiten Hälfte des September traf König Wilhelm in Baden ein, und am Abend des 24. September sah der Salon des Schlößchens eine der merkwürdigsten Gesellschaften in sich vereinigt, welche vielleicht jemals sich in eines einfachen, orden-, titel- und amtlosen Privatmannes und Schriftstellers Haus zusammenfand. Es sollte derselben hier freilich etwas ganz Erlesenes geboten werden, die erste Aufführun der neuesten Operette „Cracquamiche, le dernier des sorciers“, ein heitres, seltsames, phantastisches musikalisches Märchen.

Wie unser Bild zeigt, das ich, wie es dort lebendig vor mir stand, an jenem Abende in meinem Album skizzirte, kann nichts einfacher sein, als die Scenirung dieser improvisirten Salonbühne: ein grüner Vorhang trennt sie vom übrigen Saalraum, ein Paar Oleandersträuche geben den Wald, ein Fensterversatzstück bedeutet die Hütte. Allein der Zauber der wahren Poesie ist unabhängig von complicirten und sinnetäuschenden Vorrichtungen. Wer an jenem Abend die beiden holdseligen Schwestern sah, durch die fast noch kindlichen Töchter Viardots dargestellt, die Elfenkönigin auf der Schulter der jüngeren lehnend, den Herrscherstab in der Hand, den verklärten Blick nach oben gerichtet, — wer sie, von dem Chor der Feen umgeben, jenen Schlußgesang des ersten Actes: „la lune, notre blanche reine“ anstimmen hörte, der hat das gewiß zu eigner Verwunderung an sich selber erfahren.

Jedenfalls war die herzliche Freude und Befriedigung eine ganz allgemeine und wenn ich die Wahrheit gering genug geachtet hätte, um auf der Zeichnung König Wilhelms Antlitz statt seines Hinterhauptes zu zeigen und von Seiner hohen Gemahlin mehr als das verlorne Profil, so würde der Beschauer gewiß den Abglanz jener Empfindungen darin gelesen haben. Mir bleibt noch übrig, den geneigten Leser mit den anderen Persönlichkeiten meines Bildes bekannt zu machen. Die Damen zu beiden Seiten des Königs sind die Töchter Bettina's von Arnim Gräfin Flemming (die Gattin des Gesandten in Karlsruhe, den man auf dem ersten Stuhl im nächsten Vorgrund zur Rechten sitzen sieht), und Gräfin Oriolla, Palastdame J. M. der Königin von Preußen; die Damen in der Reihe davor die Hofdamen, welche Ihre Majestät begleiteten: Prinzessin Carolath und Gräfin Brandenburg, welche ihr Profil dem Beschauer und — dem Preußischen Hausminister Grafen Schleinitz zuwendet. Der männliche Kopf zunächst der Königin ist der des Gatten der Componistin, Louis Viardots, des geistvollen und gelehrten Kunstforschers; die drei stehenden

Herren: Baron v. Frentz, der Königin Kammerherr, den die Länge seiner Gestalt und seiner blonden Favoris kennzeichnet, vor dem berühmten Geiger Léonard, dem Vetter von Mad. Viardot, und dem geheimen Legationsrath Abeken, welchen die Franzosen mit dem vielsagenden Titel „la plume de Bismarck“ nennen. Auf der andern Seite mag man vielleicht, trotz der perspektivischen Verschiebung, den graulockigen, schwarzbärtigen Kopf des Hofmarschalls Grafen von Pückler und über dem des Grafen Flemming das unerbittlich energische Antlitz des General von Bayer erkennen. Daß am Clavier dort vor dem Kamin niemand anders als Mad. Viardot selbst sitzt, brauche ich kaum erst zu sagen; an dessen Sims aber lehnt Turgénjews gewaltige Gestalt, sein Werk, seinen Salon und dessen ungewohnte Gäste überblickend.

Letzterer hat seit jenem Abend noch andere, in noch gesteigerterm Glanz beherbergt; zu diesen lieblichen Feen hat ein Parterre von noch zahlreicheren Fürsten an mehr als einem Octoberabend Beifall lächelnd aufgeblickt, wie man mir und wie es jede Zeitung aller Welt erzählte. Wenn man in Baden einziehend die nationale Einseitigkeit gleichsam draußen zurückläßt, so scheinen die Thüren dieses Salons wie eines Tempels der reinen Kunst, die Schranken und Ansprüche gleichsam auszuschließen, welche Rang Geburt, Macht, Weltstellung aufrichteten und gaben, und nicht nur „die Weisen“, sondern auch die Mächtigen dieser Erde „neigen oft am Ende dem Schönen sich.“ T. P.

Der Graben in Wien.

Von **August Silberstein.**

Sie wollen Wien kennen lernen?

Sie versichern mir wenig Zeit und doch großes Begehren zu haben Wien, das eigentliche, das rechte Wien, in seinem vollen Ausdrucke zu sehen. —

Viel gefordert in wenig Worten!

Und dennoch wäre die Erfüllung nicht unmöglich!

Es ist Ihnen versagt, die einzelnen Oertlichkeiten zu erreichen, die rechten Stunden zu wählen, kurz, Wien entgegen zu gehen. Wohlan! dem Propheten wollte der gerufene Berg nicht herankommen; wir sind nicht mächtiger, als der Prophet, aber vielleicht ist Wien gefälliger als der Berg. —

Kommen Sie mit mir auf den „Graben"

Es gäbe eigentlich drei Orte, an welchen das natürliche Zauberstückchen, Wien an uns herantreten zu lassen, mehr oder weniger vollführt werden könnte.

Erstens der prachtvolle, aber noch nicht historische „Ring". Er umschließt die Stadt, und erschließt die im Kreise gelegenen Vorstadt-Bezirke. Aber seine Bogentheile sind eben nicht die kürzesten Wege, man kann ihn meiden, ja die Eiligen und Geschäftigen meiden ihn sicherlich.

Zweitens der Stephansplatz. Dies ist der Mittelpunct der Stadt, das Herz der Blume, welche ihre Blätter nach allen Seiten erdenwärts, dagegen den stolzen Blüthenfaden nach dem Himmel streckt: den Thurm des Sanct Stephandoms! Aber die zahllosen Omnibusse und Wagen aller Art hemmen jeden Weg. Rosse und Menschen verwirren sich in einem Knäuel!

Biegen wir gleich nebenan ein; die Straße, der Platz, wohin wir gelangen, scheint ohnehin nur eine Fortsetzung des erstern zu sein — eine Wendung um das elegante, schimmernde stumpfe Dreieck — wir haben von all dem betäubenden Gewirre der Sorten hier bequemer die einzelnen vortretenden Exemplare — nicht nur einseitig, wie auf dem Stephansplatze, sondern hüben und drüben sind Läden und Häuser, die Stockwerke schließen uns ein, vier, fünf und sechs Reihen Fenster thürmen sich in allen Abstufungen übereinander — Sie sehen den Wundertraum eines Architekten, den Stephansthurm, auch von hier aus in die Lüfte ragen — wir befinden uns auf dem besten und geeignetsten Platze, wir sind „auf dem Graben"!

Ein luftiger, eleganter Kiosk, um im Freien bei Erfrischungen sitzen zu können, oder, für alle Jahreszeiten, die hohe Spiegelscheibe, die krystallene Wand eines Kaffeehauses, findet sich; nehmen wir Platz bei küh-

lendem Eis, oder anregendem Mocca — lassen wir Wien, dasjenige, was nicht im Umkreise feststeht, an uns herankommen!

Sehen Sie dort drüben das Haus mit den riesigen, steinernen Karyatiden an seinen zwei stolzen Thorwegen? Es läßt jede Viertelstunde seinem Eigenthümer einen Ducaten Miethe in den Schooß fallen. Nicht übel! Aber Ihr Auge weilet auf den Zeugen des sonderbarsten Geschmacks, auf den werthen Herren Karyatiden, die Ihnen den Rücken weisen! Wie doch nur Architekt und Eigenthümer ... !— Ja, das hat seine Geschichte! Wenn er heute noch lebte, der Buchdruckergeselle und spätere Freiherr von Trattner, er würde sich die Hände reiben und lachen, sehr lachen darüber, daß man doch wieder Goethe, Schiller, kurz alle Klassiker frei und unbeirrt nachdrucken kann, er hat dies ja längst vorerst, noch bei Lebzeiten der klassischen Herren gethan, er hat sie mit dem Monopol auf österreichische Schulbücher vereint, und hier sehen Sie den steinernen, erbaulichen, ihn weit überdauernden Zeugen seines fruchtbaren Fleißes!

Freilich, einstmals rollten aus dem „Trattnerhofe" nicht unaufhörlich Dukaten; nicht einmal Münzen irgend einer Gattung klapperten „nachdrücklich" in Trattner's Tasche; und ein Fräulein (gleichgiltig ob es wirklich adelig oder bürgerlich war) wies den kühnen Buchdrucker, welcher ihr Herz und Hand anbot, rundweg ab. Sie sah zum Fenster gegenüber hinaus; sie sah, wie aus Trattner's kleinem Laden ein riesiges Haus wurde, und kostbare Steinfiguren sollten Thorbogen und Balcone tragen. Als die Hülle von ihnen genommen ward — kehrten sie ihr, wie heute Ihnen, energisch den Rücken und—hier haben Sie eine sinnige, historisch deutsch-grobe und gemüthliche Geschichte!

Dort, in der Mitte des Platzes, steht die sogenannte „Pestsäule" ein Gethürme von Wolken und Engelein, die heilige Dreifaltigkeit an der Spitze und unten im Sande die scheußliche, von einem Engel überwundene, gleich einem Wurm sich krümmende Pest, welche 1679 wüthete. Das fromme Wien, der Blick nach dem Dome hinzugenommen, fehlt also auch hier nicht.

Sehen Sie die Läden an, durch die wogende Menschenmenge hindurch. Pracht an Pracht, Fülle an Fülle reiht sich. Wollen Sie reisen, studiren, eine Braut mit echten Perlen und Demanten königlich besäen, mit falschen die Welt täuschen, rauchen, jagen, trinken, ihr Haus festlich schmücken, Glück in der Lotterie, Geld und Renten aller Welttheile und Staaten haben; — hier, in Allem was schimmert, blitzt, gleißt, in Farben blendet, können Sie erlangen, was Sie bedürfen, um im Nu, im Umkreise weniger Schritte, eine Million los zu werden, ja sogar mehrere!

Jede Ladenmiethe allein ist ein bürgerliches Vermögen. Und dort drüben an der Ecke, welche den Stephansplatz sanft mit dem Graben vermittelt, das pompöse Haus, sagen wir eigentlich der prachtvolle Laden, welcher in der Mitte den Namen Haas trägt, kurz, der hochaufragende palastähnliche Bau mit den geschliffenen Granit- und vergoldeten Eisensäulen, er ist ein einziges Verkaufslocal, welches durch vier Stockwerke

reicht, durch die man mittelst Maschine auf und ab fahren kann — er kostet mehr als eine halbe Million Gulden — die Grundfläche extra für den Quadratklafter mehr als 600 Gulden — er enthält blos Teppiche, Möbel und Tapeten. Der Gründer, Philipp Haas Vater, ging einst an dieser Stelle mit kärglichster Habe vorbei, er fing mit einigen kleinen Webstühlen an, heute gehen die Teppiche von Haas nach Indien, welches vor ihnen beschämt steht; der Herrscher von Frankreich kann nicht mehr allein und ausschließlich Gobelins erzeugen lassen, Haas hat sogar in Paris die große goldene Medaille des Empereurs dafür erhalten müssen! In diesem Glanz und Schimmer, in dieser Pracht und in diesem Gewirre von Waaren, welche für das Kaiser- wie für das Bürgerhaus gleichzeitig Befriedigung haben und von hundert Menschen im Hause besorgt werden, sehen Sie ein Zeugniß der Industrie Wiens, sehen Sie einen österreichischen, modernen Gewerbsmann!

Dort drüben dem Ritter von Liebig (sein Haus schließt das Quadrat, vom Kohlmarkte aus), welchem schwellende weibliche Karyatidengestalten den Steinbalcon tragen (der Volksname des Hauses ist nicht wiederzugeben), fehlten vor Jahren sämmtliche Nullen seiner Millionen zum Vermögen. Heute verschenkt er den ersten großen Preis der Weltausstellung, die hunderttausend Francs, welche er als der würdigste Aussteller und Humanist seiner Arbeiter erhalten hat, wieder an diese — er bedarf der Bagatelle nicht, er giebt sie von Herzen — auch ein hübsches Stücklein Wien!

Aus jenen Fenstern dort, haben Mozart, Beethoven herausgesehen und ihre Klänge zogen aus den fürstlichen Räumen. Hier, im „Trattnerhofe“, lachte Raimund und seine lebendige „Jugend“, die Krones Res'l (Therese); man hat bei ihren Karten und Champagnerflaschen den Baron Jaroszinski verhaftet, seine weißen Hände tauchten sich zuvor in das Blut eines Mannes, den er ermordet, und wühlten um Raub in dessen Schränken. Der feine Hals ward gehängt, Therese starb so rasch als sie gelebt, und Raimund weinte über ihr — der Arme, der sich dann erschoß!

Doch an Menschen und Komödianten fehlt es noch immer nicht — das wächst nach — sehen Sie dort die feine zierliche Gestalt? Sie schwebt in einem Gewölke von Seide und Gaze, die glänzenden Pferde an ihrem Wagen schäumen, der gallonirte Diener springt an den Schlag, der Juwelier eilt vor die Krystallthür, er wird fürstliche Geschäfte machen.

Das ist die Fürstin ***, sagen Sie? Sie kennen dieselbe von Paris, London, Ischl oder dem Rigi. . . Sie irren sich doch nicht in der Equipage? Ich meine die zweite gleich hinterher, gleich nebenan, derselbe Glanz, ganz so stolze Livree!

Das ist die Gräfin . . . . von der Coulisse, vom Ballet, von der tragischen Phrase, von der antiken und modernen Schminke, vom Couplet... nehmen Sie Eines oder das Andere; sie wird Armbänder in einen Korb, dann Stoffe in eine Kiste werfen, zur Auswahl daheim, und ihr Anbeter-Cavalier — vielleicht ihr heimlich getrauter Gatte —

wird ihr die Auswahl nicht schwer machen, er schenkt ihr den ganzen Korb, die ganze Kiste!

Vielleicht sagte ich zu wenig mit dem „heimlich Getrauten" — sie kann gestern öffentlich getraut worden sein... Dort drüben fährt ein stolzes Wappen mit einer andern Dame, sie war eine schlechte Schauspielerin und geberdet sich doch trefflich als hochadelige Dame!

Hören Sie nur, wie das plötzlich lacht und herüberschallt! „Fahr' mer Eu'r Gnaden?" Der dralle Fiaker ists, welcher seinen Standplatz hier hat; er meint das hübsche Dienstmädchen, welches mit dem Wasserkruge von dem nahen Platzbrunnen eilt. Er lüpft den Hut und schäkert mit ihr und — wer weiß? raubt ihr ein Küßchen! Weder die Vorübergehenden, Geistlichen, Militairs und Civile, noch selbst die Mädchen aus dem Volke werden ihm das verübeln. Es ist ja das gemüthliche Wien; und höchstens bedarf es einer spätern Aussöhnung und er tanzt mit ihr beim „Sperl" oder „Schwender", und wenn es gut geht, so heirathet er sie.

Das Kichern und Lachen können Sie hier oftmals hören, die Heiterkeit hat hier ihre Ambulance auf dem platten Trottoir. Die „goldene Jugend" lacht und lächelt hier, fein frisirt und zierlichst geputzt, nicht wenig auch in allerlei Uniformen, zu Gruppen geschaart. Der bummelnde Commis mit „feinem Wichs" nimmt hier ein gleich aristokratisches Air an und träumt von goldenen Abenteuern. Sie werden oft in Kupfergepräge aufgelöst. Der papierne Roman, auf Lumpenzeug, fehlt nicht. Man lächelt und liebäugelt, man lernt sich kennen, man löst sich enttäuscht, die Masken haben sich erkannt! Hier lächelt und staunt der Fremde vergnügt; hier macht der Volkshumor seine leichtlebigen Witze vor den goldgefüllten Schalen, wie der Fuchs vor den zu hohen, süß-sauren Trauben!

Die Mädchen mit den hellen Augen, mit den stets sehr gepflegten Haaren und den sinnigen, sinnlichen Näschen, sie stehen vor den krystallenen Scheidewänden der Schätze an Stoffen und Kostbarkeiten; sie machen keine wehmüthigen Gesichter; sie schwätzen davon, wie sie in all dem Zeuge aussehen würden; sie belächeln die Alte oder Häßliche, welche derlei bereits besitzt, oder auch nebenan und als Käuferin hochmüthig prüft.

Der Herr, welcher dort mit ihnen steht und mit ihnen Scherze wechselt, ist wohl ein Commis, der heute seinen freien Tag hat? Bewahre! Dies ist der kühne Reiter, welcher zum Cavalierrennen seine Pferde und Wetten stellt, das ist Baron, oder Graf, oder Fürst X., — in Wien plaudert man fleißig, macht eine heitere Bemerkung, sieht in hübsche Augen und ... voila tout!

Aber nur zu oft, dicht an die Freude und Heiterkeit, grenzen das Elend und die Bekümmerniß des Lebens. So ist es überall, und wir müssen gestehen, daß selbst die Kaiserstadt davon keine Ausnahme macht.

Sehen Sie dort jenes große Gebäude mit der goldenen Biene im Frontgiebel — und sehen Sie dort das arme Weib, welches aus dem

Thore tritt? Das Weib birgt etwas in dem Umhängetuche, das sie fester zusammenzieht — ein Büchlein. Das Haus ist die „Sparkasse" und das Büchlein — nicht vom berühmten Hofbuchhändler und Verleger Braumüller, der in demselben Gebäude wohnt — ist ein Einlagsbüchlein. Sie hat entweder die mühselig gesparten Kreuzer in die Kasse der Anstalt gethan, oder sie hat die lange und ängstlich gehüteten herausgeholt; der Mann ist krank, die Arbeit fehlt, der Vater siecht, das Kind bedarf ein Särglein — wer kann Alles von den Zügen ablesen! Die Wehmuth bei innerer Freude und bei Kränkung hat oft gleichen Ausdruck!

Es treten ganze Gruppen aus der Sparkasse, sie schwätzen, sie sehen plötzlich nach einem Ziele, eilige Wagen halten, es klappern mit schweren Hufschlägen sechs gleichmäßig trabende Rosse, gelbe, altspanische Reiter mit Dreispitzen und schweren Kanonenstiefeln hüpfen auf dem Rücken der Thiere, die goldgeränderten Räder der blinkenden Hofequipage rollen nach — es ist ein Grüßen zu und aus dem Wagen — „der Hof!" — Der Einheimische kennt seinen Kaiser, seine Kaiserin, alle Prinzen und Prinzessinnen; wer eilt und mit Aufregung fragt, ist ein Fremder, die Ruhe der Gewohnheit kennzeichnet den Einheimischen.

Damen mit edlen Gesichtern und einfach feiner Toilette, Herren im militairischen oder Civil-Rocke, mit Orden, stehen ein Weilchen und besprechen vielleicht das Aussehen des Hofes . . . ein armes Kind, das Blumen anbietet, stört sie im Sprechen; und wenn sie sich sämmtlich nicht gut vorsehen, so fährt ihnen ein einräderiger Wagen, nicht etwa einer der fliegenden Fiaker, über die Füße, ein Wagen, welcher sonderbarer Weise auf das erhöhte Trottoir gekommen. Er wird jedoch von Menschen gezogen, er trägt Musik, das heißt in einem Kasten von erstaunlicher Größe, einem Leierkasten, und ein Mann dreht bald mit Mühe die Kurbel, auf einer Galerie zum Kasten stehend, während sein College die Mütze geschickt im Kreise bewegt. Dies ist eine Repräsentation der wiener Musik, der Straßenmusik. Ringsum sehen Sie Haslinger, Diabelli und die Andern, deren Firmen Mozart, Beethoven, Schubert und Haydn, wie Strauß und Lanner durch alle Welt gesendet.

Durch die Fenster blicken bis in dem fünften und sechsten Stockwerke heitere Köpfe, ja um so höher sie sind, desto freundlicher, denn gerade die Handwerksgesellen werfen von der Höhe ihre Kupfermünze, in Papier gehüllt, und freuen sich des Concertes. Einzelne Gestalten drücken sich in einen Vorsprung, bleiben und horchen. Heitere Jungen pfeifen die Melodie mit und hopsen dabei, wenn sie nur ein wenig Zeit haben. Der musikmachende, sogenannte „arme Invalid" fährt Abends heim und überzählt seine Tageseinnahme, welcher nur die weniger, glänzender Virtuosen gleichkommt.

In einen Thorweg gedrückt, steht sein böhmischer, krainischer, magyarischer oder slavischer Landsmann und hat kaum das trockene Brod aus seinem Korb voll Orangen, Glaswaaren, Bänderkram ꝛc. herauszuquälen vermocht!

Und jetzt entsteht plötzlich ein Gedränge, eine Menge Volks schreitet in Mitten der Straße, mit einer Art militairischem Schritt; die Herren Militairs, vielleicht auch Erzherzöge darunter, welche ruhig durch die Menge auf dem Trottoir gewandelt, zögern oder bleiben ein Weilchen stehen, sie kennen den Anlaß ... ein in die Lüfte geschwungener, großer blitzender Stockknopf wird sichtbar, dieser gehört einem Regimentstambour mit großem Barte, Soldatenreihen schreiten ihm nach, auf das Zeichen schlägt die große Trommel sammt den schallenden Becken ein — denn auf dem Graben muß man sich hören lassen — und eine Marschmusik geht zwischen den hohen schallverstärkenden Häuserreihen los, daß das Herz im Leibe lacht! — Eine Compagnie Soldaten zieht mit fliegenden Fahnen zur Kaiserburg auf Wache, und über den Graben führt der Weg dahin.

Gleich hinter oder neben der Militairmusik wird ein Beamter in beengender Uniform schreiten, sich durchdrängend, er eilt zur Audienz und es ist hohe Zeit!

Daß der „Graben“ (vor Jahrhunderten schloß er sich als solcher wirklich der Stadtmauer an) eben zur Kaiserburg führt, mittelst des angrenzenden, viel engern „Kohlmarktes“, daß er, wie ein Querband im Wappen, die Mitte der längsgezogenen Stadt durchläuft, dies macht ihn zur Lebensader in dem Getriebe!

Was er nicht an Bildern in seiner Breite bieten kann, ersetzt er auch noch in der Höhe. Ueber den schimmernden Läden wohnt die Aristokratie der Geburt, des Geldes, des Abenteuers! Dann folgen im dritten und vierten Stocke die Bürger- und Gewerbsclassen. Zuletzt gipfelt sich bis in das fünfte und sechste Stockwerk der alten Häuser, unter das Dach, die Armuth, die drückende Sorge! — dem Himmel näher und scheinbar um so ferner!

Hier wandelt das reizende, züchtige Mädchengesichtchen, um Welt und schöne Dinge zu sehen; hier geht man, um gesehen zu werden; hier eilt die Sorge und weilt das Nichtsthun; hier prunkt man und drückt sich schamhaft rasch hindurch; hier lacht und flucht man der Welt — hier ist man mitten in einer großen Stadt, welche Wien genannt wird, und hier auf einem von Wiens merkwürdigsten Punkten, welcher der „Graben“ heißt.

———

Kritische Bemerkungen über den Feldzug von 1866.

I.

Ueber die Kritik. — Die Uebereinstimmung der diplomatischen Verhandlungen mit den militairischen Anordnungen. — Der preußische Operations-Plan.

Es ist mit der Kritik ein seltsam Ding! Manches Urtheil, oft von schneidender Schärfe, hat uns allerdings die Tages-Literatur über die verhängnißvollen Thaten des Jahres 1866 schon gebracht und doch — wie wenig war sie dazu berechtigt!

Operationen, Gefechte haben freilich Resultate, die nur für kurze Zeit entstellt werden können, schließlich sich aber doch in ihrer wahren Gestalt den Augen der Welt zeigen. In diesen Resultaten kann aber nimmermehr das Maßgebende für eine ernste Kritik gesucht werden, für eine solche bleibt der Erfolg Nebensache. Erst die volle Kenntniß der Situation, in welcher sich die Handelnden befanden, vermag die Basis für die Möglichkeit einer annähernd richtigen Beurtheilung zu bieten. Aber diese Kenntniß erfordert Klarheit über die äußeren Beziehungen — gleichviel ob politischer oder anderer Natur —, welche für die Leitenden bestanden; sie erfordert eine genaue Bekanntschaft mit dem, was diese von ihrem Gegner gewußt, wie sie unter den gegebenen Daten die Verhältnisse aufgefaßt und namentlich auch von dem, was sie gewollt haben.

Dann erst läßt sich sagen, ob das Ziel, welches sie zu erreichen gestrebt, richtig oder falsch und ob die Mittel, die zur Erreichung ergriffen worden sind, zweckmäßig oder unzweckmäßig gewesen sind.

Wie weit hatten sich aber bisher Diejenigen ausgesprochen — in Wort oder Schrift — die damals zur Leitung der Begebenheiten berufen waren? War denn der Schleier von dem Geheimniß der großen Operationen so weit schon fortgezogen, daß man mehr als vereinzelte Anordnungen, daß man vor Allem die Motive kennen gelernt hatte?

Diese Fragen muß man entschieden mit Nein! beantworten. Wo also die Kritik bisher Wahrheiten gefunden, die auch als solche bei einer reifern Kenntniß der Verhältnisse bestehen bleiben werden, da hat sie nur instinctiv das Richtige getroffen.

Dieser Standpunct jedoch fängt heutigen Tages an, sich zu verändern, da sowohl preußischer wie österreichischer Seits officielle Arbeiten über den Feldzug von 1866 im Erscheinen begriffen sind*). Nachdem

---

*) „Der Feldzug von 1866 in Deutschland". Erstes Heft. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Berlin, 1867, bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Königliche Hof-Buchhandlung.

„Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866." Nach Feld-Acten bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. Erster Band. Mit Karten und Schlachtplänen. Wien 1867. Verlag des k. k. Generalstabes. In Commission bei Carl Gerolds Sohn

bereits im Anfang September der preußische Generalstab mit einem ersten Theile hervorgetreten, ist ihm Anfang November auch der österreichische Generalstab gefolgt. Beide Bearbeitungen gehen genau bis zu demselben Zeitpunct; sie umfassen die politischen Vorbereitungen, die Rüstungen, die Aufstellung der Streitkräfte und die Ereignisse in Kurhessen und Hannover bis zur Capitulation von Langensalza. Beide Bearbeitungen, in würdiger Form mit anerkennenswerther Offenheit geschrieben, werden auf lange Zeit hin die Basis jeder kritischen Beurtheilung bilden — eine Basis, die, wie bemerkt, jetzt überhaupt zum ersten Male geboten wird.

Es erscheint also jetzt gerechtfertigt — aber auch jetzt erst —, an das Geschehene näher heranzutreten und zwar zunächst nur an die großen Operationen.

Wenn nun die Basis auch gegeben ist, so gehört doch ferner zu einer Kritik vor Allem für Denjenigen, der sie ausüben will, ein hoher Grad eigener Durchbildung. Wer wollte sich eine solche zu besitzen anmaßen, den Männern gegenüber, die in der Leitung der Operationen so Glänzendes geleistet haben, wie die Persönlichkeiten, die im vorigen Jahre an der Spitze von Preußens Heeren gestanden? Ja, gäbe es eine Kriegswissenschaft, vielleicht wäre es ausführbar, auf starre Regeln hinweisend, zu sagen: dies ist absolut richtig, jenes unbedingt falsch — aber es giebt eben keine derartige Wissenschaft, es giebt nur eine Kriegskunst, eine Kunst, die auf geistige wie materielle Elemente basirt, eine Kunst, schwieriger denn jede andere!

Eine Berechtigung zur Kritik in ihrem vollen Umfange können wir nur Demjenigen vindiciren, der selbst an der Spitze großer Heere gestanden, der alle die Schwierigkeiten, die sich dort entgegenstellen, kennen gelernt und durch die Ueberwindung derselben persönlich gezeigt hat, daß er ein Meister auf diesem Gebiet ist.

Und wie wenige Personen haben alsdann das Recht, über jene Männer den Stab zu brechen, die das Schicksal hart genug verfolgt hat. Manch ruhmvoller Name, manch ehrenhaftes Streben, das freudig sein Leben in die Schanze für Kaiser und Vaterland schlug, ist in Oesterreichs stattlicher Armee gebrochen worden in den Unglücksfällen des vergangenen Jahres. Es sei fern von uns, hart über das zu urtheilen, was jene nach bestem Wissen gethan haben.

Wer also glaubt, daß in diesen Zeilen das unbändige Roß der Kritik, das eben jede Barrière nimmt, rücksichtslos getummelt werden soll, der wird sich enttäuscht finden; es sollen hier vielmehr nur die jetzt erschienenen officiellen Darstellungen als Anhalt benutzt werden, um die leitenden Gedanken und ihre Ausführungen in den großen Operationen des Feldzugs von 1866 klar zu legen und die Vorwürfe, die man auf beiden Seiten dem ehemaligen Gegner macht, näher zu beleuchten, ebenso aber auch, um diejenigen Mängel und Fehler, welche die bisherige Literatur den kriegführenden Parteien zugeschrieben hat, in ihr richtiges Licht zu setzen.

Es ist viel über die Entstehung des Krieges von 1866 gesagt wor-

den. Bald ward die schleswig-holsteinische Frage, bald Preußens aufstrebender Ehrgeiz oder Oesterreichs mißgünstige Eifersucht als Ursache genannt. Aber die Zeit der Cabinets-Kriege ist vorüber und die Conflicte, die Völker auf den Schlachtfeldern gegen einander führen, entspringen nicht leichtsinnig der Laune oder irgend einer äußern Ursache. Der Krieg ist ein entsetzliches Elend. In seiner modernen Gestalt, mit den großen Armeen, die in alle Schichten der Bevölkerung hineingreifen, im Gegensatz zu den alten Söldnerheeren, berührt der Krieg in unserer Zeit die innersten Verhältnisse von vielen Millionen von Menschen. Und da hilft kein „Localisiren"; hunderte von Millionen werden durch jeden Streit, den zwei europäische Großmächte mit den Waffen zum Austrag bringen, stets in Mitleidenschaft gezogen.

So war auch der Krieg von 1866, wie die preußische Darstellung sagt, „zwischen Preußen und Oesterreich eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit, er mußte früher oder später einmal zum Ausbruch kommen."

„Die deutsche Nation konnte zwischen dem romanischen Westen und dem slavischen Osten nicht dauernd in der politischen Schwäche fortbestehen, in welche sie seit ihrer ersten glorreichen Kaiserzeit versunken war. — — Die geschichtliche Entwicklung hatte aber nun zwei, zugleich europäische Mächte in Deutschland erwachsen lassen, jede zu groß, um sich der andern unterordnen zu können."

Die Form des alten deutschen Bundes, der Nothbehelf, wie er sich aus den erschütternden Ereignissen Anfangs dieses Jahrhunderts herausgebildet, hatte sich im Laufe der Zeit als unzureichend erwiesen. Der Bund hatte nicht vermocht, die große Masse der germanischen Race zu einer gemeinschaftlichen Entwickelung ihrer Kräfte im Innern zu verschmelzen und ebensowenig derart zu vereinen, daß sie ihr volles Gewicht in die Wagschale der großen Völkerfragen zu werfen vermochten. Preußen und Oesterreich aber waren zu groß, hatten neben der deutschen auch eine europäische Stellung gewonnen; ihre Interessen konnten mithin, selbst beim besten gegenseitigen Willen, nicht immer Hand in Hand gehen.

Solche Verhältnisse sind auf die Dauer unhaltbar und die Geschichte hat überall, wo Aehnliches innerhalb einer Völkergruppe entstanden war, gezeigt, daß ein Streit über die Hegemonie nie durch gütlichen Vertrag, sondern stets nur mit dem Schwert, mit einer Politik von „Blut und Eisen" ihre Lösung findet.

Und diese Erkenntniß war es wohl auch, die Preußens großen Staatsmann frühzeitig jene erwähnten Worte ausrufen ließ, freilich unverständlich für alle die, welche in den Details der Gegenwart versunken, kein Verständniß für die unaufhaltbar fortschreitende Entwickelung der Weltgeschichte hatten!

Es tritt nun die eigenthümliche Erscheinung, daß nichts im Stande ist, wenn solche Verhältnisse vorliegen, den blutigen Austrag zu vermeiden, auch bei der Katastrophe von 1866 auf das Deutlichste hervor. Die Welt-Entwickelung läßt sich nicht hemmen, ihre Macht ist stärker, als die der Menschen. Keine Conferenz, kein guter Wille auf beiden Seiten löst

derartige Fragen; es verzögert dies höchstens eine Lösung, die alsdann aber um so gewaltiger hereinbricht.

Heutigen Tages steht nun fest, daß sowol König Wilhelm, als Kaiser Franz von wahrer Friedensliebe beseelt gewesen sind; daß sie wenigstens die traurige Nothwendigkeit eines Krieges nur dann acceptiren wollten, wenn die Ehre ihrer Völker in Gefahr gerieth. Beide Monarchen waren sich im hohen Grade der Verantwortlichkeit bewußt, welche sie dem höchsten Wesen gegenüber für das ihnen anvertraute Gut schuldeten, Beide thaten ihr Möglichstes, die drohende Gefahr zu beschwören — aber die Verhältnisse waren stärker als ihr guter Wille. Die Frage, die vorlag, mußte naturgemäß eines Tages ihre Lösung finden, und diese Lösung konnte nur durch die Waffen erfolgen.

Wenn aber der Kern einer Sache derartig beschaffen, ist alles Uebrige nur äußerliche Ausschmückung von untergeordnetem Werth. Es dient nur dazu, die Mitwelt, insoweit sie nicht befähigt ist, eine große Idee zu fassen, etwas ihr Verständliches, etwas Greifbares zu bieten.

Wer Recht hatte in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, die äußerlich den ersten Anstoß bot, war gleichgiltig. Ebenso stand es mit der Rüstungsfrage, die so vielfach zu gegenseitigen Anschuldigungen benutzt wurde. Es waren dies nur Fragen des Momentes, die der Zukunft sehr gleichgiltig sein werden.

Doch sei hierbei nicht unerwähnt gelassen, daß eben die Rüstungs-Angelegenheiten stets Fragen von sehr delicater Natur sind, die man auch bei Conflicten, die nicht eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit sind, mit äußerster Vorsicht behandeln muß. Einer derartigen Auffassung hat Preußen namentlich zu danken, daß es nicht im Jahre 1867 in einen neuen großartigen Krieg verwickelt worden ist. Frankreich und Preußen sind zwei Länder, die sehr wohl in nachbarlicher Freundschaft nebeneinander bestehen können; es handelt sich bei ihnen nicht um den Streit über die Hegemonie in ein und derselben Nationalitätsgruppe. Erst innerhalb der europäischen Staatengruppe stoßen ihre Interessen zusammen. Preußen aber beansprucht in derselben keine Hegemonie, sondern nur eine Gleichberechtigung mit den übrigen großen Staaten. Frankreich — wenn es je eine Hegemonie in letzter Zeit überhaupt ausgeübt — ist durch eine Reihe von politischen Mißerfolgen nur auf den ihm gebührenden Standpunct wieder angelangt. Bloße Eifersucht, ohne wirkliche reelle Ziele, ist kein dauernd bleibender Grund; die flackert auf und sinkt auch wieder in sich zusammen. Die Klugheit gebietet aber dann kaltblütiger angelegten Nationen, mit desto größerer Vorsicht zu handeln. Und so geschah es in der luxemburger Angelegenheit. Die Besatzungsfrage in der dortigen Festung war kein welterschütterndes Motiv und doch konnte ein blutiger Krieg sich aus derselben entspinnen, wenn man preußischer Seits auch nur die geringsten Rüstungen angeordnet hätte, denjenigen Maßregeln gegenüber, welche Frankreich ergriff, um seine in den letzten Jahren vernachlässigte Armeeorganisation zu heben.

Die Frage über die Priorität der Rüstungen im Jahre 1866 hat

jetzt also nur noch ein untergeordnetes, rein historisches Interesse. Es sei in Bezug hierauf aus den officiellen Darstellungen angeführt, daß allerdings Oesterreich mit den Rüstungen vorangegangen ist und zwar in einem etwas erhöhtern Maße, als preußischer Seits damals angenommen wurde.

Wenn erst die Massen gerüstet aufgestellt sind, kann kein Staat einen derartigen Zustand auf die Dauer ertragen; man muß aus demselben heraustreten und die Entscheidung drängt sich dann von selbst heran. Es tritt der Moment ein, in welchem die diplomatischen Verhandlungen aufhören und die militairischen Operationen beginnen müssen.

In Preußen war der Befehl für die Mobilmachung der Armee derartig gegeben worden, daß am 5. Juni sämmtliche Streitkräfte die Grenzen in schlagfähigem Zustande erreicht hatten; sie standen am 6. Juni, wenn gleich noch vereinzelt, doch bereit, um sich zu einer Operationsarmee zusammenzuziehen. Diese konnte alsdann entweder das eigene Land decken, oder den Krieg in das feindliche Gebiet hineintragen. Doch bis zu dieser Eventualität waren die diplomatischen Verhandlungen noch nicht reif geworden. Man wollte preußischer Seits den Krieg noch, wenn irgend möglich, vermeiden. Dessenungeachtet hatte die militairische Organisation im hohen Grade ihrer Pflicht genügt, rechtzeitig und schnell befand sich die Armee bereit und man konnte mit aller Ruhe der weitern Entwickelung der Dinge entgegensehen.

Die preußische Diplomatie hatte während dieser militairischen Vorbereitungen die Rücksichten, welche sie auf dieselben nehmen mußte, richtig erfaßt. Sie hatte den Conflict nicht zu einer unzeitigen Reife gebracht und einen Bruch vermieden, so lange man nicht bereit war, die Consequenzen eines solchen auch zu tragen. Von dem Augenblick an, wo man aber zum eventuellen Handeln schlagfertig da stand, war Graf Bismarck nicht mehr genöthigt, jeden neuen Moment, der eine weitere Schärfung enthielt, unter allen Umständen vermeiden zu müssen. Er sah sich vielmehr in der glücklichen Lage, einen jeden derartigen Vorfall zur Entscheidung einer Situation benutzen zu können, die in der Weise, wie bisher, nicht lange mehr gespannt zu bleiben vermochte. Nach ein oder der andern Richtung hin — war es zu einer rücksichtslosen Verständigung, oder war es zur Appellation an die Waffen, — mußte die Entscheidung herbeigeführt werden. Und man muß es der preußischen Diplomatie lassen, wie sie bis dahin meisterhaft den großen Kern der Frage richtig erkannt hatte, so wußte sie auch in diesem Stadium die sich bietenden Momente mit voller Klarheit und mit höchster Energie zu erfassen.

In der Bundestagssitzung vom 12. Juni, in welcher über einen Antrag verschiedener Mittelstaaten Behufs Abrüstung der deutschen Großmächte verhandelt wurde, erklärte Oesterreich: daß es seine Bemühungen, in der Herzogthümerfrage ein Einverständniß mit Preußen zu erzielen, für jetzt als vereitelt betrachte, und daß es in dieser Angelegenheit alles Weitere den Entschließungen des Bundes anheimstelle, ferner aber auch: daß der kaiserliche Statthalter in Holstein die Voll-

macht zur Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung erhalten habe.

Dies konnte die preußische Regierung — und mit Recht — als einen Bruch des Gasteiner Vertrages betrachten und dem Gouverneur in den Herzogthümern, General v. Manteuffel, mit entsprechenden Instructionen versehen, für den Fall, daß General v. Gablenz wirklich die holsteinischen Stände einberief.

Letzteres geschah thatsächlich am 5. Juni und hatte dies am 7. desselben Monats bereits den ersten entscheidenden Schritt preußischer Seits zur Folge. General v. Manteuffel rückte mit starken Streitkräften, gegen welche ein Widerstand unmöglich war, in Holstein ein, um das Verhältniß, welches vor dem Gasteiner Vertrage bestanden hatte, wieder herzustellen. Es war dies ein Schritt, welcher bezeugte, daß die preußische Regierung den ganzen Ernst der Situation erkannte, daß sie aber auch entschlossen war, mit aller Energie an dieselbe heranzutreten, gleichviel welche Gefahren sich auch in der Folge daraus entwickeln würden. Ein zweites Olmütz war zur Unmöglichkeit geworden. Das Gouvernement vermochte aber in diesem Moment nur dadurch so aufzutreten, daß die diplomatischen Verhandlungen mit den militairischen Anordnungen vollständig Hand in Hand gegangen waren. An dem Tage, an welchem das Einrücken der Preußen in die Herzogthümer erfolgte, standen über 200,000 Mann derselben bereit, wenn es im hohen Norden zur kriegerischen Action kam, die sächsisch-österreichische Grenze in kurzer Zeit zu überschreiten und die Entscheidung im Herzen des feindlichen Landes zu suchen.

In welchem Einklange befanden sich nun in Oesterreich die Handlungen der Diplomatie mit den militairischen Anordnungen?

Wie weit die dortige Politik die Verhandlungen geführt hatte, ist eben dargelegt. Sie waren am 4. Juni bereits auf einem Puncte angelangt, daß kaum eine andere Lösung als die durch das Schwert zu erwarten stand.

Zu dieser Zeit war das Gros der kaiserlichen Streitkräfte noch in Mähren in der Versammlung begriffen; erst am 20. Mai hatte der Massentransport per Eisenbahn des VI. und X. Corps, sowie der Armeereserven und der noch rückwärts befindlichen Truppen des III. und IV. Armee-Corps begonnen, erst am 9. Juni sollte derselbe beendet sein, dann aber war die Armee noch immer nicht in der Lage, die Grenzen des eigenen Landes zu decken, vielweniger dazu befähigt das befreundete und opferbereite Sachsen zu schützen oder selbst in das feindliche Gebiet einzudringen.

Die österreichische Diplomatie hatte unstreitig den Pfeil zu früh geschärft, das Kaiserreich war noch nicht zum Handeln bereit. Oder dachte man schwankende und ungewisse Bundesgenossen zur Entscheidung zu drängen? Hat diese Absicht wirklich vorgelegen, so war der Fehler noch größer, da es bekannt war, daß die süddeutschen Staaten in ihrer Gesammtheit erst in der zweiten Hälfte des Monats Juni

kriegsbereit sein würden und auf die am meisten bedrohten norddeutschen Länder — Hannover und Kurhessen — nicht vor Anfang Juli zu rechnen war.

Aber die österreichische Diplomatie ging noch weiter. Am 11. Juni brachte sie einen Antrag beim Deutschen Bunde ein, nach welcher die Bundes-Armeecorps, exclusive der preußischen, mobil gemacht werden sollten. Anstatt Alles aufzubieten, um selbst unter erschwerten Umständen den thatsächlichen Bruch hinauszuschieben, wobei jeder Tag von Bedeutung wurde, geschah das Gegentheil. Die Annahme dieses Antrages erfolgte am 14. Juni. In dieser Sitzung sprach der alte Bundestag sein Todesurtheil. Der Fehdehandschuh war an Preußen offen hingeworfen, die österreichische Diplomatie aber damit zu früh an einem Endpunct angelangt, denn bis gegen Mitte Juni war noch nicht einmal ein Operationsplan mit den süddeutschen Staaten vereinbart; erst am 14. Juni wurden in Olmütz hierauf bezügliche Punctationen sehr allgemeinen Inhalts abgeschlossen, und doch betrug die Truppenzahl, welche im südwestlichen Deutschland zur Verwendung gelangen sollte, ungefähr 100,000 Mann, das heißt: Fast ein Drittel aller gegen Preußen disponiblen Streitkräfte.

Es ist nicht zu übersehen, daß bei der damaligen Stellung der österreichischen Hauptarmee mit diesem überstürzten Antrage gleichzeitig Hannover, Kurhessen und Sachsen, ja sogar ein Theil des eigenen Kronlandes Preis gegeben wurde. Dieser Schritt, dessen Folgen schwer wiegen mußten, erscheint so eigenthümlich, daß man wohl füglich zu der Annahme gedrängt wird, Oesterreich habe auch zu diesem Zeitpunct noch geglaubt, das Cabinet von Berlin werde doch schließlich nachgeben. War diese Annahme in der That maßgebend, so hatte man sich in seinem Gegner getäuscht.

Es fehlte übrigens auch in Oesterreich nicht an Stimmen, welche die Nothwendigkeit einer beschleunigten Rüstung forderten, als man sah, daß die Situation sich immer mehr verschärfte. Nach der officiellen Darstellung des kaiserlich königlichen Generalstabes hat auf derartige Bedenken schon am 20. April der Minister des Aeußern, Feld-Marschall-Lieutenant Graf Mensdorff geantwortet: „daß er viel zu sehr Militair sei, um das Begründete dieser Anschauung nicht einzusehen und daß die von dem kaiserlichen Cabinete eingeschlagene Richtung allerdings etwas Gewagtes hätte; daß aber auch die durch eine Aufstellung der Armee herbeigeführte Situation nicht ohne Gefahr sein würde. Alles, was bisher diplomatisch geschehen, wäre darauf gerichtet gewesen, Preußen zur Aggression die Handhabe zu entwinden. Gelänge dies, so würde Oesterreich sich damit politisch und finanziell besser stellen."

Hierauf läßt sich nur sagen, daß man den Staat nicht einer Gefahr aussetzen darf, ohne die Mittel bereit zu halten, um, wenn diese eintritt, ihr auch begegnen zu können. Es ist eben im Staatenleben vieles anders als im Privatleben. Der Privatmann kann sich in die Gefahr stürzen, denn schließlich ist er Derjenige, der allein dabei leidet; der Staatsmann

kann es nicht. Dieser verliert nur seinen Namen als Staatsmann — aber die Folgen trägt in ihrer ganzen Schwere die Nation. Wohl dürfte die Annahme berechtigt erscheinen, daß hier der biedere Soldat, der chevaleresque, von Jedermann hochgeachtete Graf Mensdorff auf seinem wichtigen politischen Posten keinen richtigen Rathgeber an seiner Seite gehabt hat.

Wenden wir uns nach diesen Betrachtungen über das Zusammengehen der diplomatischen Verhandlungen mit den militairischen Vorbereitungen für einen Krieg zunächst zu den rein militairischen Angelegenheiten. Diese zerfallen, bevor noch die Action selbst beginnt, in die Aufstellung eines Operationsplanes und die Versammlung der Streitkräfte. Letztere bereit zu stellen ist Sache der Organisation. Die Thatsachen haben gezeigt, daß Preußen in Bezug auf dieselbe allen seinen Gegnern überlegen war. Unter vielen und schweren inneren Kämpfen hatte Preußens Herrscher die Organisation seiner Armee — als sein eigenstes Werk — persönlich zu einer Vollendung gebracht, die allerdings kein anderer Staat weder heutigen Tages, noch überhaupt früher erreicht hatte.

Ferner war der König, ebenso glücklich wie in der Wahl seines Kriegsministers, auch in der Berufung des Generals Moltke gewesen, welchen er als Chef des Generalstabes der Armee zu seinem ersten Rathgeber bei den militairischen Operationen ausersah. Dem General von Moltke — heut im Munde des Volkes mit dem ehrenvollen Beinamen „der Denker und der Schweiger" bezeichnet — lag es zunächst ob, einen Operationsplan zu entwerfen und die Puncte zu bestimmen, nach welchen die Truppen aus ihren Friedensgarnisonen hin dirigirt werden sollten, um die operirenden Armeen zu bilden.

In wie weit der General diesen Plan schriftlich niedergelegt hat, ist nicht bekannt geworden, wenigstens bringt die preußische officielle Darstellung kein darauf bezügliches Memoire. Es läßt daher fast vermuthen, daß ein derartiges Schriftstück überhaupt nicht entstanden ist, sondern der General sich nur die leitenden Ideen klar gelegt und dem Könige darüber mündlich Vortrag gehalten habe. Trotzdem gestattet das eben erwähnte Werk, diese Ideen auf Schritt und Tritt zu verfolgen, und wir wollen versuchen, bei der unendlichen Wichtigkeit, welche sie für den ganzen Krieg haben mußten, sie hier klar zu legen.

Sobald ein Staat seine Rüstungen vollendet und keine erwähnenswerthe Unterstützung durch Bundesgenossen mehr zu erwarten hat, so liegt es bei ausbrechendem Kriege in seinem höchsten Interesse, denselben so schnell als irgend möglich zur Entscheidung zu bringen. Ist der Kampf ein unglücklicher, dann mag er sich darauf legen, ihn in die Länge zu ziehen, damit inzwischen aufgestellte Reservearmeen oder die Intervention anderer Staaten günstigere Aussichten eröffnen. Ist dagegen der Kampf von Hause aus glücklich, so vermindert jeder Tag, um den es gelingt, ihn abzukürzen, die unvermeidlichen Opfer an Menschen und Geld, so wie die, welche dem Wohlstande der Länder überhaupt geschlagen werden. Da

man nun aber einen Krieg doch nur in der Idee unternimmt, aus demselben auch siegreich hervorzugehen, so muß — unter den oben erwähnten Bedingungen — gleich anfangs danach gestrebt werden, die Entscheidung so bald als möglich herbeizuführen.

Dies bedingt ferner, daß man seinen Gegner aufsucht, ihn zur Schlacht nöthigt. Deshalb muß man vorwärts. Man kommt aber um so früher dazu, je weiter man bei der Aufstellung seiner Armeen bereits sich ihm genähert hat. So lange der Krieg eben noch nicht ausgebrochen ist, muß man sich innerhalb der eigenen Landesgrenze halten, die Districte an derselben bieten daher die äußersten Puncte, bis zu welchen man die Streitkräfte heran zu führen vermag. Man hat dabei den nicht hoch genug zu veranschlagenden Vortheil, daß sobald es wirklich zur Action kommt, man mit dem ersten Schritt die unvermeidlichen Drangsale eines Krieges in Feindes Land spielt und so das eigene Gebiet davor bewahrt.

Daher zunächst: Hinführung der Truppen womöglich bis an die Grenzen und sobald der Krieg beschlossen ist, Aufsuchen des Gegners auf seinem eigenen Boden.

Preußens Operationsarmee zählte 18 Infanterie-Divisionen *), aus Abgaben der einzelnen Corps hatte sich in Schleswig eine neunzehnte (Corps Manteuffel), bei Wetzlar eine zwanzigste (Division Bayer) gebildet.

Nachdem der Transport der preußischen Truppen als vollendet anzusehen war, standen zwei Divisionen an den Grenzen Hannovers, eine Division bei Wetzlar gegen die Mainlinie und gegen Kurhessen, drei Divisionen in der Provinz Sachsen und Thüringen bis zur Elbe, der ganze übrige Theil, also vierzehn Infanterie-Divisionen, aber längs der sächsisch-österreichischen Grenze auf dem linken und rechten Ufer der Elbe bis zur Neisse **). Sämmtliche verfügbare Truppen sind also an den Landesgrenzen entwickelt worden und aus den Thatsachen ist bekannt, daß, sobald die Entscheidung über Krieg und Frieden gefallen war, man nicht säumte, den Krieg allseitig in Feindes Land zu tragen.

Es lag hier mithin der gewiß sehr richtige Gedanke zu Grunde, daß, wenn überhaupt an den Krieg appellirt wird, man einer Entscheidung nicht mehr ausweichen darf, sondern sie herbeiführen muß.

Nun aber genügten zur Entwerfung eines Operationsplanes diese Betrachtungen nicht allein; es gehört ferner dazu, daß, wenn der Feind niedergeworfen werden soll, auch die Massen vereinigt werden, durch welche man mit Aussicht auf Erfolg dies Ziel zu erreichen vermag. Die richtige Gruppirung der Streitkräfte ist daher eine der allerwichtigsten Anordnungen, aber sie war hier im hohen Grade schwierig, wenn man bedenkt, daß schon zu einer Zeit darauf Bedacht genommen werden mußte, als man noch nicht einmal genau übersah, welche Staaten im bevorstehenden

*) Das Armeecorps a zwei Divisionen zählte neun Regimenter, da die Divisionen jedoch nur mit vier Regimentern durchschnittlich ausrückten, so blieb per Corps ein Regiment anderweitig verwendbar.

**) Wir rechnen hier nur nach Infanterie-Divisionen, weil diese die hauptsächlichste Grundlage bei Zusammensetzung von Armeen bilden.

Kampfe feindlich gegenübertreten würden. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch die langgedehnte, in sich unterbrochene territoriale Lage Preußens um ein Bedeutendes erhöht. Man muß daher sehr genau wissen, was man will und das große Gebiet aller Eventualitäten, aller Bedenken und Schwierigkeiten mit einem umfassenden Geist beherrschen, um die einzelnen Puncte nach ihrem Werth zu ordnen, Hauptsachen und Nebensachen zu scheiden und dem entsprechend zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen.

Nach dem Werke des preußischen Generalstabs scheint der Ideengang des Generals von Moltke hierbei ungefähr folgender gewesen zu sein:

„Preußen mußte sich darauf gefaßt machen, in dem drohenden Krieg ganz allein und auf sich selbst angewiesen zu stehen und außer Oesterreich auch noch fast alle übrigen Bundesstaaten gegen sich zu haben."

„In diesem Fall konnten die Norddeutschen etwa 36,000 Mann, die Süddeutschen 100,000 Mann, die Oesterreicher und Sachsen 264,000 Mann versammeln.

„Die drei feindlichen Gruppen hatten indeß eine sehr verschiedene Geltung.

„Hannover und Kurhessen konnten im hohen Grade unbequem werden, wenn man sie unbeachtet im Rücken beließ, wo sie alle Verbindungen nach dem Rhein wie nach den Elbherzogthümern unterbrachen. Zunächst blieb freilich noch fraglich, ob sie sich auf das Wagniß wirklicher Feindseligkeiten einlassen würden, jedenfalls aber war man sicher genug, diese Gegner vor ihrer möglichen Versammlung auseinander zu sprengen, und trat dabei hauptsächlich nur der dann entstehende Verlust an Zeit in Betracht.

„Die Süddeutschen waren trotz aller in Württemberg, Bayern und Hessen-Darmstadt vorangegangenen Rüstungen ein erst entstehender Feind. Man wußte, wie wenig dort im Frieden für den Krieg vorbereitet war. Der Mangel an einheitlicher Führung und Organisation versprach diesen an sich guten Truppen keine großen Erfolge, und es stand zu erwarten, daß sie spät und vereinzelt zur Wirksamkeit gelangen würden. Das sicherste Mittel war hier eine Offensive, die sie im eigenen Lande beschäftigte.

„Als dritte Gruppe hingegen stand eine starke, wohl organisirte Armee bereits schlagfertig da.

„Dort lag der Schwerpunct der ganzen Frage. Ein Sieg über die österreichische Armee mußte lähmend auf alle übrigen Feinde wirken, aber um die dafür erforderliche Streitmacht zu versammeln reichten die sieben Armeecorps im Osten der Monarchie nicht aus. Zog man auch die beiden westlichen noch zur Hauptentscheidung heran, so blieb die Rheinprovinz anscheinend schutzlos und man konnte den Süddeutschen nur sehr untergeordnete Kräfte entgegenstellen.

„Nichtsdestoweniger faßte Seine Majestät der König diesen schweren, aber folgenreichen Entschluß, durch welchen allein es möglich wurde, nachmals in den Gefechten der Hauptarmee, bei der Entscheidungsschlacht

und endlich noch vor der feindlichen Hauptstadt in genügender Macht zu erscheinen. — Die starken, durch Landwehren ausreichend besetzten Rheinfestungen konnten zwar nicht eine Invasion des Landes verhindern, wol aber, daß der Gegner sich dort festsetzte. Gelang es, im Osten die Oberhand zu gewinnen, so war es leicht, zurückzufordern, was im Westen etwa verloren gegangen."

„Um indeß auch hier den Nachtheil eines feindlichen Einbruchs überhaupt vom eigenen Lande fern zu halten, wurde noch eine besondere Armee formirt, aus einem Theil der Truppen in Schleswig-Holstein und aus sonst für Festungs-Besatzung bestimmten Regimentern, dem die dreizehnte Infanterie-Division als fester Kern diente. Letztere konnte aus den Cantonnements um Minden binnen kürzester Frist und in unmittelbarer Nähe der hannoverschen Hauptstadt versammelt werden.

„Man durfte darauf rechnen, Hannover und Kurhessen entwaffnen, dann sich gegen Bayern wenden zu können.

„Allerdings hatte dies gleichsam improvisirte Heer eine dreifache Ueberlegenheit gegen sich und mußte durch Energie und Schnelligkeit ersetzen, was ihm am Stärke fehlte.

Diese Auseinandersetzung erscheint so klar und dabei so logisch, daß selbst der Laie im Stande ist, sie zu verstehen und zu würdigen. Man sage nicht, diese Ideen wären hinterher gefunden; denn in dem ganzen Verlauf des Feldzuges, bei jedem Zuge der geschehen ist, zeigen die Thatsachen auf das Deutlichste, daß sie die Basis für die Gruppirung der Streitkräfte, für die Anlage und für die Durchführung des Kampfes gewesen sind. Wie richtig ist der Schwerpunct erkannt, wie richtig der Gegner gewürdigt! Im Zusammenstoß mit der österreichischen Armee hat sich die Entscheidung gefunden, der Sieg von Königgrätz hat lähmend auf alle Bundesgenossen Oesterreichs gewirkt. Der Feldzug der süddeutschen Staaten gab den Beweis, daß man sich nicht getäuscht, indem man auf die Mängel einheitlicher Führung und Organisation rechnete; Westphalen und die Rheinprovinzen wurden durch das energische Vorgehen der kleinen Main-Armee gedeckt. Die hannöverschen und kurhessischen Truppen aber gleich beim Beginn der Feindseligkeiten unschädlich gemacht.

Den hier entwickelten Ideen entsprechend wurde über die Kräfte disponirt. Die drei an den Grenzen von Hannover und Kurhessen stehenden Divisionen sollten zunächst sich gegen diese beiden Staaten wenden und alsdann durch eine energische Offensive gegen die süddeutschen Armeen die westlichen Provinzen Preußens decken. Die der Elbe zunächst stehenden 3 Divisionen, als Elb-Armee unter dem General v. Herwarth formirt, ferner die in der Lausitz befindliche I. Armee des Prinzen Friedrich Karl, welche 6 Infanteriedivisionen zählte und demnächst auch die II. oder schlesische Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen mit 8 Infanteriedivisionen, in Summa also 17, sollten unter dem directen Oberbefehl des Königs die Hauptarmee bilden und zu den entscheidenden Operationen gegen Oesterreich verwandt werden. Allerdings standen am 6. Juni diese Truppen noch von Halle bis Neisse, also

auf eine sehr bedeutende Strecke auseinander gezogen und es ist einer von den Puncten, welche die Kritik bisher im Allgemeinen als einen Fehler hervorgehoben hat. Es ist dabei fast durchgehends die Behauptung aufgestellt worden, die gegen Oesterreich bestimmte Operationsarmee hätte von Hause aus auf einen Punct, entweder in der Lausitz oder besser noch in Schlesien zusammengezogen werden müssen.

Treten wir näher an diesen Punct heran, um zu erkennen, in wie weit eine solche Ausstellung der Kritik als eine berechtigte erscheint. Zunächst darf hierbei nicht unvergessen bleiben, daß am 5. Juni die Eisenbahnen die letzten Truppentransporte an die Grenze führten und daß man alle Eisenbahnlinien in Anspruch genommen hatte, welche überhaupt an denselben mündeten. Der Transport eines einzigen Armeecorps erfordert aber 9 bis 12 Tage; bevor man dann weiter schreitet, bedarf die Bahn einer Ruhe von mindestens zwei Tagen. Wollte man in einer geringern Ausdehnung, vielleicht nur auf ein Viertel der wirklich eingenommenen, die Truppen von Anfang an versammeln, so hatte man auch nur einen Theil der Bahnen zur Verfügung. Man wäre alsdann genöthigt gewesen, mehrere Corps auf ein und derselben Bahnlinie zu transportiren und die Armee hätte demgemäß nicht Anfangs Juni, sondern vielleicht erst Mitte Juli an den Grenzen gestanden. Dazu war aber die Situation bereits zu drohend; ein solcher Zeitverlust konnte die bedenklichsten Folgen haben.

Außerdem war, als der Transport bereits beginnen mußte, noch keineswegs abzusehen, ob, wenn er vollendet, die Verhältnisse schon eine derartige Wendung genommen, daß unter allen Umständen auch der Krieg erfolgen würde. Hat man aber erst über eine Viertel Million Menschen vereinigt, dann sieht man sich gezwungen, entweder loszuschlagen, oder sie wieder auseinander zu ziehen, sonst vermögen sie nicht zu leben. Der erstere Fall war noch nicht beabsichtigt, man hätte daher die Truppen nur zusammengebracht, um sie demnächst wieder auf ein großes Gebiet zu vertheilen.

Wer also in dieser ersten Heranführung der Truppen, wie sie geschah, den strategischen Aufmarsch der Armee zu sehen glaubt, der irrt sich. Es war, wie die preußische Darstellung sagt, „nur eine erste Etappe zu demselben". Und zwar war diese Etappe eine naturgemäß gebotene, da man hier die Eisenbahn verließ und nun der Fußmarsch beginnen mußte.

Wir werden demnächst zeigen, wie sich der wirkliche Aufmarsch der Armee thatsächlich gestaltete.

Die Dorfcoquette.

Eine Erzählung von Friedrich Spielhagen.

Es war nach dem Abendbrot. Vier von der Jagdgesellschaft, Gutsbesitzer und Gutsbesitzerssöhne aus der Nachbarschaft, waren weggefahren. Der lange Lieutenant von Prinzhelm, der die frische Landluft der dumpfen Garnisonluft so entschieden vorzog, hatte sich — nicht zum ersten Male — die freundlich angebotene Gastfreundschaft gern gefallen lassen, um so mehr, als sein Urlaub erst übermorgen früh zu Ende und für morgen ein paar Kaninchenbaue frettirt werden sollten. Dann war noch ein junger Herr zurückgeblieben; das Gut seines Vaters grenzte an die diesseitigen Felder, und er pflegte deshalb die Stunde seines Aufbruchs möglichst hinauszuschieben, besonders wenn es ihm, was auffallender Weise fast jedesmal geschah, gelungen war, im Salon einen Platz neben der jüngern der beiden Töchter vom Hause zu erobern. Diese und außerdem Otto, dessen gutes Gesicht um diese Zeit des Tages einen weltvergessenen, traumseligen Ausdruck anzunehmen pflegte, und die ältere verheirathete Tochter saßen um den runden Tisch. In einiger Entfernung am Kamin, in welchem mehr der Behaglichkeit als der Wärme wegen die Buchenkohlen glühten, saß in ihrem Fauteuil, das Gesicht dem Feuer zugewandt, die Frau vom Hause. Ich ging in dem großen teppichbelegten Gemache auf und ab, und blickte bald nach der scherzenden und lachenden Gesellschaft, die um den Tisch versammelt war, bald nach den dunklen Bildern an den Wänden, den Ahnherren und Ahnfrauen der Familie, die mit ihren stillen Geisteraugen in dasselbe Gemach schauten, wo sie als Kinder gespielt hatten und ihre Kinder hatten spielen sehen. Endlich trat ich zu der Dame am Kamin, und fragte, mich in den Fauteuil an ihrer Seite niederlassend: „Ich störe Sie nicht in Ihren Meditationen?"

„Nicht im mindesten", antwortete die Dame, „oder vielmehr, wenn Sie mich stören, thun Sie es in der angenehmsten Weise. Meine Gedanken waren nicht heiter."

„Woran dachten Sie?"

„Ihr werdet nun in wenigen Tagen uns wieder verlassen", erwiederte die Dame. Ihre Stimme zitterte; ich küßte schweigend ihre Hand, die sie zärtlich drückte.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fuhr sie fort; „der alte Spruch, der so viel Millionen schweren Herzen schon gepredigt ist und noch gepredigt werden wird: es muß ja sein! Wohl! es muß sein und so wollen wir nicht weiter darüber reden. Werden Sie in diesem Winter recht fleißig sein? Haben Sie auf Ihrer Reise viel neuen Stoff gesammelt? Von Ihrem Aufenthalt hier erwarte ich nichts. Sie sind glücklicherweise kein Dorfgeschichtenschreiber."

„Und wenn ich nun doch unter die Fahne ginge?"

„Thun Sie es nicht! es kommt nicht viel, am wenigsten viel Gutes dabei heraus."

„Meinen Sie?

„Ich bin dessen gewiß, und Jeder, der, wie ich, seit fünfundzwanzig Jahren auf dem Lande gelebt hat, wird es sein. Was diese Herren den Geist der Leute heißen, die sie zu schildern unternehmen, das ist im Grunde auch nur der Herren eigener Geist."

„Aber das ist schließlich die Formel für alle und jede Kunst und Poesie. Die Poesie ist nichts Anderes und kann auch nichts Anderes sein als ein Bild der Welt im Spiegel der Dichterseele."

„Ich will mit Ihnen nicht streiten; Sie müssen das besser wissen; es ist Ihr Metier, aber ich bleibe mit Ihrer Erlaubniß nichts desto weniger bei meinem Verdict. Eure Dorf- und Bauerngeschichten mögen Allen gefallen, nur nicht denen, die auf dem Dorfe zwischen Bauern leben. Ach, glauben Sie, lieber Freund: das Leben auf dem Lande wäre das Paradies auf Erden, wenn die fortwährende Berührung mit den Leuten nicht wäre, an die wir, wie ich es gethan habe, mit der größten Liebe herantreten, um für unsere guten Absichten, für unsere Mühen und Sorgen schließlich verlacht, verspottet und verhöhnt, wenn nicht gar gehaßt zu werden. Und wie könnte es auch anders sein! Wir sind von diesen Menschen durch eine Welt getrennt, die Welt der Bildung, die jenen Aermsten verschlossen ist. So verstehen sie uns nicht, ja, was noch schlimmer ist, wir mit all unserer Bildung verstehen sie kaum besser. Sie wollen nicht verstanden sein. Sie haben ihre eigenen Gedanken, ihre eigenen Gefühle, wie sie ihre eigene Sprache haben. Und je mehr wir uns bemühen, diese Sprache zu lernen und in dieser Sprache mit ihnen zu sprechen, je mißtrauischer werden sie. Wir sind ihnen die Herren, die Gebieter; wir haben keine andern Absicht, als sie auszubeuten; unsere Freundlichkeit ist nur ein Schein, unser guter Rath eine Falle, unsere werkthätige Hülfe nur eine Kette, mit der wir sie an uns zu fesseln versuchen. Fern sei es von mir, die armen Leute dafür verantwortlich zu machen! Ich weiß, was sie zumeist auf diese tiefe Stufe herabgedrückt, was der brutale Hochmuth der Herren und Ritter durch die Jahrhunderte hindurch an ihnen gesündigt hat. Aber eben weil dieses Elend das Product jahrhundertelanger Knechtung ist und das traurige Erbe so vieler Generationen, steht der Einzelne ihm machtlos gegenüber, kann der Einzelne den Fluch des Proletariats, der auf den Aermsten liegt, nicht bannen. Und glauben Sie mir, dieser Fluch drückt auf dem Lande viel schwerer noch als in den Städten. Dort ist doch eine Möglichkeit, ihm zu entrinnen, hier kaum. Dort kann mit vereinten Kräften geholfen werden, hier sind Sie auf sich angewiesen, und Sie sind ein Tropfen im Meer. Und nun kämpfen Sie einmal, wie ich, ein Vierteljahrhundert hindurch diesen hoffnungslosen Kampf mit dem Unverstand, der Dummheit, der Rohheit, und Sie werden für den, der verlangt, daß man an Euren geschminkten Dorfgeschichten Geschmack finde, nur noch ein mitleidiges Lächeln haben. Darum wiederhole ich, schreiben Sie Alles, aber schreiben Sie keine Dorfgeschich-

ten, oder, wenn Sie welche geschrieben haben, verlangen Sie nicht von mir, daß ich sie lese."

Ein gütiges Lächeln umspielte die feinen blassen Lippen der Dame, während sie also sprach, und machte mir Muth, die Vertheidigung der so hart gescholtenen bukolischen Dichter zu wagen. Ich sprach von der Berechtigung, ja der Pflicht des epischen Dichters, die ganze Welt und also auch die der Bauern in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen; ich gab die Schwierigkeit der Aufgabe zu, aber bestritt auf das lebhafteste die Unmöglichkeit einer Lösung derselben, ja, ich behauptete, daß die Aufgabe — und ich nannte hier klangvolle Namen einheimischer und ausländischer Dichter — bereits oft genug auf das schönste gelöst sei. Ich deutete zuletzt an, daß die verehrte Frau, als Gutsherrin, gewissermaßen Partei in der Sache, und also kaum in der Lage sei, hier die erste Bedingung aller Kunstbetrachtung zu erfüllen, das heißt: ganz unbefangen, ganz frei von allen Vorurtheilen, an das Kunstwerk heranzutreten und dasselbe so auf sich wirken zu lassen — umsonst: sie schüttelte lächelnd das Haupt und sagte:

„Alles schön und gut, mein Lieber, aber mich überzeugen Sie nicht; mögen Sie mich deshalb immerhin eine Barbarin schelten. Dieser Stoff ist auch wahrlich zu spröde. So wie er in Wirklichkeit sich findet, könnt Ihr ihn nicht verarbeiten; und durch den Zusatz von Sentiment, den Ihr ihm gebt, macht Ihr eben etwas daraus, das mit der Wirklichkeit nur noch den Namen gemein hat. Bedenken Sie nur das Eine: diese Menschen sind stumm; sie hassen stumm, sie lieben stumm, sind gerade dann stumm, wenn sie für Eure Zwecke am meisten sprechen müßten, und wo Ihr sie — Gott sei es geklagt! — am meisten sprechen laßt. Mein Gott! ich lebe doch nun so lange auf dem Lande und weiß so ziemlich Alles, was hier bei uns und in der Nachbarschaft zwei Meilen in der Runde geschehen ist und sich zugetragen hat, aber eine Dorfgeschichte in Eurem Styl habe ich noch nicht erlebt."

„Nicht in unserm Styl!" sagte ich lachend; „nun ich gebe gern den Styl preis, wenn ich nur die Geschichte rette! Und die haben Sie erlebt, nicht eine; nein! hunderte! Das Leben von hunderten dieser Leute hat sich vor Ihnen abgespielt, in die Schicksale von Hunderten hat Ihr klares Auge geschaut, an den Leiden und Freuden von Hunderten hat Ihr mitfühlendes Herz Theil genommen."

„Nun ja", erwiederte die verehrte Frau; „wie könnte ich das in Abrede stellen! Aber weil wir uns für die Leute interessiren und dieselben uns also in gewissem Sinne interessant sind, brauchen sie es deshalb nicht auch für Andere zu sein, die wir nicht zwingen können, mit unsern Augen zu sehen, die mit unsern Augen nicht sehen wollen. Ich wüßte mich, so viel ich auch nachsinne, nur Eines Falles zu erinnern, in welchem ein paar Menschen vorkommen, die man allenfalls zu Helden einer Dorfgeschichte in Eurem Styl machen könnte, und der doch gerade wieder für mich spricht. Wollen Sie die Geschichte hören? Sie ist nicht allzulang, und ich sehe, man amüsirt sich dort ganz gut ohne uns. Wollen Sie?"

„Können Sie noch fragen?"

„So hören Sie."

Die Dame schlug die Falten ihres seidenen Kleides nieder, mir so die Erlaubniß gebend, noch näher zu rücken. Ich that es und sie begann mit sanfter melodischer Stimme:

„Es war nicht lange nach meiner Verheirathung, und ich promenirte mit meinem Gatten in der Kastanienallee hinter dem Teichgarten. Er war den ganzen Morgen auf dem Felde gewesen, die drückende Hitze des Augusttages lag noch auf seiner perlenden Stirn, auf seinen glühenden Wangen, aber sein Auge blickte freudig, wie Jemandes, der rechtschaffen gearbeitet hat; ich war stolz auf ihn und ich durfte es sein. Wir plauderten, während wir Arm in Arm langsam in dem labenden Schatten der breitkronigen Bäume dahinschritten, wie junge Eheleute zu plaudern pflegen: von unseren Plänen, unseren Hoffnungen, wir bauten spanische Schlösser in die funkelnde Sommerluft, als ich unser Gespräch plötzlich mit dem Ausruf: „Die armen Kinder!" unterbrach. „Was hast du?" fragte mein Gatte. Ich deutete mit der Hand nach einem Felde in unserer Nähe, auf welchem eine lange Reihe von Kindern mit Mohnbrechen beschäftigt war. Der Anblick war mir damals neu, und mich jammerte der armen Kleinen, wie sie sich, eines neben dem andern, durch das harte stachliche Mohnstroh arbeiteten, von dem manche Halme höher waren, als sie selbst, und wie sie mit ihren Händchen unermüdlich die Köpfe abbrachen, und die Säckchen, die sie trugen, damit füllten, während die glühende Sommersonne ihnen mitleidslos die unbedeckten Köpfe versengte. „Die armen, armen Kinder", wiederholte ich seufzend. Mein Glückstraum war zerronnen; ich schämte mich eines Glückes, das Kindern ihre Spiele raubte und sie in eine so grausame Frohn zwang. „Das ist nun nicht anders", sagte mein Gatte, und zuckte die Achseln. „Gethan muß die Arbeit werden, und die Erwachsenen haben anderweitig alle Hände voll, und dabei bessern Verdienst. Ein paar Groschen bringt es immer in die Wirthschaft, das ist keine Kleinigkeit für die armen Leute. Und überdies: die Kinder da sind keine Stubenpflänzchen; so lange sie auf ihren Beinen laufen und noch früher — in der Kiepe auf dem Rücken der Mutter, in dem Wägelchen, das die Eltern mit aufs Feld genommen — hat ihnen die Sommersonne auf die harten kleinen Schädel gebrannt; sie sind es gewohnt. Ich versichere dich, daß sie sich gar nicht so unglücklich fühlen. Im Gegentheil, sie schwatzen und lachen und singen den ganzen Tag."

Als sollten die Worte meines Gatten sofort Bestätigung erhalten, fingen die Kleinen in diesem Augenblicke an zu singen; eines sang vor und die andern fielen bei einer bestimmten Stelle unisono ein. Das klang allerliebst, es paßte für den Ort und die Stunde, als ob die heiße Luft, die über dem Felde zitterte, zu klingen und zu singen angefangen hätte. Besonders war die Stimme der kleinen Vorsängerin von einer merkwürdigen Kraft und Ausdauer. Sie schmetterte die Töne nur so heraus, und im Chor, den sie jedesmal mit sang, hörte man sie noch ganz

deutlich, daß, wenn sie ihr Solo wieder aufnahm, es war, als ob sie immer allein gesungen hätte.

„Wer ist das Kind?“ fragte ich.

„Bertha!“ rief mein Gatte mit starker Stimme, „Bertha!“

Der Gesang verstummte alsbald, alle die kleinen Gesichter waren plötzlich uns zugewandt. „Bertha!“ rief mein Gatte noch einmal.

Eine Gestalt löste sich von der Gruppe los und kam über die Wiese, welche noch zwischen der Allee und dem Mohnfelde lag; während des Gehens bückte sie sich ein paar Mal ganz schnell, und als sie vor uns erschien, hatte sie in dem braunen Händchen, ein paar einfache Blumen, die sie mir mit einem Knix überreichte.

Bertha war damals vielleicht zwölf Jahre alt; ich hatte nie ein so schönes Kind gesehen; und diese strahlenäugige, lockenumflatterte, sonnverbrannte Schönheit, die so glorreich durch die Lumpen, mit denen es kaum bedeckt war, schimmerte, dazu die schelmische Anmuth, mit der sie mir den Strauß gereicht hatte, die plötzliche Verlegenheit, in welcher sie jetzt vor mir stand — das Alles rührte mich so, daß ich in Thränen ausbrach, das holde Geschöpf in die Arme schloß und leidenschaftlich küßte.

„Aber liebes Kind!“ sagte mein Gatte.

Ich ließ die Kleine aus meinen Armen; sie sah ein wenig verwirrt aus, faßte sich aber sehr schnell wieder und sprang auf ein Wort meines Gatten zu den Anderen zurück.

„Aber liebes Kind!“ wiederholte er, als wir allein waren.

„Verzeih mir“, erwiederte ich, „aber ich konnte nicht anders. Wem gehört die Kleine?“

„Dem schlechtesten Kerl und dem schlechtesten Weib, die wir im Dorfe haben“, erwiederte er.

„Wir müssen für sie sorgen“, sagte ich.

Das war meine erste Bekanntschaft mit Bertha, und ich habe das Versprechen, das ich mir an jenem Morgen gegeben, treulich zu halten gesucht. Noch an demselben Tage ließ ich mich von meinem Gatten nach der Hütte ihrer Eltern bringen, so sehr er sich auch gegen meine „romantischen Grillen“, wie er es nannte, sträubte und behauptete, daß „dergleichen nicht für mich“ sei. Es war in der That kein lieblicher Anblick jene Hütte in ihrer Zerfallenheit und ihrem Schmutz, aber schlimmer waren die Menschen, die sie bewohnten: ein gänzlich verkommener Mann, dem die Trunksucht aus jedem Zuge seines verwüsteten Gesichtes sprach, und ein schlottriges Weib, das abwechselnd keifte und heulte und ihr schlimmes Loos beklagte, an welchem sie, wie ich bereits von meinem Gatten wußte, zum größten Theil selbst schuld war. Der Mann war seiner Zeit ein guter Musikant gewesen, als erste Geige auf allen Lustbarkeiten weit und breit in der Runde hochgepriesen. Sie hatte ihn geheirathet, weil er viel Geld verdiente, und hatte dem armen schwachen Menschen das Haus zu einer solchen Hölle gemacht, daß er bald nicht einmal mehr versuchte machte, seiner verhängnißvollen Neigung zu widerstehen und schnell auf die Stufe sank, von der sich ein solcher Un-

glücklicher nie wieder erhebt. Von diesen Eltern war das Kind geboren, in dieser Umgebung der Noth, des Lasters war es aufgewachsen — es würde ein Wunder gewesen sein, wenn es seine Paria-Abkunft gänzlich hätte verleugnen können. Und in der That überzeugte ich mich bald, daß an dieser reizenden Blüthe der Wurm nagte. Ich hatte reichlich Gelegenheit sie zu beobachten, da ich sie von Stund an beinahe jeden Tag auf den Hof kommen ließ, wo ich sie beschäftigte, wie es eben ging: im Garten, in der Nähstube, mich auch oft selbst mit ihr abmühte, sie in meiner Gegenwart lesen und schreiben ließ und was man dann sonst für ein Kind thut, an welchem man Antheil nimmt und aus dem man gern ein ordentliches Mädchen machen möchte. Ach, es war eine schwere Aufgabe, und ich war oft genug daran, eine Arbeit aufzugeben, bei welcher der folgende Tag immer wieder verdarb, was der vorhergehende vielleicht gut gemacht hatte.

Nicht als ob es dem Kinde, das von der launischen Natur mit dem verhängnißvollen Geschenk der Schönheit und Anmuth so überreich ausgestattet war, an geistiger Begabung gefehlt hätte! Im Gegentheil! Sie lernte mit unglaublicher Leichtigkeit Alles, was man sie lehrte, das Meiste allerdings, um es alsbald wieder zu vergessen, aber doch auch Vieles, um es zu behalten; besonders war ihr Talent für Musik ganz entschieden. Sie war eben das Kind ihres armen talentvollen Vaters, und sie war es auch in jeder Hinsicht. Ihr Leichtsinn war grenzenlos; Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Selbstachtung — das Alles war für sie ein leerer Schall. Ich fragte mich manchmal, ob dieses Kind eine Seele habe, eine Menschenseele, der zwischen Gut und Böse die bange Wahl wurde, oder ob sie nicht vielmehr eine jener märchenhaften Nixen sei, die dahin leben, wie das Element, dem sie entstiegen, das sinnlose Element, welches nicht darnach fragt, ob es schaffe oder zerstöre. Sie konnte zärtlich sein, wie ein Vögelchen, das sich traulich an dich schmiegt, und grausam, wie eine Katze, die mit dem Opfer spielt, welches sie im nächsten Augenblicke zerreißen wird. Der Zug aber, der am meisten hervorstach, und in diesem leichtlebigen, flatterhaften Geschöpf das einzig Unveränderliche schien, war ihre Sucht zu gefallen. Als ob sie von einem Dämon besessen sei, der sie über die Macht ihrer sich täglich mehr entfaltenden Reize auf das gewissenhafteste unterrichtete, und sie lehrte, wie man diese Reize anzuwenden, und wie man die Menschen in ihren Schwächen zu fassen habe, so wußte sie zu schmeicheln, zu schmollen, zu lächeln, zu weinen, die Aufmerksamkeit zu erregen, zu fesseln mit einer Virtuosität, die in ihrer Art geradezu genial war. Da war Niemand, an der sie ihre Künste nicht probirte, und kaum Einer, der sich nicht hätte fangen lassen. Selbst mein klarer, vorsichtiger, ruhiger Gatte, der mir immer wiederholte, daß man nicht Feigen pflücken könne von den Disteln und mir über meine Erziehungsresultate ironische Complimente machte, beobachtete doch im Stillen das schöne Kind sehr genau und nahm den aufrichtigsten Antheil an ihrem Wohlergehen. Daß sämmtliche Volontairs in sie verliebt waren, versteht sich von selbst. Wir hatten damals immer zwei oder drei dieser Herren, die sich in die Schule des renommirten Land-

wirthes drängten, manche aus vornehmen Familien, alle guter Eltern Kind. Es war scherzhaft genug, die jungen ungeleckten Bären um das hübsche Aeffchen ihre grotesken Tänze tanzen zu sehen; einige fühlten sich auch poetisch begeistert und schrieben bogenlange Gedichte, die sie mir vorlesen mußten, wie ich denn stets das Glück hatte, die mütterliche Vertraute unserer Zöglinge zu sein, und, indem ich die Fäden der Komödie immer in der Hand behielt, sicher war und sicher sein durfte, daß keines von den Püppchen zu Schaden kam.

Etwas ernstlicher war ein Zwischenfall, der sich ein paar Jahre später ereignete, als Bertha vielleicht fünfzehn Jahre und bereits eingesegnet war. Um diese Zeit hielt sich hier ein Predigeramtscandidat auf, zur Aushülfe unseres damaligen hochbetagten, kränklichen Pfarrers. Es war ein stiller, bescheidener junger Mann, etwas beschränkt, in engen, drücken den Verhältnissen aufgewachsen, von stark pietistischer Färbung, im Uebrigen aber gut und brav und, was ihn für mich besonders, oder vielmehr einzig interessant machte: ein ausgezeichneter Clavierspieler. Ich musicirte oft mit ihm, und da er mir in der Technik weit überlegen, auch theoretisch vollkommen durchgebildet war, hatte ich ihn gebeten, sich auch Berthas anzunehmen, deren vorzügliche musikalische Begabung die wärmste Förderung verdiente. Sonderbarerweise machte der Candidat, der sonst die Gefälligkeit und Dienstwilligkeit selbst war, Schwierigkeiten; er sei ein schlechter Lehrer, in der Musik sei der erste Unterricht entscheidend; Bertha werde später Alles wieder verlernen und umlernen müssen, und was dergleichen mehr war. Ich hielt das für nichts Anderes als den Ausfluß seiner übergroßen Bescheidenheit, ich drang in ihn; er kreuzte endlich die Arme über der Brust, verbeugte sich tief und sagte, daß mein Wunsch für ihn Befehl sei. Ich ließ das gelten, weil es mir convenirte. Die Stunden nahmen ihren Anfang, und ich hatte nichts dagegen, daß der Lehrer sehr methodisch, sehr streng war, auch nicht den kleinsten Fehler durchgehen ließ, der Flatterhaftigkeit seiner Schülerin auch nicht den mindesten Vorschub leistete. Ich sehe sie noch an dem alten Clavier in der grünen Stube sitzen, er zwei Schritte vom Instrument entfernt, mit gefalteten Händen, zusammengepreßten Knieen, die bebrillten Augen starr auf die Finger der Kleinen geheftet, während sie bald sich Mühe gab, bald absichtlich Fehler machte; jetzt sich mit dem anmuthigsten Lächeln umwandte und fragte: ob es so recht sei? jetzt, wenn sie sah, daß sich auch keine Miene in dem Gesicht des gestrengen Herrn Lehrer regte, das Köpfchen wieder über die Tasten beugte und heimliche Thränen des Zornes und der gekränkten Eitelkeit weinte.

So ging es ein paar Wochen; ich bekümmerte mich wenig um das wunderliche Paar, ich hatte in der Kinderstube genug zu thun; auch sonst fehlte es mir an Beschäftigung nicht, die Herrin eines so großen Hauswesens hat gar Manches zu sorgen, zu denken, zu schaffen. Da ließ mich der Candidat eines Morgens um eine Unterredung bitten. Er trat ein; ich brauchte nur einen Blick auf ihn zu werfen, um zu wissen, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein mußte. Er nahm auf dem Rande

eins Stuhles vor mir Platz, drehte seinen breitkrämpigen Hut in wie es schien hoffnungsloser Verzweiflung, seine stockende Zunge zu bemeistern, hob die thränenden Augen über den Rand seiner Brillengläser zur Zimmerdecke und endlich kam es denn heraus. Er habe sich umsonst gesträubt, er habe umsonst gebetet, daß der Herr ihn nicht möge in Versuchung führen; wie willig auch sein Geist sein möge, sein Fleisch sei schwach; er müsse das Gut, das ich seinen Händen anvertraut, zurückgeben, da er nicht länger im Stande sei, es treu zu bewahren. Dabei liefen dem armen Menschen die heißen Thränen über die magern Wangen, er zitterte wie ein Blatt im Herbsteswind, ich wußte nicht, ob ich mit weinen, oder ob ich lachen sollte. Vergebens, daß ich ihm vernünftig zusprach, er wollte oder konnte keine Vernunft annehmen; es gebe für ihn nur eine Rettung aus den Banden sündiger Liebe, wie er es nannte, das sei schleunige Flucht. Der Herr habe sich seiner erbarmt, und ihm eine Zufluchtsstätte geboten aus dieser Welt Wirren; seit drei Tagen bereits trage er die Vocation zu einer kleinen Pfarramtsstelle ein paar Meilen von uns in der Tasche; drei Tage habe er mit dem Versucher gerungen, jetzt habe er sein trotziges Herz gebändigt; er komme, mir Lebewohl zu sagen.

Der arme Mensch! er that mir von Herzen leid; wie confus es auch in seinem Kopfe aussah, sein Herz war gut und treu; ich hätte ihn gern gehalten, und doch war ich froh, daß er ging; er verdiente ein besseres Schicksal, als von einer Coquette genasführt zu werden, und das würde doch wohl schließlich sein Loos gewesen sein. Ich war ernstlich böse auf die kleine Circe, und konnte doch wieder kaum ernsthaft bleiben, wenn sie, froh von den langweiligen Stunden erlöst zu sein, ihrem Uebermuth die Zügel schießen ließ und die pedantische Haltung, die grotesken Manieren, die wunderliche Sprechweise ihres Ex-Lehrers auf die komischste Weise copirte.

Eben damals wurde unsere Gegend von einer fürchterlichen typhosen Krankheit heimgesucht, auch in unser Dorf zog die Seuche ein, und wüthete vorzugsweise auf dem südlichen Ende, wo gerade die Aermsten zusammengedrängt wohnen. Zu den ersten, welche erlagen, gehörten Berthas beide Eltern. Sie weinte keine Thräne und schien nach ein paar Tagen nicht mehr zu wissen, daß sie jemals ihre Eltern gekannt habe. Ich will nicht leugnen, daß diesmal Manches zur Entschuldigung des Mädchens sprach. Die Mutter hatte sie wirklich stets nur mißhandelt, aber der Vater war in seiner Art immer gut gegen sie gewesen; wie oft war er in das Haus gekommen und hatte den Leuten in seiner Trunkenheit vorgeweint, daß seine Tochter ihren alten Vater ganz vergessen habe; wie oft hatte ich ihn den Hof umschleichen sehen, ob es ihm nicht gelingen würde, den Liebling zu erblicken! Ich war empört über ihre Gefühllosigkeit und überlegte zum ich weiß nicht wie vielten Male, ob ich nicht besser thäte, mich bei Zeiten von einem Geschöpfe los zu sagen, dessen Wohlthäter nur die leidige Rolle des Mannes in der Fabel zu spielen schienen, der eine Schlange an seinem Busen hegte, um hinterher von der Undankbaren ins Herz gestochen zu werden.

Aber wie kann man sich von Jemand lossagen, den man jahrelang fast wie ein eigenes Kind gehalten, um dessen Wohl und Wehe man sich zum mindesten so lange Zeit ehrlich gekümmert hat! Wir mögen das Capital der Sorgfalt und Arbeit, das wir auf diese Weise angelegt haben, nicht verloren geben, und dürfen es auch nicht; die so kläglich geringe Möglichkeit, die dem privaten Menschen geboten wird, Gutes anzustreben, zu vollbringen, läßt eine solche Verschwendung nicht zu. Ueberdies lebte Bertha schon seit mehr als zwei Jahren ausschließlich in unserm Hause; ich glaube nicht, daß sie bei ihrem Leichtsinn über ihre Situation jemals ernstlich nachdachte, oder sich gar über ihre Zukunft Sorgen machte; sie war wie die Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht arbeiten, und sich doch keineswegs wundern, vielleicht es als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen, daß sie glänzender gekleidet sind, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit.

Sie werden mich fragen, weshalb ich denn nicht, wenn das Mädchen wirklich so ausgezeichnete Gaben besaß, daran gedacht habe, sie zur Künstlerin ausbilden zu lassen. Nun, ich habe wohl daran gedacht und sogar oft daran gedacht; aber es war da so Manches, was mich immer wieder schwankend machte. Zuerst durfte ich kaum hoffen, für mein Project die Billigung meines Gatten zu erlangen. Sein einfacher Sinn war allem Flitterkram und Firlefanz des Virtuosenthums, wie er es nannte, abhold. Ueber das Theaterwesen dachte er wie ein Landedelmann aus der alten Schule; es war ihm ein unsauberes Buch, das er gern mit sieben Siegeln verschlossen sah. „Mach mit ihr, was Du willst, pflegte er zu sagen, nur unglücklich mache sie nicht, und was soll aus den Narrenspossen anders als Unglück für das Mädchen hervorgehen! Oder dünkt es Dich eine so lohnende Aufgabe, sie mit Aufwand von einigen tausend Thalern zur Maitresse des ersten besten vornehmen Taugenichts zu erziehen? und das würde doch wohl das Ende vom Liede sein. Fahre fort wie Du es thust, sie zu einer tüchtigen Landwirthin, zu einer praktischen Hausfrau auszubilden; dann mag sie einmal einen Bauern oder kleinen Pächter heirathen; das ist, Alles wohl erwogen, doch ihre Bestimmung und sie wird schließlich auch nichts Anderes wollen; Art läßt nicht von Art."

So sprach mein Gatte; ich für mein Theil hatte ganz andere Bedenken. So gering er die Kunst achtete, so hoch stand sie mir. Ihm war das Mädchen zu gut für den Concertsaal, für das Theater; mir war sie nicht gut genug. Ich war damals noch jung, mein Freund, und enthusiastisch; ich meinte, die Kunst sei ein Priesterthum, und wer sich ihr weihe, müsse sich hingeben ganz und gar mit allen Kräften seines Gemüthes, mit der vollen Leidenschaft seiner Seele. Ich hatte dies erhebende Schauspiel gesehen bei einer Jugendfreundin aus der Pension, die, allen Vorurtheilen ihrer hocharistokratischen Verwandten zum Trotz, durch tausend Schwierigkeiten hindurch sich den Weg bahnte und eben damals die ersten Blätter des Lorbeers zu ernten begann, der jetzt — Sie wissen, wen ich meine — im vollsten Kranze ihr musengeküßtes Haupt schmückt.

Ich meinte, wenn Bertha von dem Genius auserwählt sei, so würde er sie zu finden wissen früher oder später; und indem ich sie so an dem höchsten Maßstabe maß, konnte mir freilich nicht entgehen, wie viel ihr zu der vollen Größe fehle. Ja, ich war in solchen Augenblicken geneigt, das Urtheil, welches mein ruhig beobachtender Gatte über sie fällte, zu unterschreiben, und zu finden, daß sie mit all ihrer Schönheit, mit all ihren Gaben ihre Abstammung denn doch nicht verleugnen könne, und, Alles in Allem, eine enge Seele sei, die mit kleinen Mitteln nach kleinen Zielen strebe, — eine bäurische Coquette, die der Zufall in eine Sphäre gebracht, in der sie sich niemals wahrhaft heimisch fühlen könne, und die sie aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang ohne großes Herzeleid wieder verlassen werde, um in ihr heimisches Element zurückzutauchen.

Diese Ansicht sollte früher, als ich glaubte, eine vollkommene Bestätigung finden.

Eines Tages erschien auf dem Hofe ein junger Mensch, der um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser bat, nicht demüthig, sondern mit einem gewissen Trotz, ja, ich möchte sagen, Stolz, wie Jemand, der ein Recht zu fordern hat, um was er bittet. Ich stand gerade vor der Thür, auf meinen Gatten wartend, mit dem ich einen Spazierritt machen wollte und der noch in seinem Arbeitscabinet beschäftigt war. So hatte sich der Mann an mich gewandt. „In dieser Weise, mein Freund, heischt man keine Gabe", sagte ich. „Es kommt auch nichts darauf an, ob ich einen Tag früher oder später verhungere", antwortete er und wandte sich zu gehen.

Ein Schauder durchzuckte mich, aus des Mannes hohlen Augen hatte wahrlich der Hungertod geschaut. Ich rief ihn zurück, zögernd gehorchte er meinem Ruf. „So war es nicht gemeint", sagte ich. „Sie sollen haben, was Sie verlangen." Ich hieß einen der Leute den Mann in das Gesindehaus führen, aber sie hatten sich kaum ein paar Schritte entfernt, als er zusammenbrach. Ich schrie laut auf, mein Gatte kam eiligst herbei; es zeigte sich, daß das Leben des Aermsten wirklich nur noch an einem Faden hing, daß ein unfreundliches Wort von mir fast hingereicht hatte, diesen dünnen Faden zu zerreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Briefe

von Kong-Fu-Dsü dem Jüngeren.

I.

Wenn ich es unternehme, Euch, meine lieben Freunde im himmlischen Reiche der Mitte, von Zeit zu Zeit Mittheilungen aus dem Lande meines gegenwärtigen Aufenthalts zu senden, so geschieht dies zunächst zu Eurer Belehrung und zur Vermehrung Eures Wissens, noch mehr aber, damit Ihr durch diese Belehrung zu der Erkenntniß der Vorzüge, deren Ihr Euch im Besitz Eurer Nationalität und Eurer politischen und socialen Verfassung vor allen Völkern der Erde erfreut, und durch diese Erkenntniß zur Zufriedenheit, welche das höchste Glück der Menschen ist, gelangen möget.

Es ist Euch bekannt, daß, wie vor mehr denn dreiundzwanzig Jahrhunderten mein großer Ahnherr und Namensvetter, welcher dem Herrschergeschlechte des Ho-Ang-Ti entstammte und den die Unwissenheit der Barbaren Confucius nennt — daß, sage ich, wie damals Jener, so in unseren Zeiten ich von der untersten Stufe jugendlicher Unbedeutendheit auf der steilen Leiter unserer Beamtenhierarchie von Staffel zu Staffel bis zu der höchsten Stelle eines allgewaltigen Ministers emporgeklommen war. Es ist Euch nicht minder bekannt, daß ich, von der erhabenen Idee einer politisch-socialen Reformation unseres himmlischen Reiches begeistert, mit der versuchten Durchführung derselben an dem hartnäckigen Widerstande der Fürsten und Völker gescheitert und danach, dem verlockenden Glanze des Mandarinenthums entsagend, von dem Gipfel der Macht herabgestiegen bin, um wandernd, lernend und lehrend ein dienender Bruder des Scribentenordens zu werden — jenes Ordens, dem außer den Freuden der Armuth kein anderer Lohn verheißen ist als das tröstende Bewußtsein, seinen Beruf verfehlt zu haben.

Von den Erinnerungen der Vergangenheit erleuchtet, durch die Entbehrungen und Kämpfe der Gegenwart geschärft, sieht mein Auge klareren und ungetrübteren Blickes als das so manches Zeitgenossen die Dinge um mich her wie sie sind — und, glaubt mir, Freunde, sie sind nicht allzu angenehm! Doch ob angenehm oder unangenehm, gleichviel: das Ergebniß meiner sorgfältigen und gewissenhaften Beobachtungen ist, daß, theils bewußt, theils unbewußt, das Streben und Ringen der europäischen Gesellschaft dahin geht, sich des Glücks und der Segnungen unserer Civilisation möglichst theilhaft zu machen.

Welches von allen europäischen Völkern diesem Ziel am nächsten gekommen? Diese Frage endgiltig zu entscheiden, habe ich bisher noch zu wenig von der Oberfläche dieses kleinen Erdtheils bereist. Das aber darf ich schon jetzt behaupten, daß die Nation, bei welcher ich mich gegenwärtig aufhalte, nämlich die Deutsche, die Ehre hat, in Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen der unsrigen überraschend nahe zu stehen.

Es ist dies um so mehr anzuerkennen, um so höher zu schätzen, je augenfälliger die Verschiedenheit der ursprünglichen Naturanlagen beider Nationen ist und je mehr sich dem kundigen Beobachter die Ueberzeugung aufdrängt, daß jene für den Deutschen ehrenvolle, für **uns** in der Zukunft vielleicht vortheilhafte Uebereinstimmung Beider nur das Resultat einer langwierigen und mühevollen Culturarbeit sein kann.

Was jene natürlichen Anlagen betrifft, so kann man sich kaum einen größern, einen erschreckendern Gegensatz denken als den zwischen der äußern Erscheinung, den Körperformen und dem Gesichtsausdruck eines Deutschen und eines unserer Landsleute. Da ist zunächst nichts von der homogenen, ich möchte sagen uniformen Gesichtsbildung zu finden, welche die einzelnen Unterthanen unseres himmlischen Reiches in ebenso nützlicher als wohlthuender Weise charakterisirt, und die zugleich Symbol und Kennzeichen einer einheitlichen Staatsverfassung, einer einheitlichen Religion, einer einheitlichen geistigen Bildung ist. In Deutschland will jeder sein eigenes Gesicht, seine eigene Physiognomie haben. Und er hat es in der That. Es ist aber auch darnach! Keine Spur von der behaglichen Breite des Kopfes, von der mannhaften Kühnheit der hervorstehenden Backenknochen, keine von der zierlichen Kleinheit der Nase, der gekniffenen Feinheit des schmalen Mundes, dem stechenden Blicke des diplomatisch geschlitzten Auges. Nichts, durchaus nichts von allen jenen Vorzügen der äußern Erscheinung, welche dem chinesischen Mann in den Augen selbst des abendländischen Weibes einen so unwiderstehlich verführerischen Reiz verleihen. Das Antlitz des Deutschen bildet vielmehr ein häßliches langgezogenes Oval, mit einem Wald von Haaren bedeckt, mit großen runden Augen, einem breiten, von schwellenden Lippen eingefaßten Mund, einer langen, oft ungeschlacht gebogenen Nase, und durch eine Anzahl von Linien und Flächen, von Erhöhungen und Vertiefungen verunstaltet, die ein wahres Labyrinth von uneinigen, einander widerstreitenden Empfindungen und Gedanken darstellen.

Und nun erst die Frauen! Die Schlankheit ihres Wuchses, die elastische Beweglichkeit ihrer Körperformen contrastirt auf das Unangenehmste mit der gleichmäßig gepolsterten Weichheit unserer Frauen. Das lebhaft wechselnde Spiel ihrer Mienen, der sprechende, beredte Blick ihres großen und tiefen Auges verleiht ihrer Physiognomie den Ausdruck eines Selbstbewußtseins und einer geistigen und socialen Selbstständigkeit, welche die Unbildung und Barbarei der Sitten dieses Landes ihnen in der That auch in bedauernswerthem Maße zugestanden zu haben scheint. Auf dieses Thema werde ich später noch öfter und ausführlicher zurückzukommen Gelegenheit haben. Hier habe ich es einstweilen nur mit den Aeußerlichkeiten der Erscheinung zu thun, und da muß ich, um gerecht zu sein, bemerken, daß man allerdings auch unter den Deutschen mitunter Frauen trifft, deren herzerquickende Corpulenz sie der Ehre **unserer** Landsmannschaft werth zu machen im Stande wäre; allein es sind nur seltene Ausnahmen, und selbst diese — so weit geht hier die Barbarei des Geschmacks — pflegen sich des Segens ihrer Fülle fast zu schämen,

und bemühen sich, denselben durch ebenso kunstreiche als beschwerliche Maschinen den Blicken ihrer Landsleute möglichst zu verbergen.

Nur in einem Puncte sind die deutschen Frauen bestrebt, sich die Reize der chinesischen anzueignen, nämlich hinsichtlich der Kleinheit ihrer Füße. Allein erstens pflegen sie mit der Anwendung der dazu nöthigen Mittel erst in zu spätem Lebensalter zu beginnen, als daß die Cultur im Stande wäre, den Uebermuth der Natur völlig zu bändigen; und dann fehlt ihnen auch der stoische Heroismus für die Ertragung der Schmerzen, welche die unerläßliche Voraussetzung der mikroskopischen Schönheit chinesischer Damenfüßchen sind. Indessen ist bei dem untergeordneten Stande deutscher Civilisation schon der gute Wille und die Richtung auf einen verfeinerten Geschmack gebührend anzuerkennen. Für diese Letztere ist auch ein nicht zu unterschätzendes Symptom dies, daß, ganz wie bei uns, lange Fingernägel für ein Zeichen vornehmen und wohlhabenden Standes gelten.

Unruhig und unharmonisch, wie Körper und Gesicht, ist auch die Tracht dieses Volkes. Während unsere Kleidung, wie unsere Sitten und unsere Verfassung, in Stoff und Schnitt unwandelbar, durch tausendjährige Ueberlieferung geheiligt, und höchstens zur Zeit der Mandschu-Eroberung geringen Modificationen unterworfen gewesen, seitdem aber völlig unverändert geblieben ist, sind hier Stoff und Form derselben einem fortwährenden Wechsel preisgegeben. Farbe, Schnitt und Stoffe wechseln hier zu Lande mitunter noch schneller als Verfassungen und Dynastien; die Moden dieses Volkes erreichen in der Regel kaum das Alter seiner Philosophien und Religionen, und die Tracht, die den Vätern kleidsam und würdig erscheint, dem Geschmack der Kinder ist sie in der Regel schon ein Gräuel oder ein Spott.

Wie muß — so höre ich Euch, meine Freunde, die Ihr zugleich Freunde der Weisheit und der Stabilität seid, ausrufen — wie muß so leichtfertiger Unbestand, ganz abgesehen von seinen volkswirthschaftlichen Nachtheilen, doch vernichtend auf alle Frömmigkeit und gute Sitte wirken, wie alle Pietät, alle Stätigkeit conservativer Principien untergehen!

Nein, meine Freunde, Ihr irrt: ich sage Euch, Ihr irrt, wenn Ihr von solchen Aeußerlichkeiten auf das innere Wesen und Leben dieses Volkes schließen wollt. Auch ich war eine Zeit lang in demselben Irrthum befangen; aber ein kurzer Aufenthalt in diesem Lande genügte, um mich zu überzeugen, daß das Volk besser, bei weitem besser ist als sein Ruf und sein Aussehen. Es ist das eben eine Eigenthümlichkeit des Zustandes, in welchem sich dasselbe gerade eben jetzt befindet, der Uebergangsphase von einem Barbaren- zu einem Culturvolk, daß Inneres und Aeußeres, Schein und Sein, einander nicht decken. Auch wir haben eine solche Uebergangszeit — die „Flegeljahre" pflegt deutsche Rohheit sie zu nennen — sicherlich einst durchgemacht, allein vor so unvordenklichen Jahrtausenden, daß ihr Gedächtniß selbst unseren Urahnen schon längst entschwunden war. Auch Deutschland muß und wird die seinige überwinden, um würdig zu werden einst als Licht von unserem Licht, als leuchtender Trabant der

Sonne des himmlischen Reiches am Firmamente chinesischer Civilisation zu glänzen.

Ihr mögt Euch das Gefühl beklemmender Unbehaglichkeit und brennenden Heimwehs einigermaßen vorstellen, welches mich erfaßte, als mein nur an die Vollkommenheiten unserer heimischen Cultur gewöhntes Auge durch den Anblick aller dieser Häßlichkeit, aller dieser disharmonischen Barbarei verletzt wurde. Es war das niederdrückende Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins in einer völlig fremden Welt. Weniger verständlich aber werden Euch, Ihr Glücklichen, die milderen, wohlthuenderen Empfindungen sein, welche allmälig und in dem Maße sich meiner bemächtigten, als ich durch aufmerksame Beobachtung immer mehr der nahen Verwandtschaft inne wurde, welche, allen äußeren Verschiedenheiten zum Trotz, das deutsche Volk mit dem unseres himmlischen Reiches verbindet — Empfindungen, welche sich gegenwärtig fast bis zur Höhe eines angenehmen Heimatsgefühls gesteigert haben.

Ja, meine Freunde, je mehr ich den Dingen auf den Grund zu sehen und den Kern von der Schale zu unterscheiden lerne, desto mehr beginne ich mich hier zu Hause zu fühlen, desto trauter fühle ich mich angeheimelt von dem Wehen unseres nationalen Geistes, der mir hier überall, selbst durch die dichteste Umhüllung hindurch entgegenströmt. Selbst in der, wie ich vorhin bemerkte, auf den ersten Blick von der unsern so ungemein abweichenden Tracht beginnen mir nach und nach doch ganz erhebliche Analogien bemerklich zu werden. So z. B. in der Kopfbedeckung. Zwar haben die Frauen die gute und ziemende Sitte der unseren, unbedeckten Hauptes zu gehen, noch nicht ganz erreicht; allein sie zeigen sich von dem eifrigsten Streben beseelt, jener Sitte möglichst nahe zu kommen, indem sie das Maß ihrer Kopfbedeckung auf ein so kleines, mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbares Minimum beschränken, daß dieselbe höchstens noch als das schwache Symbol einer solchen betrachtet werden kann. Und was die Männer betrifft, so haben ihre Hüte allerdings noch nicht die vollendete Kegelform der unseren; allein der geschmacklose Cylinder, welchem sie mit einer rührend unverbrüchlichen, wahrlich einer bessern Sache würdigen Treue anhangen, ist doch der Form des abgestumpften Kegels so nahe verwandt, daß ein Zuspitzen desselben in die wirkliche Kegelform höchstens noch als eine Frage der Zeit anzusehen sein dürfte.

Da ich einmal von dem Haupte des deutschen Mannes zu reden begonnen, will ich auch nicht verhehlen, daß mir anfangs nichts lächerlicher und abscheulicher erschienen ist, als der gänzliche Mangel jenes Schmuckes, der bei uns als die herrlichste Zierde des Mannes gilt — ich meine des Zopfes. Doch ist, wie ich mich später überzeugt, auch dieser Mangel theils nur ein äußerlich scheinbarer, theils ein vorübergehender. Wie kundige Männer mir versichert haben, ist bis vor etwa sechzig Jahren, nämlich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ihrer sonderbaren Zeitrechnung, der Zopf auch äußerlich von den Deutschen getragen worden und, nach Länge und Dicke, ganz wie bei uns, ein

Gegenstand sowohl des Cultus als des Luxus gewesen. Da trat in diesen Landen ein Provisorium der Anarchie, der Gesetz- und Geschmacklosigkeit ein, welchem mit anderen guten und heilsamen Institutionen auch der Zopf zum Opfer fiel. Dasselbe ist gegenwärtig, obgleich immer noch nicht ganz überwunden, dennoch seinem Ende ziemlich nahe gekommen, und mit der Wiederkehr gesetzmäßiger Ordnung und Ruhe wird auch die Rückkehr des Zopfes von allen Wohlgesinnten mit zuversichtlicher Bestimmtheit erwartet. Uebrigens ist selbst während dieses widernatürlichen Provisoriums der Zopf bei den Deutschen nur äußerlich, niemals aber in Wahrheit und Wirklichkeit verschwunden. Derselbe ist vielmehr — wie ein höchst glaubwürdiger psychologischer Patholog mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut — nur zurückgetreten, so daß ihn jeder Deutsche, bewußt oder unbewußt, innerlich mit sich herumträgt. Und wie Alles, was auf gewaltsamem Wege von außen in das Innere eines Organismus tritt, darinnen rumort und arbeitet und allerlei Krankheitserscheinungen hervorbringt, so ist es auch der Zopf, der dem Deutschen im Leibe rumort und ihn zwickt und peinigt und tracassirt, so daß er allerlei absonderliche Sprünge macht und allerhand Dinge sagt und thut, die ihm von selbst nimmermehr im Traum eingefallen wären. Die unwissenden und rohen Barbaren pflegen von einem Solchen zu sagen: „Er hat den Teufel im Leibe." Alberne Thorheit! Wer ist und wo ist der Teufel? Wir kennen das und wissen es besser: den Zopf hat er im Leibe, und damit basta!

Ja noch mehr; mein psychologisch-pathologischer Gewährsmann geht noch weiter, und behauptet, die ganze neuere Geschichte dieses deutschen Volkes und Alles, was sie hier zu Lande Fortschritt oder gar Revolution nennen, wäre nichts weiter als die energische Reaction des nach Licht und Freiheit ringenden Zopfes, und derselbe würde nicht eher ruhen, als bis es ihm gelungen wäre, aus seiner unbequemen und unnatürlichen Gefangenschaft heraus an die ihm von Gott und Rechtswegen gebührende Stelle zu gelangen, d. h. jedem Deutschen wieder hinten zu hangen!

Ich will hier nicht entscheiden, wie weit mein Gewährsmann Recht hat; das aber kann ich nicht leugnen, daß sehr viele Zeichen mir für die Berechtigung seiner Ansicht zu sprechen scheinen. In meinen nächsten Briefen werde ich mich bemühen, durch ausführliche und wahrheitsgetreue Mittheilungen über das Leben und Treiben dieser Nation, ihre Gesellschaft, ihre Literatur, ihre Wissenschaft und Kunst, ihre Schulen und Akademien, ihre Theater und Kirchen Euch, meine Freunde, in den Stand zu setzen, selbstständig über jene merkwürdige Auffassung zu urtheilen und zu entscheiden, ob Ihr vielleicht schon jetzt den Augenblick für geeignet haltet, einen Bündniß- oder vielleicht gar einen Accessions-Vertrag mit den Regierungen dieses in seinem innersten Wesen uns so nahe verwandten Volkes anzubahnen.

Indem ich Euch, meinen Freunden, das unabläßige Studium des Ta-Hi-O, der großen Weisheit der 205 Worte, empfehle, bin ich, wie stets, der Eurige. Kong-Fu-Dsü junior.

Paris und die Mode.

Paris im November 1867.

Wenn Paris als die Metropole der Mode gilt, so beruht das auf zwei Gründen: erstlich, weil diese Stadt von Pariserinnen bewohnt wird und dann, weil sie der Lieblingsaufenthalt für die elegante Gesellschaft der ganzen Welt ist.

Den souverainen Einfluß, den die Pariserin auf die beau-monde ausübt, verdankt sie ihrer Eitelkeit, ihrer Leidenschaft für die Toilette und ihrer Unbeständigkeit, aber auch ihrem Geschmack, ihrer Grazie, der Leichtigkeit und Anmuth ihres Geistes. Da die Boulevards, die Promenaden und Straßen von Paris ein stehendes Theater bilden, auf dem die Eitelkeit sich täglich üben kann, so liegt es den Parisern und Pariserinnen hauptsächlich daran, sich zu zeigen. Ihre Wohnungen sind nicht, wie in Deutschland, der Tempel der Familie, der Sitz des Denkens und der Träume. Sie sind vielmehr nur die Coulissen, hinter denen die schöne Pariserin sich vorbereitet, vortheilhaft vor das Publicum zu treten, um dasselbe mit ihrer Eleganz und ihren Reizen zu überraschen. Selbstverständlich sprechen wir nur von einem Theile der Pariser Bevölkerung, denn zum Glück besteht bei der gebildeten Mittelclasse das innige Familienleben in Paris nicht minder, wie an jedem andern Orte.

So kommt es, daß die Gewohnheit und die Sucht, sich zu zeigen, gepaart mit vielem Geschmack, der sich bei dem beständigen Wechsel immer mehr entwickelt, die Herrschaft der Mode begründet hat, die seit Jahrhunderten das anerkannt charakteristische Privilegium von Paris ist.

Man sagt, mit einem herkömmlichen Gemeinplatz, die Mode sei tyrannisch. Das ist sie nicht; wenigstens nicht in Paris. Denn Paris ist die Stadt der Welt. Hier herrscht die Mode nicht ausschließlich, wie im übrigen Europa, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie hier entsteht. Eine Pariserin kleidet sich so zu sagen, wie es ihr gefällt — sie improvisirt, und findet ihre Toilette Beifall, so wird sie von Jedermann angenommen. Die Mode muß irgend einmal anfangen und daher muß man irgendwo die Freiheit haben, sich der Autorität entziehn, erfinden und neue Moden schaffen zu können. Deshalb sind die Fremden bei ihrer Ankunft in Paris oft enttäuscht über diese Anarchie der Mode, die sie nicht erwarteten. Dennoch bricht sich oft eine neue Hutform, oder eine neue Farbe so sehr Bahn, daß sie überall angenommen werden muß, bis die letzte Novität die vorletzte umwirft.

Augenblicklich kann man ausrufen: die Crinoline ist todt, es lebe das enganschließende Kleid! Das ist das Resultat dieser so oft schon versuchten, heftig bekämpften, jahrelang hoffnungslosen und endlich doch glorreichen Revolution! Die Crinoline wird jetzt nur noch von den Damen der Provinz oder einigen im Fortschritt zurückgebliebenen Bewohnerinnen


Google



PARISER MODEN FÜR DECEMBER

Toilette de Soirée — Toilette de Campagne

Ausdrücklich für den Salon in Paris ausgeführt

der Vorstädte beibehalten. Die internationale Ausstellung, die nach Paris Tausende von eleganten Damen aus allen Ländern geführt, beweist, daß diese Revolution ihren Kreislauf durch die ganze civilisirte Welt vollendet hat. In allen Zonen haben die Damen aufgehört, den Blitz anzuziehen.

Ich sagte unter Anderm, daß Paris die Oberherrschaft der Mode dem Zuströmen der eleganten Fremden des ganzen Weltalls verdankt. Paris ist in der That nicht exclusiv und entlehnt der Fremde und den Fremden eben so viel Moden, als es ihnen giebt. So haben wir den Paletot, die niedrigen Hüte und vieles Andere den Engländern nachgeahmt, den Burnous den Afrikanern, die Posamentirbesätze (Brandebourgs) den Deutschen und Polen, das Barett und die hohen Stiefelchen den Ungarn, den Pelz den Russen, den breiten Gürtel den Schweizerinnen, die Volants den Spanierinnen u. s. w. Nur hat Paris, nachdem es die verschiedenen Formen und Costüme angenommen, sie vervollkommnet und allgemein gemacht. Das ist seine Eigenthümlichkeit und seine Aufgabe.

Man hat deswegen überall als einen feststehenden Satz angenommen, daß die Moden, welche in Paris entstehen, dazu berufen sind, die „tour du monde“ zu machen. Niemand bestreitet Frankreichs Hauptstadt, die sich auch so gern die „Hauptstadt der Civilisation“ nennen hört, (wiewohl sie es nicht ganz ist!), diese Ueberlegenheit; ja, man bewilligt sie ihr um so lieber, als man glaubt, daß die Mode nur das Product der Laune und des Geschmackes sei.

Ich glaube indeß, daß man irrt. Keine Manifestation der Arbeit oder der Industrie ist das Erzeugniß weder der Caprice noch des Zufalls; am allerwenigsten die Mode. Ebenso wie im Mittelalter die Männer Panzer trugen und die Frauen steife Schnürleiber (vertugadins), im siebenzehnten Jahrhundert große, feierliche Allongeperrücken, im achtzehnten Puder, unter der Revolution lose, leichte Kleider und unter dem Kaiserreich enganschließende Anzüge: so ist man in unserm zweiten Kaiserreich wieder zu den Costümen zurückgekehrt, die am besten die allgemeine Stimmung und die politischen Tendenzen der Zeit charakterisiren.

Die Mode schwankt heute, wie die Sitten, zwischen den Erinnerungen der Zeit Ludwigs XV. und des ersten Kaiserreiches. Allerdings trägt man noch nicht Puder, doch ist man nicht fern davon; und wie vor der Revolution die Letzten fast, die man mit Puder sah, die Kutscher waren, und — wir bedauern es zu sagen — auch die Kutschpferde: so sind gegenwärtig die Ersten, die damit wieder begonnen haben, die Kutscher der großen Häuser. Die Damencoiffüre nähert sich der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — kleine Löckchen auf der Stirn und Schmachtlöckchen im Nacken, sogenannte repentirs; sie werden gegenwärtig zuweilen mit einer langen, an der Seite herabhängenden Flechte vertauscht. Die so annuthige Mode der Doppelröcke, deren einer mit Schleifen, Blumen oder Knöpfen aufgenommen ist, führt auf die glücklichste Zeit von Watteau und Boucher zurück. Andererseits erinnern die enganschließenden Schleppkleider und kurzen Taillen an Josephine und Marie Louise. Das heißt,

um den Schluß aus diesen Thatsachen zu ziehen, wir sind skeptisch wie Voltaire und militairisch wie Napoleon.

Doch genug der Betrachtungen, die meine Leserinnen ermüden könnten. Es lag mir nur daran, in meinem ersten Modebericht zu beweisen, daß der Stoff nicht so frivol ist, als man denken könnte; daß er nicht nur einen philosophischen Hintergrund hat, wie Hegel, sondern auch einen historischen, wie Vischer gezeigt, und daß meine Leserinnen daher, in-



dem sie sich dem Geschmack ihrer Zeit überlassen, der Geschichte und der Philosophie dienen, wie Herr Jourdain (in Molières „Bourgeois Gentilhomme") Prosa machte, ohne es zu ahnen.

Seit den Erfolgen der Schlacht von Sadowa (fürchten Sie nichts, ich werde nicht wieder anfangen!) hat die Mode eine hellbraune Farbe angenommen, ähnlich dem Havanna, und dieselbe „Farbe Bismarck" benannt. Dieses mächtige Wort hatte sich bereits im vorigen Winter als

Zeitwort in die französische Sprache eingebürgert, indem man „bismarquer" von Einem sagte, der klug zu spielen weiß; seit dem Sommer aber strahlt es auch als Hauptwort und das ist von allen Triumphen des preußischen Premiers nicht der verächtlichste: der über die Pariser Mode! Den ganzen Sommer wurde die Bismarkfarbe in Kleidern, Schirmen, Hüten und Schuhen getragen — jetzt rivalisirt sie mit der dunkelblauen, olivengrünen und Corinth-Farbe zum vollständigen Costüm.

Die leichten Sommerstoffe haben dem Sammet, Tuch, der Popeline, deren Falten plastischer sind, Platz gemacht. Von allen Stoffen ist der Sammet und Atlas am geeignetsten für Soiréetoiletten und Schleppkleider. Es gehört nicht zum guten Ton für Fußgängerinnen, eine zu reiche Toilette auf der Straße zu machen. Auch trägt man noch immer lieber auf der Promenade kurze Doppelröcke von gleichem Stoff, von denen der oberste mit gelben Knöpfen, Rosetten oder Guipuren aufgenommen ist, mit demselben Paletot. Unter den neuesten Costümen haben





wir Dona Sol bemerkt (so benannt nach der Hauptrolle in Victor Hugos „Hernani", diesem berühmten Jugendwerk des Dichters, das seit einigen Monaten wieder im Théatre Français mit Enthusiasmus aufgenommen worden ist). Dieser Anzug ist aus dunkelblauer Serge gefertigt, mit schwarzen Gallons besetzt und gelben Knöpfen an beiden Seiten aufgenommen. Paletot und Aermel sind ebenfalls mit doppelreihigen Knöpfen garnirt. Der Schah von Persien ist ein schwarzer Anzug mit grauem Astrachan besetzt. Bekanntlich ist neuerdings der Astrachan das bevorzugte Pelzwerk geworden und hat den Zobel, den Marder und das Grauwerk verdrängt. Allerdings haben wir in Frankreich nicht den Reichthum und die Abwechslung, die man in Deutschland unter dem Pelzwerk findet. Der sogenannte Anzug Grande duchesse de Gérolstein ist aus Sammet in zwei Nüancen Bismark oder grau, mit blauen schrägen Atlasrollen besetzt. Diese schrägen, farbigen Atlasrollen sind überhaupt die gesuchteste Garnirung. Die hohen Kleidertaillen imitiren mit diesen Rollen den viereckigen Ausschnitt. Wir empfehlen besonders eine orangefarbene

Atlasgarnirung auf schwarzem Kleide von gros grain, oder cerise auf grauem Seidenstoffe.

Was die Hüte betrifft, so werden sie, wenngleich die Form des Sommers beibehalten ist, mit dem Herannahen des Winters länger an den Backen getragen. Die Bindebänder, aus dem Stoff des Hutes, sind mit Spitzen eingefaßt und mit Brochen oder Blumen, zugesteckt, welche mit der äußern Hutgarnirung übereinstimmen, wenn nicht Federn oder Flechten von demselben Stoffe diese bilden. Gerissener Sammet, Atlas oder glatter Sammet, doch immer in Falten gelegt, sind am gesuchtesten. Für Concert- und Theatertoilette können wir auf das angelegentlichste die apfelgrüne, süßlila, hellgraue oder rosa Farbe empfehlen, mit lustiger Marabougarnirung.

Für jugendliche Gesichter paßt noch immer die runde Hutform mit herabfallender Krempe, oder das Barett, aus grauem Filz gearbeitet mit leichter Federgarnirung, Pelzstreifen oder Sammetflechten.

Neben diesen geschmackvoll nüaneirten Promenadenanzügen, die der gleichfarbige Hut vervollständigt, nehmen die pariser Damen bei der herannahenden Kälte wieder zu den großen Tüchern Zuflucht, bevor sie sich entscheiden, die pelzbebrämten, weißseidenwattirten, kurzen Sammetmäntel anzulegen. Sie werden lang, shawlähnlich getragen, was sehr graziös und leichter zu drapiren ist, als die Ecktücher. Diese letztere Art, das große Doppeltuch zu tragen, war früher die Hauptkunst der Pariserinnen und sie verstanden es, unter dem reichen Faltenwurf ihrer Cachemirtücher die Anmuth ihrer Formen errathen zu lassen. Jetzt ist das carrirte Doppeltuch, als Shawl oder Burnous getragen, leichte den Damen aller Länder zugänglich.

Die colorirte Balltoilette besteht aus einer weißen Taffetrobe, vorn von dem Ausschnitt der Taille bis zum Rande des Rockes mit Puffen garnirt, die in einen Volant auslaufen. Sie sind mit cerise Taffet eingefaßt und mit Guipüren besetzt. Gleiche Garnirung bildet die breite Berthe. Breite Schärpe, auch mit Guipüren besetzt. Coiffüre Impératrice, Diadem von cerise Apfelblüthen mit leichtem Blättergewinde, das in langen Enden herabfällt. Collier und Ohrgehänge aus mattem Golde mit Rubinenpendants. Handschuhe von Jouvin und Alexandre-Fächer aus Perlmutter mit weißen echten Spitzen von Geslin, Boulevard des Italiens; weiße Atlasschuhe mit hohen Absätzen und einfacher weißer Bandschleife.

Die zweite Promenadentoilette ist ein Kleid aus grauem Popeline mit schwarzen Puncten. Garnirungvon demselben Stoffe mit gleichfarbigen blauen Atlasrollen. Der Rock ist mit Sternen, die aus demselben Stoffe ausgeschlagen sind, aufgehoben, gleiche Sterngarnirung auf Aermel und Taille. Kurzer Paletot mit rothem Flanell gefüttert, vorn länger als hinten; gleiche Garnirung. Blauer Sammethut mit Flechte vorn und vergoldeten Sternen. Schwarzes Gemslederstiefelchen mit lackirten Spitzen, an der Seite geknöpft.

Die Holzschnittzeichnungen stellen vor:

Erste Toilette. Mauve Taffetrobe mit weißen Clunys besetzt. Weißes Spitzenfichu, Form Marie Antoinette, mit langen Enden, über die der mauve Taffetgürtel gebunden ist. Coiffüre Marie Antoinette.

Zweite Toilette. Robe, helle Bismarkfarbe mit schwarzen und weißen Posamentirarbeiten besetzt. Matrosenkragen.

Erste Coiffüre. Schwarzes Sammetbarett mit grauem Astrachan eingefaßt. Schwarze Sammetflechte, die sich hinten kreuzt.

Zweite Coiffüre. Hut aus schwarzem Sammet mit double passe.

So viel für heut. Indem ich schließen will, fällt mir in einem Buch der Frau von Staël, welches aufgeschlagen auf meinem Tische liegt, folgender Satz in die Augen: „Nichts ist so barbarisch, als die Eitelkeit; und da die Gesellschaft, der gute Ton, die Mode, der Erfolg gerade dieser Eitelkeit einen so weiten Spielraum bieten, so ist in keinem Lande das Glück der Frauen mehr in Gefahr, als in demjenigen, wo Alles von dem abhängt, was man die Meinung nennt."

Soll ich vor der berühmten Frau nicht den Blick beschämt niederschlagen, daß ich in diesem Briefe fast ausschließlich nur von der Mode geplaudert habe?

Zum Trost für uns Pariserinnen hat die Philosophin von Coppet in einem andern ihrer Bücher einen andern Satz ausgesprochen, der also lautet: „Ein Mann muß der Meinung zu trotzen, eine Frau sich ihr zu fügen wissen."

Ich hoffe, daß ich entschuldigt bin und im nächsten Heft mit meinen Plaudereien fortfahren darf.

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Queste parole di colore oscuro
Vid' io scritte al somma d'una porta —

Wenn die Freuden des Abends vorüber, nach drei oder vier Stunden, in denen Dir alle Herrlichkeiten dieser Welt servirt worden sind, Thee mit Musik, Eiscrême mit geistreichen Gesprächen (oder L'Hombre) und ein Souper mit Toasten, bietet der Hausherr Dir (ich setze nämlich voraus, daß „Du" ein Herr bist) zuletzt und nachdem Du den Damen schon die Hand geküßt, eine Cigarre an.

Mein Freund, ich hasse das. Meine Cigarre zu rauchen, ist mir Bedürfniß. Aber ich rauche sie nicht gern in der kalten Winterluft auf der Straße und ich darf sie nicht rauchen in der Equipage, wo Madame ganz eingehüllt in Tüll, Spitzen und Pelzwerk neben mir sitzt. Und wo blieben die guten Geschichten, ganz abgesehen von der demi-tasse und dem petit-verre!...

Darum bin ich, des Lesers ganz unterthäniger Diener und glücklich ihn in meinem Salon zu sehen, auf den Gedanken gekommen, ihn in diesem Puncte besser zu bedienen. Warum sollen wir die Cigarre nicht rauchen, so lange wir noch beisammen sind? Ich weiß, daß in den besten Häusern unserer Residenz das Rauchzimmer noch fehlt. Aber ist das für uns ein Grund, keines zu eröffnen? Hat nicht jeder Eisenbahnzug sein Rauchcoupé und jede Conditorei ihr Rauchzimmer? Sollen wir, die Führer der Zeit, die Tonangeber der Gesellschaft, die Richter des Geschmacks in der Höflichkeit und dem Fortschritt zurückbleiben? Sollen wir, „raisonneurs beaux esprits" immer nur das Ideal träumen und niemals es verwirklichen? Sollen wir immer in weißen Handschuhen und mit dem Hut unter dem Arme dastehen? Zeigen wir unseren Gästen, daß wir es ihnen auch comfortabel machen können. Hier, meine Herren, ist das Rauchzimmer. Treten wir ein.

Der Augenblick ist günstig. Ich sehe, daß die Damen in sehr wichtige Dinge vertieft sind. In jedem größern Cirkel kommt ein Moment wie dieser vor. Irgend eine hingeworfene Bemerkung, ein Wort, wie „die Mode", oder ein Name wie „Paris" genügt, um sie plötzlich des natürlichen Mandats zu erinnern, welches eine jede von ihnen im Busen trägt. Dann treten sie zusammen, wie durch einen geheimen Zauber gelenkt, um Parlament zu halten über jene Staats-Angelegenheiten von höchster Bedeutung, über jene Cabinetsfragen, für welche die Männerwelt Achtung hat, aber leider kein Verständniß.

Benutzen wir diese Gelegenheit, meine Herren! entfernen wir uns! Von allen Vorwürfen, welche die Damen uns machen, ist vielleicht keiner gerechter, als der, daß wir nicht neugierig sind und man sollte daher denken, daß sie es als ein großes Compliment annehmen, wenn man von ihnen das Gegentheil behauptet. Allein das hieße nur logisch sein und nicht galant; es hieße, das nachsprechen, was die Fama sagt und nicht an das denken, was Maria Stuart und Figaro gesagt haben: „et si je vaux mieux qu'elle!"

Ah! welch ein trauliches Plätzchen, dieses Rauchzimmer. Dieser braune Tisch in der Mitte, diese Sessel ringsumher, diese geschwärzte Decke, diese dunkel gehaltenen Wände, dieses angenehme Dämmerlicht, diese Bequemlichkeiten des Rauchers. Lassen wir die Cigarrenkiste circuliren. Zünden wir die Cigaretten an. Schreiben wir „mit dunkler Farbe" hoch über unsere Thür die Worte des Inferno.

Seien Sie ganz sicher, meine Herren; hierher kommt keine Dame. Der Rauch allein schon würde sie abschrecken, wenn nicht der beleidigte Stolz, der unerträgliche Gedanke, daß wir es in der Welt eine Weile ohne sie erträglich finden können.

Aber wie, wenn wir Geheimnisse hätten? Wenn es Dinge gäbe, über die wir nicht zu sprechen wagen, so lange wir in Gefahr sind, daß unsere holden Partnerinnen uns hören? Politik ist ausgeschlossen. Das hat der Wirth zur stillschweigenden Bedingung gemacht. Er hat das Vergnügen, Männer der verschiedensten Parteien in seinem Salon zu sehen; Männer, die sich auf der Tribüne, in der Kammer, in dem Reichstag und Reichsrath, in der Volksversammlung und in der Presse heftig befehden, Männer, die in Nichts übereinstimmen, als in ihrer feinen Bildung und ihrem urbanen Benehmen. Es ist daher, auf politischem Gebiet, unter den Collegen des Rauchzimmers höchstens die Anspielung erlaubt, das, was die französischen Journale die „allusion oppositionelle" nennen. Dagegen bietet die Literatur ein weites Feld der Unterhaltung; und, um ehrlich zu sein, nicht so sehr die Literatur selber, als die Literaten. Die Schriftsteller, die namhaftesten Repräsentanten der sechsten Großmacht, werden auf die amüsanteste Weise durchgehechelt, man erzählt sich z. B. allerlei hübsche Anecdoten von Dingelstedt und Laube in Wien, oder theilt sich die bon-mots aus der letzten Versammlung der Berliner Presse mit. Ferner ist da ein liebenswürdiger Hofschauspieler (ich verrathe heute seinen Namen noch nicht!) der uns die piquantesten Geschichten aus dem Bühnenleben zum Besten giebt; der Name von Frau L. wird oft genannt, und sogar das Ballet ist nicht ausgeschlossen. Auch Liebhaber des „Sport", Kenner des „Turf" sitzen an dem braunen Tische; sie wissen genauen Bescheid von allen Renntagen und Rennpferden des Continents und erzählen sich wundersame Geschichten von den „Trabern", die man aus Amerika importirt und die wohl an die 20,000 Thaler kosten, bis man sie hier sicher gelandet hat. Endlich sind mehrere Herren unter uns, welche für die „Vermischten Nachrichten" sorgen; eifrige Leser der französischen und englischen Journale, merken sie sich die besten Geschichten, die sie darin gefunden, um sie später im Rauchzimmer vorzutragen. Da ist namentlich Einer, welcher an jedem Sonntag Morgen das „Paris-Magazine" genau studirt, und eine solche Fülle von verwendbarem Stoff darin findet, daß er ihn mit dem Gedächtniß allein nicht bewältigen kann und deshalb sein Schnupftuch zu Hülfe nimmt. Er bedient sich desselben nämlich, „to make a note of it", wie Mr. Micawber, Chef der berühmten Micawber-Familie in „David Copperfield" sagt. Wenn er im Rauchzimmer dieses Schnupftuch herauszieht, so bedeutet jeder Knoten eine Geschichte. Er paßt jede Lücke im Gespräch ab, um sie an den Mann zu bringen; er ist nicht wählerisch darin, wie er sie verknüpft, noch viel weniger aber beruhigt, bis er Knoten nach Knoten gelöst hat.

Es wird z. B. von dem Suezcanal und Herrn v. Lesseps gesprochen. Jemand behauptet, daß Lesseps in Paris gewesen, um bei Gelegenheit der internationalen Weltausstellung die Honneurs seines Unternehmens zu machen. Ein Anderer meint, er sei dagewesen, um eine neue Anleihe zu creiren

„Dem sei nun, wie ihm wolle“, sagt unser Freund mit dem Taschentuch, indem er den obersten Knoten desselben aufmerksam betrachtet; „so viel steht fest, daß er in Paris gewesen. Wollen die verehrten Anwesenden mir gestatten, Ihnen eine kleine darauf bezügliche Anecdote zu erzählen, die ich vor acht Tagen in der „Chronique“ von Louis Ulbach in meinem Blatte (dies Blatt ist nämlich, wie gesagt, das „Paris-Magazine“) gelesen habe?“

„Gern! gern!“ rufen wir Alle.

„Also“, beginnt er, „Herr v. Lesseps war eines Tages während seines pariser Aufenthaltes bei einem Diner. — Meine Herren, sagte er, haben Sie schon einmal über die Frage nachgedacht, welche Figur Madame Potiphar gespielt haben mag, nach ihrem famosen Abenteuer? — Die Tischgesellschaft sah sich betroffen an, und Alle versicherten, daß sie darüber noch nicht nachgedacht hätten. — Nun, so will ich Ihnen mittheilen, fuhr Herr v. Lesseps fort, was die egyptische Legende darüber sagt. Das Publicum traute der Version nicht, die Madame von der Entrevüe gegeben, und sie war in Folge davon am Hofe der Pharaonen ziemlich schlecht accreditirt, ungeachtet der hohen Stellung, die ihr Gemahl an demselben einnahm.

„Man machte ihr keine Visiten. Man erwiderte ihre Grüße sehr steif. Alle die kleinen und alle die großen Kränkungen, deren sich die unversöhnliche Tugend bedienen kann, wurden über die unglückliche Frau ausgeschüttet. Als ihre Geduld zu Ende war, beschloß sie sich zu rächen. Sie lud diejenigen Damen, die ihr am Meisten bösen Willen gezeigt hatten, zu einem glänzenden Souper ein und die Damen — kamen. Man verachtet die Frau eines hohen Beamten, aber man schlägt ihre Soupers nicht aus. Ich übergehe das Menu. Beim Dessert ließ Madame Potiphar einer jeden ihrer guten Freundinnen eine Birne serviren und ein Messer von ungewöhnlicher Schärfe reichen. In dem Augenblick, wo sie das Messer erhebt, um die auf ihrem Teller liegende Frucht anzuschneiden, thut eine jede der eingeladenen Damen dasselbe. Da plötzlich öffnet sich die Thür und es erscheint — der schöne Joseph. Theatralischer Effect von ungeheurer Wirkung! Aber in der Emotion dieses Anblicks fahren alle Messer mitten durch die Birnen und — in die Hände der aufschreienden Schönheiten aus Egyptenland . . .“

Sämmtliche Herren des Rauchzimmers fanden die Legende allerliebst. Einer von ihnen sagte lachend, daß sie in der That die raffinirteste Rache, von der man je gehört; ein Anderer meinte, daß das ein bezaubernder Entwurf für irgend einen Historienmaler sein müsse, z. B. für unsern berühmten Richter, der die Figuren dieser Geschichte vielleicht in irgend einem Winkel seines großen Pyramidenbildes anbringen könne ... ich aber, als der verantwortliche Wirth dieses Salons, sah angstbeklommen nach der Thür, ob nicht vielleicht dennoch ...

Aber nein! Die Thür war geschlossen; und schon bewegte sich die Conversation wieder in ihren ungezwungenen Bahnen. Man sprach von Büchern, deren Titel man nicht einmal gerne in Damengesellschaft nennen würde. Man erwähnte des jüngeren Dumas letztes Werk, „Affaire Clémenceau“. Einige waren enthusiastisch in ihrer Bewunderung und nannten es ein Meisterstück der erzählenden Kunst, Andere verwarfen es gänzlich.

Mein Freund mit dem Taschentuch jedoch blickte auf seinen zweiten Knoten und wartete auf eine Gelegenheit.

„Ha!“ rief er; „wenn ich Sie recht verstehe, so ist der 'große Kunstbegriff dieses Romans der, daß er mit dem Ende anfängt und mit dem Anfang aufhört. Als ob das etwas so Besonderes wäre! Das passirt alle Tage.

Hören Sie nur; ich will Ihnen eine Affaire erzählen, die sich erst vor einigen Wochen in Paris ereignet hat und die, wenn nicht mit einem Mord, wie die Affaire, von der Sie sprechen, doch mit einem Todtschlag beginnt. Also zwei Studenten des Quartier latin hatten sich wegen einer Dame veruneinigt und die Folge davon war, daß der Eine den Andern forderte. Das Duell fand statt und A. hatte das Unglück, den B. zu erschießen. Oh mein Gott! rief der Ueberlebende; ich habe meinen Freund getödtet. — Und er floh die Unglücksstätte und rannte nach Paris, von der Qual seines Gewissens gehetzt. Als er die Grenze des Quartier latin erreicht hatte, blieb er stehen. Er fürchtete sich vor dem Haus, in dem er wohnte, vor der Straße, in welcher dieses Haus stand und am allermeisten vor der Dame, wegen welcher er einen zukünftigen Redner oder einen Staatsmann im Keime getödtet hatte, „some village Hampden" wie Thomas Gray in seiner unvergleichlichen Elegie singt, „einen stummen, unberühmten Milton." Er ging deswegen weit weg, in eine andere Straße und in ein anderes Haus zu einem Freund, welcher ihn trösten wollte und als Prolegomenon eines wirksamen Trostes, ihn zum Restaurant Magny führte. Aber anstatt zu essen, ballte der Student seine Hände in den Haaren und sah in seinem Teller die Scene sich spiegeln aus dem Gehölz von Meudon. Plötzlich — welcher Schrecken! Welcher Schwindel des Gehirns! Welche Hallucination! Ihm gegenüber, an einem Tische, paralell dem seinen, erblickt er den Schatten seines Schlachtopfers, welcher soeben den Schatten eines Fricandeau à la Chateaubriand bestellt. „Bin ich toll geworden?" ruft A. aus. —

„Nein!" erwiderte ihm lächelnd sein Schlachtopfer, welches sich erhebt und ihm die Hand reichte; die Kugel hatte die Stirne nur gestreift. Ich fiel um. Nachdem Du gegangen, stand ich wieder auf und ging gleichfalls."

Man setzte sich zusammen. Der Abend sah eines jener glücklichen Diners von Freunden, welche noch besser sind, als die von Liebenden. Sie kosten weniger, und man ißt mehr. —

Zufrieden löst hier unser Freund den zweiten Knoten und blickt mit Sehnsucht schon auf den dritten.

Nun muß ich aber die werthen Gäste des Rauchzimmers mit einem andern Anecdotenjäger bekannt machen, dessen bevorzugtes Revier England ist. Keine größere Rivalität kann zwischen dem Empire und dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland bestehen, als zwischen diesen beiden Männern, welche als intimste Freunde im Leben und in der Gesellschaft erst dann eine Spur von Eifersucht zeigen, sobald die Unterhaltung sich im Fahrwasser der Anecdote bewegt. Aengstlich lauscht der Eine dann auf das letzte Wort des Andern, und der Aengstlichste von Allen ist Euer ergebener Diener, der von einem Augenblick zum andern fürchtet, daß die Thür sich öffnen und irgend eine Dame irgend eine von unseren Geschichten hören könne.

Mittlerweile jedoch hat der Vertreter von England das Wort wirklich an sich gebracht. Er schüttelt sich vor Lachen (eine Kriegslist: er will nämlich den Vertreter von Frankreich glauben machen, daß er über seine Geschichte lache, in der That aber ihn dadurch hindern, eine neue zu beginnen). „Ja, ja", sagte er, „das kann vorkommen; aber es kann auch vorkommen, daß man Jemanden, der da ist, nicht sieht, oder daß man ihn zweimal sieht. Sie wissen, meine Herren, daß Pitt einige seiner glänzendsten Reden unter dem Zauber und begeisternden Einfluß von zwei oder drei Flaschen Port gehalten hat. Deßgleichen that der Marquis von Dundee sein Bestes, um sich der Segnungen des Weingottes nicht unwürdig zu zeigen. Eines Tages, nach-

dem sie beide der besagten Gottheit reichlicher als je geopfert, betraten sie Arm in Arm das Haus der Gemeinen. Wa — wa — was giebt es? rief Pitt seinem schwankenden Freunde zu. — I — i — ich kann den Sprecher nicht sehen; stammelte Dundee. — U — u — und ich, replicirte der große Staatsmann. i — i — ich sehe zwei Sprecher! . .

Der Vertreter Frankreichs wird unruhig. Er arbeitet an seinem dritten Knoten. „Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund", ruft er dem Mann von England zu; „Sie werden politisch und — man soll nicht mit dem Feuer spielen!"

„Aber auch nicht mit Rasirmessern", schreit der englische Anecdotier in Seelenangst, das Wort zu verlieren; „und da wir einmal davon sprechen, so muß ich Ihnen eine Geschichte von Jemand erzählen, der mit Rasirmessern nicht blos gespielt, sondern obendrein das Spiel verloren hat, nämlich das englische Gouvernement, anno 1831. Sie erinnern sich der Zeit, meine Herren.

„Damals, als die Minister mit dem Volke wetteiferten in dem Bestreben, wer das Meiste für die eben emancipirten Sklaven zu thun im Stande sei, setzte die Regierung, repräsentirt durch die Lords Howick und Goderich im Staatsrath einen Befehl durch, welcher anordnete, daß der Staat hinfort jeden Neger mit zwei Rasirmessern per annum zu versorgen habe, und dieß trotz der Debatten, die sich über die Frage entspannen und in welchen Mr. Hume erklärte, daß ihm für seinen Theil ein Schilling-Rasirmesser schon zwölf Jahre lang gedient habe. Die Rasirmesser nichts desto weniger wurden abgesandt, und erst nachdem sie schon lange fort waren, erfuhren die Lords Howick und Goderich (und der ganze Staatsrath außerdem) zum erstenmal die physiologische Thatsache, daß — die Neger gar keine Bärte haben!

„Ich habe nicht gehört, ob es noch Zeit war, die philanthropische Sendung wieder rückgängig zu machen. Doch", und hierbei wirft er einen triumphirenden Blick auf seinen Rivalen, der sich schon in Bereitschaft gesetzt, „doch müssen Sie mir erlauben, bei dieser Gelegenheit noch einen Ausspruch zu wiederholen, den einst Sir Humphrey Davy gethan hat. Eine wißbegierige Person fragte einst den berühmten Chemiker: „Weswegen ist es so viel besser, das Rasirmesser immer gleich zu schärfen, nachdem man es gebraucht hat?" — „Sir", erwiederte der Erfinder der Sicherheitslampe, „weil man dann am Besten weiß, wie viel ihm fehlt!" — Eine Antwort, die Figaro, der Barbier von Sevilla ... —

In diesem Augenblick und bei diesem unglückseligen Namen höre ich, zu meinem Entsetzen, daß sich nun aber wirklich Etwas hinter der Thür bewegt — Etwas, wie das Rauschen einer Schleppe, wie das Knistern einer Seidenrobe . . .

Oh, Madame, Madame! was muß ich sehen! Sie haben hinter der Thür gelauscht? Oh, mein Fräulein, Sie haben dieses Blatt wirklich gelesen?... Also hatte Figaro dennoch Unrecht?

Nun, was uns anbetrifft, meine Herren, so wollen wir uns, mitten in unserm unterbrochenen Gespräch, zum Troste widerholen, was Voltaire gesagt hat: „Malheur à qui dit tout ce qu'il peut dire."

Sie aber, meine Damen, haben sich nun wol überzeugt, daß die Geheimnisse des Rauchzimmers Nichts sind, als — unschuldige Anecdoten; und Sie sollen freundlichst eingeladen sein, denselben künftig zuzuhören, wenn Sie ihren Pariser Brief gelesen haben und — sich vor dem Rauch nicht fürchten.

Vacui sub umbra lusimus.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg.

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

Der Knight von Childerley war so vertieft in die Erklärungen, die er seinem Gaste gab, daß er wenig vernahm, was außerdem in seiner Nähe vorgehen mochte. Mit der Hand in die Nachtlandschaft hinausdeutend, beschrieb er ihm die Strecken, die er zurückzulegen haben würde bis zu dem Saume des Waldes. Dieser Wald, sagte er, sei der einzige in dem Theile der Grafschaft, welche flach und baumlos gegen Norden, erst im Südwesten, nach Bedfordshire hin, hügelig werde und einen reichen Wechsel von grünen Anhöhen, offenen Kornfeldern und Gehölz zeige. Der Wald sei groß und herrlich; er bedecke weit hinaus die Grenze der beiden anstoßenden Grafschaften und eine Menge von Seitenwegen, die aus der einen in die andere führen, durchkreuzten ihn. In der Mitte desselben stehe eine große und alte Eiche, die heilige Eiche oder die Eiche des Evangeliums genannt, welche seit vielen Menschenaltern schon von der Bevölkerung als ein Gegenstand hoher Ehrfurcht betrachtet worden. Dieser Baum sei stets das Ziel des fröhlichen Auszugs am Morgen des ersten Mai gewesen und einen Zweig seines Laubes habe man immer für nothwendig erachtet, um den „May-pole" im Dorfe zu krönen.

„Ja", sagte der Ritter, „in jenen Tagen der Treue gegen König, Gesetz und Gottes heilige Ordnung mochten wir den Maimorgen wohl fröhlich begrüßen und uns der Wiederkehr des goldnen Frühjahrs freuen. Aber jetzt, mein theurer Sir, wo das Land aus tausend Wunden blutet — wo die unerhörtesten Schlachten des Bruders gegen den Bruder geschlagen sind und neue sich vorbereiten — wo ein tiefer Riß mitten durch das Herz des englischen Volkes klafft: wer könnte da noch wirklich heiter und seines Lebens froh sein? Zuweilen erfaßt mich eine Verwunderung, daß das

Jahr in regelmäßiger Wiederkehr seinen Segen und die Schätze der Natur vor uns ausschütten mag — daß der Reigen der Monate wechselnd dahinzieht, wie in der Vorzeit des Paradieses — daß die Sonne leuchtet, die Vögel singen, die Bäume blühen . . . zuweilen erscheint mir das Natürliche wie ein Traum. Denn das Unnatürliche ist zur Wirklichkeit geworden. — Aber, Sir Harry, Ihr werdet ungeduldig, und Ihr habt Recht; meine Gedanken sind immer nur auf diesen Einen Punct gerichtet und meine Rede schweift daher beständig von allem Andern ab . . ."

„Es ist nicht das", sagte Sir Harry; „lasset Euch nicht unterbrechen, mein würdiger Freund. Jedes Eurer Worte ist auch mir aus der Seele gesprochen." — Der Grund seiner scheinbaren Unaufmerksamkeit war nicht Ungeduld. Die Wichtigkeit seiner Mission und die Gefahren, die ihn unaufhörlich umgaben, hatten seine Sinne geschärft. Ihm war, als ob er ein Geräusch im Saale hinter sich vernommen.

Doch der Ritter von Chilberley fuhr fort. „Glaubet nicht, mein theurer Sir, daß wir unempfindlich seien für die Leiden des Vaterlandes, weil dieser Fleck der Grafschaft und in ihm dieses Dorf und Haus insbesondere von den Gräueln des Krieges bisher verschont geblieben. Glaubet nicht, weil unsere Fluren grünen, unsere Kornfelder reifen und je nach der Jahreszeit Pflugschaar und Sichel durch die Aecker geht, während in den Nachbargrafschaften das Rad der Kanone pflügt und das Schwert blutige Ernten hält — glaubet nicht, daß wir darum weniger litten. Unser Schmerz ist um so tiefer, weil er verschwiegen ist. Das friedliche Grün und Gold dieser Oase mitten in der Wüstenei des Bürgerkrieges ist mir ein bittrer Vorwurf, und ihr Anblick betrübt mich mehr, als wenn ich mein Schloß in Trümmern, die Saat meiner Gemarkung in Fäulniß und die Hütten meines Dorfes in Flammen sähe. Glaubet es mir, glaubet es mir, guter Sir Harry! — diese Hand, die die Eure preßt, zittert vor Kampfbegier und dieses Herz schilt mich einen Feigling, daß ich hier sitze, in dem Haus meiner Väter, während meine Freunde, meine Brüder, — während Alle, Alle dort sind, wohin ihre Pflicht sie gerufen — bei dem König!.... Aber ich bin gebunden; forschet nicht weiter, Sir Harry — ich bin gebunden und mein Sohn ist ein Knabe! . . ."

Abermals machte Sir Harry ein Zeichen der Unruhe. Nur halb vernahm er, was der Knight, mit Thränen in den Augen, sagte. „Genug davon. Ich wünsche nicht, daß der Tag kommen möge, wo ich Euch zeigen darf, daß meine That so gut ist als meine Gesinnung; denn dieser Tag würde das Ende sein von Allem, was uns heilig, von Allem, was uns theuer ist, — ein schrecklicher Tag, ein unerhörtes Verhängniß! Aber er mag noch abgewendet werden; denn das königliche Panier flattert hoch über einer Armee von Braven — und eine gewonnene Schlacht bringt vielleicht die Entscheidung. Eilt darum, Sir Harry, eilt! und betrachtet es als einen Wink der Vorsehung, daß diese Maifahrt, welche ehedem nur ein Scherz und ein Spiel gewesen, nun als ein Mittel dient, Euch auf Eurem Wege zu befördern. Sobald Ihr morgen mit dem Zuge die heilige Eiche im Walde von Longstow erreicht habet, werdet Ihr Euch von demselben

trennen. Dicht hinter dem Baume zweigt sich, nur Wenigen bekannt, ein Seitenpfad ab, der Euch in nicht so viel als einer halben Tagereise nach dem Schlosse von Hatley und zu einem der Getreuesten von Seiner Majestät Unterthanen führt. Mein Kellermeister, ein Mann, der es werth ist, daß ich ihm vertraue, wird Euch begleiten, bis Ihr auf sicherm Boden seid, und dann — Glückauf! könnt Ihr geraden Wegs nach Oxford ziehen!" —

Das Geräusch im Saale hatte sich wiederholt und war stärker geworden. Die beiden Gestalten nämlich, die sich aus der geheimen Thür gestohlen, hatten gewahrt, daß Sir Harry aufmerksam geworden und wollten sich nun ebenso wieder zurückziehen. Indessen hatte sich dieser vom Fenster, welches der Knight sogleich wieder schloß, rasch abgewandt und war mitten durch die Halle bis zum Kamin gegangen.

„Mylord!" rief er vorwurfsvoll, „wie unvorsichtig von Ihnen! Ich fürchte, daß Sie die Gefahr so lange suchen, bis Sie dieselbe eines Tages am unrechten Orte finden werden!"

„So dispensirt Ihr mich wenigstens von der Aufgabe, durch jenes Loch wieder zurückzukriechen, Sir Harry?" sagte der Angeredete lachend, während er mit der Hand, wie um ihn zu schützen, seinen Begleiter etwas zur Seite schob.

Diese neuen Stimmen hatten den Ritter von Chilberley betroffen gemacht; allein Sir Harry rief ihm zu: „Seid unbesorgt, mein wackrer Freund; Seine Gnaden hat sich nur den Scherz machen wollen, uns zu überraschen!"

„Und verdenken kann ichs ihm nicht, so soll Gott mir helfen!" sagte der Knight; „'s ist mehr, als man von Jugend und Lebenslust erwarten kann, hinter der Wand zu sitzen, wenn jenseits derselben eine luftige Halle, ein gutes Kaminfeuer und zwei loyale Männer im Gespräch sind. Willkommen, Mylord — aber es ist Nacht, wir wollen dafür sorgen, daß wir uns auch sehen können. Ich will hoffen, daß wir zwischen uns das Licht nicht zu scheuen haben."

So redend zog er an einem Strang, der in der Mitte des Saales von der Decke herabhing, und alsbald ließ sich eine Glocke im Flur laut und voll genug vernehmen, um nöthigenfalls bis über die Mauern des Schlosses hinaus in Hof und Park gehört zu werden. Denn damals war alles Geräth von einem mächtigen Umfang und einer soliden Arbeit; die Hausglocken hätten den Dienst von Thurmglocken thun können. Nur die Menschen waren dieselben, heut wie damals, und sie werden in alle Ewigkeit dieselben bleiben mit einem Herzen zu lieben und zu hassen, zu wünschen, zu hoffen, zu glauben, zu verzweifeln und zu entsagen . . .

IV. Doctor Hewit und Sir Harry Slingsby begegnen sich das Erstemal.

Nun öffnete sich die Thür und herein trat Martin Bumpus mit zwei gewaltigen Leuchtern, in jeder Hand einen. Die Leuchter waren von Silber, schwer und massiv, und jeder trug zehn starke Wachskerzen. Martin hatte die Arme weit ausgestreckt und Leuchter und Kerzen zusammen waren halb

so groß wie er selber, um das Wenigste zu sagen. Er stellte sie auf den eichenen Tisch mitten in der Halle und nun war es auf einmal ganz hell in derselben. Denn die silbernen Leuchter standen wahrhaftig da wie zwei silberne Leuchtthürme. Sie bildeten übrigens das letzte Paar von einem halben Dutzend, welche ehemals dazu gedient hatten, Chilberley Hall zu beleuchten, wenn es ganz besonders hoch herging. Aber viere von ihnen hatten, nebst anderm Silbergeschirr, zum letztenmale geleuchtet in den Schmelzöfen von Oxford und rollten nun, gemünzt und geprägt und mit dem Bilde Seiner Majestät auf der Vorderfläche von Hand zu Hand in der tapfern Armee und bei deren gesinnungstüchtigen Verpflegern, Besitzern von Tavernen und Bierhäusern und wurden — wer weiß? — auch von den Wirthen, Krämern und Schächern nicht zurückgewiesen, die gemeine Sache mit dem Parlament gemacht. Denn Silber ist Silber. —

„Der Doctor Hewit aus dem Dorfe ist eben heraufgekommen!" sagte Martin Bumpus, nachdem er die Leuchter auf den Tisch gesetzt hatte.

„So laß ihn eintreten, ohne Verzug", erwiderte der Ritter von Chilberley, indem er zufrieden Umschau hielt in dieser seiner Halle, wo die Waffen an der Wand schimmerten in dem jungen Licht der Kerzen und hinter dem vorsichtigen Sir Harry die beiden anderen Gestalten, die wir kennen, tiefer in den Schatten zurückwichen.

Mit ehrerbietigem Gruß nahte der geistliche Herr, welchem Martin Bumpus die Thür weit geöffnet hatte.

„Dies ist der Mann", sagte Sir Tobias, indem er auf den Doctor deutete, „vor welchem ich kein Geheimniß habe, und vor welchem daher auch Ihr aus Eurer Sendung keins zu machen nöthig habt".

„Sir Harry Slingsby, wenn ich recht unterrichtet bin", nahm der Pfarrer das Wort, indem er dem Angeredeten die Hand darbot.

„Derselbe, mein ehrwürdiger Herr Pfarrer", erwiederte der Fremde; „und es freut ihn, in Euch den Gelehrten, den Verkündiger von Gottes Wort und standhaften Anhänger der königlichen Sache kennen zu lernen, dessen Name in Oxford gar einen guten Klang hat."

„Sir Harry", versetzte der junge Mann bescheiden, „es beschämt mich fast, aus Eurem Munde so viel meines eignen Lobes zu vernehmen, und dennoch macht es mich glücklich, durch Euch zu erfahren, daß man meiner in Oxford noch nicht vergessen hat. Denn dort war es ja, wo ich in denjenigen Grundsätzen erzogen und gebildet worden, die jetzt den einzigen Werth meines Lebens ausmachen."

„Ihr geltet dort", fuhr Sir Harry fort, „für einen ruhigen und besonnenen Mann, der mitten in den Wirren des Krieges den Glauben nicht aufgegeben hat, daß zwischen den streitenden Parteien eine Versöhnung noch möglich sei . . . ."

„Dieser Krieg ist ein Bruderkrieg, Sir", sagte der Pfarrer traurig.

„Das heißt", erwiederte Slingsby rasch — „ein Krieg auf Leben und Sterben — ein Krieg, der nur mit der gänzlichen Vernichtung des Einen oder des Andern enden kann. Zwei Nationen im Kampfe können Frieden schließen, wenn die Politik, oder die Stimme der Vernunft, oder irgend eine

bessere Regung dafür spricht. Aber wenn in einem Kriege, wie dieser, die Bürger eines Staates, die Söhne eines Vaters und einer Mutter einander gegenüber stehen: dann giebt es keine Politik, keine Vernunft und keine bessere Regung mehr — dann giebt es nur noch das nackte Messer!"

„Die Leidenschaften sind von den Menschen und werden verrauchen, aber das letzte Wort ist Gottes!" sagte der Pfarrer mit erhobener Stimme.

„Und sind nicht wir es, die Freunde des Königs, die das Wort Gottes auf unsere Fahnen geschrieben?"

„Mit Blut", sagte der Pfarrer. Er senkte den Blick zu Boden und eine Pause trat ein. Dann, indem er mit einem schmerzlichen Lächeln wieder emporsah, fuhr er fort: „Lasset mir diesen Glauben, der mich von Eurer Partei nicht trennt und mit der unserer Gegner verbindet. Der Wunsch nach Frieden und die Hoffnung auf Versöhnung ist das einzige Band, welches zwischen uns und ihnen besteht. Wenn das zerrissen, was bleibt uns noch?"

„Ihr seid ein Diener der Hochkirche!" rief Slingsby, halb vorwurfsvoll, halb erstaunt. „Es möchte nur Wenige von Euren Brüdern im Amt geben, die Euch für Worte, wie ich sie eben vernommen, nicht hart tadeln würden, mein ehrwürdiger Herr!"

„Ich weiß es", sagte Doctor Hewit, „und das ist mein Kummer. Denn traurig ist es um die Zeit bestellt, wo sogar die Boten des Evangeliums den Krieg verkündigen, anstatt des Friedens, und nicht die Versöhnung predigen, sondern die Rache."

„Wir sind zu weit gegangen für das; es handelt sich nicht mehr um ein Vergeben und Vergessen. Unsere letzten Grundsätze sind in Frage gestellt. Wie, mein Herr Pfarrer, Sie werden in ihrer priesterlichen Milde nicht so weit gehen, das göttliche Recht der Krone zu opfern?"

Der Pfarrer wurde sehr ernst, als ob er in diesem Augenblicke nicht vor den erbitterten Anhängern einer politischen Partei, sondern im Angesicht des Herrn, vor dem Altare Gottes stände; und mit feierlichem Tone sprach er: „Das göttliche Recht der Krone bildet einen von den Glaubensartikeln unserer evangelischen Religion und steht mir zunächst nach dem Glauben an Gott!"

„Und dennoch, Herr Pfarrer, redet Ihr von einer Transaction mit den Rebellen, welche dieses Recht leugnen?"

„Wenn sie es leugneten, so würde keine Verständigung möglich sein. Aber sie leugnen es nicht."

„Wie!" rief nun Slingsby, „dieses Parlament voll presbyterianischer Schufte, welches dem Könige den Krieg erklärt und die Verfassung unserer bischöflichen Kirche zu zerstören trachtet — diesen Haufen voll Auswurfs, sollte ich sagen, der sich den Namen eines Parlamentes anmaßt, nehmt Ihr in Schutz, trotzdem er den Covenant beschworen und die Schotten hochverrätherischer Weise in das Land gerufen hat?"

„Ich beklage tief", versetzte der Pfarrer, „die Sünden und die Irrthümer dieser Partei. Aber ich würde es vor meinem Gott nicht verantworten können, wenn ich den Zusammenhang verkennen wollte, der zwischen

ihr und uns noch besteht: die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Krone und ihrem Träger, dem Gesalbten des Herrn. Erst an dem Tage, wo eine frevelnde Hand daran zu tasten wagte, würde der Bruch unheilbar sein, wie an jenem andern Tage, wo der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus. Aber drängt unsere Widersacher nicht dahin, Sir Harry, drängt sie nicht dahin! Wol führen sie Krieg gegen den König, dem ich Treue gelobt und Treue nicht brechen werde; gegen die Kirche, in deren Schooß ich geboren worden, der ich meine Arbeit, meine Seele, mein Leben gewidmet habe: aber ich sehe, daß Fairfax seine Truppen wirbt, ‚für den König und das Parlament' — und ich möchte nicht, Sir Harry, daß ich geringer von mir selber denken müßte, als ich von meinen Feinden denke!"

„Die Heuchelei ist um so größer", eiferte Slingsby. „Jeder Schritt, den sie thun, ist voll von Zweideutigkeiten. Aber wir werden ihnen die Maske vom Gesicht herunterreißen. Der Kampf muß ausgefochten werden, und ohne Pardon. Der Sieger hat Recht."

„Und wisset Ihr denn so ganz genau, mein Herr Ritter", sagte der Pfarrer, „auf wessen Seite der Sieg sich neigen wird? Wenn nun —" und seine Stimme zitterte, „wenn nun ...." Er konnte nicht weiter sprechen.

„Mit der gerechten Sache der Sieg!" sagte Slingsby; „das ist die Parole, mit welcher jeder gute und tapfere Soldat in die Schlacht geht."

„Und über einem Leichenfeld wird er triumphiren! Dieser einstmals blühende Garten, dieses England, wird dann verödet liegen und seine großen Städte, diese gesegneten Märkte des Handels, die Werkstätten und die Lagerplätze werden stille sein, bis sich das Wort des Jesaias erfüllt: und die Einwohner der Insel sind stille geworden."

„Kommt Ihr mir damit?" rief nun Sir Tobias, der bisher der Unterhaltung schweigend zugehört hatte. „Muß ich es in meinem eigenen Schlosse erleben, daß Ihr mir Citate bringt aus dem alten Testament und aus dem Munde dieser gottverfluchten Juden, die ich hasse weil sie den Heiland gekreuzigt und noch mehr hasse, weil sie den Rebellenpredicanten Texte geben gegen unsers Königs geheiligte Majestät? . . ."

Ein leiser Seufzer ließ sich bei diesen heftigen Worten des Knights aus der Tiefe der Halle vernehmen, aus dem Schatten, da, wo etwas entfernt von den Redenden die beiden jugendlichen Gestalten standen.

„Um Gotteswillen! verrath uns nicht!" flüsterte der Aeltere von Beiden, indem er sich zu dem Gefährten neigte.

Der Knight sah sich betroffen um.

Aber der fremde Ritter fuhr fort. „Es ist wahr; das Unkraut muß ausgerottet werden, damit die Saat gedeihe, denn für Beides ist nicht Platz auf demselben Acker. England hat für zwei keinen Raum, und Großbritannien ist nicht groß genug für den König und das Parlament. Darum nieder mit ihm!"

„Und je eher, desto besser!" rief der Knight von Childerley.

„Meine Freunde", sagte der Pfarrer, „ich fürchte, daß ihr den Cha-

rakter des englischen Volkes sehr wenig versteht, wenn Ihr Solches äußern mögt. England will den Frieden. Dieses Verlangen ist zu natürlich. Soll der Kranke nicht begierig nach dem Heilmittel greifen, das ihm Rettung verspricht? Soll der lange von Haus und Hof Getrennte sich nicht nach der Heimat sehnen, der Gatte nicht nach der Gattin, der Vater nicht nach den Kindern? Alle diese heiligsten Bande sind gelockert und gelöst durch den unheilvollsten Bürgerkrieg. Aber dennoch — ich kenne mein Volk! Kein Engländer, welcher nicht lieber sterben, Haus und Hof in Asche, seine Gattin als eine Witwe, seine Kinder als Waisen zurücklassen möchte, ehe denn er Etwas von Dem aufgebe, was er für Recht und Gerechtigkeit erkannt! — Darum noch einmal, Sir Harry, treibt unsere Gegner nicht bis zu dem Puncte, von wo es keine Rückkehr mehr giebt! Das Volk will den Frieden; eine große und mächtige Partei, sowol in dem Lager des Königs als in dem des Parlaments ist bereit, die Vermittlung zu übernehmen.

„Hängt sie!" rief Sir Tobias; und Slingsby sagte verächtlich: „das Loos dieser Partei wird sein, zerdrückt zu werden. Wehe Dem, der sich zwischen Hammer und Ambos drängt! Denn das Recht ist nur auf Einer Seite; es kann nicht auf beiden zugleich sein. Darum sprecht mir nicht mehr von Vermittlung. Die Dinge drängen zur Entscheidung. Was hat auch das Verhandeln genützt und all das Pactiren zu Oxford und in Uxbridge? Wenn Se. Majestät dem Rathe dieser vermittelnden Partei, wie Ihr sie nennt, gefolgt wäre, so würde er aus dem Vertrag hervorgegangen sein als ein Herrscher ohne Land, ein General ohne Heer, ein König ohne Krone — ein verächtliches Ding in den Händen des Parlaments. Dem Himmel sei Dank, daß der Einfluß unserer Königin noch weit genug reicht um einen solch schimpflichen Ausgang von uns und dem Reich abzuwenden. Denn wiewol flüchtig und in fremdem Land, fern von dem Gemahl, fern von den Kindern, verlassen von Allen und fast mittellos — denn Ihr wißt, daß sie ihre Juwelen verpfändet hat, um unsere Armee auszurüsten: so steht Henrietta Maria, die kühne Tochter der Bourbonen, aufrecht da, standhaft und ohne Furcht, wie ich sie an jenem Tage sah auf dem Schiffe, das von Holland sie mit Waffen und Munition herübertrug. Der Sturm wüthete. Das Meer ging hoch und die Kugeln von dem feindlichen Admiralschiff umsausten uns. Alles war in Verzweiflung, und der Commandeur selber fürchtete von Augenblick zu Augenblick, daß die rasenden Wellen das Fahrzeug zerbrechen würden. Aber unerschrocken stand sie da am Ruder, den Blick dahin gerichtet, wo aus der grauen Hülle von Nebel und Wasser die Küste von Yorkshire auftauchte. „Die Königinnen ertrinken nicht!" sagte sie stolz und ruhig, die wir unsere Generalissima nannten. Und wir landeten, und an der Spitze der Nordarmee, ritt sie zum König, den Feind vor sich niederwerfend, wo er sich blicken ließ. O, uns fehlt ein Mann wie diese! Und dennoch, abermals geworfen, abermals flüchtig, eine trauernde Mutter, ein einsames Weib, ist sie die wahre Führerin unserer Geschicke. Die Königinnen ertrinken nicht — — und mag die Woge der Empörung noch so hoch gehen: sie

wankt nicht, sie steht mitten in der tobenden Fluth, ruhig und stolz, wie damals, unser Trost, unsere letzte Hoffnung und zeigt uns die ferne Küste von England. Dieses Blatt von ihr, das ich auf dem Herzen trage", und dabei legte Sir Harry Slingsby die Hand auf die Brust, „wird dem unerträglichen Zustande ein Ende machen, dem Krieg, der hoffnungslos nun drei Jahre schon sich hin- und herschleppt. Es bedurfte zuletzt eines energischen Entschlusses, und wer war im Stande, einen solchen zu fassen, als unsere Königin? Meine Herren, ich komme aus dem Louvre, wo sie, eine Verstoßene im eigenen Haus ihres Vaters, denkt und handelt, während wir, hier — o ich schäme mich, es zu sagen — von Verträgen reden! Nein! keine Verträge! Zum letztenmal das Schwert aus der Scheide! Der Sieg schwebt, ein Adler in den Lüften und späht nach unseren Fahnen! Montrose, der Besieger Argyles, der Held von Inverlochy, steht bereit mit den Hochlandsschaaren. Die Katholiken von Irland sind im Aufstand für den König, fertig zur Landung, und der Graf von Glamorgan wird sie führen. Dänemark ist bereit. Holland ist bereit. Frankreich ist bereit. Was seht Ihr so trübe drein, Doctor! Dieser Brief giebt dem König seine Krone wieder...."

Der Pfarrer war ganz bleich geworden und seine Stimme bebte. „Verbrennet den Brief, Sir Harry", rief er; „o, verbrennet ihn! Dieser Brief wird dem König die Krone kosten und vielleicht noch mehr!"

„Ehrwürdiger Herr!" versetzte Slingsby; „ich will das Wort nicht gehört haben!"

„Wolltet Ihr's hören! O—daß es Alle hören wollten, die Theil an des Königs Entschlüssen haben," erwiederte der Pfarrer. „England ist des Blutvergießens müde, England seufzt nach dem Frieden von ganzem Herzen, und tiefster Seele. Aber, Sir Harry, glaubt Ihr, daß England, diese Vormauer des reinen Glaubens, diese Burg des Protestantismus die Thür den katholischen Horden öffnen würde? daß dieses England seinen freien Boden von dem Fußtritte fremder Armeen entweiht sehen könnte? Niemals! niemals! und wehe dem Lande, welches den auswärtigen Feind hereinruft, um die inneren Zwistigkeiten zu schlichten. Nein, so tief ist unser Volk noch nicht gesunken; und wäre es, so würde ich die schrecklichste Niederlage weniger schmählich finden, als die glänzendste Erfüllung all Eurer Hoffnungen. Macht mir keinen Vorwurf, Sir Harry. Mein Schicksal ist mit dem des Königs unauflöslich verbunden; ich bin bereit Alles mit Euch zu theilen — aber von einem solchen Siege würde ich trauernden Herzens mich abwenden müssen!"

Lange hatte der Ritter von Chilberley an sich gehalten. Nun aber fuhr er ingrimmig auf.

„Doctor!" rief er, „Ihr wißt nicht, was Ihr redet! In einem Kriege, den das eigene Volk gegen die von Gott angestammten Fürsten führt, ist jedes Mittel erlaubt."

„Jedes", versetzte der Pfarrer, der nun seine Fassung wieder gewonnen — „jedes; nur nicht der Verrath des Vaterlandes! — Wie!" fuhr er fort, indem er sich an Slingsby wandte, „Ihr, Herr Ritter habt es

verrätherisch genannt, daß ein Theil unseres Volkes den Covenant genommen und die Schotten ins Land gerufen hat, — und doch ist der Covenant, wie tief ich ihn auch verabscheue, nur die Beschwörung des protestantischen Glaubens und, die Schotten, wie sehr ich auch diesen feindlichen Schritt verwerfe, sind ein Volk, welches mit dem unserigen dieselbe Sprache redet, denselben Glauben bekennt, und denselben König hat — einen König aus schottischem Blut, einen Stuart! Ihr aber wollt die Katholiken ins Land rufen, die papistischen Ketzer, diese blutgierigen Irländer, welche in einer einzigen gräßlichen Nacht vierzigtausend unserer protestantischen Brüder niedergemetzelt haben; Ihr sprecht von einer Allianz mit Englands Feinden — mit den Franzosen!" . . .

„Und dabei bleibt's!" schrie der Knight von Childerley und schlug mit der Faust auf den Eichentisch, daß die Leuchter zitterten und die Kerzen flackerten. „So soll Gott mir helfen, wenn ich nicht lieber französisch sein will, als diesem Parlament von Rebellen mich fügen . . ."

Da näherte sich der Pfarrer dem Ritter; und indem er ihm sacht die Hand auf den Arm legte, sagte er: „Wenn Euch die Leidenschaft denn so sehr verwirrt hat, daß Ihr nicht mehr zu unterscheiden wißt zwischen Recht und Unrecht, so gedenket an Euer Wort und vergesset nicht der Todten! . . ."

Diese Mahnung des Pfarrers und der Ton, mit dem er sie sprach, bewirkten eine rasche Veränderung in des ehrbaren Knights Haltung. Er bemeisterte sich; sein Antlitz wechselte die Farbe und seine Augen glänzten feucht. Hatte die Erinnerung ihn so tief bewegt, mitten in dem Aufwallen seines Zornes; oder war es das bittere Gefühl des Zwanges, dem er widerstrebend gehorchte?

„Meine Meinung, ehrwürdiger Herr", sprach er, „wird dieselbe bleiben, auch wenn ich sie verschweigen muß; aber es ist gut, daß ich einen Sohn habe, den ich in meinen Grundsätzen erziehen darf. Denn man kann wol sein Wort verpfänden, aber niemals seine Ueberzeugung."

Er ging hierauf der Thür entgegen, durch welche seine beiden Kinder eben eingetreten waren. Er nahm sie an der Hand, den Knaben und das Mädchen, und führte sie zu den Männern, die ihren Platz am obern Ende des Saales, in der Nähe des Kamines nicht verlassen hatten.

„Ew. Gnaden", sagte Sir Harry, sich zur Seite wendend, wo sein Begleiter, den er mit diesem Titel angeredet, leise plaudernd, noch immer im Schatten stand. Wenig schien das erregte Gespräch der Männer ihn bekümmert zu haben; er hatte seinen Arm um den Nacken des jüngern Gefährten geschlungen, der, wie es schien, ihn sanft abzuwehren strebte. Er folgte nun dem Rufe Sir Harry's und trat in das Licht, welches seine Figur voll beleuchtete. Es war ein bildhübscher Jüngling, von dem feinsten, ebenmäßigsten Wuchs. Um sein von Sturm und Sonne frühzeitig gebräuntes Antlitz ringelten sich die schönsten Locken; der Anflug eines Bartes zeichnete über der anmuthigen Lippe eine leichte Schattenlinie, und aus den grauen Augen schimmerte das erste Feuer der Jugend, diese Flamme des erwachenden Empfindens, welches die Welt von Innen

heraus mit einem Zauber erfüllt: dem Sonnenschein der Seele. Etwas Adeliges hatte dieser Kopf, diese Stirn; etwas Herausforderndes diese Gestalt, so schlank, so biegsam, so stählern in ihrer noch ungebrauchten Kraft — etwas Verführerisches, Abenteuerlustiges zugleich. Ein Liebling des Glückes! hätte man ausrufen mögen.

„George Villiers, Herzog von Buckingham!“ sagte Sir Harry Slingsby.

Der Pfarrer verneigte sich voll Ehrerbietung vor dem jungen Herzog, dem Träger eines der erlauchtesten Namen in England, und sein Auge ruhte voll Theilnahme auf dem Sohne jenes Mannes, vormals berühmt als der schönste seiner Zeit, beneidet als der Günstling zweier Monarchen, Jakob's I. und Karl's I., geliebt von den Frauen — geliebt selbst, sagte man, von einer Königin von Frankreich, der Mutter Ludwigs XIV. — gefürchtet von dem Adel des Hofes, gehaßt von dem Volk und, auf der Höhe seines Lebens und seines Glückes, erdolcht von einem Fanatiker — das erste Opfer jenes heraufsteigenden Gewitters, welches jetzt, nach siebzehn Jahren, den ganzen Himmel von England verfinsterte und dessen Blitze nun fortwährend um das Haupt des Königs leuchteten, der die Zeichen seiner Zeit so wenig verstanden! Siebzehn Jahre waren vergangen, so lange hatte das Verhängniß dem Könige Zeit gegeben, um nachzudenken — und nun stand der Sohn seines einst so großen und so mächtigen Günstlings, als ein Proscribirter in der Heimath seiner Ahnen; er, der von seinem Vater den stolzesten Titel ererbt, von seiner Mutter das größte Besitzthum, dessen sich jemals ein Unterthan in England erfreut, nicht besser als ein Bettler! . . . Denn das Parlament hatte des jungen Herzogs Ländereien, seine Forsten, seine Schlösser in Rutlandshire und seinen prächtigen Stadtpalast, dieses wegen seiner Gärten und Gemäldesammlung berühmte York-House in London confiscirt, als er, nicht älter als sechzehn Jahre damals, von dem frischesten Gefühl der Loyalität beseelt, seine Studien in Cambridge aufgab und sich in dem Lager der Royalisten stellte. Heimlich hatte er sich der Obhut seines Vormundes, Lord Gerard, entzogen und unter mannichfacher Gefahr den Weg zurückgelegt bis Staffordshire, und hier die königlichen Truppen erreicht an dem glorreichen Tage, wo Prinz Ruprecht mit einer Handvoll Reitern die befestigte Stadt Lichfield nahm und so zu sagen zu Pferde die Mauern derselben stürmte. Da hatte der junge Herzog die Feuertaufe empfangen in jenem furchtbaren Kugelregen, den von dem Dache der Kathedrale herab, aus den Fenstern der Nachbarhäuser und von einer Barrikade aus Kirchenstühlen die Puritaner auf die hereindringenden Cavaliere sandten. Bis an die Stufen des Altars hatte sich das Blutbad fortgesetzt, ehe die trotzigen Rebellen die weiße Fahne aufzogen; aber unerschrocken hatte George Villiers in dem mörderischen Kreuz- und Flankenfeuer ausgehalten und unversehrt war er daraus hervorgegangen. „Mylord“, hatte der Prinz Ruprecht zu ihm gesagt: „Seine Majestät ist nicht im Stande mehr für Euch zu thun, als die Natur schon gethan hat. Der Ritterschlag würde zu spät kommen. Ihr seid ein Ritter geboren!“ Er gab ihm hierauf die

Hand und begrüßte ihn, der halb noch ein Knabe war, als seinen Waffenbruder. Vom Könige, dem er sich in Oxford präsentirte, ward er mit den Worten empfangen: „ich habe den Sohn Buckinghams stets als meinen eigenen betrachtet; sei mir willkommen!" und er machte dann die folgende Campagne mit, bis zur unglücklichen Schlacht von Marston Moor, welche der königlichen Sache den ersten rauhen Stoß gab. Die Soldaten des Parlamentes traten nun das Erbe der Buckinghams an; aus dem Schloß von Burley-on-the-Hill machten sie eine Caserne, plünderten es, verwüsteten es und steckten es in Brand, als sie abzogen, von der ganzen Herrlichkeit nichts übrig lassend, als ein paar nackte rauchgeschwärzte Mauern. Mit der größten Bekümmerniß hatte die rasche That des Sohnes und deren Folgen das Herz der Mutter erfüllt. Nachdem diese sieben Jahre Witwe gewesen, war sie katholisch geworden und hatte sich in zweiter Ehe mit dem Marquis von Antrim vermählt. Ihre Kinder wurden bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges zusammen mit den königlichen Kindern erzogen und erhielten dann einen Vormund. Diesem machte die Herzogin-Mutter die bittersten Vorwürfe, wiewol er sie gar nicht verdiente; denn der Jüngling hatte sich von ihm und Cambridge ohne sein Wissen entfernt. Doch er nahm die Partei desselben und sagte: „Je größer die Gefahr, desto größer die Ehre." Auf Verwendung der Mutter erhielt der Sohn einen andern Vormund in der Person des Grafen von Northumberland, welcher ihn veranlaßte, sich aus England zu entfernen. Er bereiste den Continent, ging nach Frankreich, nach Italien, hielt sich einige Zeit in Florenz und Rom auf, und — da war er wieder! Was ihn auch getrieben haben mochte, die Treue für den König oder die Lust nach neuen Abenteuern: in dem Hause des reichen jüdischen Banquiers d'Acosta zu Amsterdam, welcher die Geldgeschäfte der Königin besorgte, hatte Sir Harry Slingsby den jungen Herzog getroffen, nachdem dieser bereits mehrere Wochen sich in demselben aufgehalten. Denn das Haus der d'Acostas, einer jener bürgerlichen Paläste mit gerundetem Giebel, gothischen Erkern und steinernen Treppen, wie man deren einzelne noch heut an der Juden-Heerengracht in Amsterdam sehen kann, stand den Anhängern der Königin immer offen und schon mehr als einen Cavalier in Bedrängniß hatte der Chef desselben, Mynherr Joseph d'Acosta, oder wie er sich, seiner spanischen Herkunft gedenkend, noch lieber nennen hörte: Don José d'Acosta gastlich aufgenommen und freigebig unterstützt. Hier hatte sich der auf eine Gelegenheit zur Ueberfahrt wartende George Villiers dem älteren Edelmann angeschlossen und war auf seiner Reise in das königliche Lager glücklich mit ihm bis Childerley Hause gelangt.

Freundlich ging ihm die Tochter des Hauses, Miß Olivia Cutts, entgegen und reichte ihm die Hand, die er galant an die Lippen führte. Lächelnd empfing das liebliche, blonde Mädchen die Huldigung des schönen Cavaliers und schritt dann weiter, um auch an dem Gefährten desselben die so früh ihr zugefallene Pflicht der Wirthin zu erfüllen. Aber fast erschrocken hielt sie inne. Der Blick der düsteren Augen traf sie so flehend und so traurig. Der Schimmer des Kamines beleuchtete ein bleiches Gesicht,

fremdländisch aber von außerordentlicher Feinheit; eine der zierlichsten Nasen, leicht gebogen, einen kleinen Mund, das zarteste Kinn — Augen, Augenbrauen und Haare von jenem eigenthümlichen Dunkel, welches zwischen Dunkelblau und Schwarz spielt — die Lieblingsfarbe der südlichen Sommernacht. So fremd stand die Erscheinung da — gleich einer jener exotischen Pflanzen, die mitten in unseren Glashäusern, noch mehr als durch ihren Duft und ihre Schönheit, durch ein unaussprechliches Etwas, wie Heimweh, uns an den fernen Boden erinnern, dem sie entstammt sind. Ein Wamms und Pluderhose von blauem Sammet mit Silber besetzt, umschloß eine Figur, die in all ihrer Grazie doch am Meisten den Eindruck des Scheuen, des Schüchternen, des Zurückbebenden machte.

Olivia sah sich unwillkürlich, wie fragend, um. Allein, als ob sie mit dem untrüglichen Instinct der Frauenseele fühlte, daß schon diese Frage eine Grausamkeit enthalte, trat sie nun sogleich vorwärts und im andern Augenblick lag eine weiche, zitternde Hand in der ihrigen — eine jener Hände, denen man bei der ersten Berührung ihr Schicksal anfühlt.

„Der Page Seiner Gnaden", sagte Sir Harry Slingsby, ziemlich von Oben herab, indem er eine leichte Wendung mit dem Haupte machte.

Olivia empfand, daß die Hand, die sie noch immer in der ihren hielt, heftiger sich bewegte bei diesem Wort und diesem Blick.

„Erlaubt mir hinzuzufügen", sprach der junge Herzog, „daß mein Page zugleich mein Freund ist und mein Kamerad werden wird, sobald wir im Lager angelangt sind, mi buen compagnero, wie es in seiner Heimat heißt." Ein Zug spielte dabei um seine Lippen, von dem es schwer zu sagen gewesen, ob er scherzhaft oder spöttisch gemeint sei. Wie denn überhaupt, sobald er den Mund nur öffnete, ein Ausdruck des Sarkasmus, der Ironie, des schlagfertigen Witzes in seinem Gesicht erschien, der sonst nicht darin bemerkt, ja nicht einmal vermuthet werden konnte; denn er bildete den auffallendsten Gegensatz zu der Offenherzigkeit, die demselben in ruhigem Zustand eigen war. Ein Beobachter hätte sich wol fragen mögen, ob der Leichtsinn oder die Gutmüthigkeit dieses jungen Menschen größer sei, und wer von beiden den Sieg davon tragen werde: seine Augen oder sein Mund. Denn beide waren, wenn er sprach, immer im Kampfe. „Da mein Page", fuhr er fort, „bis jetzt in unserer Sprache nur mittelmäßig bewandert ist, so muß ich für ihn das Wort ergreifen. Sein Vater, ein spanischer Edelmann aus einem der vornehmsten Geschlechter, fiel in dem letzten französischen Kriege und ließ die Familie in Kümmerniß und Elend zurück. Das ist nur zu oft der Lohn der Tapferkeit."

„Weiß Gott, so ist es", rief Sir Tobias Cutts, der den Knaben bereits mitleidigen Blicks betrachtete; „doch den Spaniern ist niemals zu trauen, — das heißt, mein Freund, ich wollte Dich nicht beleidigen, denn der Sohn eines braven Edelmanns, der für seinen König gefallen, ist immer ausgenommen. Merke Dir das, mein Sohn und sieh Dir diesen Knaben wol darauf an!" Dabei ergriff er die Hand des fünfzehnjährigen John und führte ihn näher.

„Seine Mutter ging nach Mailand“, erzählte der Herzog weiter, „und lebte daselbst, als eine Verwandte des Statthalters, kümmerlich genug. Dort lernte ich sie kennen und um ihr die Last zu erleichtern, habe ich ihren Sohn bei meiner Heimkehr als Page mit mir genommen.“

„Und brav von Euch gehandelt, war es, Mylord; so soll Gott mir helfen. — Wie heißt er?

„Manuel, wenns Euch beliebt.“

„Manuel“, wiederholte der Knight; 's ist ein schöner Name, wiewol fremdartig; kurz und bündig. Manuel, mein Junge!“ und dabei schlug er ihn auf die Schulter, daß dieser zusammenfuhr; „Du brauchst darum nicht roth zu werden bis unter die Haarwurzeln und die Blicke niederzuschlagen. Meiner Treu, Du kannst gradauf blicken; denn was ich auch vorhin von Deinen Landsleuten gesagt habe, so finde ichs doch im höchsten Grade löblich, wenn ein spanischer Cavalier kommt, um gegen die englischen Rebellen zu fechten!“

Olivia war zu dem Pfarrer getreten. „Gut, daß Ihr da seid“, sagte sie leise; „Ihr seid der Einzige, mit dem ich davon reden darf. O! wenn der Vater wüßte, daß ich immer daran denke ... Sagt, o sagt es mir, guter Herr, was wißt Ihr von Elisabeth —?“

Der Pfarrer ward sehr bewegt, als er dieser Namen hörte. Er sah Olivia fest an, dann legte er die Finger an die Lippen, dann ergriff er ihre Hand und drückte sie, wie wenn er ihr danken wolle für ihr Wort und für ihr Schweigen.

Denn in der That wäre keine Zeit mehr zu einem unbemerkten Gespräch gewesen, indem Martin Bumpus bereits in der Thür eines Seitengemaches erschienen war, aus welcher sowol heller Lichterschein als angenehmer Speisenduft in die Halle drang, so daß der Knight von Chilberley den Humor einer bessern Zeit wiedergewann und laut ausrief: „Mylord, Lady und Gentlemen! Das Essen ist auf dem Tisch; treten wir ein!“

Der herzhafte Geruch eines Rinderbratens sowie der Anblick gefüllter Weinkannen und silberner Humpen daneben hat schon mehr als ein betrübtes Gemüth in seiner höchsten Bedrängniß getröstet. Diese Wirkung war auch jedesmal bei unserm guten Knight ersichtlich und die Freude wieder einmal mit so werthen Gästen tafeln zu können, glänzte auf seinem Gesichte.

V. Sir Tobias wird bei Tafel unterbrochen.

Es war ein kleines Gemach, nach der Seite des Schloßhofes, in welches die Gesellschaft sich begab: eine seit langer Zeit nicht mehr benutzte Rüstkammer, deren beide Wände, der Länge nach, mit Schwertern, Schilden, Streitäxten und Spießen bedeckt waren, mittelalterlichen Waffen, die in dem Krieg jener Tage nur noch eine untergeordnete Rolle pielten. In der Mitte des mehr langen als breiten Raumes war der Tisch beladen, könnte man sagen, mit Allem, was Martin Bumpus in so kurzer Frist

nur herbeizuschaffen vermocht. Da waren große Schüsseln und da waren kleine Schüsseln von Zinn, mit zinnernen Deckeln darüber, so blank gescheuert, daß das Licht darin spiegelte; da waren zinnerne Teller in großer Menge, Krüge genug und Becher, einige von venetianischem Glas andr- von Silber, wiewol die Hälfte des Vorraths mit den vorhin erwähnten Leuchtern längst in die Münze von Oxford gewandert. Eichene Stühle mit eichenen Rückenlehnen, so hübsch geschnitzt und so sehr unbequem, wenn man davon Gebrauch macht, standen um den Tisch vor jedem Gedeck und die Gäste sowol als auch die Bewohner von Childerley-House nahmen Platz. Der Page stellte sich, wie es sich für ihn ziemte, hinter den Stuhl von Mylord, und Martin Bumpus hinter den des Ritters von Childerley, welcher am obern Ende des Tisches präsidirte, der Hinterwand gegenüber. Ein großes Oelgemälde hing an derselben, das Portrait einer Edeldame aus der Zeit und in der Tracht der spätern Tudorzeit, mit einer breiten Halskrause, einem steifen Kleid aus Brokat — Kniestück, und wiewol damals schon zum Mindesten ein halbes Jahrhundert alt, noch frisch in Firniß und Farbe, sehr sauber, sehr fein, von jenem silbernen Ton, aber auch streng gehalten in der Weise Mark Gerard's, eines der beliebtesten Maler am Hofe der Königin Elisabeth. Unter diesem Gemälde stand der Stuhl Olivias.

Der Pfarrer sprach das Tischgebet: „Für Alles, was wir zu empfangen bereit sind, mögen wir dankbar sein, um Christi willen. Amen!“

Die Anwesenden hatten die Hände gefaltet, während der Pfarrer sprach, und Amen gesagt, als er endete: nur der Page rührte weder die Hände noch die Lippen, sondern blickte bei dem Gebet unruhig hin und her.

„Was mag nur Eurem Don Manuel begegnet sein“, flüsterte Sir Tobias, indem er sich wieder setzte, seinem Nachbarn zur Rechten, dem jungen Herzog, zu. „Hat er doch Augen gemacht, Gott verzeih mir, wie irgend ein böser Feind, wenn er das Kreuz erblickt.“

„Ihr vergeßt, Sir Tobias“, erwiederte Buckingham, „daß er aus einem katholischen Lande ist.“

„Meinetwegen“, sagte der Knight; „ich habe nichts gegen die Katholiken, vorausgesetzt, daß sie sich ohne Falsch und Hinterlist mit Denjenigen vereinigen, die für den König und den Thron sind. Indessen, katholisch oder nicht: ich sehe keinen Grund, warum er nicht einstimmen sollte, wenn lauter gute Christen, die sich zu Seiner Majestät Hochkirche bekennen, Amen sagen!“

„Um in einer Sprache beten zu können, muß man sie zuerst verstehen, Sir Tobias“, sagte der Herzog: „aber er soll Beides lernen, verlaßt Euch darauf, er wird es besser machen, wenn wir uns das nächste Mal sehen.“

Der Knight war noch nicht halb davon überzeugt; aber er war nicht der Mann, der die Streitigkeiten liebte, bevor der Braten angeschnitten und das erste Glas getrunken war.

„Machts Euch bequem, meine Herren!“ rief er; „erweist dem Wenigen, was ein Edelmann in diesen schweren Zeiten so werthen Gästen zu bieten hat, eine Ehre und erlaubt, daß ich Euch vorlege.“

Bei diesen Worten stach er mit der großen Gabel in den saftigen Braten, der vor ihm stand und schnitt Stücke herunter, die nicht minder für sein gutes Herz sprachen, als für seine gute Meinung von der Tischgenossen Appetit.

„So, so", sprach er, während er die Teller füllte, welche Martin, sein Getreuer, ihm einen nach dem andern reichte, und Olivia, am untern Ende des Tisches, die Herren zum Trinken einlud. Wiewol sie an diesem Abend zum ersten Mal in der Eigenschaft einer Wirthin erschien, so benahm sie sich doch darin mit so viel angeborener Leichtigkeit und Anmuth, daß man ihren Bewegungen nicht ohne das herzlichste Wohlgefallen folgen konnte.

„Es ist wunderbar", sagte Sir Harry Slingsby, sie mit freundlichem Lächeln anblickend, „wie sehr Ihr dem Bilde gleicht, welches über Euch an der Wand hängt. Wenn ich mir die Halskrause hinzudenke, den Spencer und den Reifrock — wahrhaftig, ich könnte mir einbilden, daß Ihr leibhaftig aus dem alten Rahmen da heruntergetreten wäret."

„Hängt das Bild noch da?" rief nun Sir Tobias, den Humpen hart nieder setzend, den er eben erhoben hatte. „Ich habe Dir gesagt", wendete er sich an Martin, „daß ich das Bild nicht sehen will, und Du hast es dennoch nicht entfernt?"

„Um Verzeihung, lieber Vater", nahm Olivia das Wort; „Du weißt, daß dieses Bild meiner verstorbenen Mutter sehr theuer gewesen!"

„Desto schlimmer," fuhr der Ritter fort; „es vergällt mir den Augenblick und verwandelt jeden Tropfen meines Bechers in Gift."

„Sie ist meine Tante, lieber Vater", sagte Olivia, durch den Ton des Vaters eingeschüchtert, doch nicht stumm gemacht; „sie ist die Schwester meiner Mutter . . ."

„Und die Mutter jenes Schurken", brauste Sir Tobias auf.

„Haltet ein, mein Freund!" suchte der Pfarrer ihn zu beschwichtigen. „Sie ist aus dem Hause der Stewards, ein Tropfen königlichen Blutes ist in ihr; und mag der Fehler, der Irrthum, die Schuld ihres Sohnes noch so groß sein: den Namen, den Ihr ihm gebt, verdient er nicht!"

„Von wem redet Ihr, meine Herren?" mischte sich Slingsby jetzt in das Gespräch.

„Von . . . von — so soll Gott mir helfen, Sir Harry, das Wort geht nicht über meine Lippen . . ."

„Von Oliver Cromwell", sagte der Pfarrer.

Eine Pause trat ein. Es war doch, als ob, bei dem Klange dieses Namens, ein ferner Donner die Luft erschüttert habe.

Dann aber begann Herr Harry Slingsby laut zu lachen. „Ha, ha, ha!" rief er, in der besten Laune scheinbar, als ob er irgend einen vortrefflichen Scherz gehört habe. „Wenn Ihr von keinem Andern redet, als diesem Schafzüchter, der sich über Nacht in einen gar gewaltigen General verwandelt hat, so brauchts Euch und mich, um die Wahrheit zu sagen, nicht weiter zu bekümmern. Es wird mit seinen Soldaten ein Ende

nehmen, wie weiland mit seinem Vieh: wer den ersten Bankerott gemacht, fürchtet sich vor dem zweiten nicht. Ha, ha, ha! Noll mit der rothen Nase!"

Und er schüttelte sich vor Lachen und that einen mächtigen Zug aus seinem Weinbecher.

„Ihr täuscht Euch", sagte der Pfarrer, sehr ernst, „wollte Gott, daß seine Feinde nur einen annähernd richtigen Begriff von Demjenigen hätten, über welchen Euch eben so herzhaft zu lachen beliebte, Herr Ritter! Es stünde dann vielleicht besser um den König und die Königlichen! Ihr haltet ihn für einen Narren; ich aber sage Euch, er ist ein weiser, und mehr als das: er ist ein großer Mann!"

„Ew. Ehrwürden scheinen die Feinde Seiner Majestät ja sehr genau zu kennen", versetzte Sir Harry spöttisch.

„In der That, ich kenne ihn", fuhr der Pfarrer fort; „ich habe ihn oft gesehen und oft mit ihm geredet. Er war damals noch sehr unbekannt; ein Mitglied des Parlaments, von dem man nur wenig sprach, und über den es Sitte war, zu spotten und zu lachen, wenn man je seines Namens einmal Erwähnung that. Ich aber habe niemals gelacht. Etwas war in ihm und um ihn, Etwas, für das ich umsonst nach einem Ausdruck suche, — was mich diesem Manne gegenüber betroffen machte, lange noch bevor ich jemals ein Wort mit ihm gewechselt. Oftmals, wenn ich ihm begegnet bin in den Wiesen von St. Ives, oder auf den Stoppelfeldern unter dem düstern Herbsthimmel, hab' ich ihm nachgeschaut. Zuweilen ging er an mir vorüber, ohne mich zu bemerken; denn er war in Gedanken vertieft und im Gebet. Er sprach mit dem Herrn, oft ganz laut, so daß ich die Worte im Rauschen des Windes vernahm; und mir in meinem Herzen bangte vor dem Dunkel und der Kraft derselben. Oft auch sah ich ihn weinen — weinen, wie ich es niemals sonst wieder gesehen! schluchzend ging er durch die weite Einsamkeit dahin, klagend über die eigene Sünde und die Sünden der Zeit — die Hände ringend und Gott um ein Zeichen der Vergebung anflehend. Dann stand ich und sah ihm nach, bis er unter dem Nebel verschwunden war. Und mich ergriff ein unheimliches Gefühl. Mir war, als ob der Geist der Zukunft an mir vorübergeschritten sei."

Da ließ sich auf Einmal, von draußen, in der Nacht und aus der Höhe herab ein schmetternder Trompetenklang vernehmen.

Der Herzog von Buckingham sah sich erschrocken um.

„Was giebt es?" fuhr Sir Harry Slingsby auf, indem er instinctiv nach seinem Schwerte griff.

„Mit Verlaub, Herr Ritter", sagte Martin Bumpus; „es ist das Horn des Thurmwächters. Er bläst die neunte Stunde."

„Nein, Sir Harry", nahm der Pfarrer das Wort wieder auf, „denket nicht so gering von Oliver Cromwell. Und Ihr, mein werther Freund" dabei wandte er sich an den Schloßherrn; „vergeßt doch nicht, in welch aufrichtiger Freundschaft Ihr ehedem mit ihm gelebt habt. Man sollte Dem, was uns einst theuer gewesen, immer einen Rest, wenn nicht von Liebe, so doch von Achtung bewahren. Denn in seiner Vergangenheit ehrt der Mensch sich selber."

„Doch soll das Gefühl mich niemals hindern", entgegnete der Knight, „einzugestehen, daß es sich in seinen Neigungen getäuscht hat, noch jemals mich zwingen, Bande des Bluts anzuerkennen, welche mein besseres Selbst verwirft. An jenem Tage, wo Der, dessen Namen ich nicht ausspreche, seine Fahne gesetzt und seine Truppen geworben hat gegen des Königs Majestät, ist die Freundschaft zwischen uns zerrissen und die Verwandtschaft todt in meinem Herzen."

„Der Name Eures Kindes wird Euch immer gemahnen, daß sie dennoch fortbesteht."

„Olivia!" rief der Knight, und sah seine Tochter traurig an ... „Ja, bessere Zeiten waren einmal. Da wohnten wir zusammen, wie gute Nachbarn; unsere Frauen liebten sich als Schwestern, und wir liebten uns als Brüder. Wie oft legten wir den kurzen Weg zurück zwischen Childerley-House und Slepe Hall und welch ein heller Tag das war, jener Tag vor siebzehn Jahren, dort unten in der kleinen Kirche, wo er Dir seinen Namen gab ..." Auf dem Antlitz des Mannes schwebte ein Lächeln und in seinen Augen schimmerte ein Glanz, gleich jenem bleichen Licht, das zuweilen um Regenwolken spielt.

„Als Olivia sieben Jahre zählte kam sie in das Haus der Tante, nach St. Ives, einige Zeit bevor Cromwell mit seiner Familie diesen Ort verließ, um überzusiedeln nach der Insel von Ely. Dort verlebte Olivia ein kurzes, aber glückliches Jahr und das zärtliche Verhältniß einer Schwester war bald zwischen ihr und Elisabeth, der lieblichsten, der schönsten, der reichbegabtesten von Cromwells Töchtern — voll Sanftmuth und Geduld, voll lichter Heiterkeit — in Allem das Gegentheil ihres Vaters und dennoch ihm am Verwandtesten." Der Pfarrer seufzte kaum hörbar. Dann rief er, als ob er einen geliebten Todten zurückrufen wolle: „St. Ives! — wenn ich dieses Wort nenne, so kommt es über mich wie ein stiller glückseliger Frieden. Dann sehe ich die alte kleine Stadt und den Markt und die Häuser ringsum. Dann stehe ich wieder auf der steinernen Brücke, mit ihrem Thurm in der Mitte und ihren Einbuchten zu beiden Seiten. Die Landstraße ist belebt, die Pächter fahren und reiten an mir vorüber; sie grüßen mich und ich grüße sie. Unter mir fließt das Wasser der Ouse dahin und ich blicke stromauf. Giebelhäuser stehen am Ufer, mit rothen Wänden und trautheimlichen Fenstern. Weit und malerisch windet sich der Strom durch den Marschboden, mit Binsen bewachsen, bis tief in die Fluth hinein, und auf dem dunklen Wasser rudern zwei Schwäne. Baumgruppen stehen im Hintergrund und aus der Masse des Laubes erhebt sich der schlanke, weiße Kirchthurm von Allerheiligen. An dieser Kirche war ich damals Pfarradjunctus. Von dem Markt und der Straße des Städtchens führte ein Heckenweg mit Ulmen bepflanzt nach Slepe Hall, dem Wohnhaus und der Pachtung Cromwells, so lange er in St. Ives lebte. Gern ging ich diesen Weg, zwischen den Hecken und Bäumen, in welchen es immerdar flüsterte und rauschte, wie von einem stillen Geheimniß. Das Haus stand, von dichtem Grün umgeben, am Rand eines Teiches, und sein Blick ging über den Spiegel desselben

weit hinaus auf die Wiesen und den Horizont. Die Heiligkeit und der Frieden Gottes schienen auf diesem Hause zu ruhen. Der echte Hauch christlicher Frömmigkeit wehte mich an, wenn immer ich in dasselbe eintrat. Die innigste Neigung verband den Hausherrn mit seiner würdigen Gattin. Voll Ehrfurcht begegnete er der schon alternden Mutter. Vertrauen und Liebe herrschte zwischen dem Vater und den Kindern. Siehe da! sagte ich zu mir, ein Bild aus der Bibel. Da lernte ich den Mann verstehen, der mir so räthselhaft erschienen, als ich ihn in der Einsamkeit ringen sah um den Frieden. Hier hatte er ihn gefunden, im Schooße seines Glaubens und seiner Liebe."

„Mich wundert", rief Sir Harry spöttisch, „daß die Heiligkeit dieses Löwen vom Stamme Juda nicht gefährlicher gewesen, mein würdiger Herr Pfarrer, sowol für Eure Person als die Grundsätze der Hochkirche, zu denen Ihr Euch bekennt!"

„Im Gegentheil, Herr Ritter", versetzte der Geistliche ruhig, „damals und dort zuerst, im Umgang mit diesem Mann, wiewol er in allen Stücken abwich von den Satzungen, die meine Kirche mich gelehrt, hab' ich empfunden, was es heißt, dieses Wort, so oft bestritten und so oft geleugnet: Toleranz! In der That, er ließ sich das eine und das andere Mal, wenn es das Gespräch so gab, darauf ein, seine Meinung der meinen gegenüber auszusprechen. Ich achte, sagte er einmal, Gottes Haus so sehr, als irgend ein Anderer, aber äußerlicher Prunk giebt dem Herrn keine Ehre und gemalte Fenster können einen Mann nicht frömmer machen als er ohnedem wäre."

„Da habt Ihrs ja!" versetzte Sir Harry; „nun, ich will mich nicht besser machen, als ich bin: denn der Cavalier kann wol für die Kirche fechten, wenn er sie auch nicht jeden Sonntag dreimal besucht. Doch wer das Meßgewand angreift, das Altarbild und die Kniebeugung, der greift den König an; und ehe der Puritanismus nicht ausgerottet ist mit Stumpf und Stiel, werden wir keine Ruhe haben im Reich. Darum über sie, mit Feuer und mit Schwert. Das ist meine Meinung."

„Leider, daß sie's ist! Es möchte besser um unsere Partei stehen, wenn sie sich so weit hätte bemeistern können, Das zu dulden, was nur einmal zu vertilgen nicht mehr möglich war noch ist. Damals wäre noch Zeit gewesen. Die Geister waren in Gährung, aber der Krieg war noch nicht ausgebrochen. O, daß ich allen meinen Freunden das Wort hätte zurufen können, welches ich damals von Cromwell vernommen! In diesem Wort allein liegt die Lösung unseres Streites. Nehmt es an, und der Frieden ist da zwischen Fürst und Volk, in Staat und Kirche. Verwerft es und die Kriegsfackel wird fortfahren zu brennen und zu verzehren, bis ein Mächtigerer und Gewaltigerer kommt, denn wir Alle sind, um sie auszulöschen. Und dann wird eine öde Nacht sein überall. Sir, sagte Cromwell, dies ist ein zanksüchtiges Jahrhundert, und der Hader scheint mir um so viel verderblicher, weil religiöse Meinungsverschiedenheit der Grund desselben ist; aber wehe dem Staat, der, indem er seine Diener wählt, auf ihren Glauben sieht, und nicht auf ihren Willen, ihm treu zu dienen!"

Da lachte Sir Harry bitter auf. „So hättet Ihr Nichts dagegen, ehrwürdiger Herr Pfarrer, diesen Oliver im Dienste des Königs zu sehen!"

„Weit entfernt, Etwas dagegen zu haben, wäre dies vielmehr mein innigster Wunsch."

„Ihr vergeßt, mein Herr, daß ein Wort, wie dieses, ein Affront ist für die Schlachtfelder von Edgehill und Newbury . . ."

„Aber vielleicht ein Heilmittel für das von Marston Moor. —"

„Ihr solltet Euch erinnern, Herr Pfarrer, an das Blutgerüst von Laud . . ."

„Und Ihr Euch, Herr Ritter, an das von Strafford. Nolite confidere in principibus et filiis hominum, quia non est salus in illis — das waren fast seine letzten Worte."

„Ihr geht zu weit, Herr Pfarrer —"

„Nicht weiter, als mein Gewissen mir gebietet. Ich sehe, daß weder etwas Unmögliches noch etwas Unziemliches in der Politik liegt, sich der Dienste eines großen Gegners zu versichern, wenn man dadurch sich selber und den Staat retten kann. Ueber die Parteifrage sind wir längst hinaus, mein Herr. Wir stehen jetzt vor der Existenzfrage."

„Und Ihr wagt es wirklich, an eine solche Lösung zu denken?"

„Weil keine andere mehr geblieben. Ich sehe, daß der Aufruhr die Kirchen entweiht und den Thron bis auf seine Stützen unterwühlt hat. Mich schaudert!"

„Und Ihr denkt dennoch an Cromwell?"

„Er ist zugleich der Gegenstand meiner Furcht und meiner Hoffnung! Er ist ein Mann; und das mein Herr, ist das Unglück unserer Partei, daß an ihrer Spitze nur eine Frau steht . . ."

Sir Harry, von heftigem Zorn bewegt, sprang auf.

Auch dem jungen Herzog war warm geworden, mehr von dem feurigen Wein, dem er zugesprochen, als von den erregten Reden, die bei Tische geführt wurden. Er löste das Wehrgehenk von der Schulter und gab es seinem Pagen, damit dieser es irgendwo an der Wand aufhängen solle.

Der Pfarrer, sonst so sanft und versöhnlich, war von der Leidenschaft des Augenblicks hingerissen worden Sein Antlitz war bleich Seine Lippen zitterten. Sein Auge starrte hinaus, wie in eine weite Ferne, in welcher er etwas Furchtbares erblickte. Dann kam ein trübes Lächeln über ihn und mit leiser, weich bewegter Stimme sprach er:

„Beruhigt Euch, Herr Ritter! Der Schatten von Lauds und Straffords Blutgerüst fällt über Euren Weg wie über den meinen; und wer weiß, vielleicht — wenn Jeder von uns nur seiner innersten Ueberzeugung getreu verbleibt, so werden wir uns noch ein zweites Mal begegnen — "

Und bei diesen Worten erhob er sich, ergriff den vor ihm stehenden Becher und rief, indem er mit Slingsby anstieß: „Hoch lebe Seine geheiligte Majestät, König Karl I."

In diesem Augenblicke, wo die beiden Männer hoch aufgerichtet einander gegenüberstanden, und nachdem sie getrunken, Hand in Hand: ließ sich auf Einmal ein furchtbares Geräusch vernehmen. Es rasselte an der Wand, unter den alten Waffen. Der Page, als er das Wehrgehenk des Herzogs dort befestigen wollte, hatte an den morschen Bändern und Stielen gerüttelt — Etwas löste sich von Oben, Etwas fuhr hernieder — etwas Blinkendes, Breites — Scharfes — das Licht und die Farbe des Weinkruges ließ es röthlich darin schimmern, wie Blut — schreiend sprang der Page zur Seite und zischend fuhr eine Axt von Oben herunter, schoß in den Boden, spaltete das Holz breit auseinander und saß tief darin fest.

Und zugleich klang das Horn des Thürmers wiederum — jetzt aber laut und gellend, wie ein Hülferuf.

„Um Gotteswillen!“ rief Sir Harry Slingsby; „man muß nachsehen, was das bedeutet!“

Hastig hatte der Knight von Childerley das Fenster aufgeschoben, welches in den Schloßhof hinabging.

„Es ist zu spät!“ rief er.

Der ganze Hof war mit einer unruhigen Menge von Menschen erfüllt und mit vielen kleinen Lichtern, welche sich über den Köpfen derselben hin und her bewegten. Soviel man bei dem schwachen Scheine der Lichter unterscheiden konnte, war es ein Haufen Volks, bettelhaftes Gesindel, mit Lumpen am Leibe; aber sie standen um eine Fahne geschaart und waren allesammt mit Knütteln, mit Stöcken, mit Sensen, mit Heugabeln, mit Dreschflegeln bewaffnet. Das dumpfe Geräusch ihrer Bewegungen, ihrer Waffen und ihrer Stimmen vereinte sich und stieg drohend aus dem eben noch so stillen Hofe zu den erleuchteten Fenstern empor.

(Fortsetzung folgt.)

Spielende Kinder.

Von **Oskar Pletsch**. Mit begleitenden Worten von der Verfasserin des „Kinder-Advocat.“

Diesen Liebling unsres Weihnachtens kümmert es nicht, wenn die Jetztzeit, wie man sagt, der künstlerischen Darstellung nicht günstig und die Vorzeit schwer darin zu übertreffen ist. Er hat sich dem frisch sprudelnden Quell zugewendt, aus dem immer Neues und Ursprüngliches zu schöpfen ist.

Was auch geschehen möge, die Kindheit einzuengen und in ihrer freien Entfaltung zu hemmen — ganz wird es einem geistigen und leiblichen Wickelbänder-System nie gelingen. Freilich kömmt gar nicht so recht oft zur Erscheinung was von naiver Grazie in einem Kinderleben steckt, aber die Kunst versteht es zu finden und zu vermitteln, selbst für diejenigen, welche es in der Wirklichkeit gleichgültig an sich vorbei gehen lassen.





Versteckens.

Gezeichnet von Oscar Pletsch. Gestochen von K. Oertel.

Dann wundern sie sich wie schön und witzreich war, was sie täglich vor Augen hatten.

Die Photographie, sonst so grausam gegen das Menschen-Geschlecht, läßt Kindern oft Gerechtigkeit wiederfahren; aber unser Künstler ist in seiner Auffassung rasch wie das Licht und weiß sich noch besser des interessanten Augenblicks zu bemächtigen; ohne dem ist nichts für diesen Fall zu erreichen — denn ein Kind, dem man befiehlt still zu sitzen, taugt zum Malen so wenig wie ein ausgestopfter Vogel.

Auch eine Moral enthält das Blättchen. Angesichts der glänzendsten Weihnachts-Erwartungen zeigt es das wahre Kinder-Glück. Welch' ein idealer Tummelplatz! Alles Spielzeug, was sie brauchen — n mlich keins — als: alte Bretter des zerbrochenen Zauns um sich Häuschen zu bauen und einen Steinhaufen herauf und herunter zu klettern. Niemand in der Nähe, der von Kleidern und sonstigen Gefahren sprechen kann, denn die Mutter ist bei der Wäsche. — Unten ein Ställchen! gewiß sind noch dazu Kätzchen, Kaninchen oder junge Hunde darin. Lauter Vergnügen. Die Unschuld, so vornehm sie ist, den höchsten Engeln ein lieber Gefährte, hält doch treulich Kameradschaft mit den niedern Thier-Hausfreunden. Sie fühlt sich ihnen vielleicht verwandter als manchen hochmüthigen Herrn der Schöpfung die keine armen Creaturen in reiner Unbefangenheit mehr sind und den Umgang nach oben hin doch auch so ziemlich abgebrochen haben.

Aber ach! nicht alle Kinder können spielen. Manchen ist diese schaffende, dichterische Thätigkeit versagt, und sie haben kaum Verstand genug zum Lernen. Manche erstarren in der Eiszone der äußersten Armuth und manche verdorren unter dem goldnen Gluth-Regen des Ueberflusses. Oder es wird ihnen wenigstens zu viel geholfen dabei, aus wohlmeinender Dummheit und die junge Phantasie schläft ein über die alten Gedanken.

Darum fliegt ein frohes Lächeln über unser Gesicht, wenn wir spielende Kinder sehn und wir freun uns des Talents, das solchen Eindruck festzuhalten versteht: denn die Kunst braucht nun einmal natürlichste Natur und Göttlichkeit. Und beides trifft am glücklichsten zusammen im Kind.

Vogelschälle.

Aus dem ungedruckten Nachlaß von **Friedrich Rückert.**

1.

Auf wög' eine Nachtigall
Allen diesen Vogelschall,
Doch hat ihr's hier zu wohnen nicht gefallen:
So mögen sie denn schallen
Mit ihren Stimmen allen
Ersatz für eine Nachtigall

2.

Als in meinem Garten eine Nachtigall sang,
Gleich legt ihr der Nachbar eine Schlinge zum Fang.
Er konnte sie hören so gut als ich,
Aber er wollte sie haben für sich.
Ich ließ ihn fragen, was er begehrt',
Daß er sie weg nicht fange?
Er sprach, und besann sich nicht lange:
Sie ist unter Brüdern einen Thaler werth.
So kauft' ich ihm denn meine Nachtigall ab,
Indem ich den brüderlichen Thaler ihm gab.
Nachbar, ich bin betrogen:
Dein Thaler, der ist hier,
Doch sie ist weggeflogen,
Weiter nach Norden gezogen,
Es gefiel ihr nicht bei mir:
Oder vielleicht mocht' ihr bangen,
Du möchtest sie doch noch fangen,
Ueber kurz oder lang, wenn Dir
Der Thaler ausgegangen.

3.

Horch!
Hör ich klappern den Storch?
Armer Storch, Du bist übel dran
Dieses Jahr. Als Du zuerst kam'st an
Zur gewohnten Zeit auf dem alten Dach,
Sollten Deiner Rechnung nach,
Um Frösche zu fangen

Und Wasserschlangen,
Dir offen stehen Teich und Bach;
Doch mit verschlossenen Thoren
Standen sie eingefroren;
Und wolltest Du nicht erfrieren
Mußtest Du südwärts retiriren.
Wir fragten beklommen:
Wird er wiederkommen,
Oder hat sein Quartier
Wo anders er genommen?
Doch vergaßen wir
Alter Lieb' und Gewohnheit Macht,
Und über Nacht
Warst Du wieder hier,
Und der Frühling mit Dir.
Auf einmal erstand die todte Flur,
Der Winter zog ab ohne Spur,
Alles lebte zugleich,
Auch für den Storch der Frosch im Teich.
Da ging er nun auf die Jagd ohne Feiern,
Sein Weib saß schon brütend auf den Eiern
Da brach, o Graus,
Ihm gegenüber ein Feuer aus,
Fraß Haus um Haus,
Und sandte die glühenden Funken aus,
Auch zu ihnen über
Die Gass' hinüber,
Daß bald des Nestes Reiserwand
In Flammen stand;
Doch die Kraft der Spritzen überwand,
Mit reichlichem Träufen
Den Brand zu ersäufen.
Die Störchin saß fest
Auf ihrem Nest,
Halb verbrannt und halb ersoffen.
Ihm blieb die Flucht noch offen;
Wir sah'n ihn lang noch hohe
Kreise zieh'n
In der Luft voll Flammenlohe,
Dann aber flieh'n,
Wie von einem Pfeil getroffen,
Ueber Berg und Tha',
Gewiß mit Qual,
Wie je nur ein Abgebrannter flohe
Den gleiches Loos betroffen,
Zu verlieren Kind und Gemahl.

Und ob er nun zum dritten Mal
Wird kehren, wo ihn dreifach bedroht
Hat Eis-, Feuer- und Wassersnoth,
Wagen wir kaum zu hoffen.

4.

Wenn die träumende Flur noch schweigt,
Kommt zuvor dem weckenden Tag
Der Amsel Schlag,
Und die schwirrende Lerche steigt,
Um zu haschen von Berg und Thal
Den ersten Strahl.

Eh' Du denkest an Speis' und Trank
Flügelt Andacht Dich empor,
Im Schöpfungschor
Auszuströmen Preis und Dank;
Trag' am offnen Himmelsthor
Auch meinen vor!

5.

Kleine Vöglein aller Arten
Will ich aus des Nachbars Garten
So durch Körnchen, Krümchen, Brocken
All' zu mir herüber locken;
Nicht als ob nicht eben gerne
Ich sie hört' auch aus der Ferne,
Sondern weil vor Mord und Raube
Ich bei mir sie sich'rer glaube.

6.

Kann es dieselbe Drossel sein,
Die ich gehört bei Sternenschein,
Und nun am frühen Tage
Höre mit gleichem Schlage?

Sie kann doch auf des Schlafes Gaben
Nicht haben ganz verzichtet:
Sie muß im Traume gesungen haben,
Wie ich im Traume gedichtet.

Immortellen am Rhein.

Von **Hermann Grieben.**

Have in beatius aevum seposta seges!
Transi non sine votis mox noster!

So lauten die beiden Inschriften zur Rechten und Linken des ägyptischen Portals, das den Eingang bildet zu dem großen Friedhofe der Stadtgemeinde Köln. Fern abseits im Westen, eine Viertelstunde jenseits der Festungslinie ruht „die zu einem bessern Leben bewahrte Saat" aller der Seligen und „nicht ohne Fürbitte" wandelt der einsame Wanderer an den langen Reihen der Gräber hin. Ernst und still ist die Stätte; nur einmal im Jahre, am Tage „aller Seelen", wird sie lebendig, wimmelt sie vom Verkehr der Tausende von Menschen, die in altherkömmlicher Todtenfeier die Gräber und Denksteine mit geweihten Kerzen, Laub- und Blumengewinden, Epheu-, Immergrün- und Immortellenkränzen schmücken, um sich dadurch auf ein ganzes Jahr mit dem Memento mori abzufinden.

Mir widersteht eine solche massenhafte Wallfahrt zu den letzten Ruhestätten der Heimgegangenen. Wohl giebt es manche Stunde, in der man sich gern an das Fleckchen Erde stellt, wo ein uns liebgewesener und liebgebliebener Mensch tief unten verscharrt liegt; aber das sind Stunden einsamer Ruhe, ernster Sammlung und stillen Gedenkens. Fern vom Menschengewühl der lauten Alltags- und noch viel lauteren Feiertagswelt setzt man sich gern in Verkehr mit längstvergangenen Tagen, um deren Erlebnisse nochmals in der Erinnerung sinnend zu durchdenken; aber da ist man auch am besten mit sich allein.

Bädekers Reisehandbuch erwähnt den kölner Friedhof „Melaten" gar nicht. Er hat auch für Leute, die den Dom, die eiserne Gitterbrücke mit dem Königsdenkmal, den zoologischen Garten und die Flora betrachtet haben, nichts Sehenswerthes, es müßte denn der Granitblock sein, unter welchem der Dombaumeister Zwirner bestattet liegt, und das dem Gründer der Rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, Merckens, gewidmete Denkmal.*) Der Rheinfahrer will sich des Lebens freuen, nicht unter Cypressen und Trauerweiden wandeln. Aber es giebt auch Puncte am Rhein, wo er Beides vereinigen kann. Wie schön ist die Aussicht vom Friedhofe bei Bingen! Wie romantisch die Ruine der Wernerskirche von Bacharach, wo man zwischen Gräbern schreitend niederschaut auf den tief unten vorüberwallenden Strom!

*) Ganz neuerdings ist gleich hinter dem Portal zur Rechten ein sehenswerthes Kunstwerk des Bildhauers Werres, die nach Art der Schiller-Goethe-Gruppe in Weimar gehaltenen Standbilder von Wallraf und Richartz errichtet worden. Diesen beiden Männern verdankt die Stadt Köln ihr schönes Museum, ersterem die reichen Sammlungen, letzterem das Gebäude.

Wie anmuthig das Panorama um die Begräbnißstätten von Linz! Indessen nicht von diesen Puncten will ich berichten, sondern von einem andern, der zwar keine so schöne Landschaftslage hat, aber eine Art Pantheon ist, in dessen Räumen ich gern einsam umherwandle, da bald hier, bald da der Name, das Antlitz oder das geistige Wort eines im Leben bedeutend gewesenen und immer noch geistig nachwirkenden Menschen dem lebenden Geschlechte entgegenleuchtet.

Ich meine den Friedhof von Bonn, der im Nordwesten der Stadt, vor dem Sternenthore, unweit der Eisenbahn liegt, die nach Köln führt. Von einer Mauer umschlossen, gewährt er gar keine Aussicht; kein Bild der Außenwelt lenkt die Aufmerksamkeit ab. Es ist mir immer, als ob ich rückwärts im Buche der Geschichte blättere, wenn ich meine Schritte durch die gewundenen Wege des parkartig bepflanzten Raumes lenke.

Nur wenige Schritte vom Eingang schon stellt sich mir ein Monument in schöner Architectur römischen Styls entgegen. Aus der Halle desselben treten zwei vom Meister Rauch nach Art der altrömischen Grabreliefs gemeißelte Marmorbilder hervor und über ihnen das dornenumwundene Haupt des Erlösers. Dies ist eine Stiftung des Königs Friedrich Wilhelms IV. für einen theuren Lehrer und Freund. Die Inschrift des Denkmals nennt ihn: „Barthold Georg Niebuhr, geb. den 27. August 1776, gest. den 2. Januar 1831“ Ihm zur Seite ruht und im Marmorbild verewigt ist die treue Gattin, die ihn nur wenige Tage zu überleben vermocht: „Margarethe Lucie Philippine Niebuhr geb. Hensler, geb. den 7. Juli 1787, gest. den 11. Januar 1831.“ Kein Wort weiter verkündet dem Unkundigen, wer und was dieser Mann gewesen und wie er es verdient, daß sein königlicher Freund ihm solch ein Denkmal gestiftet. Wir aber wissen, daß eben dieser Mann sich selber ein Monument gesetzt, das noch Bestand haben wird in der Menschen Gedenken, wenn schon der Marmor über seinem Grabe zu zerbröckeln beginnt, wie sein Gebein unter dem Rasen. Mag die Wissenschaft fortschreiten und seit einem halben Jahrhundert mächtig fortgeschritten sein: Niebuhrs ungemeines Verdienst um sie wird immer unvergessen bleiben Deutschland ist nicht, wie er sterbend gefürchtet, „in Barbarei versunken“, sondern ehrt fort und fort in ihm einen seiner größten Geschichtsforscher.

An den Grabstätten des Philologen Heinrich († 1838) und des Arabisten Freitag († 1861) vorüber schreite ich zu einer an der Mauer befestigten dunklen Eisentafel, deren vergoldete Inschrift mir sagt:

„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn es
„Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Licht.“
„Hier ruhet die Asche von Ernst von Schiller,
„geb. zu Jena am 11. Julius 1796, gest. zu Bilich am 29. Mai 1841.
Herzensgüte, rechtlichen Sinn und Geistesklarheit erbte er von seinem großen Vater; sein letzter Wunsch war ein Grab neben dem Grabe seiner Mutter.“

Es ist Friedrich Schillers zweiter Sohn, der hier bestattet liegt. Er war Jurist, Appellationsgerichtsrath in Köln, zuletzt in Bonn, und starb

auf dem andern Rheinufer zu Vilich, unweit der Siegmündung, in seinem Landhause. Der letzte Wunsch, neben seiner Mutter, die als Witwe die letzten Lebensjahre bis zu ihrem Tode bei ihm geweilt, seine letzte Ruhestätte zu finden, ward ihm erfüllt; der untere Satz an seiner Grabtafel trägt die von Immergrün und Epheu halb überwachsene Inschrift:

„Hier ruhet die Witwe Friedrich v. Schillers,
geborne Charlotte v. Lengefeld,
gest. den 9. Julius 1826."

Wohl ist das ein bescheidenes Denkzeichen für eine Frau, die als wahlverwandte Gattin des Lieblingsdichters deutscher Nation unseren Herzen weit näher steht, als so viele andere weit berühmter gewordene Wesen ihres Geschlechtes. Nicht einmal das Geburtsjahr 1766 ist angegeben. Aber gerade diese Anspruchslosigkeit des Nachrufs führt uns das echt weibliche Wesen jener hoch- und feingebildeten, maßvoll-verständigen, zartfühlenden und tief gemüthreichen Charlotte, die wir aus ihrem Briefwechsel mit Schiller und mit ihren Freunden schätzen und lieben gelernt, so recht lebhaft vor die Seele. Wir sehen sie die fünfzehn Jahre glücklicher Ehe (1790 — 1805) an der Seite des ihr und uns allen so theuren Mannes wandeln, dann im Witwenstande mit treuer Sorge sich der Erziehung ihrer Kinder widmen, im Umgang und brieflichen Verkehr mit geistvollen, edlen Menschen noch einen schönen Nachsommer erleben und schließlich im Hause ihres Sohnes zu Bonn stiller Ruhe pflegen. Giebt es einen schöneren Ruhm für eine deutsche Frau, als den, Schillers Lebensgefährtin gewesen zu sein und sich zu aller Zeit als treue Mutter, aufrichtige Freundin und echt weibliches Wesen bewährt zu haben? Dieser Ruhm ist Dir beschieden, Du Längstheimgegangene, und der Immortellenkranz, der am Säculartage Deiner Geburt das stille Beet Deines Grabes schmückte, war nur das Sinnbild des liebevollen Andenkens, das Dir Dein Volk bewahrt.

Dort an der Mauerwand die Marmorbüste des Mediciners Nasse († 1851) ist ein Werk Afingers und links, gerade gegenüber, steht auf einem freiliegenden Rasenhügel die Erstlingsarbeit Hermann Heidels, ein Engel auf dem Grabe, in welchem der Vater († 1840) des Künstlers ruht. Armer Künstler! Auch Du liegst schon seit Jahr und Tag unter dem Rasen und Dein letztes Werk, das Arndt-Modell, ist halb vergessen, während Afingers Arndt bereits als ehernes Bild auf dem „alten Zoll" am Rhein steht. Heidel, am 20. Februar 1810 in Bonn geboren, hatte anfänglich die ärztliche Laufbahn eingeschlagen und erst als fünfundzwanzigjähriger Jüngling sich der Bildhauerkunst zugewandt. Aus Italien heimgekehrt, gründete er 1842 sich ein festes Atelier in Berlin. Er hat darin viel Schönes geschaffen, aber nur Ein großes Denkmal war ihm öffentlich hinzustellen vergönnt: die Händel-Statue in Halle. Sein Arndt, so treffend charakteristisch als Wanderer aufgefaßt und dargestellt, ist leider Modell geblieben. Wenige Monate nach der Enthüllung des Afingerschen Werkes ist Heidel, der sich bei der Preisbewerbung zurückgesetzt glaubte, am 29. September 1865 zu Stuttgart gestorben.

Sinnend schreite ich dem „Rondeel“ zu. Da begegne ich zwischen den Gebüschen gar manchem Bekannten von mehr oder minder klangvollem Namen. Hier ruht der Historiker Löbell († 1862) bei seinen Geschwistern; ein unscheinbares Eisengitter umrahmt die Stätte. An einem umgitterten Steinwürfel erblicke ich als Bronze-Medaillon das geistvolle Haupt A. W. v. Schlegels (geb. 5. Sept. 1767, gest. 12. Mai 1845) und dort, von zwei Engeln bewacht, das Marmor-Relief des ersten Organisators und Curators der Universität Bonn, Phil. Jos. v. Rehfues (geb. in Tübingen 1779, gest. 21. October 1843). Hier liegen die Gebrüder Boisserée, deren Name fortleben wird in der Geschichte des kölner Doms, Melchior († 1851) und Sulpiz († 1854); ferner der Archäolog Lersch, der General v. Boyen († 1848), der evangelische Theolog Augusti († 1841) und der katholische Philosoph Hermes († 1831), der Jurist Mackeldey († 1834), der Historiker Hüllmann († 1846), der Balneolog Harleß, der Aristoteliker Brandis († 24. Juli 1867) und so manche andere ehemalige Zierden der Wissenschaft haben sich hier zur ewigen Ruhe gelegt.

An der östlichen Mauerwand, die vom Eingangsthor links hinabstreicht, zeigt sich mir ein Denkmal mit sehr schönem Marmorrelief in überraschender Lebenswahrheit: „Christ. Carl Josias Freiherr v. Bunsen.“ Unter diesem Namen steht noch in vergoldeter Schrift der Spruch:

„Lasset uns wandeln im Lichte des Ewigen. Jesaias II, 5.“

Unweit dieses Grabes aber, ebenfalls an der Mauerseite, entdecke ich zwischen niederm Gebüsch eine schlichte Holztafel mit der Inschrift:

„Dem treuen Diener Preino. Friede seiner Asche!
Als Neger in Afrika geboren, ward er als Sklave verkauft,
empfing in Mülheim die Taufe 1823 und war über 60 Jahre
der treueste Diener seiner Familie, bis ihn der Tod 1858 abrief.“

Bunsen und Preino! Der hochgebildete Schriftgelehrte und der demüthige Negersklave, der weltberühmte Staatsmann und der ruhmlose Diener eines ungenannten Privathauses — hier liegen sie Beide neben einander und Beider Gebeine zerfallen in Staub. Jeder hat nach seinem Theile gearbeitet, mit seinem Pfunde gewuchert und nach seinen besten Kräften gewirkt; Beide ruhen sie nun von ihrer Arbeit; ihre Werke aber folgen ihnen nach.

In der Mitte des Friedhofes erhebt sich eine schöne Kapelle zierlichsten spätromanischen Styls. Früher gehörte sie zu der um 1200 gegründeten Deutschherren-Komthurei Ramersdorf (am Nordabhange des Siebengebirges, unweit Oberkassel); vor zwanzig Jahren aber wurde sie dort abgetragen und auf Geheiß des kunstsinnigen Königs hierher auf den Bonner Friedhof versetzt. In ihrer Nähe befindet sich das ebenfalls von Friedrich Wilhelm IV. gestiftete Denkmal des Preußenliedes. Eine aufrecht stehende Steinplatte zeigt oben ein in einem Lorbeerkranz verschlungenes Notenblatt, das die ersten Tacte der Singweise enthält und darunter den Anfang des Textes „Ich bin ein Preuße; kennt ihr meine Farben?“ Die Haupt-Inschrift aber besagt:

„Dem Dichter des Preußenliedes
Director Bernhard Thiersch,
geb. am 20. April 1793 zu Kirchscheidungen an der Unstrut,
gest. am 1. September 1855 zu Bonn“

Auch Deine Harfe ist längst schon verstummt, Robert Schumann. Dein einst so melodienreiches Haupt ist auch schon vor einem Jahrzehnt († 1856) übermüde zurückgesunken in die klanglose Erde. Das irdische Gefäß hat die gährende Fülle des Genius, der in ihm Wohnung gesucht, nicht in sich zu fassen vermocht; nun liegt es zertrümmert und durch die Büsche, die sich hier zum Grabe des Tondichters niederneigen, geht ein leises, heimliches Singen und Klingen, die Seelenmesse seiner Lieder.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Dies Bronze-Relief in dem mächtig aufgerichteten Granitblock: wen stellt es dar? Wer diesen Charakterkopf jemals im Leben gesehen, wird ihn nimmermehr vergessen haben. Diese scharfkantigen Züge, schön waren sie nicht, aber sie trugen die tiefgeschnittenen Stempel eines durchaus männlichen Geistes. Respect, Du nachwachsendes Geschlecht, vor einem Manne, wie diesem! Hartkörnig und metallen, wie er im Leben gewesen, so zeigt ihn auch sein Grabstein: F. C. Dahlmann geb. den 13 Mai 1785, gest. den 5. December 1860. Mit ihm vereint, ruht in derselben Gruft seine ihm schon 1856 vorausgegangene Gattin Luise, geb. v. Horn. In seiner Nähe liegen auch die beiden Botaniker Treviranus, der es bis zu fünfundachtzig Lebensjahren gebracht, und Schacht, der in der vollen Blüthe dahingerafft ward vom unerbittlichen Tode.

Im westlichen Theile des Friedhofes besuche ich gern die Grabstätte der Familie Classon. Es ist ein auf drei Seiten architektonisch geschlossener, gegen Sonnenuntergang geöffneter Raum. Darinnen hält ein Genius von idealer Schönheit die Todtenwacht. In Umgebung und Beleuchtung übt dies aus Afingers Künstlerhand hervorgegangene Marmorbild eine ganz wunderbare Wirkung.

So wende ich mich denn zu Deinem Grabe, Vater Arndt. Dort, wo die prächtige Eiche an der westlichen Mauer hinausschaut in das Gefilde und in den regen Verkehr der Eisenbahnzüge, da steht Dein Denkmal aus grauem Marmor, auf niedrigem Steinwürfel ein einfaches Kreuz mit der einfachen Inschrift:

„Ernst Moritz Arndt.
geb. zu Schoritz auf Rügen den 26. December 1769,
gest. zu Bonn den 29. Januar 1860.“

An der Mauerwand aber in einer dort hinter dem Stamm der Eiche eingefügten Tafel lese ich die Zeilen:

Gute Nacht, ihr meine Freund',
Alle meine Lieben,
Alle, die ihr um mich weint,
Laßt euch nicht betrüben
Diesen Absteig, den ich thu'
In die Erde nieder!
Seht, die Sonne geht zur Ruh',
Kommt doch morgen wieder.

Diese Worte schrieb Arndt aus schmerzbewegtem Herzen, als er im Sommer 1834 an dieser Stelle seinen im Rhein beim Baden verunglückten Sohn Wilibald (geb. 1825) hatte begraben müssen. Zu Häupten seines Lieblings pflanzte er damals auch das Eichenreis, das jetzt zum kräftigen Baum herangediehen ist. Unter dem mit eisernen Ketten eingefriedigten Blumenbeete, aus dem sich zwischen Epheu und Immergrün das Denkmal erhebt, ruhen jetzt beisammen Vater und Sohn. Die greise Mutter, die Achtzigerin (geb. 17. Februar 1786) waltet noch in dem stillbescheidnen Häuschen, das der deutsche Volks- und Kriegs-Tribun vor fünfzig Jahren sich selber gegründet da draußen am Rhein. Dazumal war es weit entlegen von der Stadt, hinter der Vinea Domini am Uferhang des freien Feldes; jetzt liegt es mitten zwischen den stattlichen, ja prächtigen Gebäuden und Gärten der Koblenzer Straße, die einfache, aber so grundeigenartige Hinterlassenschaft eines deutschen Schriftstellers.

Zwei gemauerte Pfeiler, vasengekrönt, zeigen den Eingang. Durch das halbgeöffnete Gitter sieht man in den Baumgarten. Da ist kein Stamm, den Vater Arndt nicht selber gesetzt und groß gezogen hätte. Nicht vornehm parkartig, sondern schlicht bäuerlich erscheint die ganze Anlage. Urwüchsig treibt das Gras aus dem ungepflegten Rasen und mitten hindurch führt ein gerader Steig nach dem Wohnhause im Hintergrunde.

Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Lülo ist es zugenannt.
Gottes Fried' und Freud' zieh' mit uns ein!
Dann wird das Glück der Pförtner sein.

So lautet der mit vergoldeten Schriftzügen in den Stein über der Hausthür eingemeißelte Spruch. Was „Lülo" bedeute, hat schon Mancher gefragt. Nun, es ist ein niederdeutsches Wort: lütt lô, d. i. kleines Gehölz. So hieß ein kleines Wäldchen bei Schoritz auf Rügen, in welchem vor hundert Jahren sich Arndt als Knabe getummelt, und so sollte denn auch das Daheim zugenannt sein, das der vom Ostseestrande nach den Ufern des Rheins verschlagene Mann sich hier begründet hatte.

Wie heimisch, wie heimatlich weht es mich immer an in diesem Lülo, in diesem Baumgarten, in dieser unscheinbaren Wohnung mit den grünen Fensterläden und dem kleinen Hintergärtchen auf der Kante des Ufergehänges, wo man weit hinausschaut über den prächtig wallenden Strom nach dem schönen Siebengebirge! Wie behaglich ist es in dem schattigen Gartenzimmer, wo von den Wänden die Heroen deutschen Geistes und deutschen Heldensinnes herniederblicken! Dort am Fenster auf dem Postament die Marmorbüste ist das Berliner Ehrengeschenk zum neunzigsten Geburtstage des Alten gewesen, der es aber selber mit Augen nicht mehr hat sehen sollen, dies gewaltige Haupt seines großen Freundes, des Reichsfreiherrn Stein vom Stein. Von Hermann Heidels Künstlerhand gemeißelt, hat es hier in diesen stillen Räumen seine Ehrenstätte gefunden

Hier waltet noch die greise Witwe, die Schwester Schleiermachers,

Frau Nanna Arndt; aber ihr Herz steht in Thränen und Trauer; ihre Gedanken hangen an den fernen Gräbern geliebter Kinder, die dem Vater so bald in den Tod haben nachfolgen müssen. Die einzige Tochter Nanna (geb. 22. April 1827), die in Kiel vermählt gewesen, starb zu Karlsbad am 16. April 1860 und Roderich, mein theurer Freund, der Liebling seiner Mutter (geb. 17. Juni 1821), liegt seit zwei Jahren († 26. November 1865) in Melaten bei Köln begraben.

Die greise Mutter, die an jedem Tag
Das Grab des Sohnes sucht mit ihrer Seele
Und hüben in dem stillen Gartenhag
Umsonst sich müht, daß sie den Gram verhehle:
Da wandelt sie gebeugt und achtet kaum
In ihrem Weh der schnellen Flucht der Stunden; —
O komm als lichter Engel ihr im Traum
Und flöße Trost in ihres Herzens Wunden! *)

Requiescant omnes in pace! Mögen sie Alle in Frieden ruhen, die Gott heimberufen von ihrer Arbeit! Was sie gethan und geleistet während der Zeit ihres Lebens in engeren und weiteren Kreisen: nachwirken muß es, still aber sicher. Und wenn auch nicht an alle Namen sich glänzender Nachruhm heftet, wenn auch manche verloren gehen und vergessen werden in dem fortwallenden Strome der Zeiten, so hat doch keine der Seelen fruchtlos gelebt; denn alle haben sie ihr Theil mitgewoben an der Menschheit lebendigem Kleid. Das Fegefeuer der Geschichte läutert unser Aller Thaten, verflüchtigt, was daran unbrauchbar, und schmelzt Alles, was daran gediegen, zu goldenen Stufen um, auf denen das Menschengeschlecht Schritt für Schritt aufwärts wandelt zu Wahrheit und Licht.

---

*) Am 18. Febr. d. J., als milde Witterung den Frühling anzukündigen schien, durfte ich der Frau Prof. Arndt zu ihrem 81. Geburtstage folgende Zeilen widmen:

Wenn der Frühling durch die Welt
Seine Boten sendet,
Wird auch Dir sein Gruß bestellt,
Dir sein Trost gespendet.
Linde Luft und Lerchenschlag,
Junges Grün im Gartenhag
Künden neues Leben;
Komm' und sieh den schönen Tag,
Den Dir Gott gegeben.

O wohl weiß ich, welche Noth
Dir das Herz umschattet:
Deine Liebsten hat der Tod
Alle schon bestattet.
Aber sieh, am Grabesrand
Steht es ja von theurer Hand
Goldig eingeschrieben
Als der Hoffnung Unterpfand:
„Weinet nicht, ihr Lieben!"

Denn so ist es ja bestimmt:
Wenn des Himmels Bläue
Ueber Strom und Bergen schwimmt,
Schwillt das Herz aufs Neue
Wenn der neue Frühling naht,
Froh zu grüßen seine Saat,
Findet auch die bange
Menschenseele leicht den Pfad
Zu getrosterm Gange.

O, so nimm auch dies Gedicht
Mit des Frühlings Boten
Als ein tröstend Traumgesicht
Vielgeliebter Todten.
Auf den neuen Frühling bau'!
Schmückt er rings Gebirg' und Au'
Bald mit Grün und Blüthen,
Wird er auch, Du theure Frau,
Segnend Dich behüten.

Entschieden!

Eine Erzählung in lebenden Bildern von **Adelheid v. Auer.**

Erstes Bild.

Vor der gastlichen Thür der kleinen Pfarrwohnung, unter dem grünen Dach einer uralten ehrwürdigen Linde, die in Millionen Blüthen prangend ein Denkmal unzerstörbarer Jugend schien, saß die Frau Pfarrerin. — Auch über ihr Haupt mochte schon so manches Jahr dahingezogen sein. Das Haar, das sich unter dem schlichten Häubchen scheitelte, war weiß und auf Stirn und Wangen stand in der Runenschrift der Zeit viel Trübes und Frohes aus einer langen und auch wohl nicht ganz sturmlosen Vergangenheit aufgezeichnet. Dennoch wetteiferte sie mit dem alten Baume, ihren Jahren zum Trotz, auch durch ihre Persönlichkeit unzerstörbarer Jugend ein liebliches Zeugniß zu geben. Bei ihr waren es die Blüthen eines warmen wohlwollenden Gemüths, die einer echt weiblichen, sie durch das ganze Leben hindurch begleitenden Liebe, vor allem die tiefer, wahrer Gottesfurcht, die mit unsichtbarer Krone ihr ehrwürdiges Haupt schmückten, Jedem, der auch nur in den fernsten Beziehungen zu ihr stand, unwillkürliches Behagen einflößte und die Seele warm berührte, während der Baum prahlender seine Blüthenpracht dem Auge sichtbar zur Schau trug und in lieblichen Düften zu den Sinnen sprach.

Das Pfarrhaus steht ziemlich am Eingang des Dorfs, wenn man die Straße daher kommt, die von den Bergen ins Thal führt, das, eben so wie das Dörfchen, von den vielen schönen Linden, die dort die Landschaft zieren, den Namen Lindenthal führt. Ein Heckenzaun schließt den zum Pfarrhause gehörigen Garten vom benachbarten Kirchhof ab, der die hübsche ländliche Kirche umgiebt.

Es ist so recht ein Platz zum Ausruhen im stillen Gottesfrieden und doch nicht abgeschlossen von dem Schauplatz eines auch in seinem einfachen Verlauf vielfach wechselnden Lebens.

Die alte Frau hatte gar viel zu sehen, wenn sie das noch in frischer Sehkraft strahlende Auge von der Arbeit erhob und auf den Bildern umher verweilen ließ. Rechts all die vielen frischen Blumen auf den Gräbern der Todten, die stattlichen Pappeln der Allee, die durch das eiserne Gitterthor des Kirchhofs zum Gotteshause führen, dessen Thurm sich doch über sie Alle erhebt. Dann die grünen Felder und Vorberge und die höheren Kuppen des Gebirges im blauen Duft der Ferne. Links hinunter und etwas tiefer im Thal die Häuser des Dörfchens und zwischen den Strohdächern, wie ein stolzer Pfau unter den Krähen, das

neue rothe Ziegeldach von des Amtmanns Wohnung, die sich fast so breit macht wie der Herr derselben, und aus deren blankgeputzten Fenstern auch ebensoviel wohlgepflegte Ordnungsliebe und Tüchtigkeit, jovialer Frohsinn und selbstgenügende Freude am Besitz hervorzuleuchten scheint, als aus den gleichfalls blankgeputzten Augen im rothen Gesicht des dicken Amtmanns.

Jetzt, in den Strahlen der niederwärts sinkenden Sonne blitzend, sah das Haus wie erleuchtet aus. Aber auch durch die blinden Fenster niederer Hütten schaute das liebe Himmelslicht freundlich hinein, hier einen hellen Flachskopf vergoldend, dort den Carmin frischer Wangen noch tiefer malend. Dem Gotteshaus den flammenden Scheidegruß sendend und den stillen Gräbern eine Segensleuchte, fand es dann seinen Weg durch das dichte Laubdach der Linde und zog gerade über dem Haupt der alten Frau vorbei schräg hinüber auf den voll tragenden Rosenbusch. So recht mitten im Sonnenstrahl saß das Mütterchen, und folgte sie ihm mit den Augen, dann fiel der Blick in ein Meer duftender Rosen.

Auch im Teich, der jenseits der Straße ein wenig links ab von dem Platz unter der Linde liegt, und der von da leicht zu übersehen ist, trieben die Strahlen ihr lustiges Spiel und streuten funkelnde Sterne auf das kühle Wasser. Gar lebendig gings auf demselben zu, denn nicht bloß des Amtmanns und des Pfarrers, nein, die Enten des ganzen Dorfes fanden sich dort zu gemeinsamem Schnattern und gemeinsamem Plätschern zusammen. Gar lustig machten sie dort ihre Schwimmstudien und badeten das schneeweiße Gefieder in dem feuchten Element. Und hatte eine gar besondere Beute gemacht, irgend einen dort umherschwimmenden Kohlstrunk, oder irgend eine andere Delicatesse gefunden, und trug dann die Trophäe in ihrem breiten Schnabel davon, welch allgemeines Geschrei erhob sich, wie stürzte die Schaar auf den glücklichen Finder zu und wenn er sich ans Land rettete, wie watschelten sie ihm nach, bis ein kräftiges Hinunterschlingen ihm die Beute gesichert. Und nicht nur die Enten, auch die Dorfjugend trieb dort ihr fröhliches Spiel, und wenn die uncultivirte jugendfrische Lustigkeit der Dorfkinder auch nicht in den Salon gepaßt haben möchte, den lieben Gottessaal verunzierten sie just nicht.

Des Amtmanns Sohn, Wilhelm, und des Pfarrers Enkel, Traugott, waren mitten darunter, beides hübsche kräftige Knaben und intime Freunde, bis auf gelegentliche Streitigkeiten und Prügeleien, die bei Knabenfreundschaften selten fehlen. Auch jetzt schien eine aufsteigende Wolke der Zwietracht das heitere Spiel verdunkeln zu wollen. Ein Ball, mit dem Beide um die Wette warfen, war weit hinein in den Teich geflogen.

„Warte, ich hole ihn gleich", sagte Traugott und krempelte eilig die Hosen auf, eines Vorwurfs des Großvaters gedenkend, als bei einer ähnlichen Gelegenheit besagtes Kleidungsstück in gar argem Zustand nach Hause gebracht worden war.

„Ich habe ihn schon", jubelte dagegen Wilhelm, der ohne Rücksicht auf seine Kleider und die Schelte der Mutter ohne Besinnen in den Teich

gesprungen und, zwar bis über die Kniee naß, aber als glücklicher Sieger herausgekommen war, „ich habe ihn schon und nun spiele ich allein damit!"

„Dir gehört der Ball nicht", rief Traugott mit einer hellen Röthe des Zornes, vielleicht auch nur des Eifers, auf den Wangen, „Dein Vater gab ihn uns Beiden zum Spielen."

„Aber ich habe ihn. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" lautete die in lachendem Trotz gegebene Antwort; „wir haben lange genug zusammen gespielt, jetzt will ich ihn allein haben. Du hast übrigens vergessen: als dir der Ball ins Wasser flog, warfen wir gerade um das Alleinspielen. Wie oft hattest Du ihn gefangen, he?"

„Hm, erst zwanzigmal", sagte Traugott kleinlaut.

„Nun, und ich?" triumphirte Wilhelm.

„Achtzigmal, das weiß ich", entgegnete Traugott schnell, „aber ich war auch noch nicht fertig. Der Ball fiel nicht an die Erde, sondern ins Wasser."

„Traugott!" rief die Großmutter, die den Streit mit angehört hatte. Der Knabe gehorchte augenblicklich ihrem Ruf.

„Besinne dich doch einmal recht", sagte die alte Frau freundlich, „ob es wohl einen Unterschied macht, ob der Ball an die Erde oder ins Wasser fällt. Werden nicht blos die Male als giltig gezählt, in denen Du ihn auffängst?"

Der Knabe zögerte eine Weile mit der Antwort. Dann hob er die großen, unschuldigen, blauen Augen zu der Großmutter auf, sah sie fest an und sagte: „Ich wollte den Ball noch gern haben und vom Wasser war nichts gesagt."

„Das weiß ich", fuhr die Großmutter fort, „darum sollst Du Dich eben besinnen, ob es sich nicht von selbst verstand, daß es ganz gleich war, wohin der Ball fiel, ob ins Wasser oder an die Erde. Du wirst das schon heraus finden; geh nur recht ehrlich mit Dir zu Rath."

Der Knabe kämpfte einen schweren Kampf; das Einsehen war vielleicht schwer, aber das Eingestehen ist oft noch viel schwerer. Endlich sagte er doch, wenn auch mit betrübtem Ton:

„Er kann allein weiter spielen; ich habe verloren."

Die Großmutter nickte zustimmend.

„Ich werde jetzt hier bleiben", fuhr er dann fort.

„Bist Du böse auf den Wilhelm, weil er den Ball hat und Du nicht?" fragte die alte Frau.

Der Knabe dachte eine Weile nach, endlich sagte er leise: „Ja, Großmutter, ich kann ihn nun nicht mehr leiden."

„Du wirst einmal ein schöner Prediger werden!" meinte die Großmutter. „Gottes Wort ist Liebe, die überall zur That werden soll, auch denen gegenüber, die uns Unrecht thun. Und Du kannst Die schon nicht leiden, die ganz im Recht sind, wenn sie Dir eine Freude nehmen. Du wirst ein schöner Prediger werden."

„Ach, bis dahin“, sagte Traugott und sein Gesicht nahm eine recht treuherzige Miene an, „bis dahin bin ich dem Wilhelm lange wieder gut.“

Der Großmutter Lippen verzogen sich unwillkürlich zum Lächeln. aber sie unterdrückte es.

„Wenn Du nicht gleich damit anfängst, wird es doch nichts so Rechtes mit der Liebe werden“, meinte sie.

Der Knabe schwieg nachdenklich. Er stand da mit beiden Armen auf den Tisch gelegt und sah die Großmutter an. Diese nähte emsig fort.

„Kommt der Großvater bald?“ fragte er auf einmal.

„Ich sehe schon immer die Straße hinunter, ob der Wagen nicht zu sehen ist“, antwortete die Großmutter.

„Und das kleine Mädchen bringt er mit?“ fragte Traugott.

„Ja, das arme kleine Mädchen, dem beide Eltern gestorben sind, wie Dir, die aber keinen Großvater und keine Großmutter, überhaupt keine Verwandten hat, ihr die Eltern zu ersetzen“, sagte die Großmutter in ernstem Ton.

„Die soll ich ja wohl auch lieb haben?“ fragte der Knabe mit einem Stoßseufzer.

Ja, auch wenn sie Dir den Ball fort nimmt, mit dem ihr gemeinschaftlich spielt“, lächelte die Großmutter.

Der Knabe seufzte wieder.

„Meine Schwester ist sie aber nicht“, meinte er, „und auch nicht Euer Kind.“

„Doch, wir machen sie dazu“, berichtigte die Großmutter. „Sie ist doch immer des lieben Gottes Kind, wie Du, wie alle Menschen und arme Waisen insbesondere, die keine Eltern und Geschwister haben.“

„Wie alt ist sie?“ fragte Traugott, ohne auf die Erörterung näher einzugehen.

„Vier Jahre, so viel ich weiß“, entgegnete die Großmutter.

„Gott, solch Kind!“ sagte der Knabe achselzuckend, „Großmutter, die wird mir den Ball nicht nehmen!“

„Vielleicht wirst Du ihn ihr aber geben“, meinte die alte Frau.

Ob diese Annahme dem Knaben einleuchtend war, blieb unerörtert, denn in dem Augenblick ließ sich das Rollen eines Wagens auf der Landstraße hören und durch die leichte Staubwolke, die das Gefährt aufrührte, erblickte das entzückte Auge Traugotts den alten geliebten Schimmel des Großvaters, den die Nähe des heimatlichen Stalles zu ungewöhnlich raschem Lauf antrieb, erblickte diesen selbst und neben ihm, auf dem schmalen Sitz des kleinen Korbwagens, die erwartete Kleine.

„Herrje, Herrje, die neue Schwester!“ brach er unwillkürlich aus und fuhr sich mit beiden Händen durch die wirren blonden Locken. Dann, wie übermannt von dem Gedanken dieser Bekanntschaft und all der damit verknüpften Verantwortung, und als müsse er sich davor retten, sprang er mit raschem Entschluß auf die Bank, ergriff den nächsten Ast des Lindenbaumes, schwang sich, wie er oft schon gethan, auf den ersten Ab-

satz des knorrigen Stammes und, wie ein Eichkätzchen mit spielender Gewandtheit von Ast zu Ast kletternd, saß er in wenigen Minuten hoch oben in der duftigen Blüthenkrone.

„Großmutter, ich bin dem Wilhelm schon wieder gut", rief er hastig dieser zu, als sie aufstand und aus der Laube heraustrat, just als der Wagen vor derselben vorfuhr.

„Willkommen, Vater; bringst du die liebe Kleine?" rief sie dem Alten freundlich entgegen, der mit fast noch jugendlicher Rüstigkeit, trotz seiner sechzig Jahre, vom Wagen stieg, das kleine Mädchen herunter hob und der alten Frau in die Arme legte.

„Da hast Du wieder Etwas zum Lieben, Mutter", sagte er freundlich, „es ist ein herziges Kind, sag ich Dir und mahnt mich schon jetzt mit seinen braunen Augen und seinem Lachen an den Vater, der mir einst ein lieber Schüler war."

Die Pfarrerin streichelte freundlich die Wange der Kleinen. Diese blickte sie noch etwas scheu an, verzog den hübschen Mund wie zum Weinen und wollte eben das Köpfchen auf die Schulter der Matrone legen, als es sich oben in der Linde zu regen begann und ihre Blicke unwillkürlich aufwärts zog. Da ritt Traugott auf einem derben Lindenast und bückte sich neugierig durch die Zweige, die neue Schwester zu betrachten.

„Hurrah! Der Großvater ist wieder da und der Schimmel und die neue Schwester!" rief er jubelnd und schüttelte die Aeste über seinem Haupt, daß ein Blüthenregen auf das schwarze Kleid des Mädchens und ihren dunkeln Lockenkopf hernieder rauschte.

Sie lachte hell auf. Es war ein herzerquickendes Lachen und wie Sonnenschein glänzte es in den Thränen, die das Gefühl des Fremdseins ihr einen Augenblick vorher erpreßt.

So durch Thränen lachend, mit Blüthen überschüttet und umfangen von dem Arm der liebevollen mütterlichen Frau, hielt die Waise ihren Einzug in die neue friedliche Heimat.

Zweites Bild.

Die Linde hatte wieder einmal ausgeblüht, zum zweitenmal seit Lisbeth im Pfarrhause aufgenommen war. Der wilde Wein färbte sich hochroth, der Wind wehte über die Stoppeln. Im kleinen Garten waren die Rosen von den bunten Lieblingen des Herbstes abgelöst worden und an der Weinlaube hingen schwer die blauen und grünen Trauben. Die kleine Lisbeth war längst heimisch im Pfarrhause. Sie nannte die alten Leute Vater und Mutter, war die Dritte im Freundschaftsbunde Traugotts und Wilhelms und zugleich das vermittelnde und versöhnende Princip; denn bei jedem Streit gab ihr Wille den Ausschlag und von den Spielen, um die die beiden Knaben sich nicht zu vereinigen vermochten, gewann das den Vorrang, dem sie den Vorzug gab. Sie war bei Amtmanns auch schon eben so zu Hause, wie bei ihren Pflegeeltern. Sie hatte des Amtmanns Herz erobert durch ihre unverhohlene Freude an

seinem schönen Vieh, die Furchtlosigkeit, mit der sie mitten unter die Herde ging und dem Eifer, mit dem sie sich von der Magd im Melken unterweisen ließ, und seine Frau wieder rühmte ihr stilles sittiges Wesen, ihr Geschick zu allen weiblichen Arbeiten, ihre Sauberkeit und Ordnung. Wenn der Amtmann sagte: „Sie wird einmal eine tüchtige Landfrau abgeben, auch für die Außenwirthschaft", setzte sie gewiß hinzu: „Und in ihrem Hause wird sich ein Blinder zurecht finden können, so wird Alles an Ort und Stelle stehen, und von der Diele wird man essen können, so sauber wird sie Alles halten."

Noch war sie aber kaum sieben Jahre alt und mit dem Heirathen hatte es wohl noch gute Wege, wenn auch in Kinderköpfen sich die Welt gar absonderlich malt und Kinderspiele oft künftige Lebensbilder seltsam vorausspiegeln.

„Vater, komm, Du mußt das sehen und hören", rief die Pfarrerin ihrem Mann ins Zimmer hinein. Ihr Gesicht glänzte vor innerm Lachen.

„Was denn Mutter?" fragte er.

„Du mußt sehen", wiederholte sie statt der Antwort, und ihn bei der Hand fassend, zog sie ihn durch das Haus in den Garten, aber nicht auf den Hauptweg, der in der Rebenlaube endigte, sondern von der Seite herum, durch Büsche gedeckt, nach der Hinterwand der Laube, wo sie ganz leise die Blätter und Ranken auseinanderschob und einen Durchblick für Beide frei machte.

Kopfschüttelnd sah der Alte sie an und dann durch die Oeffnung in die Laube. Da bot sich ihm denn ein gar sonderbares, halb rührendes, halb lächerliches Bild. Der Tisch, mit einem weißen Laken behangen und mit Blumen und grünem Laub geschmückt, war zum Altar umgeschaffen; zwei Talglichte, wie die Pfarrerin sie bei den nun schon länger werdenden Abenden der Magd zu geben pflegte, in zwei bleierne Spielzeugleuchter gesteckt, brannten als Altarkerzen und sahen mit ihrer trüben Flamme gar kläglich aus gegen den hellen Herbstsonnenschein, in dessen Licht die Trauben glühten. Vor dem Altar, umgeben von einer Schaar verwundert blickender Dorfkinder, standen Wilhelm und Lisbeth, er in seiner blauen Sonntagsjacke mit den Stahlknöpfen, einen gewaltigen Strauß, in dem sich Georginen und Astern, wohlriechende Reseda und Thymian um gelben Sonnenglanz reihten, im Knopfloch, und Lisbeth, gleichfalls im Sonntagsröckchen, mit grünem Buchsbaumkranz im dunkeln Haar. Traugott, die schwarzwollene faltige Schürze der Großmutter umgehängt, so daß sie wie ein Talar vom Kinn an bis auf die Füße floß, die Bäffchen vom weißem Papier, hielt die Traurede, just so, wie sein kindischer Geist jüngst die erste Hochzeitsrede, der er in der Kirche beigewohnt, aufgefaßt und behalten. Er gerieth in großen Eifer, gesticulirte gewaltig, und er sowohl, wie das Brautpaar und die ganze Schaar der Hochzeitszeugen und Gäste waren so andächtig in die Handlung versunken, daß Keiner den sich leicht kräuselnden, duftigen Rauch bemerkte, der aus des Großvaters Pfeife kam, und wie Weihrauchwölkchen um den

Altar zog. Am ernstesten und würdevollsten blickte das verlobte Paar drein. Wilhelm verwandte kein Auge von dem Redner, dem die Worte nur so von den Lippen flossen und in eigenthümlicher Mischung eigener kindlicher Gedanken mit dem, was er in jener ersten Traurede gehört, verstanden und auch nicht verstanden hatte, untereinander mischte. Die Braut aber war gar tief bewegt, wurde roth und blaß und trocknete sich verstohlen mehr als einmal die Augen bei den Ermahnungen, eine friedfertige Ehe zu führen und die Kinder zu Gottesfurcht und Tugend zu erziehen.

„Wie der Junge beweglich spricht", flüsterte die Frau Pfarrerin und stieß ihren Mann leise an. „Er wird einmal ein rechter Apostel des Herrn werden, gerade wie Du, Vater. Er ist nur noch gar zu eifrig und schwenkt die Arme zu sehr, das wird sich aber geben. Himmlischer Gott, welche Freude, ihn 'mal auf der Kanzel zu sehen und an Dich dabei zu denken und sich zu sagen, er hat sein Vorbild erreicht, wenn auch nicht übertroffen. Das kann Keiner, für mich wenigstens nicht, Vater."

Der Pfarrer blies gewaltige Wolken aus seinem Meerschaum. Die Frau sollte nicht sehen, wie er zu dem Lobe schmunzelte.

Dann aber, als die Wolke fort war, zeigte er ein gar ernstes Gesicht und schob das Sammetkäppchen auf dem Kopfe unruhig mehrmals hin und her, was bei ihm immer ein Zeichen des Unbehagens war. Es wollte ihm nicht recht in den Sinn, diese Nachahmung seines heiligen Amtes, und er konnte die harmlose Freude seiner Alten an dem gewiß unschuldig erdachten Spiel nicht begreifen. Der wahrhaftige Eifer und die wahrhaftige Andacht besiegten aber sein inneres Widerstreben mehr und mehr und er war nahe daran, sich rühren zu lassen, als dem kindlichen Prediger dort vor dem Altar das Seltsame passirte, daß, als er die Braut fragte: „Willst Du, Lisbeth Eichler, den ..... zum Manne?" er, anstatt Wilhelms Namen, seinen eigenen, Traugott Liebenrose, nannte.

„Wilhelm Heinze", corrigirte der Bräutigam mit starker Betonung den Irrthum.

„Da war es mit der Rührung, aber auch mit der Fassung der hinter der Laube Lauschenden vorbei, und sie hatten Mühe, ein herzliches Auflachen zu unterdrücken.

„Willst Du, Lisbeth Eichler, den Wilhelm Heinze zum Manne?" wiederholte Traugott seine Frage. Sie flüsterte leise ihr Ja, wie sie es von der Braut in der Kirche gehört, und dann wechselte das Paar die Ringe, von Lisbeth aus blauen Stickperlen verfertigt, die sie auf Pferdehaar aus des Schimmels schon dünn werdendem Schweif ausgezogen, dann kam die feierliche Umarmung und dann war das Spiel aus.

„Wenn ich aber groß bin, heirathe ich Dich und der Großvater muß uns trauen", versicherte Traugott, die hellen Schweißtropfen von der Stirn wischend, „willst Du, Lisbeth?"

„Ja", sagte sie freundlich, „Dich und den Wilhelm, aber Du mußt mich trauen."

„Zwei Männer nimmt man nicht, und wenn ich Dich haben will, nimmst Du mich", entschied Wilhelm zuversichtlich.

„Nein, mich", erklärte Traugott mit Nachdruck, aufsteigenden Zorn in Stimme und Miene.

Wilhelm nahm eine herausfordernde Stellung an, Traugott schritt hastig auf ihn zu; der kleinen Gemeinde schien das seltsame Schauspiel werden zu sollen, daß der Pastor und Bräutigam sich um die Braut prügelten, aber Traugott trat zufällig auf der Großmutter Schürze und sein Ornat erinnerte ihn an sein Amt.

„Ich bin ja der Pfarrer", sagte er, zurücktretend, „ich schlage mich nicht."

Die Großeltern hatten nun auch ihr Lachen bekämpft und traten in die Laube. Die Großmutter nahm dem kleinen Mädchen den Buxbaumkranz aus dem Haar, ihr die erglühenden Wangen streichelnd; Wilhelm hatte seinen Strauß gleich von selbst weggeworfen, und den halb beschämt, halb noch von geistlichem Stolz erfüllt dastehenden Traugott nahm der Großvater freundlich bei der Hand und verwies ihm mit ernsten Worten das Spiel.

„Das Predigen laß, bis Du groß bist, mein Sohn", sagte er, „sei jetzt ein Hörer des Worts, es hat noch Zeit bis zum Lehrer. Mit Dingen, die heilig sind, soll man nicht scherzen; am Scherz stumpft die Ehrerbietung sich ab und die Gewohnheit des Spielens hindert den rechten echten Ernst. Verkleide Dich nie zum Diener des Herrn, sonst wird, wenn Du es bist, der Gedanke an die Verkleidung Dich unwillkürlich stören. Jetzt kannst Du das noch nicht sein, wofür Du gelten willst, hast Du Dich aber gewöhnt, das Gelten zuerst ins Auge zu fassen, so wird das Sein darunter leiden. Der Talar macht den Prediger nicht aus, aber der demüthige Sinn, das liebevolle, friedfertige Herz. Wer Frieden verkünden und Tugend lehren will, muß eines üben und das andere haben. Traue kein Paar", fügte er lächelnd hinzu, „wenn Du dem Bräutigam die Braut nicht gönnst."

Der elfjährige Knabe schaute dem Großvater voll ins Gesicht. Vielleicht verstand er im Augenblick nicht ganz, was Jener meinte, aber er war eine Natur, so lange den Wortlaut einer Lehre in treuem Gedächtniß zu behalten und darüber nachzudenken, bis volles Verständniß ihm aufging und das Eine verstand er doch schon jetzt: daß er nicht sollte gelten wollen, was er nicht wirklich zu sein sich bewußt war.

Wilhelm aber drehte sich kurz auf dem Absatz um. „Schade, daß die Alten kamen, das Spiel war so hübsch", sagte er leise.

Drittes Bild.

Wie der kleine Bach, der, aus den Bergen kommend, das Wiesenthal durchfließt und eine Meile weiter in den schon schiffbaren Fluß mündet, an dem die Stadt liegt, mit den Wassern desselben weiter ziehend in den nächsten Strom und mit ihm ins Meer, wie er anfangs sich durch

Wiesen und Felder und blühende Ufer schlängelt, dann aber ins fremde Element hineinwachsend, die Welt zu sehen bekommt, felsige Ufer, unruhiges städtisches Treiben, Meereswogen, die an Klippen schlagen und viel wilde, wüste Schauspiele, von denen er in seiner Kindheit Tagen, als er noch ruhiger Dorfbach war, nichts ahnte, so wuchsen auch die Kinder allmählich ins Leben hinein.

Traugotts künftiger Beruf führte ihn bald über die Dorfschule hinaus, und des Großvaters Nachhülfe wollte nicht mehr genügen. Aber auch Wilhelm sollte, ehe er dem Vater in der Bewirthschaftung des Lindenthals hülfreich zur Seite stand, ein Gestudirter werden, wie dieser sagte und hinzufügte: „In meinen dicken Kopf ist nie etwas von der Wissenschaft hineingegangen, das ist ein Mangel; daß aber in sein gelehriges Gehirn nicht mehr hinein soll, als er just hier brauchen kann, dafür werde ich, wird der gesunde Sinn haften, der ihm aus der väterlichen Scholle herauswuchs, wenn er schon als Kind hinter den Pflügern herging, sich mit dem Vieh draußen auf der Weide herumtummelte oder das Heu laden und heimfahren half.“

So besuchten die Knaben nun vorläufig das Gymnasium der nächsten Stadt, wohin der Bach ihnen das Geleit gab. Jeden Morgen wanderten sie Beide, die Mappe auf dem Rücken, dorthin. Es war kaum eine Stunde Wegs und zu jeder Jahreszeit dieser Frühgang vor dem angestrengten Lernen in der Stube der Gesundheit heilsam und oft gar wunderschön. Zu Mittag waren sie bei einem Freunde des Amtmanns in Kost gegeben und nach den nachmittäglichen Lehrstunden gingen sie wieder heim, in Sonnenschein und Sturm, bei Schnee und Winterkälte, so gut im lauen Wehen des Frühlings wie in der stillen Schwüle des Sommers. Sie gediehen herrlich dabei, blühten an Leib und Seele und auch die Kinderfreundschaft mit Lisbeth blühte fort, wenn auch in anderer Form.

Es will sich für vierzehn-, fünfzehnjährige Knaben nicht mehr schicken einem kleinen Mädchen den Hof zu machen und gar eifersüchtig auf dessen Gunst zu sein.

Und doch wars mit dem Letztern nicht immer ganz und gar vorbei, denn, wenn sie jetzt auch mehr als die Beschützer der kleinen Lisbeth auftraten, zuweilen sogar als deren Erzieher, so fand auch dabei wohl aus alter Gewohnheit noch immer eine Art Wettkampf statt, bei der das Mädchen sich gut stand. Sie thaten ihr gar zu gern etwas zu Gefallen und wenn der Eine ihr Liebes erwiesen, so war das immer ein Anstoß für den Andern jenen zu überflügeln.

Traugott hatte eine gar stille tiefe Art dabei und wendete viel Nachdenken und Eingehen sowol in die heimlichen Wünsche des Kindes als auch in die eigentliche Wohlfahrt desselben daran. Das lag nicht in Wilhelms Charakter, wohl aber ein rasches Erfassen und Benutzen des Augenblicks, das ihn mit einem Sprung oft weiter führte als Traugott, der lange vor ihm ausgegangen war. Auch für Lisbeth floß das Leben nicht mehr wie ein einziger Festtag dahin. Auch sie hatte schon ihre klei-

nen und größer werdenden Pflichten zu erfüllen, auch sie mußte hineintauchen in den Born der Wissenschaft so weit er in einer Dorfschule fließt und ein einfaches Mädchen allmählich zur einfachen Frau umbilden helfen soll.

Mehr wie die Fingerspitzen benetzte sie sich dabei auch nicht und die Tinte war nicht echt genug, um den thauigen Morgen und Abenden und der frischen Atmosphäre des Baches oder Dorfteichs für immer zu wiederstehen. Das Meiste die naturgemäße also liebenswürdigste Metamorphose des Kindes zur Jungfrau und der Jungfrau zur Gattin vorzubereiten that die Frau Pfarrerin durch leises Führen an echt weiblichem Zügel, durch allmähliges Lehren und stetes Beispiel.

Es war ein glückliches Leben, das dem kleinen Mädchen dahinfloß. Sie lachte dem Morgen entgegen und nahm lächelnd vom Tage Abschied, dem nach der rasch durchschlafenen Nacht der nächste Morgen folgen sollte. Jeder war des Festhaltens werth und Jeder des Erwartens.

Aber mögen die Tage noch so schön sein, im kindlichen Alter giebt es doch alljährlich ein paar Festtage, die man nicht rasch genug herbeigeführt sehen kann und vor deren Annäherung man die Zeit fortscheuchen möchte, die uns von ihnen trennte. Das ist die heilige Weihnacht, des Jesukindes Geburtstag, ein Festtag für die Welt, das ist das eigene Wiegenfest, nur im engen Kreis der Familie von Bedeutung, aber für die Kinderseele selbst doch auch ein heller Stern am Lebenshorizont.

Zum sechsten Mal seit Lisbeth im Pfarrhause war ging der Stern für sie auf und leuchtete ihr die ganze, dem Geburtstag voran gehende Nacht so hell in die Augen, daß sie nicht schlafen konnte, sie mochte die Augen noch so fest zudrücken und sogar die kleine Hand drüber legen; er schaute durch Alles hindurch in das Herz hinein, das in jubelnden Schlägen hoch aufhüpfte und den Morgen nicht erwarten konnte. Endlich zog er denn mit rosenrothem Flügel goldig am Sommerhimmel auf.

„Heut ist mein Geburtstag!" war der erste Gedanke, mit dem das kleine Mädchen ihn begrüßte, der zweite: „Gottlob, daß Ferien sind!"

Ja das ist eine zweite Wonne bei Kindergeburtstagen, Ferien! — Keine Schule, frei vom Morgen bis zum Abend, ein wirklich ununterbrochener Festtag!

Lisbeth sprang aus dem Bettchen und kleidete sich schnell an. In die Nebenstube durfte sie nicht, ehe sie nicht gerufen wurde, aber sie hörte verdächtiges Geräusch in derselben. Sie hörte leise gehen und dazwischen ein paar Stiefel knarren.

Sie kannte den Ton. Das waren Wilhelms Wasserstiefel, die er immer in den Ferien trug, denn in den Ferien war er Oekonom und von dem sind Wasserstiefel unzertrennbar.

Das kleine Mädchen hielt fast den Athem an vor gepreßter Erwartung. Plötzlich verdunkelten sich aber ihre Züge. Ihr fiel etwas Schlimmes ein, etwas sehr Schlimmes, sie hatte ihr Morgengebet vergessen. Was würde die Großmutter sagen! das mußte sie nachholen. Sie ging

an das offene Fenster, um nur recht weit ab von der Thür zur Nebenstube zu sein und das verhängnißvolle Geräusch nicht zu hören, aber o weh, da führte eben einer von des Amtmanns Knechten eine wunderhübsche Ziege an rothem Band aufs Pfarrhaus zu. Die war für sie, das wußte sie, es brauchte es ihr Niemand zu sagen. Sie stand mit gefalteten Händen am Fenster. „O Gott die Ziege!" stammelte sie, „die wunderhübsche Ziege, sie ist für mich. Lieber Gott! verzeih mir doch, ich kann nicht beten, ich freue mich zu sehr. Ach die Ziege, die Ziege!"

Die Ziege war inzwischen ins Haus gebracht und mit dem rothen Band an den Geburtstagstisch angebunden worden. Der Herr Amtmann schickte sie seinem Liebling und seine Frau ein sauberes Milchgefäß dazu und zierlichen Milcheimer, beides in der Größe bequem von der Kleinen gehandhabt zu werden. Auf dem Tisch brannten die Lichter auf dem Geburtstagskuchen, das Lebenslicht in der Mitte und rund umher lagen so mancherlei nützliche Sachen von den Pflegeeltern. In weißem goldgeränderten Topf blühte eine Centifolie.

Die hatte Traugott für die Kleine besorgt und sich durch Abschreiben neben den Schularbeiten her für einen der Lehrer das Geld dazu selbst erworben, denn es war ihm nicht genug Ehre dem Geburtstag erwiesen, wenn er sein Angebinde so ohne alle Mühe nur von dem Taschengeld kaufte.

Er hatte anfänglich auch ein Gedicht dazu gemacht, aber es ging noch schlecht mit Lisbeths Lesen von geschriebenen Buchstaben und daß er oder ein Anderer ihr vorläse, was doch nur ein Glückwunsch für sie war, das wollte ihm nicht recht einleuchten. So behielt er das Gedicht zurück und die poetischen Wünsche im Herzen.

Ganz umsonst hatten die knarrenden Stiefel Wilhelms dem erwartungsvollen Kinde in der Nebenstube nicht ins Ohr oder Herz geklungen, auch an sein Erscheinen knüpfte sich eine besondere Freude.

Er hatte ihr just den liebsten Wunsch abgelauscht und erfüllt, ein Canarienvogelpaar und ein Heckbauer dazu, denn das war die Hauptsache dabei, daß sie das Heunchen wollte brüten und die Jungen aufziehen und füttern sehen konnte.

Mit einem Jubelruf der Freude stürzte sie denn auch auf die beiden Thierchen zu, selbst die Ziege war im ersten Augenblick verdunkelt und erst als die Wellen der Empfindung sich etwas gelegt, fing sie nun gleichsam von unten auf an den Gipfel der Freude zu ersteigen. Die nützlichen Gaben der Pflegeeltern fanden aber doch nur halbe Würdigung, der verlockende Kuchen reizte sie wenig und der Rosenstock wurde schnell wieder bei Seite gestellt. Sie küßte die Großeltern und reichte Traugott die Hand. Dann kehrte sie zu ihren Schätzen zurück.

„Sie sind das Schönste", sagte sie, „die Vögel und die Ziege, aber die Vögel sind das Aller-, Aller-, Allerschönste und der Wilhelm ist ein Engel!"

Wilhelm lachte und setzte den rechten Fuß fest auf, vielleicht um zu zeigen was ein Engel in Wasserstiefel zu bedeuten habe, aber jedenfalls

war er nicht böse über das Vergnügen der Kleinen. Er rieb sich die Hände selber seelenvergnügt, aber ohne eine Spur übermüthigen Selbstbewußtseins in dem offenen frischen Gesicht. Traugott wollte ein Gefühl der Täuschung beschleichen.

„So mühelos ists ihm gelungen" dachte er, „und mir" — Er trat ans Fenster und sah mißmuthig hinaus. „War Dirs um ihren Dank zu thun oder um ihre Freude?" fragte die Großmutter, die ihm dorthin gefolgt war mit bedeutungsvollem Ton.

„Um ihre Freude, gewiß", versicherte er.

„Nun sieh doch wie sie sich freut!" fuhr die alte Frau fort, ihn mit ihren klaren Augen ansehend und da fiel es wie Schuppen von den seinigen.

Sich freuen an dem Glück, an den Vorzügen Anderer, ohne an eigenes Entbehren zu denken, ohne Anspruch auf Dank, ganz rücksichtslos, mit voller Seele und warmem Herzen, das ist doch wohl die schönste und reinste Freude auf der Welt, deren goldene Flügel die Himmelssonne bescheint und die Strahlen wirft auch in das Herz des Darbenden.

Viertes Bild.

Traugott war ein fleißigerer Schüler als Wilhelm. Als er sein Abiturentenexamen gerade glücklich bestanden, da entschloß sich der Amtmann seinen Sohn von der Schule zu nehmen. „Denn er würde doch nimmer ein Gestudirter werden." Das sah er ein und war im Grunde auch nicht gar zu böse darüber.

Aber im Hause behalten wollte er ihn nicht.

„Das taugt nichts, wenn der Sohn nur in der Wirthschaft des Vaters aufwächst", sagte er. „Was gut daran ist, wird ihm nur besser einleuchten, wenn er heimkehrt und in die alten Fehler braucht er sich nicht hinein zu gewöhnen. Die Welt schreitet fort, soll der Landmann dumm bleiben? Ich gönns dem Jungen, wenn er klüger wird als ich."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Wenn er nur eben so brav wird, das Kluge hole der Fuchs!" meinte sie „wir brauchen nicht mehr als wir haben. Ich wünsche mir für den Jungen nichts als die Lisbeth. Gott schütze uns vor einer klugen Schwiegertochter aus der Fremde."

Der Amtmann legte den Finger auf den Mund. „Keine Einmischung da hinein", gebot er, „Ehen werden im Himmel geschlossen, voreiliges Wort redet sie nur auseinander."

Wilhelm wars sehr zufrieden erst in fremder Wirthschaft in ferner Gegend seine Lehrjahre zu bestehen und etwas mehr von der Welt kennen zu lernen als das heimatliche Dorf. Der Bach der Kindheit hatte seine Bahn durchlaufen, nun drängte es die Wellen sich in den Strom zu stürzen und hinaus zu treiben ins weite Meer.

Zum erstenmal schieden sich die Wege der beiden Freunde

Das fiel Beiden schwer, denn sie hingen treu und fest an einander und die Kinderzwietracht hatte längst besserm Verstehen Platz gemacht.

Sie stritten wohl auch noch oft miteinander, aber aus solchen Streiten wuchs nur kräftige Einigkeit und feste Freundschaft empor, denn es galt immer der Sache, nie der Person. Weil sich keiner scheute die eigene Meinung dem Widerspruch des Andern zu unterwerfen, so war dieser Baum der Zwietracht einer, der Blüthen und Früchte besserer und reinerer Erkenntniß trug, bei dem nur Die leer ausgehen, die sich selber für die Klügsten halten und mit dem stolzen Eigendünkel herrschsüchtiger Natur abweichender Meinung Anderer schnell die Grenze kalter Abweisung entgegen halten.

„Seltsam weit und groß liegt nun die Welt vor uns", sagte Traugott sinnend „und doch bleibt das enge Thal hier, was der Ausgangspunct, so auch Endziel des Lebens. Wir kehren Beide hierher zurück. Wird das, was wir mitbringen die Heimat erweitern oder verengen?"

„Wir werdens erleben und dann werden wir es wissen", versetzte Wilhelm lächelnd, „ich denke aber, wenn wir Dieselben bleiben, dann wird auch das Lindenthal uns nicht anders aus- und anschauen als jetzt."

„Ich habe mir mein Leben hier schon ganz fertig ausgedacht", fuhr Traugott fort.

„Was hilft das, es kommt doch meist anders", entgegnete Wilhelm, „aber erzähle doch!"

Da machte Jener aber eine abwehrende Bewegung mit der Hand und bückte sich seitwärts vom Grabenrand, an dem sie gingen, ein paar Wiesenblumen für die Lisbeth abzubrechen, obgleich ihm, dem lang und schlank gewachsenen Menschen das Blut beim Bücken gewaltig in die Wangen schoß. Wilhelm pfiff unbekümmert ein Liedchen. An demselben Tage, wenn auch nicht zu derselben Stunde, wollten beide Jünglinge abreisen. Traugott des Morgens zu Fuß. Er zog es vor bis zur nächsten Poststation durch die Berge zu wandern und meinte so besser das Abschiedsweh los zu werden.

Wilhelm, der nach entgegengesetzter Richtung zu reisen hatte, sollte dagegen eine Fuhre benutzen, die der Vater so wie so nach der Stadt schicken mußte.

„Wenn ich morgen hier vorbei fahre sage ich Lebewohl, denn bis zum letzten Augenblick muß ich bei meinem Alten bleiben", sagte Wilhelm, als er Abends vorher noch auf ein paar Minuten bei Pfarrers einsprach.

„Von Dir nehme ich heut schon Abschied", fuhr er zu Traugott gewendet fort und dann mit einem neckenden Blick auf Lisbeth: „es bedeutet nichts Gutes für den Tag, wenn man ihn mit Regen beginnen sieht."

Das Mädchen verstand gar wohl seine Meinung und vertheidigte sich eifrig.

„Ich werde nicht weinen, wozu auch! Es ist ja kein Scheiden auf Leben und Tod und Traugott wird schreiben." So sprach Lisbeth sich selbst die Wehmuth fort, die sie unwillkürlich beschleichen wollte, denn sie

hatte es sich vorgenommen standhaft und fest zu sein. Sie hielt es auch für sehr weichlich zu weinen sie wollte es nicht, gewiß nicht, und wenn sie es sich recht überlegte so meinte sie, das Leben sei schön auch ohne Traugott, der ja auch in letzter Zeit oft so gut wie gar nicht dagewesen sei, immer in seine Bücher versenkt und mit so hohen Dingen beschäftigt, an die ihr kleiner Verstand schwer hinan reichte. Sie werde ihn gar nicht so sehr vermissen und habe nicht nöthig zu weinen.

Sie standen unter dem Lindenbaum, Alle, die Pfarrersleute, Traugott und Lisbeth. Der Großmutter beide Hände hielten die Rechte des Enkels fest umschlungen, der Alte berührte flüchtig mit der segnenden Hand die Stirn desselben.

„Geh mit Gott, mein Sohn", sagte er innig „und komme würdig Deines Berufes und treu Dir selber wieder. Ich steige gern von der Kanzel und mache Dir Platz."

„Dann soll er hier Prediger werden, so jung schon?" fiel Lisbeth halb erschrocken ein. „Schade, daß Du dann nicht auch gleich mein Großvater werden kannst, denn mit Bruder und Schwester ist es dann doch vorbei und ich muß Respect vor Dir haben."

Um der Pfarrerin Lippen zuckte ein Lächeln über die naive Bemerkung und der Pfarrer sagte:

„Gieb ihm nur immer den Respect, den die Liebe gebietet, der schließt Keinen aus, nicht Bruder, nicht Schwester, nicht Freund und wer diesen hat thut und verlangt nirgends zu viel und zu wenig." Dann zu Traugott: „Noch einmal, geh mit Gott. Nach drei Jahren sehen wir uns hoffentlich wieder, vielleicht eher, wenn die Verhältnisse sich so glücklich fügen Dir auch einmal in der Fremde die Heimkehr zu gestatten."

„Drei Jahre sind eine lange Zeit!" seufzte die Großmutter und Traugott nickte bestätigend dazu.

„Beinah fünfmal habe ich schon drei Jahre durchlebt und wie schnell sind sie vergangen", tröstete Lisbeth, „drei Jahre sind bald um."

„Wie man sie ansieht", gab Traugott zu, es soll mich freuen, wenn Frohsinn und Glück sie Dir kürzen, bei mir solls die Arbeit und die Hoffnung auf die Heimkehr thun", setzte er zuversichtlich, wie einen festen Entschluß bekräftigend, hinzu.

Er küßte die greisen Großeltern, auch Lisbeths Lippen berührten die seinen mit brüderlichem Kuß, den sie warm zurückgab.

„Hier hast Du auch ein Andenken, damit Du mich nicht vergißt" sagte sie, zog die Nadel mit dem Bernsteinknopf, die ihr der Amtmann zum letzten Geburtstag geschenkt, aus dem Busentuch und reichte sie ihm lächelnd.

„Du mußt mich aber freundlich ansehen, sonst zersticht sie die Freundschaft", warnte sie ihn.

„Nichts kann diese zerstechen, von meiner Seite nichts" versicherte er eifrig und drückte noch einmal dem Mädchen die Hand, wendete sich dann rasch ab und schritt, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen, auf dem Wege fort, den Bergen zu.

Die Alten standen und sahen ihm nach so lange sie konnten und auch als er fort war blieben sie unter der Linde sitzen. Das Haus war gar so öde ohne ihn und die Wolken, die sich am Himmel thürmten in den wechselndsten Formen und Schattirungen, kamen just dahergezogen wo er hingegangen war. Draußen in der schönen Gotteswelt schien ihnen die Trennung nicht so weit, es umwehte sie doch dieselbe Luft.

Lisbeth war in den Garten gegangen.

Ihr war auch vor der Thür noch zu eng und eine innere Unruhe, die sie doch nicht verstand, trieb sie in die Einsamkeit. Sie sagte sichs immer wieder: „Es wird schon hübsch sein auch ohne den Traugott, drei Jahre sind nicht lang und seit er in die Schule ging war er doch auch so wenig hier, aber an den wenigen Malen hafteten ihre Gedanken und unwillkürlich zerdrückte sie ein paar Thränen die ihr heiß in die Augen schossen. Es hatte doch hin und her einen Spatziergang mit ihm und Wilhelm gegeben und ein Plauderstündchen vor der Thür. Ja der gute Wilhelm, wenn der kam, war auch Traugott leichter vom Studiren los zu kriegen und mit dem frischen, lustigen Menschen thaute der ernstere und verschlossenere Bruder auch auf und war ein Andrer.

Ja, sie gehören zusammen wie ein Frühlingstag mit dem Sonnenschein, spannen ihre Gedanken den Faden weiter, aber sie überlegte nicht, daß die Sonne jeden Tag hell macht und daß der Bruder bei dem Vergleich zu kurz kam. Es fiel ihr auch gar nicht ein vergleichen zu wollen. Wenn ihr das eingefallen wäre, hätte sie vielleicht getrennt, was sie jetzt mit voller Seele gemeinsam umfaßte.

Sie war langsam durch die Gänge des Gartens geschritten und stand am hintern Eingangsthor. Auf dem Wege mußte Wilhelm kommen, wenn er vom Amthause her und an der Pfarre vorbei weiter nach der Stadt wollte.

Sie machte sich allerhand auf den Beeten dort zu thun, hier ein Stengelchen Unkraut ausreißend, dort eine herabgefallene Staude wieder anbindend. Ein schöner Rosenbaum stand auf der Mitte des Beetes. Er war aus dem kleinen Stöckchen, das Traugott ihr einst geschenkt, so stattlich emporgewachsen, nachdem man ihn aus demselben ins Land verpflanzt. Der Topf war leider entzwei, aber die Ziege, die ihn vor langer Zeit zerschlagen, lebte noch und die Freude an ihr hatte die an den Topf weit überlebt. Von den Canarienvögeln hatte Lisbeth schon viel Nachzucht verschenkt und ein paar Abkömmlinge sangen hell in ihrer Stube.

Sie freute sich jeden Tag, wenn sie es hörte, und es war ein Abglanz jener Kinderfreude, aus der die Erinnerung Nahrung empfing für ihre unverlöschliche heilige Flamme.

Gedankenlos hatte Lisbeth eine Rose gepflückt von dem Baum und stand, die Rose in den Händen und mit diesen auf das niedere Gitterwerk des Thores gestützt sinnend da, als des Amtmanns Wagen die Straße daher kam. Als Wilhelm sie sah, sprang er vom Wagen, hieß den Kutscher weiter fahren und am Ausgang des Dorfes auf ihn warten, schwang sich dann über den Zaun und stand bei dem Mädchen.

„Adieu Lisbeth" sagte er und bot ihr die Hand, „nun gehts fort, ich werde Dich recht vermissen, Kleine."

„Und ich Dich", sagte sie rasch.

Er nahm ihr die Rose aus der Hand und steckte sie ins Knopfloch.

„Geh nur zu den Eltern manchmal", fuhr er fort „und tröste sie und wenn sie Bedenken haben, ob aus mir etwas Vernünftiges wird, rede mir das Wort. Ich selbst kanns nicht recht. Es ist besser man verspricht nicht viel, aber guten Willen habe ich und das grüne Feld behagt mir auch besser als der Schultisch."

„Das glaube ich" entgegnete sie, „wenn man nicht so klug ist wie der Traugott macht das Lernen den Kopf schwer und draußen ists so schön. Komm nur bald wieder!"

„Ha, ein paar Jahre kanns immer werden", sagte er, weit davon entfernt in ihrer vorherigen Aeußerung etwas Herabsetzendes zu finden, „ein paar Jahre gewiß."

„Das ist eine lange Zeit", sagte sie leise.

„Die Zeit, die ich dann hier bleiben werde, wird länger sein", versicherte er.

„Hm, aber dann ist die Kindheit vorbei", meinte sie.

Er lachte.

„Ich meine sie ist schon vorbei, wenigstens", setzte er ernsthaft hinzu, „die, die nach Jahren zählt, die andere wollen wir uns immer erhalten."

„Ja, das wollen wir", versicherte sie, „wir wollen uns immer gut sein wie die Kinder, wir Drei."

Sie hob ihre braunen Augen zu ihm auf und sah ihn unschuldig an. Ein ganz eignes Gefühl ergriff ihn, eine Empfindung, die ihn mit unbekannter, aber wohlthuender Wärme durchströmte, ein Gefühl, fast der Andacht gleich, die Seele erhebend und den ganzen Menschen durchdringend, irdisch und himmlisch zugleich.

„Das wollen wir", sagte er „wir wollen uns lieb haben wie die Kinder, wie die guten Kinder."

Er schüttelte ihr die Hand herzlich und sagte ihr, daß er nun noch den alten Leuten Lebewohl sagen wollte und wo er sie finden könnte.

„Vor der Thür", sagte sie, aber sie ging nicht mit und er forderte sie auch nicht dazu auf.

Ihr noch einmal zunickend ging er fort.

„Es wird doch recht still sein ohne Traugott und Wilhelm", seufzte sie und wieder schossen ihr die Thränen ins Auge, die sie aber jetzt ruhig fließen ließ, denn die Großeltern waren ja nicht dabei, denen sie den gemeinschaftlichen Verlust leicht zu machen hatte und nachher — o da wollte sie schon wieder fröhlich sein.

Fünftes Bild.

Wie lang Einem oft die Zeit vorkommen kann und wie schnell sie wieder ein andermal dahin fließt — es ist kaum zu glauben! Drei Jahre fern von der Heimat, — kaum messen ließen sie sich damals, als Traugott vor denselben stand und nun die fast doppelte Zeit die er, nur mit einmaliger Unterbrechung erst auf der Universität, dann als Hauslehrer in einer vornehmen Familie verlebt, wie traumhaft schnell dahingeflossen erschienen sie ihm jetzt und wie lang und wieder nicht zu messen dagegen die wenigen Stunden, die ihn von der Wiedereinkehr in das liebe Heimathsdorf, das liebe Pfarrhaus trennten.

Es ist mit dem Leben ebenso. Zurückschauend gelten fast nur Resultate, Dazwischenliegendes wird wesenlos in der Erinnerung. Voraus blickend faßt man nicht nur die Ziele, sondern auch die Wege ins Auge und jedes kleine Hinderniß auf denselben, jeder vorausgeahnte Kampf, jede vorher überlegte Arbeit erhebt ihren Anspruch an Raum und Zeit. Dem Werdenden gilt das Streben des Menschen, das Gewordene ist schon sein eigen; das Verlorene liegt hinter ihm und vorwärts von Stufe zu Stufe führt ihn die Hoffnung einer endlosen Ewigkeit entgegen.

Die nächste Stufe war für Traugott das theure Vaterhaus, in das er zurückberufen wurde dem alten Großvater eine Stütze im Amt zu sein, bis der den Achtzigen entgegen eilende Greis die rastlose Arbeit im Weinberge des Herrn vollends vertrauensvoll der jungen Kraft des Enkels übertragen konnte.

Auf jenem ersten Ferienaufenthalt hatte Traugott zum erstenmal in der kleinen Kirche des Heimatsdorfes gepredigt und die alten Leute, die ihn hatten aufwachsen sehen und die herangewachsenen Gefährten seiner Kindheit, Alle hörten ihm andächtig zu, Jene sich an der Erfüllung der Hoffnungen freuend, die sie auf das in guter Zucht aufwachsende Kind, dann auf den fleißigen Schüler und strebsamen Studenten gesetzt, Diese stolz, daß einer aus ihrer Mitte so zu Ehren gekommen und doch der ihrige geblieben war, sich nicht über sie, sondern mitten unter sie stellte.

Es war eben kein Widerspruch zu erwarten wenn der Großvater sich endlich Ruhe und Rast am späten Lebensabend gestatten und den Enkel in Amt und Würde eingesetzt sehen wollte.

Die Gemeinde hing an der Familie, der Amtmann als Gutsherr machte gewiß keine Einwendung und das Consistorium hatte nur auf allgemeine Wünsche zu hören, in vortreffliche Zeugnisse hinein zu sehen und dann zu bestätigen. Doch an all das dachte Traugott im Augenblick nicht, als er auf schneebedeckter Landstraße daher schritt, der gleichfalls weißleuchtenden Bergkette zu, die sein heimatliches Kleinod umschloß.

Es mochte wohl ein sehr erhebender Gedanke sein, bei so jungen Jahren einer so schönen segensreichen Laufbahn entgegen zu gehen und wenn man in das jugendliche Gesicht des Wanderers sah, die stillen ernsten Züge von innen heraus verklärt durch die friedliche Heiterkeit einer Seele, die, sich immer des Strebens nach dem Höchsten bewußt, doch offen war für die Herrlichkeit der Erde, so las man eben auch jene frohe

und fromme Zuversicht darin, die der Mensch einem nahen und gewünschten Ziel gegenüber und zwar auch mit irdisch gefühlter Freude empfinden muß.

Aber das war es doch nicht allein, was des Wanderers Fuß beflügelte und dem Wege alle Beschwerde nahm, ja ihn im Gegentheil erst recht leicht machte, als es nun in die Berge hinein ging und er wirklich beschwerlich wurde. Mitunter war er ganz verschneit und Traugott mußte weite Umwege machen, zuweilen auch ohne allen Pfad eine Höhe erklimmen und stehen bleiben um die Richtung erst zu prüfen, daß er sie nicht gar in der so leicht den Blick irre führenden Schneelandschaft verliere. Jeder Schritt führte ihn aber dem Ziel näher zu, dem seine Gedanken vorauseilten. Er malte sich das trauliche Bild aus: die warm durchheizte, gemüthliche Wohnstube, die beiden Alten darin, die ihn zwar heut nicht erwarteten, aber doch seinen Fußtritt erkennen würden auf dem knisternden Schnee, und nun gar Lisbeth! Ob sie ihm wohl noch so entgegen fliegen würde wie damals bei der ersten Heimkehr, mit den in Freudenthränen glänzenden Augen und dem wunderlieblichen kindlichen Lächeln um die frischen Lippen, die mit Kinderzutraulichkeit sich auf die seinen preßten. Warum sollte sie nicht?

Es war ja nichts geschehen in den letzten Jahren der Trennung ihm das holde Mädchen zu entfremden. Mit ihr nun immer zusammen zu sein! — Traugott fuhr mit der Hand über die Stirn, der Gedanke war zu entzückend, Seligkeit der Engel darin und Traugott wandelte doch nur auf irdischem Pfade. Da fiel denn auch ein leichter Schatten darauf.

Wilhelm war nicht in Lindenthal und wie er ihn damals bei seinem Ferienaufenthalt daheim nicht getroffen, so würde er auch jetzt wahrscheinlich dem trauten Kreise fehlen. Schade!

Es war nicht gegangen mit der gemeinschaftlichen Wirthschaft des Amtmanns und seines Sohnes, nicht weil Jener zu viel Klugheit aus den fremden Wirthschaften oder gar aus England, wohin zu gehen er dem Vater die Erlaubniß abgeschwatzt, mit heim gebracht oder gar unkindlich demselben aufgedrungen hatte, sondern weil der Amtmann selber noch zu jung war, um genug Arbeit für den thatkräftigen Sohn abgeben zu können.

Da hatte er denn Hand über Herz gelegt und ihm ein Gut zehn Meilen weiter im Gebirge gekauft. Das hatte Wilhelm dem Freund geschrieben, den letzten Brief von dem neuen Gut aus, auf dem er damals noch mit Erneuerung des baufälligen Hauses beschäftigt war.

Ihn konnte also Traugott nicht anzutreffen hoffen und aus der Liebeskette daheim im Lindenthal fehlte ein Glied. — Noch einmal, schade, schade! damit war aber auch der letzte Seufzer verhallt und die reinste Freude klopfte immer lauter in Traugotts Herzen.

Er war nun gar nicht mehr weit ab vom Lindenthal, er kannte nun jeden Baum und Strauch und neben ihm blitzten im Schein des schon ziemlich am Himmel heraufgezogenen Mondes, die gefesselten Wellchen des Bachs, dessen Eisdecke nur an Stellen, wo er heftiger zu strömen

pflegte durchbrochen war und der klaren reinen Fluth den Durchblick nach dem sternenbesäeten Himmel gestatteten.

Ob wol irgend wo anders die Sterne so hell scheinen wie zu Hause? Traugott meinte nein und ergötzte sich an der himmlischen Wunderpracht, die so zauberisch auf die im Mondlicht bläulich glänzende Schneelandschaft herabschaute.

Jetzt tauchte der Kirchthurm aus den sich erweiternden Bergen empor, erst die äußerste Spitze des Blitzableiters wie Silber flimmernd, dann wuchs er höher, freier heraus, ein Theil des Gebäudes war zu sehen, wie Alabaster glänzend der weiße Anstrich der Mauer. Hier und da tauchte ein Strohdach auf, dann bei einer raschen Wendung des Weges auch das Pfarrhaus und die Linde. — Traugotts Herz schwoll — der Jubel war nicht länger zu bergen.

„Gott grüß dich, Gott grüß dich!" rief er laut, riß die Mütze vom Haupt und warf sie hoch in die Luft und der Mütze nach flogen die Jahre der Trennung, flogen alle Gedanken an die Zukunft und Traugott war zu Muth als müßte er mit in die Höhe fliegen. Das Kinderherz, das an alter Stelle sein altes Heimatsrecht geltend machte, das hielt und zog ihn aufwärts und niederwärts zugleich, denn er hatte noch ins Thal hinabzusteigen, ehe er an die alte bekannte Thür anklopfen konnte.

Fast mit einem Gefühl der Beschämung machte er seine Mütze von den Zweigen eines Baumes los, an dem sie hängen geblieben war. Paßte sich solche Kinderfreude, solcher Knabenstreich für den zukünftigen Pfarrer?

Er blieb stehen und faltete die Hände, aber es ging ihm wie der Lisbeth an ihrem zehnten Geburtstag beim Anblick der Ziege. Er vermochte vor lauter Freude nicht zu danken, aber er empfand Alles, was ihn umgab, wie ein jauchzendes Gebet.

Mit verdoppeltem Eifer schritt er nun zu und in wenigen Minuten stand er unten vor der Thür des so freudig begrüßten Hauses, durch die Spalten der geschlossenen Fensterladen des Wohngemachs unten strahlte Licht, oben im Giebel auf das Fenster in Lisbeths Stube schien hell der Mond. Er konnte nicht sehen ob nicht auch außerdem etwa Licht darin war. Traugott hatte die Hand schon auf die Klinke gelegt, da fiel ihm ein: ob Lisbeth wohl oben sei? Er hätte sie so gern zuerst, zu allererst gesehen. Es erfaßte ihn unwiderstehliche Lust in ihr Fenster zu blicken.

Die Sache war so leicht. Als Knabe hatte ers tausendmal gethan. Die Linde hielt den Mann so gut wie den Knaben und der Mond leuchtete zu dem Beginnen, das an die glückliche Kinderzeit mahnte und ihm plötzlich den Tag ins Gedächtniß zurückrief, an dem er von da oben Lisbeths ersten Einzug gefeiert und sie mit einem Blüthenregen begrüßt hatte.

Der Gedanke entschied. Er schwang sich auf den Baum, er stieg von Ast zu Ast bis er in gleicher Höhe mit Lisbeths Fenster war. Dann bog er die Zweige auseinander und sich vor, in das vom Mondschein hell erleuchtete Zimmer zu sehn. War sie darin, war sies nicht, und war es nur das Mondlicht, das ihn so geisterhaft blaß machte, als er wie gebannt

in derselben vorgebogenen Stellung und mit fast hörbarem Herzschlagen starren Blicks durch die kleinen blitzenden Scheiben sah, die ihn allein nur noch von dem Hauptgegenstand seiner Wiedersehensfreude trennte?

Auf einmal athmete er tief auf, fast klang es wie ein Seufzer und zog sich langsam zurück, den Baum heruntersteigend.

Er zitterte in der kalten Winterluft und das Zittern erschütterte die Zweige, daß der Schnee auf ihnen locker wurde und in Flocken herabfiel Ein Blüthenregen wie damals war es nicht unter dem er herniederstieg, wohl aber einer von kaltem, eiskaltem Schnee, vor dem er bis ins Innerste erschauerte.

Es fehlte ihm auch wohl die ehemalige Knabengewandtheit, denn von dem letzten Absatz glitt er aus und schützte sich nur vor dem Fallen, indem er nach dem nächsten Aste griff. Aber der Ast war morsch, krachend brach er mitten entzwei und lag zersplittert zu Traugotts Füßen. Erschrocken über das laute Geräusch nahm dieser rasch sein kleines Felleisen auf.

„Sie erwarten mich heut noch nicht, ich kann morgen wieder kommen", sagte er leise vor sich hin. Wie tonlos klang seine Stimme, wie so ganz anders als vorhin, als er jauchzend ein: Gott grüß dich, rief. Auch eilte er fort, ohne sich nur einmal noch umzusehen und es war gut, daß er so eilte, denn er war kaum aus dem Gesicht und vom Schatten der Kirche gedeckt, als die Hausthür sich öffnete und erst Lisbeths hübsches Gesicht neugierig herausblickte, dann Wilhelm neben ihr erschien.

„Was kann es nur gewesen sein?" sagte sie, aber plötzlich die zerbrochenen Stücke des Astes am Boden und die Lücke im Baum gewahrend rief sie klagend:

„Ach sieh doch der schöne große Zweig! es ist wahrhaftig derselbe, auf dem Bruder Traugott ritt als ich das erste Mal hierherkam. Schade daß er abgebrochen ist, er ist wie ein Theil meiner Kindheit!"

Wilhelm aber umschlang sie, mit der Hand die klagenden Lippen schließend sagte er feurig und innig zugleich:

„Laß brechen was will, Lisbeth, wenn unsre Liebe nur eins und fest und ganz ist.

Sechstes Bild.

In der traulichen Wohnstube vor dem in seinem Sorgenstuhl rauchenden Pfarrer kniete Lisbeth. Die Pfarrerin, hinter dem Stuhl stehend und mit beiden Händen auf die Lehne gestützt, sah halb erregt, halb betrübt auf das erröthende Mädchen, das soeben den Pflegeeltern bekennt, wie sie sich am gestrigen Abend mit Wilhelm verlobt, sie es aber bis heute verschoben hätten es den Eltern zu sagen, ihnen die Nachtruhe nicht zu stören und daß Wilhelm nun jeden Augenblick kommen könne, sich das Jawort der lieben Eltern zu holen und das der seinigen zu bringen.

Das war alles stockend und unter Thränen lächelnd herausgekommen.

„Verlobt hast Du dich", sagte der Pfarrer endlich, „Du mußt uns sagen wie das kam und ob und seit wann Du gewußt hast, daß der Wilhelm dich liebt und seit wann der Wunsch ihn zum Mann zu haben in deinem Herzen aufgestiegen ist?"

„Alles erst seit gestern Abend, Vater", lautete die Antwort „wie konnte ichs wissen und daran denken, ob er mich zur Frau haben wollte, ehe er es mir gesagt, wie konnte mir die Antwort einfallen, ehe ich die Frage gehört? Aber gestern, als wir beide heraufgelaufen waren der Mutter das Buch zu holen, Du schicktest mich und er wollte auch, und so liefen wir alle Beide —"

„Ja und bliebt so lange, so sehr lange", fiel die Pfarrerin ein, „und ich sagte zum Vater: die Jugend ist gut nach dem Tod zu schicken —"

„Ja, denn sie holt das Leben", meinte Jener lächelnd und fuhr dann zu Lisbeth gewendet fort: „nun und dann?"

„Ich kann das nicht recht erzählen, Vater", sagte das Mädchen mit leisem aber vollem Ton und fast feierlicher Miene.

„Es war so schön, so wie der Frühling, so wie Geburtstag und Weihnacht, so wie Deine schönste Predigt, Vater. Wir standen mitten in der Stube und die ganze Stube war hell vom Mondschein, da sagte ers, und da hielt er mich im Arm und mir war so bang zu Muth und ich war ganz still. Aber als ers verlangte daß ich ihm sagen sollte, da sagte ichs."

„Weil er es verlangte, nicht aus dem Herzen heraus? fragte der Pfarrer.

„Ich denke doch, Vater", entgegnete sie naiv, „sonst hätte ich ja nein sagen können. Es überraschte mich sehr, aber ich sagte ja."

„Es überraschte Dich, dann hast Du Dich gar nicht prüfen können", fuhr der Pfarrer fort, „und es ist doch eine sehr ernste und heilige Sache sich selbst und sein ganzes Leben einem Mann hinzugeben. Es hat sich schon manches Herz, das mehr überlegte als Du, in seiner Empfindung getäuscht und die Folgen des Irrthums durch ein verfehltes Leben getragen." Und nun setzte er dem Mädchen die Pflichten und die Heiligkeit eines Ehegelöbnisses auseinander und wie das Leben nicht so spielend dahingehe, als es bis jetzt bei ihr der Fall gewesen sei. Wie sie auszuharren haben werde in Noth und Trübsal mit dem einmal Erwählten, wie nichts sie abwendig von ihm machen dürfe, wie jede Herzenserkältung zum bittern Unrecht werde. Wie sie seine Fehler zu tragen habe und auch die schwerste Prüfung sie nicht abwendig machen dürfe von ihrer Liebe, von ihren Pflichten. Das sei Alles nicht leicht selbst einem Herzen, das dem Geliebten treu ergeben sei, reiche aber die Liebe nicht aus so werde es zur drückenden Last und bitterer Zwiespalt die Folge. Das Herz sündige aber nimmer so leicht als durch zwiespaltiges Empfinden; denn dann rief es oft den Verstand zu Hülfe, klügele die Pflichten sich fort und versuche das Unrecht in Recht zu verkehren.

„Der Wilhelm ist ein braver Mensch und wenn Du ihn liebst, ist nichts gegen ihn einzuwenden schloß der Pfarrer seine eindringliche Rede;

„aber ob Du ihn nun für den rechten Dir von Gott bestimmten und gesendeten Mann hältst, ob er es deinem Herzen wirklich ist, darauf kommt es an."

„Wie soll ich das wissen", sagte Lisbeth schüchtern, „ich glaube es, weiter weiß ich nichts. Ich habe ihn immer lieb gehabt, das ist Alles."

„So lieb wie keinen Andern?" fragte die Mutter bedeutungsvoll.

Lisbeth sah sie betroffen an.

„Was Ihr auch Alles fragt", sagte sie, „Dinge an die man nie gedacht hat."

„Darum eben", fuhr die Mutter fort „und gerade, weil Du den Wilhelm von Kindheit an von Herzen gut warst, mußt Du doppelt erwägen. Es ist sehr zweierlei, ob man im Mann den Gefährten der Kindheit, ob man in ihm den Erwählten des Herzens liebt."

„Es läßt sich doch nicht aus den Gedanken wegwischen, daß er mein Gespiele war", entgegnete das Mädchen; „Ihr werdet mich noch ganz irre machen und ich habe doch schon ja gesagt."

„Irre nicht, sondern klar", meinte der Pfarrer und die Frau fragte weiter:

„Hast Du dich denn sehr gebangt, als er fort war? hast täglich und stündlich an ihn gedacht und wenn ein Brief kam klopfte Dir das Herz zum Zerspringen. — So war mir zu Muth als ich den Vater kennen gelernt hatte und dann doch noch Jahre vergingen, ehe er sich aussprach; denn er that es nicht eher, als bis er Amt und Brod hatte. Ich wußte damals auch noch nicht, daß ich ihn liebte, aber ich fühlte eine stete Spannung im Herzen, Furcht und Hoffnung wechseln, bis das Wort dann endlich den stillen Herzensbund besiegelt. Hast Du das auch an Dir erlebt?"

„Nein", sagte Lisbeth kleinlaut.

„Und Du hast gewiß keinen Menschen eben so lieb?" wiederholte noch einmal die Mutter, die sich des Gedankens nicht erwehren konnte, Lisbeths Unerfahrenheit habe sie irre geführt. Die Ueberraschung habe ihr das Ja entrissen und nur weil Wilhelm dem Traugott zuvor gekommen, habe er über diesen gesiegt.

Ihre Frage blieb unbeantwortet denn in dem Augenblick öffnete sich die Thür — Traugott trat ein, und lag im nächsten Augenblick in den Armen der überglücklichen Großeltern.

Auch Lisbeth umschloß ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit und vergaß in der Freude des Wiedersehens fast ihre Verlobung und das ernste Verhör, das sie so eben bestanden.

Es war nun des Fragens und des Erzählens kein Ende und des Verwunderns, daß Traugott sie so am frühen Morgen überraschte.

„Ich kam zu spät gestern Abend", erklärte er letztern Umstand.

Zu spät. Es lag viel in dem Wort.

„Und da ging ich lieber zum Schulmeister, meinem alten Freund", fuhr er fort, „verschob das Wiedersehen auf heute, wo ich nun gerade zurecht zur gemeinschaftlichen Frühstücksstunde komme. Es hat mir noch nirgends das Frühstück so geschmeckt wie hier und ich habe mich schon lange auf Lisbeths Kaffee gefreut.

„Herr Gott das Frühstück! ja, das habe ich ganz vergessen!" rief Lisbeth erschrocken, „Ja daran ist die Verlobung Schuld", und eilig stürzte sie hinaus in die Küche, die Versäumniß wieder gut zu machen.

„Du kommst zu einem wichtigen Ereigniß zurecht", sagte nun der Pfarrer zu Traugott, „Die Kleine will heirathen — den Wilhelm will sie heirathen, wer hätte das gedacht!"

Traugott nahm den lebhaftesten und herzlichsten Antheil, viel lebhafter als sonst wol seine Weise war. — Lisbeth wurde dunkelroth, als er ihr gratulirte, sehr freundlich und warm, aber umarmen that er sie nicht.

„Nicht wahr, Du wirst mich trauen", bat sie, „gewiß kein Anderer darf es und Du hast es ja schon einmal gethan", fügte sie scherzend hinzu. „Ja, wer hätte damals gedacht, „daß es Ernst werden würde!"

Traugott nickte nur freundlich, zu sprechen war ihm nicht möglich.

Es war gut, daß Wilhelm jetzt kam und mit ihm die Eltern, denn in dem Sturmwind der Freude, der damit durch das Haus und bald darauf durch das ganze Dorf wehte, blieb der Blüthenzweig unbemerkt, der da in Traugotts Leben geknickt war. Ob ihn wirklich Niemand sah, auch nicht das treue Herz der alten Frau, der selbst damit eine schöne helle Hoffnung unterging? Sie war die Einzige, die nicht einstimmte in die Bemerkungen der Andern über Traugotts übles Aussehen, das selbst der Pfarrer auf das viele Studiren schob, indem er den Enkel der Mutter zu besserer Verpflegung anempfahl.

Solcher Verlobungstag, wie im Rausch geht er den Betheiligten dahin. Sie kommen nicht gleich zum stillen Genuß ihres Glücks. Es ist ihnen selber Alles so neu und den Andern erst recht. Jeder will sie sehen, beglückwünschen.

Ein Triumphzug war Lisbeths Gang nach dem Amtmannshaus.

Wilhelm hatte sie am Arm und an jeder Hütte mußte sie stehen bleiben, jedem Begegnenden Rede stehen. Die Kinder starrten sie mit offnem Munde an.

„Herr Gott, der Wilhelm und die Lisbeth Bräutigam und Braut, die hatten ja eben so gut einst da im Sande gespielt wie sie es jetzt thaten.

Lisbeth mußte den Tag im Amtmannshause bleiben, sie zögerte erst, weil Traugott angekommen war, aber die Großeltern kamen nach und Traugott auch und da war Alles gut.

Wie übrigens der Tag verging, sie wußte es kaum. Bei den neuen Eltern trug man sie auf Händen, der Amtmann nannte sie einmal übers andere sein liebes Töchterchen und die Frau Amtmann dachte sicherlich, daß Liebe am besten sich durch Tractiren erweisen ließe. Denn es war Unglaubliches, was sie dem Mädchen zumuthete, und doch schlug dieser das Herz bis an die Kehle hinauf, so daß sie sich vor den Liebesbeweisen der Schwiegermutter wie zugeschnürt fühlte. Ja, das war ein Tag! Einen solchen hatte sie noch nie erlebt und fast erregte es ihr Angst und sie fragte sich, ob sie wohl so viel Liebe verdiene.

Am schönsten wars, als kurz vor Sonnenuntergang die Eltern aufbrachen, Traugott natürlich auch und Wilhelm von selbst ihren Arm er-

griff sie zurück ins Pfarrhaus zu führen. Da wurde ihr erst recht wohl und still zu Muth; denn das Pfarrhaus war doch einmal ihre Heimat. und es fiel ihr fast wie Schatten auf die Seele, daß sie es verlassen sollte.

Traugott und die Mutter waren hinter den Andern zurückgeblieben. Er erzählte ihr von den vergangenen Jahren und sprach dann von dem Leben künftig, von seinem Zusammensein mit den Großeltern, seinen neuen und schönen Pflichten.

Es waren freundliche Bilder, die er malte, aber vom Nebel unausgesprochener Wehmuth verschleiert.

Jetzt standen sie vor der der Thür des Pfarrhauses still, die Sonne sank eben glühend hinter die Berge und färbte den Schnee rosenroth Tiefer brannte ihr Licht herunter, heller wurde der Schein am Himmel jetzt noch ein Abschiedsgruß flammend durch alle Abstufungen von Violett, und sich zu Purpur vertiefendem Gold und hinter der schneebedeckten Bergeskuppel verschwand das leuchtende Tagesgestirn.

„Sie ist untergegangen", sagte Traugott mit tiefer Schwermuth in dem Ton.

„Aber sie kommt wieder", entgegnete die Großmutter und sah dem Enkel fest und zuversichtlich in die Augen.

Siebentes Bild.

Sie kommt wieder! Dem Himmel gewiß — ob aber dem menschlichen Herzen? —

Traugott kämpfte schwer in der Nacht und in mancher folgenden auch; aber am Tage schien die Sonne und auch an Sternen fehlte es der Nacht nicht.

Der Jubel, in dem Lisbeths Verlobungstag verflossen war, hielt nicht an. Das ist natürlich; aber daß er nicht von stillem seligen Glück abgelöst wurde, das war durchaus nicht in der Ordnung. Ein Schatten lag auf des Mädchens Antlitz, den nur Wilhelms Anwesenheit bannte; woher kam er? —

Der Pfarrer, der seine schwersten Amtspflichten jetzt dem Enkel übertrug, und sich allmählich von der alleinigen Fürsorge für die geliebte Gemeinde loslöste, hatte für nichts Anderes Sinn und Gedanken; er sah den Schatten nicht. Auch der aufmerksamen, tiefer in die Seele blickenden Mutter entging er, denn sie hatte wieder nur Augen für Traugott und all ihr Sinnen und Trachten ging dahin, ihm die Wunde zu heilen, ohne sie zu berühren. Das ging nur, wenn sie den hellsten Liebesstrahl ihrer frommen Seele hinüber leuchten ließ in die seine.

Was sie auch geglaubt, ja vielleicht gehofft haben mochte von des Mädchens irrendem Herzen, das sie immer als Traugotts Eigenthum betrachtet, das war nun vorüber, jedes weitere Wort der Warnung wäre ein Frevel an dem Bunde gewesen, der nun durch die Einwilligung der Eltern die Weihe erhalten und ohne Wortbruch nicht rückgängig gemacht

werden konnte. Ihre Bedenken gingen auch unter in dem Jubel des Verlobungstages und dann war es mehr Traugotts stillgetragenes und verschwiegenes Leid, was sie fesselte, als das Glück, das neben dem Leid emporwuchs.

Zwei glückliche Menschen sind sich einander genug; wenn sie sich haben ist ihre Welt abgeschlossen und überreich in ihren engen Herzen. Aber der einsam Trauernde bedarf doppelter Liebe und die gab sie dem Traugott.

Ihm entging jedoch Lisbeths Veränderung nicht. Er sah die stille Angst in ihren Zügen, er sah ihre Stirn umschattet von tiefen Gedanken und den Mund, der nur noch für Wilhelm in ehemaliger lieblicher Fröhlichkeit lächelte, zusammengepreßt wie unter dem Druck mühsam zurückgehaltener Rede.

Was war ihr? War sie nicht glücklich? Er zitterte es zu denken, bebte zurück vor der Empfindung seines Herzens dabei, denn in das Gemisch von Sorge, Mitgefühl, Angst um Wilhelms Glück wollte sich gewaltsam ein heller Strahl hineindrängen, der in seine eigene Zukunft wies. Er mußte immer daran denken, was der Großvater ihm über die Verlobung gesagt, als sie zum erstenmal nach seiner Rückkehr allein zusammen waren:

„Ich hatte sie Dir zugedacht und das wollte mir nicht in den Sinn, daß sie den Wilhelm lieber haben sollte, als Dich. Das konnte ich ihr freilich nicht sagen, aber ich habe scharf in sie hineingeredet und sie zur Selbstprüfung aufgefordert. Solch junges Mädchenherz ist ein confuses Ding, weiß von sich selber gar wenig und glaubt dann leicht dem, der es zuerst in seinen Empfindungen unterwirft.“ Das fiel ihm schwer auf die Seele, als er Lisbeths verändertes Wesen sich nicht mehr verleugnen konnte.

Wenn sich nun Lisbeths Herz geirrt, wenn sie Wilhelm nicht liebte, wenn die geängstigte Seele sich durchrang zu der schweren Erkenntniß, sollte man sie ohne Hülfe lassen? Aber er, durfte er ihr helfen, durfte er Hoffnungen knüpfen an das wieder frei gewordene Herz? Mit voller Kraft der Seele sträubte er sich dagegen, in heißem Gebet rang er mit seinen begehrenden Gedanken, die ihm zuflüstern wollten, es sei ein Verhängniß, Keiner könne dafür und in dem Irrthum könne Aller Glück untergehen, während — — — Hier rissen seine Gedanken ab, hier kam das Chaos und er flehte Gott um Licht.

Ein paar Tage waren so unter diesen Stimmungen vergangen, da kam Lisbeth zu ihm auf die Stube. „Lieber Bruder Traugott“, sagte sie, sie nannte ihn jetzt immer so und auch das ängstigte ihn; denn darin lag eine befangene Seele.

„Lieber Bruder Traugott, hilf mir doch, denn Du bist klüger als wir Alle. Der Vater ist zwar auch Pfarrer, aber der ist schon alt, der wird doch nicht mehr so wissen, wie ein junges Herz fühlen darf.“

„Nein“, sagte er freundlich, aber doch abweisend „das kann Keiner vom Andern so recht wissen, das muß Jeder mit sich ausmachen.“

„Das versteh ich eben nicht und das quält mich zu Tode“, fuhr sie fort und die Augen voll Angst auf ihn heftend fast flüsternd, als scheue sie

sich vor dem Ton ihrer eigenen Stimme, sagte sie rasch: „Ich weiß nicht, ob ich den Wilhelm so liebe wie ich soll, wie er es von seiner künftigen Frau fordern kann."

Nun war das Schlimmste gesagt und nun fuhr sie, Traugotts wechselnde Farbe nicht achtend, fast erleichtert fort.

„Ich weiß es bei Gott nicht. Manchmal denke ich ja; wenn er bei mir ist, denke ich es immer — aber dann fällt mir so Vieles ein, was eine Braut empfinden soll und was ich nicht empfinde. Ich soll keinen Andern so lieb haben wie ihn, an keinen Andern denken als an ihn, ich kann doch die Eltern und Dich nicht auf einmal vergessen. Mit Dir bin ich auch aufgewachsen, Bruder Traugott; ich habe Euch beide immer gleich lieb gehabt, ich kann den großen Unterschied jetzt nicht machen, aber er wird unglücklich mit mir werden, wenn ichs nicht kann."

So klagte sie dem Bruder vertrauensvoll ihr Leid. An den Rand eines Abgrundes riß diesen die unschuldige Klage.

„Ein Herz, das nicht weiß, wem es gehört, ist frei und es hat Jeder das Recht ein freies Herz zu erobern", flüsterten ihm tausend Stimmen zu.

„Führe mich nicht in Versuchung!" flehte seine geängstigte Seele.

„Du bist ganz erschrocken über mich, Du kannst gar nicht antworten", fuhr Lisbeth fort, „bedenke es auch nur erst, ich will warten. Ich kann aber nicht allein mit mir fertig werden. Ich weiß gewiß, daß ich Wilhelm sehr lieb habe, so wie ich ihn von Kindheit an immer gehabt; aber er wird noch mehr Liebe verlangen und dann werde ich ihn unglücklich machen. Wie soll ich es denn vor Gott beschwören, daß ich ihn glücklich machen will, wenn das, was ich ihm gebe, doch kein Glück ist."

„Fühlst Du das auch, wenn er bei Dir ist?" fragte Traugott.

„Nur manchmal, meist bin ich ruhig", entgegnete sie, „aber wenn es mir einfällt möchte ich gleich in die Erde versinken."

„Du mußt es ihm sagen", entschied Traugott ernst. „Es kann Dir Keiner helfen, als er und ihm bist Du das höchste Vertrauen, bist ihm immer offne Wahrheit schuldig. Es ist ein Hirngespinnst, was Dich quält; kannst Du es nicht in Gottes Namen und mit seiner Hülfe allein verbannen, oder willst Du es nicht mit Vater und Mutter versuchen, geh zu ihm. Ich — ich kann Dir am wenigsten helfen."

„Und ich hatte doch das meiste Zutrauen zu Dir", sagte sie traurig und ergriff bittend seine Hände, „ich fürchte, Wilhelm wird zornig werden. Er ist leicht heftig und Du bist sanft."

Ihm strömte das Blut heiß in die Wangen bei dem Vorzug, den sie so unverhohlen aussprach.

„Was thut seine Heftigkeit Dir, Du liebst ihn ja", stieß er mühsam hervor, „um Gotteswillen, liebe ihn, Lisbeth", fuhr er dann gesammelter fort „wie unglücklich würde er sein, Dein Herz zu verlieren."

„Unglücklich so oder so, aber wir alle Beide werden es sein", seufzte sie.

„Wir alle Drei", dachte er und wieder flüsterten ihm verrätherische Stimmen zu: „Muß das sein? Was hilft es ihm, wenn wir Alle unglücklich sind."

Sie standen noch Hand in Hand da und sahen einander unsäglich traurig an, als Wilhelm eintrat. Er hatte Lisbeth überall gesucht, zuletzt in Traugotts Stube. „Was habt Ihr, was ist geschehen?" fragte er erschrocken. Unwillkürlich ließen sie einander los und über Beider Antlitz flog eine helle Röthe, wenn auch bei Jedem aus anderm Quell und bei Keinem aus dem wirklichen Schuldbewußtsein entströmend.

Wilhelm fühlte Eiseskälte durch seine Adern schleichen, im nächsten Augenblick lag Lisbeth in seinen Armen.

„Gut, daß Du kommst", sagte sie, „Traugott sagt, Du müßtest Alles wissen, du müßtest entscheiden über mein verkehrtes Herz, dann würde Alles wieder gut werden." Wilhelm sah von Einem zum Andern. In Lisbeths Augen glühten Thränen, Traugott war leichenblaß. Eine tödtliche Angst ergriff ihn.

„Alles gut werden", wiederholte er, „ist denn nicht Alles gut?"

„Nein, lange nicht gut genug", versicherte sie mit kindlichem Ton, „wenn wir glücklich werden sollen, muß es anders sein."

Wieder ein entsetzter Blick Wilhelms nach Beiden hin, Traugott errieth seine Gedanken. Er eilte zu ihm hin und ergriff ihn hastig bei der Hand.

„Um Gotteswillen keinen voreiligen Gedanken, kein unbedachtes Wort!" bat er; „ein Schattenbild gewinnt Wesen und Gestalt, wenn man es mit trügerischem Namen in das Reich des Lebendigen hinüberzieht; sprich nachher mit Lisbeth, erst laß Dir von mir erklären —"

„Hm, das will ich auch", rief Wilhelm heftig. „Bei solchen Erklärungen hat man sich an den Mann zu halten nicht an —"

„Still, still", unterbrach ihn Traugott außer sich, „still und komm!"

Er zog ihn mit sich fort.

„Was haben sie denn eigentlich, wo wollen sie denn hin?" fragte Lisbeth ängstlich, als sie Beide zum Hause hinaus eilen und auf dem Wege zum Dorf hin schreiten sah.

Sie hatten die Häuser des Dorfes weit hinter sich und noch hatte Keiner ein Wort gesprochen, da sagte Wilhelm mit unterdrücktem Schmerz und Groll:

„Jetzt sind wir weit genug, jetzt wird Keiner mehr das saubere Bekenntniß hören, daß ein Freund dem Andern die Braut abspenstig gemacht hat und daß Jener, der es gethan, der neue Seelsorger einer frommen Gemeinde ist."

„Das ist nicht wahr, ein solches Bekenntniß habe ich Dir nicht zu machen", entgegnete Traugott.

„Nicht? Und doch ist das Mädchen, das mir in Freude und Seligkeit ihr Jawort gab, ein anderes mit dem Tage der Verlobung. Ich habe bis jetzt nicht daran gedacht, daß die Veränderung mit Deiner Rückkehr zusammenfällt; aber wie ich Euch Beide da stehen sah und was sie von ihrem verkehrten Herzen sprach und die Angst mit der Du ihr Bekenntniß abschnittest —"

„War nur die, Du könntest die Unschuld schmähen", unterbrach ihn Traugott hastig und wiederholte nun Wort für Wort Lisbeths und sein Zwiegespräch, wie das Gedächtniß seines Herzens es treu bewahrt.

Es war so klar und so wahr, was er sagte; das mißtrauischste Gemüth hätte es nicht vermocht ihm Glauben zu versagen und in Wilhelms sonst so zu trauensvoller Seele erhob sich siegreich der Glaube und schleuderte jeden Verdacht tief in den Staub.

„Verzeih, Traugott", sagte er von zwiefacher Empfindung, vom Schmerz und der Scham tief bewegt, „o verzeih! Aber wenn sie nicht weiß, ob sie mich liebt, so liebt sie mich auch nicht, und Du, zu dem sie in ihrer Herzensnoth geflüchtet, Du bist mein Nebenbuhler, ohne es gewollt zu haben. Zu Dir trieb sie das Vertrauen der Liebe!"

„Nein, nein", wehrte Traugott die Annahme des Freundes ab. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, als er sagte:

„Nur ihre völlige Herzensunbefangenheit führte sie zu mir. War ein Atom der Liebe zu viel in ihrer schwesterlichen Empfindung, nicht mir hätte sie ihre Zweifel ausgesprochen."

Wilhelm schüttelte traurig den Kopf.

„Aber Du, Du liebst sie", fragte er dringend.

Traugotts Antwort lag in seinem Erbleichen.

„Seit wann?" fragte Wilhelm wieder.

„Ich weiß die Zeit nicht, in der ich sie nicht geliebt hätte", lautete die Antwort.

„Und mir fiel es zum ersten mal ein, sie reizend zu finden, als ich im Garten Abschied nahm und die Rose, die sie in der Hand hielt, mir weniger lieblich erschien als sie", sagte Wilhelm mit mühsam bekämpfter Festigkeit und einem Ton, in dem die Rührung zitterte; „dann hatte ich es vergessen, bis ich sie wiedersah und das Gefühl stärker hervorbrach und täglich wuchs, bis es, zu heller Leidenschaft werdend, ihrer Ueberraschung das Ja entriß. Du hast das ältere, das bewährtere Recht, Traugott!"

„Sie allein hat das Recht, ihr Herz zu verschenken und sie gab es Dir", rief Traugott abwehrend.

„Mag sie entscheiden zwischen uns", erklärte Wilhelm.

„Sie hat entschieden!" rief Traugott außer sich.

Sie schritten hastig vorwärts während dieses edelmüthigen Streites und weiter und weiter führte sie das nicht enden wollende Gespräch, der nicht zu lösende Zwiespalt aus dem der Ausweg immer schwerer zu finden schien. — — —

Daheim wartete Lisbeth angsthaft auf ihre Rückkehr. Stunde verging auf Stunde und die Dämmerung brach ein. Ein arges Wetter erhob sich, ein Schneegestöber und Sturm wie es lange nicht im Thale gehaust. Da war das Warten nur noch viel schwerer. Die Großmutter fragte nach Traugott.

„Er ist mit Wilhelm ausgegangen", sagte Lisbeth.

Die Großmutter hörte dem Ton die tiefe Bekümmerniß an und tröstete das Mädchen.

„Mein Gott, was ist denn auch dabei, wenn ein paar junge Leute mal im Schneegestöber draußen sind und wer weiß denn, ob sie nicht längst in irgend einem Hause Schutz gesucht und gefunden?"

Der Pfarrer ging ruhig in sein Studirstübchen zurück und die Pfarrerin in die Wirthschaft, in der gerade um die Weihnachtszeit auf dem Lande mancherlei zu thun ist. Auch pflegte Lisbeth sonst treulich zu helfen, aber heut hielt sie die Angst im Vorderzimmer zurück.

Da kam des Amtmanns Knecht Kilian in Eile dahergerannt.

„Ob der junge Herr da sei?" fragte er hastig durch das Fenster hinein. Lisbeth riß es hastig auf.

„Nein, warum?"

„I', da ist ein Unglück passirt auf der Straße nach N—, ein paar Pferde sind durchgegangen und mit dem Wagen von der Chaussee herabgestürzt. Es waren Leute aus dem Dorf da und es ist schon geholfen, aber es heißt unser junger Herr und auch der Herr Vicar seien dabei gewesen und Einem das Rad über den Schenkel gegangen, da wollte ich nur hören, ob unser Herr hier wäre!" damit eilte der Knecht fort.

Lisbeth stand regungslos da, keines Lautes, kaum eines Gedankens mächtig. Sie stand da zum Fenster hinausgebogen, sich krampfhaft mit der Hand am Fensterkreuz haltend, starren Blickes sah sie in den wirbelnden Schnee, der ihr Gesicht und Hände benetzte, vom Sturm umweht, den sie nicht fühlte, weil Todesangst alle ihre Sinne in Fesseln und Banden hielt.

Plötzlich schrie sie laut auf:

„Wilhelm!" der Ruf übertönte gellend den Sturm. Wilhelm und Traugott beide kamen raschen Schrittes auf das Haus zu.

„Wilhelm", rief sie noch einmal — da hörten sie Beide den Ruf und sahen Beide das todtenblasse Gesicht des Mädchens.

„Der Dummkopf, der Kilian! sie so zu erschrecken!" knirschte Wilhelm zwischen den Zähnen und stürzte ins Zimmer. Traugott folgte langsam; ihm hatte ja der dem jähen Wechsel von Todesangst und Freude entrissene Ruf nicht gegolten.

Als er eintrat lag Lisbeth schluchzend in Wilhelms Armen und fest hielt dieser sie an seine Brust gedrückt.

„Entschieden", sagte Traugott leise. „Gottlob, entschieden!" und zog sich eben so leise aus dem Zimmer zurück.

Achtes Bild.

Oben in ihrem Zimmer, umflossen von Sonnenschein und Lindenduft, stand Lisbeth, die glückliche Braut. Die Mutter hatte soeben den Myrthenkranz im dunklen Haar befestigt, den liebliche Blüthen schmückten, leise bethaut von den Thränen der alten Frau. Das schwarze feine Wollenkleid umfloß in reichen Falten die schlanke Gestalt, züchtig bis an den Hals hinauf reichend, den ein blendend weißer fein gefalteter Strich umschloß. — Lächeln und Thränen ihr einziger Brautschmuck.

Sie sah wunderlieblich aus in dem ernsten Gewande, das der feierlichen Handlung des Tages wie auch der heut gar ernsten Miene des jungen Gesichts entsprach.

Aber auch Zuversicht sprach aus dem Antlitz, die muthige Zuversicht zu dem künftigen Geschick, und liebende zu dem künftigen Gatten und über das Alles gebreitet ein Hauch andächtiger Frömmigkeit, der die Seele über jede bange Erwartung hoch hinaushob.

Jetzt klopfte es leise; Wilhelm kam, die Braut zu holen.

Nicht ganz so groß war der Strauß im Knopfloch, als wie er ihn damals als Kind getragen, dafür blühte Freude und Glück um so heller in seinem guten ehrlichen Gesicht und in seinen Augen glänzte noch die tiefe Bewunderung, ja Begeisterung für den Freund, aus dessen Händen er sein Glück empfangen sollte.

Unten warteten die Eltern und die Gäste, denn das ganze Dorf war geladen, das Brautpaar und der Zug setzte sich in Bewegung. Liebe hatte den Weg zur Kirche geschmückt und dem Paar Kränze gewunden Von einer Pappel zur andern hingen die Festons von Blumen und grünen Zweigen und ebenso prangte der Altar im Schmuck vielfarbiger bunter Blüthen.

Traugott sprach die Traurede und den Segen über das Paar.

Nie, meinten die Leute, habe man ihn so schön gesehen, nie habe eine Rede und auch die beste des alten Herrn Pfarrers, so die Herzen ergriffen und bewegt.

Es wußte Keiner, worin es gelegen — ob in dem milden Klang der doch so volltönenden Stimme, ob in der tiefen Frömmigkeit, die seine Rede durchdrang, ob in dem Ausdruck seines Gesichts, in dem jeder Zug von Liebe, von himmlischer Freude, von heiliger Ruhe des Gemüths sprach.

Keinen Blick verwendete Wilhelm von ihm, dessen Augen beide, Bräutigam wie Braut, mit gleichem milden feierlichen Liebesernst tief in die Seele schaute, dem keine Wimper zuckte, als er den Segen über das Paar sprach und dessen Antlitz verklärt war, von dem in Liebe überwundenen Weh.

Als die kirchliche Feier vorüber, begab der Zug sich ins Amtmannshaus, denn die weltliche Feier gehörte ihm, hatte der Amtmann behauptet und sei um so mehr sein Recht, als das hochbetagte Pfarrerspaar sein Haus in Ruhe und Frieden haben müsse sich dahin zurück zu ziehen, wenn der Lärm etwa gar zu arg werden sollte.

Draußen in freier Gottesnatur kann man aber schon ein gut Theil Lärm aushalten, besonders wenn er unschuldiger Fröhlichkeit gilt und aus liebevoller Theilnahme am Glück Anderer entspringt.

Die Tafeln waren sämmtlich im Freien gedeckt und fröhliche Lieder wie heitere Toaste würzten das überreichliche Mahl. Die Gesundheit des jungen Paares und der künftigen Nachkommenschaft und der Eltern wurde getrunken und von lebhaftem Jubel begleitet, aber am lautesten brach er doch los, als der Herr Amtmann, der schon viel geheimnißvolle Winke, als käme noch ganz etwas Besonderes, hatte fallen lassen, der auch viel mit dem alten Herrn Pfarrer gezischelt, sich plötzlich erhob, der Gesellschaft

mittheilte, daß auf den Wunsch ihres alten geliebten und hochgeehrten Herrn Pfarrers dieser zur Ruhe gesetzt, Johann Emanuel Traugott Liebenrose zu dessen Nachfolger ernannt sei.

„Gott sei mit unserm alten Herrn Pfarrer", schloß er seine Rede, „und führe den jungen den Weg, den jener gegangen; Gott pflanze ins Pfarrhaus ein junges würdiges Paar, den würdigen Eltern zur Seite, damit Frömmigkeit, Nächstenliebe, Manneskraft und Frauenmilde sich fortpflanze von Glied zu Glied und es der Herde im Lindenthal nie am rechten Hirten fehle."

Ein jubelndes Hoch folgte. Jeder drängte sich hinzu, dem alten Herrn die Hand zu drücken, den jungen Pfarrer zu beglückwünschen; am innigsten Wilhelm und Lisbeth.

„Großmutter, Dein Wort hat sich erfüllt", flüsterte Traugott dieser zu, als sie den Enkel mit stummen Segenswünschen ans Herz drückte; „die Sonne ist wieder aufgegangen, hell strahlt sie an meinem Horizont."

Die Alte faltete die Hände und wie sie, dem Enkel freundlich zunickend, einen Blick auf sein Antlitz warf und nichts in demselben gewahrte, als wieder aufgegangenen Sonnenschein über den leisen Spuren ausgestürmter Herzensnoth, da stieg ein freundliches Bild vor ihrem innern Auge empor; das alte Pfarrhaus im Frühroth neuen Glücks, die Linde voll Blüthen und den Platz unter derselben bevölkert von frisch aufstrebender Jugend.



Der alte Park.

Nach einem Gemälde von Ludwig. Gestochen von Klitsch & Rochlitzer.

Der alte Park.

Von Hermann Klette.

Hör' ich es nicht im Laube flüstern,
Stimmen zitternd im süßen Leid?
Durch die Gänge, die schattigdüstern,
Wandelt ein Traum der alten Zeit.

Von den Lippen der Liebe bebt es,
Schwüre tauschen sich zärtlich aus,
Und das pochende Herz, wie strebt es
Heiß der zögernden Zeit voraus!

Doch die säumigen Stunden fliegen
Mit dem pochenden Herzensschlag,
Bis sie in trüber Ferne liegen —
Treulos war der wonnigste Tag!

Ach, ein halbes Jahrhundert kam ich
Hier der jubelnden Lust zu spät;
Nur verklungenes Glück vernahm ich,
Lang vergessen, verrauscht, verweht!

Dort zum Thore führen die Stufen,
Die nur selten ein Fuß betritt.
Keine Stimmen der Liebe rufen,
Nicht ein sehnsuchthastiger Schritt.

Und die zerbrochnen Säulen sprechen
Stumm der flüchtigen Jahre Wort:
„Alles Irdische muß zerbrechen,
Auch das Liebste tragen wir fort."

Doch fernher, in die dunklen Massen,
Wie versunken in Witwenleid,
Gramdurchschauert und glückverlassen:
Lächelt sonnig die junge Zeit!

Das Buch der Königin Victoria*).

Von Joseph Lehmann.

Das Buch, welches den Gegenstand dieser Darstellung bildet, ist in seiner ersten öffentlichen Ausgabe im Juli d. J. unter dem Titel „The Early Years of H. R. H. the Prince Consort", „Jugendjahre des Prinzen Albert, Gemahls der Königin", in London erschienen. Auf dem Titelblatt heißt es ferner: „Nach Anleitung Ihrer Maj. der Königin zusammengestellt (compiled) vom General-Lieutenant Grey." Hierzu bemerkt ein geachtetes, englisches Journal, die Quarterly Review: „General Grey hat allerdings die ihm anvertrauten Perlen trefflich an einander gereiht; aber nur der Faden ist von ihm, die Perlen dagegen sind uns von höherer Hand geschenkt."

Das Buch erlebte in England rasch hintereinander vier Auflagen und ist seitdem im wahrsten Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden. „The book of the Queen", „das Buch der Königin", nennt es das englische Volk mit Recht. Als Manuscript gedruckt, war es ursprünglich nur dazu bestimmt, unter den Verwandten und nächsten Freunden des königlichen Hauses zu circuliren, aber in diesen Kreisen erregte es eine so lebhafte Theilnahme, es verbreiteten sich bald so viele, zum Theil richtige, zum Theil entstellte Angaben über den Inhalt des Buches, die Begierde, es zu lesen, wurde so allgemein, daß zu befürchten stand, es möchte die Speculation sich der Sache bemächtigen, und eine Nachbildung der dem Werke zu Grunde liegenden Tagebücher, Memoranda und Briefe der Königin und des Prinzen Albert fabricirt werden. Dem vorzubeugen, gab es kein besseres Mittel, als das Buch selbst der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bevor sich jedoch die Königin dazu entschloß, wandte sich Ihre Majestät an einige Freunde, sie um ihre Meinung darüber befragend, unter Anderen auch an einen gelehrten, literarischen Freund und Rathgeber des verewigten Prinzen Albert, Professor Sedgwick in Cambridge.

„Meine Ansicht ist", erwiederte darauf der geachtete Gelehrte, „daß, wenn Ihre Majestät sich entschließen, dieses Buch zu publiciren, die Wirkung desselben auf das Volk von England ganz unbezweifelt eine sehr gute sein und die Loyalität, die Liebe aller guten Engländer zu ihrem Königshause dadurch nur vermehrt werden würde .... Wo Alles so rein, so liebevoll, so wahr ist — wie sollte da unsere verehrte, geliebte Königin Anstand

*) Ein Vortrag, gehalten am 11. November 1867, im Concertsaale des k. Schauspielhauses zu Berlin, auf Veranlassung des unter dem Protectorat Ihrer K. H. der Kronprinzessin von Preußen stehenden Vereins zur Förderung der Erwerbs-Fähigkeit des weiblichen Geschlechts.

nehmen können, die Geheimnisse ihres Herzens zu offenbaren? Würde sie doch dadurch nur für immer die loyale Sympathie Aller gewinnen, welche Glauben haben an das Gute und ihrem Gotte, sowie ihrem Lande, christlichen Gehorsam weihen."

Ueber den Eindruck, den das als Manuscript gedruckte Buch auf ihn gemacht, schrieb Professor Sedgwick an den General-Lieutenant Grey: „Gestatten Sie mir, noch Einiges Ihnen zu sagen, was ich bei Lesung dieser Schrift empfunden habe: Des Prinzen Charakter zeigt sich uns darin in seiner ganzen harmonischen Entwickelung. Schon der Knabe besaß ein edles, liebenswürdiges Naturell, verbunden mit einer über seine Jahre weit hinaus reichenden, geistigen Energie. In gleicher Weise entwickelte er sich in den folgenden Jahren. Jene edlen Eigenschaften, die ihn zum sittenreinsten Vorbilde häuslichen Lebens machten, wurden nie, mals, auch nur für einen Augenblick, zur Schwäche oder Unmännlichkeit. Vielmehr waren sie stets von dem klaren Bewußtsein ihres humanen Zieles, von dem festen Willen eines großen, selbstlosen Herzens getragen. Wenn es, wie Goethe sagt, überaus bildsam für uns ist, täglich Gegenstände der Kunst und Natur von großer Schönheit vor Augen zu haben und unsere Blicke darauf ruhen zu lassen, dann wird auch unbezweifelt die Betrachtung eines Charakters, der so groß und so schön ist, wie der unseres Prinzen Albert, eine erhebende, wohlthuende Lehre für unsere Landsleute sein."

So hatte Prof. Sedgwick am 27. Mai 1867 geschrieben. Zwei Monate darauf war das Buch in den Händen des englischen Volkes und hatte sich die Vorhersagung des Gelehrten fast buchstäblich erfüllt. Wer in England das „Buch der Königin" gelesen, der preist sie und dankt ihr für das unbeschränkte Vertrauen, daß sie in die loyale Theilnahme und das tactvolle Verständniß ihres Volkes gesetzt hat.

In der That konnte dem verewigten Prinzen kein schöneres Denkmal gesetzt werden, als dieser treue schmucklose Spiegel der Erinnerungen seiner Gemahlin. Wie kunstvoll und kostbar auch die Statuen des Prinzen sind, die ihm bereits in einigen Städten Englands die Dankbarkeit errichtet hat, wie imposant und einer großen Nation würdig auch die Prinz-Albert-Halle für Kunst und Wissenschaft werden mag, die jetzt in London seinem Andenken zu Ehren erbaut wird — keines dieser Monumente zeugt doch so von seinem eigenen Geiste, ist so von dem Hauche seiner schönen Seele belebt, wie dieses einfache Buch.

Prinz Albert war am 26. August 1819 auf Schloß Rosenau bei Coburg geboren. Unter den Augen seines Vaters erhielt der junge Prinz, gemeinschaftlich mit seinem nur ein Jahr ältern Bruder Ernst, eine sorgfältige, besonders von seiner vortrefflichen Großmutter überwachte Erziehung. Schon in seiner Kindheit erregte er durch seine Empfänglichkeit für alles Gute und Edelmenschliche die schönsten Hoffnungen. Noch leben zum Theil die Erzieher und Lehrer des Prinzen. An diese wandte sich die Königin, nach dem Ableben ihres Gemahls, sie um Aufschlüsse über seine Jugend bittend, da sie in Allem, was ihr ein Bild seiner Per-

sönlichlichkeit zurückrief, Trost in ihrem Schmerz und in ihrer vereinsamten Stellung fand. Bereitwillig haben diese ehrwürdigen Männer, namentlich der Geheimrath Florschütz in Coburg und der Consistorialrath Dr. Seebode in Gotha, Alles, was ihnen aus der Jugendzeit des Prinzen noch erinnerlich war, mitgetheilt. Nicht minder ist Alles, was aus Briefen seiner Eltern, seiner beiden wahrhaft liebens- und verehrungswürdigen Großmütter in Coburg und Gotha, seines Oheims, des Königs Leopold von Belgien, seines Bruders, des Herzogs Ernst, und seines alten Freundes, des Barons von Stockmar, zur Charakteristik der Jugendzeit des Prinzen dienen konnte, benutzt worden.

Der vorliegende Band des „Buches der Königin" umfaßt aber nicht bloß, wie sein Titel besagt, die Jugendjahre des Prinzen; er reicht bis über die Vermählung desselben mit der Königin Victoria hinaus, bis zur Geburt Ihrer K. H. der Frau Kronprinzessin von Preußen. Ein zweiter Band wird den späteren Lebens-Ereignissen des Prinzen bis zu seinem am 14. December 1861 in der Blüthe seiner Mannesjahre erfolgten Ableben gewidmet sein.

Wir Deutsche dürfen mit Stolz auf diesen Fürstenspiegel blicken, der hier der Mit- und Nachwelt in der Geschichte der Erziehung und Bildung eines deutschen Fürsten vorgehalten wird. Wir dürfen uns sagen: daß auf anderem, als auf deutschem Boden, eine so wahrhaft humane Fürsten-Erziehung kaum möglich gewesen wäre. Das große, gemeinsame Vaterland, seine Sprache, seine Wissenschaft, Kunst und Literatur waren dem Prinzen über Alles theuer. Ihnen blieb er treu, auch als sein Herz und seine Liebe dem stolzen Lande der Briten zugeführt wurden. An seine Großmutter, die Herzogin von Coburg, schrieb er am 28. Nov. 1839 aus London, als er bereits der Verlobte der Königin war:

„Gewiß, liebe Großmama, die theure Heimat, das theure deutsche Vaterland wird mir immer werth und mein Herz wird ihm ein Freund sein, der mich oft daran erinnern wird. Für das Wohl meines neuen Vaterlandes zu leben, mich dafür aufzuopfern, schließt ja nicht aus, dem Lande wohlzuthun, von dem man selbst so viele Wohlthaten empfangen hat. Ich werde, neben unermüdlichem Streben und Arbeiten für das Land, dem ich in Zukunft angehören soll und wo ich zu einer hohen Stellung berufen bin, nicht aufhören, ein treuer Deutscher und auch ein Coburger, ein Gothaer zu sein. Die Trennung wird mir noch recht weh thun."

Seine Erziehung in Coburg, seine Studien auf der Universität Bonn waren durchaus deutscher Art. Von seinem Unterricht in Coburg sagt das „Buch der Königin": „Obwohl die alten Classiker und die Mathematik nicht vernachlässigt wurden, nahmen sie doch nicht, wie dies bei dem Jugendunterricht der höheren Stände Englands der Fall zu sein pflegt, die vornehmste, oder gar die einzige und ausschließliche Stelle ein. Das Studium der neueren Sprachen, der Geschichte, der Naturwissenschaft, der Musik, der Malerei und überhaupt aller der Geistesthätigkeiten, die das Leben schmücken und veredeln, bildete einen umfassenden Theil des Lehrplanes des jungen Prinzen."

Dieser Lehrplan, den der Prinz sich selbst auferlegt hatte (self-imposed), umfaßte die Stunden von 6 Uhr Morgens bis 1 und manchmal bis 2 Uhr Mittags und von 6 bis 8 Uhr Abends. Nur kurze Zeit verbrachte der Prinz an der Tafel. Er äußerte oft, und zwar auch später noch, in scherzhafter Weise: „Essen ist Zeitverschwendung!" „Eating is a waste of time", wie das Buch der Königin erzählt. Die Nachmittagsstunden waren meistens körperlichen Uebungen im Freien gewidmet.

Welche ernste Studien der junge Prinz schon in seinem siebzehnten Jahre trieb, ersehen wir aus einem seiner Briefe an den Consistorialrath Seebode in Gotha, dem er am 6. Febr. 1836 die Grundlinien eines von ihm ausgearbeiteten Aufsatzes über „die Anschauungsweise der Deutschen" zur Beurtheilung übersandte. Der Prinz schilderte in diesem Aufsatze den Culturgang der Deutschen im Verlaufe der Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, und zwar in allen seinen Phasen wachsender Einsicht und Bildung des Volkes. Zum Schlusse wirft er einen Rückblick auf die leider nicht zu verkennenden Mängel der heutigen Zeit und knüpft daran eine Aufforderung an die Deutschen, „daß (so lauten die eigenen Worte des Prinzen) Jeder sich beeifern möge, jene Mängel zuerst aus seinem Benehmen zu verbannen und mit gutem Beispiel voranzugehen."

Seine Muttersprache, das Deutsche, blieb bis an das Ende seines Lebens die Sprache seines Herzens. Deutsch unterhielt er sich am liebsten mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, und viele seiner Aussprüche, die das Tagebuch der Königin verzeichnet, werden darin in ihrem ursprünglichen deutschen Wortlaut angeführt. Im engern Kreise seiner Familie, besonders wenn sie sich auf dem Lande in Osborne oder auf Schloß Balmoral befanden, pflegte er aus den Werken deutscher Schriftsteller vorzulesen, z. B. aus Zschokkes „Stunden der Andacht", worin das Capitel über „Selbsterkenntniß" zu seinen Lieblingsbetrachtungen gehörte. Der deutsche Wahlspruch, den Prinz Albert sich für sein englisches Wappen wählte, lautet: „Treu und fest."

Für die Meisterwerke der deutschen Literatur, besonders für Schiller, schwärmte er. Den „Tod des Marquis Posa" machte er zum Gegenstand eines Gemäldes, welches er — als er bereits Gemahl der Königin war — ausführen wollte und zu dem er eine Farbenskizze im J. 1841 entworfen hat, welche die Königin als „beautiful" bezeichnet.

Am 18. Dec. 1836 schrieb er aus Brüssel an Dr. Seebode in Gotha, wie sehr es ihn schmerze, daß man im Auslande den hohen Werth der deutschen Literatur nicht genug erkenne. „Ich denke oft", heißt es in diesem Briefe, „mit der größten Freude an die interessanten Stunden zurück, die wir mit Ihnen in Coburg zubrachten. Gern lauschte mein Ohr Ihren Lobpreisungen deutscher Meister. Hier in Brüssel, wo man nur von fremder Literatur umgeben ist, nur in fremder Literatur lebt, hier lernt man den wirklichen Werth unserer eigenen deutschen erst recht kennen. Es ist jedoch schmerzlich, zu sehen, welchen geringen Begriff Franzosen und Belgier und selbst die Engländer von unserer deutschen Literatur haben. Aber man tröstet sich darüber, wenn man bemerkt, daß

diese Geringschätzung aus einer völligen Unfähigkeit, die deutschen Werke zu verstehen, entstanden ist. Um Ihnen einen leisen Begriff von dieser Unfähigkeit zu geben, lege ich diesem Briefe eine französische Uebersetzung von Goethes „Faust" bei, welche im eigentlichen Sinne des Wortes die Haare zu Berge steigen macht. Aus solchen Arbeiten freilich können die Ausländer den tiefen Geist unserer Literatur nicht fassen, und es ist erklärlich, warum ihnen so Manches schwach und lächerlich unter uns erscheint."

Von Brüssel, wo der Prinz unter Anderm auch den Unterricht des berühmten Astronomen und Statistikers Quetelet genossen hatte, ging er mit seinem Bruder Ernst nach Bonn, wo Beide studirten. Vorzugsweise treu besuchte er dort die Vorlesungen von Löbell, Aug. Wilh. Schlegel, Immanuel Fichte, Bethmann-Hollweg, Perthes, v. Alten und Kaufmann: über Geschichte, deutsche und ausländische Literatur, Culturgeschichte, Philosophie und Anthropologie, römisches und Staats-Recht, Volkswirthschaft und Statistik. Einer seiner Studiengenossen in Bonn, Prinz Wilhelm von Löwenstein, erzählt, daß der Prinz nichts weniger, als ein pedantisch emsiger Arbeiter gewesen; vielmehr liebte er Frohsinn, Humor und Neckerei ganz außerordentlich. Aber beständig schien er eine Ahnung von dem hohen Berufe zu haben, der ihm bevorstehe, und darum beschäftigte er sich auch am Meisten und Liebsten mit den Problemen der Menschheits-Erziehung, mit Fragen des Staats- und des Naturrechts, der Volkswohlfahrt und Arbeit.

In England setzte er nachmals diese Studien fort. Im Februar 1840 hat seine Vermählung mit der Königin Victoria statt gefunden, und im Sommer desselben Jahres schon begannen seine Studien der englischen Verfassung und des englischen Rechts, über welche er sich Privatvorlesungen von einem berühmten practischen Juristen, Dr. Selwyn, Verfasser eines unter dem Titel „Nisi prius" bekannten und vielverbreiteten Handbuchs des angewandten englischen Rechts, halten ließ. Da Herr Selwyn kein eigentlicher Theoretiker, sondern ausschließlich Practiker war, so hatte ihm der Prinz den Plan zu seinen Vorträgen, die mit der Geschichte der Magna Charta begannen und bis zur Parlaments-Reform von 1832 reichten, vollständig vorgezeichnet. Das berühmte Werk Hallam's, die „Constitutionelle Geschichte Englands", las er nachmals in Windsor seiner königlichen Gemahlin vor.

Wir bemerkten vorhin, daß der Prinz schon auf der Universität Bonn eine Ahnung von seinem künftigen hohen Berufe zu haben schien. Allerdings war eine solche Ahnung bereits früh in ihm geweckt worden. Die Großmama in Coburg war auch die Großmutter Victoria's, der englischen „Maiblume" — wie sie ihre Enkelin, die im Mai geboren war*), gern nannte. In ihrer Zärtlichkeit hatte sie oft, als Beide noch Kinder waren, den frommen Herzenswunsch ausgesprochen, die Enkel einmal mit einander verlobt zu sehen. Hatte doch ihr zweiter Sohn Leopold, der

*) Am 24. Mai 1819.

nachmalige König der Belgier, das Glück gehabt, der Gemahl der Prinzessin Charlotte, einer britischen Thronerbin, zu werden; warum sollte also nicht dem geliebten zweiten Enkelsohn ein gleiches Glück zu Theil werden können? Auch der staatskluge Onkel Leopold selbst hatte diese Idee eine sehr glückliche genannt, sowohl im Hinblick auf die beiden, ihm sehr genau bekannten Persönlichkeiten, als mit Rücksicht auf die ihm nicht minder genau bekannten Verhältnisse Englands. Freilich schien, so lange König Wilhelm IV. in England regierte, keine Aussicht vorhanden, diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Der König wünschte seine Nichte vielmehr mit einem Prinzen aus einem mächtigen regierenden Hause verbunden zu sehen. Als der Prinz daher im Mai 1836 in Begleitung seines Bruders zum ersten Male nach England kam, fand er nichts weniger, als einen aufmunternden Empfang von Seiten des Königs. Sein an die Herzogin von Coburg aus London vom 1. Juni gerichteter Brief erwähnt eines außerordentlich langen, ermüdenden Levers beim Könige und anderer bis in die späte Nacht hinein dauernden, anstrengenden Festlichkeiten bei Hofe. Seiner jungen Cousine gedenkt er wie beiläufig, indem er schreibt: „Die liebe Tante — Herzogin von Kent — ist sehr gütig gegen uns und thut Alles, was uns nur irgend Freude machen kann; auch die Cousine ist außerordentlich freundlich gegen uns."

Der Prinz reiste bald darauf wieder ab, und zwar nach Brüssel, von wo er, wie bereits erwähnt, nach Bonn auf die Universität sich begab. Daß ihn das Bild seiner Cousine dort viel beschäftigte, geht aus seinen im „Buche der Königin" abgedruckten Briefen aus Bonn zur Genüge hervor. Im Mai 1837 schreibt er seinem Vater: „Vor einigen Tagen empfing ich einen Brief von Tante Kent, mit einem Beischluß unserer Cousine, die mir schrieb, daß ich seinen Inhalt Dir mittheilen und ihn mit einer Uebersetzung aus dem Englischen Dir übersenden soll. Vorgestern empfing ich ein zweites, noch freundlicheres Briefchen meiner Cousine, in welchem sie mir für meine Glückwünsche zu ihrem Geburtstage dankt. Du kannst Dir leicht denken, daß diese beiden Briefe mir große Freude gemacht haben."

Wenige Wochen nachdem diese beiden Briefe der Prinzessin Victoria geschrieben waren, am 20. Juni 1837, starb König Wilhelm IV. Dies gab dem Prinzen Albert Anlaß, der jungen Königin seine Glückwünsche zu ihrer Thronbesteigung darzubringen, und zwar in einem Schreiben, das nicht, wie alle seine früheren Briefe, in deutscher, sondern in englischer Sprache abgefaßt war. Kein Wort der Schmeichelei ist in diesem Briefe enthalten. Des Prinzen einziger Gedanke ist die große moralische Verantwortlichkeit der neuen, hohen Stellung seiner Cousine, von welcher jetzt das Wohl einer Weltmonarchie abhängt. Er schreibt ihr:

„Sie sind jetzt Königin des mächtigsten Landes von Europa; in Ihrer Hand ruht das Glück von Millionen. Möge der Himmel Ihnen beistehen und Sie stärken mit seiner Kraft in dieser großen aber schwierigen Aufgabe. Ich hoffe, daß Ihre Regierung eine lange, gesegnete und glorreiche sein werde und daß Ihre Bestrebungen durch die Dankbarkeit und Liebe Ihrer Unterthanen belohnt werden. Mögen Sie auch zuweilen

Ihrer Vettern in Bonn gedenken und denselben das Wohlwollen bewahren, das Sie ihnen bisher geschenkt. Seien Sie versichert, daß unsere Erinnerungen stets bei Ihnen sein werden."

Der junge Studirende an der Universität Bonn — und die Königin eines großen, über alle fünf Welttheile ausgebreiteten Landes, in welchem die Sonne nie untergeht! Die Distanz zwischen Beiden schien in diesem Augenblicke sehr groß, ja unübersteiglich zu sein; aber die Herzen, die für einander geschaffen und geboren waren, haben diese Distanz glücklich überwunden.

König Leopold war bald nach dem Tode Wilhelms IV. nach London gereist, um seiner Nichte, die plötzlich aus der stillen Zurückgezogenheit des Palastes von Kensington auf den vom politischen Parteienkampfe umgebenen Thron berufen war, mit seinen Erfahrungen und seinem Rathe beizustehen. Der König berichtete über die Zustände Englands, wie er sie damals fand, sehr ausführlich an seinen Neffen Albert, den achtzehnjährigen Studirenden in Bonn. Der Prinz schreibt darüber an seinen Vater am 30. Juli 1837: „Onkel Leopold hat mir sehr viel über England und über das Treiben daselbst geschrieben. So sehr sich im Lobe der Königin alle Parteien vereinigen — eben so sehr intriguiren und manövriren sie mit und gegen einander. Die Kabalen und Intriguen sollen sich von allen Seiten durchkreuzen und gegen einander ankämpfen. Alle Parteien sollen in unverständigem Wesen gegen einander stehen."

Wie es scheint, hatte der königliche Oheim es nicht für gerathen befunden, daß der Prinz in dieser Zeit nach England komme. Erst sollten dort die stürmischen Wellen der innern Politik beschwichtigt sein; erst sollte der Prinz, von der Universität abgehend, seine Ausbildung durch Reisen und Beobachtungen in anderen Ländern vervollständigen. Prinz Albert trat auch wirklich bald darauf eine längere Reise nach der Schweiz und nach Italien an. Es begleiteten ihn dorthin sein und des Königs Leopold alter, bewährter Freund, Baron von Stockmar, der in England durch langjährigen Aufenthalt viel bekannt und allgemein, bei Whigs wie bei Tories, geachtet war, und ein britischer Officier, Namens Seymour, ein junger Mann voller Kenntnisse, dessen Unterhaltung dem Prinzen im Gebrauche der englischen Sprache sehr förderlich wurde. Aus der Schweiz und aus Italien sandte Prinz Albert seiner königlichen Cousine einige interessante Gegenstände der Erinnerung, z. B. aus Ferney, dem Schlosse Voltaire's, ein Fragment der Handschrift des berühmten Mannes, das er sich dort zu verschaffen gewußt hatte, vom Rigi eine Alpenrose, und aus Florenz, Rom und Neapel Ansichten landschaftlicher und historischer Gegenden und Bauwerke. „Das Ganze (so liest man im „Buche der Königin") wurde in ein kleines Album gethan, bezeichnet mit den Daten in des Prinzen eigener Handschrift, wann und wie er die betreffenden Orte besuchte. Dieses Album betrachtet die Königin jetzt als einen ihrer größten Schätze, von dem sie sich niemals trennt, an welchen Ort sie sich auch begeben mag. Damals (so heißt es weiter) hatte zwar noch kein Einverständniß zwischen der Königin und dem Prinzen stattgefunden, aber jene Gaben bezeugen

doch, daß der Prinz auf seinen Reisen oft an seine junge Cousine gedacht hat."

König Leopold scheint seiner Nichte aus den Briefen des Prinzen Albert Manches über sie mitgetheilt zu haben, was, so anziehend es auch ihrem Herzen sein mochte, doch einen Entschluß ihrerseits hinsichtlich der Wünsche ihres Oheims und des Prinzen noch nicht zur Reife kommen ließ. Im vorliegenden Buche wird diese Zögerung, welche die Königin nachmals sehr bedauerte, zu entschuldigen gesucht. Es heißt dort: Nur der plötzliche Uebergang von dem stillen abgeschlossenen Leben mit ihrer Mutter auf Schloß Kensington zu der unabhängigen Stellung als regierende Königin im Alter von achtzehn Jahren hat in der ersten Zeit bei ihr den Gedanken an eine Vermählung in den Hintergrund gedrängt, was sie später bitterlich bereute. Und hierzu bemerkt die Königin wörtlich:

„Eine schlimmere Schule für ein junges Mädchen, oder eine für ihre angeborenen Empfindungen nachtheiligere, kann es wohl nicht geben, als die einer Königin von achtzehn Jahren, ohne Erfahrung und ohne einen Mann zu ihrer Seite, der sie leitet und unterstützt. Die Königin vermag das aus eigner peinlichster Wahrnehmung zu sagen, und sie dankt dem Himmel, daß keine ihrer Töchter einer solchen Gefahr ausgesetzt ist."

König Leopold, der in jener Zeit seinem Neffen die Lage der Sache offen darstellte, gab ihm zu verstehen, daß ihn die Königin jetzt noch für zu jung halte, daß er sich ruhig noch einige Jahre gedulden möge, da er sicher sein könne, daß sie keinem Andern ihre Hand reichen würde. Aber so beruhigend diese Versicherung auch sein konnte, machte doch die Zögerung den Prinzen etwas empfindlich. „Ich will gern noch warten", erwiederte er dem Oheim, „aber wenn nach drei Jahren vielleicht die Königin mich verschmäht, so würde mich das in eine lächerliche Lage bringen und mein ganzes künftiges Lebensglück zerstören."

Inzwischen sollte der Prinz nicht so lange auf die Probe gestellt werden. Die Königin hatte wirklich keine Idee, sich mit einem Andern zu vermählen. Im Gegentheil, so bemerkt sie in ihrem Tagebuche, würde sie sich manche Gemüthsruhe, manche peinliche Situation erspart haben, wenn sie nur ein Jahr früher sich entschlossen hätte, ihrem Vetter die Hand zu reichen. Auch bedurfte es nur seines persönlichen Wiedererscheinens in England, um sie sofort zu diesem Entschlusse zu bewegen.

Am 8. October 1839 reiste Prinz Albert mit seinem Bruder von Brüssel nach London. König Leopold hatte seinem Neffen ein Schreiben an die Königin mitgegeben, worin er bemerkte: „Ich habe Deinen beiden Vettern gesagt, es sei Dein besonderer Wunsch, daß sie ganz unbefangen gegen Dich sein sollen. Ich bin überzeugt, daß, wenn Du ihnen etwas zu empfehlen haben solltest, sie gewiß sehr glücklich sein werden, es von Dir zu erfahren." Diese Zeilen sagten der Königin augenscheinlich mehr, als darin für Andere zu lesen war.

Am vierten Tage der Ankunft des Prinzen Albert eröffnete die Königin ihrem Premierminister, Lord Melbourne, daß sie entschlossen sei, dem Prinzen ihre Hand zu reichen, worüber der alte Herr sofort seine

große Freude zu erkennen gab. Er sagte ihr, wie es im Tagebuch der Königin heißt: „Ich denke, daß man das sehr gut im Lande aufnehmen wird, denn ich höre, es sei der allgemeine Wunsch jetzt, daß es so komme", und in väterlichem Tone fügte er dann hinzu: „Sie werden sich viel behaglicher fühlen; denn eine Frau kann nicht längere Zeit allein stehen, in welcher Stellung sie sich auch befinden mag." — Und die Hand der Königin schrieb in einer spätern Zeit hinzu: „Ach, ach! Die arme Königin, sie befindet sich jetzt wirklich in dieser schmerzlichen Stellung!"

Am Tage nach der Unterredung mit Lord Melbourne ließ die Königin den Prinzen zu sich bescheiden, und mit edler weiblicher Anmuth machte sie Gebrauch von ihrem Rechte als gekröntes Haupt, indem sie, als Frau, den Gatten frei sich wählte und dem Erwählten sein Glück verkündete. Noch an demselben Tage zeigte sie dies eigenhändig dem beiderseitigen treuen Freund und Oheim Leopold an. Sie schrieb dem König der Belgier: „Ich liebe Albert mehr, als ich sagen kann, und ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um ihm dieses Opfer — denn ein solches ist es, nach meiner Ansicht — so leicht als möglich zu machen... Die letzten Tage sind mir wie ein Traum vergangen; ich bin dadurch so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich schreiben soll. Aber ich fühle mich sehr glücklich... Ich wünsche den lieben jungen Herrn bis zum Ende des nächsten Monats hier zurückzuhalten. Ernst's aufrichtige Freude erhöht noch meine Glückseligkeit."

Andererseits schrieb Prinz Albert an seinen Freund und Rathgeber, Baron Stockmar: „Ich schreibe Ihnen heute an einem der glücklichsten Tage meines Lebens und die freudigste Nachricht, die ich Ihnen mittheilen kann...*) Sie ist so gut und freundlich gegen mich, daß ich oft gar nicht glauben kann, daß mir solche Herzlichkeit werden soll. Ich weiß, Sie nehmen Theil an meinem Glück, darum schütte ich mein Herz vor Ihnen aus.... Mehr und ernster kann ich Ihnen nicht schreiben; dazu bin ich in diesem Augenblicke zu confus; denn

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwimmt das Herz in Seligkeit.

Windsor, 16. Oct. 1839."

Nachdem der Prinz darauf die Antwort seines Freundes empfangen, schreibt er an denselben unterm 6. Nov.:

„.... Ihre freundschaftlichen, wohlwollenden Rathschläge zur wahren Begründung meines zukünftigen Glückes habe ich recht beherzigt; sie stimmen ganz mit den Grundsätzen überein, die ich mir im Stillen darüber gemacht habe. Eine Persönlichkeit, ein Charakter, der die Achtung, die Liebe und das Vertrauen der Königin und der Nation erweckt, muß die Grundlage der Stellung sein. Die Persönlichkeit bürgt für die Gesinnung, die den Handlungen zu Grunde liegt, und sollten auch Miß-

*) Die hier zunächst folgenden Worte des Briefes sind im Buche der Königin nicht abgedruckt.

griffe geschehen, so werden sie leichter jener Persönlichkeit zu gute gehalten, als oft die großartigsten schönsten Unternehmungen eines Mannes unterstützt werden, zu dem man Vertrauen zu fassen nicht im Stande ist.

„Bin ich also ein edler Fürst im eigentlichsten Sinne des Worts, wie Sie es mir zurufen, so wird mir besonnene und kluge Handlungsweise um so leichter und deren Resultat um so segensreicher. Ich will den Muth nicht sinken lassen; mit kräftigem Vorsatz und wahrem Eifer kann es nicht fehlen, in Allem edel, männlich, fürstlich zu bleiben. Zum Handeln bedarf es aber guten Rathes, den Sie mir am besten geben könnten, wenn Sie sich entschließen wollten, das erste Jahr wenigstens meines Hierseins Ihre Zeit mir zu opfern."

So schrieb Prinz Albert, als er zwanzig Jahre alt war.

Vier Wochen blieb das Glück der beiden jungen Verlobten ein Geheimniß, das sie nur mit ihren nächsten Verwandten und Freunden theilten. Nach Verlauf dieser Zeit hielt es Lord Melbourne für gerathen, den Entschluß der Königin dem Lande mitzutheilen, das daran ein so großes Interesse nehme. Da das Parlament erst im Monat Januar zusammentrat, so erschien es als das Geeignetste, die amtliche Mittheilung zunächst dem Privy Council, dem britischen Staatsrathe, zu machen. Am 23. Nov. 1839 trat dieser zu dem Zwecke zusammen. Unter den 83 anwesenden Mitgliedern befanden sich der alte Herzog v. Cambridge, Oheim der Königin, der Herzog v. Wellington, Sir Rob. Peel, die Lords Melbourne, Landsdown, Anglesey, Durham, Palmerston, John Russell, Brougham, Macaulay und viele andere Celebritäten Englands. Die Königin selbst machte dem Staatsrathe die ihrem Herzen so wichtige Mittheilung. In ihrem Tagebuch erzählt sie: „Punct 2 Uhr begab ich mich hinein. Der Saal war gefüllt und ich wußte kaum, wer da war. Lord Melbourne blickte theilnahmsvoll und mit thränenden Augen auf mich, doch stand er nicht in meiner Nähe. Ich hatte die Empfindung, daß meine Hände zitterten; gleichwohl machte ich nicht einen einzigen Fehler beim Ablesen meiner kurzen Erklärung. Ich fühlte mich überglücklich, als es vorüber war und dankte dem Himmel. Lord Landsdown erhob sich und beantragte im Namen der Versammlung: „daß diese allergnädigste, sehr willkommene Mittheilung gedruckt werde." Hierauf verließ ich den Saal. Das Ganze hatte nicht länger, als zwei bis drei Minuten gedauert. Der Herzog v. Cambridge folgte mir in das kleine Bibliothekzimmer, wohin ich mich zurückgezogen, und beglückwünschte mich. Ich glaube, das Armband mit dem Bildnisse des Prinzen, das ich jetzt immer trage, hat mir im Staatsrathe den Muth eingeflößt.".

Der Prinz kehrte gegen Ende des Monats nach Deutschland zurück. Die Briefe, welche die Königin nun von ihrem Verlobten empfing, sind, wie sie bemerkt, „in ihren Augen die größten Schätze, die sie jemals besaß." In einem dieser Briefe spricht sich der Prinz unter anderm über den Hofhalt aus, den er sich künftig bilden wolle, wobei er den Grundsatz aufstellt, daß die Wahl der betreffenden Personen ohne alle Parteirücksicht

zu geschehen habe, oder daß diese doch in ganz gleicher Weise aus Whigs und aus Tories bestehen müßten. „Vor allen Dingen aber“, fügte der Prinz hinzu, „wünsche ich, daß es hochgebildete Männer edlen Charakters seien, die sich in ihren verschiedenen Stellungen, sei es in der Armee, in der Flotte, oder in der wissenschaftlichen Welt, bereits ausgezeichnet haben. Ich weiß, daß Du darin mit meinen Ansichten übereinstimmst.“

Als es sich darum handelte, dem Prinzen seinen Rang unter den Mitgliedern des königlichen Hauses anzuweisen, stießen die Absichten der Königin sowohl bei den nächsten Agnaten, dem König Ernst August von Hannover und dem Herzog von Sussex, als beim Parlament, das am 20. Januar 1840 zusammentrat, auf heftigen Widerstand. Man behauptete der Königin gegenüber, daß sie, als Oberhaupt des Staats, den Prinzen überall, und zwar auch in ihrer Familie, als einen ihrer Unterthanen zu betrachten habe; aber die Königin pflegte nach ihrer Vermählung auf solche Behauptungen zu erwiedern, daß sie vor dem Altare sich feierlich verpflichtet habe, ebenso ihrem Ehemanne gehorsam zu sein, als ihn zu lieben und zu ehren, und daß sie sich niemals dazu verstehen werde, diese heilige Pflicht außer Acht, oder sich wegdemonstriren zu lassen. Der Königin Grundsatz war und blieb, daß ihr Gemahl ebenso ihrem Throne wie ihrem Herzen der Nächste sein müsse.

In der That konnte und durfte das Parlament der königlichen Prärogative, nach Belieben Rang und Stellung am Hofe zu verleihen, nicht vorgreifen. Dafür entschädigte es sich jedoch auf nicht ganz würdige Weise durch Verkürzung der für den Prinzen Albert beantragten Appanage. Der Prinz erfuhr von diesem Parlamentsverfahren gegen ihn, als er eben auf der Reise nach England zu seiner Vermählung war, und glaubte anfangs darin einen Beweis zu erblicken, daß er dem Lande unwillkommen sei. Aber der Jubel, mit welchem ihn das englische Volk bei seiner Landung empfing und der ihn auf der Reise von Dover nach Canterbury und nach London unaufhörlich begleitete, die allgemeine Theilnahme und ungeheuchelte Freude bei der am 10. Februar 1840 stattgefundenen Vermählung überzeugte ihn bald, daß die Wahl der Königin auch den Beifall des Landes gefunden. „Das ist es“, sagte der alte Lord Melbourne, „was Ew. Maj. Vermählung so populär macht, daß Ihre Unterthanen wissen, es sei keine Verbindung aus bloßer Staatsraison.“

Nachdem es ausführlich über die Vermählungsfeier berichtet, fährt das „Buch der Königin“ fort, an den Handlungen und Aeußerungen des Prinzen Albert nachzuweisen, wie sehr er sich fortan ganz und gar dem Lande seiner Wahl und der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt Englands gewidmet. Man kann dies schon daraus entnehmen, daß der Prinz, wie schwer es ihm auch geworden war, sich von seinem deutschen Vaterlande und seinen deutschen Verwandten und Freunden zu trennen, doch erst nach vier Jahren wieder einen Besuch in Deutschland, auf der geliebten Rosenau bei Coburg und in Gotha, abstattete.

„England war fortan seine Heimat“, sagt das „Buch der Königin.“ „Er hatte jetzt die Aufgabe, sein Vaterland und sein Vaterhaus zu vergessen — oder, wenn nicht zu vergessen, was einem Herzen, wie dem seinigen unmöglich war, mindestens so zu handeln, daß man ihm eine bevorzugte Berücksichtigung der deutschen Heimat nicht zum Vorwurf machen konnte. Seine Pflicht legte ihm unbedingte Hingebung seiner selbst, seiner besten Kräfte und Fähigkeiten an das Land seiner Adoption auf, und in edler, unerschütterlicher Weise ist er dieser Pflicht nachgekommen. Wie groß das Opfer war, das er damals brachte, mochten zu jener Zeit Wenige ahnen. Selbst heute noch giebt es vielleicht Viele, die schwer begreifen, daß es überhaupt ein Opfer gewesen sein kann, die Stellung eines jüngern Prinzen in einem verhältnißmäßig kleinen deutschen Herzogthum gegen die des Gemahls der Königin von Großbritannien zu vertauschen. Jedem Menschen von warmen natürlichen Gefühlen muß jedoch die Lösung heimatlicher Bande, unter allen Umständen und wie glänzend auch die ihm gebotene neue Zukunft sein mag, ein Opfer sein, und in welchem Grade dies bei ihm der Fall gewesen, das können wir jetzt erst, nachdem wir seine Briefe in die Heimat gelesen, worin sich seine Liebe zu derselben so innig ausspricht und worin er der Familie, in der er geboren war, und der Freunde seiner Jugend mit solcher rührenden Herzlichkeit gedenkt, in seinem vollen Umfange begreifen.“

Unser vortreffliches Buch sagt über das geistige Verhältniß, das zwischen der regierenden Königin, als solcher, und ihrem Gemahl bestand: „Das Princip, auf welchem fortan alle Handlungen des Prinzen basirten, war, daß er seine eigene individuelle Existenz in die seiner Frau müsse aufgehen lassen. Darum strebte er niemals nach Macht für sich selbst, darum mied er streng alle Ostentation und beanspruchte keine abgesonderte Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber, sondern betrachtete er seine Stellung gänzlich als mit der seiner Frau identisch und wachte er sorgsam über jeden Theil der Staatsgeschäfte, um der Königin in jedem Augenblicke ein Beirath und Beistand sein zu können in allen den mannigfaltigen und schwierigen Fragen politischer, socialer oder persönlicher Art, die zu ihrer Entscheidung kamen — ihr Beistand, als das natürliche Haupt ihrer Familie, als Oberaufseher ihres Hauses, als Verwalter ihrer Privatangelegenheiten, als ihr einziger vertrauter Rathgeber in Staatsgeschäften, sowie in ihren Beziehungen zu den Beamten der Regierung.“

Diese Stellung wußte der Prinz zu behaupten, so lange er lebte und wirkte, wie sehr er auch zuweilen mißverstanden, oder falsch dargestellt wurde. Obwohl er einer der edelsten Männer war, die in England jemals eine hohe Stellung einnahmen, vermochte er doch als Deutscher dem angeborenen nationalen Mißtrauen und selbst der Verleumdung nicht zu entgehen, wiewol die Skandalsucht, selbst in ihrer schlimmsten Gestalt, niemals gewagt hat, den Charakter und die Sittenreinheit des Prinzen zu beflecken. Die Königin bemerkt in ihrem Tagebuche: „Das Laster selbst würde allezeit vor dem bloßen Anblick dessen zurückgeschreckt sein, der die Lilie tadellosen Lebens trug“ — (Who wore the lily of a

blameless life — Worte aus dem, am Schlusse dieses citirten, poetischen Nachruf an Prinz Albert, von Alfred Tennyson.)

Das „Buch der Königin" erzählt ferner: „Von dem Augenblicke seiner Einrichtung im englischen Palast als Gemahl der Königin, war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Charakter des Hofes würdig zu erhalten und womöglich sogar zu heben. Er wußte, daß zu diesem Zwecke nicht genügend sei, wenn seinem eigenen Benehmen kein Vorwurf treffe; nicht der Schatten eines Schattens von Argwohn durfte möglicherweise auf den ganzen Hof fallen. Er wußte, daß in seiner Stellung jede seiner Handlungen genau abgewogen würde, und zwar nicht immer in wohlwollender Weise; daß man seine Wege vom und nach Hause überwachen werde und daß sich in jeder Gesellschaft, wie wenig sie auch zur Klatschsucht geneigt, wenn ihr dazu Gelegenheit gegeben würde, Lust fände, die Dinge zu übertreiben, oder sogar Geschichtchen zu erfinden und den unschuldigsten Handlungen eine lieblose Auslegung zu geben.

„Er legte daher", so fährt das „Buch der Königin" fort, „von Anfang an seinem eigenen Verhalten eine genaue, um nicht zu sagen strenge Richtschnur zum Grunde. Er legte sich in allen seinen Bewegungen eine gewisse Zurückhaltung und Selbstverleugnung auf, die ihm sicherlich sehr lästig gewesen wäre, hätte er nicht dabei empfunden, daß er dem Throne dadurch einen Dienst erweise. Er versagte sich darum sogar das Vergnügen, nach Belieben in der Stadt umherzuspazieren — was für Jemand, der gern persönlich jede neue öffentliche Verbesserung inspicirte, gewiß ein Opfer war. Ueberall, wohin er fuhr oder ritt, ließ er sich durch einen Stallmeister begleiten. Größere Gesellschaften besuchte er nicht, seine Besuche galten dem Atelier des Künstlers, den Museen für Kunst und Wissenschaft, den Instituten für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke. Wo irgend sein Besuch oder seine Gegenwart einen wirklich guten Zweck, eine Sache zum Wohle des Volkes fördern konnte, da sah man auch seine Equipage vor der Thür halten, niemals aber sah man sie vor einem Portale des bloßen Luxus und der modernen Welt. Er fuhr oder ritt gern durch alle diejenigen Stadttheile Londons, wo viel gebaut und verbessert wurde, besonders wenn es zur Förderung der öffentlichen Gesundheit oder der Erholung der arbeitenden Classen geschah. Ja, Niemand kannte wohl so genau als er, der sich auf das Lebhafteste dafür interessirte, alle neuen guten Einrichtungen im Osten, Westen, Norden oder Süden der großen Stadt, vom Victoria-Park bis Battersea, vom Regents-Park bis zum Krystallpalast und weiter hinaus." „Gewöhnlich", so bemerkt die Königin, „kam er dann raschen Schritts zum zweiten Frühstück (luncheon) heim, und zwar immer durch das Ankleidezimmer der Königin, die sich um diese Zeit dort befand; mit jenem heitern, lieblichen Lächeln, mit welchem er sie immer grüßte, erzählte er ihr, wo er eben gewesen, welche neue Bauten er gesehen, welche Ateliers er besucht u. s. w. Fahren oder Reiten des bloßen Fahrens oder Reitens wegen, liebte er nicht. „Es ennuyirt mich so", sagte er gewöhnlich in deutscher Sprache."

Was der Prinz für die Gründung von Instituten zur Förderung des Wohls der arbeitenden Classen, zur Steigerung der Blüthe von Handel und Gewerben, zur Aufmunterung von Kunst und Wissenschaft gethan, bildet ein reiches Blatt in der Geschichte seines Lebens. Die Vorträge und Reden, die er zu diesem Zwecke in den verschiedensten Versammlungen von Künstlern und Gelehrten, von Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, von Kriegern und Landwirthen gehalten, sind bereits vor einigen Jahren unter dem Titel „The Speeches and Adresses of H. R. H. the Prince Consort" im Druck erschienen. Bekannt ist, daß eine Rede, welche Prinz Albert in der Society of Arts im Jahre 1849 gehalten, den Anlaß zu der ersten, großen internationalen Gewerbe-Ausstellung von 1851 im Krystallpalast von Hyde-Park gegeben hat. Diese erste Völkerschlacht des Friedens war sein Werk. Daran knüpfen sich nicht blos alle späteren Weltausstellungen, die den friedlichen Wetteifer der Nationen so sehr gefördert, sondern auch die Errichtung des Gewerbe-Museums und der Kunstgewerbeschule von Kensington, die ebenfalls unter der belebenden Leitung und Mitwirkung des Prinzen Albert ins Leben gerufen wurden und die jetzt auch dem in Berlin eben begründeten Deutschen Gewerbe-Museum als Muster dienen.

Wir können diesen resumirenden Bericht über das herrliche „Buch der Königin" nicht würdiger schließen, als mit den Worten Alfred Tennysons, die der englische Dichter dem edlen Prinzen Albert nachgerufen, den er mit seinem idealen Ritter vom Hofe des Königs Arthur vergleicht:

. . . . . Und fürwahr, Er scheint mir
Kaum anders, als mein idealer Ritter,
„Der sein Gewissen ehrt' als seinen König,
„Deß Glorie war, das Unrecht zu bekämpfen,
„Der Lästerung nie sprach, noch hört auf sie,
„Nur Eine liebt und hing an ihr — an ihr,
Durch deren Reiche, bis zur fernsten Insel,
Gemischt ins Düster bräunden Kriegs, sein Tod
Hinzog, wie eine Sonnenfinsterniß
Die Welt verdunkelnd. Er ist uns geraubt,
Wir kennen jetzt ihn; aller enge Neid
Verstummt. Wir sehn ihn, wie er wandelte,
Wie freundlich, maßvoll, hochgebildet, weise,
Mit welch erhabner Selbstzurückhaltung,
In welchen Schranken, und wie liebevoll,
Nie schwankend zwischen der Partei und jener,
Nie seine Würd als freble Ruhstatt bietend
Beschwingtem Ehrgeiz, noch als Tummelplatz
Der Lust, vielmehr all diese Jahre lang
Die Lilie tadellosen Lebens tragend,
Vor tausend Augen spähnder Niedrigkeit,
Im grellen Licht, das einen Thron bestrahlt
Und alle Flecken schwärzt. Ja, wo ist Einer,
Der sich ein schönres fleckenlos'res Leben
Für einen einzgen Sohn ausmalen mag?

Kann England je für seine Söhne mehr
Erträumen, hoffen, als ein Stückchen Erbtheils
Solch eines Lebens und Gemüths wie Deines,
Du edler Vater seiner künftgen Fürsten,
Arbeiter für sein Volk und seine Armen,
Weckruf im Frühglanz eines hellren Tages —
Der weiten Blicks, den Krieg, des Krieges Werkzeug,
Zu segensvollem Friedens-Wettstreit lud;
Holde Natur, verschönt vom goldnen Glanz
Der Bildung, werth der Wissenschaft und Kunst,
Werth Deinem Land und unsrem, ja ein Fürst
Im höchsten Sinn, den nennen wird das Volk
Hinfort und immerdar: Albert den Guten!*)

---

*) Alfred Tennyson: Königs-Idyllen. Uebersetzt von Werner Scholz. Berlin, Georg Reimer, 1867.

Drei Hauptgönner Beethovens.

Skizzen von Ludwig Nohl.

I. Fürst Rassumowsky.

Der vierte Jahrgang der vierten Folge des Raumerschen historischen Taschenbuchs enthält unter dem Titel „Fürst Andreas Kyrillowitsch Rassumowsky, ein Fragment aus der Geschichte der russischen Diplomatie“ die Beschreibung des äußern Lebensganges dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Mannes. Auffallend genug ist dabei, daß auch nicht mit einer einzigen Silbe des Antheils erwähnt ist, den Rassumowsky in gewissem Sinne an der Entwicklung der neuern Kunst hat. Und doch möchte späteren Generationen sein Name wohl einzig durch das überliefert werden, was er für die Musik und im besondern für Beethoven gethan hat. Denn wenn sein politisches Wirken für Rußland und Oesterreich und wenn selbst „der sehr wichtige Antheil am Sturze des Napoleonischen Despotismus“, der seiner Laufbahn ebenso wie der Pozzo di Borgos als ein besonderes Verdienst zugeschrieben wird, längst vergessen oder doch nur in Geschichtswerken zu finden sein wird, wird in dem landläufigen Titel der Rassumowskischen Quartette (Op. 59) sein Name neben dem größten Meister der instrumentalen Kunst auf den Lippen aller derer leben, denen die geistigen Errungenschaften der Völker, die edlen Früchte von Wissenschaft und Kunst mehr gelten als all die äußerlichen Umstände und zufälligen Thatsachen, die man auch heute noch gar zu oft nach Weise der alten Aufzeichnung von „Haupt- und Staatsactionen“ durchweg als das Wesen der Geschichte zu betrachten und als die Resultate menschlicher Kämpfe und Entwicklungen in unseren historischen Hand- und Lehrbüchern aufzutischen pflegt. Freilich müssen bei dem fast epidemischen Mangel an ästhetischer Bildung, ja nur an thätigem Interesse für die Erzeugnisse der Kunst, soweit dieselbe nicht Literatur ist, sowie er noch immer unter den exclusiven Vertretern der Wissenschaft sich geltend macht, mit unumgänglicher Nothwendigkeit gerade dem Historiker von Fach diese Besonderheiten politisch hervorragender Persönlichkeiten sich gänzlich entziehen und so für das Endurtheil über ihre wirkliche Bedeutung eine Unrichtigkeit oder doch Ungerechtigkeit nach der andern sich ergeben. Um so mehr ist es Pflicht der Specialfächer, wozu sich ja der Natur der Sache nach auch die historische Gesammtwissenschaft stets mehr zu theilen hat, nicht bloß die Lücken auszufüllen, sondern auch das Unrecht, das die allgemeine Geschichte in solch einzelnem Falle begeht, nach Kräften wieder gut zu machen. Scheint es doch überhaupt als wenn heutzutage mehr solchen Einzeldarstellungen der geistigen Bestrebungen und Leistungen unseres Geschlechtes als der sogenannten Weltgeschichte,

mehr der angewandten Denkthätigkeit, wie sie sich namentlich in Erforschung der Kunst bemüht, als der allgemeinen Philosophie die hohe Aufgabe gestellt wäre, auch vom kleinsten Puncte der Forschung und Betrachtung aus den innern Zusammenhang der Erscheinungen und das Stetige der allgemeinen Fortentwicklung aufzudecken, dessen Erkenntniß wie der wahre Zweck aller Wissenschaft so zugleich die friedliche tröstliche Stätte ist, auf die sich der handelnde so gut wie der forschende Geist von den Mühen und Aengsten des täglichen Bestrebens zum Ausruhen und zur innern Sammlung zurückzuziehen hat. Von diesem Gesichtspuncte aus vermag dann gerade die concreteste Detailforschung das Beste zu leisten und selbst ein scheinbar unbedeutender Gegenstand wie der vorliegende seine Berechtigung und sein Interesse zu gewinnen. Ich habe darum mit Sorgfalt alles zusammengetragen, was über die Kunstliebe und Thätigkeit jenes kleinen Mäcens zu erfahren war und hoffe, man wird ihm noch weniger ein gewisses Verdienst um die Förderung des einen als um den Sturz des andern jener beiden großen Männer absprechen, die einer spätern Zeit vielleicht als die leuchtendsten Gestirne des neunzehnten Jahrhunderts und nach ihrer Einwirkung auf die gesammte Mit- und Nachwelt wie geistige Brüder, wie ein wahres Dioskurenpaar erscheinen werden.

* * *

Graf Andreas Kyrillowitsch Rassumowsky, den J. F. Reichardt in seinen vertrauten Briefen aus Wien vom Jahr 1808 als einen ansehnlichen verständigen Mann bezeichnet, war ein echter Sohn des vorigen Jahrhunderts mit allen seinen Vorurtheilen, wie sie sich besonders als Ständegliederung und sonstige thörichte Unterscheidung nach rein zufälligen Dingen darstellen. Allein er war auch einer von denen, an welchen sich die Ironie der Geschichte, der ja nichts Unwahres heilig ist, so recht erheiternd bewiesen und der Geist unserer Fortentwicklung auf das Schönste gerächt hat. Aristokrat vom reinsten Wasser, bei dem der Mensch erst mit dem „Tschin" anfängt, und gleich seinem jahrzehntelangen Intimus Metternich jedweder freien Regung auf dem Gebiete des Staatslebens durchaus abhold, sollte gerade dieser Erzfeind der großen Bewegung der Geister, die in der französischen Revolution ihren ersten Culminationspunct fand, derjenige sein, der als besonderer Beförderer Beethovens und seiner Muse die idealen Errungenschaften jener großen Epoche wenigstens im Gebiete einer wenn auch wortlosen, aber eben darum desto eindringlichern und weiter wirkenden Kunst auf das Bereiteste feststellen und aus dem tosenden Meere der streitenden Parteien ans ruhige Ufer des geistigen Schaffens bringen half, wo sie nun zum Gedeihen der nachlebenden Geschlechter sich mehr und mehr verbreiten und die Geister zu einem reinern Erfassen von Menschenwesen und Menschenwerth zu befähigen dienen.

Altadeliges Blut floß zwar nicht in Rassumowskys Adern, das ist ja überhaupt nicht der Russen Sache. Sein Vater, Cyrill Gregoriewitsch, war wie sein vom Glück so hoch begünstigter Oheim Alexis, zunächst nur durch die sehr persönliche Zuneigung russischer Herrscherinnen zu seiner

hohen Stellung und Bedeutung gelangt, und der Sohn Andreas Kyrillowitsch erfuhr dann die seltene Gunst des Schicksals mit dem um wenige Jahre jüngern Großfürsten Paul in trautester Gemeinschaft erzogen und durch die besten Lehrer der Zeit unterrichtet zu werden, so daß er später sogar unter dem hohen Adel Oesterreichs eine hervorragende gesellschaftliche Stellung einzunehmen vermochte.. Bald jedoch traten bis heute nicht völlig aufgeklärte Umstände ein, welche die beiden Jugendgespielen von einander trennten und den Grafen, von dessen Hand nämlich Briefe in der Schatulle von Pauls Gemalin gefunden wurden, aus Rußland entfernten, wohin er dann auch niemals dauernd zurückgekehrt ist. Er ward zunächst Gesandter in Neapel und dort nach seiner sinnlich anreizenden Natur sogar bald entschiedener Günstling der üppigen Königin Karoline. Wie er dann weiter als Gesandter in Stockholm seinem Lande und dem eigenen Interesse diente, mag man ebenfalls in der obenangeführten Schilderung seiner politischen Wirksamkeit nachlesen. Zu Ende des Jahres 1793 ward er bereits russischer Gesandter in Wien und vier Jahre darauf wirklicher Botschafter, was er mit einigen Unterbrechungen auch bis zum Wiener Congreß blieb. Er hat bis zu seinem Lebensende Wien nicht wieder verlassen.

Schon in den achtziger Jahren war er wiederholt in der heitern Kaiserstadt gewesen und es scheint, daß ihm besonders die Art und Weise, wie der hohe Adel Oesterreichs damals mit einander lebte, von vornherein außerordentlich zusagte. Feine Sitte, frischer Genuß und viel wirkliche Bildung, wenigstens nach Seiten der Kunst und vor allem der Musik hin, werden den höheren Kreisen Wiens in jenen Tagen von allen Besuchern der Kaiserstadt zugesprochen — „der Adel ist der allermusikalischste, den es vielleicht je gegeben", schrieb Reichardt schon 1783 —, und besonders der weibliche Theil dieser Gesellschaft zeichnete sich in allen diesen Dingen sogar vor dem gesammten Adel Europas aus. Neigung zum schönen Geschlecht und dabei ein lebhafter Sinn für die Kunst, zumal für Musik, waren nach Slavenart aber auch von Natur die Grundeigenschaften unsers Herrn Grafen. Er wird als ein vollendeter Cavalier geschildert, dessen einnehmende Manieren und stattlich schönes Aeußere ihn zumal für Frauen verführerisch genug machten.

So hatte ihm auch die ältere Tochter des Grafen Thun, die „vollendete Schönheit" Elisabeth nicht widerstanden und ihm sogar bereits im Jahre 1788 ihre Hand gereicht. Mit diesem Schritte war er dann sogleich mitten in diejenigen Kreise eingetreten, die ihn besonders anziehen mußten, in die musikalischen Cirkel der Hauptstadt. Graf Thun, ein böhmischer Nobile vom besten Schlage, derselbe schwärmerische Kunstfreund und Mystiker, der im Januar 1787, als enthusiastischer Verehrer Mozarts, den Schöpfer von „Entführung" und „Figaro" zu sich in die czechische Metropole geladen hatten, den liebenswürdigen Maestro nebst seiner Constanze in seinem Palaste die gastlichste Aufnahme gewährte, besaß drei Töchter, die Georg Forster einmal „wahre Grazien von Anmuth und Liebenswürdigkeit" nennt. Auch die zweite, die sinnige Gräfin

Christiane, hatte einen eifrig thätigen Freund der Kunst, den Fürsten Carl Lichnowsky geheirathet, den ja jeder Musikfreund als Schüler und sogar Freund Mozarts und mehr noch als aufopferungsfähigen Gönner Beethovens kennt. Daß beide großen Künstler mit einer Art von dankbarer Verehrung zu diesem Fürsten und seiner Gemalin aufschauten und selbst ein Beethoven durch die Schwächen des hohen Herrn sich niemals über seinen Werth beirren ließ, beweist schon genügend diesen Werth selbst, und wir haben in dem Charakter der beiden Künstler keinen entfernten Grund anzunehmen, daß es blos die materiellen Vortheile waren, was ihnen diese Gesinnung gegen ihren Freund und Förderer eingab. Denn er war ein wahrer Freund und Förderer nicht bloß ihrer Person, sondern vor allem zugleich ihrer Kunst.

Mit diesem edlen Hause verschwägert konnte Rassumowsky um so weniger die Gelegenheit versäumen, dort an den lebhaften musikalischen Uebungen aller Mitglieder der Familie thätigen Antheil zu nehmen, und es war wohl auch hier, wo Mozart, jene zauberische Erscheinung gleichsam eines Abgesandten der ewigen Jugend mehr als einmal ihm begegnete. Doch vernehmen wir nichts von einem besondern Cultus der Werke gerade dieses Genius, deren Eindrucke gleichwol damals kein wirklicher Musikfreund sich irgend zu entziehen vermochte. Persönliche Neigung dagegen muß schon damals der Graf zum alten Papa Haydn gehabt haben. Wir finden ihn auch später noch viel in der Gesellschaft des reichen musikliebenden Fürsten Nikolaus Esterhazy, der wie vorher sein Vater und Großvater, Haydns gnädigster Herr und Gönner war. Obendrein war des Herrn Grafen persönlich gepflegtes Instrument die Geige, und Dilettanten auf dieser lieben besonders die Quartettmusik und vor allen andern Meistern den Gründer dieses geistreichen Genres der Kunst, dessen Horoskop freilich damals noch nicht gestellt war und von dem auch Rassumowsky damals schwerlich ahnte, daß er selbst noch einmal den wirksamsten Anstoß zur Eröffnung einer Bahn geben sollte, auf der diese Form erst zur Vollendung und damit zu einem Gefäß schönster Emanationen des menschlichen Innern gedeihen sollte.

Sei es bei Esterhazy oder bei Lichnowsky, wo Haydn ebenfalls häufig erschien oder auch im eigenen Hause, das die „schöne Gräfin“ sicher zum reizendsten Asyl der damals in den höheren Gesellschaftskreisen noch heimatslosen Künstler zu machen wußte, ohne Zweifel hatte Rassumowsky, der selbst in der Regel die zweite Geige übernahm, entweder mit Haydn zusammen oder doch in seiner Gegenwart häufig dessen Quartette gespielt. Der Meister selbst hatte dabei an diesem Kunstfreunde „jenen feinen Sinn zu richtiger Erfassung vieler nicht auf der Oberfläche liegender und durch übliche Zeichen ausgedrückter Eigenthümlichkeiten in seinen Quartetten und Sinfonien entdeckt, der Andern abgegangen, und darum es unternommen, den Herrn Grafen zunächst mit diesen verborgenen Intentionen bekannt zu machen.“ Und Rassumowsky habe dann diese Geheimlehre auch auf seine Mitspieler übertragen, berichtet derselbe Gewährsmann weiter.

Diese regelmäßigen Mitspieler aber waren die später gerade durch ihren Quartettvortrag so berühmt gewordenen Künstler Schuppanzigh, Sina, Weiß und Anton oder auch sein Sohn Nikolaus Kraft, seit 1807 ersetzt durch Joseph Linke. Alle diese jungen Männer verdanken sogar einen großen Theil ihrer künstlerischen Entwicklung der thätigen Anregung und Beihülfe ihres enthusiastischen Gönners.

Ignaz Schuppanzigh war der Sohn eines Professors an der Realschule in Wien und ursprünglich nicht zur Kunst bestimmt gewesen. Doch berichtet das Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag 1796 bereits von dem noch nicht zwanzigjährigen Jüngling, er scheine sich jetzt ganz dem Dienste Apollos übergeben zu haben. „Alles was gute Musik heißt, ist ihm reizend, ohne einem Instrumente oder Stück den Vorzug zu geben", heißt es weiter. „Sein eigentliches Instrument ist die Bratsche, welche er ganz ausgezeichnet gut spielt, indessen scheint er vielleicht aus eigenem Geschmack seit einiger Zeit der Violine den Vorzug gegeben zu haben, welche er sowohl im Concerte als auch im Quartette mit Gefühl, Anmuth und wahrer Kunst spielet. Dabei dirigirt er gerne eine ganze Musik, welches mit Präcision, Nuance und Feuer geschiehet. Er ist daher in allen musikalischen Sozietäten bekannt, beliebt, gesucht." Er gab schon damals alle Donnerstag zwischen 6 und 8 Uhr früh zur Sommerszeit im Augarten musikalische Unterhaltungen von Dilettanten, und weil er so gar dienstfertig und gefällig war, hieß er schon damals der „so geliebte Schuppanzigh".

Zunächst freilich scheint es Lichnowsky gewesen zu sein, der den eifrigen jungen Mann heranzog und aus dem Dilettanten den Künstler hervorlockte. Beethovens Freund, Dr. Wegeler von Bonn, fand ihn in jenem Hause um 1795 in Gemeinschaft mit dem ebenfalls sehr jungen Bratschisten Franz Weiß und dem Cellisten Anton Kraft, mit dem auch Mozart manchmal zusammen musicirt hatte. Und hier wurden die jungen Leute mit wirklichem Ernst in die tieferen Geheimnisse der Kunst eingeweiht. Denn hier waren Männer wie Salieri und Haydn fast regelmäßige Gäste, und wenn also der letztere für die möglichst exacte Ausführung seiner Quartetten selbst nach Kräften sorgte und den Spielern namentlich jene seiner accentuirte Art der Tonsprache, die schon ihm eigen ist und ein gewisses Aufdämmern des bewußtern Geisteslebens in dem kindlichen Meister verräth, tief in die empfängliche Seele prägte, so gaben die Compositionen des jungen Beethoven, der hier unter anderm dem alten „Papa" die demselben gewidmeten Claviersonaten Op. 2 und die Trios Op. 1 vortragen durfte, den Mitspielern die erste Ahnung von den energisch eindringenden Lauten des Seelenlebens, deren die Kunst der Töne fähig ist. Und gleichsam als eine höhere Gegengabe für die technischen Anleitungen, die er selbst bereitwilligst auch von diesen jüngeren Instrumentalkräften annahm, wies er ihnen die ersten Spuren des Weges noch, wo die wortlose Kunst der Töne zum vernehmlichen Ausdruck des geistigen Lebens wird. Und wenn der „Großmogul" auch manchmal recht derb mit ihnen umging und wo schlecht gespielt war, Ukase

erließ wie: „der Musikgraf (d. h. Freund Zmeskall, der häufig auf dem Cello mitdilettirte) ist seit heute imfam kassirt, der erste Geiger (Schuppanzigh) wird ins Elend nach Sibirien transportirt, der Amenda (von dem wir sogleich hören werden) soll statt einer Amende, die er für sein schlechtes Pausiren verdiente, mir diesen wohlberittenen Guittarristen besorgen" und dergleichen, — so bedachten die Herren doch wohl, daß selbst die schärfste Geißelung und sogar momentweise Kränkung, wie sie besonders der wohlbeleibte erste Geiger oft zu erdulden hatte, den ungemessenen Vortheil nicht aufwiege, den sie von dem Vortrag seiner neusten Werke unter seiner eigenen Anleitung gewannen.

Diese selbst bestanden damals, vielleicht eben in Folge jenes lebhaften Verkehrs mit tüchtigen Instrumentalisten, noch vorzugsweise in Kammermusik, besonders in Sonaten oder Trios, sei es mit oder ohne Clavier und anderen Instrumenten. Zu einem Quartett war es noch nicht gekommen. Freilich schon um 1795 hatte der ungarische Graf Appony, ein großer Musikfreund, für den auch Haydn mehrere Quartette geschrieben hatte, bei Beethoven ebenfalls ein solches bestellt, aber er lieferte es nicht, — vielleicht weil er fühlte aus rein technischen Ursachen mit dem Meister dieses Styles, der zugleich sein Lehrer war, nicht so erfolgreich concurriren zu können, wie es seinem Genius geziemte und seinem Stolz genügte. Doch mußte der Zauber dieser Form, den er ja in so seltener Weise fast täglich zu kosten Gelegenheit hatte, auch auf ihn allmälig in seiner ganzen Unwiderstehlichkeit wirken, und er entwarf, vielleicht nach manchem zurückgelegten Versuche, endlich um 1798 das schöne Quartett Op. 18 Nr. 1 (F-dur), das er dann ein Jahr darauf jenem curländischen Freunde Amenda, der bei den Quartettbelustigungen im Privatkreise ebenfalls mitzuwirken pflegte, mit in die ferne Heimat gab. Und wie er diesem selbst erklärte, das tief melancholische Adagio appassionato in D-moll stelle die Grabesscene aus Shakespeares Romeo und Julie dar, so nöthigte er durch solche Werke einer mehr geistigen Auffassung auch die Vortragenden aus dem bloßen Musikantentreiben mehr und mehr herauszutreten und ihr an Haydn zur vollen Sicherheit geübtes virtuoses Können und das an Mozart ausgebildete seelische Empfinden zu einem höhern Vermögen des Geistes in ihrer Kunst zu entwickeln. Allein selbst mit diesem Werke oder wenigstens mit dessen erster Gestalt, muß der junge Meister wenig zufrieden gewesen sein, denn er bittet im Juni 1800 jenen Freund, er möge sein Quartett, das er sehr umgeändert habe, ja nicht weiter geben, indem er erst jetzt Quartette zu schreiben wisse, was er schon sehen werde, wenn er sie erhalte!

Das waren die sechs Quartette Op. 18, deren erste Hälfte um 1800 und die andere im Jahre 1801 in Wien herauskam.

Ob nun Rassumowsky bereits von Einfluß auf die Entstehung dieser Werke gewesen, die trotz ihrer Anlehnung an die allübliche Weise der Zeit, doch an mehr als einer Stelle schon entschieden Neues, im Geiste wie in der Form Freieres enthalten, davon erfahren wir nichts, und mehr Wahrscheinlichkeit hat es sogar, daß der junge Fürst Lobkowitz, dem sie

gewidmet sind, sie auch bestellt hatte. Doch bezeichnet schon Schindler den Grafen Rassumowsky ausdrücklich als „einen der Ersten, die den Lauf des neuen musikalischen Gestirns Beethoven mit Sicherheit bestimmten". Jedenfalls aber wurde der Vortrag dieser neuen Werke eine Art von neuer Schule für die Quartettspieler und richtete die Aufmerksamkeit des Grafen auf die neuen Elemente, die sich hier für die Kunstentwicklung darboten. Denn Rassumowsky war eine entschieden musikalische und in gewissem Sinne schöpferische Natur. Von seinem Vater schon heißt es, daß „er sich, ehe der Bruder ihn an den Hof rief, in seinem ukrainischen Dorfe zwar zum Bauern- und Schäferleben vorbereitete, jedoch ohne dabei seinerseits den Genuß entbehren zu wollen, den die Musik empfänglichen Gemüthern verschafft; er war kaum über sein zwölftes Jahr hinaus und hatte schon einige Fertigkeit erlangt die Balalaika, das dreisaitige kleinrussische Volksinstrument, zu spielen". Man kennt ja die Leidenschaft der Russen für Musik. So begann jetzt Rassumowsky, der nach dem Anfang des neuen Jahrhunderts einige Jahre der politischen Geschäfte enthoben war, in dem eigenen Palaste außer den bisherigen Privatsoireen und Matineen für Musik zugleich Subscriptionsconcerte für die hohen und höchsten Liebhaber dieser Kunst zu gründen. Und wie es hier wieder das Schuppanzighsche Quartett war, das die Compositionen vorzutragen hatte, so war es auch vor allem Beethoven, der neben Haydn und Mozart glänzte und den Hörern eine Andeutung davon gab, daß auf diesem Felde wie auf dem der Orchestermusik noch tiefere Räthsel unsers innern Lebens zu lösen waren. Rassumowsky selbst drang in den Meister, der sich soeben mit eifrigstem Bestreben an der Composition einer Oper versuchte, gerade für diese halb öffentlichen Concerte das Programm zu bereichern.

Denn „wie bekannt", so erzählt der bekannte Ignaz von Seyfried, der damals als Capellmeister des Wiedner Theaters in Folge der Fidelio-Proben viel mit dem Meister zusammen kam, „war Beethoven im Rassumowskyschen Hause so zu sagen Hahn im Korbe. Alles was er componirte (also nicht blos Quartette, sondern auch andere Compositionen für die Kammer, Trios, Sonaten rc.) wurde dort brühwarm aus der Pfanne durchprobirt und nach eigener Angabe haarscharf genau, wie er es eben so und schlechterdings nicht anders haben wollte, ausgeführt mit einem Eifer, mit Liebe, Folgsamkeit und einer Pietät, die nur solch glühenden Verehrern seines erhabenen Genius entstammen konnte und einzig blos durch das tiefste Eindringen in die geheimsten Intentionen, durch das vollkommenste Erfassen der geistigen Tendenz gelangten jene Quartettisten im Vortrage Beethovenscher Tondichtungen zu jener universellen Berühmtheit, worüber in der ganzen Kunstwelt nur eine Stimme herrschte." Wie aber Beethoven namentlich dem ersten Geiger sozusagen stets auf der Haut saß, verrathen uns seine Worte in einem Billet an Ries vom 14. Juli 1804: „Daß die Probe bei Schuppanzigh ist, ist mir nicht recht. Er könnte mir Dank wissen, wenn meine Kränkungen ihn mägerer machten." Der Erfolg dieser „Kränkungen" des „Mylord Falstaff", wie er den dicken Herrn

zu nennen pflegte, war dann aber auch der Art, daß es bereits im Mai 1805, wo also von Beethovens Quartetten nur Op. 18 auf dem Repertoir dieser Gesellschaft stehen konnte, in der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung heißt: „Schuppanzigh weiß bei seinem vortrefflichen Quartettenvortrage in den Geist der Compositionen genau einzudringen und das Feurige, Kräftige, aber auch Feinere, Zarte, Humoristische, Liebliche, Tändelnde so begeisternd herauszuheben, daß die erste Violine kaum besser besetzt sein könnte." Wer vernimmt in diesen Worten nicht einen Anklang gerade an die Eigenthümlichkeiten der Muse Beethovens!

Weil nun diese Künstler so ganz genau auf seine Intentionen einzugehen wußten und gleichsam aus seiner eigenen Seele heraus spielten, so war das wieder für Beethoven Antrieb genug, ihnen neue Aufgaben zu stellen, neue Gebiete in jenem geheimsten Weben und Leben des Geistes zu erschließen, die nur die Sprache der Töne zu erschließen vermag. Schon im Winter 1801 auf 1802 finden sich in seinen Skizzenbüchern von Neuem Entwürfe zu Quartetten. In der Zeit von 1804 aber, während seine Seele noch voll war von Gedanken an sein Schmerzenskind Fidelio, entströmt seiner Phantasie jenes entzückende Allegretto Scherzando in Nr. 1 von Op. 59, und der Hauch slavischer Musikweise, der all die Themen dieses Satzes mit so seltsam träumerischer Trauer erfüllt, läßt mit Bestimmtheit vermuthen, daß Graf Rassumowsky selbst, sei es durch Angeben russischer Melodien oder durch directe Bestellung schon auf die Entstehung dieses Satzes persönlich eingewirkt hat. Die vollständige Ausführung von Op. 59 freilich fällt erst in das Jahr 1805, ja die von dem ersten dieser drei Quartette sogar erst in den Sommer 1806, und Beethoven selbst hat uns durch seine Notiz auf der Originalpartitur des ersten dieser Quartette mit Sicherheit unterrichtet, daß der 6. Mai 1806, also die allernächste Zeit nach dem zweiten mißglückten Aufführungsversuche des Fidelio der Anfangspunct der Composition dieses jetzt ersten der Quartette Op. 59 ist.

Dieses Werk nun ist es, was den Namen Rassumowsky auf den Lippen aller Musikfreunde stets lebend erhalten wird. Schon ehe dasselbe im Druck erschien, war es, wie uns eine Notiz der Leipziger Musikzeitung vom 27. Februar 1807 sagt, selbst im Manuscripte dem Grafen zugeeignet. Dennoch befindet sich im Schindlerschen Beethoven-Nachlaß ein Zettel von Beethovens Hand, wo von verschiedenen Werken, wie z. B. der Coriolan-Ouvertüre und dem Vierten Clavierconcert, die Titel und Dedicationen angegeben und bei Op. 59 über den durchstrichenen Namen des Grafen Rassumowsky steht: „Prince Charles de Lichnowsky" Das Werk erschien im Januar des folgenden Jahres und erst beim Druck war der Componist genöthigt sich über die Widmung zu entscheiden. Hatte Rassumowsky dasselbe bestellt und honorirt, wie konnte der Meister es einem Andern widmen? Und doch könnte der Umstand, daß er dies im Sinne gehabt, darauf hindeuten, daß Rassumowsky nur der Anreger, nicht auch der directe Besteller gewesen.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls gebührt dem Grafen nächst

Beethoven selbst das größte Verdienst um die Entstehung dieses seltenen Werkes. Und wenn schon das etwas Originelles an demselben ist, daß es gewissermaßen und zwar zum ersten Male entscheidend in der Instrumentalmusik eine Localfarbe annahm — denn nicht bloß die wirklichen russischen Melodien, die Rassumowsky aus seiner ukrainischen Heimat mitgebracht haben mochte, sondern mehr noch, daß fast alle von Beethoven frei erfundenen Themen und sogar ganze Sätze in slavischem Charakter gehalten sind, giebt diesen Werken einen eigenthümlichen Reiz und besondern Charakter, ungleich bedeutender ist, was der Quartettform als solcher an Fortentwicklung ihres Styles hier gewonnen. Denn welche Freiheit, welche Individualität hat jetzt jedes einzelne der Instrumente erhalten! Sie sind wirklich, was im Streichquartett sein soll, zu Personen geworden, die ihr eigenthümliches Wesen, ihre individuellen Gedanken beredt und deutlich aussprechen und so in der That jene geistvolle Unterhaltung und tiefeingehende Erörterung musikgeistiger Fragen bieten, die das Wesen dieses Genres ist. Und dies hatte natürlich wieder bedeutenden Einfluß auf die Spieler, die ihre Kräfte mehr und mehr zum eigentlichen Ausdruck in der Musik übten.

Ihre ununterbrochenen, theils privaten theils öffentlichen Aufführungen sollten aber bald noch wichtigere Folgen haben. Denn der musikbegeisterte Graf entschloß sich, um der consequenten Fortbildung dieser seiner Schöpfung nun auch völlig gewiß zu sein, im Jahre 1807 die vier Quartettisten Schuppanzigh, Sina, Weiß und Linke sogar fest und obendrein mit lebenslänglichen Contracten für sich zu engagiren und gewährte auf diese Weise seinen Künstlern das so seltene innere und äußere Behagen, welches nothwendig ist, um an der eigenen Vervollkommnung stetig fortzuarbeiten und zur wirklichen Vollendung zu gelangen. Dies trug denn auch bald die schönsten Früchte für die Kunst.

Vor allem hatte der Graf selbst jetzt volle Gewalt über die Productionen jener Herren, und das Nächste war, daß er, wie Schindler ausdrücklich berichtet, dieselben dem Meister Beethoven zur vollen uneingeschränkten Disposition stellte. Was war da nicht alles zu versuchen, zu erreichen! Wie selten ist es, daß der schaffende Künstler die Mittel zur Darstellung seiner Versuche in jedem Moment und in völliger Brauchbarkeit zur Hand hat! Und doch wie nöthig ist dies bei einer Kunst, deren feinste Wirkungen ohne wirkliche Ausführungsproben so schwer im voraus zu ermessen sind, und wie hoch zu schätzen ist ein Kunstfreund, der die hier erforderlichen reichlichen Mittel spendet, um dem Künstler und der Kunst zu dienen!

Beethoven selbst dankte dieser Großmuth des Grafen zunächst durch Widmung der beiden Symphonien Nr. 5 und 6, die im Frühjahr 1809 erschienen. Uebrigens sind dieselben zugleich dem Fürsten Lobkowitz gewidmet, der eben seinerseits durch bereitwilliges Zugebotestellen seines Orchesters dem monumentalen Schaffen des Meisters in gleicher Weise Vorschub leistete wie Rassumowsky der Staffeleimalerei desselben. Der nächste Erfolg jener fürstlichen Handlung für Beethoven aber war die

Entstehung des Quartetts Op. 74, das ins Jahr 1809 fällt, und von Op. 95, das ein Jahr später fertig ward. Schuppanzigh säumte natürlich nicht, auch dieses Neueste von Beethoven sogleich zu Ohren des musikliebenden Herrn und seiner Freunde zu bringen und Rassumowsky selbst führte sein Quartett überall mit, wo er sich und Andere damit erfreuen konnte; wie denn Beethoven am 24. Juli 1813 seinem Gönner und Schüler Erzherzog Rudolph die freudige Mittheilung machen kann, der Graf werde nach Baden kommen und sein Quartett mitbringen, welches ganz hübsch wäre, indem Ihre Kaiserliche Hoheit dabei gewiß eine schöne Unterhaltung finden werde; „auf dem Lande weiß ich keinen schönern Genuß als Quartettmusik", fügt er hinzu.

Die öffentlichen Productionen des Vereins dauerten dabei fort und Schuppanzigh unterließ nicht, auch dies neueste von Beethovens Schöpfungen einzureihen. Und wenn das Publicum Op. 74, dem man den Namen des Harfenquartetts gegeben hat, anfangs gar zu ernst und düster und sogar unverständlich finden wollte, so wußte der Mylord Fallstaff mit seinem feurig-energischen Strich in hinreißender Weise die Gemüther für das Verständniß des großen Meisters mehr und mehr zu gewinnen, indem er sie zur vollen Hingebung von Ohr und Herz durch sein Spiel förmlich zwang. Immer und immer wieder wird in den öffentlichen Blättern dieser seltene Vortrag der Beethovenschen Werke durch das Schuppanzighsche Quartett gepriesen. Und wenn man nun im Vergleich mit den bisherigen Quartetten sowohl Beethovens als der anderen zwei Meister dieses Styles die knappe Kürze und concentrirteste Energie in der gesammten Ausdrucksweise von Op. 95 (F-moll) erwägt, welche Gewalt mußten diese Spieler über ihr Instrument besitzen, wie mußten sie sich gewöhnt haben es mit all seinen eigenthümlichen Schwierigkeiten, deren Ueberwindung so gar leicht zum bloß virtuosen Glänzen verführt, ganz in den Dienst des Geistes zu bringen, um dieses tief-innerlichen Ernsts dieser Sprache der in leidenschaftlichstem Schmerze erregten Tiefen einer großen Seele, wie wir ähnliche Laute des herbsten Leides fast nur in den Monologen des Faust finden, völlig mächtig zu sein und sie auch Anderen verständlich und eindringlich zu machen! Aber Beethoven hatte auch einmal seinem „Primo Violino", wie sich Schuppanzigh in Billets an den „Mächtigsten Beethoven" zu unterschreiben pflegte, als er sich über die Schwierigkeit und Unausführbarkeit einer Violinpassage beschwerte, die Worte entgegengedonnert: „Meint er Esel, ich denke an so 'ne dumme Geige, wenn ich schreibe!" Da mußten die Herren sich wohl alle Mühe geben, den „verborgensten Intentionen" des Meisters nachzuspüren und durften nicht ruhen, bis sie alles zum deutlichen Ausdruck gebracht.

Nun kam der Wiener Congreß und unter seinen vielen hohen und höchsten Herrschaften befand sich auch eine bedeutende Anzahl von Musikfreunden und Mäcenen aller Welt. Da war es denn wieder der Graf Rassumowsky, der die Elite dieser hohen Gesellschaft, soweit sich dieselbe um Kunst und andere geistige Dinge bekümmerte, in seinem seit 1809 vollendeten Palais am Donaucanal versammelte. Schon bisher war er

stets von einem glänzenden Kreis umgeben gewesen, und da er bei Hofe in besonderer Gnade stand, waren selbst die Potentaten manchmal bei ihm aus- und eingegangen. Friedrich Gentz, der „geist- und ideenreiche Lebemann", war schon seit 1803 an der üppigen Tafel dieses Hauses ein häufiger Gast gewesen und zeichnet 1810 in seinem Tagebuche auf: „Beim Grafen Rassumowsky gespeist mit der Fürstin Esterhazy, der Stiftsdame Thürheim (später Rassumowsky zweiter Gemalin!), dem Commandeur Ruffo, Hardenberg, Waldstein, Dietrichstein, Pozzo di Borgo u. a." Später (um 1811) trat auch Freund Metternich in diesen Kreis „frivoler ritterschaftlicher Herren" ein. Und als nun im Herbst 1814 auch Kaiser Alexander in Wien anwesend war, gab dies Anlaß zu ganz außerordentlichen Festen in dem prachtvollen Palaste auf der Landstraße.

Zu diesen Festen ward denn auch Beethoven fast regelmäßig zugezogen und er war, wie sich wohl denken läßt, „Gegenstand der Aufmerksamkeit von Seiten aller Fremden". Gewiß bildete in diesem Kreise einer Aristokratie, die trotz Revolution und Krieg auch nicht entfernt an das Ende des ancien régime glauben mochte, vielmehr jetzt nach dem Sturz Napoleons erst recht zu herrschen und fortzuschwelgen gedachte, der demokratische Meister der Tonkunst eine ganz eigenthümliche Figur. Weit entfernt Huldigungen darzubringen, ließ er, ebenfalls ein König — wenn auch nur im Reich des Geistes — sich vielmehr „von den Potentaten den Hof machen und benahm sich dabei, wie er mit einem gewissen Stolz später selbst erzählte, recht vornehm". In das Rassumowsky'sche Palais kamen aber auch, weil er das glänzendste Haus in Wien machte und Kaiser Alexander sich als der eigentliche Weltüberwinder und als Haupt der heiligen Allianz fühlte, die der Welt nun den ewigen Frieden geben sollte, fast alle Herrscher in Person, und der elegante Herr des Hauses ließ es sich nicht nehmen, hier vor allem den edelsten Schmuck desselben brilliren zu lassen, ja er stellte unsern Künstler auch seinen höchsten Gästen vor, wobei demselben, der sich in solcher Lage recht wohl zu fassen wußte, „von den anwesenden Monarchen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihre besondere Achtung zu erkennen gegeben ward". Die Kaiserin der Russen wünschte ihn noch ganz allein zu becomplimentiren und zwar geschah die Vorstellung in den Gemächern des Erzherzogs Rudolph. Gewiß aber war es Rassumowskys Werk, daß die hohe Dame eine so ganz besondere Gönnerin Beethovens ward und stetig blieb.

Für Beethoven war nun freilich der nächste Nutzen dieser Begegnisse ein rein materieller, denn neben den reichbesuchten Concerten in dieser Zeit der Congreßlustbarkeiten waren es die Geschenke der Potentaten, namentlich das „großmüthige" der Kaiserin von Rußland, woraus er sich jenes kleine Stammcapital von zehn Bankactien bildete, das in seinem Nachlaß gefunden ward. Leider brachten unglückliche Verhältnisse anderer Art es mit sich, daß er sich dennoch des Vortheils sorgloseren künstlerischen Schaffens nicht lange zu erfreuen vermochte. Auch Rassumowsky und sein Quartett sollten bald auseinander gehen. Bei einem Feste nämlich, das der Graf gab und dessen wahrhaft magischen Glanz Gentz nicht genug

loben kann, in der Nacht des 31. December 1814, war in den angebauten hölzernen Galerien des Palastes, in welchen Kaiser Alexander kurz zuvor noch eine Tafel von 700 Gedecken hatte aufstellen lassen, durch Unvorsichtigkeit der Diener Feuer ausgebrochen und das so vielfach angestaunte Prachtgebäude brannte mit seinen werthvollen Kunstschätzen und Manuscripten, unter denen auch Beethovensche waren, völlig nieder. Fast zwanzig Jahre hindurch hatte der Besitzer, dem sowohl Alexander wie Franz oft genug seine immensen Schulden bezahlt hatten, den größern Theil seiner Einnahme auf Herstellung dieses Feengebäudes verwendet. So konnte die Summe von 400,000 Rubel Silber wenig verschlagen, die auch jetzt sein kaiserlicher Herr großmüthig genug persönlich herlieh, und der glänzende Kreis, der sich bisher bei dem Grafen, den Alexander damals auch in den Fürstenstand erhob, zu versammeln pflegte, schlug fortan in den Häusern von Metternich, Esterhazy und Sagan seine Stätte der Frivolität, aber nicht zugleich der Kunstliebe auf.

Mehr zu beklagen war, daß bald darauf d. h. anfangs 1816, auch das Kleeblatt der „Kammervirtuosen" des Fürsten, freilich mit Belassung des vollen Gehaltes, entlassen und so eine der schönsten Wiegstätten edlen Kunstbestrebens zerstört ward. Und doch, dem wahrhaft Schaffenden dient Alles zum Vortheil! Während nämlich Weiß und Linke mit Schuppanzighs Schüler Mayseder fortfuhren öffentlich wie privatim den wahrhaft stylvollen Vortrag Beethovenscher Kammermusik in Wien zu vertreten, begab sich „Mylord Falstaff" im Frühjahr 1816 nach Rußland, um dort die Leitung der Kapelle eines Adeligen zu übernehmen. Sogleich nun erschallen von überall, wo seine Reisen ihn hinführen, die Posaunen des Lobes über sein herrliches Quartettspiel. Weithin, zunächst nach Norddeutschland — in Berlin ward ebendamals durch ihn zuerst Op. 74 gehört —, dann nach Polen und nach Rußland trägt sein Bogen die neue Botschaft von Beethovens hohem Schaffen. Da war es denn ein zweiter russischer Große, der Fürst Nikolaus Gallizin, der in Petersburg diese Productionen des genialen Beethoven-Interpreten hörte und aufs Tiefste davon ergriffen, dem großen Meister nach seiner Heimat zurief, er möge doch vollenden, was er begonnen, und auch aus dem Quartett jene reichste und geistvollste Enthüllungsform der reinen Musik machen, deren sie fähig ist! Schon im Jahre 1822 trat er mit Beethoven in directe briefliche Verbindung und seinen nicht nachlassenden und immer mehr drängenden Bestellungen verdankt die Welt die im Laufe der Jahre 1823—26 entstandenen sogenannten letzten Quartette Op. 127, 130 (nebst der Fuge Op. 133), dann Op. 131, 132 und 135, — jene Wonne aller deren, die auch in der Musik eine Aeußerung des Geistes suchen und finden, jenen Born der tiefsten Ideen, die im Inneren des deutschen Wesens gähren, jenen poetischen Schatz der Nation wie keine andere einen ähnlichen besitzt, und dabei zugleich in technischer Hinsicht die Grundlage der gesammten weitern Entwicklung unserer Kunst, die vor allem an diesen Werken gelernt hat, daß auch der Sprache der Töne die dem geheimsten Weben unserer Brust entlauschten Accente zu geben sind, wodurch sie als

ein Analogon der Sprache des Geistes erscheint und von ihm selbst Dinge enthüllt, die in keiner Sprache je so gesagt waren und überhaupt so gesagt zu werden vermögen!

So ist zu behaupten, daß die Kunstliebe des Fürsten Rassumowsky, theils unmittelbar theils indirect, von entschiedener Fruchtbarkeit für die höheren Zwecke der Kunst geworden ist. Und mag man sonst über diesen „frivolen Aristokraten“ und „fürstendienerischen Völkerverschacherer“ denken und sagen was man will, der Kunstgeschichte gebührt es jenes Verdienst um so mehr laut anzuerkennen, als solche wahre und uneigennützige Beförderer des Schönen zu jeder Zeit selten waren. „Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und Alle könnens nicht entbehren, das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellens dar und Viele bedürfens“, sagt Goethe. Und dies hat Rassumowsky gethan, er hat in der That das Schöne befördert. Mag also seine politische Thätigkeit einer spätern Generation kaum des Erwähnens werth sein, — was er für die Kunst gethan, wird den Ruhm manches seiner größeren Zeitgenossen überleben und gehört überhaupt unter diejenigen Thaten, welche die Geschichte zum Gedächtniß der Nachlebenden deutlich aufzuziehen hat. Denn Rassumowsky hat das, was er für die Musik wirkte, nicht sowohl aus eitler Selbstliebe der Großen, wie aus wahrhaftiger Begeisterung für das Schöne gethan, und dies bleibt ihm stets unvergessen.

———

Eine Fahrt nach dem Nordpol.

Von A. Lammers.

Der Gedanke einer Fahrt nach dem Nordpol hat auf den ersten Blick etwas berauschendes und verlockendes. Sind wir doch von Jugend auf gewöhnt gewesen, die beiden Pole als schlechterdings unerreichbar, verrammelt durch eine weder zu übersteigende noch zu durchbrechende Umwallung von Eis zu betrachten; und nun zu hören, daß ernsthafte Leute, ausgezeichnete Geographen in Deutschland, England und Frankreich, es für verhältnißmäßig leicht erklären, mit flottem Kiel über den nördlichsten Punct der Erde hinwegzustreichen!

Bei weiterer Beschäftigung mit der Idee stellt sich indessen vielleicht der Zweifel ein, ob es nicht eine ganz unhaltbare Schwärmerei sei. Was ist denn der Nordpol eigentlich? Ist es nicht ein imaginärer Punct, wohl auf der Landkarte, aber nicht auf der wirklichen Oberfläche des Erdballs hervorragend markirt — eben so wichtig für die abstracte Betrachtungsweise und ebenso in idealer Natur, wie die Gürtellinie rund um unsern Planeten, von welcher der Pol lediglich der entfernteste Punct ist, der Aequator? Es mag eine ganz wohlthuende Empfindung sein, einmal auf diesem nördlichsten Puncte der Erde Anker zu werfen, zumal wenn man der Erste ist, dem dieses eingebildete Glück zu Theil wird, ähnlich wie ja die meisten Menschen den Aequator zum ersten Mal nicht ohne einige innere, auf die Schulbank zurückweisende Bewegung passiren. Aber der reelle Werth einer solchen Fahrt scheint gleich Null zu sein, und nicht im Verhältniß zu stehen mit den herauszufordernden Mühen und Entbehrungen, — wenn denn von eigentlichen Gefahren nicht mehr die Rede sein soll.

Diesen Einwendungen des gemeinen Menschenverstandes haben die Männer von Fach aber doch Einiges entgegenzusetzen, was der Regung der leicht bestochenen Phantasie Recht giebt. Natürlich, wenn eine Reise nach dem Nordpol weiter nichts einbrächte, als das hohle Bewußtsein Solcher, welche nur der Mode halber reisen, „dagewesen zu sein", über dem Puncte gestanden zu haben, wo alle Meridiane sich durchschneiden, so würde die wissenschaftliche Welt kein besonderes Interesse zu der Unternehmung fassen können. Allein es handelt sich hier um die Erforschung eines noch völlig unbekannten Raumes von der ungefähren Größe Europas, von welchem der Nordpol nur der geometrische Mittelpunct ist, den man also in seiner größten Erstreckung kennen lernt, wenn man über den Pol wegfährt. In diesem Raume liegen aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlüssel zu zahlreichen Räthseln, welche der Wissenschaft noch zu thun

machen, namentlich der Meteorologie, der Physik und der Geologie. Es müssen sich da ferner botanische, zoologische und ethnographische Studien treiben lassen, welche die Gelehrten der entsprechenden Fächer aufs äußerste reizen. Diese mannigfaltigen Probleme sind für ernste und gründliche Geister die Hauptsache: der Pol verleiht dem Projecte gewissermaßen nur die mystische Anziehungskraft, welche ihm auch die Menge gewinnt. Er macht das Unternehmen populär.

Warum nun aber nach dem Nordpol und nicht etwa nach dem Südpol? Bedeutende Autoritäten, darunter Maury, haben Südpolfahrten als das lohnendste aller geographischen Ziele hingestellt, und abstract genommen mögen sie Recht haben. Allein um den Südpol herum liegt aller Wahrscheinlichkeit nach ein ausgedehntes Festland, während die muthmaßliche Umgebung des Nordpols Wasser ist; hier läßt sich also das mächtige Beförderungsmittel des Dampfes anwenden, dort nicht. Dazu kommt die größere Nähe des Nordpols. Für eine Südpol-Expedition müßte man erst in entlegenen, landarmen Gewässern, unter meist uncivilisirten Völkerschaften nothdürftig die Operationsbasis schaffen, die wir für eine Nordpol-Expedition in unseren eigenen Küsten und Häfen besitzen. Die Kosten der Ausrüstung würden den doppelten oder dreifachen Betrag erreichten, die Theilnehmer sich auf erheblich längere Abwesenheit vom Hause einzurichten haben. Ein viel schwereres und weiteraussehendes Unternehmen — um alles in Einen Satz zu drängen — könnte nur auf einen viel geringeren Grad von öffentlicher Sympathie rechnen, denn der Südpol liegt dem Vorstellungskreise der Europäer fern, der Nordpol leiblich nahe.

Dazu kommt, daß der Nordpol-Fahrt, was auch im Verhältniß zu einer Südpol-Fahrt ihr allgemeiner wissenschaftlicher Werth sein mag, unter dem nautischen, und folglich unter dem nationalen Gesichtspunct eher höhere Bedeutung zukommt, als niedrigere. Auf die Reise durch bekannte Gewässer bis zu den unerforschten Strichen, die das Ziel bilden, kommt selbstverständlich nichts an; und im Bereich der eigentlichen Aufgabe wird die Nordpol-Fahrt das Schiff stärker in Anspruch nehmen als die Südpol-Fahrt, bei welcher man frühzeitig auf festes Land stößt. Es kann daher keine Entdeckungsreise geben, welche die seemännischen Tugenden dergestalt zu entwickeln verspräche, wie eine Fahrt nach dem Nordpol. Hierin liegt ein Theil, und der realste Theil ihrer nautischen und nationalen Wichtigkeit.

Wir Deutsche als Nation sind jetzt endlich im Begriff, in die Bestrebungen zur Schaffung einer leistungsfähigen Kriegsmarine einen gewissen stärkeren Schwung zu bringen. Wollen wir aber Panzerschiffe und schnellfahrende Corvetten nur im Kriege benutzen, im Frieden schläfrig von Hafen zu Hafen sich schleppen oder im Dock verfaulen sehen? Dann würden sie uns sicher auch im Kriege einst nur sehr zweifelhafte Dienste verheißen.

Es gibt aber keine anderen wirksamen Friedensübungen, als große und halbwegs gefährliche Expeditionen. Nur auf ihnen erproben

die Nerven jene höhere Festigkeit und Stärke, die den Elementen zugleich mit dem Anprall feindlicher Menschen zu trotzen vermag. Und da wir nicht immer darauf rechnen dürfen, eine Gelegenheit zu finden wie die, welche im Augenblick die chinesischen Piraten uns geben, um einen Theil unserer kleinen Flotte in praktischer Beschäftigung zu stählen, so müssen wir früh die Mittel, welche eine unbezwungene großartige Natur darbietet, für uns in Anwendung bringen. Sich durch die Fährlichkeiten der Eissee hindurchzuschlagen, ein rühmliches wissenschaftliches und nationales Ziel im Auge, ist eine andere Charakterprobe, als der träge Stationsdienst in den Meeren der gemäßigten und der heißen Zone. Wenn die Männer danach sind, macht es aus ihnen Helden. Wir werden uns wohl vorerst noch keinen eigentlichen Seekrieg wünschen, um darzuthun, was Deutschland auf dem Meere vermag; die Prüfung möchte unsere Kräfte zu sehr übersteigen, ist an sich ja auch niemals herbeizuwünschen. Dann aber gibt es nur Einen Weg, die Achtung fremder Nationen vor unserm nautischen Vermögen zu steigern, und das sind kühne Entdeckungsfahrten. Dieser Weg ist uns ebenso zugänglich wie allen Anderen; er führt beinahe sicher zum Ziel. Ihn muthig betreten und erfolgreich zurücklegen heißt das Prestige erhöhen, das zur See wie auf dem Lande ein Theil der Macht selber ist.

In diesen und ähnlichen Erwägungen lag die Hoffnung begründet, welche die Träger des Gedankens einer deutschen Nordpol-Fahrt gefaßt hatten: der Nationalverein werde ihr den Rest der durch ihn gesammelten Flottengelder widmen. Mochte dies übrigens geschehen und damit die Ausführbarkeit sofort für künftigen Sommer gesichert werden, oder nicht, so wird der Gedanke selbst uns gewiß nicht eher Ruhe lassen, als bis wir ihn verwirklicht sehen. Die erfolgreiche Energie, von welcher wir auf dem politischen Schauplatz Zeugen gewesen sind, erhöht die Zuversicht jedes anderen energischen Strebens auf endlichen Erfolg. Dazu kommt, daß nationale Eifersucht, eine würdige und anständige Eifersucht versteht sich, uns die Sache sobald nicht aus dem Gedächtniß schwinden lassen wird. Die Franzosen sammeln, um 800,000 Franken für eine von der Behrings-Straße ausgehende Nordpol-Expedition aufzubringen; ihr Kaiser hat sich mit 50,000 Franken an den Kopf der Liste gezeichnet. Ihr Petermann jedoch, der Hydrograph Gustav Lambert, ist erst im letzten Frühjahr mit seinem Vorschlage aufgetreten, während unser Lambert, der auch in England so hochgeschätzte Geograph A. Petermann, die Idee seit sechzehn Jahren hegt, und durch seine theoretischen Einwendungen gegen Sherard Osborn's abenteuerliche Schlittenfahrt zum Nordpol vor ein paar Jahren die ganze dermalige Bewegung hervorgerufen hat. Außerdem handelt es sich für uns noch nicht einmal um den dritten Theil der in Frankreich geforderten Summe, da sich ein hochherziger Rheder gefunden hat, der ein bereits bewährtes, auf die Fahrt im Eise ausgezeichnet eingerichtetes Schiff dazu hergeben will.

Dr. Petermanns Plan, von einer Sachverständigen-Conferenz in Gotha am 11. und 12. October gutgeheißen, steckt dem Unternehmen ein

dreifaches Ziel. Zunächst sollen an der Ostküste von Grönland einige der Gelehrten der Expedition mit der erforderlichen Mannschaft auf ein paar Schaluppen ausgesetzt werden, und dort, wo das Eis dem Meer eine verhältnißmäßige Ruhe mittheilt, der Küste entlang nach Norden zu segeln. Eine englische Gesellschaft, an deren Spitze der bekannte kühne Alpenbesteiger Whymper steht, macht seit dem Frühjahr ausschließlich zu Lande denselben Weg. Es ist aber fraglich, ob sie weit kommen wird. Das Land ist gebirgig rauh und zerklüftet. Das Meer dagegen ist, wie gesagt, erträglich glatt; die Küstengegend weiter nordwärts noch durchaus unerforscht, und verspricht doch schon durch die an Dichtigkeit nach Norden hin immer zunehmende Bevölkerung die außerordentlichsten wissenschaftlichen Ergebnisse. Nachdem das Schiff der Expedition, der Schraubendampfer „Albert" des Herrn Rosenthal in Bremerhafen, diesen Theil seiner auserlesenen Besatzung unter dem 75. Breitengrade abgesetzt hat, soll er selbst in der breiten Meeresöffnung zwischen Grönland und Nowaja Semlä nach Norden dampfen, möglichst gerade auf den Pol zu, und über diesen weg dann nach der Asien und Amerika trennenden Behrings-Straße, von woher ihm voraussichtlich das französische Schiff entgegenkommen wird. Schließlich soll die vorher ausgesetzte Gesellschaft von der grönländischen Ostküste wieder abgeholt, und dagegen einer der mitgehenden Gelehrten zu einer Ueberwinterung auf Spitzbergen gelandet werden. Es kommt bei letzterer Absicht vornehmlich auf eine volle zwölf Monate hindurchgeführte Reihe meteorologischer und physikalischer Beobachtungen an. Natürlich macht man sich bei allen diesen Entwürfen und Berechnungen darauf gefaßt, sie theilweise an unüberwindlichen elementaren Hindernissen scheitern zu sehen; der „Albert" wird daher auf zwei Jahre verproviantirt werden, um nöthigenfalls im Eise aushalten zu können, und die Grönland-Fahrer erhalten die Anweisung, auf ihren Schaluppen nach Island zu gehen, falls der „Albert" sie an dem verabredeten Puncte nicht bis zu einer gewissen Zeit wieder abholt.

Ein schauerlicher Gedanke, solch eine einsame Ueberwinterung an unwirthlicher eisumgebener Küste! Schauerlich genug auch schon, in Gewässer hineinzudampfen, die niemals zuvor ein Menschenfahrzeug aufgesucht hat, und wo unvorhergesehene Meeresverhältnisse die wagende Mannschaft einen langen Winter hindurch im Eise festhalten können! Allein das Bewußtsein, damit etwas zu leisten, was Tausenden Theilnahme und Bewunderung einflößt, die Wissenschaft zu fördern, wie sie nur durch solche Wagnisse gefördert werden kann, den Namen der Nation und des Vaterlandes zu erhöhen, selbst vielleicht in die stolzen Jahrbücher der Erd-Entdeckungen mit leuchtenden Zügen eingetragen zu werden — dieses Bewußtsein hilft über die Langeweile düsterer, öder Tage, über alle Nöthe und Gefahren hinweg. Die Deutschen, welche mit Ausdauer und vielleicht mit Erfolg nach dem Nordpol hinausfahren, fügen in den reichen Lorbeerkranz ihres Volkes ein neues schönes Blatt. Wir haben ja nicht bloß große Gelehrte in allen Fächern menschlichen Wissens, sondern auch kühne und glückliche Reisende genug; aber in der Reihe folgenreicher

nautischer Entdeckungsfahrten fehlt unsere Nationalität bis jetzt. Schweden und Dänen — von Spaniern und Portugiesen gar nicht zu reden — haben mehr für die praktische Oceanographie gethan, als wir. Es ist Zeit dieses Versäumniß nachzuholen. Wenn der deutsche Knabe in die Jahre kommt, wo Reisen in unbekannte Gegenden der Erdkugel, Aufenthalt unter wilden Menschen und Thieren seine Sinne gewaltiger als alles Andere gefangen nehmen, so müssen wir wünschen, daß auch deutsche Namen unter denen seien, die er als Vorbilder männlicher Entschlossenheit, Geduld und Geistesgegenwart auf Lebenszeit in die empfängliche Seele aufnimmt.



Der Postillon d'amour.

Nach einer Aquarelle von Carl Arnold. Gest. v. Th. John.

Postillon d'Amour.

(Triolett.)

Mir liegen schöne Worte fern
Für meiner Liebe stille Tiefe:
Poeten haben Hippogryphe,
Sie senden Rose oder Stern.
Dem schlichten Sinn ist, wie ichs prüfe,
Solch hoher Flug zu fremd und fern,
Für treuer Liebe stille Tiefe.

Ein kluges Hündchen hätt' ich gern
Zum Boten meiner Liebesbriefe,
Das immer käme, wenn ich's riefe,
Bald Antwort brächte seinem Herrn,
Und freundlich hin und wieder liefe.
Dies kluge Hündchen hätt' ich gern
Zum Boten meiner Liebesbriefe.

Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch.

(Die französischen Elemente, Phrasen und Wörter im Deutschen Sprachschatz.)

Von J. G. Kohl.

Schon im gemeinen Leben bietet sich oft Gelegenheit zu bemerken, wie die im Auslande Reisenden von den Fremden allerlei Eigenheiten, Phrasen und Ausdrücke eintauschen, die ihnen bei jenen besonders auffielen und häufig vorkamen, und für die sie selbst bei sich zu Hause kein Aequivalent besaßen. Woran der Eine Ueberfluß hat, davon giebt er gern und reichlich ab, und worin wir uns schwach oder lückenhaft fühlen, da suchen wir uns aus fremder Quelle mit Schmuck und Rüstzeug zu versehen. —

Wie die Individuen, so haben es von jeher auch die Völker gemacht. Wenn ihnen ihre Nachbarn durch eine Eigenschaft oder Tugend sehr gefielen, oder wenn diese in einem Fache des Könnens und Wissens sich vor den übrigen hervorthaten, so haben sie sie darin nachgeahmt, sind ihre Schüler geworden, und haben dann natürlich zugleich auch ihre Sprache oder doch die technischen Ausdrücke des Fachs, das sie selber uncultivirt gelassen hatten, angenommen.

Die Untersuchung dessen, was eine Sprache von der andern entlehnt hat, so wie auch dessen, was sie nicht annahm und worin sie sich selbst bei ihrer Eigenthümlichkeit verhielt und in ihrem Besitze behauptete, ist daher gewiß für beide Theile sehr bedeutsam. Es giebt vielleicht Nichts, was den Charakter der Völker und seine Nuancen so scharf zu bezeichnen im Stande wäre, als eine Abwägung der von ihnen ausgeprägten und in ihren Dictionairen niedergelegten Wörter, und eine Untersuchung des Reichthums oder der Armuth an Ausdrücken in den verschiedenen Fächern des Denkens, Empfindens und Sprechens, so wie der Größe und Art der Anlehen, die sie in diesem oder jenem Fache bei Ausländern machen mußten.

Man könnte ohne Zweifel mit großem Nutzen für die Völkerkunde eine solche Untersuchung der Sprachschätze bei sämmtlichen Nationen der Erde anstellen. Aber für uns Deutsche ist keine von allen den verschiedenen Sprachmischungen wichtiger und interessanter, als die, welche die deutsche und französische Sprache eingegangen sind.

Wir sind zwar auch bei den Griechen, Lateinern, Italienern, sogar auch bei den Arabern und anderen Völkern zu Gaste gegangen, und haben von ihnen viele Erkenntnisse, Begriffe und Wörter adoptirt. Allein bei weitem über die Hälfte, vielleicht mehr als drei Viertel von Allem, was wir von fremden Ausdrücken empfingen, stammt aus dem Französischen her. Selbst diejenigen Worte, die ursprünglich in anderen Sprachen, z. B. im Italienischen, Englischen, Griechischen oder Lateinischen wurzeln, bezogen wir häufig über Paris und machten sie in derjenigen Form, welche die Franzosen ihnen zuvor gegeben hatten, bei uns ein-

heimisch. Sehr selten sind politische, kriegerische und friedliche Angelegenheiten zweier benachbarter Länder lange Jahrhunderte hindurch so beständig in gegenseitiger Berührung und Wechselwirkung gewesen, wie die der beiden Völker, welche der Rhein trennt, und nicht häufig hat eine Nation so lange unter dem Einflusse einer Nachbarin gestanden, wie die Deutschen unter dem Einflusse der stets mit ihnen verfeindeten und dennoch stets von ihnen bewunderten oder nachgeahmten Franzosen, die ihnen durch so viele Eigenschaften, welche sie in hohem Grade besaßen, und welche den Deutschen in eben so hohem Grade abgingen, imponirten.

Vermittelst einer kritischen Untersuchung und Sichtung aller der Wörter, Ausdrücke und Phrasen, welche die Deutschen von den Franzosen annahmen, und welche zum Theil ganz und bleibend in den Körper ihrer Sprache übergingen, zum Theil derselben wenigstens vorübergehend oder flüchtig zur Verbrämung angehängt wurden, könnten wir das Wesen und die contrastirenden Eigenheiten beider so interessanten großen Nationen Mittel-Europas in ein äußerst lehrreiches und helles Licht setzen.

Eine vollständige und erschöpfende Untersuchung dieser Art würde eine umfangreiche Arbeit sein und ein dickes Buch abgeben. Ich will es daher nur versuchen, hier einige kleine Capitel aus diesem Buche vorzuführen, und auf diese Weise meinen Lesern einen raschen Ueberblick über das Ganze zu verschaffen. — Demgemäß mag ich erstlich die Wissenschaften und Künste, in denen wir bei den Franzosen auffallend Vieles borgten, eine kleine Revue passiren lassen, und dann die Rolle, welche die französischen Ausdrücke und Phrasen neben den deutschen — in der Gesellschaft, — im gemeinen Leben — und in der Alltags- und Umgangssprache spielen, charakterisiren.

I. Politik und Kriegskunst.

Um hierbei nun zunächst mit der wichtigsten aller Künste, mit der Politik zu beginnen, so mag ich sagen, daß wir Deutschen in politischen Dingen — bisher wenigstens — nur immer gar zu willig dem jenseits des Rheins angestimmten Tone gefolgt sind. War es im Lande drüben ruhig und sprach der französische König: „L'état c'est moi", so sprachen es ihm viele deutsche Königlein nach, figurirten und gehabten sich wie er und bauten sich Schlösser à la Versailles.

Gab es in Paris eine Revolution, so lärmte auch in jedem deutschen Städtchen hinter den aus Frankreich eingeführten „Barrikaden" ein Revolutiönchen und unsere politischen Parteien gruppirten, decorirten und färbten sich nach französischem Vorgange. Wir haben daher unsere „Regenten" und „Souveraine" wie die Franzosen. Wir „rebelliren" gegen diese und machen „Revolten" oder auch bloße „Emeuten" wie sie.

Unsere Fürsten und Könige umgaben sich statt mit einem Gefolge, lieber mit einer „Suite", mit „Noblesse" und mit „Pairs", hatten

ihre „Courtisanen“ und ihre „Nobel-Garden“ und überhaupt einen fast durchweg französirten „Hof-Etat.“ —

Namentlich waren und sind auch noch jetzt ihre Beziehungen zu fremden Höfen und Souverainen, alle diplomatischen Verhältnisse nach französischem Muster geregelt. Da giebt es „accreditirte Minister“, „Ambassadeurs“, „Minister-Residenten“, „Chargées d'affaires“ und andere Posten, für die wir selten ein Mal einen deutschen Titel besitzen. Das in Frankreich erfundene „Minister“ läßt sich fast gar nicht mehr ins Deutsche übersetzen, und eben so wenig der ganz eingewurzelte Ausdruck „Cabinet“ für das Geheimzimmer, oder den Geheimen Rath des Fürsten.

Ihre Beamte „employiren“ oder „placiren“ unsere Souveraine, geben ihnen „Gage“ und nach ihrer „Demission“ eine mehr oder weniger große „Pension“.

An den deutschen Höfen liegt natürlich Alles im Argen, d. h. im Französischen. Dort herrscht statt der deutschen Hofsitte die fremde „Etikette“. Man hatt dort „Entréen“, „Levéen“, „Assembléen“, „Entrevuen“, beschäftigt sich mit „Allianzen“, „Cabalen“ und „Intriguen.“ Statt Maßregeln macht man „Demarchen“, befördert statt Nachrichten „Depeschen“, vertheilt „Portefeuilles“ und organisirt „Bureaux.“ Diese deutschen Bureaux haben nicht ihre Vorsteher, sondern ihre „Chefs“, wie auch der Staat selbst statt seines Oberherrn seinen „Chef“ hat, und wie denn das kurze, knappe, französische „Chef“ sich in Deutschland in allen öffentlichen und auch Privatverhältnissen für das schwerfällige „Oberhaupt“ so eingeschlichen hat, daß man auch für den Chef eines Kaufmannshauses vergebens nach einem angemessenen deutschen Titel sucht.

Das neumodige politische Parteiwesen der Deutschen und seine Organisation stammt ganz aus der Fremde, so besonders alle Benennungen der verschiedenen Partei-Namen und ihre Nuancen: „Loyale und Royale“, „Conservative“ und „Liberale“, die „Demokraten“ und „Progressisten.“ Ganz selten begegnet man ein Mal auf diesem Felde solchen ehrlichen Deutschen, wie es unsere „Rückschrittsmänner“ sind, für die man, so viel ich weiß, keinen französischen Ausdruck in Schwung gebracht hat.

Unsere Politiker haben ihre „Coterien“, bilden „Comités“ und halten „Sessionen“, in denen „disputirt“ „haranguirt“ und „debattirt“ wird über „Centralisation“ und „Decentralisation“, über „Constitution“ oder „Absolutismus“. In diesen Debatten hört man mehr von „Independenten“ und „Malcontenten“ als von Unabhängigen und Unzufriedenen. Manche glauben sogar etwas ganz besonders Schönes zu sagen, wenn sie auch unser gutes ehrenhaftes deutsches Stadt-Bürgerthum mit dem Französischen die „Bourgeoisie“ betiteln. —

Auch die Etiquette unserer deutschen Parlamente und die in ihren Angelegenheiten waltende Terminologie sind eben so fremdländisch, wie

die unserer Höfe und unserer Diplomatie. Wir haben da „Kammern“ „Präsidenten“, „Vice-Präsidenten“, „Amendements“, „Budgets“ und „Compte-Rendus.“ Alles wie in Frankreich und Alles nach der dortigen Form und Manier.

Auch unsere politischen Zeitungen und Journale haben sich ganz nach französischer Schablone organisirt. Sie haben demgemäß ihre Leitartikel, ihre „Revuen“ und „Feuilletons“, ihre „Redacteure“ und gar — was wieder in Deutschland ganz großartig klingen soll — ihre „Chef-Redacteure“, warum denn nicht Haupt-Herausgeber? —

Was nach der Politik den Krieg oder die militairischen Wissenschaften betrifft, so läßt sich darüber bemerken, daß seit dem Anfange der neuern Geschichte, ich meine seit der Zerstörung Roms, zuerst die Deutschen, nämlich die Franken, den Krieg und mit ihm ihre kriegerische Sprache nach Frankreich hinein getragen haben. Daher kommt es, daß der Krieg selbst dort eine Benennung deutschen Ursprungs erhalten hat: „la guerre“, entweder von dem altdeutschen „werre“, „werra“, d. h. Gewirr, Aufruhr, oder von dem deutschen „wehren“, „sich wehren“ (Wehr und Waffen). Bekanntlich wurden in celtoromanischen Sprachen die mit einem „w“ anfangenden Worte leicht und häufig in ein „gu“ verwandelt. „Wehr“ in gwerre, guerre.

Wie dieses guerre, so stehen in dem französischen Sprachenwald eine Menge alter deutscher Wortknorren, die der Neufranke (Franzose) sich auf seine Weise umgewandelt und mundgerecht gemacht hat. Unter den vielen, die sich wohl bei näherem Nachsuchen finden würden, will ich hier nur einige, die ich zur Hand habe, aufführen. Es wird genügen, wenn ich an die französischen „Boulevards“ vom deutschen „Bollwerk“, so wie an die „Bivouaques“ vom deutschen „Beiwache“ und an den „havresac“ vom deutschen „Habersack“ (Tornister) erinnere. Die französischen Worte „bloquer“, „breche“, „étape“ haben ebenfalls deutsche Keime in sich, nämlich „Block“, „brechen“, „Stapel“ oder „Stapfen“. „Garde“, „Gardist“, „Gardes à cheval“ leiten ihren Ursprung vom deutschen „warten“ und „Warte“ ab — „fourager“, „fouragiren“ vom deutschen „füttern“ (Futter für die Pferde zusammenbringen). — „blesser“ (verwunden) vom altdeutschen „bletzen“ oder „platzen“, „zerbletzen“ (d. h. in Stücke hauen), — die „Hellebardiere“ vom altdeutschen „Helmbarte“ oder „Hellebarte“, d. h. eine Barte oder ein Beil zum Durchhauen des Helms, die „Arquebuse“ vom altdeutschen Haken-Büchse. Auch das „Equipement“ und die „equipage“ der Franzosen, das in altfranzösischen Schriften „esquipage“ geschrieben wird, ist vielleicht vom deutschen „skip“ oder „Schiff“ (equipage ist Schiffsmannschaft) abzuleiten.

Aber diese und andere militairische Ausdrücke der Germanen stecken in der französischen Kriegskunstsprache wie antideluvianische Versteinerungen im Kalke. Die Franzosen haben auf der alten germanischen Grund-

lage weiter gebaut und haben bei ihrem kriegerischen Sinn, so wie als Hauptverwalter der militairischen und überhaupt aller exacten Wissenschaften, ein so reichhaltiges und so wohlgeordnetes Kriegs-Wörterbuch darauf errichtet, daß die Deutschen hinterdrein fast den gesammten Schatz nun wieder sorgfältig eingeheimst, bei sich aufgenommen und diesseits des Rheins verpflanzt haben. Unser ganzes neueres Kriegswesen trägt in sprachlicher Hinsicht französische Uniform und Gepräge.

„Heere" giebt es in Deutschland nicht (noch nicht!), sondern „Armeen" und diese theilen sich bei uns wie in Frankreich in „Corps", „Brigaden", „Cadres", „Regimenter", „Bataillone" und „Compagnien". Vom „Général en chef" bis zum „Lieutenant" und „Corporal" herab — es ist unerhört! — sind fast alle Grade unserer tapferen Officiere französisch betitelt. Und wenn auch das Commando größtentheils deutsch ist, so ist es doch fast keins der „Manoeuvres" und der Bewegungen unserer Truppen. Sie „campiren" und „decampiren", sie machen „Front", sie „marchiren" über „coupirtes Terrain", „defiliren", „passiren Revue", bilden „Quarrées" und „deployiren" mit den Franzosen. Sie werden auf französische Weise „detachirt" oder „demontirt." Sie empfangen ihre „ordres de bataille", sie „patrouilliren", „chargiren" und „attakiren", die „Tirailleurs" voran. Sie trommeln „reveille", „avanciren" und blasen „rétraite" und setzen sich „en deroute", die „Marodeurs" hinten nach. Ohne allen Grund! denn ihre eigene Sprache, wenn die deutschen Krieger sich in allen diesen Fällen an sie wenden wollten, könnte ihnen dabei eben so gut aushelfen wie die fremde.

Einen Feldzug nennen unsere Leute lieber eine „Campagne", einen Ausfall eine „sortie", einen Zusammenstoß ein kleines „rencontre" ein Gefecht eine „affaire", ein Handgemenge ein „demêlé"!

Nur das Haltmachen das haben sich die Deutschen, wie die Rückschrittsmänner, nicht nehmen lassen. Das haben sogar die Franzosen von ihnen gelernt: „faire halte!" — Un dann bei den großen und entscheidenden Affairen, da ist glücklicherweise doch die einheimische Sprache in ihrem Rechte geblieben. Es fällt Niemandem ein, von der „Völkerschlacht" bei Leipzig französisch zu sprechen und sie z. B. eine „Völker-Bataille" zu nennen.

In unseren Festungen findet man kaum einen Gegenstand, der nicht vom alten Franzosen Vauban seinen auch für Deutschland geltenden Namen erhalten hätte. So gleich die Approchen oder Vorwerke und Laufgräben unserer Festungen, alsdann die „Pontlevis", die „Glacis", die „Ravelins", die „Citadellen" und „Casematten". Von „Ingenieuren" werden unsere Festungen gebaut, von „Commandeurs" befehligt, von „Garnisonen" vertheidigt. Diese „debouchiren" zuweilen aus ihnen, und der Feind, wenn er sie nimmt, „demolirt" sie. Vertheidigen sich unsere Leute dabei tüchtig, so loben wir ihre „Bravour", warum denn, möchte man ungeduldig fragen, nicht ihre Tapferkeit?

In der „Cavallerie", in der Pferdezucht und in der Reitkunst waren die Deutschen den Franzosen fast immer überlegen. Nichtsdestoweniger ließen sie sich von ihnen auch in dieser Kunst die Worte „Manège", „Remonte", „Schwadronen", und viele andere technische Ausdrücke in den Mund stecken.

Sogar jene alten urdeutschen Ausdrücke, die, wie ich sagte, mit den Kriegern Chlodwigs nach Frankreich einwanderten, ihre „Bivouaks" ihre „Boulevards" und ihren guten alten ehrlichen deutschen „Havresac" rc. holten sie sich von dort wieder zurück und adoptirten sie in demjenigen Façon, das ihnen die Franzosen gegeben hatten. Zuweilen aber germanisirten sie dann wieder ihrerseits an denselben herum. Welche abenteuerliche Schicksale und Wandlungen manches alte deutsche Kriegswort dabei durchmachen mußte, mag uns beispielsweise das französische Wort „escarpe" (steile Böschung) lehren, das ursprünglich dem deutschen „scharf" und „Schärfe" (steiler Abschnitt) entnommen war mit dem französischen contre zu „contre-escarpe" (äußere Brustwehr des Festungsgrabens) zusammengesetzt wurde, in dieser Form wieder nach Deutschland zurückkehrte und sich dort dann in manchen deutschen Städten im Munde des Volkes zur Bezeichnung eines Stadttheils festsetzte und z. B. in der niederdeutschen Stadt Bremen, wo man sowohl das französische als den deutschen Ursprung des Worts ignorirt, zu „Cunterschaft" verwandelt wurde, in welchem Lautconglomerat denn keine Spur des ursprünglichen Wortlauts und Begriffs mehr zu finden ist. — Eine ähnliche sonderbare Verwandlung hat — was ich hier gleich nebenher erwähnen mag, obgleich es sonst hier nicht her gehört — das französische Wort bleu mourant im deutschen Munde erfahren. Die Franzosen bezeichnen mit bleu mourant die trübe bläuliche Farbe auf den Lippen der Sterbenden. Die Deutschen haben sich daraus das Wort „plümerant" gemacht, womit sie einen Zustand des Unbehagens, eine Art Ohnmacht oder körperliche Schwäche bezeichnen wollen. Dieses deutsch-französische plümerant paßt ganz gut zum Bremischen „Cunterschaft".

Unsere Seeleute haben sich in Bezug auf ihre Kunstsprache viel patriotischer erwiesen, als unsere Landratten. Wenige Ausdrücke in der Kriegsmarine ausgenommen, ist an Bord unserer Seeschiffe fast Alles deutsch oder doch germanisch, und es ist dies eins der wenigen Fächer, in denen die Franzosen fast mehr von uns angenommen, als sie uns abgaben. Uebrigens muß ich als solche Fächer des Wissens und Könnens, vor allen mit Freuden auch den Bergbau, die Jagd und Waldwissenschaft bezeichnen, in welchen beiden Branchen die Deutschen sich vor den anderen Völkern hervorthaten. In den Bergwerken unter der Erde, wo unsere Leute so fleißig geforscht und gearbeitet haben und in unseren Wäldern ist Alles urdeutsch geblieben, und da haben die Fremden wieder manches von uns entlehnen müssen.

(Schluß folgt.)

Kritische Bemerkungen über den Feldzug von 1866.*)

II.

Der österreichische Operationsplan.

Auch in Oesterreich mußte man sich fragen, wie die Armee vertheilt werden sollte, um gleichzeitig den Kampf gegen Preußen und Italien aufzunehmen. Verwandte man die verfügbaren Kräfte zu gleichen Theilen auf beiden Kriegstheatern, so war vorauszusehen, daß man auf jedem derselben schließlich unterliegen würde. Es mußte mithin sehr wohl überlegt werden, welcher der beiden Gegner in seinen politischen Absichten die größte Gefahr für Oesterreich heraufbeschwor und welcher von ihnen diese in militairischer Beziehung in sich barg. Der Zufall wollte, daß Beides sich in Preußen vereinigte, daß daher die Ueberlegung, wo zunächst der Schwerpunct des bevorstehenden Kampfes lag, sehr bald zu dieser Erkenntniß führen mußte.

Die preußische Regierung vermochte zur Durchsetzung ihrer Absichten mehr Kräfte aufzustellen, als die italienische, und was erstere aufstellte, war jedenfalls aus einer Form gegossen, während die Armeen Italiens dasselbe Problem erst zu lösen hatten, an welchem bis heute die gesammte Staatsmaschine des Landes noch mit voller Kraft und bisher ungenügendem Resultat arbeitet, nämlich: die schnell zusammengerafften Conglomerate der Halbinsel zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen.

In Italien hatte Oesterreich ferner sich nur noch einen Hafen bewahrt von welchem aus es bei günstiger Gelegenheit hoffen durfte, seinen verloren gegangenen Einfluß auf der Halbinsel wieder zu gewinnen; es genoß hier also nur die unbestimmte Aussicht auf einen noch zweifelhaften Gewinn. In Deutschland aber besaß es thatsächlich noch einen Einfluß und zwar in einer sehr prononcirten Art und Weise.

An das Kaiserreich trat daher einfach die Frage heran: Soll ich meine hauptsächlichsten Kräfte für das einsetzen, was ich besitze, oder zur Wiedererlangung dessen, was ich schon verloren habe? Es war, so bald man einmal über den Kern der Frage so weit ins Klare gelangte, nicht schwierig, sich für Ersteres zu entscheiden und da so die diplomatischen und militairischen Erwägungen auf Preußen gemeinschaftlich hinwiesen, wurde man aller ferneren Reflexionen überhoben, die sonst noch nothwendig hätten eintreten müssen.

Es kann daher nicht anders gesagt werden, als daß die österreichische Regierung ihren Gegner richtig erkannt hat und die militairischen Autoritäten in voller Würdigung der Verhältnisse eine zweckentsprechende Vertheilung der vorhandenen Streitkräfte in Ausführung brachten.

*) Nach den offiziellen Mittheilungen; s. Heft I., S. 91.

Oesterreich verfügte über zehn ziemlich gleichmäßig zusammengesetzte Armee-Corps, von welchen sieben für Deutschland und drei für Italien bestimmt wurden; es konnte ferner auf dem nördlichen Kriegsschauplatz die zahlreiche und schöne Reiterei zur Verwendung gelangen, während die Bodenbeschaffenheit im Süden nur eine geringe Zutheilung dieser Waffe erforderlich machte. So konnte man zunächst im Norden auf ungefähr 230—250,000 Mann Streiter rechnen, welchen eine bedeutende Verstärkung durch die Armeen der übrigen sich zu Oesterreich neigenden deutschen Staaten voraussichtlich erwachsen mußte. Gewann man die Zeit, daß diese Staaten ihre Rüstungen vollendeten, so betrug diese Vermehrung durch die Truppen des Südwestens von Deutschland und derjenigen, welche Sachsen, Hannover und Kurhessen aufzustellen vermochten, nicht weniger als 150,000 Mann, so daß eine Gesammt-Masse von nahe an 400,000 Mann, vielleicht eher mehr als weniger, gegen Preußen verfügbar gewesen wäre. Mit dieser Ueberlegenheit durfte man die Chancen des Sieges ziemlich hoch anschlagen.

Wie man nun heute die Verhältnisse übersieht, konnte man die hierzu nothwendige Zeit allerdings gewinnen, wenn man der preußischen Regierung nicht die Pistole auf die Brust setzte und ihr nicht zu frühzeitig die einzige Alternative: „Krieg oder Demüthigung" gestellt hätte. Aber die österreichische Diplomatie — und darauf muß man immer wieder zurückkommen — wartete den geeigneten Moment nicht ab, sie hielt es nicht für erforderlich, die diplomatischen Verhandlungen mit ihren muthmaßlichen Verbündeten zum Abschluß zu bringen und diesem diplomatischen Act konnten doch schließlich die militairischen Vereinbarungen zwischen Oesterreich und den genannten Staaten nicht vorangehen.

Die Wahl zum General en Chef der Nord-Armee fiel auf den Feldzeugmeister Ritter v. Benedek. Wenngleich dieser bisher nicht Gelegenheit gehabt hatte, sich als Führer einer großen Armee zu bewähren, so hatte er sich doch in allen dienstlichen Stellungen, namentlich aber als Corps-Commandeur in der Schlacht von Solferino, als ein äußerst tüchtiger General gezeigt und nach der allgemeinen Stimme besaß Oesterreich keinen zum Führer im bevorstehenden Kampfe geeignetern Mann, als ihn. Seine ganze Vergangenheit hatte ihm allseitig die öffentliche Meinung gesichert, und volles Vertrauen begrüßte ihn in der Armee, wie im Volk, als er nun seine neue Stellung antrat. Nur eine kurze Spanne Zeit verfloß und derselbe Mann, den Alles auf den Händen trug, mußte sich vor einer Untersuchungs-Commission über das, was er gethan, verantworten und sah sich von denen, die ihm einst entgegen gejubelt, in den Staub gezogen und das schwere Unglück, was sein geliebtes Oesterreich betroffen, von einer urtheilslosen Menge einzig und allein auf seine Schultern gewälzt! Das ist nicht der Weg, um zur Selbsterkenntniß zu gelangen und wir freuen uns aufrichtig, daß, nachdem der erste Taumel der Leidenschaften vorüber, Oesterreich einen andern Weg betreten hat, um seine Fehler und Schwächen zu erkennen.

Wir werden erst im Laufe der weiteren Eröffnungen, welche wir von

den officiellen Darstellungen erwarten, in der Lage sein, ein Urtheil über die Befähigung des Feldzeugmeisters für die Führung einer Armee fällen zu können. Das unglückliche Resultat ist für uns kein Anhalt. Auch nicht, daß bereits heute Fehler, die er begangen hat, als solche constatirt sind. Fehler werden immer im Kriege begangen und sind auch auf preußischer Seite gewiß begangen worden. Das liegt einmal in der Natur des Krieges und nach Napoleons I. Ausspruch ist ja nur der Sieger, der davon am wenigsten aufzuweisen hat. Ueberdies ist von getroffenen Anordnungen im Kriege selten etwas so thöricht, wie es von der Menge und der Kritik in der Regel aufgefaßt wird.

Der Feldzeugmeister hatte bisher in Venetien commandirt, dort übernahm Erzherzog Albrecht nunmehr das Commando. Es war dies ein hoher Beleg dafür, daß das Kaiserhaus verstand, die Familieninteressen denen des Staates unterzuordnen. Denn in Italien war menschlicher Berechnung nach bei der bedeutenden Ueberlegenheit der italienischen Armee schwerlich auf Sieg zu rechnen und es galt daselbst nur, den Krieg so lange hinzuziehen, bis eine günstige Entscheidung im Norden gestattete, neue Truppen nach Italien zu werfen. Allerdings gab eine Reihe stattlicher Festungen dem dortigen Kriegstheater einen besondern Grad von Stärke und mußte dies wesentlich die schwierige Aufgabe des Ausharrens erleichtern. Doch große Erfolge, glänzende Siege konnten nur im freien Felde erlangt werden und dazu reichten die vorhandenen Mittel nur dann vorübergehend aus, wenn der Gegner bedeutende Fehler gemacht hätte, Auf solche Fehler darf man jedoch von Hause aus niemals rechnen.

Die treue Pflichterfüllung, welche Erzherzog Albrecht bewog, das schwierige Commando zu übernehmen, wurde später auf das Glänzendste vom Kriegsglück belohnt und trug dem Prinzen den Ruhm, ein bedeutenter Feldherr zu sein, der österreichischen Armee aber einen ihrer schönsten Siege ein.

Es ist nun zunächst der Operationsplan zur Kenntniß gelangt, welchen Generalmajor von Krismanic für die Nordarmee entwarf und welcher späterhin thatsächlich auch die Richtschnur für die Operationen dieser Armee geworden ist.

Es sagt dies Mémoire in der Einleitung:

„Nachdem unsererseits aus politischen Gründen, um nicht als der angreifende Theil zu erscheinen, die Initiative aufgegeben und der Grundsatz aufgestellt wurde, gegenüber von Preußen jede Herausforderung zu unterlassen und mit den eigenen Rüstungen nur allmählich, nämlich nur nach Maßgabe der jenseitigen vorzuschreiten, so kann man darauf gefaßt sein, daß die preußische Armee, deren Organisation bekanntermaßen eine raschere Mobilisirung gestattet, schlagfertig an unseren Grenzen stehe, während die österreichische Armee ihren Aufmarsch noch nicht vollzogen, ja möglicherweise sogar ihre Kriegsorganisation noch nicht vollständig beendigt hat.

„Diese Lage der kaiserlich-königlichen Armee im Beginn des Feldzugs ist unstreitig eine höchst ungünstige, allein sie muß als das Resultat

eines freiwilligen Entschlusses, ohne jede Discussion hingenommen werden."

Diese Anschauung, daß die preußische Armee leicht in die Lage kommen könnte, den Krieg zu beginnen, bevor die österreichischen Streitkräfte vereinigt waren, hat sich zwar thatsächlich nicht stichhaltig erwiesen. Dessenungeachtet konnte sie, als dieses Mémoire verfaßt wurde (Anfangs April), vollen Anspruch auf Richtigkeit machen. Es scheint, als ob auch hier die Diplomatie lähmend und hindernd eingegriffen habe. Wollte man nur schrittweise umfassendere militairische Maßregeln ergreifen und dies überhaupt erst davon abhängig machen, was in Preußen geschah, so mußte man nothwendig in der Aufstellung der Armee immer um eine ganz bedeutende Strecke hinter jenem Staate zurückbleiben. War dies aber der Standpunct, von welchem aus die diplomatische Einwirkung allein ein Vorgehen gestattete, so calculirte der Soldat ganz richtig, wenn er sagte: dann kommen wir zu spät und ich muß zur Vereinigung meiner Armee zunächst einen so weit von der Grenze zurückliegenden Punct wählen, daß der Feind noch eine Strecke Landes zu durchziehen hat, bevor er mich erreicht. Dazu aber braucht jener Zeit und nur so gewinne ich wieder, was ich an Zeit für meine Rüstungen bereits verloren habe.

Von diesen Gesichtspuncten ausgehend, wählte General v. Krismanic Mähren und zwar die Gegend von Olmütz zum Sammelpunct der Armee.

Es ist hierbei viel darüber gestritten worden, ob nicht Böhmen zu diesem Zweck besser gewesen wäre. Zunächst trat man in Böhmen mit den Armeen sämmtlicher Verbündeten in nähere Beziehung als in Mähren und da man auf den Eisenbahntransport angewiesen war, so hätte man vielleicht mit einer Differenz von wenigen Tagen die Armee ebenso gut in der einen, wie in der andern Provinz zu versammeln vermocht.

Aber es war Anfangs April die Situation noch keineswegs dahin geklärt, daß man mit Sicherheit auf die Mitwirkung der süddeutschen Staaten rechnen konnte; man mußte zu dieser Zeit, als der Operationsplan entworfen wurde, daher nur zunächst die österreichische Nordarmee ins Auge fassen. Glaubte man, daß die preußische Armee über Sachsen und Böhmen vorgehen würde, so hatte die letztere allerdings eine ganz bedeutende Strecke zu durchziehen, bis sie in die Gegend von Olmütz gelangte und das Resultat war, wenn auch unter dem momentanen Verlust einer reichen Provinz, doch immer für die Nordarmee ein Zeitgewinn, dessen sie voraussichtlich nothwendig bedurft hätte.

Es läßt sich also in diesem Stadium der Angelegenheiten Manches für und wider die Wahl von Mähren sagen, keineswegs aber rücksichtslos der Stab darüber brechen, daß man Anfangs April, bei der gegebenen diplomatischen Bedingung, Olmütz zum Versammlungspunct der österreichischen Corps wählte.

Olmütz wurde also im Operationsentwurf zunächst als Sammelstellung vorgeschlagen, aber auch das Tableau entworfen, um die Armee sowol von dort aus beim Eintreten günstiger Verhältnisse nach Böhmen zu führen, oder sie ohne Aufenthalt direct dorthin zu schaffen.

War die Versammlung der Armee zunächst überhaupt glücklich in Mähren beendet, ohne daß das gefürchtete Ereigniß einer preußischen Invasion während der Zusammenziehung eintrat, so fiel alles Provocirende, was die österreichische Diplomatie bei den Rüstungen zu vermeiden wünschte, von selbst fort. Die Armeen standen sich alsdann eben schlagfähig gegenüber und die Führung der österreichischen Streitkräfte hatte nur noch ins Auge zu fassen, wo dieselben am günstigsten ständen, um einen feindlichen Angriff zu pariren oder um selbst die Entscheidung in Feindes Land zu tragen.

Nach beiden Richtungen hin erscheint Böhmen am geeignetsten. Ein Angriff der preußischen Armee aus Ober-Schlesien wurde von hier in die Flanke genommen und war diese Armee, wenn der Angriff alsdann unglücklich ablief, in ihrem Rückzuge mindestens äußerst bedroht. Dagegen führte ein Vorgehen des österreichischen Heeres in kürzester Richtung aus Böhmen direct gegen Berlin und somit gegen das Herz der preußischen Monarchie, welche mit einer Theilung in zwei Hälften bedroht wurde.

Der Operationsplan durfte daher sehr wohl sagen: „Bei der Bedingung, welche gestellt ist, nicht durch eigene Rüstungen preußische zu provociren, gewinnt der Gegner leicht einen bedeutenden Vorsprung; es erscheint daher angemessen, die Armee in Mähren zu sammeln." Sobald jedoch diese Versammlung glücklich vollendet war, oder sich überhaupt deren rechtzeitige Vollendung absehen ließ, muß nothwendig die Ueberführung der Armee nach Böhmen erfolgen.

Aber die allerdings nahe liegende Ansicht, daß man genug zu thun haben werde, um die Armee überhaupt schon bei Olmütz zu vereinigen, wurde bei den weiteren Betrachtungen des Generals Krismanic fast allein vorwiegend. Er begiebt sich nunmehr an eine Untersuchung aller eintretenden Eventualitäten mit einer Ausführlichkeit und Umständlichkeit, die von jeher der österreichischen Armee eigen gewesen und von deren traditionellen Ueberlieferung das betreffende Mémoire einen laut sprechenden Beleg bietet. Alles wird dabei vorgesehen, nur nicht — was wirklich eintrat denn in der Fülle der Details, die untersucht werden, geht der Blick für die Verhältnisse im Großen verloren. Dieser ganze unendlich lange Abschnitt des Planes konnte einfach dahin zusammengefaßt werden:

Griff der Feind an, bevor die österreichische Armee bei Olmütz versammelt war, so mußten sich die vordersten Corps derselben auf die folgenden zurück ziehen und mit ihnen vereinigt alsdann die Offensive ergreifen.

Griff der Feind dagegen erst an, nachdem die Nordarmee bereits um Olmütz concentrirt stand, so ging man ihm entweder sofort entgegen, oder bezog eine verschanzte Stellung bei Olmütz, je nachdem man eben Vertrauen zu sich und zu den Truppen hatte.

Olmütz konnte vom Gegner nie ignorirt werden, sobald daselbst eine ihm numerisch gleich starke und moralisch unerschütterte Armee stand.

Gelang es endlich, die Armee rechtzeitig nach Böhmen zu schaffen,

so mußte man sich klar sein, sobald der Krieg unvermeidlich war, ob und in welcher Richtung die Offensive zu ergreifen sei.

Das waren die drei Eventualitäten, welche man vornehmlich ins Auge zu fassen hatte; alles Uebrige hing von vielen anderen Verhältnissen ab, namentlich, wie es sich mit den vermuthlichen Bundesgenossen gestalten, vor Allem aber, was der Gegner unternehmen würde.

Wir brauchen nun auf die Details des Operationsplanes hier nicht weiter einzugehen, da nur das nebensächlich Angeführte: der Marsch von Olmütz nach der obern Elbe, thatsächlich zur Ausführung gelangte, ohne daß wir bis jetzt volle Aufklärung über den damit verbundenen Zweck erhalten haben.

Sonst bezieht sich alles Uebrige, darauf, daß man:

1) sich zunächst defensiv verhalten müsse, dazu die Gegend von Olmütz als Defensiv-Schlachtfeld auswählt und nun alle die Wege untersucht, welche der Gegner einschlagen kann, um dorthin zu gelangen.

2) Daß die Offensive, „zu welcher nur eine bedeutende Ueberlegenheit der österreichischen Armee die Berechtigung gäbe“, nur dann ergriffen werden dürfe, wenn „die preußische Heeresführung, aus was immer für Gründen, auf die Offensive verzichtete und entschlossen wäre, den Angriff ihres Gegners abzuwarten.“

3) Daß, wenn die preußische Armee eine beschränkte Offensive unternähme und sich mit dem Besitz von Böhmen begnügte, schließlich doch nichts Anderes übrig bliebe, als gegen sie von Olmütz aus zum Angriff vorzugehen.

Nur mit besonderen Schwierigkeiten gelangt man dazu, die leitenden Ideen des Operationsplanes überhaupt zu erkennen. Zwar berührt er eine große Zahl möglicher Fälle, und giebt die zu ergreifenden Maßregeln jedesmal an und doch — es gestaltete sich die Sache anders, als man sie überdacht hatte. Irgend eine Schwäche muß daher unstreitig in diesen Entwickelungen gelegen haben.

Uns scheint es, daß wenn man einem Kriege mit einer ebenbürtigen Macht entgegensieht, man in dem Bestreben, seinen Gegner niederzuwerfen, ihm auch wirklich zu Leibe gehen, nicht aber abwarten muß, was jenem zu thun beliebt. Statt aber selber eine Entscheidung zu wollen, wartete man hier ab, ob der Feind sie nicht sucht und nur in dem Falle, daß auch dieser eine solche nicht beabsichtigte, entschließt man sich zum Handeln.

Wohl kann man den Operationsplan in seiner Einleitung dahin acceptiren, daß man zunächst die Armee möglichst ungestört zu sammeln suchen mußte; war dies aber glücklich geschehen, so fielen alsdann alle Vertheidigungsgedanken fort, diese durften erst zur Sprache kommen, wenn der Angriff mißlang. Oder war man rechtzeitig concentrirt und wollte sich doch nicht zum Angriff entschließen, warum führte man alsdann nicht die Vertheidigung in Böhmen? Verlor man daselbst eine Schlacht unter gewöhnlichen Verhältnissen — allerdings durfte es kein Königgrätz sein —, dann war man voraussichtlich bei Olmütz in der Lage, eine zweite anzu-

nehmen! Verblieb man von Anfang an dagegen bei Olmütz, so fiel das reiche Böhmen ohne Weiteres in die Hände des Gegners und derselbe erlangte ohne Schwertstreich eine der reichsten Provinzen, zu deren Wiedereroberung man sich doch schließlich hätte anschicken müssen.

Aber es scheint, als ob die Fesseln, welche die diplomatischen Bedingungen den militairischen Rüstungen angelegt hatten, zwangen, die Defensive ins Auge zu fassen, und daß demnächst der militairisch bedeutendste Rathgeber diesen Defensivgedanken überhaupt nicht mehr los geworden ist. So wurde Olmütz und das daselbst ausgesuchte Schlachtfeld der magische Punct, um welchen sich alle weiteren Combinationen drehten und von dem man sich in dem ganzen Projecte nicht loszuwinden vermochte. Es ist, als ob noch einmal die warnende Stimme jener Tactik auftaucht, welche nur im Aussuchen guter Stellungen die Kunst des Kriegführens gekannt hat, um an einem lebendigen Beispiele darzuthun, wie gut es wäre, wenn man sie ein für allemal begraben ließe! Der frischen Offensive wird nur nebenher gedacht und daß die Offensive über Böhmen ergriffen werden konnte, als ein „möglicher, aber eben nicht wahrscheinlicher Fall" erwähnt.

Thatsächlich hat man sich bei Olmütz gesammelt und ist alsdann nach einigem Aufenthalt nach Böhmen gerückt, während sich die Colonnen der preußischen Armee durch das Königreich Sachsen und von Neisse aus eben dieser Provinz näherten. Inwiefern nun diese Bewegung aus dem ursprünglichen Operationsplan hervorging, darüber kann uns nur ein fernerer Theil der österreichischen officiellen Darstellung aufklären.

Wir müssen uns hier damit begnügen, daß die Aufstellung der Nordarmee nach dem Vorschlage des Operationsplanes wirklich stattgefunden hat: das erste Armeecorps und eine leichte Cavalleriedivision verblieben in Böhmen, zwei andere Infanteriecorps und eine Cavalleriedivision wurden längs der preußischen Grenze von der Grafschaft Glatz bis an West-Galizien aufgestellt, der übrige Theil der Armee bezog Quartiere um Olmütz, Brünn und weiter südlich.

Am 11. Juni war dieser Aufmarsch der Armee beendet.

(Wird fortgesetzt.)

Eine Landschaft im Murgthale.

Gezeichnet von W. Norbert. Gestochen von F. L. Meyer.

Die Dorfcoquette.

Eine Erzählung von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

Aus unserm Spazierritt an dem Tage wurde nichts; ich wäre außer mir gewesen, ich würde es mir nie vergeben haben, wenn der Mann wirklich, mit einem Fluche gegen mich auf den Lippen, gestorben wäre. Glücklicherweise blieb er am Leben, ja, da er eine überaus kräftige Natur war, erholte er sich unter unserer sorgfältigen Pflege schnell genug so weit, daß er uns mittheilen konnte, wie er in diese Tiefe des Elends versunken.

Er stammte aus dem Kurhessischen; sein Vater war Knecht bei einem Pferdehändler gewesen, ein Ueberall und Nirgends, der weit in der Welt umherzog, und als er plötzlich auf der Reise tief im Ungarischen starb, seinen einzigen Sohn, der ihn als Roßbub begleitet hatte, mit kaum so viel Geld zurückließ, daß derselbe seine Heimat wiedergewinnen konnte; nein, nicht seine Heimat! Der arme Junge hatte keine Heimat, wie die wohlweisen Behörden alsbald herausbrachten; sein Vater schon hatte keine gehabt. Wie das zusammengehangen, habe ich vergessen; es kommt auch nichts darauf an. Genug, das Leben Konrad Krügers war von da an bis zu dem Augenblicke, wo er zu uns kam, das heißt zehn Jahre lang, ein Beitrag zu dem bekannten kläglichen Capitel unserer Culturgeschichte gewesen. Wo er auch Arbeit gesucht und gefunden, überall hatte sich nach kurzer Zeit die Polizei hineingemischt und den heimatlosen Vagabunden auf die Landstraße gewiesen. Auf der Landstraße hatten ihn die Gensdarmen aufgegriffen und in das Kreisgefängniß abgeliefert. Aus dem Kreisgefängniß war er per Schub dahin transportirt, wo er zu Hause war und kein Haus besaß, und so war das unwürdige Stück weiter gespielt worden, das auf unserer Schwelle beinahe ein so trauriges Ende gefunden hätte.

Hier war etwas für meinen Gatten. Er, als praktischer Landwirth, wußte, wie gerade der Landbau unter dem Mangel eines Freizügigkeitsgesetzes seufzt, er hatte seit Jahren auf den Kreistagen dafür gekämpft; er machte die Sache des Vagabunden zu der seinen. Es kostete einen harten Kampf mit den schwerfälligen Behörden; endlich setzte er es durch man hielt dem einflußreichen Manne seine Laune zu gute und sein Schützling durfte zum ersten Male sagen, daß er habe, wohin er sein Haupt lege.

Wie schwer die Gesellschaft mit ihren aberwitzigen Institutionen sich an diesem Manne versündigt, dafür lieferte er uns täglich einen neuen Beweis. Es konnte keinen willigern, fleißigern und gewissenhaftern Arbeiter geben als Konrad Krüger. Und auch keinen geschicktern. Er war ein Meister in allen ländlichen Hantierungen; Alles, was er in die Hand nahm, gelang ihm, oft in der überraschendsten Weise, und dabei

schaffte er mit einer Energie, die an seiner gewaltigen Körperkraft und Zähigkeit eine, wie es schien, unerschöpfliche Quelle hatte.

Konrad wußte sich durch diese so trefflichen Eigenschaften meinem Gatten bald höchlichst zu empfehlen; vor Allem war es ein Zweig, in dem er sich ganz besonders auszeichnete und sich gewissermaßen unentbehrlich machte.

Mein Gatte, der sich bestrebte, seinen Nachbarn in jeder Hinsicht ein gutes Beispiel zu geben und die Cultur seines Districts nach Möglichkeit zu fördern, hielt ein nicht unbedeutendes Gestüt, das er sich viel Mühe und Geld kosten ließ. Er hatte immer gewünscht, anstatt seiner englischen Traineurs, mit denen er sich nie recht stellen konnte, einen Deutschen zu haben, der die Sache aus dem Grunde verstände, und hier war Konrad gerade der rechte Mann. Im Stalle gleichsam groß geworden und von Kindheit auf in der Gesellschaft von Roßkämmen, war er Meister in der Behandlung und der Dressur der Pferde. Mein Gatte erkannte bald, welchen Schatz er, wie er sich ausdrückte, an Konrad hatte, und da er sein Vertrauen gern voll schenkte, wo er vertrauen zu dürfen glaubte, so rückte sein Schützling bald in eine Stellung ein, um die ihn die Andern wohl beneiden durften. Ich selbst war über die reißenden Fortschritte, die der Fremde in der Gunst seines Herrn machte, einigermaßen erstaunt; aber mein Gatte lachte und fragte, weshalb er nicht seinen Günstling haben solle, wie ich den meinen? und wenn sich sein Günstling auch nicht gerade durch Schönheit oder Zierlichkeit auszeichne, so habe er dafür den Vorzug, eine brave Seele zu sein; manche Leute schwärmten für geschmeidige Katzen, er für sein Theil bevorzuge die ehrlichen Hunde. Ich entgegnete, daß sowohl Hunden als auch Katzen, ja selbst Menschen gegenüber, Vorsicht alle Wege ein gut Ding sei, worauf er dann etwas gereizt erwiederte, daß man die Vorsicht auch zu weit treiben könne, genau so wie die — Nachsicht. Ich mußte mir, da ich ihn um Bertha verdiente, diesen Spott gefallen lassen, aber ich nahm mir vor, mein Urtheil über Konrad Krüger nicht so bald gefangen zu geben, um so weniger, als er keineswegs zu denen gehörte, über die man im Reinen ist, nachdem man ein halbes Dutzend Worte mit ihnen gesprochen.

Oder, um es anders auszudrücken: er war der seltsamste Mensch, der mir noch vorgekommen, und es wollte mir nicht gelingen, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden, das da in Fleisch und Blut sich tagtäglich vor meinen Augen hin und wieder bewegte. Freilich, es konnte auch Niemand verschlossener sein, als dieser Mann; Niemand weniger bereit, sich an Andere anzuschließen, mit Anderen zu leben. Nehmen Sie dazu, daß diese seltsame Seele in einem Körper steckte, der für einen so rauhen Kern die entsprechende Schale war, so werden Sie es selbstverständlich finden, daß Alle auf dem Hofe dem Konrad so weit als möglich aus dem Wege gingen, ja, daß sich bald die abenteuerlichsten Gerüchte an seine Fersen hefteten. Nach den Einen war er ein vornehmer Graf, der ein schreckliches Verbrechen begangen und jetzt Knechtsgestalt angenommen habe, um sich desto sicherer vor den Häschern, die ihm auf der Spur

seien, zu verbergen; die Anderen hatten nichts gegen die finstere That, die auf ihm laste, wollten aber von einer vornehmen Abkunft nichts wissen, ließen ihn im Gegentheil — um in ihrer Erfindung nicht hinter Jenen zurückzubleiben — früher ein Gewerbe getrieben haben, das in den Augen des gemeinen Mannes stets mit einem gewissen Makel behaftet sein wird, und das ebenfalls viel mit Pferden zu thun hat, wenn auch vorzugsweise mit todten.

Sie können sich denken, daß solches Geschwätz auf mich keinen Eindruck machte; aber es war nicht zu leugnen, daß in dem Wesen des Mannes Gegensätze lagen, welche die kühnsten Annahmen gleichsam herausforderten. Er war ohne Zweifel, wie das seine Ausdrucksweise nur zu deutlich verrieth, niederer Abkunft, seine Schulkenntnisse beschränkten sich auf das Nothwendigste; wir hatten, mit einem Worte, nicht den mindesten Grund, an der Wahrheit der Angaben, die er uns nach und nach in seiner einsylbigen Weise über sein früheres Leben gemacht, irgend wie zu zweifeln: nichtsdestoweniger war ich selbst mehr als einmal nahe daran, an das Märchen von dem Grafensohn zu glauben.

Schweigsame Menschen, falls man sie nicht für stumpfsinnig oder beschränkt halten darf, umwittert ja immer der Duft einer gewissen Vornehmheit, selbst dann, wenn sie auf einer niedern Gesellschaftsstufe stehen, ja in diesem Falle vielleicht um so mehr, als wir gewohnt sind, daß der Schwache, der Abhängige, zum mindesten über seine wirklichen oder vermeintlichen Leiden, redselig ist wie die Kinder. Und Konrad war die Schweigsamkeit selbst. Auch dann, wann er zum Sprechen gezwungen war, that er es mit den möglichst wenigen Worten, und konnte eine Gebehrde es thun, öffnete er gewiß nicht den Mund. So hatte es einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht, daß er, als ich ihm nach seiner Genesung zum ersten Male wieder begegnete und ihn freundlich anredete, er statt aller Erwiederung nach meiner Hand griff und dieselbe küßte, und als ich weiter frug, ob ich ihm sonst noch helfen könne, nur sagte: Ich danke, ich habe ja Arbeit. Und das war bei ihm keine Phrase. Wenn es sonst das Erbübel der Dienstleute ist, in allen Nöthen sofort an die Mildthätigkeit der Herrschaft zu appelliren, ohne oft auch nur den Versuch zu machen, wie weit sie mit den eigenen Kräften und Mitteln reichen, so schien dieser Mann nur Alles sich selbst, Anderen nichts verdanken zu wollen. Mein Gatte hatte ihn, da er, als er zu uns kam, selbst des Nothwendigen ermangelte, selbstverständlich mit Kleidung und Wäsche ausgestattet, aber er bestand darauf, dies nur als einen Vorschuß zu betrachten, den er abzuarbeiten habe, und er ruhte nicht eher, als bis dies wirklich geschaffen war. Dennoch durfte man ihn, so eigenwillig er sich auf sich selbst stellte, so eifersüchtig er seine Unabhängigkeit zu bewahren strebte, durchaus nicht der Undankbarkeit zeihen. War ja doch die treue Sorgfalt, mit der er das Eigenthum seines Herrn, als wäre es das seine, behütete, die schönste Dankbarkeit, die Dankbarkeit in Werken!

Aber auch sonst ließ er es nicht an Beweisen einer Gesinnung fehlen, die einem schottischen Clanmann alle Ehre gemacht hätten. Wenn der

Kinder oder meines Gatten wegen, dessen Kränklichkeit damals reißend zunahm, in die Stadt geschickt werden mußte — da war es Konrad, der immer bereit war; ich erinnere mich, daß er in einer Schreckensnacht den weiten Weg dreimal hin und zurück machte.

Ein anderes Mal — es war im Frühjahr 1848 — als auf dem Hofe eine Art von Meuterei ausbrach und ein paar Knechte drohend auf den kranken Herrn eindrangen, warf er sich mit einer solchen Wuth auf den Rädelsführer, daß der Mann kaum mit dem Leben davon kam. Ebenso wenig hatte er es mir vergessen, wie ich mein erstes unfreundliches Wort alsbald wieder gut zu machen versucht hatte; und da er selten in die Lage kam, mir persönlich gefällig sein zu können, so entrichtete er den Zoll seiner Dankbarkeit an die Kinder, indem er wie der treue Eckart über sie wachte, ihnen, wo er konnte, eine Freude, eine Ueberraschung bereitete mit irgend einer Beute aus den Feldern, aus dem Walde, mit allerlei hübschem Spielzeug, das er gar geschickt aus Weidenruthen, Baumrinden und dergleichen zu fertigen verstand.

Ueberhaupt mußte es auffallen, mit welchem Vertrauen sich die Kinder an einen Mann drängten, dessen schweigsames, ja finsteres Wesen den meisten Erwachsenen so unheimlich dünkte. Es wohnten eben zwei Seelen in seiner Brust. Die eine weiche, zärtliche zeigte er den Kindern, mit denen er spielte, den Blumen, die er vor seinem Fenster zog, den Vögeln auf dem Felde, denen er im Winter Futterplätze zu schaffen wußte, seinem kranken Herrn, für den er keine Mühe, keine Anstrengung scheute; die andere harte, rauhe, ja grausame gegen Alles, wovon er glaubte, daß es ihm gegenüber im Unrecht sei: gegen einen Knecht, der sich träge im Dienst erwies, gegen ein Pferd, das sich nicht fügen wollte, gegen sich selbst, wenn er sich, so oder so, nicht genug gethan hatte. In solchen Fällen war es, als ob der Mann ganz unter der Herrschaft eines finstern Dämons stehe; man mußte sich sagen, daß es dann nur auf eine Gelegenheit ankomme, um ihn zu einer Gewaltthat, zu einem Verbrechen zu treiben.

Da ich Ihnen keinen Roman erzählen, sondern nur ein Stück Menschengeschichte, welches ich selbst mit erlebt, berichten will, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich aus Dem, was Sie schon längst haben kommen sehen, ein spannendes Geheimniß mache, und Ihnen umständlich Rechenschaft gebe von dem Wo? und Wie? sich der Konrad und die Bertha gefunden haben. Um ganz aufrichtig zu sein, ich weiß es selbst nicht, oder, um es genauer auszudrücken: ich habe mir erst nachträglich die Sache zusammenreimen müssen, die mir anfänglich so ungereimt und abgeschmackt schien, als nur möglich.

Oder sollten Sie mir die Ueberraschung nicht nachfühlen können, die ich empfand, als eines Tages Bertha, das hübsche Gesicht von Thränen überströmt, vor mir erschien, und mir, nach manchen vergeblichen Ansätzen, gestand, daß sie schon lange ein Verhältniß mit Konrad Krüger habe, daß sie jetzt einig seien, und daß sie nun komme, sich meinen Segen für ihre Verbindung zu erflehen.

Aber du bist toll, Bertha, sagte ich, und wahrhaftig, wenn sie mir mitgetheilt hätte, daß sie mit dem Manne im Monde verlobt sei, und die Hochzeit demnächst auf dem Sirius stattfinden solle, ich würde das ebenso begreiflich gefunden haben. Indessen, das schöne Mädchen blieb bei ihrer Behauptung, und ich mußte mich denn wohl entschließen, das Unbegreifliche begreiflich zu finden. Uebrigens war nicht viel aus ihr herauszubekommen; ja sie verwickelte sich in offenbare Widersprüche. Bald wollte sie ihm vom ersten Augenblick an gut gewesen sein, bald war sie sich erst seit gestern klar über ihre Gefühle; bald sollte Konrad sie schon lange mit Anträgen — nein, nicht mit Anträgen, aber mit Blicken, mit kleinen Aufmerksamkeiten aller Art — verfolgt haben, bald wollte sie erst seit gestern, seit heute, seit einer Stunde wissen, daß er sie liebe.

Ich schob diese Ungenauigkeiten auf die Verwirrung, die sich ja in solchen Augenblicken eines Mädchenherzens gar wohl bemächtigen darf, und fand mich erst selbst zurecht, als ich die practische Seite des Romans in Erwägung zu ziehen begann und Bertha fragte, wie sie sich denn eigentlich ihre Zukunft denke, von der ich mir bei der gänzlichen Mittellosigkeit des Mannes ihrer Wahl nur ein ziemlich dürftiges, ja klägliches Bild machen könne? „O, der gnädige Herr und die gnädige Frau werden schon für uns sorgen," erwiederte sie. Dabei sah sie mich durch ihre Thränen hindurch mit demselben schelmischen Lächeln an, mit welchem Sie mir an jenem Morgen vor sechs Jahren in der Allee die Wiesenblumen überreicht hatte. „Und dann," fügte sie ernsthafter werdend hinzu, „hat der gnädige Herr meinem Konrad ja auch die Verwalterstelle auf dem Vorwerk versprochen. Das ist für den Anfang schon immer etwas."

Dies Letztere war mir neu. Das Vorwerk kam allerdings zum Herbst außer Pacht, aber ich wußte nicht, daß mein Gatte beabsichtigte, es von da an selbst zu bewirthschaften, was bei seiner zunehmenden Kränklichkeit mir durchaus bedenklich schien. Ich ging, ihn aufzusuchen; er lachte, als ich ihm die große Neuigkeit mittheilte und wiederholte mehr als einmal: die kleine Hexe, die Menschenfischerin! In Bezug auf das Vorwerk bestätigte er mir, was ich eben von Bertha gehört. Er habe mir nichts mittheilen wollen, weil er meine Aengstlichkeit kenne, aber die Sache werde sich so wirklich am besten arrangiren lassen. Er wolle dann das Gestüt, das ihn hier in Mitten der weitläufigen Ackerwirthschaft nur belästige, auf das Vorwerk hinauslegen, wo es zwischen den großen Wiesen viel besser am Platze sei; und allerdings habe er dabei sehr an Konrad Krüger gedacht. Wem anders könne er auch mit größerm Vertrauen auf einen so verantwortlichen Posten stellen, als diesen fleißigen und treuen Mann? Das sei so gut, als ob er selbst beständig an Ort und Stelle wäre. Ueberdies habe er gegen Konrad auch wohl schon so ein halbes Wort fallen lassen. Er fühle sich dadurch allerdings nicht gebunden, aber es würde ihm doch, gerade einem so scrupulösen Menschen gegenüber, einigermaßen peinlich sein, sollte er es nachträglich wieder anders bestimmen, und vor allen Dingen jetzt, da Konrad seine Zukunft auf das Project zu bauen gedenke, würde er selbst es doppelt ungern aufgeben.

Dann fing er wieder an zu lachen über die kleine Hexe, die Menschenfischerin, die doch nicht ganz so albern sei, als es oft den Anschein habe, da sie sich den bravsten Menschen auf der Welt zum Eheherrn wünsche, und der überdies wohl ganz der Mann sei, gelegentlich den Herrn zu spielen und eine flatterhafte Coquette zur Raison zu bringen. Ich weiß nicht, sagte ich; ich sehe vorläufig nur das Unpassende einer solchen Verbindung. Er ist, mag er in vieler Hinsicht auch noch so brav sein, denn schließlich doch ein ungebildeter, rauher, um nicht zu sagen roher Mensch; und sie, unterbrach mich mein Gatte, eine hübsche Bauerdirne, die sich in unserm Umgange ein wenig Manier angeeignet hat, um im Grunde zu bleiben, was sie war, bevor sie zu uns kam. Willst du einen Beweis? ich dächte der Umstand, daß sie an dem Konrad Geschmack finden konnte, wäre der beste. Laß du sie nur machen; Gleich und Gleich gesellt sich gern. Du siehst es ja!

Freilich sah ich es und doch mochte ich kaum den eigenen Augen glauben. Mir ging die Sache wirklich recht nah, und das war am Ende erklärlich genug. Wie wenig Ursache ich auch hatte, auf Bertha besonders stolz zu sein, wie häufig sie mich auch durch ihren Leichtsinn, ihre Flatterhaftigkeit, ihre Gefallsucht gekränkt und beleidigt — ich konnte es doch nicht vergessen, daß sie als Kind in unser Haus gekommen, daß sie seit sechs Jahren beständig in unserm Hause gewesen war; und wenn ich auch die Hoffnung aufgegeben, daß sie sich einst durch ihre Talente eine glänzende Zukunft schaffen könne, — so armselig hatte ich mir ihr Loos nie gedacht. Ich fragte mich immer wieder: wie ist es möglich? ich zürnte dem plumpen Menschen, der seine rauhe Hand nach meiner Lilie von dem Felde, wie ich sie oft nannte, ausstreckte; und war nahe daran, mit den Leuten im Dorfe an eine übernatürliche Einwirkung zu glauben, an Zaubertränke, welche die alte Hexe, die Anne-Kathrin dem Konrad verkauft und mit denen der arge Mensch das schöne Mädchen berückt habe.

Und doch war Alles ganz natürlich zugegangen, wenn man Die hörte, welche der Sache näher standen. War ich für das, was unter meinen Augen vorgegangen war, blind gewesen, hatten Andere desto hellere Augen gehabt; ich erfuhr mehr, als ich zu wissen wünschte, als mir zu hören lieb war. Da hatten Alle ihre interessanten Beobachtungen gemacht: die Haushälterin, die Köchin, das Stubenmädchen, die Kammerjungfer, und ich gestehe, daß ich — zum ersten und ich glaube zum letzten Male in meinem Leben — mich ein wenig aufs Horchen und Aushorchen legte. — „Aber wissen denn die gnädige Frau nicht, daß Mamsell Bertha schon letzten Martini, als er kaum ein halbes Jahr hier war, zu der Lisbeth gesagt hat, der solle doch noch einmal erfahren, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnten? o, gnädige Frau, und von der Zeit an ist Mamsell Bertha ihm ja auf Tritt und Schritt nachgegangen, und hat ihm zu Weihnachten eine Weste gehäckelt, die er nie getragen hat, weil er nicht gewußt hat, von wem sie gekommen ist; aber ich glaube: er hats nur nicht wissen wollen; und im Winter hat sie immer die Vögel gefüttert, weil sie gemerkt hat, daß er das gerne sähe, und jetzt hat sie ihm immer

heimlich die schönsten Blumen in sein Fenster gestellt, aber just so sehr heimlich wirds ja auch nicht gewesen sein, und —"

Was soll ich Sie noch weiter mit dem Geschwätz der Leute behelligen, das mich damals umsomehr empörte, als ich mich überzeugen mußte, daß es nicht aus der Luft gegriffen war. Indessen, geschehen war nun einmal geschehen, und ich mußte gute Miene zu einem Spiel machen, welches mir so wenig gefiel. Ich hatte nur daran zu denken, wie der bösen Sache eine möglichst gute Wendung zu geben sein möchte. Das erste war, daß Konrad in den Augen der Leute mit einem gewissen Ansehen ausgestattet wurde, wie es sich für den Bräutigam meines Schützlings geziemte. Er wurde von Stunde an Herr Krüger genannt, und auch sonst bei vorkommenden Gelegenheiten in schicklicher Weise ausgezeichnet. Es erwuchsen uns daraus, wie sie sich denken können, manche Inconvenienzen, aber doch nicht so viele, als ich anfänglich gefürchtet. Konrad blieb auch jetzt, unter so wesentlich anderen Verhältnissen, seinem Charakter treu. Nicht der mindeste Versuch, sich vorzudrängen! im Gegentheil, er wurde scheuer, schweigsamer als je zuvor, und nur die womöglich noch größere Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinen Geschäften oblag, bewies, daß er die Gunst seiner Herrschaft dankbar empfand, daß er sich in seiner Weise derselben werth zu machen strebte.

Nichtsdestoweniger vermochte ich noch immer nicht zu fassen, wie aus der Verbindung zwei so grundverschiedener Naturen ein Segen für Eines und das Andere erwachsen könne, um so weniger, als ich in Bertha, ich möchte sagen, von der Stunde ihrer Verlobung an eine eigenthümliche Veränderung wahrnahm. Ich hatte mir gedacht, daß ein so leichtlebiges Geschöpf, dessen Uebermuth sonst schon keine Grenzen kannte, in einem solchen Glücksstadium vollends ausschweifen werde; aber das Umgekehrte trat ein. Scherz und Lachen schienen von ihren rothen Lippen mehr und mehr zu schwinden, auf ihrer sonst so heitern Stirn schwebte jetzt oftmals eine trübe Wolke, ein paar Mal fand ich sie in Thränen. Dabei versicherte sie stets, daß sie sich vollkommen glücklich fühle, daß sie ihren Konrad über Alles liebe, daß sie nur den einen Wunsch habe, mit ihm auf immer vereinigt zu sein.

Dieser Zeitpunct kam schnell herbei; im August hatte sie sich mit Konrad verlobt, Michaelis trat er auf dem Vorwerk seine Stelle an. Es war verabredet worden, daß ein paar Wochen später, nachdem die Verlegung des Gestüts, welche viele Arbeit erforderte, beendigt, und in dem neu eingerichteten Hause Alles für das junge Paar bereit sein werde, die Hochzeit stattfinden solle. Da nahm die Krankheit meines Gatten, welche in ihrem launischen Verlauf die Kunst der Aerzte leider vollkommen getäuscht hatte, eine plötzliche fürchterliche Wendung. Man rieth, was noch ein Jahr vorher vielleicht seine Rettung gewesen wäre: einen Aufenthalt in einem mildern Klima; es war zu spät.

Ich durfte nicht des fraglichen Glückes genießen, mich in meinem Schmerze zu betäuben. Eine ungeheure Verantwortung war auf meine Schultern gewälzt, deren ich mir vom ersten Augenblicke an vollkommen

bewußt, die ganz zu tragen ich vom ersten Augenblicke durchaus entschlossen war. Es galt, den Kindern das Erbe ihres Vaters ungeschmälert zu erhalten, es galt, sie als die Kinder eines solchen Vaters zu erziehen. Am liebsten hätte ich die Güter sogleich verpachtet, aber die Conjunctur war sehr schlecht, ein ungünstiger Contract unvermeidlich. So mußte ich mich nach Jemand umsehen, der im Stande war, in die Fußtapfen meines Gatten zu treten und eine musterhafte Wirthschaft in seinem Sinne weiterzuführen. Ich dachte zuerst an Konrad, aber ließ diesen Plan alsbald wieder fallen. Kaum ein Jahr war es, daß er ein Knecht unter den anderen Knechten gewesen war; auf dem kleinen Vorwerk machte das weniger aus, auf dem Herrnhofe würde man sich nicht so leicht in einen so jähen Wechsel gefunden haben. Aber auch ganz abgesehen davon, mußte ich mir sagen, daß er einer solchen Stellung nicht gewachsen war. Große Bücher zu führen, ausgedehnte Correspondenzen zu besorgen — wo und wann hätte er das gelernt haben sollen? und dann — gestehe ich es nur! — ich würde ihn, selbst wenn er mit der Feder ebenso gewandt gewesen wäre, als er praktisch unzweifelhaft tüchtig war, nicht dieser Stelle würdig erachtet haben — der, welcher da selbstständig Anordnungen treffen sollte, wo mein Gatte bis zuletzt befohlen hatte, konnte, durfte nur ein Gentleman sein. Unter den jungen Eleven, so nützlich sie sich meinem Gatten auch erwiesen hatten, war doch keiner hinreichend erfahren und gesetzt; ich mußte sie, so schwer es mir ankam, sämmtlich entlassen, da ich die Verantwortung für ihre weitere Ausbildung nicht übernehmen konnte; einige Wochen vergingen mit der abschlägigen Beantwortung der Briefe von Bewerbern, die nicht orthographisch schreiben konnten; endlich stellte sich ein junger Mann vor, der mir auf das Dringendste empfohlen war, und den ich nach kurzem Schwanken acceptirte, um nur endlich einmal zu einer Art von Ruhe zu kommen, und weil er wirklich, so weit sich das in einer ersten Begegnung beurtheilen ließ, wenigstens eines Versuches werth schien.

Herr v. Treche war ein Mann in dem Anfang der Dreißiger, hochgewachsen und schlank, mit Manieren von zweifelhafter Eleganz. Er wußte viel von der früheren, aber schon seit etwas lange untergegangenen Herrlichkeit seiner Familie zu erzählen, beklagte höchst elegisch das bittere Loos, welches ihm zu Theil geworden, und betrachtete es als selbstverständlich, daß er stets nur in adeligen Familien und auf Rittergütern conditionirt habe. Ich hielt ihm diese kleinen Schwächen zu gut, vorausgesetzt, daß er sich in der Hauptsache bewährte, und dies schien wirklich der Fall zu sein. Wenigstens legte er einen großen Eifer an den Tag und trug den Kopf voll von Projecten, deren Ausführung ich ihn bis zu dem Zeitpuncte zu verschieben bat, wenn er in den Besitz jener großen Erbschaft gelangt sein würde, die ihm von einem sehr entfernten Verwandten in allernächster Aussicht stehen sollte. Herr v. Treche sprach beständig von dieser Erbschaft.

In seiner Eigenschaft als Cavalier war er natürlich ein großer Pferdeliebhaber und, wenn man ihm glauben durfte, Pferdekenner. Das

sei so recht eigentlich seine Force. Er lag mir fortwährend in den Ohren, daß aus dem Gestüt viel mehr gemacht werden könne, wenn man die Sache nur ordentlich angreife; vor Allem sei Konrad gar nicht der geeignete Mann für einen solchen Posten. Um etwas von Racepferden zu verstehen, müsse man selbst edles Blut in den Adern haben. Uebrigens habe er sich abermals über Konrad zu beklagen, der ihm noch immer nicht mit der Ehrerbietung begegne, auf welche er als Edelmann und als der Vertreter der gnädigen Frau (hierbei eine insinuante Verbeugung) Anspruch zu haben glaube.

Ich pflegte ihm darauf zu entgegnen, daß die ganze Einrichtung, so wie sie da sei, von meinem Gatten herrühre, und er mich verbinden würde, wenn er hier, so wie in den übrigen Dingen, vorläufig Alles beim Alten lasse. Was seine Beschwerde über Konrad Krüger betreffe, so sollte er doch mittlerweile Zeit gehabt haben, sich an die eckigen Formen des allerdings sehr rauhen, aber durchaus erprobten Mannes zu gewöhnen, wie wir es Alle gethan, und gern gethan hätten.

Diese Mißhelligkeiten verstimmten mich umsomehr, als ich, wie die Sachen lagen, kein Ende derselben absah. Die jetzige Einrichtung des Vorwerks war durch den Tod meines Gatten eigentlich unhaltbar geworden. Daß ich, sobald als möglich, das so kostspielige Gestüt eingehen lassen müsse, schien unabweislich. Damit aber wäre Konrad gewissermaßen überflüssig geworden. Er hätte freilich noch immer Verwalter auf dem Vorwerk bleiben können, aber zwei Verwalter, einer auf dem Haupt-, der andere auf dem Nebengut — das hieß den Eifersuchtskrieg in Permanenz erklären. Hatte ich doch nun schon so viel Proben davon gehabt! Nach langem Ueberlegen kam ich auf den Ausweg, das Vorwerk Konrad, natürlich unter den günstigsten Bedingungen, in Pacht zu geben. Dann war seine Selbstständigkeit, auf die er so eifrig hielt, gesichert, und seine so lange hinausgeschobene Verbindung mit Bertha konnte endlich stattfinden.

Es war nämlich mittlerweile der ganze Winter und der erste Theil des Frühlings vergangen. Konrad hatte gleich zu Anfang in seiner lakonischen Weise erklärt, in einem Trauerhause könne keine Hochzeit gehalten werden. Ich wußte, daß er seinen verstorbenen Herrn aufs Tiefste betrauerte. Er hatte mir in den letzten Schreckenstagen die aufopferndsten Dienste geleistet, er hatte mit an dem Sterbebette gestanden. Später erzählte man mir, daß man ihn während der ersten Nächte in seiner einsamen Kammer laut mit sich selbst habe reden und weinen und schluchzen hören. Auch Bertha schien durch das Unglück, das mich betroffen, tiefer erschüttert zu sein, als ich bei ihrer Flatterhaftigkeit für möglich gehalten hätte. Auch sie wollte nichts wissen von der Hochzeit, auf die ich von Zeit zu Zeit gutmüthig drang. Sie könne mich jetzt nicht verlassen, ich könne sie jetzt nicht entbehren. Wirklich hatte sie sich während dieser ganzen Zeit der Wirthschaft mit einem Eifer angenommen, der sonst gar nicht ihre Sache war, und sich mir vielfach nützlich erwiesen, was sie freilich nicht abhielt, sich in ihren Trauerkleidern so zierlich als möglich herauszuputzen

und ein melancholisches Lächeln vor dem Spiegel einzustudiren. Ihren Verlobten hatte sie während des Winters sehr selten gesehen. Das Wetter war meistens abscheulich gewesen, und sie hatte vielfach über ihr Befinden geklagt. Ich glaubte ihr deshalb eine große Freude zu bereiten, als ich sie an einem schönen Apriltage aufforderte, mit mir nach dem Vorwerk hinauszufahren, und ihr zugleich mittheilte, was ich in Betreff ihrer und Konrads neuerdings beschlossen habe.

Wie groß war nun mein Erstaunen, als das schöne Kind während dieser Mittheilungen blasser und blasser wurde und endlich in leidenschaftliches Weinen ausbrach. Sie wolle, sie könne mich nicht so bald verlassen, ich solle sie nicht von mir stoßen, sie sei das unglücklichste Geschöpf auf Erden. „Aber mein Kind", sagte ich, „ich verstehe dein Gejammer nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß es der Gedanke einer Trennung von mir ist, was dich in diesem Augenblicke so fassungslos macht. Wie? liebst du den Mann nicht mehr, den du zuerst an Dich zu fesseln gesucht hast, der dich vielleicht, ja ganz gewiß nie geliebt haben würde, wenn du es ihn nicht gelehrt hättest?" — „Ach, daß Sie so etwas sagen können, gnädige Frau!" schluchzte die schöne Sünderin. — „Ich sage nur, was Andere sagen, und was ich, wie ich dich jetzt hier sehe, nur für zu gegründet halte; erwiederte ich, indem ich mich unwillig von ihr abwandte und nach dem Wagen klingelte. Ich war entschlossen, mich durch die Launen einer Coquette nicht in meinem wohlerwogenen Entschlusse aufhalten und vor Allem den braven Mann, dem ich mich aufrichtig verpflichtet fühlte, nicht darunter leiden zu lassen. Ich verbat mir die Begleitung der Weinenden; ich wollte allein nach dem Vorwerk fahren und mit Konrad sprechen. „Machen Sie mich nicht unglücklich, gnädige Frau," rief sie händeringend und mir zu Füßen fallend. Heftig erzürnt, wie ich war, ließ ich sie, ohne sie weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen, liegen und fuhr ab in der übelsten Stimmung.

Unterwegs hatte ich Zeit, mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Ich nahm mir vor, Konrad zu sondiren, und wenn er unbefangen blieb, der Scene, von der ich kam, keine Erwähnung zu thun. Vielleicht hatte ich die Sache am Ende doch zu ernst genommen, und konnte durch ein einziges unbedachtes Wort gerade das Unheil anrichten, welches ich vermeiden wollte.

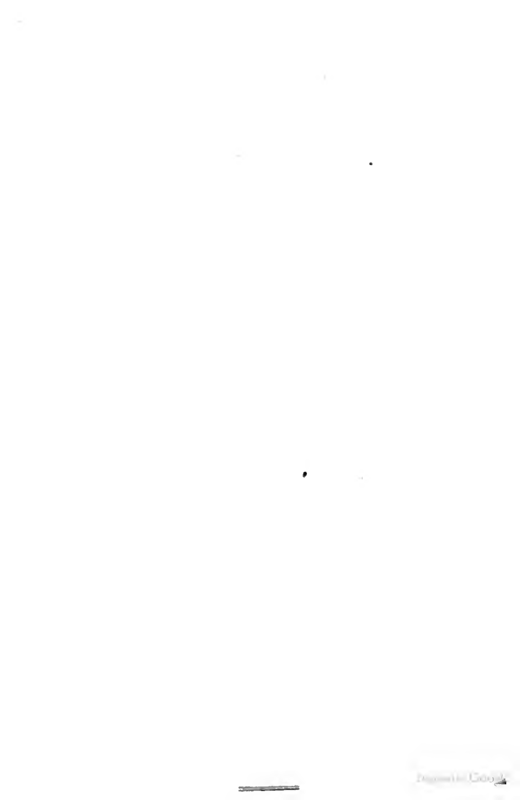
(Fortsetzung folgt.)



PARISER MODEN FÜR JANUAR

Toilette de Ville — *Toilette de Soirée*

[illegible]



Paris und die Mode.

Paris, Mitte December 1867.

Der Winter ist entschieden da, doch bis der erste Januar, der Kapellmeister der Saison, das Signal gegeben, befindet man sich noch in der unangenehmen Periode, wo jeder sein Instrument stimmt und den Accord sucht. Die Bälle haben noch nicht begonnen; die populären Concerte wurden vor vierzehn Tagen mit den classischen Matinéen von Pasdeloup eröffnet, während die des Conservatoire erst in einigen Wochen beginnen, so daß die wenigen Bevorzugten, die von ihren Ahnen das Privilegium ererbt haben, in das Allerheiligste der Kunst zu treten, ihre Ungeduld noch zügeln müssen. Die Theater haben ihre ersten Novitäten in die Welt geschickt und doch ist Paris noch theilweise hinter den Coulissen mit Drucken, Zeichnen, Decoriren beschäftigt, zur Vorbereitung der großen Tage, vielmehr der großen Nächte des Januar und Februar.

Bald werden die eleganten Vorlesungen ihren Anfang nehmen (die des College de France mit ihren bedeutenden Rednern, wie Laboulaye, Loménie u. s. w., haben schon begonnen) und die Pariserinnen wohnen ihnen gern bei aus zwei Gründen: zunächst, um aus ihnen Stoff für die Unterhaltung ihrer Abende zu schöpfen — für die Causerie, die sich so gern auch der ernsthaftesten Dinge bemächtigt, aber in der anmuthigen Weise, die ihr eigen — sodann, um hier ihre Toiletten zu zeigen und die der Anderen zu mustern. Bei ihnen ist das ein Austausch der Waffen; die Eine giebt ihren Dolch gegen den Revolver der Nachbarin, die Andere einen Chassepot gegen einen Dreyse — furchtbare Waffen, erstlich weil sie ihren Männern theuer zu stehen kommen und auch weil sie verwunden .... wenn nicht tödten.

Was die neuen Theaterstücke betrifft, so hat man im Theater der Gaité dem französischen Publicum gegenüber ein Wunder der Kühnheit gethan: man hat es gewagt, Hamlet auf die Bühne zu bringen — ein Stück von Shakespeare dem Geächteten, dem trunknen Wilden, dem Barbaren, wie ihn Voltaire und Friedrich der Große nannten. Das Stück ist von Alexandre Dumas und Paul Meurice, wir können keinen andern Ausdruck finden, als: zugerichtet worden, und das pariser Publicum scheint Geschmack daran zu finden. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entschließen können, Hamlet von französischen Schauspielern aufführen zu sehen, da mir die gelungenen Darstellungen Deutschlands noch zu frisch im Gedächtniß sind. Und seltsame Wahl; während die Rolle des Prinzen von Dänemark in Berlin von dem ernsten Dessoir gespielt wird, hat man hier diese Rolle einer Dame anvertraut, — Madame Judith, früher Schauspielerin am Théâtre français, wahrschein-

lich um eine pièce à femmes daraus zu machen. Heutigen Tages kann kein französisches Stück sich halten ohne .... Tricot!

Das durchstochene Auge, eine amüsante Posse, die in einem der kleinen Theater vortrefflich gespielt wird, ist noch in der Mode und die Redaction des Figaro, des hiesigen Witzblattes hat neulich, um eine neue Reclame dafür zu machen, das ganze Haus für sich und ihre Freunde gemietbet. Das Stück ist nicht amüsanter dadurch geworden; allein die



Zahl Derer, die es amüsant finden, hat sich vermehrt und der Zweck ist erreicht.

Im Chatelet ist man augenblicklich mit dem Einstudiren der „Voyages de Gulliver" beschäftigt, nach Swifts bekanntem Buch. Das Stück soll an die Stelle von „Cendrillon" treten. Das wird ein neuer Triumph von Decorationen und Mechanik sein. Man wird hier die Stadt Lilliput sehen, deren Bewohner aus einer Menge beweglicher Pup-

pen oder Automaten bestehen, die auf der Bühne gehen und tanzen. Es wird Züge von Küchenjungen, Soldaten, Gondolieren und anderer einige Zoll hoher Personen geben, zur Belustigung der kleinen und großen Kinder. Dann kommen Riesen, unter denen Gulliver selbst wie eine Puppe aussehen wird. Dergleichen brauchen die Pariser des zweiten Kaiserreiches, um sich zu amüsiren.

Da wir von Puppen sprechen, erlaube man uns der zum nahen Neujahr mit prächtigen Geschenken gefüllten Läden Erwähnung zu thun. Die Puppen, die man heute ausstellt, könnten allein einen vollständigen Modebericht ausfüllen. Man sieht sie mit Chignons coiffirt, mit langen Schleppkleidern, das Glas ins Auge gedrückt, den Kopf verächtlich abwendend, das Stöckchen in der Hand und den kleinen Spitz unterm Arm. Das ist ein gutes Vorbild für die heranwachsende Jugend! Meint man übrigens die Kinder damit glücklicher zu machen? Sollten nicht einfache Puppen, wie wir sie in unserer Kinderzeit gehabt, ebenso die Kleinen entzücken? Weiß man nicht, daß ein einfaches Stück Holz oder Zeug durch die himmlische Phantasie dieser lieblichen Geschöpfe zum schönsten Ideal





umgeschaffen wird? Was die großen Puppen — Verzeihung, ich meine die Damen, betrifft, so bereitet man ihnen ein prächtiges Arsenal vor worin die Vergoldungen reich vertreten sind, denn sie werden noch immer sowol auf den Coiffüren wie auf den Kleidern getragen. Man ist auf den Einfall gekommen, die breiten Schärpen durch große vergoldete Ringe zu ziehen, an denen Trophäen herabhängen, die Gärtnergeräthschaften ein Schiff, einen großen Maikäfer oder Schmetterling darstellen, der aus den Blumen des Bandes Nectar zu saugen scheint. Andere verbinden die Schleife der Schärpe durch eine kleine Kette mit dem Gürtel.

Die „Ceintures Folie" mit spitzen Zacken für einfache Haustoiletten verschwinden und werden durch Sammetgürtel ersetzt, die aus zusammenhängenden, abgerundeten Theilen von der Größe eines Thalers bestehen, auf deren jedem eine Marguerite mit Kalkperlen gestickt ist. Aehnliche Bänder, nur schmäler, werden als Coiffüre getragen. Die schmalen, gezackten, mit Jais gestickten schwarzen Atlaskravatten, an denen, nur einen Centimeter breit, der weiße, stehende Kragen hervorkommt, sind noch sehr beliebt.

Unser colorirtes Modebild stellt zunächst eine Promenadentoilette vor. Corinthfarbenes Sammetkleid mit doppelten Röcken, Garnirung von grauem Astrachan und Metallknöpfen. Vitchoura von der linken zur rechten Seite geknöpft und in gleicher Weise wie der Rock garnirt. Stehender leinener Kragen mit Manschetten. Gleichfarbiges Sammetbarett mit Hahnenfedern und Pelzbräm. Hohe Sammetstiefelchen, ebenfalls mit grauem Astrachan eingefaßt. Breite schwarze Taffetschärpe.

Die zweite Figur ist der Nachdruck einer Toilette, die Frau v. Metternich auf einer Hoffoirée getragen hat. Weißes Atlasschleppkleid mit breitem echten Spitzenvolant, der mit einer grünen Taffetflechte aufgesetzt ist. Darüber meergrüne Jupe Princesse aus Taffet mit reicher Garnirung von Goldfranzen und Quasten. Hier ist der vergoldete Ring, den ich vorhin als Schärpenverzierung erwähnte, durch einen Stern ersetzt, der an einer Kette einen goldenen Anker nach sich zieht. Er dient hier die schon abgerundete Jupe von jeder Seite in einer Falte aufzunehmen. Die weiße glatte Corsage des Unterzuges ist zur Hälfte durch die Obertaille bedeckt. Die Coiffüre besteht aus hohem Lockenchignon, vorn kleine Löckchen à la Sévigné. Goldstern in der rechten Seite. Parure in griechischem Styl aus massivem Gold. Weiße Atlasschuhe mit Goldrosette.

Der Holzschnitt Nr. 1 stellt eine Ball- und Haustoilette vor.

Figur 1. Weiße Tüllrobe. Der Besatz besteht aus weißen Tüllpuffen, die mit gelbem Atlasband durchzogen sind und in eine gleich breite Spitze auslaufen. Gelbe Rosen vervollständigen die reiche Garnirung. Coiffure à la Chinoise mit gewelltem Vorderhaar. An der rechten Seite eine gelbe Rose.

Figur 2. Ausgeschnittene Robe von violettem Reps. Garnirung aus dunkelvioletten Atlasstreifen, die in länglichen Carreaus aufgesetzt sind. Weiße Chemise russe aus Tüll oder Spitzen. Ausgeschnittene Figaro aus violettem Sammet mit Schwanen besetzt.

Kopf 1. Sammethut aus bordeauxfarbenem Sammet mit schwarzen Spitzen besetzt. Diese fallen in breiten Enden herab und bilden eine Barbe unter dem Kinn, die mit zwei Sammetschleifen zusammengehalten werden.

Kopf 2. Coiffure à la Chinoise, an der rechten Seite lange herabfallende Locken. Blumendiadem mit Pendants.

Wir sind es unseren Leserinnen schuldig, auch über Kindertoiletten zu berichten. Als Promenadenanzug ist ein einfaches schwarzes Sammetkleid, schräggeschnitten, empfehlenswerth. Darüber kleine Jacke mit Chinchilla besetzt. Schwarzes Sammetbarett mit Chinchilla eingefaßt. Neulich sah ich im Tuileriengarten ein kleines achtjähriges Mädchen in blauem Caschemircostüme, Doppelrock und Paletot mit Schwanen besetzt, weißem Filzhut mit blauer Sammettresse garnirt. Sammetstiefelchen vorn geknöpft mit Schwaneneinfassung. Blauer Sammetmuff, ebenfalls mit Schwanenbordüre. Dieser einfache, geschmackvolle Anzug verrieth mir sogleich, daß das kleine Mädchen Marie heiße, denn in ihrer weltlichen Religiösität lieben es die Pariserinnen bei der Geburt ihrer

Kinder dieselben, je nach ihrem Namen, einer bestimmten Heiligen zu widmen, deren Farben dann ihr Kind so lange als möglich tragen muß.

Außerdem sah ich viele Kinder in vorn zugeknöpften, farbigen Ueberröcken, über die ein Fichu Marie Antoinette von demselben Stoff mit langen Enden gebunden war. Diese Fichus sind so sehr in der Mode, daß sie Jung und Alt für alle Zwecke dienen, sowol bei einfachen als bei eleganten Toiletten. Zu Diners binden sie die Damen über ausgeschnittene Kleider. Sie sind dann aus Spitzen angefertigt, mit langen, breiten Enden, die, nachdem sie gekreuzt sind, als Schärpe hinten herabfallen. Zu intimen Soiréen sind sie aus demselben Stoffe wie die Kleider.

Doch bei dem herannahenden Weihnachtsfeste errathe ich die Neugierde meiner Leserinnen. — Wie werden wir uns anziehen, um unsere Neujahrsbesuche zu machen?

Diese Frage kann ich Ihnen sogleich beantworten. Wollen Sie die neueste Mode mitmachen, so lassen Sie sich einen weißen Atlashut anfertigen mit einem Diadem von Gold und Stahl; statt einer Schleife an der rechten Seite ein vergoldeter Maikäfer. Schwarzes Tuchkleid mit Stickerei au plumetis. Schwarzer Sammetpaletot (Vitchoura) mit Grèbe besetzt. Muff und Manschetten von gleichem Pelzwerk. Feines Batisttaschentuch mit gestickter Landschaft, die von eingesetzten Spitzen durchschlängelt ist. Parfum à l'Iris. Zu diesem Anzug füge man ein ungefähr 6 Centimeter großes Sammetkreuz, Kreuz von Mentana genannt, das mit einer Kette von kleinen schwarzseidenen Perlen um den Hals getragen wird. Wahrscheinlich wollen die treuen Pariserinnen durch diese Kreuze die „Wunder" des Cassepot und die Niederlage Garibaldis feiern. Das ist nun einmal neueste französische Mode!

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Ich sehe, daß unsere Gesellschaft sich einzurichten beginnt und auf dem Wege ist, eine Institution zu werden. Wenn ich jetzt in das Rauchzimmer trete, so habe ich das Vergnügen, meine Gäste rings um den braunen Tisch gereiht zu sehen. Ein Jeder hat seinen bestimmten Platz, und wiewohl unsere Versammlungen noch nicht älter sind, als einen Monat, so hat sich doch schon eine gewisse Rangordnung geltend gemacht, die man durch stillschweigendes Uebereinkommen zu respectiren scheint. Ich konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie conservativ sich einige meiner Freunde benahmen, von denen ich so Etwas nicht erwartet, während Andere sich zu demokratischen Grundsätzen bekannten, die sich dergleichen sonst niemals hatten zu Schulden kommen lassen. Ein Gutsbesitzer z. B., angesehenes Mitglied unserer Torypartei und kein Anhänger deswegen — Ihr könnt es mir glauben! — der Proudhon'schen Lehren vom Eigenthum, ein wohlgenährter Mann, ein Liebhaber von Austern, ein Begünstiger von guten Rheinweinen, wollte unter keiner Bedingung seinen Platz am Kamin aufgeben, trotzdem ein Dritter sein besseres Recht behauptete und durch Zeugen bewies, daß er denselben von Anfang unserer Sitzungen an dreimal nacheinander eingenommen habe. Ein Anderer dagegen, ein Justizrath, von schmächtiger Figur und blasser Gesichtsfarbe, aber mächtiger Stimme, die er oft schon erhoben hat, um gegen die feudalen Usurpationen, wie er sie nennt, zu declamiren, legte die Hand auf einen gepolsterten Lehnstuhl (den besten im ganzen Rauchzimmer) und bewies uns, mit Berufung auf Savigny, daß derselbe ihm gehöre, indem er uns zugleich das Recht des Besitzes demonstrirte.

„Meine Herren! Diese Wahrnehmungen konnten nur dazu beitragen, mich in meiner Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit constitutioneller Regierungsformen und parlamentarischer Verfassungen zu bestärken. Ich habe daher gedacht, daß es das Beste sei, wenn auch unsre Körperschaft sich eine Verfassung geben wolle und zu diesem Zwecke eine Rede ausgearbeitet, welche —"

Man unterbricht mich. „Nur keine Reden!" ruft mein Freund, der an jedem Sontag Morgen das „Paris-Magazine" (und wie ich nachträglich erfahren, auch die „Vie parisienne") liest. Er heißt eigentlich Maier; aber auf der Enveloppe seiner Pariser Blätter steht: „M. Maire". Nennen wir ihn so. „Nur keine Reden!" sagt er; „wir haben in der letzten Woche genug davon gehabt!"

Seine Vorliebe für Frankreich hat ihn etwas schüchtern gemacht, wenn von einer Verfassung die Rede ist.

„Gut", replicire ich; „ich will auf das Wort verzichten. Aber Sie würden sich besser dabei gestanden haben, wenn Sie es mir gelassen hätten. Ich wollte nämlich vorschlagen, daß ein Präsident gewählt werde —"

„Da haben wir's ja!" sagt M. Maire. „Soll ich denn nicht einmal meine Cigarre rauchen, ohne von Präsidenten und dergleichen zu hören?"

„Nur um Sie besser zu hören, mein Herr", sage ich. „Der Präsident wird Ihnen das Wort geben, um —"

„Ich habe es schon", sagt er, und vor ihm liegt das Taschentuch mit den Knoten.

„Wirklich?" mischt sich hier in die Debatte ein anderer Freund, der sich im Adreßkalender auf S. 414, erste Columne links, als Mayer verzeichnet findet, aber nichts dagegen hat, wenn wir ihn, seiner englischen Neigungen wegen, Mr. Mayor nennen wollen. „Ich stimme für eine Magna Carta des Rauchzimmers; für einen Präsidenten; für die Ertheilung des Wortes und Reden. Meinen Sie, daß es eine so leichte Sache damit sei? Lesen Sie nur den Discours über Beredsamkeit, mit welchem M. Ralph Waldo Emerson, der berühmte amerikanische Essayist, neulich die Saison der populären Vorträge in Boston eröffnet hat. Eine gute Lunge, Kenntnisse, Gedanken, das ist Alles noch nicht genug; Geistesgegenwart muß man haben! Geistesgegenwart; sonst geht es Ihnen leicht, wie jenem famosen Geistlichen, dem man eines Tages, als er eben die Kanzel besteigen wollte, mittheilte, daß in diesem Augenblick, nicht zehn Schritt von der Kirche, ein kleiner Junge ins Wasser gefallen und ertrunken sei. Man bat den guten Prediger, von dem traurigen Ereigniß in seinem Gebet Notiz zu nehmen; aber er war so verwirrt und erschreckt davon, daß er, als er seinen Platz eingenommen, die Hände faltete und sein Gebet folgendermaßen begann: „Lieber Gott, segne alle kleinen Jungen, welche an diesem Tage ins Wasser gefallen und ertrunken sind!"

„So, so", sagte M. Maire. „Sie sprechen von der Kanzelberedsamkeit; das ist etwas Anderes. Da fällt mir jener Pfarrgeistliche eines Dorfes in der Normandie ein. Sein Gutsherr war wegen Straßenraubes verurtheilt und zu Paris lebendig gerädert worden. — Sein ehemaliger Seelsorger ordnete deswegen einen Trauergottesdienst an, welchen er eröffnete, indem er sagte: „Meine theuren Pfarrkinder, beten wir für unsern gnädigen Herrn, welcher in Paris an seinen Wunden gestorben ist!" Und da wir nun einmal von diesem Gegenstande reden —"

„Zur Sache!" ruft Mr. Mayor; „das ist gegen die Ordnung. Zug um Zug."

„Wie so?" entgegnet M. Maire; „ich bleibe bei der Sache. Herr Benazet, Spielpächter von Baden-Baden, ist zwar kein Straßenräuber gewesen, aber er ist doch neulich in Nizza gestorben. Sie wissen, er war ein tugendhafter Mann. Aber sein Vater war noch viel tugendhafter. Er war als Eigenthümer des Hauses Frascati auf den allerliebsten Einfall gekommen, Preise der Eleganz auszusetzen für die Damen von Paris, jene Damen, welche ich in der letzten Ausgabe von Alfred Delvau's „Langue verte" als: „rosières du diable" bezeichnet finde. Eine der Damen, welche, ich weiß nicht wie oft, mit diesem Preise gekrönt worden ist, war die bekannte Madame Blay, von deren Selbstmord die pariser Blätter so viel gesprochen haben. Die Arme sagte in ihrem Testament, daß sie in Seide sterben wolle; und als man ihr das letzte seidene Kleid gepfändet hatte, erhängte sie sich — an ihrer seidenen Klingelschnur."

Hier versuche ich abermals, zu interveniren. „Meine Herren", sage ich, „ich sehe ein, daß es immer nothwendiger wird, einen Präsidenten zu erwählen, welcher das Wort geben und gesetzten Falls auch entziehen kann, denn . . ."

„Recht so!" ruft Mr. Mayor, ein Kenner des englischen Rechts, ein Mann der Ordnung und des Gesetzes. „Und, um auf etwas Anderes zu

kommen, und Ihnen zugleich einen Beweis meiner Unparteilichkeit zu geben, habe ich ein Blatt der „Pall Mall Gazette" mitgebracht, in welchem sich ein Artikel über „das Theater in Deutschland" befindet. Derselbe ist mit bemerkenswerther Gründlichkeit geschrieben und obwol er mit einem „L." unterzeichnet, so bitte ich Sie doch, nicht zu glauben, daß er von Lewes, dem Biographen Goethes, geschrieben sei. Der Correspondent lobt mit Recht das Ensemble und die Vortrefflichkeit unseres berliner Hoftheaters und führt zum Beweis die Vorstellung eines französischen Lustspiels an, der er dort beigewohnt. Dieses Lustspiel, sagt er, ist lebhaft und amüsant, und obwol französisch, dennoch frei von dem französischen Geist der Sentimentaltiät und Sinnlichkeit. Ein junger deutscher Herzog ist zum Thron gelangt, aber nicht zur Herrschaft — diese hält seine Mutter fest und pathetisch in ihren Händen. Sie schwingt das Scepter und so oft ihr Sohn das geringste Zeichen von Widerstand zeigt, beruft sie sich auf ihre schwache Gesundheit und zerrütteten Nerven — dahinter flüchtet sie, wie die Göttin im Homer hinter die Wolken. Dieses allerliebste französische Lustspiel, welches ich im berliner Hoftheater gesehen (der Uebersetzer ist nicht genannt) heißt — o Hackländer, was wirst du zu dieser Entdeckung sagen? — — heißt: . . . „Der geheime Agent."

Zur allgemeinen Freude will an dieser Stelle unser Freund, der Hofschauspieler, das Wort ergreifen; aber M. Maire läßt es nicht dazu kommen, indem er, da einmal vom Theater gesprochen wird, die Mittheilung macht, daß Madame Ratazzi, die wohlbekannte Gemahlin des Ex-Premiers von Italien, eine Oper geschrieben habe, Text und Musik, welche unter dem Titel „Wilfried Holbach" demnächst am Pergola-Theater zu Florenz in Scene gehen wird.

Unterstützt von der Majorität des Rauchzimmers gelingt es mir endlich, um einige Regelmäßigkeit in unsre Unterhaltung zu bringen, folgende Anträge durchzusetzen.

1) Es wird ein Präsident gewählt, um das Wort zu ertheilen (resp. zu entziehen):
   a) dem Herrn Maire, der sein Budget französischer Neuigkeiten vorträgt;
   b) dem Herrn Mayor für seine Blüthenlese britischer dito;
   c) jedem andern Mitglied der Gesellschaft, der Etwas zu sagen hat.
2 Die Corporation des Rauchzimmers constituirt sich parlamentarisch und adoptirt:
   a) die Geschäftsordnung des englischen Unterhauses (Amendement Mayor);
   b) die gepolsterten Lehnstühle des französischen Senats (Amendement Maire).
3) Das Rauchzimmer läßt zur Beglaubigung seiner amtlichen Urkunden ein großes Siegel anfertigen und wählt zur Devise desselben die Verse des Horaz:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat. —

(Schluß der Sitzung).

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

VI. Die Unparteiischen.

Der Knight gab seinen Tischgenossen ein Zeichen, sich in den Hintergrund des Zimmers zurückzuziehen; dann bog er sich ein wenig über den Fensterrand, nach dem Hofe zu, hinaus und rief: „Da ich nicht das Vergnügen habe, bei der mittelmäßigen Beleuchtung, welche Ihr mit Euch führt, Eure Gesichter zu erkennen, so müsset Ihr entschuldigen, wenn ich Euch zunächst frage, wer Ihr seid und was Ihr wollt?"

„Das sind zwei Fragen auf Einmal", erwiederte von Unten herauf, mitten aus dem Haufen und im tiefsten Baß eine Stimme, zu derjenigen Gattung von ausdrucksvollen Stimmen gehörig, deren bloßer Klang so zu sagen schon eine Vorstellung giebt von der Beschaffenheit der Person, die sich darin geäußert, sowie von den besonderen Neigungen, die derselben anhaften. Man stellt sich, wenn man solch eine Stimme vernimmt, unwillkürlich einen Mann von verwildertem Aussehen, mit struppigem Haar, rother Nase vor und wittert aus weiter Entfernung die Vorliebe für starke Getränke. „Meiner Treu!" rief dieselbe Stimme weiter, so daß es wie aus einem tiefen Keller klang, wo der Wein in den Fässern und die Feuchtigkeit der Mauern das Echo dumpf macht; „Ihr müßt mich nicht so viel fragen, sintemalen ich es bin, der eher ein Recht dazu hätte; es wäre denn, daß Ihr mir Eure legitimationem ad litem zeigen könntet. Wenn sie nicht unlängst schon, zusammen mit der hohen Commission abgeschafft worden wäre, so würde ich sagen: dieser Fall gehört vor die Sternkammer, wie Robert Schaal sagt, ein Friedensrichter in der Grafschaft Gloster und coram custalorum und rotalorum dazu. Doch dem sei

nun, wie ihm wolle: meine Botschaft ist an eine höchst ehrbare Adresse gerichtet und da sichs um eine Vertrauenssache handelt, so könnt Ihr nicht verlangen, daß ich eine von Euren Fragen, geschweige denn beide beantworte. Das ist die wahre Notiz davon, wie Nym sagt, ein braver Corporal in weiland Sir John Fallstaff's Diensten."

„Wenn ich ein Wort von Eurem Kauderwelsch verstehe, so will ich der Mann im Monde sein", sagte der Knight; „Ihr müßt nicht so viel Worte machen, mein Freund; saget mir Eure Adresse, dann wird sich das Weitere finden."

„Ihr nennt mich Euren Freund", klang es von Unten zurück, womöglich um einen halben Ton tiefer und mit einem noch hohlern Schall, als ob man mit dem Finger an ein leeres Faß geklopft habe. „Wenn Ihr mich so nennt, dann will ich sie Euch ohne Weiteres zum Besten geben. Denn seht, ich trage sie bei mir, Schwarz auf Weiß — sofern man nämlich Tinte schwarz nennen kann, zu welcher die Galläpfel uns fehlten, und Papier weiß, welches aus den Lumpen unserer Armuth gemacht ist. Tretet denn heran, Ihr, die Ihr Dianens Förster seid, Cavaliere vom Schatten, Schooßkinder des Mondes Stellet Euer Licht nicht unter den Scheffel, noch lasset Eure Stalllaternen, die Ihr auf dem letzten Meierhof ohne Wissen, oder um bei der Wahrheit zu bleiben, gegen den Willen ihres Eigenthümers entlehnt habet, nicht in der Luft herum hängen. Denn wenn Ihr sie nicht etwas tiefer haltet, so kann ich nicht die Hand vor Augen sehen, geschweige denn lesen, was sie mit einiger Mühewaltung zu Papiere gebracht. Auch könnt Ihr nicht verlangen, daß ich die Adressen aller der Briefe, die ich bei mir trage, auswendig wissen soll; es sind ihrer zu viele."

Seiner Aufforderung gemäß traten hierauf verschiedene Männer aus dem dichten Haufen hervor. Sie senkten die Stangen mit den Laternen und bildeten einen Halbkreis um den Sprecher, dessen von langem Haar umbuschtes und von allen Seiten beleuchtetes Gesicht dem oben stehenden Knight nicht anders erschien, als eine glühende Kohle in einem Strohwisch.

„Nehmt Euch in Acht", rief er ganz ernsthaft; „Ihr könntet sonst eine Feuersbrunst anrichten."

„Seid ohne Sorge", war die Antwort; „wir haben schon zu viel davon gesehen, und um fürderhin desgleichen zu verhüten, haben wir uns zusammengethan und sind deswegen auch hier erschienen. So vernehmet denn", und unterdessen hatte er einen großen Brief aus der Tasche gezogen und las:

„An den Ehrenwerthen Sir Tobias Cutts, von Childerley-House, in dem Hundert von Chesterton und der Grafschaft Cambridge: dieses."

„Guter Freund", sagte, nachdem er so weit gehört, der Knight; „der Brief ist an mich gerichtet, es fehlt in seiner Aufschrift auch kein Titelchen meines Namens. Doch bevor ich ihn annehmen kann, müßt Ihr mir sagen, in wessen Namen Ihr handelt? Wer Ihr seid und was die Männer wollen, welche zu so später, um nicht zu sagen unpassender

Zeit, ohne auf den Ruf des Thurmwächters zu antworten, in den Hof meines Schlosses gedrungen sind?"

„Sir Tobias", erwiederte der Sprecher, „Ihr habet die Gewohnheit, zu viel auf Einmal zu fragen. Es wäre besser, Ihr richtetet Euch damit ein; denn seht, die Zunge klebt mir am Gaumen, und mein Gehirn fängt an so schwach zu werden, wie meine Beine, vom Fasten und Marschiren."

„Armer Mann!" sagte der Ritter mehr für sich, als für Denjenigen, den er so nannte. Denn sein Mitleid ward leicht angeregt, und sein gutes Herz hatte immer schon Partei genommen, bevor Bedenken anderer Art seinen Entschluß bestimmen konnten. „Ihr würdet der Erste sein", rief er, „der den Schloßhof von Childerley so betreten und so verlassen hätte, wie Ihr sagt; indessen haben die Zeiten der Gastfreundschaft, Gott sei's geklagt! aufgehört; man muß erst wissen, mit wem man seinen Vorrath theilt — verzeihet mir, mein Freund, das ist nicht meine Schuld und soll auch nicht Euer Schaden sein, wenn Ihr mir nur rund heraus erklären wollt, daß Ihr und Euer Gefolge keine Rebellen seid und nicht zu den Leuten des Parlaments gehöret?"

Der Sprecher wandte sich um, und nachdem er seiner Schaar die Fragen des Ritters wiederholt, erscholl von hundert Stimmen zugleich ein lautes: „Nein! Nein! Wir fechten nicht für das Parlament!"

„Gott sei Dank!" rief der Knight, in der vollen Freude seines Herzens, „so seid Ihr also königlich gesinnt?"

Abermals wandte sich der Sprecher um und abermals scholl es durch den Hof: „Nein! Nein! Wir fechten nicht für den König!"

Der Knight war eine Weile stumm, vor Staunen, vor Schrecken, vor Aerger. „Was!" rief er, nachdem er die Sprache wiedergefunden; „Ihr seid nicht für den König und nicht für das Parlament — für was seid Ihr denn?"

„Wir sind die Unparteiischen", sagte der Führer, indem er auf seinen kleinen Trupp wies, welcher vorn unter dem Schimmer der Laterne und hinten unter dem dichten Schatten der hohen Gebäude stand. „Wir kommen aus den südlichen Grafschaften; wir kommen, um Bündnisse zu stiften und Anhänger zu werben. Frieden Demjenigen, der den Frieden will; Krieg Dem, der uns angreift. Klingt's auch wie Narrheit, steckt doch Weisheit d'rin. Wir machen den Krieg für den Frieden; unser Krieg ist gegen den Krieg. Wir respectiren, wer uns respectirt; und wer uns schlägt, den schlagen wir wieder. Achtung vor der großen Friedensliga, zu der wir gehören!"

Der Knight hatte sich vom Fenster entfernt und war zu den Männern im Hintergrund des Zimmers getreten.

„Der Bursche protestirt dagegen", sagte er, indem er seine Gäste rathlos anblickte, „daß er die Sprache eines Thoren rede; aber ich fürchte, daß ich sie für die eines Verbrechers halten muß."

„Weder das Eine noch das Andere", sagte Sir Harry Slingsby; „ich habe sie schon öfter gehört und bin Männern von dieser Art heut

nicht zum ersten Mal begegnet. Fraget sie nur; es muß eine Abtheilung der Clubarmee von Dorset und Wiltshire sein, Philosophen, mit Stöcken bewaffnet, anstatt mit Gründen. Ich besinne mich, daß wir mit einem ähnlichen Zuge in der Campagne des vorigen Jahres zusammenstießen; zuerst schulterten sie die Waffen — Musketen mit schlechten Schlössern, Jagdgewehren, wenns hoch kam, Piken, Hellebarden, Schmiedehämmer und Knüttel aus dem nächsten Wald — dann fraternisirten sie mit unseren Hauptleuten und betranken sich mit unseren Gemeinen. Sie lassen mit sich reden, Sir Tobias", spottete Harry Slingsby, „denn ihre Dialectik ist eben so löcherig, wie ihre Montur."

„Aber wer sind sie denn, um Gotteswillen, eigentlich?" fragte der Knight.

„Verarmte Pächter und brodlose Bauern, bankerotte Taglöhner und Knechte außer Dienst", lachte Slingsby, „lüderliches Volk, wie Ihr seht, aber gut genug, um als Kanonenfutter bei Seiner Majestät Armee zu dienen, wenn man sie nur herum bringen könnte. Doch sie lassen mit sich reden! Ihr Feldzug ist gegen die Viehherden und sie vergießen mehr Branntwein als Blut. Aber, um billig zu sein, sie sehen nicht darauf, wem sie ihre Pferde stehlen; wenn sie heut einen Royalisten gebrandschatzt haben, so wird es morgen unfehlbar gegen einen Rebellen gehen. Man muß daher nachsichtig gegen sie sein; denn sie sind gleichsam die Vertheiler der Gerechtigkeit in diesen ungerechten Tagen. Sie begehen an jedem Tag eine Sünde; doch sie machen sie wieder gut, bevor es Nacht geworden. Beruhigt Euch, mein guter Sir, Ihr werdet sie billig los werden."

„Darum ist es mir nicht zu thun", erwiederte der Knight; „aber ich will die Feinde meines Königs nicht mästen —"

„O mein lieber Sir", rief Slingsby, „sie werden Euren Hof kahl essen, wie die Raupen, und man wird es an ihnen nicht bemerken. Sie sind zu hungrig dafür!"

„Noch will ich", fuhr Sir Tobias fort, „sie füllen —"

„Euer Keller würde dazu nicht ausreichen; seht Euch diese Schläuche doch an! Nein, nein, mein werther Sir Tobias, Ihr brauchet Euch kein Gewissen daraus zu machen, sie vom Hungertode zu retten. Sie sind des Reiches wahrhafte und unparteiische Blutegel, oder sie sind, um in den Ausdrücken, die jetzt Mode, zu reden, uns're Schakale; fanget sie ein, bindet ihre Schwänze zusammen, stecket Feuerbrände hinein und jaget sie in die Kornfelder der Philister. Denn, im Vertrauen Sir Tobias, diese Clubmänner sind besser, als ihr Wort. Sie plündern die Landhäuser unserer Gegner mit ganz besonderer Lust und haben schon mehrfach eine große Bravour darin bewiesen, die Nachzügler der Parlamentsarmee niederzumetzeln. Sie sagen zwar, daß sie es mit keiner Partei halten; aber ich habe bemerkt, daß Fairfax sie hängen und erschießen läßt, wo er ihrer habhaft wird. Grund genug für uns, etwas liebevoller mit ihnen zu verfahren. Lasset ihnen Speis und Trank reichen — sie sind nicht verwöhnt in dieser Beziehung. Ruft den Burschen herauf,

hier auf der Tafel ist noch übrig genug für ihn und ich wäre neugierig, sein Gesicht zu sehen. Ihre Hauptleute sind alle, so viel ich in Erfahrung gebracht, Männer, welche früher in der Armee des Königs gedient oder einen Namen dafür haben, unsere Partei zu begünstigen. Einige derselben haben ihren militairischen Rang sogar vom Könige selber empfangen. Lasset den Burschen kommen. Wir wollen ihm zureden. Seine Seele wird aufthauen, wenn er diese Flaschen sieht, und der Geruch von etwas Gebratenem wird die Rinde seines Herzens schmelzen. Denn fürwahr, als er vorhin sprach, glaubte ich das Knurren eines Magens zu vernehmen und nicht die Worte eines menschlichen Wesens."

„Gut", sagte der Schloßherr, „mir soll's recht sein. Mir ist's immer recht, wenn ich einen hungrigen Mann satt machen kann. Denn ich sage, daß der Hunger der Feind der Menschheit ist; und daß der Wolf selber ein reißendes Thier nur deshalb, weil er immer Hunger hat. Stopft ihnen den Hals voll: das ist das beste Mittel für die Tugend. Kommet herauf, mein Mann!" sprach er dann, nachdem er wieder an's Fenster getreten; „kommet herauf! Der Tisch ist gedeckt! Greifet zu! Bringet Euer Papier mit! Wir haben hier oben bessere Beleuchtung, um zu lesen und Ihr bessere Gelegenheit, Euch zu versorgen!"

Wie Musik war diese Einladung in den Ohren des armen Wichtes, wie Glockenspiel in den Lüften, und obwol die Stimme des ehrbaren Knights nichts Aetherisches hatte, wie der Klang einer Aeolsharfe. Mit der Hand fuhr er sich übers Gesicht, streifte die wirren Haare über die Stirn zurück und sagte zu seinen Leuten: „Wo in diesen Schlössern für Einen gekocht ist, können hundert mitessen." Und dabei wies er nach der Küche hinüber und nach dem mächtigen Feuer, das noch auf dem Herde brannte. „Hütet Euch jedoch vor Unordnungen", fuhr er in seinen Ermahnungen fort; „denn der Anstand erheischt, daß man da, wo man sicher ist, eingeladen zu werden, nicht vorher schon zufaßt. Habt Ihr mich verstanden? Es sieht besser aus und ist auch meistentheils vortheilhafter."

Hiermit ging er und wie zur Bestätigung seiner Lehren erschien fast gleichzeitig auf der Schwelle der Küchenthür Martin Bumpus, der zu diesem Zweck schon vom Knight Befehl erhalten hatte. Ihm folgten mehrere Knechte und Mägde des Schlosses, welche große Körbe, mit Brod gefüllt, große Schüsseln mit Speisen aller Art und große Flaschen mit Bier unter die „Unparteiischen" vertheilten. Letztere pflanzten hierauf ihre Stäbe mit den Laternen mitten in den Hofraum, sie lagerten sich ringsumher, sie aßen, sie tranken, sie dankten Gott und lobten den Schloßherrn, so daß dieser also seinen Satz bewahrheitet sah: ein satter Mann, ein guter Mann!

VII. Jürgen überbringt sein Schreiben.

„Meinen Gruß allen Anwesenden!" sagte der Führer der Clubmänner, als er über die Schloßtreppe, den Flur und die Halle bis zu dem Seitengemach gelangt war, aus welchem der Knight mit ihm gesprochen. Martin Bumpus hatte ihm dahin das Geleit gegeben. Man wird sich wundern, daß dieser zugleich unten und oben die Honneurs des Schlosses zu machen im Stande war: allein das war nicht wunderbar für Martin, den Küper, auf welchen, da wir ihn ja doch schon einmal in Verbindung mit Homer genannt, das Beiwort des Odysseus paßte, wie kaum auf einen Zweiten.

Das Licht blendete bei seinem Eintritt den Unbekannten. Er sah aus wie eine Eule, die durch ein Fenster hereingehuscht, oder wie eine Fledermaus. Das Haar war ihm über die Stirn gefallen. Er sah zuerst gar nichts. Aber das Erste, was er sah, war der vortreffliche Braten, welchen der Knight noch nicht halb aufgeschnitten hatte; das Zweite: eine riesige Gabel.

„Mit Verlaub", sagte er, indem er nach der Gabel griff und einen Bissen darauf spießte, der im Verhältniß zu der Größe derselben stand. Er verschlang ihn in weniger Zeit, als dazu gehörte, dieser Operation mit dem Blicke zu folgen. So wahr ist es — leider! — daß es viel leichter ist, Andere zu kritisiren, als selber es besser, oder nur ebenso gut zu machen. Freilich mag zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß eine Einladung in allgemeinen Ausdrücken bereits vom Fenster aus an ihn ergangen; und daß, nachdem er gethan, was nun nicht mehr zu ändern war, auch sein Blick klarer ward. Er sah nun außer dem Tisch und den herrlichen Sachen, die darauf standen, auch die verschiedenen Personen, die sich in dem Zimmer befanden. Seine erste Handlung daher, nachdem er diese Einsicht gewonnen, war eine sehr edle der Entsagung: er legte die Gabel nieder.

„Sie wird Euch auch sehr unbequem gewesen sein, mein Mann!" sagte der Schloßherr im besten Humor; „es ist die Tranchirgabel. Hier, nehmet diese; sie ist kleiner, aber sie wird Euch darum nicht schlechter bedienen."

Er reichte ihm hierauf einen Kelch Weines, in welchen er zuvor eine ganze Flasche guten alten Bordeaux' geleert.

Der schüchterne Fremdling trank den Becher mit einem Zug aus.

„Gott sei Dank", sagte der Schloßherr vergnügt, „sein Durst ist nicht geringer, als sein Appetit."

„Ad unguem! Super nagulum! Bis auf die Nagelprobe", sagte der General, dessen Uniform in einem zerrissenen Kittel, und dessen Bewaffnung in einem Hirschfänger, einer Sattelpistole im Gürtel und einem Stock, von der Sorte der Todtschläger bestand. Die einzige Auszeichnung, die man an ihm bemerkte, war ein weißes Band, um den linken Arm geschlungen. „Super nagulum!" wiederholte er, indem er den Becher umkehrte, aus welchem auch nicht ein Tröpflein mehr lief.

„Ihr seid ein feiner Lateiner“, sagte Sir Harry Slingsby, welcher nicht ohne Wohlgefallen die allerdings sehr verwahrloste, verwilderte, aber dennoch nicht unschöne, jugendlich kräftige Gestalt betrachtete.

„Nur ein mittelmäßiger, Sir“, erwiederte dieser; „was ich in der Karthause davon gelernt, das habe ich im Inner-Tempel wieder vergessen.“

„So seid Ihr ein Mann des Rechtes, des Gesetzes? —“

„Gewesen, Sir, gewesen“, erwiederte der Angeredete sehr wehmüthig, indem er auf die kleine Gabel ein Stück nahm, welches allenfalls für die große Gabel ausgereicht hätte.

„Und wie kommt Ihr da zu der Lumpenarmee, die Ihr commandirt?“

„Auf Umwegen, Sir, auf Umwegen“, und dabei, gleichsam als ob er das Gesagte symbolisch darstellen wolle, hatte er mit äußerster Geschicklichkeit eine zweite Flasche (diesmal war es Rheinwein; es kam ihm nicht so genau auf die Sorte an) ergriffen, zu der er allerdings nur gelangen konnte, indem er mit dem Arm und der Hand einen weiten Bogen beschrieb. Bei dieser Gelegenheit war, um ihm Platz zu machen, der Page Seiner Gnaden des Herzogs von Buckingham aus dem Schatten, in welchem er bisher hinter seinem Herrn gestanden, ein wenig in das Licht vorgetreten und der Unbekannte sah jetzt das Profil desselben scharf beleuchtet. Der Anblick mußte ihn frappiren. Denn mitten in seinen Bewegungen hielt er inne; legte die Gabel nieder, stellte die Flasche hin und fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, wie Jemand, der sich auf Etwas besinnt. Allein nicht lange legte sich der Mann diese Abstinenz auf; alsbald waren beide Hände und beide Kiefern wieder in Thätigkeit, und indem er, zwischen dem Essen und Trinken, seinen Humpen erhob, sagte er: „dieses Glas dem edlen Herrn und seinem Hause, welches Jürgen, dem Unparteiischen, Gastfreundschaft gewährt!“

„Also Jürgen heißet Ihr?“ sagte der Knight, indem er den Gruß erwiederte.

„Eines Schneidermeisters und Alderman Sohn aus Cheapside, in der City von London, aber unglücklicher und höchst unbilliger Weise von seinem Vater enterbt.“

„Ein richtiger Cockney und geboren innerhalb des Klanges der Bow-Glocken!“

„Gerad gegenüber, Sir!“

„So begreift es sich wol, warum Ihr den Namen führt, den Ihr uns vorhin genannt; Ihr habt die Ungerechtigkeit kennen gelernt und die Gerechtigkeit an der Quelle geschöpft.“

„Euer Wort in Ehren“, erwiederte der ehemalige Templer, „aber mir scheint, daß das Unrecht eine bessere Natur hat als das Recht; es hält sich länger, wenn ich auch von dem andern, Gott sei's geklagt, wenig zu sagen weiß, da ich es im Tempel nicht allzulang ausgehalten. Schad' um die Mahlzeiten“, setzte er hinzu, indem er Miene machte, sich an dem Braten, der vor ihm stand, zu rächen für alle Mittagsessen der Juristeninnung, die ihm entgangen.

„Ja freilich“, sagte Sir Harry Slingsby, „'s ist damit eine eigene Sache. Ich wette, daß Ihr, was die Mahlzeiten betrifft, mit der Unparteilichkeit nicht halb so weit kommt, als mit der Gerechtigkeit, wie man sie nämlich dort in der Nachbarschaft von Temple Bar versteht.“

„Ihr möget wol Recht haben, mein Herr“, erwiederte Jürgen, der Unparteiische. „Dennoch ist es ein köstlich Ding, zu darben für seine Ueberzeugung“, und er stürzte in aller Geschwindigkeit, als fürchte er sich, daß ihn irgend eine unsichtbare Macht beim Worte nehmen könne, einen Becher Weines hinunter (der Reihe nach den vierten); „ein Mann muß eine Ueberzeugung haben — frische Luft, freies Leben, keinen Zwang, und hin und her, wie sichs eben treffen mag, einen Bissen Brod —“,

„Um Kraft zu gewinnen, dieser Ueberzeugung auch fernerhin treu zu bleiben. Das sind empfehlenswerthe Grundsätze, mein Freund“, sagte Sir Harry Slingsby, „und ich wette, daß es auch diejenigen Eurer Leute sind“.

„Mein lieber Herr“, sagte Jürgen, „stichelt nicht auf meine Leute. Sie sind so gut, als sie sein können; ich kann sie nicht besser machen, als sie sind. Und zudem bin ichs nicht einmal gewesen, der sie gewählt, sondern sie waren's, die mich gewählt. Es sind brave zuverlässige Leute, wenn sie auch, um mit Fallstaff zu reden, so lumpig aussehen, wie Lazarus auf gemalten Tapeten.“

„Sieh da, mein Freund“, sagte Sir Harry. „Ihr werfet um Euch mit eleganten Citaten, wie der Jongleur mit seinen Kugeln, und wisset umzugehen mit den Worten unseres göttlichen William von Stratford, als ob es alte Bekannte von Euch wären.“

„Es sind alte Bekannte, Herr; gute Freunde, Stubengenossen, so zu sagen; zwei Eheleute konnten einander nicht lieber haben.“

„Wie!“ rief nun Sir Harry Slingsby, sichtlich erfreut; „so seid Ihr wol gar ein ehemaliger Schauspieler und einer von den Dienern Seiner Majestät?“

„Gewesen, mein lieber Herr, gewesen, Alles gewesen!“

„Und, wollt Ihr mir sagen, von welchem Theater?“

„Vom Theater des Königs, in Drurylane!“

„Welches die Schurken vom Parlament im Jahre 1642 geschlossen haben, weil, wie die Heuchler sagten, Gebet und Fasten wirksamer seien, um den Zorn Gottes zu versöhnen!“

„Möge der Zorn Gottes sie allesammt verzehren!“ rief der Knight von Childerley; „Gebet und Fasten! Hier, mein Freund, ist ein fetter Kapaun — und hier ist eine neue Flasche!“

„Essen kann ich nicht mehr“, sagte Jürgen, der Unparteiische, mit einiger Niedergeschlagenheit, „aber gebt's nur her, es wird gut sein für morgen. Item: einen Kapaun, wie Poins sagt im ersten Theil von Heinrich IV.“ Und er schob den gebratenen Vogel in seine Tasche und trank dem kommenden Mahl einen halben Becher voraus.

„Wie aber kommts denn nur“, nahm Sir Harry wieder das Wort, „daß Ihr nicht da seid, wo alle Eure Collegen sind, im Lager des Königs, zu Oxford? Als ich das letzte Mal da war, sah ich Hart vom Blackfriars-

Theater als Lieutnant, Burt als Fähnrich, Shatterell als Quartiermeister und Mohun vom Cockpitt als Capitain in Sir Dallison's Regiment."

„Schlechte Schauspieler geben gute Soldaten", sagte Jürgen, der Unparteiische, mit den Achseln zuckend.

„Mein Freund", sagte Sir Harry, „das klingt wie Brodneid. Was mögen Eure Leistungen gewesen sein, wenn Ihr diejenigen solcher Meister, als ich eben genannt, verächtlich behandelt?"

„Meine Leistungen, Sir?" sagte Jürgen. „Ich wette, Ihr habt mich in der Fastnachtsmaskerade des Tempels vom Jahre 1635 gesehen: „Der Triumph des Prinzen Amor" genannt. Ich machte den Amor und der ganze Hof bewunderte mich. Damals war ich noch Student, aber ich verließ die Profession seitdem und ward Schauspieler. Ich versuchte mich zuerst in den Frauenrollen und spielte einmal die jüngste von König Lear's Töchtern; allein man fand, daß meine Stimme zu tief und mein Bart zu stark dafür sei, ich ging deswegen in ein anderes Fach über und machte die Clowns."

Obwol bisher eine ziemlich düstere Stimmung über der Gesellschaft gelagert hatte, welche wir in dem Seitengemach von Childerley House gesehen, so konnte doch bei dieser Wendung Niemand sich des Lachens enthalten, selbst der würdige Pfarrer nicht.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt, sagte Sir Harry: „Mein guter Freund, Ihr müßt entschuldigen; aber Ihr wißt, was man von Euerm Falstaff gesagt, daß er nämlich nicht nur selber witzig gewesen sei, sondern auch Alle, denen er begegnet, witzig gemacht habe. Eine Ader des tapfern Edelmanns scheint auch in Euch zu sein, und um so mehr bedaure ich es, daß Ihr nicht in Oxford seid. Ihr würdet dort wol aufgenommen sein. Man schätzt Männer von Euren Fähigkeiten und weiß sie zu belohnen. Ihr würdet dort z. B. auch Euren ehemaligen Schauspieldirector, William Davenant, finden, Gentleman und Poeta Laureatus, seit Ben Jonson's Tode; — ein vortrefflicher Mann, auf welchem, wie man zu sagen pflegt, der Geist Shakespeare's ruht, da er unsern großen Dichter noch sehr wohl gekannt!"

„Wie sollt' er nicht?" versetzte Jürgen, indem er den Mund verzog. „Wenn Shakespeare die muntere Kronenwirthin, Mr. William's Mutter, so genau gekannt, wie man allgemein annimmt, da nimmt michs gar nicht Wunder, daß sein Geist auf dem Poeta Laureatus ruht, wenn ichs auch freilich aus seinen Versen noch nicht gemerkt habe."

„Freund Jürgen", sagte Sir Harry, „wenn Euer Schwert nur halb so scharf ist, als Eure Zunge, so wär' es in der That ein Glück für den König, wolltet Ihr's in seinem Dienste führen. Warum, mein Freund, seid Ihr nicht da, wo ich Euch so gern sähe?"

„Schicksale, mein Herr, Schicksale. Jeder Mensch hat seine Schicksale. Was soll ich Euch sagen? Nachdem unser Theater geschlossen, zogen wir uns in ein Privathaus zurück und setzten daselbst unsere Vorstellungen fort: Schauspiele, Comödien, Zwischenspiele, und hatten den besten Zuspruch. Aber die Sache ward ruchbar und eines Nachmittags,

als wir den „Wechselbalg“ spielten, ein Stück von Middelton, Robins in der Hauptrolle und ich der Narr, da kamen die Friedensrichter und Sheriffs von London, mein Vater unter ihnen, jagten das Publicum fort und lasen eine lange Acte vor, in Folge deren wir für Schelme erklärt und sie ermächtigt waren, uns ins Gefängniß setzen zu lassen, mit so und so viel Stockprügeln außerdem.

Die Bühnenweisung sollte fortan sein:
Der König ab, das Parlament tritt ein.

„Ich hörte meinen Vater noch rufen: fangt mir den Jungen ein; denn er hat lange Beine, das weiß ich aus Erfahrung! — Er hatte mich unter meinem weißen Gesicht und der Kappe erkannt; und er würde mich, so viel ich weiß, mit der Faust tractirt haben, wenn es nur angegangen wäre, denn er ist ein sehr gottesfürchtiger Mann. Allein wir warteten nicht darauf, sondern machten uns durch die Hinterthür aus dem Staube; und ich glaube, daß sie ihr Mandat noch nicht zu Ende gelesen, als wir schon die Grafschaft Middlesex im Rücken hatten. Mit einem Häringsschiff gingen wir nach Holland. Gute Gesellschaft, Sir! Zwölf für einen Penny! Die Holländer indessen nahmen uns wohl auf. Es sind Leute von Geschmack, duldsame Leute; nicht zum ersten Mal war es, daß sie den englischen Comödianten erlaubt hatten, auf den Messen, Jahrmärkten und Kirchweihfesten im Lande zu spielen. Kurz und gut, wir hatten uns nicht zu beklagen, gingen nach dem Haag und schlugen unsere Bühne im Hoflaan auf. Mehr als einmal ward uns die Ehre zu Theil, vor Ihrer Hoheit, der Frau Erbgroßstatthalterin aufzuwarten, einer englischen Prinzessin, wie Ihr wißt, König Karl's ältester Tochter; und einmal, es kann nicht viel über ein Jahr sein, als Ihre Majestät unsere Frau Königin Henriette Marie durch Amsterdam kam, gingen wir mit Recommandation des Prinzen von Oranien dorthin und gaben eine dramatische Unterhaltung in dem Hause des reichen Juden José d'Acosta daselbst.“

Der Page des Herzogs, welcher vielleicht doch etwas mehr Englisch verstand, als sein Herr ihm geben wollte, war den letzten Worten Jürgens mit einer auffallenden Spannung gefolgt.

„Was stiert Ihr ihn denn solch unverwandten Blickes an?“ rief Buckingham unwillig; denn in der That suchte Jürgen jede Gelegenheit, dem Pagen ins Gesicht zu sehen.

„Ew. Gnaden“, entschuldigte sich der Unparteiische, „werden darum nicht geringer von meiner Höflichkeit denken, wenn ich Euch gestehe, daß ich gar nicht an das Gesicht Eures Pagen gedacht habe, sondern an ein anderes, welches ich damals vor einem Jahre gesehen habe. An jenem Abend nämlich saß in der ersten Reihe der Zuschauer ein schönes Judenmädchen, man sagte mir, die Tochter des Hauses. Sie hatte ihre großen, dunklen Augen fest auf mich geheftet und ich glaube, daß ich da meine Partie, was mir sonst nicht passirt, recht eigentlich zu Schanden machte. Ich war traurig, wenn ich lustig, und lustig, wenn ich hätte traurig sein sollen. Wir spielten „Der Liebe Süßigkeit verändert sich in Todes Bitterkeit“, ein Stück, welches die größeste Aehnlichkeit mit unsers

Shakespeare's „Romeo und Julia" hat, und da wir keinen andern Darsteller dafür hatten, so mußte ich die Amme machen. Gott weiß, warum mich an diesem Abend ein Gefühl der Nichtswürdigkeit überkam, das ich bis dahin niemals gekannt, weder vor meinem Vater, der mich doch oft genug den verlornen Sohn genannt, noch vor sonst Jemandem. Diese schwarzen Augen bohrten sich so tief in meine Seele, daß mich unter meinem Weiberrock von Taffet ein Frösteln überkam, daß die weiße Tüllkrause mir wie ein Mühlstein um meinen Hals saß und die Reifen in meinem Fardingal nicht halb so sehr klapperten, als die Zähne in meinem Mund. Wenn von Julia die Rede war, so dachte ich an das junge Geschöpf und bei Gott! wenn ich mich der Worte nicht schämte, die ich zu sagen hatte. Und 's war doch nur ein Judenmädchen, Sir, eines jüdischen Mannes Tochter, und verlobt mit einem Rabbiner, wie ich alsbald erfuhr. Doch als ich zu sagen hatte: „Gott gebe jedem Christen das ewige Leben", Ihr wißt, in des ersten Aufzugs dritter Scene, da blieben die Worte mir in der Kehle stecken und Thomas, die Jungfrau, welche die Gräfin machte, mußte wol an die dreißig Zeilen zu früh sagen: „Genug davon, ich bitte, halt Dich ruhig!"

„Was hat aber das Alles mit Deiner Erzählung zu thun?" unterbrach ihn Slingsby.

„Genug, Sir, mehr als genug. Als meine Collegen zurückkehrten nach dem Haag, da blieb ich in Amsterdam. Bei Tage hielt ich mich in den Herbergen auf, aus Furcht — ich weiß nicht vor wem. Aber des Nachts schlich ich um das Haus dieses verwünschten Juden, der die schöne Tochter hat. Da ward es mir ganz klar, daß sie mich behext habe mit ihren schwarzen Augen und ich beklagte bitter, daß Amsterdam nicht London war oder irgend eine andere englische Stadt. Da hätte ich mich mit meinem Vater, dem Alderman, wol ausgesöhnt dieser jüdischen Zauberin wegen, die eines armen christlichen Jünglings Gemüth so unheilbar verwirrt. Sie hätten wenig Federlesens mit ihr gemacht in der City von London, ich wette! Doch in Holland, da ist das etwas Anderes; da leben die Juden ganz öffentlich, wohnen in Häusern, wie bei uns die Lords, haben ihre Tempel, in denen sie ohne alle Heimlichkeit aus gar wunderlichen Büchern und Rollen singen und beten und ein Jude wird dort, so unglaublich es auch klingen mag, jedem andern Christenmenschen gleich geachtet. Mehrere von ihnen sind sehr vornehm und stellen sich dem Adel gleich, und einige sind sogar Doctoren. Ich verbrachte daher meine Tage in großer Betrübniß und ward zuletzt noch von Kaspar Heizig, dem Wirthe „zum gekrönten Ochsen", vor dem hohen Rath verklagt, weil ich die Zeche nicht bezahlen konnte. Von ungefähr traf ich einen alten Bekannten, einen deutschen Schauspieler, aus dem Reich gebürtig, Jakob der Hesse genannt, welcher früher einmal bei unsrer Compagnie gewesen; der verhalf mir zur Flucht, ich machte mich über die Grenze und nahm Handgeld bei den Kaiserlichen."

„Und seit diesem Tage habt Ihr den Dienst der Musen quittirt, um der Fahne des Kriegsgotts zu folgen?"

„Er ist ein filziger Knicker geworden, geht mir mit Dem! Er bezahlt seine Leute nicht mehr. Als ich ankam, lag der Krieg in den letzten Zügen. Meine Vorgänger hatten seit fünfundzwanzig Jahren so wacker gehaust, daß für mich nichts mehr zu holen war. Dörfer in Asche und hundert Meilen in der Runde kein lebendiges Huhn. Die Reiterregimenter marschirten zu Fuß, weil sie ihre Pferde aufgegessen hatten und die Lanzknechte hätten gern bei jeder Brandschatzung noch Geld herausgegeben, in so kläglichem Zustande waren die Städte. Ich dankte Gott, daß wir zuletzt bei Freiburg so sehr aufs Haupt geschlagen wurden, daß an ein Bleiben nicht länger zu denken war. Hierhin und dorthin wurde die Truppe auseinandergesprengt und ich trat meinen Rückzug an durch die spanischen Provinzen und ging in Dünkirchen auf ein Schiff, welches nach London bestimmt war, aber durch Sturm an die Südküste von England geworfen ward. Da gings hoch her zu derselben Zeit. Prinz Ruprecht war dagewesen mit seinen Reitern und hatte das Land kahl gelegt, von einem Ende zum andern, die Saaten zerstampft, die Schlösser platt gedrückt, wie Pfannkuchen, die Dörfer geplündert, die Städte gebrandschatzt — juchhei der Prinz Räuber, wie sie ihn nannten. Freund und Feind, es ist ihm Alles egal; denn der Soldat will leben. Ich kannte mein England nicht wieder; mir war, als sei ich noch über dem Wasser, in Deutschland. Ich hätte mich gern zu dem Prinzen durchgeschlagen. „Ein zerlumpter Kerl und eine blanke Muskete!" das ist sein Wort; er hat es vom Tilly gelernt im deutschen Kriege. Indessen hatte sich das Ansehen der Dinge verändert, seitdem ich fort gewesen. Es war nicht mehr die verzettelte Führung der Parlamentsarmee, wie unter Essex und Manchester, ein Trupp hier und ein Trupp da, schlottrig wie die londoner Bürgermiliz, die alle Woche einmal auf der Wiese von Finsbury exercirt. Ich hörte von einem neuen General, Namens Cromwell. Ich kenne den Mann, er war öfters in dem Hause meines Vaters, des Schneidermeisters und Alderman, wenn sie Conventikel hielten, und mit seinem ältesten Sohne Richard hab ich zusammen studirt. Ich hätte niemals gedacht, daß dieser Mann, welcher aussah wie ein Bauer und sprach wie ein Pastor, gar noch militairisch werden sollte. Doch man sagt Wunderdinge von ihm, wie er aus den kleinen Pächtern der Grafschaften und den Bürgern der Marktflecken sich eine Armee geworben habe, wie sie beten, singen und siegen. Wie sie einher gehen in rothen Röcken und mit Stahl gepanzert sind, so daß ihnen fast gar nichts anzuhaben ist. Wie sie marschiren und wie sie reiten, Carrées formiren und vorrücken in Masse. Wie sie dastehen in der Festigkeit des Herrn gleich Einem Mann, und wie die Flintenkugeln von ihnen abprallen, als wären es Hagelkörner. Dies Alles hört ich sagen von Cromwell's Eisenseiten. Aber ihre Disciplin soll sehr scharf sein, Sir. Das Plündern ist bei Todesstrafe verboten, und wer sich Etwas gegen ein Frauenzimmer herausnimmt, wird gehängt. Das ist Nichts für mich. Freiheit muß der Soldat haben. Zweien Herren kann man nicht dienen. Wer sich betrinkt, muß Spießruthen laufen. Wer einen Jig

anstimmt, bekommt Arrest; es müßte denn sein, daß er einen Text aus den Klageliedern Jeremiä unterlegt. Ein Dudelsack und ein Psalm: das ist ihre Feldmusik."

„Brav, mein Mann!" sagte Sir Harry Slingsby. „Du kannst es besser haben, wenn Du willst; Zinken, Pfeifen und Pauken sind zu Deiner Verfügung."

„Das ist es, was ich mir auch gesagt habe", erwiederte der Unparteiische. „Darum ward es mir schwer, einen Entschluß zu fassen; wenn am Morgen alle meine Gründe für den König waren, so sprachen am Nachmittag alle meine Zweifel für das Parlament. Da bot sich zum Glück mir ein Ausweg. Die ansehnlichen Männer der südlichen Grafschaften, die Edelleute und die Freisassen waren erzürnt über die Contributionen von Fairfax und der Parlamentsarmee; die Geringeren dagegen, die Pächter auf dem Land und die Bürger in den Städten schrieen Gewalt gegen Prinz Ruprecht, den General-Plündermeister. Da klangen plötzlich die Glocken von Ort zu Ort und die Boten gingen hin und wider. Auf offner Haide versammelte sich die Menge von beiden Parteien und dann beschlossen sie, eine dritte zu bilden. Sie setzten Petitionen auf an den König und Petitionen an das Parlament; sie warfen sich im Geiste gleichsam nieder zu den Füßen des Einen und des Andern, Beide beschwörend, den Frieden wieder herzustellen. Mittlerweile müßten sie sich von den unerträglichen Lasten, Steuern, Plünderungen und Einquartierungen befreien, die sie nicht länger mehr erdulden könnten. Sie hätten immer gehofft, daß nun endlich und ohne daß Christenblut vergossen würde, eine Erleichterung ihrer Lage eintrete; doch sie hätten sich getäuscht und müßten immer nur neue Bedrückungen fürchten, welche die Fortsetzung dieses verderblichen Krieges hervorbringe. Und da sie nicht die Kühnheit hätten, sich in die Discussion der beiden großen Staatsgeheimnisse einzumischen, indem sie weder an die von der Person und königlichen Macht Seiner Majestät unzertrennlichen Prärogative, noch an die geheiligten Privilegien des Parlaments rühren wollten: so hätten sie beschlossen, sich vorläufig ihrer Haut gegen beide zu wehren und neutral zu bleiben zwischen König und Parlament."

„Da habt Ihr das Compromiß in seiner besten Gestalt!" sagte Sir Harry spöttisch, indem er den Pfarrer ansah; „wenn diese Männer eigens unter die Waffen getreten wären, um Euch zu widerlegen, Doctor, so hätte der Beweis nicht schlagender geführt werden können."

Der Pfarrer gab zur Antwort, es sei zuweilen das Unglück der besten Ideen, in die unrechten Hände zu fallen. Allein das beweise Nichts gegen die Ideen, sondern nur gegen deren Anwendung. Das Compromiß sei das stricte Gegentheil der Neutralität; und in der Vermischung beider unvereinbaren Principien bestehe der Irrthum und die Hoffnungslosigkeit dieser Bewegung, wer immer auch an ihrer Spitze stehe. Uebrigens glaube er, daß es nur ein Mittel der royalistisch gesinnten Führer sei, durch welches sie die Massen des Volkes auf ihre Seite zu bringen und für ihre Zwecke zu benutzen gedächten.

„Ich hoffe es“, versetzte Sir Harry scharf; „mehr noch, ich weiß es. Würde ich sonst mit ihm mich so weit eingelassen haben?“

Der Pfarrer schwieg. Aber er sagte sich in seinem Herzen, daß die Partei nicht besser als schon gestürzt sei, welche, um sich zu halten, zu den unmoralischen Mitteln greift; und daß demjenigen ihrer Anhänger, welcher die Hände rein davon bewahrt, der größere Schmerz bestimmt sei: nicht sowol für die Partei zu fallen, als für deren Fehler!

Es hatte lange genug gewährt, ehe Jürgen in der Erzählung seiner mannigfachen Abenteuer bis zu dem Puncte gelangt war, wo er mit Leib und Seele, wie er sagte, zu den Clubmännern übergegangen. Er faßte sich nun aber um so kürzer, producirte das Schreiben, welches die Veranlassung seines Besuchs in Childerley-House war und überreichte es dem Schloßherrn.

Das Schreiben war in der Form eines Befehls abgefaßt, des höflichsten von der Welt übrigens, indem es von dem Adressaten im Namen des Bundesschatzmeisters ein Darlehn von fünfzig Pfund Sterling verlangte, welches dem Ueberbringer, einem geschworenen Constabler der Association und Führer einer ihrer Centurien, auszuhändigen sei.

„Ihr werdet von dieser Anleihe keinen großen Vortheil haben“, sagte Sir Harry, welcher mit der Erlaubniß des Knights in das Papier geblickt und ihm den Inhalt desselben rasch erläutert hatte. Denn wir haben gesagt, daß der Knight kein Schriftgelehrter, und müssen hinzufügen, daß er in Bezug auf Briefe noch größere Schwierigkeiten machte, als wo es sich um Bücher und Flugblätter handelte, die nach dem Styl jener Tage meist in großen, schwarzen Lettern gedruckt waren. „Aber die Namen, die ich unter diesem Schreiben sehe“, fuhr Sir Harry fort — „durchweg Namen von königlich gesinnten Edelleuten und Pfarrern jener Provinz, sind mir eine Bürgschaft dafür, daß die Summe, die man von Euch verlangt, nicht übel angewandt sein wird, wenn Ihr sie diesem ihren Vertrauensmann gebt. Sie werden, auf Kosten des Parlaments, die Zinsen zum Capital schlagen und die Goldschmiede von Lombardstreet werden zuletzt Alles bezahlen! — Und Ihr“, wandte er sich noch einmal an Jürgen, „wie wird's? Werden wir uns bald in Oxford sehen?“

„Sir“, erwiederte der Unparteiische, „habt Ihr jemals vor einem Kreuzweg gestanden, nicht wissend, wohin die beiden auseinanderlaufenden Straßen führen werden? Legt die Vortheile der Entscheidung in diese, die Nachtheile derselben in jene Waagschale und entschließt Euch, wenn das Zünglein oben sich nicht rührt.“

„Ihr seid ein tüchtiger Mann, Freund Jürgen; Ihr habt Erfahrungen gesammelt im deutschen Krieg, dieser Schule unserer besten Generale. Es kann Euch an Ehren und Gewinn im königlichen Lager nicht fehlen. Wie nun, Freund Jürgen, wenn ich ein Officierspatent in die Schale der Vortheile werfen wollte?“

„Ihr müßt mir Zeit geben zum Ueberlegen, Sir! Ich muß meine Kameraden hören. Denn die Luft ist voll von Grundsätzen. Man athmet sie, ohne es zu wissen. Meine Gedanken gehen, wie Spione, zwischen

beiden Lagern und mein Herz ist ein Ueberläufer. Aber ich will es mir überlegen."

Der Knight hatte das Blatt, welches ihm Jürgen gegeben, sorgfältig wieder zusammengefaltet. „Ihr sollt die Summe haben", sagte er, „morgen früh vor Eurem Ausmarsch. Denn ich hoffe, daß Ihr für die Nacht die Gastfreundschaft nicht ablehnen werdet, welche der Schloßhof und die anstoßenden Räumlichkeiten von Childerley-House Euch und Euren Leuten anbieten."

„Durchaus nicht, guter Herr, wir sind Euch dankbar dafür. Und wenn jemals Jürgen, der Unparteiische, vergessen könnte, wie viel Freundlichkeit und Vertrauen Ihr ihm in so kurzer Zeit erwiesen, so gebt ihm welches Beiwort Ihr wollt. Denn Der hat ein Gedächtniß für die Wohlthaten des Lebens, welcher bisher nur sehr wenig davon empfangen."

Er war so traurig, als er dies sagte; und ohne daß ers bemerkte, traf ein mitleidiger Blick des Pagen seine unwirsche Gestalt.

„Und wohin gedenkt Ihr zunächst zu marschiren?" forschte der Schloßherr weiter.

„Unsere Direction lautet: nach Hatley Hall in Bedfordshire."

„Vortrefflich", sagte Sir Tobias, indem er sich an Slingsby wandte, „das ist auch Euer Weg. Wie wär's, wenn Ihr aus diesem Umstand Vortheil zöget für Euern Plan?"

„Auf jeden Fall", erwiederte Slingsby, „wollen wir Sorge tragen, daß diese Schaar sich dem Zug anschließt, welcher morgen früh, wie Ihr sagt, in den Wald von Longstow pilgern wird. Es kann Nichts schaden, wenn man dem Zufall eine Thür offen hält, und es gelingt mir unterwegs vielleicht, diesen verlorenen Sohn nebst seinem Häuflein zu überzeugen, daß es ihnen die Schatzmeister ihres Bundes nicht übel nehmen werden, wenn sie statt ihrer Dreschflegel die Musketen des Königs schultern."

Der Abend war inzwischen vorgerückt und der Pfarrer sagte, daß es für ihn Zeit sei, nach dem Dorfe hinunterzugehen. Er reichte Herrn Harry Slingsby die Hand zum Abschied und sagte: „Mögen wir in besseren Tagen uns wiedersehen!" Er machte dem jungen Herzog seine respectvolle Verbeugung. Er grüßte auch den Pagen. Er küßte Olivia auf die Stirn. „Mein theurer Freund", sagte sie, „mir ist jedes Mal, wenn Ihr geht, als ob die Gegenwart eines höhern Schutzes von uns genommen würde!" — „Ich werde niemals ganz von Euch gehen", gab er zur Antwort; „mein Herz und meiner Wünsche bestes Theil bleibt zurück und in meinem Gebete seid Ihr immer!" — Der kleine John war eingeschlafen. Sein Hinterhaupt lehnte zurück an der Wand, und um seine Stirn spielte matter Lichtschein. „Der Frieden ruht auf ihm; wer möchte ihn stören?" sagte der Pfarrer. Dann gab er noch dem Schloßherrn die Hand und ging.

„Da geht ein ehrlicher Mann", sagte Sir Tobias, „dem ich nicht zürnen kann, wie oft er mir auch schon wehe gethan."

„Zum Henker!“ rief Sir Harry; „ich liebe die Leute nicht, die mir immer nur das Unangenehme sagen; sie gehen in ihrer Ehrlichkeit, wie Unglückspropheten, den Ereignissen voraus. Das ist nicht der Weg zum Erfolge, alle Möglichkeiten des Mißlingens vorher zu berechnen. Der Feldherr, welcher nicht an den Sieg glaubt, hat die Schlacht verloren. Gute Nacht, Sir Tobias; in der Dunkelheit, unter fernen Horizonten, rüstet die Sonne sich zu neuem Aufgang und im Frühlicht sehen wir uns wieder! Gute Nacht! Gute Nacht!“

Still ward es nun in Childerley-Hall. Im Schloßhof, um ein Feuer, das eine Weile noch lustig leuchtete, dann aber in glühende Kohlen fiel, lagerte Jürgen's Schaar und Jürgen sah im Schlafe die beiden Augen wieder, die dunklen Augen von Amsterdam! Ein Traum, aus Maiengrün und Sonnenschein gewebt, gaukelte durch Olivia's reine Seele. John war aus einem Schlummer fast unbewußt in den andern gegangen. Auch der Knight hatte die Ruhe gesucht und sie gefunden. Denn der Schlaf ist gerechter, als Du denkst; er blickt in Dein Inneres, und wenn es mit sich selbst in Einigkeit, dann schließt er Dir die Augen. Sir Harry Slingsby schlief; er träumte von seinem schönen Haus im Norden von England, von seinem treuen Weibe, das seine Schritte segnete — von Heimkehr, von neuem Glück nach gewonnenen Triumphen. O Schlaf, lieblicher Engel, der Du durch die Nacht wandelst, die goldnen Sterne Deine Gefährten, der silberne Mond Dein Freund, die Blumen und die Hoffnungen Deine Gespielen! . . . Alles schlief. Nur im Garten schlug die Nachtigall, und ihr Lied voll Sehnsucht und Liebe klang wunderhold durch die Einsamkeit.

VIII. Manuella.

„Nun endlich, Manuella!“ rief der junge Herzog, indem er die kleine, zierliche, biegsame Gestalt zwischen beide Hände nahm und hoch in die Luft hob. „Mir ist, als müßte ich die Arme weit ausstrecken, oder auf den Boden stampfen vor Vergnügen, oder die Fenster zerbrechen und hinausjubeln: es lebe die Freiheit! oder Dich küssen — o Manuella, was soll ich thun, um Dir zu zeigen, wie glücklich ich bin und wie sehr ich Dich liebe!“

Die Beiden befanden sich in einem Raum, der nicht viel größer war als derjenige des Herrn Harry Slingsby. Er communicirte mit diesem vermittelst einer Treppe, oder wir sollten sagen einer Leiter, welche durch die dazwischenliegenden Stockwerke des Schlosses, immer dicht an den Kaminwänden her, bis unter das Dach führte. Hier hatte man dem Herzog und seinem Pagen ein Quartier angewiesen, welches insofern vor dem andern, das wir bereits geschildert, bevorzugt war, als es ein Fenster, das heißt eine Fensterscheibe zwischen den Dachziegeln, besaß.

Ein winziges Lämpchen, in Blech und Glas geschlossen, hing an einem Nagel von dem niedern Deckbalken herab und gab dem Gemach, so kümmerlich und eng es auch war, jenes Halbdunkel, welches durch seinen Schatten die Grenzen des Raums ins Unbestimmte zu erweitern, durch sein Licht die Gegenstände gleichsam von der umgebenden Wirklichkeit abzulösen und in neue, reichere, glühendere Farben zu stellen scheint — phantastische Beleuchtung, die auf den Gemälden der niederländischen Meister zuweilen durch das Gold oder den Carmin einer Flamme solche Wunder hervorbringt. Von einem Lichtstrahl getroffen mitten in der rings lagernden Finsterniß, erschien die Gestalt Manuella's dem Auge des Herzogs schöner als je; denn sie stand nun, in all ihren lieblichen Linien und Zügen fein und vollendet, auf dem schwarzen Hintergrund wie ein Bild, aber mit dem Incarnat des Lebens.

„Manuella!“ rief der Herzog, „Du schweigst!“

Sie erhob die Hand. Von allen Schönheiten Manuella's war diese Hand — Einige würden sagen: die verführerischste; Andere: die rührendste.

„Du versprachst mich zu beschützen“, sagte sie mit der weichen Stimme, die ihrer Figur, ihrem Wesen, dem Stoffe, aus dem sie gemacht, so natürlich, wie dem Krystall der reine Glockenton. „Ich bin Dir nicht aus Liebe gefolgt. Du scheinst das zu vergessen.“

„Doch ist es unmöglich, Manuella, Dich zu sehen, ohne Dich zu lieben!“ bat der Jüngling, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte; „mein Herz entbrannte für Dich, seitdem ich Dich erblickt!“

„Glaubst Du, daß das der Weg sei, das meine zu gewinnen? Du kennst mich nicht, George Villiers. Aber ich habe heute, in den wenigen Stunden, die wir unten in Gesellschaft verbracht, einen Blick in Deine Seele gethan, der mich — laß es mich Dir nur sagen — der mich empört hat. Denn ein Mann, der mit solcher Leichtigkeit die Unwahrheit sprechen kann, der ist jeder unedlen That fähig.“

„Es wäre Dir wol erwünschter gewesen, daß ich den guten Rittern die Wahrheit gestanden hätte?“ sagte Buckingham.

„Ich habe Dir gesagt, daß diese Verstellung mir unerträglich und daß es höchst unritterlich von Dir, aus derselben einen Vortheil ziehen zu wollen. Ich weiß es wol, wie sehr ungeschickt ich mich benommen habe; doch giebt Dir das kein Recht, irgend welchen Anspruch darauf zu gründen und gegen mich geltend zu machen. Fort mit diesem Mummenschanz, der mich mir selber entfremdet. Fürwahr, ich dachte, daß ich mit einem Cavalier gesprochen, als ich Dich in Amsterdam zu dem Vertrauten meines Geheimnisses gemacht. Aber ich sehe, daß ich erst wieder ich selber werden muß, um Dich fühlen zu lassen, daß Du mir Achtung schuldest.“

Und sie bemühte sich, das Sammetgewand, das Wamms, das sich knapp um sie schloß, abzustreifen, wie etwas Unwürdiges, das sie an sich trug und dessen Berührung sie verletzte. Sie wurde zornig, als es Widerstand leistete. Sie rang damit, wie mit einem Feinde. Ihr Gesicht

glühte, ihre Haare rollten um den Kopf, sie zeigte die Zähne — kleine wunderhübsche Zähne, weiß wie Emaille —, dann löste sich der dunkelblaue Sammet von den Armen, von den Schultern, dann schleuderte sie ihn weit weg durchs Zimmer, daß der Silberbesatz blitzte, und dann umhüllte nur noch eine feine, fast durchsichtige Leinwand den Oberkörper des heftig athmenden Mädchens.

Dem jungen Herzog schoß das Blut in den Kopf, als er die Reize des begehrten Gegenstandes in dieser Erregtheit doppelt begehrenswerth fand. Es flimmerte ihm vor den Augen. „Manuella", rief er, „Du sollst mein werden; ich schwöre Dirs bei meiner Seele!"

Das Mädchen sah ihn ernst und trübe an. „Herr Herzog", sagte sie, „verschwört Eure Seele nicht so leichthin. Glaubt Ihr, daß eine Tochter der Da Costas sich zum Spielzeug Eurer Launen hergeben werde?"

„Das Haus Deiner Väter liegt hinter Dir."

„Aber die Reinheit seines Namens ist bei mir und liegt in meiner Hand."

„Bah!" sagte der Herzog, „Niemand wird Dir glauben! Man wird Deine Flucht so deuten, wie sie der Welt erscheint."

„Ein Grund mehr für mich, ihr zu zeigen, daß sie sich geirrt hat. O!" rief sie, die Augen emporschlagend und beide Arme über der Brust zusammendrückend — „ich habe meinen Eltern sehr wehe gethan! Aber es gab keinen andern Weg, ihnen ein Unrecht, mir ein Unglück zu ersparen, schlimmer als der Tod. Oftmals stand ich an den Fenstern unsers Hauses und blickte hinab in das Wasser, zehn Schritte von der Treppe. Da dacht' ich: wenn das tiefe Wasser dich bedeckt, so wird Alles ein Ende haben. Dann trägt es Dich hinaus in die See. Dann ist Alles gut. Aber — so sagt' ich mir dann: eine Selbstmörderin! Welche Schande für die Eltern — für Alle — die denselben Namen führen! Niemals kommt das Opfer wieder, um sich zu vertheidigen; niemals, um all die Gerüchte zu widerlegen, die sich an einen solchen Tod knüpfen. Man scheut sich, den Namen auszusprechen. Es ist ein dunkler Flecken, der sich nimmer verwischt. So dacht' ich und wählte den andern Weg, über die See, weit weg, in die Ferne, hierher, nach England. So kann ich einst wiederkommen und sagen: hier bin ich! Was man von mir gesagt hat, ist falsch. Die Wahrheit ist in meinem Herzen. Meine Seele hat sich gegen Euch aufgelehnt; aber nicht gegen die Tugend. Man zwang mich, eine Verkleidung zu tragen, doch ich nahm sie nicht zum Deckmantel für das Verwerfliche. Ich machte Gebrauch von der Stärke, die Ihr mir gabt. Der Zwang der Verstellung machte mich eine Weile schüchtern, furchtsam, befangen: aber seht! jetzt bin ich wieder stolz, wie damals, und meine Hände sind rein!"

„Viel besser auch Dein Stolz hier oben im Dachkämmerlein", sagte der Herzog, „als er da die Leiter hinab, im Rittersaale gewesen wäre. Der Knight von Childerley würde nicht viel darauf gegeben haben; Du siehst, er ist ein wackerer Bekenner der englischen Hochkirche; wenn er

schon mit mehr gutem Willen als Höflichkeit den hispanischen Junker an seinem Tisch aufwarten sah, was würde er gesagt haben, wenn... wenn..."

„Fahre fort", sagte Manuella düster; „ich will doch sehen, ob auch Du es wagst..."

„Nicht gegen Dich, meine Holde", fiel der Herzog ein, indem er sich ihr aufs Neue näherte. „Du bist so schön! Die Natur selber gab Dir diesen Adelsbrief, den die Könige respectiren..."

„Und die Ritter — je nachdem? Nein! Nein!" lachte sie bitter, „dieses Diplom beruht zu sehr auf dem Wohlwollen und der Gunst, die Denjenigen beschimpft, der sie annimmt. Ich fühle mich in der Seele gekränkt. Hab' ich denn kein besseres Recht und ist es denn wahr, was ich heute zum erstenmale hören gemußt? Meinen Ohren hab' ich nicht getraut. Jener Vagabund, den auch ich wiedererkannt, sogleich als ich ihn sah und mit Schrecken — er unterstand sich in wegwerfendem Tone über ein Volk zu sprechen, welches ... ein Volk..." Ihre Lippen zitterten so heftig, daß sie kaum weiter reden konnte... „welches ganz aus erlauchten Geschlechtern besteht, jeder Mann von ihnen der Sohn eines Priesters oder eines Fürsten, der Erbe eines Namens, älter als Euer ältestes Königshaus?... Ist es denn wahr, daß ich das Alles gehört?"

„Es ist nur zu wahr", erwiederte der Herzog. „Aber sieh, mein schönes Kind, — hier ist die Hand, bereit Dich gegen das Vorurtheil einer Welt zu vertheidigen."

„Ihr wollt so gnädig sein, Herr Herzog", sagte sie, die Hand Buckinghams, welcher die ihre ergreifen wollte, vornehm von sich abweisend.

„Du hast vernommen, daß man über diesen Punct in England anders denkt als bei Euch in Holland. Aber Du solltest stark genug sein, die ganze Wahrheit zu erfahren, um daraus die ganze Größe meiner Liebe zu Dir zu ermessen; Du sollst wissen, daß es auf diesen Inseln nichts Verachteteres, nichts Verhaßteres giebt, als den Namen einer Jüdin!"

„Jüdin!" rief sie, sich hoch aufrichtend, und ihre Augen funkelten. — „So wisse Du denn, George Villiers, Herzog von Buckingham, daß es fortan meine Aufgabe, mein ganzes Streben, all mein Trachten sein soll, Dir und diesen Inseln zu zeigen, daß eine Jüdin sich wol hassen, niemals aber wird verachten lassen!"

„Geliebte!" flehte der junge Herzog, dem das Mädchen niemals schöner erschienen war, als bei diesen Worten, wo der Zorn für eine heilige Sache ihren Augen ein düsteres Feuer und den Farben ihres Antlitzes den tiefen Schimmer eines reifen Entschlusses gegeben.

„Fort von mir!" rief sie.

„Du hast nicht sagen wollen, Manuella", fuhr der Herzog fort, „daß Du selbst um den Preis meines Hasses mich zurückweisest? Du hast mich nicht kränken, nicht beleidigen, nicht erniedrigen wollen?"...

„Sprich nicht davon", erwiederte sie, ruhiger denn zuvor. „Als ich

Holland verließ, da ging ich, da trennte ich mich, da riß ich mich los von der Heimat geliebter Eltern, um einer Gefahr zu entfliehen, die mich bedrohte. Nicht die Liebe zu Dir, nicht ein Fünkchen davon, war in meiner Brust, als ich diesen traurigen Schritt gethan."

„Aber Du hast mich nicht ganz ohne Hoffnung gelassen. Du sagtest mir, ich solle Deine Liebe gewinnen. Sie sei frei; sie gehöre dem, der sie zu nehmen wisse."

„Und so werbet Ihr, die Ihr Euch ritterlich nennt, die Ihr Wappen führet und Inschriften dazu aus dem edelsten Schatz der Vergangenheit — so werbet Ihr um ein Frauenherz? Ihr tretet es in den Staub, damit es Euer um so sicherer sei? Ihr müsset erniedrigen, was Ihr lieben wollt?..."

„Nicht ich, meine Schöne, nicht ich", entgegnete der Herzog leidenschaftlich. „Als ich Dich im Hause Deines Vaters sah — als ich eintrat... was soll ich es wiederholen? Du weißt es! Ich liebte Dich und sah Dich in Fesseln, die Dich unglücklich machten, wie mich. Dieses Unglück verband uns zuerst. Es öffnete meine Lippen und löste meine Verschwiegenheit. Ich sprach Dir von meinen Empfindungen und Du gebotest mir nicht zu schweigen. Du fragtest mich eines Tages, ob ich den Muth habe, Dir die Probe meines Gefühls zu geben?"

„Und Du sagtest, daß der Degen der Buckinghams für die Feinde, ihr letzter Blutstropfen für den König und die Frauen sei."

„Das sagte ich damals und wiederhole es heute. Du sprachest hierauf von Deiner Verkleidung und Entführung — Du warst es, Du zuerst."

„Und konnt' ich Dir einen größern Beweis meines Vertrauens geben?"

„Und ich Dir einen größern meiner Selbstbeherrschung? — Manuella! Du weißt nicht, was Du von mir verlangst. Dich lieben, wie ich Dich liebe — rasend vor Sehnsucht und Verlangen — jeder Blutstropfen in mir ein Rebell, — jeder Gedanke ein Verräther und jeder Wunsch ein Späher, der mir mit Deinen geheimsten Reizen schmeichelt, o Manuella! Grausame! nicht länger ertrag' ich es! Sieh mich hier zu Deinen Füßen — gönne mir die Gewißheit, daß Du es bist, zu der ich flehe und nicht ein Zauberbild der Phantasie, welches zerfließt, wenn man es an sich drücken will!"

Und vor ihr auf den Knieen liegend, umschlang er sie voll Inbrunst.

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß, Mylord Herzog", sagte sie mit einem Tone, der kalt wie Eis in die Gluth seiner Empfindung fiel; „Ihr habt Euch an Alles erinnert, was damals zwischen uns gesprochen worden, als die Ankunft Sir Harry Slingsby's uns das erwünschte Mittel zur Flucht gab. Doch scheint Ihr des Wortes nicht mehr eingedenk, das Ihr mir vor Allem verpfändet: auch unter der fremden Hülle mir die heiligste Achtung zu gewähren! Nur unter dieser Bedingung nahm ich Eure Begleitschaft an."

„Was kann ich mehr thun, als Dich freigeben, jetzt, wo meine Arme

Dich umklammert halten? Du aber gieb mir die Hoffnung; denn von ihr allein nur kann ich leben!"

„George", sagte sie nun etwas weicher, indem sie die Hand ausstreckte, um ihn vom Boden zu erheben — denn welches Weib, in der That, kann die von wahrer Leidenschaft zitternde Stimme, selbst des ungeliebten Mannes hören, ohne von Mitleid ergriffen zu werden, wenn nicht von Liebe — gefährliches Mitleid indessen, welches der Beharrliche schon oft zur Liebe gesteigert hat — „was ich Dir versprochen, das will ich Dir auch heute nicht verweigern. Siehst Du, da ich von meinem Vater ging, da war es mir, als ginge ich auf eine weite, weite Reise, deren Ziel mir selber unbekannt. Heut überkommt mich ein Ahnen, welches mich glücklich macht, — eine Sicherheit von hoch herab, die mir mitten in den Gefahren, die mich umgeben, den rechten Weg weist — eine Festigkeit die gleich einem Panzer meine Brust umschließt. Es wird heller um mich. Mitten in der Nacht seh' ich ein Licht. O George, wenn es der Gott meiner Väter gewesen, der mich hierher gesandt!"

Sie sprach diese Worte mit einer süßen Stimme, die doch etwas Unirdisches an sich hatte; sie stand in der Dunkelheit des niedern Gemachs, nur von dem müden Strahl des Lämpchens beschienen und dennoch wie verklärt. So mag eine Prophetin das erste Dämmern ihrer Sendung empfunden haben und so war der erste Traum, den Joanna von Arc unter dem Baum ihrer Heimat geträumt.

Der Herzog wich zurück, unwillkürlich, unbewußt. Nicht der Zorn des Mädchens und ihre heißblütige Drohung hatte ihn so weit von ihr entfernt, als dieser sanfte Schimmer der Verklärung, in welcher sie vor ihm zu entschweben schien, wie in einer lichten Wolke.

„George!" wiederholte sie, und nun reichte sie ihm lächelnd die Hand. Dies war ein Lächeln wie vom Himmel, das Lächeln der Heldenjungfrauen und der Heiligen, welches Nichts von Weltlust in sich hat und Weltlust nicht wecken kann — vor der sie scheu zurückweicht, sich ihrer Niedrigkeit schämt. — „George, ich frage Dich noch einmal, ob Du den Muth hast, Dein Gefühl für mich auf die Probe zu stellen?"

George fürchtete sich beinah, die dargereichte Hand zu berühren. Ihm war, als sei ihre Gegenwart plötzlich all' jener Schönheit entkleidet, die ihn noch eben so leidenschaftlich erregt; als ob nur eine andere ihr geblieben, die Nichts mehr mit ihm und menschlichem Verlangen gemein habe. Nur noch ihren Genius sah er, nicht mehr das Weib.

„Du sagtest mir, George", begann Manuella wieder, „daß das Volk, dessen Tochter ich bin, dieses Volk der Könige, Richter und Propheten sehr verachtet sei in deinem Lande?"

„So sehr", erwiederte Buckingham, „daß sie hier nicht Haus und Heimat noch bleibende Stätte finden dürfen. Kein Jude wird in England geduldet. Wo sich ein solcher aufhält, da muß es im Verborgenen geschehn und er ist jedem Schimpf, jeder Kränkung ausgesetzt. Der nächste Sheriff kann ihn vertreiben; der erste beste Alderman ihn ins Gefängniß werfen. Unsre Gesetze haben für ihn keine Gerechtigkeit, sondern nur

Strafen. Wo ein Lord ihn auf seinem Gebiete trifft, da kann er die Hunde hinter ihm drein hetzen. Das Haus, in welchem sich Juden zusammen thun, um zu beten, kann der Pöbel einreißen, und selbst ihren Todten gönnt der Boden von England keine Ruhe. Denn in diesem Reiche darf der Jude nicht einmal begraben werden!"

Da leuchteten die Augen Manuella's. „Und ich?" rief sie — „und ich?"

„Auch Du", versetzte der Herzog; „ohne den besondern Schutz, dessen Du genießest, würdest auch Du nicht viel sicherer sein, als die anderen; und wenn Sir Tobias wüßte, daß Childerley-House eine Jüdin beherbergt, er würde wahrscheinlich in den allergrößten Zorn gerathen, sein Schloß für entweiht und mich für einen Sectirer halten, was ich nicht bin."

In der That, er war es nicht. Seine ganze Religion bestand darin, den Puritanismus zu verachten, indem er sagte, daß das eine Religion sei, die sich für einen Gentleman nicht schicke.

„Und denken alle Deine Landsleute so, wie dieser Ritter?" fragte Manuella.

„Alle, sofern sie gute Unterthanen Seiner Majestät und Anhänger der bischöflichen Kirche von England sind. Aber siehst Du, Manuella, wir, die wir gereist sind und fremde Länder gesehen haben, wir machen Ausnahmen."

„Ausnahmen!" sagte Manuella traurig. — Dann aber fügte sie lebhafter hinzu: „Auch Esther war eine Ausnahme; doch sie ward eine Königin im Perserland und eine große Wohlthäterin ihres Volkes in der Verbannung!"

„Was bedeutet dies?" fragte der Herzog verwundert; denn er war in der Bibel nicht sehr bewandert.

„Ich will es Dir erklären", sprach Manuella. „Du hast gehört, was jener verlaufene Schauspieler sagte, der sich Jürgen nennt. Nur zu gut hat er gesehen, als er, mich erblickend, an den Abend dachte, wo er, nebst anderen seiner Kameraden, in unserm Hause zu Amsterdam auftrat. Ich befand mich in der ersten Reihe des Zuschauerraums; aber ich saß neben einer Prinzessin, und zu meiner Rechten saß eine Königin — Deine Königin, George Villiers! Und wahrhaftig, ich fühlte mich nicht geringer, als all' die anderen Fräulein und Edeldamen, so viel ihrer auch in der Umgebung der Fürstin waren. Ein Strahl der Majestät fiel da auf mich, und ich dachte — dachte immerfort an die Vergangenheit, an die Könige, von denen wir abgestammt, an die Könige, deren vertraute Freunde, in Spanien und in Portugal, meine Vorfahren gewesen und an die Könige, deren Gesandte und Ministerresidenten meine beiden Oheime, die Nuente's Da Costa, noch heut' in Amsterdam und Hamburg sind. Und dieser Besuch der Königin von England in unserm Hause war mir, als ob die Gleiche zu den Gleichen käme. Mit welcher Freude sah ich sie vor unserer Eingangspforte landen! Vom Balcon unseres Hauses in der Breiten Straße winkten wir ihr weithin schon den Willkomm ent-

gegen. Wir blickten gegen das Antonsthor und den Hafen und die Amstel, das schöne, weite Gewässer. Hundert Schifflein kreuzten die blaue Fläche und spielten munter im Sonnenschein um die Königsbarke. Wie schimmerten die Segel! Wie flatterten die Wimpel! Wie blitzten die glänzenden Ruder! Aber stolz dazwischen und majestätisch kam das Schiff der Königin gefahren, von innen und von außen vergoldet, mit köstlichen Gemälden und Bildwerken verziert, mit schönen, luftigen Zimmern versehen, mit purpurnen Segeln und mit seidenen Flaggen und Fahnen von allerhand Farben. Und alle die großen Herren von Amsterdam, von der Ostindischen Gesellschaft und die Seeräthe stiegen aus den kleinen Spieljachten und verneigten sich tief vor der Königin, als sie über die Treppe in unser Haus schritt. Und sie erwiederte alle die Grüße huldvoll genug und sagte Jedem etwas Freundliches: aber zu mir allein kam sie, schloß mich in die Arme, drückte einen Kuß auf meine Stirn und sagte: mein liebes Kind!"

„Und weiter?" fragte der Herzog von Buckingham.

„Nun, so frage ich Dich: kann eine Königin, so gut, so freundlich, so milde wie diese, kann sie das Unerhörte dulden gegen ein ganzes Volk?"

„Du bedenkst nicht, Manuella, daß unsere arme Königin im Exil ist, und wenig für Andere thun kann. Du hörtest ja, wie die Ritter vorhin davon geredet."

„Aber der König?" fragte Manuella.

„Gewiß, er wird Dich gnädig empfangen. Das versprach ich Dir in seinem Namen, und das wird er gewißlich halten. Damals, als wir die Vorbereitungen zu Deiner Flucht trafen — ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, weswegen Du geflohen bist — da verlangtest Du von mir: ich solle Dich in das Lager des Königs führen und zur Lady Dysart. Du kennst diese edle Dame, eine der geschätztesten, der geistvollsten, der schönsten an unserm Hofe. Du hattest sie kennen gelernt bei jenem königlichen Besuch im Hause Deines Vaters; sie ist jung. Du schlossest Dich ihr an, sie ward Deine Freundin. Die Königin ging nach Frankreich, nach Paris; der Lady gelang es, nach England und Oxford zurückzukehren. Denn Du begreifst, daß der Königin Alles daran gelegen sein muß, eine Vertraute an dem Hof des Königs zu haben. Zu Lady Dysart verlangtest Du, zu ihr werde ich Dich führen. Ihr wirst Du Dich zu erkennen geben, sie um Schutz und Asyl anflehen, so lang es in diesen stürmischen Zeiten mir selber nicht vergönnt ist, Dir ein solches, ein besseres anzubieten."

„Davon sprachest Du, George, nicht ich. Mein Wunsch, meine Absicht war es allein, zu meiner Freundin zu gelangen, um bei ihr zu weilen, bis Herz und Arme meiner Eltern sich mir wieder öffnen mögen. Mit dieser Absicht ging ich — nur an mich dachte ich dabei. Doch sieh, der Gott meiner Väter hat mir die Augen weit aufgethan, und ich denke jetzt nur noch an mein Volk. Führe mich zum König!"

„Armes Kind! — er, der die Rebellen zu züchtigen hat, wird wenig Zeit haben, auf dergleichen Dinge zu hören."

„Man muß immer Zeit haben, das Gute zu thun und ein König mehr noch als jeder Andere. Ja, wer weiß, ob diese That nicht den Zorn des Himmels verscheucht, der auf ihm und seinem Heere zu ruhen scheint, ob der Gott meiner Väter, wenn er ihn versöhnt, ihm nicht Hülfe schenkt und Sieg verleiht?"

Es war kalt in dem Gemach geworden, denn draußen wehte schon der Morgenwind, und die Lampe brannte trüber.

„Mich fröstelt", sagte Manuella.

Der Herzog reichte ihr den Mantel und sie hüllte sich fest hinein. Dann setzte sie sich auf ein Schemelchen an der Wand und lehnte den Kopf gegen das Gestell eines hölzernen Lagers, welches den Hintergrund einnahm.

Schweigend saß sie eine Weile. Kein Wort ward mehr zwischen den Beiden gewechselt. Es ward so stille, daß man das Rauschen der Bäume vernahm tief unten im Park. Halblaut sprach nun Manuella das Nachtgebet der Juden:

„Im Namen des Ewigen, des Gottes Israels: Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Rafael und über meinem Haupte die Herrlichkeit Gottes!"

So schlief sie ein.

Auch der Herzog setzte sich nun nieder; aber weit von ihr, auf die Schwelle der kleinen Thüre, seinen Degen quer über die Kniee nehmend. Da lag das schlafende Mädchen, nicht minder lieblich als zuvor; sie, noch eben der Gegenstand seines heißesten Begehrs, und wehrlos. Aber die vier Helden, die Erzengel, standen zwischen ihm und ihr; er wagte nicht, sie zu berühren. Nur noch hinüber blickte er mit halb schon umflorten Augen. Er glaubte zu träumen, bis er wirklich träumte. Wie lange? — Er wußte es nicht.

Da weckte ihn von Unten aus dem Hofe schallender Hörnerklang und fröhlicher Gesang.

Er erhob sich rasch. Schon drang durch das kleine Fenster von Oben herein das goldene Frühlicht. Manuella schlief noch. Um ihr ruhendes Haupt, um die Stirne von dunklem Haare umwallt, spielte das Morgenroth.

Von Unten herauf aber klang es in lieblichem Chore:

Schönes Mädchen wach auf! und nah bald, nah bald!
Wir wollen nun ziehn in den grünen, grünen Wald.
Wollen Kränze winden und Blumen allerlei:
Schönes Mädchen, wach auf! Wir holen den Mai!

Manuella erwachte. Sie öffnete die Augen verwundert. „Wo bin ich?" rief sie.

Fröhlich klang es von Unten zurück:

Denn wir waren auf und kamen herbei
Als das Auge den Tag noch nicht sah;
Denn der Sommer und der Mai, o!
Der Sommer ist nun da.

Manuella erhob sich; das kleine Gemach und die ganze Welt war voll von Morgensonnenschein.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Gottfried Kinkel.

Frühling in Paris.

Ja, das ist Deine goldne Sonne,
Das ist Dein strahlend Himmelszelt,
Das Deine grüne Frühlingswonne,
Paris, Du Freudenkelch der Welt!

Wie oft sich Wetter hier entladen
Und wild die feige Welt geschreckt,
Sie sind verstummt — die Barrikaden
Hast Du mit Gärten zugedeckt.

Hier, wo einst brachen Heldenherzen,
Sproßt die Kastanie aus dem Staub,
Und ihrer Leuchter weißer Kerzen
Streckt sie durchs lichte Frühlingslaub.

Wohl bluten noch geheim die Wunden,
Noch ward Dein großer Traum nicht wahr!
Du aber hast den Gram verwunden,
Das Herz ist leicht, die Stirne klar.

Dich trübt es nicht im frohen Muthe,
Daß auf dem Pflaster von Asphalt
Von einem dreigespitzten Hute
Ein Schatten oft vorüberwallt.

Ob er vom Hut des Jesuiten,
Ob von dem Stadtsergeanten fällt,
Den Scherz läßt Du Dir nicht verbieten,
Und Deine Lust wird nicht vergällt.

Der Schönheit Fürstin, einst vernichtet
Von Mönchthums selbsterwählter Qual,
Du hast sie wieder aufgerichtet
In Deines Louvre Marmorsaal.

Stolz, wie sie vor zweitausend Jahren
Von Melos übers Meer geblickt,
Empfängt sie heut der Pilger Schaaren,
Die nach ihr jede Zone schickt

O Frankreich, Sonnenkind! das muthig
Sein Schwert am heiligen Tage schwingt,
Und dann so rasch vergißt, wie blutig
Der Sieg war, wenn Triumph es singt!

Was könnte je Dein Glück verschütten
Und brechen Dir Dein fröhlich Herz?
Hast Du doch Wein in allen Hütten
Und braune Augen allerwärts!

Paris, Ostern 1865.

Cornwallis.

Bedeckt mit weißen granitnen Kolossen
Wie öd in der Sonne die Haide liegt!
Sie ragen zerstreut, gleich tausend Geschossen,
Womit sich vor Alters die Riesen bekriegt.

Dazwischen gewunden die moorigen Flüsse,
Ihr Lauf ist so breit und ihr Bette so leer —
Nicht schwellen sie mehr von dem Hochwald die Güsse,
Sie schleichen durch Krüppelholz durftig zum Meer.

Nur Haide das Land, wo so lustig einst ragte
Das Jagdschloß Arthurs in dem Forst von Tregoss,
Und die Wälder sind kahl, wo Tristan einst jagte
Den Hirsch, und ihm folgte Isolde zu Roß.

Auch die Häfen, wo einst der Phönike gelandet,
Wo das Erz und das Zinn er gestaut in sein Schiff,
Sie liegen versandet, die Welle nur brandet
In machtlosem Zorn um das grimmige Riff.

Die Heiligen, die aus der Fremde einst kamen
Den Glauben zu künden im keltischen Wort,
Ihr Thun ist vergessen, es leben die Namen
In den Kirchen nur noch, die sie stifteten, fort.

Und die Sprache, sie schwand, es verstummte die Sage,
Sie verschmähte zu reden mit sächsischem Mund,
Denn Alles ward englisch; die einzige Frage
Ist heut nach dem Pfennige noch und dem Pfund.

Doch gastfrei bleibst Du, o Völkchen, und bieder,
Und ward Dein Ruhm Dir auch flügellahm,
Du trinkst vergnüglich den sauren Cider
Und borgst von Devon den süßen Rahm.

Wo die Gräber der Helden vom Hügel noch winken,
Da wächst die Kartoffel vortrefflich im Beet
Auf dem rechten Hang, indeß auf dem linken
Das methodistische Bethaus steht.

Du Fürstin einst auf der Dichtung Throne,
Weh, Cornwall, daß Du Dich selber verlorst,
Und, niedergelegt die phantastische Krone
Nur Englands Schleppe zu werden erkorst!

Nicht singen Dir mehr der Atlantis Sirenen
Von den Tagen des Ruhms, die Dir schienen so hell;
Es ersteigt nur der Fremde mit Pilgrims Sehnen
Dein wogenumbrandetes Tintagel

Camelford, Sommer 1866.

Gustav Doré.

Von Julius Lessing.

Unsere deutschen Künstler beklagen sich oft, daß die geringe Kauflust des Publikums für Gemälde sie zwänge, durch Illustrationenzeichnen ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Aber wenn dem Künstler daran gelegen sein muß, seinen Werken den Weg in weitere Kreise zu bahnen und nicht für den einzelnen Sammler sondern für die ganze Menschheit zu schaffen, so wird er die Illustration als ein höchst willkommenes Ausdrucksmittel seiner künstlerischen Schöpfungsgabe begrüßen müssen.

Von den Meisterwerken der französischen Malerei ist wenig, fast nichts in Deutschland wirklich bekannt geworden, denn selten hat einmal ein Gemälde den Weg über den Rhein gefunden und die Photographien, so meisterhaft sie auch ausgeführt sein mögen, geben doch immer nur die eine Hälfte des Werkes, von dem malerischen Reiz der Farbe verrathen sie nichts und so werden nur immer die Photographien derjenigen Gemälde weite Verbreitung finden, in denen Zeichnung und Composition hinreichen, um das Interesse rege zu erhalten. So sind bei uns wohl die Meisterwerke von Meissonnier, Cabanel, Gérome, Hamon allenfalls bekannt, wer aber sieht die köstlichen Schöpfungen eines Breton, Rousseau oder Daubigny? Die Illustrationen dagegen sind Gesammteigenthum der gebildeten Welt. In die ehrbaren Volkskalender unseres Gubitz gingen die liebenswürdigen Zeichnungen des Parisers Grandville über, aus Gavarni's geistsprühenden Skizzen hat sich recht eigentlich unsere Vorstellung von dem pariser Leben gebildet. Wie wir gewiß mit Recht behaupten können, daß kein modernes Werk der bildenden Kunst in Frankreich bei uns so populär geworden, als Grandville's Fleurs animées, so beruht auch bei vielen Franzosen die ganze Kenntniß unserer neuesten deutschen Kunst auf Menzels vielbewunderten Illustrationen zum Leben Friedrichs des Großen.

Aber kaum irgend ein fremder Künstler wird sich rühmen können, so schnell in Deutschland eingeführt zu sein als Gustav Doré. Vor kaum einem Jahr erschien in Berlin eines seiner großen Werke: „Don Quixote" und schon hat die Hallbergersche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart die ersten Lieferungen seiner „Bibel" und gleichzeitig ein drittes vielgepriesenes Werk desselben Künstlers, seine Zeichnungen zu Perraults Märchen, mit deutschem Text von Moritz Hartmann, herausgegeben. Diese Zeichnungen waren zum Theil bereits in der Hackländerschen illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" veröffentlicht, aber wie sie uns

jetzt gesammelt und in ebenso reicher als geschmackvoller Ausstattung vorliegen, verdienen sie wohl eine nähere Betrachtung, um so mehr, als sie Doré's glänzende Begabung noch in vortheilhaftem Licht erscheinen lassen, bei Doré müssen wir nämlich trotz seiner Jugend bereits Perioden unterscheiden; so schnell seinem Auftreten ein unerhörter Beifall und wirkliche Weltberühmtheit folgte, ebenso schnell ist er in fabrikmäßige Geschwindmacherei verfallen, und dem unbegrenzten Lob folgt bereits unbegrenzter Tadel.

Gustav Doré ist 1832 in Straßburg geboren und in Paris erzogen. Kaum sechzehn Jahre alt betheiligte er sich bereits gemeinsam mit Bertall am „Journal pour rire“; schon im Jahr 1848 erregten seine Zeichnungen im Pariser Salon Aufsehen. Einige Gemälde, von denen die Schlacht von Inkerman das bekannteste sein mag, sind ohne Bedeutung; dagegen wurde er durch seine frischen geistvollen Zeichnungen zum „Journal pour tous“ und zum „Musée anglo-français“, bald der gefeierte Liebling des Publikums. Im Jahre 1854 gab er die Illustrationen zu Rabelais heraus und nun wurden in unerhört rascher Folge die größten Schöpfungen aller Völker und Zeiten von diesem fruchtbarsten aller Zeichner illustrirt. Man rühmt den vielumfassenden Geist unseres Cornelius, der aus der Bibel, aus Homer und Dante, den grandiosesten Offenbarungen dreier verschiedener Weltanschauungen, seine Stoffe entnommen und sich noch zugleich mit seinen Zeichnungen zu Faust an das Hohelied der neuen deutschen Dichtkunst anlehnte. Was will aber dieses Schaffen eines achtzigjährigen Lebens gegen die Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit Doré's sagen, der es fertig bekommen hat innerhalb zehn Jahren nicht nur die ganze Bibel, altes und neues Testament, mit einigen hundert Illustrationen zu versehen, sondern zugleich auch das ganze Inferno Dante's durchillustrirt, zum Don Quixote so viel Bilder gezeichnet, als mancher Maler sein Lebelang nicht zu Stande bekommen, außerdem die ganzen Märchen und Lafontaine's Thierfabeln bedacht, ferner noch Balzac's Contes drôlatiques und Montaigne's Essais, die Legende des ewigen Juden, Mr. Taine's Pyrenäenreise, Chateaubriand's Atala sowie Tennyson's „Idylls of the King“, auf das Reichste ausgestattet und nun schon wieder dabei ist, den ganzen Shakespeare zu illustriren! Daneben hat er noch hunderte von Blättern für Zeitschriften geliefert und gar noch für pariser Spectakelstücke Costüme und Decorationen entworfen! Die practischen Engländer, die auch bei rein geistigen Productionen immer eine Ecke zu entdecken wissen, an die sich der geaichte Zollstock anlegen läßt, haben die Holzmasse berechnet, die allein zu Blöcken für Doré's Holzschnitte verarbeitet ist und sind dabei zu Resultaten gekommen, welche den Künstler als nicht unbetheiligt an der Abnahme der Waldungen in Frankreich erscheinen lassen.

Es ist selbstverständlich, daß bei diesen Tausenden von Zeichnungen von einer liebevollen künstlerischen Durchbildung jedes Einzelnen nicht mehr die Rede sein kann, bei den meisten muß der Holzschneider sein Bestes thun, ja es können überhaupt nur eigens auf Doré eingearbeitete Holzschneider, die selbst Künstler sind, seine Zeichnungen ausführen; dieselben

sind besonders in letzter Zeit fast nur noch mit der Estampe hingewischt; auch viele der früheren Arbeiten sind rein fabrikmäßiges Zeug, welches wir dem Meister nicht anrechnen wollen, so lange er wenigstens daneben noch wirklich bedeutende Werke schuf. Und als solche dürfen wir seinen Dante und seine Atala freudig anerkennen.

Das eigenthümliche künstlerische Princip Doré's kommt am reinsten in der Atala zur Geltung. Jeder frühere Illustrator dieser einst vielgelesenen Idylle Chateaubriand's, und ihre Zahl ist unübersehbar, hatte sich an die rührenden Motive der Liebe des edlen Wilden zu der schönen weißen Jungfrau gehalten und die alten Schildereien von Chaetas und Atala hängen noch heut zu Tage in manchem älteren Haushalte neben den unterschiedlichen Pauls und Virginien; Doré dagegen läßt das Figürliche fast ganz bei Seite und legt allen Nachdruck auf die Scenerie. Er gestaltet die umgebende Natur zum Ausdruck der geistigen Stimmung, welche einer bestimmten Situation zu Grunde liegt, und hierin sind seine Schöpfungen so originell, so reich in blühender phantastischer Erfindung, so anmuthig und großartig, neckisch und wieder ernst melancholisch, so tief gedankenvoll und dabei doch so bestrickend schön, daß ihm in diesem ganz eigenthümlichen Darstellungsgenre kein alter und kein neuer Meister zur Seite gestellt werden kann. Was Preller in der einen Richtung erreicht, daß er die Stimmung der großen heroischen Lieder in die Landschaft zu übertragen weiß, das beherrscht Doré allseitig: nicht nur eine Gesammtstimmung, nein, alle Nüaneen menschlichen Gefühllebens, Hoffen und Bangen, Freude und Schmerz tönen in seinen Landschaften wieder, selbst für eine einzelne scharf bezeichnete Situation weiß er die treffende Resonanz in der umgebenden Landschaft zu finden. Die wilde Tropennatur kam dem phantasievollen Künstler zu Statten und so wählte er denn für die zahlreichen großen Bilder auch hauptsächlich Textstellen, welche dieses Element betonen, wie Erwähnung einer großen Einöde, eines altheidnischen verfallenen Tempels und Aehnliches.

Aber wie macht er es, wenn er solche Worte wie die des Chaetas: „Je ne vis qu'Atala, je ne pensai qu'à elle," illustrirt? Von den Figuren sieht man fast nichts, aber der reiche Busch, unter dem sie sitzen, wölbt sich nun sie wie ein Schutzdach, das alle fremden Eindrücke von ihnen abhält und dieser Busch ist wieder der Mittelpunkt einer feenhaft reichen Landschaft, auf den sich Alles zu beziehen scheint, zu dem die Bäume sich hinüberneigen, den der spielnde Wasserfall mit sanftem Murmeln erfüllt, dem kosende Vögel ihr Lied singen: so wird Chaetas und Atala der Mittelpunkt des Alls und das Wunderbare ist geschehen, daß der Maler unter ein landschaftliches Bild mit vollem Recht die Worte setzen darf: „Je ne vis qu'Atala, je ne pensai qu'à elle!" Bei den Scenen des Schmerzes beschatten düstere Cypressen den Ort des Vorganges, zierliche Blüthenbüsche umrahmen Augenblicke der Freude, der Beschauer glaubt bei jedem Bilde, daß er in solcher Umgebung nicht anders empfinden kann, als der Dichter in dem entsprechenden Moment seine Personen empfinden läßt. Die figürliche Darstellung tritt bei diesen

Zeichnungen, wie gesagt, fast ganz zurück, wo sie stärker betont wird, geschieht es nur zum Nachtheil des betreffenden Blattes.

Wie Doré in der Atala den idyllischen Charakter der Landschaft zu treffen verstand, so wußte er auch dem wilddämonischen Zuge von Dante's Hölle gerecht zu werden. Auch hierin wirkt er fast ausschließlich durch die Mittel der Scenerie. Die Figuren, die hier ebenfalls sehr zurücktreten, ordnen sich dieser Haltung unter und wirken nur als Massen in dem Gesammtbilde. Die grellen unheimlichen Beleuchtungseffecte, welche in Doré's späteren Werken zur unleidlichen Manier werden, helfen hier vorzüglich die grausenhafte Stimmung der Unterweltsbilder zu erhöhen. Doré's Dante ist eine ganz vereinzelt stehende, im höchsten Grade bedeutende Meisterschöpfung.

Von seinen figürlichen Darstellungen möchten wohl seine spanischen Reiseskizzen, die theilweise auch in der geographischen Zeitschrift der Globus veröffentlicht sind, den Preis verdienen. So lange Doré durch die Wirklichkeit gebunden war, kam die ihm eigene gefällige Leichtigkeit, der anmuthige Schwung neben großartiger Auffassung auch bei den Figuren zur schönsten Geltung, sobald er aber diese Fessel abgestreift und dem menschlichen Körper mit seinem phantastischen Uebermuth zu Leibe geht, so entstehen fast durchgehends Carricaturen. Sein Don Quixote (1863) ist daher die unerfreulichste Mischung von köstlichen Bildern spanischen Lebens und phantastischen Ueberschwänglichkeiten.

Doré's Märchenbilder, deren deutsche Ausgaben uns Anlaß zu diesem Rückblick gegeben, sind ursprünglich 1861, zwei Jahre vor dem Don Quixote, in demselben Jahr wie Dante, erschienen Sie tragen im landschaftlichen Theil noch das Gepräge von Dorés bester Zeit, während die figürlichen Darstellungen allerdings schon fast alle Fehler seines Don Quixote enthalten.

Den Text seiner Illustrationen bilden die Märchen, welche Perrault, ein echtes Kind des „grand siècle" (er lebte im Jahre 1618—1703) vor nun etwa 170 Jahren erzählt hat! Trotz dieser Entfernung muthen sie uns heimatlich an, so daß sie von Vielen als deutsche Volksmärchen reclamirt werden, deren Französirung, respective Entweihung, man Doré gewaltig übel genommen hat. Dieselben sind aber ebenso wenig französisch als deutsch; sie sind uralte Erbstücke der indogermanischen Völker und wie sich jeder Volksstamm seine Sprache hat ausbilden dürfen, so durfte er auch mit dem ererbten Märchenschatze schalten. Das deutsche Volk ist so glücklich, daß zwei auserwählte Männer, die Gebrüder Grimm, die deutschen Märchen in ihrer schlichten Hoheit und Einfachheit dem Volke abgelauscht, aber wir dürfen nicht vergessen, daß noch lange nach Perrault unser deutscher Musäus die Märchen fast ganz in der liebenswürdig geschwätzigen, halb ironischen Weise Perraults behandelt hat und wir es eben nur den Gebrüdern Grimm verdanken, daß wir die Märchen nicht auch ausschließlich in solchen Bearbeitungen haben; die volksthümliche Form konnte ebensogut verloren gehen, wie die der meisten altdeutschen Heldenlieder.

Die Märchen, die Doré illustrirt, sind: das Rothkäppchen, der Däumling, Dornröschen, Aschenbrödel, der gestiefelte Kater, Blaubart, Eselshaut (unser Allerleirauh), die Fee (ähnlich der Frau Holle) und Riquet mit dem Schopf, also bis auf das letzte liebe bekannte Gestalten. In die menschlichen Träger dieser Märchen, die mehr die Physiognomie der modernen Féerien angenommen haben, werden wir uns nur schwer hineinfinden können, sie sind übrigens auch, ganz von unserem Gefühl abgesehen, meist unbedeutend oder übertrieben; die unvermeidlichen schönen Prinzen der Märchen sind überall die verkleideten Schauspielerinnen, welche in den Féerien diese Rollen geben; auch die Damen kommen aus dem Pariser Dunstkreis nicht heraus. Man lege Richter's Zeichnungen zum Musäus, Schwind's Bilderbogen vom gestiefelten Kater oder gar seine sieben Raben daneben, so werden Doré's Figuren aufhören für uns genießbar zu sein. Auch direct ästhetische Mißgriffe sind nicht selten: der deutsche Illustrator gestaltet die sieben Töchter des Menschenfressers, die durch Däumlings List vom Vater getödtet werden, als scheußliche Hexenbrut, deren Untergang wir nicht bedauern, während Doré sie als liebliche Kinder zeichnet, die kaltblütig abgeschlachtet werden.

Von ganz wunderbarem Zauber ist aber wieder das Landschaftliche. Das verzauberte Schloß, in welchem Dornröschen schläft, ist eines der vollendetsten Blätter, das Doré je geschaffen, um diesen Wald, um diese grünumsponnenen Zinnen weht der Duft der Poesie, des geheimnißvoll süßen Schauers, der die Kinderherzen bang ergreift, wenn sie lauschen, wie der heldenmüthige Prinz eintritt und ob er denn endlich das schlafende Königskind erwecken wird. Mit welcher Liebe und welchem Bewußtsein, daß gerade hierin seine Stärke liege, der Künstler diesen Stoff behandelt, geht daraus hervor, daß er das verzauberte Schloß auf nicht weniger als fünf Bildern darstellt. Solche Blätter und die Waldscenen aus der Geschichte des Däumlings reichen allein hin, um dem Buche seine Bedeutung zu sichern.

Es war sehr verständig, daß der Verleger zu diesen Bildern nicht den Grimmschen Text gegeben, zum Theil verbot es sich auch von selbst. Moritz Hartmann hat sich der Bearbeitung mit vieler Liebe unterzogen; nur hat er vielleicht des Guten zu viel gethan. Er hat die Märchen als freies Eigenthum auch unserer Zeit aufgefaßt, er durfte es gewiß mit demselben Recht als Tieck, Platen und so viele Andere, dabei ist aber von der gläubigen Naivetät des Volksmärchens auch gar nichts übrig geblieben, statt des Humors im Märchen ist der Humor über die Märchen vorwiegend. So sehr dies auch im Allgemeinen dem Charakter von Doré's Figuren entspricht — etwas mehr Stimmung, wenn auch nur der Landschaften wegen, wäre erwünscht gewesen; es ist doch gar zu wunderlich, wenn von Dornröschen erzählt wird, als sie erwacht: „sie blinzelte eine Secunde lang und schlug dann definitiv die Augen auf, die schönen, großen, blauen Augen. Dann sagte sie, indem sie die Hand vor den ein klein wenig gähnenden Mund hielt: „Sind Sie es, mein Prinz? Sie haben recht lange auf sich warten lassen, mein Prinz!“



— Daß außerdem politische Anspielungen, besonders parlamentarische Ausdrücke, mit unterlaufen, muß man dem Reimchronisten, dem alten Pfaffen Mauritius zu Gute halten.

Die späteren Werke Doré's, die in deutscher Ausgabe bis zur fünften Lieferung gediehene Bibel und die eben erst in Paris abgeschlossenen Fabeln Lafontaine's gehören nicht in den Kreis dieser Betrachtung; doch finde ich vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit auf dieselben zurückzukommen.

Der Gemsenjäger vom Attersee.

Eine Geschichte von **August Silberstein.**

„Ju-hui!"

Schrie man nicht?

War's nur ein Traum?

War's nicht doch ein langgezogener, durchdringender Schrei?

Ich tastete wie im Traume rings um mich. Ich erfaßte rauhes, stechendes Heu, welches mich vollends zur Besinnung brachte. Ich lag ja darauf, ich lag in einer Alpenhütte, eigentlich in dem für den Schäferbuben abgesondert stehenden Wachthüttchen derselben, welches noch viel höher stand als die Sennerei.

Ich mühte die noch halb schläfrigen Augenlider auseinander und siehe da, zu den Dachritzen und den Spalten der hölzernen Seitenwand herein drang ja schon ein blaßröthlicher Morgenschimmer, Licht konnte man es noch nicht nennen.

Aufrecht saß ich kaum und suchte die Halme aus Haar und Bart zu lösen, da hörte ich schon dumpfe Tritte über den weichen Moosboden, man pochte kräftig an der Thür der kleinen hölzernen Hütte, daß diese im Ganzen dröhnte.

„Weidmanns Heil! Grüß Gott! Guten Morgen! Auf!"

Die Thür ward zu gleicher Zeit geöffnet, die scharfe Morgenluft drang herein und in dem Halblichte stand mein Freund, der Jäger.

Er hatte, gleich mir, in einer Alpenhütte geschlafen. Aber dieselbe lag tiefer unten, und der Weg herauf betrug immerhin beiläufig eine Stunde. Den Vorsprung ließ er mir, weil er doch ans Klimmen mehr gewöhnt sei, als ich, und ebenso ans Wachen in frühester Morgenstunde

„Schön, daß Sie schon wach sind! Aber es ist keine Zeit zu verlieren", sagte er. „Heraus an den Brunnenrand und die Augen klar gemacht, dann vorwärts, wir müssen der Sonne auf den Hochspitzgräben zuvorkommen!"

Angekleidet, wie ich die Tagesdämmerung erwartete, sprang ich auf die Beine und im Nu war ich vor dem plätschernden Brunnen, welcher unablässig floß und mir die ganze Nacht das Wiegenlied gesungen hatte.

Eine eigenthümlich wohlige und doch rauhe, eine duftige und doch durchschauernde Luft ging; einzelne Nebel sah man gespenstig, hier über dem Boden, dort wie den Riesenflügel eines Felsens flattern. Am fernsten Alpenrande des Horizonts war ein blutrother Streif zu sehen, der sich immer weiter herüber in meergrünes, blaßrothes und perlmutterartiges Schimmern ausbreitete; dies kämpfte und ließ weißangehauchte Querstreifen zuweilen durchbrechen; es war der erste Kampf der Sonne mit der Nacht. Nun fingen die einzeln stehenden Tannen und Föhren an, einen matten, blassen, beinahe durchsichtigen, lang hingestreckten

Schatten auf den Boden zu zeichnen, welcher im Ganzen ebenfalls rascher und rosiger, aber nur leise angehaucht zu werden schien.

Das Gewehr über der Schulter, den hohen, eisenbeschlagenen Alpenstock, das sogenannte „Griesbeil", in der Hand, schritten wir den Weg weiter, zum „Hochspitz" empor.

„Sie sehen ja aus", sagte ich zu meinem Genossen, dem Jäger, „als kämen Sie gerade im Augenblick aus der Thür Ihres schönen Jägerhauses im Thal heraus und nicht schon vom stundenweiten Alpenweg. Gestern haben Sie mich noch spät Abends bis da herauf begleitet, sind wieder hinunter gegangen, sind jetzt schon stundenlang wach und auf dem Wege! Und dann ist Alles an Euch, mein lieber, alter Loidl, als hätte man Euch aus der Schachtel gezogen. Dieser glatte, graue Backenbart, dieser schöne wohlgerundete, silberschimmernde Schnurrbart! Daß Ihr, wie ein Junger, die Kniee nackt an den kurzen Lederhosen tragt, bin ich gewöhnt. Aber sagt mir nur, wo nehmt Ihr die Kraft und die Jugend her?"

„Paperlapap!" sagte der Alte. „Unsere Knochen sind hold Alpenknochen. Von dem Felsstein geht hold auch Etwas in unsere Leiber hinein. Fragt die Gemsen, woher sie das Springen haben, den Hirsch und das Reh, mit ihren dünnen Beinen, wie sie das Laufen aushalten? Das haben die Alpen in sich!"

„Aber, Vetter Loidl, Eure grünen Strümpfe würden keinem Hirsch und keiner Gemse passen; sie platzen ja, möcht' man sagen, eine Spanne oberhalb den Fersen Eurer Schrankenschuh, und ich weiß nicht, ob ich das Alles zusammen mit meinen beiden Händen umfassen könnte!"

„Gewiß nicht!" lachte er. „Das soll ja auch gar nit sein! Wär' mir gar nit lieb! Das gehört ja dazu, daß die ganze Gegend Respect hat; und ich halte was darauf und glaube, wenn sich der Jäger nit als einen rechten Mann in diese Natur und vor das Wild stellt, so gedeiht nix darin, so wachst kein Wild und kein Baum recht!"

Ich sah ihn von der Seite an, wie er sich noch strammer aufrichtete und lächelte.

„Doch, mein Lieber", sagte er wieder in anderm Tone, „schlagen Sie mit Ihrem Stecken nicht so aufs Gestein. Und reden müssen wir auch schon leiser. Denn wenn wir dort um den Kopf herumkommen, so öffnet sich die Schlucht, welche dann zu den Gemswänden führt. Und schlägt dort ein Menschenton an, erhorcht das Wild mit seinem unaussprechlich feinen Gehör auch nur den fernsten Klang davon, dann wär's besser, wir würden gleich umkehren und uns von einer Sennerin frische Milch melken lassen, die Pfeifen stopfen und ruhig am Feuer sitzen, als uns mit unnützem Steigen abgeben!"

Ich trug mein Griesbeil, den Steigstock, nun vorsichtig und sah den Mann bei seinen Reden fragend an.

„Halt!" commandirte er, plötzlich stehen bleibend, halblaut, sah plötzlich nach den fliehenden Nebeln, noch fast in die Luft hinein;

und in diesem Augenblick kam er mir, mit den großen, hellen Augen und den scharf spürenden Sinnen beinahe selbst wie ein Wild vor.

„Wir müssen den Windkopf von einer andern Seite nehmen. Da streicht die Luft vor uns hinein. Und riechen die Gemsen Jägerfleisch auf Stunden weit, dann hui! habt ihr sie gegrüßt auf Nimmerwiedersehen! Die Ludern", sagte er, „haben Nasen, daß es der Teufel selbst nit glauben thät!"

„Wie Ihr wollt", sagte ich, „mir ist's ja eins, ich hab' nur zu folgen, und jeder Weg ist mir gut oder schlecht genug!"

„Gut oder schlecht genug! Hm! Mir aber nicht. Ich gehe den andern Weg nicht gern."

„Ist er so schlecht?"

Er lachte und sah mich an, als ob er sagen wollte: mir zuzumuthen, ein Weg sei mir zu schlecht!

„Ich meine", sagte ich, mich verbessernd, „der Weg wird jetzt nicht jagdgerecht sein. Oder ... oder ... es wird wol schon ein rechter Grund dafür da sein!"

Loidl schwieg.

„Das ist der Weg, wo der gebrochene Baum steht", sagte er nach kurzer Weile. Nun machte er eine Pause. „Kennen Sie ihn nicht? Seid Ihr ihn noch nie gegangen?" — Er wechselte manchmal unbewußt mit „Ihr" und „Sie" und verleitete mich dadurch ebenfalls dazu.

„Nein", sagte ich.

„Nun ... so, so!" Und er schwieg wieder.

Wir wanderten wieder eine Weile. Ich bewunderte indessen die Natur und konnte meine Augen kaum weit genug für alle die Pracht und das Beseligende ringsum öffnen. Die steil aufragenden, zerrissenen Felsenwände im sanften Morgenglühen, und die tiefen Spalten im märchenhaften Blaugrau! Hie und da ein schimmernder, einsamer Vogel, welcher an der geraden Felswand klebte, bald aus-, bald abrutschte und schon Insectennahrung suchte. Tief unter uns die Stadt im kämpfenden Nebel, wir allein schon im Morgenlichte, im Thauglitzern und Duften und Schimmern, fernab die Häupter der Gletscher im Glühen!

Jetzt machten wir eine Wendung, noch eine kleine Strecke aufwärts an einem scharfen Abhange und gerade von der schönsten Kante blickte ein rindenloser, platter Baumstumpf. Seine Bruchzacken starrten noch in die Luft und der mattgraue Splint, von mehr als Klafterhöhe, den der Regen und die Nebelfeuchte immer rein erhält, gestaltete sich zum Spiegel für die Morgensonne, welche gerade darauf fiel.

Die Schatten lagen jetzt schon deutlich, die Luft war etwas behaglicher geworden und die Welt war eine wunderbare, goldig angehauchte Rose! Die emporstehenden Zacken der Berge im Kreise schienen die höchstragenden Rosenblätter des Blumenkelches.

Wir kamen dem Baum immer näher; zuletzt bemerkte ich, daß er ein Muttergottesbild zwischen einem Astwinkel trage.

Loidl sprach kein Wort, gewann mir einige Schritte im festen

Voranschreiten ab; und ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte er Hut, Jagdgewehr und Steigstock von sich ins Moos geworfen und kniete im inbrünstigen Gebete vor dem Muttergottesbilde am zerbrochenen Föhrenbaum nieder.

Ich stand hinter ihm und entblößte das Haupt und wollte mich in Sinnen vertiefen. Da wandte ich den Blick und ich bemerkte, ich vermöge in die Tiefe und Ebene vor mir zu blicken. Ich trat auf einen Stein einige Fuß höher vorwärts, und siehe da — die Tiefe öffnete sich, der See lag vor mir ausgebreitet, tief unten in wunderbaren Farben! Einen Theil verhüllten die Nebel, auf einen andern Theil, in der Biegung von grünrosigen Bogen umrahmt, fiel das Sonnenlicht, und das grüne, purpurne, demantartige Blitzen und Glitzern, ist doch nur ein schwacher Ausdruck für das, was meine trunkenen Augen sahen!

Da hat kein Maler Farben, keine Sprache Worte, um das zu bezeichnen; es ist ein Spiel, als hätten Feen eine riesig-ungeheure Perlmutterplatte ausgebreitet und würden sie heben und senken, wiegen und schwanken, daß sie funkle, blende, strahle, schimmere, blinke, glühe und mild zerschmelze; — wir meinen, wir Menschen haben Sprache — hier aber ist es recht zu bekennen: wir stammeln, wir deuten, gleich den Stummen; aber recht sprechen und zu benennen vermögen wir armen Menschen ja doch nicht!

Loidl lag in tiefem Gebete. Und während ich in Entzücken schwelgte, meine Seele sich auf Flügeln ausbreiten und die ganze Welt umfassen mochte, zog er sich in sich selbst zurück, schien seine Seele nur auf das Engste und Kleinste zusammengefaßt.

Endlich war er fertig und erhob sich, nahm seine Siebensachen wieder an sich.

Er schwieg, und ich scheute mich fast, die Stille zu unterbrechen und das Wort zu nehmen.

„Jetzt links", sagte er im Vorschreiten, „und halten Sie hübsch zu der Wand, denn es kommt schmal und die Leckern (Legföhren) wachsen herüber. Gebt ja Acht, daß Ihr auf dem nassen, glatten Gestein nicht rutscht und nichts bröckelt. Denn fällt was ab, so kollerts in die Tiefe und das poltert nach; in all den Gräben rings steckt Gemsenvolk, und da heißt's behutsam sein! — Bitt' Euch, wackelt auch nicht so an den Zwergstauden; denn wenn die Racker die Zweige rühren sehen, da wittern sie wieder etwas und halten Rath und sagen sichs, und Ihr könnt sie wieder schön grüßen lassen, auf Sanct Daunderlaun!"

Ich lächelte.

„Heute ist ohnehin kein guter Tag", sagte Loidl wieder.

„So? Warum? Ich denke, wir haben das herrlichste Wetter? Und wir sind frischauf und beim Zeug!"

„Aber . . ."

„Aber . . .?"

Loidl schob an seiner Hutkrempe, als wäre ihm nicht ganz behaglich. „Der Baum . . ."

„Nun, der Baum?“

„Ihr wißt nicht . . .?“

„Was sollt' ich wissen?“

„Von dem Baum . . . Die Geschichte des Baumes kennt Ihr nicht, die schon die Kinder in unserer Jugend erzählten?“

„Und was geht das unsere Gemsen an?“

„Unsere „Gams“ nicht“, sagte der Mann, „aber mich! Und eben eigentlich auch die Gemsen, denn es war ja doch eine aus den Rudeln da.“

„Welche Gemse?“

„Ja, welche!“ lachte er mit halb wehmüthigem Zug. „Die Sonntagshose daheim! Sie hält noch und ist schon dreißig Jahre alt. Sie werden mich darin begraben!“

„Ach, denkt doch nicht ans Begraben!“

„Freilich nicht, und man soll das Wort auf der Jagd gar nit aussprechen. Jetzt ists geschehen und Ihr seid schuld daran! Es kommt nicht auf mein Theil, wenn Ihr heute nicht Waidmannsheil habt!“

„Wenns schon schlecht gehen soll, so erzählt wenigstens, Freund Loidl! Ists etwa eine Geschichte aus Eurer Zeit . . .“ Ich hielt an mich.

„Meine Zeit? Was versteht Ihr darunter? Freilich ists aus meiner Zeit, denn erlebt hab' ichs; aber welche Zeit meint Ihr denn? he?“ Und er sah mich scharf an.

„Nun, Vetter, gerad heraus, wir sind ja allein und ohne Zeugen. Aus der Zeit, da Ihr noch ein Wildschütz wart!“

„Haben Sie's Euch erzählt!“ rief er auf, mehr als er es der Gemsen wegen eigentlich hätte sollen. „Ich habe ja gewußt, daß sie mich nicht ungeschoren lassen und daß sie's Euch aufdringen werden. Also richtig, aus jener Zeit! Aber was haben sie Euch von dem Baum gesagt?“

„Von dem Baum weiß ich nichts. Nur daß der Loidl ein Wilderer war, dems kein zweiter gleich that und mehr gleich thun wird!“

„Haben sie das gesagt?“

„Und daß, wenn die ganze Welt mit Scharfschützen umstellt gewesen wär', Mann an Mann, wär' der Loidl doch fortgekommen; und hätte er sich in einer Wolke verstecken müssen, oder auf dem Mondschein davonreiten wie ein Hexenmeister. Er ist ein Teufelskerl!“

„Haben sie gesagt!“

„Haben sie gesagt! — Und weil die Jäger rein zum Narren gehalten wurden, zum Besten gehabt Jahraus, Jahrein, so blieb nichts Anderes übrig, als dem Loidl eine Jägerstelle anzubieten, daß er schießen kann nach Belieben und Herzenslust!“

„Haben sie Euch gesagt!“ Und der Alte strahlte förmlich vor Vergnügen, richtete sich in seiner ohnehin strammen Gestalt noch mehr auf, daß er schien, wie der Herrscher dieser Alpen, wie der leibhaftig gewordene Alpenkönig!

„Und vom Baum?“ frug er wieder. „Es ist schon lange her!“ warf er sich selbst wieder ein.

„Aber, lieber Vetter, jetzt, weil ich schon so viel weiß, sagt mir's auch, was ist's mit dem Baum, Eurer Ledernen und Euch?"

„Pst! — ruhig! wir sind an der Wand. Seht Ihr drüben die kahle scharf abfallende Felsmauer, hoch über den Nadelhölzern, die von unten wie schwarz heraufrecken? Dort, wo der große Spalt ist und die andern Grate herübergucken! Das ist der Kaiserstand. Dort steht der kaiserliche Herr, dort steht der Hauptcavalier, wenn große Gemsjagd ist. Wir sind im Hauptrevier. Kommt, ziehen wir uns sacht und leise um das Steingebröckel, das Gries, herum und noch auf die letzte Höhe hinauf. Der Kaiserspitz drüben wird schon von der Sonne getroffen, aber im Graben ists noch hübsch still und ruhig. Kommt. Sind wir erst oben, dann legen wir uns ruhig nieder."

„Und schießen?"

„Und sehen hinunter, wie in einen Fischteich. Es krabbelt und wurlt von Gemsen. Wenn Ihr nur ruhig seid und Euch haltet!"

Hierauf stiegen wir wieder eine Weile.

Des Jägers Schritt und Benehmen wurde immer sorglicher, immer vorsichtiger.

„So, jetzt den Stock gehoben und nicht mehr eingesetzt — kein lautes Wort! Langsam .... langsam ... pst! ... nun auf allen Vieren, aber vorsichtig! Schiebt Euch hinan", flüsterte er, „schiebt Euch ... den Kopf nicht gehoben ... hinter den Stein .. pst! .... jetzt mäuschenstille!"

Ich nahm das Gewehr und wollte den Hahn zurecht bringen. Er faßte meine Hand mit festem Griff und ließ mich keine Bewegung thun.

Seine Augenbrauen hoben und senkten sich — er winkte mir blos mit den hellen, durchdringenden Augen und ich sah hinab.

Welch ein Schauspiel!

Wie in einer riesigen Arena, ringsum von hohen Steinstufen umgeben, die mit einzelnem Grün und Gesträuch nur verziert schienen, lag, stand, äsete das Gemsenwild!

Ich hatte nie so viele beisammen, nie so viele in der Ruhe gesehen, ganz im trauten Familienkreise!

Ein alter Gemsbock stand wie abgesondert, wahrhaftig wie auf einer Tribüne oder auf einer hohen Warte. Seine Ohren gingen rastlos, sein ganzes Wesen drückte nur Horchen und Wachen aus.

„Das ist der Führer, der Wachbock", flüsterte Loidl sanft in mein Ohr. „Es ist kein Märchen, es ist so, wie es in den Büchern steht. Er schweigt jetzt. Aber hört ihn pfeifen — ein einzelner Pfiff — und das ganze Rudel kommt ins Fliehen, wie der Wind, wie Gespenster!"

Mein Herz pochte! So angenehm mir des Jägers Mittheilungen waren, so hätte ich ihm doch den Mund verhalten mögen, ich war noch sorglicher geworden als er und meinte, bei dem leisesten Ton werde das Zauberbild im Morgengold verschwinden, wie ein Feen- und Elfentraum beim Erwachen!

Ich lag mit der Brust flach auf dem Gestein, am Rande eines

ungeheuren Abgrundes und ich hörte, wie mein aufgeregtes Herz gegen den Felsen schlug!

Loidl aber lächelte, wie Einer, der hier daheim sei und sich zu benehmen wisse, als ob er mir sagen wollte, sei nur Du ruhig, was ich thue, das weiß ich wol zu verantworten!

Die Sonne zog sich immer mehr nach dem Graben hinab und das Gold beleuchtete aus Krümmungen, Rissen und Spalten immer mehr den Grund. Ich sah das Licht hineinwachsen. Die einzelnen von der Sonne getroffenen Thiere waren wunderbar in ihrer Zierlichkeit und Schlankheit, mit den schwarz-feucht glänzenden Näschen und mit den großen hellen Augen!

„Seht", flüsterte Loidl, „die Gais dort, die Mutter mit den beiden Zickeln." Er streckte den Finger, ohne den Arm zu rühren, nach der Richtung.

Ich sah hin.

Eine Gemse mit zwei kleinen Gemschen, die man sich vom Bildschnitzer oder von Zucker nicht lieblicher und süßer gemacht zu denken vermag, spielte. Sie sprang auf einen Stein hinauf, stand ein Weilchen, sah die Jungen unten an und sprang wieder hinab. Dann sprang sie abermals auf die Stelle, guckte wieder und kehrte abermals zurück.

Mir ward es klar, wie eine Sprache schien es mir, daß sie sagen, zu den Kleinen sprechen wollte: kommt mir nach, springt zu mir herauf! Die Mutter lehrte den Jungen das Springen und Wagen.

Jetzt ward es mir ganz deutlich, denn sie sprang plötzlich wie zornig hinab, fing das eine Junge gegen den Stein zu drängen an und stieß es mit dem Kopfe. Das Kleine wußte sich nicht zu helfen — es mußte sich retiriren, und in seiner Angst that es den Sprung — jetzt war es oben an der Stelle, wo die Mutter gewollt. Die Alte stand ein Weilchen, dann that sie, als ob sie davonlief, und mit einem Satze wars Gemslein wieder herunter bei ihr!

Sie kehrte wieder zurück. Das Spiel begann von Neuem. Abermals wurde gedrängt und mit dem Kopfe getrieben — Eines um das Andere. Einmal stieß die Alte das Junge unversehens hinab und hops! unten stands! Endlich wars ein Springen auf und ab — eine Lust und Seligkeit, ein wunderreizendes Spiel zwischen Jungen und Alte, zwischen Mutter und Kind!

„Wollt Ihr sie schießen?" frug Loidl.

Ich hätte um keinen Preis der Welt meine Hand zum Schusse zu heben vermocht und fürchtete schon, indem ich blieb, ohne mich zu rühren, den Spott des Jägers auf mich zu laden.

Dieser aber klopfte mir leise auf die Schulter und aus seinem Gesicht las ich seine Zufriedenheit.

Ich sah hinab und konnte noch immer an dem alten und jungen Volk, an den Lagernden und Stehenden, an den Neckenden und Aesenden meine Augen nicht satt sehen. Es war ein wunderbarer Friede hoch

über aller Welt, aller Sorge, aller Leerheit — und wir lagen mit dem todesdrohenden Rohre hart vor diesem Paradiese!

„Jetzt geht es ihnen gut", sagte Loidl, „aber im Frühling findet man Gerippe von Zerschlagenen oder im Schnee Eingefrorenen in diesem Gamsgraben. Sie springen und rutschen mit dem Schnee ab — sie fallen, und es giebt kein Emporarbeiten aus diesem Schnee. Wir haben im Frühling solche verkommene Rudel von drei und selbst sieben gefunden. Ja, wenn das Verhungern und Verkommen der Armen im Winter nicht wäre!"

Arme Thiere! dachte ich, so ist auch Euer Paradies nicht ohne das Elend geblieben!

„Stoßen Sie einmal ein Steinchen dort an Ihrer Stelle hinab, es kollert besser als bei mir", flüsterte Loidl, „aber vorsichtig, nicht zu stark!"

Ich nahm einen kleinen Stein vom Boden und . . .

In demselben Augenblick war meine Hand von der starken des Jägers umklammert, welche mich wie in einer eisernen Zwinge hielt „Laßt den Stein liegen — nicht rühren! — Wählt einen andern, diesen nicht mehr; aber nicht mit der Hand berühren, schiebt ihn mit dem Gewehrkolben oder dem Stock an den Rand, aber nicht mit der Hand anrühren!"

Ich that, wie der Jäger angegeben, und als der kleine Stein an den Rand gebracht war, kollerte er hinab, riß noch kleine von dem Felsabhang mit sich und rollte so in den Garten der Gemsen hinein, denn Garten konnte man fast die reizende Stelle nennen.

Ein leiser Pfiff des Bockes, welcher auf einer erhöhten Stelle stand, ward schon während des Rollens hörbar. Die Gemsen stutzten. Die Kleinen drängten sich an und unter die Alte. Die Herde stand einen Augenblick wie gebannt, scharf auslugend, scharf horchend!

Eine Gemse ging langsam, zagend an die Stelle dahin, wo der Stein gefallen war, beroch, beschnupperte ihn von allen Seiten, dann roch sie in der Luft — doch der Wind strich von hoch oben, ging weit über sie hinweg — sie fühlte sich beruhigt — die starr gewesene Herde kam wieder ins Regen und Bewegen, sie ging wieder ans Grasen und Spielen, ans Lagern und sorglose Leben.

„Nun nehmt einen Stein in die Hand", flüsterte der Jäger wieder leise, „drückt ihn ein wenig in die Handfläche . . . so . . . haucht ihn an . und nun werft ihn hinab, wie Ihr wollt!"

Ich thats.

Der Bock pfiff wieder und schärfer.

Ein allgemeines erneutes Stutzen und Starren.

Die Gemse, welche vorhin am Steine gerochen hatte, ging wieder langsam, vorsichtig zu der Stelle und streckte Kopf und Nase dahin — hierauf ein schriller, unnachahmlicher, vom Kehlkopf gedrängter Pfiff — und die ganze Herde floh — setzte über Stock und Stein — es war ein gespenstisches Davoneilen wie im Märchen — das Schwinden von Luftgebilden — die Phantasie konnte kaum so rasch fassen, als es geschehen war!

Die Gemse hatte den Geruch erkannt.

„Jetzt, Jäger!“ rief ich aufgeregt, „wo ist Eure Jagd und Eure Schießkunst?!“

Loidl erhob sich, aber ohne die Vorsicht, welche er früher gezeigt, seine eisenbeschlagenen Schuhe knirschten im Gestein, er legte mir die Hand auf die Schulter, da ich auch schon stand, und sagte: „Ich schieße nicht!“

„Ihr? . . . nicht?“

„Hab' ichs Euch nit gesagt, der Tag läßt sich nit gut an, als wir vor dem Baum vorbei gemußt? Die Schüsse wären fast zu zählen, die ich gemacht, seit dem einen an diesem Baum. Die Leute können's Euch erzählen, und haben sie's Euch nit auch gesagt?“

„Nein, ich hörte nur so Halbes. Aber Ihr würdet mich verbinden, Vetter Loidl, wenn Ihr mir Alles sagt, d. h. wenn Ihr's könnt und dürft.“

„Das kann ich!“ sagte der Mann stolz und fest. „An diesen Händen klebt kein Menschenblut! Wer könnte das anders sagen?“

„Niemand, gewiß Niemand!“ warf ich rasch ein.

„Wills meinen! Und wehe Dem der mich beschuldigen thät! Der Walser Hies ist dabei geblieben und hat sein Leben verloren. Aber nicht von meiner Hand! Von Gottes Hand! Ihn hat Gott getroffen! Und kein Gericht, kein Mensch hat mich jemals bei der Sach' beschuldigt!“

Des Alten Gesicht ward roth, daß es um so mehr sich von den schneeweißen Haaren abhob, und seine Augen wuchsen, indem er sprach.

„Wenn Ihr von dem gebrochenen Baum mit dem Muttergottesbild links hinabschaut, könnt Ihr den Kirchhof sehen, wo er begraben liegt. Ehrlich begraben, wie ein anderer Christenmensch, obwol er's nit verdient hat. All wir nicht. Vielleicht doch, und der Hergott wird's wissen, bei dem er jetzt schon lange genug ist, vielleicht auch schon seine Sünden abgebüßt hat, während ich noch auf Erden wandle und . . .“

„Hoffentlich noch lange wandeln werdet!“

„Wenn's Gott will! Ich mag's zufrieden sein und bin's, seitdem ich mein Amt und mein Brod hab'. Schade, daß der Baum nur eine Föhre und kein Hartholz war, sonst hätt' ich mir einen Stutzenschaft daraus machen lassen. Der abgebrochene Wipfel war auch zu schwach für Sargbreter, und der Rest muß stehen bleiben wegen dem Muttergottesbild. So muß ich mich denn auch in einen andern Sarg legen. Schad't nix! Es sind ja lauter Breter und Bäume aus diesem Revier.“

„Und wie war's denn?“

„Nun, setzen wir uns — es wird warm — und mein Blut wird mir nicht kühl bei diesen Gedanken. Ihr habt keine Gemse geschossen, und so sollt Ihr was dafür haben! Sie erzählen es Euch ja doch; aber wer weiß, wie — und so kennt Ihr wenigstens die Wahrheit!“

Wir ließen uns auf dem warm werdenden Gestein nieder — ich sah hinab in die wunderbare Alpennatur, in die Reize endloser Alpen-

häupter und Bergzinnen, welche aus dunklem Tannengrün, wallenden Wolken, Schneefeldern und Himmelblau golden ragten.

„Wilderer, Wilderer war ich also, das wißt Ihr, und ein gefürchteter. Ich habe keinem Kinde was zu Leide gethan. Aber ohne Wildschießen konnte ich nicht leben. Ich habe das Wild verschenkt, dem fuchsteufelswilden Jäger vor die Thür gebracht, bevor ein Treibjagen war, eine Gemse sauber geweidet auf den Schützenstand gelegt, daß die Kerle geglaubt haben, sie müßten aus der Haut fahren! Aber gewildert und geschossen hab' ich, das hat sein müssen, ich hab' mir's nit anders denken können!

„Da war unten im Thal ein sauberes Dirnl, ein sauberes Dirnl!"

„Aha!" sagte ich scherzend.

„Braucht nit zu scherzen! Sie ist ja mein Weib geworden. Also wenn ich jetzt noch so schwärm', so war sie kreuzsauber! Ein Dirnl war's, soll ich sagen wie Milch und Blut? Nein, denn sie war auch braun. Aber wenn sie die Augen aufgeschlagen hat, hab' ich gemeint, meine Brust habe keine Wände mehr und sie sehe mir durch und durch, ins Herz hinein! Ich weiß nit, was es gewesen; aber wenn alle Welt geschlafen hat, bin ich noch um ihre Hütte herumgegangen und hab' diese angesehen, als wär' sie ein Wunder, und das Kammerfensterl, hinter dem sie geschlafen, das, hab ich schier gemeint, müsse ein Wunder sein, denn ich junger, verliebter Narr hab' darauf gestarrt, wie ein Mondsüchtiger ins Gestirn!

„Genug, das Kammerfensterl ist nit immer geschlossen verblieben. Und einmal, beim schönsten Mondenschein, bin ich über dem Holz, welches an der Wand geschichtet liegt, hinaufgestiegen. Sie ist am Fensterl gesessen und hat mich gesehen. Sie hat schon lang gewußt, wer immer um die Hütte herumsteigt, und sie hat mich oft bemerkt am Bach vorübergehen, wenn sie mit Andern Wäsche gewaschen oder Leinen gebleicht. Sie hat mich nit verwarnt, sie hat nit gesagt, ich soll fort bleiben; sondern sie hat fest bei der Fensterlehne ausgehalten, und als ich oben war, haben wir uns um den Hals gelegen und haben uns so fest gehalten, daß ich gemeint, sie müsse mich ins Kammerl hinein, oder ich sie unter Gottes Himmel heraus ziehen! — So war's geschehen, wir waren hold zwei Verliebte, ein Paarl! Und da bin ich geblieben, lange, lange, ich weiß nicht mehr, wie ich fortgekommen bin und wie aus der Nacht Tag geworden ist, aber verliebt war ich bis über die Ohren und noch ein Stück darüber hinaus!

„Das ist so fortgegangen in Mondschein und in Finsterniß. Es dauert nit lang, da wurd's aufmährig, daß wir Zwei zusammengehörten und für einander leben wollten. Da hat's bald geheißen: den Wilderer willst Du, den Lump und Wilddieb! Wenn ihm die Jäger Eins hinausknallen, hast Du einen Liebhaber oder einen Mann gehabt und kannst um den zweiten schauen!

„Die Liesei hat geweint, recht verweinte rothe Augen hat sie gehabt, und ich hätt' ihr versprechen sollen, das Wildern zu lassen!

„Ich hab' ihr's auch versprochen.

„Aber gehalten hab' ich's nit!

„Ich kanns Euch nit sagen, was es um das Wildschützen ist. Ich kanns nit! Ihr wißt von Giftessern, ich hab' sogar gelesen von Indiern, welche in ihr eigen Fleisch schneiden und behaupten, es sei eine Wollust, ohne die sie nit leben möchten! Ich war ein Giftesser, ein eigener Schinder; aber den Schaft der Büchse zu zerbrechen, den Lauf rosten zu lassen, das Pulver in den See zu schütten und die Bleikugeln wegzuwerfen, dazu hab' ich kein Herz gehabt! Das Herz war ja ohnehin schon nimmer mein, und wenn ich nit eine Sünd für meinen Theil begangen, hätt' ich ohnehin gemeint, ich hab' gar keins mehr!

„Ja, ja, lächelt nur!

„Also gewildert und geliebt!

„Wenn aber nur das Dirnl die Augen für mich allein gehabt hätt'! Sie sind ihr aber offen gestanden in alle Welt heraus und es hat sie Jeder sehen gekonnt. Auch dem Walser Hies war's nit verboten. Er war kein übler Bursch, ein hübscher Bursch sogar. Aber ich hab ihn immer für ein verkleid'tes Weib gehalten. Er war so weich, so matschig weich. Der Kerl hat Keinem so recht ins Gesicht hinein sehen können, wenigstens keinem Mann. Das Gesicht war immer so blaß und so schleimig förmlich. Er hat Keinem die Hand herzhaft drücken können, und wenn er sie Einem gereicht, so war sie so kalt und lappig, man hätt' fast glauben mögen, einen Frosch oder eine laue Katzenpfote berührt zu haben.

„Der Walser Hies war also auch verliebt in die Liesei. Aber er hat nit gewildert, er hätt nur geschossen, wenn ihm Forstamt, Schulmeister und Gemeinrath hätten den Schußzettel ausgestellt, das Wild früher mit einer Scheibe gezeichnet und vielleicht auch noch bei einem Stand angebunden, damit er vor Zeugen abdrücken könnte! Und er hatte auch Etwas. Er war wenigstens der Sohn von Eltern und eines Geschießrhauses, welcher hätte hinausgezahlt bekommen müssen.

„Gut. Dieser Hies sieht uns also, mich und die Liesei, als Pärchen und ihn hat's schwer verdrossen. Er hielt sich für den Rechten und kein Andrer sollt' sie haben! Er hatte es in sich abgemacht und gesprochen hatte er gar oft mit ihr, wie die Leute hold mit einander reden. Warum sollte er's also nit sein?

„Ich war ein Wilderer, dem man aufpaßte. Ja, das ging so weit, daß das Jägeramt das Anzeigegeld erhöhte. Fünfundzwanzig Gulden extra wurden auf den Wildschütz gesetzt, von dem muthmaßlich all' der Wildschaden herrührte; und wer den Mann sammt seinem Stutzen, von dem man Kugeln bereits genug gesammelt, als Beweis an das Amt liefern thät, der sollte das Geld haben und seine Herzensfreud' dazu!

„Eines Abends, als ich wieder „Fensterln gehn" will und den Weg am Wiesenzaun zur Hütte dahinstreiche, stürzt plötzlich ein Weibsbild hinter einer Haselstaude hervor und mir in den Weg. Ich mach' im Dunkeln einen Schritt zurück, da ruft's mich aber an, beim Namen!

„Die Liesei wars.

„Was thust Du da? frag' ich erstaunt. In der Nacht!?

„Ich bitt' Dich um Gotteswillen, sei still und komm' mit mir, ich hab' mit Dir zu reden!

„Sie zieht mich in das nächste Gehölz hinein, und da wär' sie fast vor mir auf die Kniee gesunken, wenn ich sie nit gehalten hätt': ich bitt' Dich um Gotteswillen, gieb das Wildern auf! Ich kann mich nit länger wehren, weint sie, und mein Vater hat bei allen Heiligen geschworen, es soll kein Mensch in seine Hütte kommen, der vogelfrei ist und dem's alle Tage ans Leben geht, wie einem Schächer! — Sie soll machen, daß sie heirathet, der Walser Hies gehe besonders an und sei ein kreuzbraver Bursch, der Etwas hat. Anbote wären genug da; kurz, sie soll machen, daß sie heirathet; aber nur keinen solchen Unglückseligen wie mich, damit müsse es aus und vorbei sein!

„So haben beide Alten gesagt. Und das Mädl hat mir um den Hals gelegen wie ein Kind! Ich biege meinen Kopf hinunter zu dem ihren, da spür' ich an ihrer Wange, wie die Thränen fließen, als hätte der See einen Ausgang bekommen. Herr! da ist mir heiß und kalt geworden. Da hab' ich mir geschworen, eine einzige solche Thräne sei doch nit alle die Gemsen im ganzen Wildstand werth. Und hätt' ich mein Gewehr zur Hand gehabt, in demselben Augenblick hätt ichs am Gestein zerworfen und zerbröckelt. Aber es war zu Haus, gut versteckt, und ich hab' mir gedacht, da liegt es lange gut!

„Die Hand hab' ich ihr gegeben und drei feste Buß (Küsse). Ich hab' sie an mich gedrückt, daß sie fast vor Schmerz geschrieen hat. Aber ich hab' ihr geschworen, der Wilderer ist gewesen, gestorben, in die Erd' versunken, es giebt keinen mehr! —

„Mit den Alten wollte ich's schon noch ins Klare bringen; aber das Fensterl müßt' mir bei Nacht wieder offen sein!

„Es war offen! Ach, das liebe Fensterl, ich könnt's in Gold fassen, wenn ich ein großer Herr wär'!

„Es waren acht, vierzehn Tag', vier Wochen darüber vergangen, und war mäuschenstill von der Wilderei. Da gehe ich einmal Abends ins Wirthshaus — ich bin gerad vom Fensterl kommen — mir war's wol, als hätte ich Jemand vor'm Haus vorbei schleichen sehen, aber ich wußte es nit ganz gewiß — ich gehe also zum Wirth und in der Stube sitzt der Walser Hies.

„Er war oft dort, und ich weiß nit, hat er mehr betrübt als wild darein gesehen. Mir war überselig wohl. Der Hies sagt kein Wort, sieht mich von der Seite an, aber seufzt, wie wehleidig! Mich hat's gepackt, ich weiß nicht wie, und ich frag' ihn: Na, Hies, was ist's denn mit Dir?

„Was soll's denn sein, sagt er, mein alter Vater zu Haus, dem geht's so übel und abwärts!

„So? sag' ich. Der Arme! Was fehlt ihm denn?

„Gar schlechte Augen kriegt er. Den Nachtnebel hat er schon. Wie

der Abend kommt, sieht er nit und auch wenn sie ihm tausend Kerzen anzünden thäten!

„Das ist schlimm. Der arme Hascher! sag' ich.

„Ja, das ist noch nix. Aber wenn's so fortgeht, ist er bald stockblind, auch bei Tag!

„Das ist ein Jammer! rede ich wieder drein und frage: Kann man ihm denn nit helfen? Habt Ihr keinen Arzt, keinen Helfer gefragt? Es müßt' doch Etwas geben!

„Arzt! lachte er. Haben schon herumgepfuscht genug an ihm. Aber das hilft nur ihrem Beutel und nit seinen Augen! Verrathen hätt' mir ein alter, wissender Mann drüben in Salzburg wol ein Mittel. Er hat schon Manchem geholfen. Aber woher nehmen?

„So? Fehlt es bei Euch epper, (etwa) an Geld? Ich mein, nit!

„Wenn's nur Das wär', sagt der Hies, ließen wir uns nit spotten und klug (karg) schelten! Aber es ist ein eigenes Mittel, ein eigenes Mittel!

„Ei! sag' ich, kannst es sagen, heraus damit! Wo kriegt man's denn?

„Wo? Im Gebirg droben! Aber es müßt' geschossen sein und müßt' die Milz von einer Gems sein!

„Da will ich ihm grad sagen: nun, da darfst ja nur zum Jäger gehen, da lacht er schon, zwinkert mit den Schelmenaugen und sagt: Ich weiß, was Du meinst und sagen willst. Aber das ist nit das Rechte. Die Gems darf kein Jäger schießen, die muß . . . Du verstehst mich! Du!

„Aha! sag ich, thue einen Zug aus dem Glas und lächle.

„Ja, meint er weiter, und sie muß noch nit ganz kalt herunterkommen. Es muß also bei uns geschehen. Aber es ist vorbei mit der Wilderei. Die Jäger haben bei uns den Burschen die Courage abgenommen und ihnen den lebzeltenen (lebküchenen) Stutzen auf den Maibaum gehängt! Es traut sich ja Keiner mehr und es hat kein einziger seinen Stutzen!

„Kurz, Herr, was soll ich Euch da lang erzählen? Mir ist's in's Herz geschossen, wie vielleicht dem Baum der Saft im Frühjahr! Ich war in meinem Reich drin! Und was die Liesei so lang gut gemacht, das war auf einmal und beim nächsten Glas dahin! Der Alte, welcher blind werden soll, hat mich gerührt und hat mir mein Herz gepackt. Wenns auf einen einzigen guten Schuß ankommen soll, da darf kein Menschenkind sein Augenlicht verlieren. So lang der Loidl lebt, wenigstens nicht! Und gerad des Hiesens Vater am allerwenigsten. Ich wollte gerad dem Hies ein Besonderes thun und den Leuten zeigen, daß ich das Herz am rechten Fleck habe!

„Trotz Verbot und Extrabelohnung für den Wildschützenfang geh' ich ins Gestein, heb' meinen Stutzen, meinen Ranzen vom Versteck hervor — denn sie zu ruiniren hab' ich doch kein Herz gehabt und dachte, sie stehen ja lange gut und essen kein Brod — gehe also am nächsten Abend ins Wildern, und ehe es wieder recht Tag geworden, sollte des Walser Hies alter Vater eine noch in die Schußdecke gehüllte laue Gemsmilz

haben und auf die armen blinden Augen gelegt bekommen, daß er sehend werde und zum Herrgott über die Berg' hinaufschaue! Ich hab' ein Herz im Leib gehabt und wollts hold zeigen!

„Ich gehe also in den Hochwald und steige und steige und suche einen rechten Stand.

„Der Mond war aufgegangen, es war wunderschön im Hochgebirg! Ich hab' hinabgesehen in die Tiefe — die Lichtl in den Hütten waren alle erloschen — der Mond hat auf den See geschienen, daß er wie lauter Silber und Spielzeug war. Wolken haben darüber auch nit gefehlt. Ich steig' also und ein prächtiger Kerl von einem Bock kommt auf. Ich lege an und ein Schuß knallt, ein Schuß — es war ein Kernschuß! Herr, das hättet Ihr sehen sollen! Das Thier machte nur einen einzigen Sprung, aber drei Ellen hoch, und dann lags und war mein! Ich spring zu ihm hinüber und hätte jauchzen mögen, würd' ich mich nit erinnert haben, daß ich schweigen muß. Auf Ja und Nein war der Gemsbart vom Rücken genommen und auf meinen Hut gesteckt, das ganze Thier, um kurzen Proceß zu machen und es immer warm zu halten, in meinen Ranzen!

„Dann gehe ich den Rückweg und mache eilig. Ich bin tüchtig in den Schweiß gekommen und hab', trotz der kühlen Nacht, ordentlich getropft.

„Bei der Aussicht hinab halte ich, um ein Bißl auszuruhen und setz' mich und streck' mich und such' mir in der Mondhelle wieder die Richtung, etwa die Hütte der Liesei!

„Ihr Verbot ist mir wohl in den Sinn gekommen. Aber die Gutthat hat mir Alles aus dem Kopf geschlagen. Ich denk', es ist ja keine Sünd' nit! Und ich bin ja doch noch immer auf meinen guten Wegen. Ich denk' mir, es kann ja das allerletzte Mal in meinem ganzen Leben sein!

„Dann denk' ich mir wieder, wie ich morgen ans Fensterl klopfen und vor ihrer Kammer sitzen werd'. Ich will ihr's ja selbst erzählen und sie wird hold doch eine Freud' haben! Mir wird so wohl und warm ums Herz dabei, ich glaub', die Stern' haben gelacht und mit geblinzelt! Ich denk' mir gerad das Liedl:

„Dirnl, Du hast mich lieb,
Dirnl, gelt, Du hast mich gern —
Ich steig' auf 'n Himmel n'auf
Und hol Dir ein Stern!"

„Sie müssen nit lachen, wenn das ein alter Kerl, wie ich, jetzt so sagt. Aber Sie brauchen auch nit zu glauben, ich hätt' einen Stern vom Himmel geholt. Doch selig war ich!

„Und plötzlich, da rauscht's — und plötzlich, da lispelt's!

„Himmelherrgott! es streifen Tritte im Gras und rauschen im Gestein!

„Ich höre ganz deutlich Stimmen. Erst leise, dann lauter. Ich höre: ‚hier herum muß er sein, es ist uns genau der Weg und die Richtung verrathen. Den Schuß habt Ihr ja auch von da gehört. Er kann nit entkommen. Nur gut vertheilt halten!‘

„Das waren also die Jäger!

„Ich höre, wie sie alle Wege besetzen und durchsuchen, es war keiner, den sie vergessen hätten. Ich war in einer Enge und wußte nicht, wie hinausgelangen. Ich war rings umstellt.

„Jetzt war das Unglück da und geschehen!

„Aber zwei Wege hatte ich noch, um dem Schimpf und Elend zu entgehen. Der eine war, mich hinunterstürzen in den Abgrund, vor welchem ich unter dem Baume lag.“

„Dem Baume?“ frug ich. „Es war . . . .“

„Es war derselbe Baum, an dem wir vorüber gekommen sind. Ganz recht, der gebrochene Baum mit dem Muttergottesbild!

„Am Abgrund zerstürzen, am scharfen Gestein mich zerschmettern, wollt' ich doch nit gleich. Oder sollt' ich lieber mein Leben Schuß um Schuß verkaufen?

„Da kommt mir ein dritter Gedanke! Ich klettere wie eine Wildkatze auf dem Baum in die Höh, sammt meiner Gams und meinem Stutzen, steck mich hoch oben ins Geäste hinein und halt' mich so ruhig wie ein steinerner Vogel.

„Da hänge ich, da schwebe ich, da sitze ich, da liege ich, ich weiß nicht, wie es eigentlich war, es war Keines von Allem und doch Alles! Meine Arme und Beine klammerten fest, nur mein Herz war ohne Rast!

„Nun höre ich die Jäger immer genauer und deutlicher. Einer kommt an den Baum heran und sagt dem Andern, hier nehme er fest Stand, das sei ein Hauptpunct und da bleibe er. Hat der Hies nit gesagt, dies sei der richtigste und ruhigste Punct? Und der Hies halte die Leute nit zum Narren, am wenigsten beim Loidl, und ist beim Treiben ja selbst mit, unten am Graben des Felsens hat er Stand genommen.

„Also der Mann bleibt beim Baum, richtet sich's daselbst ein und wird aushalten bis zum Sonnenschein! Die Andern bleiben auch rings.

„Da... auf einmal... höre ichs knistern und knacken und sich rühren im Baum, im Holze! Es ist, als ob Etwas leise splittert und bricht . . . Herrgott im Himmel! das Knistern und Knacken wird stärker, ich höre es brechen und spüre es neigen . . . der Baum ist oben an einer Aststelle morsch, er kann meine ganze Last nicht tragen, er bricht vorn über . . . es kracht, daß ich die Welt zu Grunde gehen glaube, und ich selbst empfehle meinen Geist dem Herrn, denn im nächsten Augenblick bin ich zersplittert, in tausend Stücken auseinander geschleudert, hinunter in den ungeheuren Raum, an dem harten Felsgestein! zusammen mit dem brechenden, schon stürzenden Baumwipfel!

„Ich schließe die Augen und rufe mein „Jesus Maria!“ Ich klammere mich doch noch fest und spüre, ich fliege abwärts! — Ich höre ein Sausen und endlich einen furchtbaren Schrei von einer Menschenstimme hart an mir — ich schlage mit dem Baum an Gestein, fahre vom Gestein wol viele Ellen hoch noch einmal empor — dann verliere ich alle Sinne — dann erwache ich — spüre, daß ich noch lebe und ich bin doch noch immer in den Zweigen, ja sammt dem Bock, auf dem ich liege!

„Unter mir aber . . . da rauscht es und stürzt es. Es ist ein Wasserfall, das Wildwasser, was ich höre. Ich klammere mich fest an dem, was ich fassen konnte. Endlich lasse ich einen Arm los, nachdem ich den andern fest schlinge und taste herum. Ich finde keinen Grund. Ich strecke allmählich einen Fuß hinab . . . ich komme auf keinen Grund. Ich lasse meinen Stutzen am Riemen hinab, so weit ich kann . . . kein Grund! Unter mir rauscht es und stürzt es, ohne Aufhören, wild! Ich hänge also am gebrochenen Baumwipfel, der sich an den Gesteinwänden stemmt, quer über einem Abgrund, in den das Wildwasser abwärts schießt! So dacht' ich mir's. So blieb ich und suchte mich so wenig zu rühren als nur möglich!

„Finster war's im Abgrunde — meine Knochen schmerzten. Kein Lichtschimmer drang noch hier herunter. Aber ich lebte und mein Stutzen war sogar unversehrt neben mir; was wollt' ich mehr?

„Aber was ich da gedacht die langen bangen Stunden — die schwerste Nacht meines Lebens — ich möcht's in meinem Leben nicht zum zweiten Mal mehr denken!

„Ich wagte kaum mich zu rühren. Ich blieb so bis zum Morgengrauen, ich durfte nicht vor, noch zurück, ich hörte ja nur den Tod rings auf mich lauern und für mich rauschen!

„Jetzt ward es lichter. Die ersten Streifen kamen und ich sah sie über mir. Jetzt wagte ich allmählich mich zu heben, jetzt konnt' ich ein Bißl um mich sehen.

„Ich rutschte und kletterte an der dicken Wipfelseite des Baumstumpfes bis zum Gestein.

„Was seh' ich?

„Unter mir liegt ein Mensch, eine Leiche!

„Ich trete auf das Gestein und suche das Gesicht.

„Herrgott! der Hies liegt unter mir erschlagen, von demselben Baum zerschmettert und zerschlagen, auf den ich mich gerettet, der oben übergebrochen war und mich mit sich hinabriß in die furchtbare Tiefe, einige hundert Fuß abwärts!

„Ich kniete nieder und hab' ihm das Gesicht gewaschen aus dem Wildwasser. Aber er war todt und kalt und kein bischen Leben war mehr in ihm — er war ganz von der Last zerbrochen und zerschmettert!

„Ich hab' mit Thränen in den Augen für ihn gebetet!

„Dann bin ich hinunter gegangen, eigentlich auf und ab geklettert auf Zweien und auf Vieren. Ich bin keinem Menschen begegnet.

„Der Jäger oben war froh, mit seinem Leben davongekommen zu sein und sie hatten sich sämmtlich auf dem kürzesten Weg mit ihren Laternen davongemacht.

„Ob ein Mensch und welcher „Jesus Maria!" geschrieen, das wußten sie nicht; Jeder meinte, es wäre von dem Mann, welcher unter dem Baum gewesen, ausgegangen. Und diesem war Hören und Sehen im Krachen und Stürzen in eigener Todesangst vergangen!

„Ich bin noch einmal ans Fensterl zu der Liesei gegangen, hab' sie

geherzt, hab' sie geküßt, hab' geweint und ihr gesagt, es gehe jetzt was Großes vor und wenn's nit aus ist mit mir, will's Gott noch anders!

„Dann bin ich aufs Amt gegangen.

„Das war noch herrschaftlich, und der Graf hatte zu richten in Wald- und Forstfrevel.

„Dort erzähl' ich, was geschehen und melde den Todten, den Walser Hies!

„Die Leute, die Herren vom Amt waren versteint!

„Der Graf selbst ist zur Sach', d. h. zum Verhör gekommen.

„Beim Verhör hat er die Jäger gefragt, wie der Hies an die Stelle gekommen?

„Er hätte sollen an einer andern sein, aber wahrscheinlich war sie ihm zu gefährlich, er fürchtete etwa mit dem Wilderer zusammenzustoßen und da habe er sich an das Wildwasser retirirt, weil er sich dort im Graben vor aller persönlicher Einmischung sicher geglaubt.

„Der Graf sah mich an, sah mich nochmals an, und wie ich gerad und ruhig steh', zum dritten Mal!

„Laßt das Protocolliren! sagte er, und den Mann mit mir allein!

„Nach einer Viertelstunde war ich gräflicher Jäger, bin als solcher aus der Stube getreten, habe Handschlag geleistet und war frei!"

„Und was thatet Ihr?"

„Denkt einmal!"

„Zu der Liesei seid Ihr gegangen!"

„Ja! Und ihr gesagt, ob sie einen herrschaftlichen Jäger und keinen Wildschütz will?"

„Und sie hat . . ."

„ . . . mir einen Kuß gegeben und ist in Ohnmacht gefallen, daß der Bader hat kommen müssen und gleichzeitig die Geschichte mit ihr und ihren Eltern in Ordnung bringen."

„Dann?"

„Dann bin ich zu des Hies altem Vater gegangen. Und hab' mich niedergekniet und hab' seine greise, zitternde Hand genommen und ihn um Gotteswillen um Gnad und barmherzige Verzeihung gebeten!"

„Und der arme Vater?" frug ich neugierig.

„Hat mir verziehen! In all seinem Schmerz hat der Alte ausgerufen: Ich hab' ja auch einmal gewildert! — Dann hat der Hies eine „Leiche" bekommen, bei der es recht still hergegangen, ich hab' selbst an seinem Grab für die arme Seele gebetet und drei Messen bezahlt.

„Den Bock hab' ich geholt und in der Lebernen bin ich zum Traualtar gegangen. Sie sollen mich darin begraben!

„Aber von etwas Anderm!

„Jäger war ich, und . . ."

„ . . . da habt Ihr nun lustig drauf los geknallt, daß die Gemsen Euch schon beim Namen kennen!"

„Nein, Freund, seitdem freut mich das Schießen nimmer! Es war anders als jetzt. Es knallt ganz anders, wenn man so oder so schießt!"

sagte er mit Lächeln. „Ihr werdet nirgends so viele Gemsen finden, als bei mir, ich hab' mein Freud' an den lebenden und ich bin von Herzen froh, daß Ihr heute gerad so viel Gemsen geschossen habt, als ich!"

„Und die Lisei?"

„Kocht Nocken, auch Kaffee und Warmwein, wenn Ihr haben wollt!"

„Wo? Wo?"

„Sie ist in der Alm, bei einer Vetterstochter von mir. Wenn Ihr an den Attersee hinunter steigen wollt, müßt Ihr vorüber."

„Und wir können dort frühstücken?

„In zwei Stunden."

Wir machten uns auf den Weg, und die beiden Stunden waren noch nicht ganz vergangen, da jauchzte ich drei Mal hellauf, hinunter zu dem hellen, spiegelnden Riesensee, über den die Kähne zogen und zitternde Silberstreifen hinter sich führten.

Von einer Alpenhütte tief unten jauchzte es wieder und empor.

„Das habt Ihr gut gemacht! Ich hab' versprochen, ein Zeichen hier von mir zu geben, jetzt habt Ihr's für mich gethan. Nun müßt Ihr unten essen und trinken für Zwei."

„War's Eure Liesei, die gejauchzt?"

„Ja!"

„Dann ist sie noch kräftig genug, um für unser Beider Appetit „Raunken" zu backen. Und noch einmal für sie — Juchhui!"

Moderne Kurzsichtigkeit.

Von Dr. L. Posner.

I.

Unsere Gegenwart bezeichnet, und wir wollen ihr das Recht dazu nicht absprechen, den geistigen Horizont unserer Altvordern als einen noch begrenzten und thut sich etwas zu Gute darauf, daß ihr Blick in die Tiefe und Breite alles Wissens und Erkennens ein viel weiterer und feinerer geworden sei. Wir wollen, wie gesagt, unserer Gegenwart die Berechtigung zu diesem erhebenden Bewußtsein in keiner Weise verkümmern, aber wir müssen doch dabei eingestehen, daß diese Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, deren wir uns erfreuen, ein schwer wiegendes Opfer gekostet hat, nämlich die Beschränkung unsers Körperlichen. Unsere Generation ist in demselben Maße, in welchem sie gelehrter und wissensreicher, auch **kurzsichtiger** geworden und der Grad unserer Bildung findet kaum einen präcisern Ausdruck, als in der Zahl der Gläser, mit denen wir unsgren schwach gewordenen Augen zu Hülfe kommen müssen, und in den erschreckend hohen Concavnummern, deren wir bedürfen, um unsere Nebenmenschen nicht über den Haufen zu rennen. Wer kannte bei dem vor uns lebenden Geschlechte den Gebrauch der Brillen? Hochbetagte Individuen, deren Augen altersschwach geworden und die bei der sonntäglichen Postille der ohnedies nicht allzu glänzenden Lesefertigkeit durch den ehrwürdigen Nasenquetscher zu Hülfe zu kommen suchten, oder ein paar Gelehrte, welche durch die Bewaffnung ihrer Sehwerkzeuge einen imponirenden und würdevollen Ausdruck zu erlangen hofften, und bei denen die Brille nur ein Armaturstück des literarischen Decorum bildete. Wie ist das anders geworden! Das hoffnungsvolle Mitglied jener elementarsten Bildungsinstitute, welche wir mit dem Namen Klippschulen bezeichnen, klemmt sich, wenn es auf einer etwas entfernten Bank seinen Sitz hat, schon das Lorgnon ins Auge, um das an der Tafel gemalte große A besser sehen und treuer copiren zu können, der Gymnasiast würde seiner Tertianerehre einen empfindlichen Stoß versetzen, wenn er sich ohne Brille in der Classe sehen ließe, der zierliche Backfisch, der zum ersten Male in langen Kleidern über die Straße geht, handhabt sein Binocle mit einer von langer Uebung zeugender Gewandtheit, oder weiß hinter den Brillengläsern seinen Blicken eine interessante Färbung zu verleihen, welche durch den blauen Anhauch eher erhöht als gedämpft wird; der einjährige Freiwillige schiebt sich unzählige Male mit dem Gewehrlaufe die Brille von der Nase und wird von seinem gestrengen Herrn Lieutenant nur deshalb nicht um viele Millionen Klaftern tief in den Erdboden verwünscht, weil der Instructor selbst ohne Brille oder Lorgnette nur ein halber Mensch sein würde; der Jünger der Themis schärft mit der Brille seinen inquirirenden Blick, der Arzt liest mit der Brille

in dem Innern seines Patienten, der Pfarrer auf der Kanzel füllt die Ruhepuncte seiner Rede mit dem Putzen seiner Brille aus — kurz, unsere gesammte Generation, wenigstens der gebildete Theil derselben, ist zum lebenslänglichen Gebrauche concaver Gläser verurtheilt und Diejenigen, deren Augen noch eine normale Tragweite besitzen, gehören zu den von Tag zu Tag seltener werdenden Ausnahmen.

Glaube man aber nicht etwa, daß diese allgemeine Sitte, unsere Augen unter Glas zu setzen, eine ephemere Mode sei, die bald einer anderen weichen werde. Es handelt sich hier um etwas Ernsteres, als um eine flüchtige Geschmacksverirrung, es handelt sich in der That um einen wirklichen und in seiner Bedeutung und seinen Folgen immer wichtiger werdenden krankhaften Zustand, um ein mit unserer Civilisation in allernächster Verbindung stehendes Volksleiden. Die Zahl der Augenkranken hat sich gegen früher in einer alle Voraussetzungen übersteigenden Weise erhöht — vor dreißig Jahren noch bildeten die Augenheilanstalten in Universitätsstädten nur ziemlich unwesentliche Anhängsel der chirurgischen Kliniken, die Augenheilkunde selbst wurde vom Professor der Chirurgie nebenbei gelehrt und geübt und dieser primitive Zustand einer seither zu so hoher Bedeutung gekommenen Disciplin genügte damals dem vorhandenen Bedürfnisse vollkommen. Jetzt ist in jeder größern Stadt mindestens eine, der Behandlung von Augenkrankheiten speciell gewidmete Anstalt vorhanden, und keine dieser Anstalten leidet an Krankenmangel; die Wartezimmer der Augenärzte sind während ihrer Sprechstunden von hülfesuchendem Publicum überfüllt und es scheint, als ob in demselben Verhältnisse, in welchem die Zahl der Augenheilkünstler sich vermehrt, auch die Zahl des ihrer Specialität zufallenden Krankencontingentes zunähme. — Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der rapide Entwicklungsgang, welchen die Augenheilkunde in neuerer Zeit gewonnen, die Siegeslaufbahn, welche ihr ihr genialer Schöpfer, v. Gräfe, eröffnet, an diesem Sachverhältniß wesentlich betheiligt sei. Allerdings lockt der wohlbegründete Ruhm der neueren Augenärzte Tausende von Kranken, selbst aus fremden Ländern herbei; gleichzeitig aber ist auch die Zahl der Augenleidenden in einer absoluten und sehr raschen Steigerung begriffen, und macht es den betreffenden Heilanstalten möglich, jetzt über ein Krankenmaterial zu gebieten, welches die Augenärzte früherer Zeit für ein Phantasiegebilde hätten halten müssen.

Wir brauchen uns in keine weitläufigen Untersuchungen darüber einzulassen, durch welche socialen Einflüsse diese bedenkliche Vermehrung der Augenleiden, diese allgemeine Reduction der Sehkraft herbeigeführt worden; das ursächliche Verhältniß liegt so nahe, daß es längst zu Jedermanns Bewußtsein gekommen ist, ohne daß man jedoch daraus Veranlassung genommen hätte, den Gefahren, von denen wir das edelste Organ des Körpers täglich bedroht sehen, irgend welche Abwehr entgegen zu setzen. Man weiß sehr wohl, daß unsere männliche Jugend durch übermäßig angestrengte Thätigkeit der Augen beim Unterricht und Studium die Sehkraft gründlich ruinirt, aber man sagt sich achselzuckend: „Gelernt muß

werden, die Zeit verlangt ein vollgerütteltes Maß von allerlei Kenntnissen, mithin kann an eine Schonung der Augen nicht gedacht werden." Man weiß ferner, daß unsere Mädchen und Jungfrauen, abgesehen von dem Antheil an wissenschaftlicher Thätigkeit, der auch in ihr Erziehungsgebiet fällt, noch dem Molochdienst der „weiblichen Handarbeit" die Gesundheit ihrer Augen zum Opfer bringen, aber man sieht dem ruhig zu oder läßt höchstens einige wohlfeile spöttelnde Bemerkungen darüber fallen, wenn das kostbarste Gut des Lebens durch den eitelsten Firlefanz verkümmert und verschleudert wird. Wagt man es, mit ernster Mahnung und eindringlichem Tadel gegen dieses gedankenlose Treiben aufzutreten, so nimmt sich das jugendliche Object unserer Beredsamkeit kaum Zeit von der Stickerei aufzublicken, um uns mit größerer oder geringerer Deutlichkeit als einen unerträglichen Pedanten zu bezeichnen. — Allerdings wäre es Pflicht unserer Pädagogen, ihren Einfluß in Schule und Haus geltend zu machen, um dieser leichtsinnigen Verschwendung der Sehkraft hemmend entgegen zu wirken, aber leider scheint die Pädagogik noch nichts davon zu wissen oder wissen zu wollen, daß die Aufgabe, den Körper zu bilden, ihn in seiner vollen Harmonie zu entwickeln, jede einzelne Kraft desselben zu erhalten und zu fördern, zu ihren besten und nächstliegenden gehört. Ihr ist immer noch die möglichste Anfüllung des Gedächtnisses mit Unterrichtsstoffen das einzige Arbeitsfeld, und alles was darüber hinausgeht, namentlich aber, was die Pflege des Körpers betrifft, ein Allotrium, an welches ein gewissenhafter Schulmann keine Zeit verschwenden darf. So weitreichend das Wissensgebiet ist, welches unsere Lehrer sich aneignen müssen, so hat doch die auf pädagogische Zwecke bezogene Physiologie und Gesundheitslehre noch keine Stelle darin gefunden.

Vergegenwärtigen wir uns den Bildungsgang unserer jetzigen Jugend, soweit sie der Vortheile einer sogenannten gelehrten Erziehung theilhaftig wird, so sehen wir ein Heer schädlicher Einflüsse auf die zarten Individuen einstürmen, denen wir nicht zu früh das Glück der sonnigen Freiheit rauben zu können vermeinen, ein Heer von schädlichen Einflüssen, deren directeste Wirkung auf die Gesundheit der Augen gerichtet ist — Früh dazu angehalten, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu lesen und zu schreiben, verlernen es die meisten Kinder bald, ihre Augen für das Sehen in der Ferne in die richtige Stellung zu bringen und die wichtige Function des Auges, welche man als Accomodationsvermögen bezeichnet, und welche es demselben möglich macht, durch verschiedene Grade von Muskelspannung den optischen Apparat, je nach der Entfernung der Sehobjecte, einzustellen, geht zum großen Theil verloren. Je weiter die Erziehung vorrückt, um so dringender häufen sich die Attentate auf das Auge: angestrengte Lectüre in kleingedruckten Büchern (namentlich in den Tauchnitz'schen Sterotypeditionen, diesen unverzeihlichen typographischen Sünden), schriftliche Arbeiten bei oft ungenügendem, unruhigem oder schlecht einfallendem Lichte, krummes Sitzen beim Lesen und Schreiben und dadurch begünstigter Blutandrang zum Kopfe, Verkürzung der Nachtruhe, um für Schularbeiten und Privatstunden die nöthige Zeit

zu gewinnen, alles das stürmt auf den angehenden Gelehrten ein und wir haben es nur der unverwüstlichen Zähigkeit der Natur zu danken, wenn die Mehrzahl unserer Jünglinge sich durch alle Fährnisse bis zum Abiturienten-Examen herausarbeitet, ohne einen andern Schaden davon zu tragen, als den gerötheter, blöder, kurzsichtiger Augen.

Weniger bedrohlich allerdings ist der Bildungsgang des weiblichen Geschlechtes, indessen ist man gründlich bemüht, den geringern Aufwand von Sehkraft, den unsere jungen Damen für ihre Gelehrsamkeit zu machen haben, dadurch auszugleichen, daß man sie recht fleißig bei möglichst unruhiger und schwacher Beleuchtung die krausen Köpfe der Notenschrift lesen läßt und so den Erfolgen, welche das Auszählen von Fadenkreuzen auf flimmernden Canevas, das Sticken auf weißgrundigen Geweben von fast mikroskopischer Feinheit hervorruft, recht kräftig nachzuhelfen. Wunderbar ist mir dabei immer erschienen, daß zärtliche Mütter, welche alle Parfümeriemagazine plündern möchten, um die Locken ihrer Lieblinge möglichst glänzend und weich, ihre Haut möglichst sammetartig, ihre Zähne möglichst weiß und schimmernd zu machen und zu erhalten, kein Arg darin fanden, daß dem schönsten Theil des Antlitzes durch nutzlose Ueberanstrengung sein Glanz und die Seelenfülle seines Ausdrucks verkümmert werde, daß mithin der mächtigste Hebel weiblicher Anschauung hier ohne Wirksamkeit blieb.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß unter allen Augenleiden, welche durch die Fehlerhaftigkeit und Sorglosigkeit unserer Erziehung erzeugt werden, das unbedingt häufigste die Kurzsichtigkeit ist, so daß diese als das Stigma unserer Zeit, vorzugsweise aber unseres deutschen Vaterlandes bezeichnet werden kann. Daß Deutschland das wenig beneidenswerthe Vorrecht hat, gleichzeitig das Heimatland der Intelligenz und der Concavbrillen zu sein, das macht sich uns in der auffallendsten Weise geltend, wenn wir eine gelehrte Versammlung in Frankreich oder England besuchen; wenn in Deutschland drei wissenschaftlich gebildete Männer zusammen kommen, so kann man sicher darauf rechnen, die Augen zweier davon bewaffnet zu finden; in Paris haben wir in den frequentesten Auditorien der Medicin- und Rechtsschulen kaum einen einzigen Brillenträger gesehen, höchstens daß einige junge Zierlinge mit ihrem Monocle coquettirten; ebenso wenig waren die Nasen der Professoren, der Akademiker u. s. w. zum Brillentragen verurtheilt und wenn einmal ein Veteran der Wissenschaft sich eines Glases bediente, da war es ein convexes, der Weitsichtigkeit, diesem Attribute vorgerückten Alters, entsprechend. Bei den im vergangenen Sommer Statt gehabten Zusammenkünften des internationalen medicinischen Congresses zu Paris bot sich eine interessante Gelegenheit zu vergleichenden Studien über den Zustand der Augen bei den verschiedenen Nationen (beiläufig gesagt, vielleicht der einzige interessante Gesichtspunct, der sich dieser Farce abgewinnen ließ); wo sich ein bebrilltes Gesicht erblicken ließ, da konnte man Zehn gegen Eins wetten, daß dasselbe einem deutschen Mitgliede angehöre, während die Engländer in großer Zahl ihre Physiognomie durch Doppellorgnons

verschönten, die Franzosen sich der Monocles, aber fast nur zum Spielen, bedienten, die Italiener den Glanz ihrer Augen durch kein Glas abzudämpfen versuchten. Daß es sich hier nicht um ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen handelt, dafür werden wir später durch statistische Hülfsmittel den Beweis liefern. — Vorher aber müssen wir noch eine Frage zur Erledigung bringen, welche ohne Zweifel bei vielen unserer Leser auftauchen wird: „Ist denn überhaupt die Kurzsichtigkeit als eine Augenkrankheit zu betrachten? Kurzsichtig ist man von Natur, und für einen angebornen Fehler kann man doch unmöglich die Erziehung verantwortlich machen wollen; zudem ist es ja eine bekannte Thatsache, daß die kurzsichtigen Augen eigentlich die stärksten und gesündesten sind, daß sie allerdings eine leicht zu ertragende und noch leichter zu corrigirende Unbequemlichkeit mit sich führen, dafür aber auch eine recht erhebliche Garantie für die Dauer der Sehkraft bis ins höchste Alter gewähren." So verbreitet derartige Ansichten auch sind, so wenig Anspruch auf Begründung haben sie und liefern nur einen neuen Beweis dafür, wie mangelhaft selbst bei den Gebildeten die physiologische Erkenntniß ist. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß in einer Anzahl von Fällen die Kurzsichtigkeit durch angeborene Bildungsfehler des Auges bedingt ist und dann schon in den frühesten Kinderjahren sich kundgiebt. Diese Fälle bilden aber eine verschwindende Minorität gegenüber denen, in welchen früher ganz gesunde Augen von normaler Tragweite erst zwischen dem zehnten bis zwanzigsten Lebensjahr ihre Kraft für das Sehen in die Ferne einbüßten und die Hülfe von Correctivmitteln in Anspruch nahmen. Wir glauben keine fehlerhafte Voraussetzung zu machen, wenn wir unter den Lesern, die diese Mittheilung finden wird (und im Interesse der Sache wünschen wir ihr recht zahlreiche), auch eine Fraction solcher annehmen, welche sie mit der Concavbrille auf der Nase durchfliegen (vielleicht daß schon der Setzer und Corrector dieser Zeilen eben so auf diese „männliche Zierde" angewiesen sind, wie leider Gottes ihr Schreiber); wir bitten diese unsere Leser und Leidensgefährten mit uns einen Erinnerungsblick in die goldnen Jugendjahre zu werfen; hing uns nicht Allen damals der Himmel voller Sterne, war nicht für uns Alle ein unbegrenzter Gesichtsraum geöffnet, vermochten wir nicht Alle den Vogel in den Lüften, das Spiel des Laubes auf den höchsten Wipfeln mit voller Klarheit zu unterscheiden und erinnern wir uns nicht, wie das Alles allmählich sich verhüllte und versank und mit dem Paradiese der Jugend begraben wurde, um uns eigentlich nimmer wieder zu erstehen? Und ist unsere Erinnerung scharf genug, so wird sie uns auch noch die Momente vergegenwärtigen, in denen wir zum ersten Mal diese Verringerung unseres Gesichtskreises inne wurden und welche fast ausnahmslos mit unseren Schul-Reminiscenzen zusammenfallen; während wir fast mit Falkenblicken das Fernste und Kleinste zu unterscheiden vermocht hatten, verschwamm jetzt die arithmetische Formel, welche der Lehrer an die Tafel schrieb, in unlesbaren Zügen, und nicht lange dauerte es, so gehörten wir in der Mathematik zu den gründlich „Abgefallenen". Gehen

wir in unseren Erinnerungen einen Schritt weiter, so finden wir uns mit dem Lorgnon oder der Brille wieder. Anfangs gehoben von dem gelehrten und männlichen Anstrich, den wir nun unserm flaumbärtigen Antlitz verliehen zu haben meinten, aber bald von mannigfachen unangenehmen Empfindungen belästigt, die wir auf die ungewohnten Gläser schoben, und die sich stets mit neuer Energie geltend machten, so oft wir gezwungen waren, durch schärfere Gläser die machtlos gewordenen früheren zu ersetzen.

So wie wir hier unsere eigene Leidensgeschichte uns aus der Erinnerung construirt haben, so wird sie von Tausenden und aber Tausenden durchgemacht, deren Kurzsichtigkeit kein Erbfehler ist, sondern das Resultat des Bildungsprocesses, dem sie unterworfen werden. Es handelt sich mithin hier nicht um einen physiologischen Zustand, sondern um ein wirkliches Augenleiden, dessen Vorhandensein ganz dazu angethan ist, unsern Lebensgenuß wesentlich zu beinträchtigen und welches keineswegs, wie wir später erörtern werden, eine so harmlose Natur hat, als daß man dasselbe mit Gleichgiltigkeit übersehen dürfte. Keinenfalls aber, und darauf legen wir ein besonderes Gewicht, möge man sich der irrigen Ansicht hingeben, als seien kurzsichtige Augen mit einer ganz besondern Stärke ausgerüstet und besser im Stande, Anstrengungen zu ertragen, als die Augen Fernsichtiger. Diese Ansicht, die oft die Veranlassung zum systematischen Ruin schon kranker Augen giebt, gehört zu der Fülle widersinniger Traditionen, aus denen sich die wildwachsende Gesundheitslehre zusammensetzt, und hat eben so viel logische und thatsächliche Begründung für sich, als ob wir von einem Menschen mit lahmen Beinen behaupteten, daß er eine ganz besondere Begabung zum Bergsteigen habe und daß er sicher darauf rechnen dürfe, die Kraft seiner unteren Gliedmaßen länger zu bewahren, als seine von der Natur stiefmütterlich mit gesunden und geraden Füßen bedachten Nebenmenschen. Kurzsichtige Augen sind eben kranke Augen und bedürfen, wie jedes andere kranke Organ einer sorgfältigen Beachtung und Schonung, wenn nicht das vorhandene Leiden gesteigert und zu einer die Function des ergriffenen Organs bedrohlich gefährdenden Höhe entwickelt werden soll. Donders, einer der gebildetsten und erfahrensten Augenärzte der Neuzeit, sagt: „Der Kurzsichtige ist nicht nur nicht in der Lage, seine bürgerlichen Pflichten vollständig zu erfüllen, er ist nicht nur in der Wahl seines Lebensberufes beschränkt, sondern er ist auch durch die höheren Grade seines Leidens Störungen des Sehvermögens ausgesetzt und mit unheilbarer Erblindung bedroht."

Der Ausspruch, daß die Kurzsichtigkeit eine Augenkrankheit sei, dürfte nicht blos unter den nichtärztlichen Lesern auf manche Ungläubige stoßen; wir verhehlen uns nicht, daß auch im ärztlichen Publicum sich mannigfacher Widerspruch gegen eine Anschauung erheben wird, welche mit einem Schlage Tausende von Doctoren in eben so viele Patienten umwandelt; denn bekanntlich ist die Kurzsichtigkeit kaum in irgend einer der „learned professions" verbreiteter, als im ärztlichen Stande (wir

hoffen von dem Geschmack unserer Leser, daß sie sich bei dieser Gelegenheit jeder naheliegenden und wohlfeilen satirischen Bemerkung enthalten werden). Und demnach müssen wir bei unserer Behauptung stehen bleiben. Die Kenntniß von der krankhaften Natur der Kurzsichtigkeit ist nur um deswillen keine allgemeine, weil sie erst den Fortschritten entstammt, welche die Augenheilkunde in neuerer Zeit gemacht hat; während diese Wissenschaft früher darauf angewiesen war, die mangelhaften Aufschlüsse, welche ihr die äußere Besichtigung des Auges ergab, durch Vermuthungen, Voraussetzungen und Folgerungen zu ergänzen, mithin wesentlich auf subjectiver Basis sich begründete und deshalb nicht selten zu den erheblichsten Trugschlüssen gelangte, ist jetzt das ganze Krankheitsgebiet, welches hier in Betracht kommt, der objectivsten Untersuchung zugängig gemacht worden. Die Geheimnisse des Auges erschließen sich jetzt in voller Klarheit den Lichtstrahlen, welche der Augenspiegel in die verborgensten Regionen dieses wunderbaren Organs wirft, und was im tiefsten Hintergrund desselben vorgeht, vermag der Beobachter mit derselben Deutlichkeit und Zuverlässigkeit zu lesen, mit welcher er den Zustand der äußern Hautfläche vor sich sieht. Dadurch hat die Augenheilkunde unserer Zeit einen Grad von Sicherheit in der Erkenntniß und Beurtheilung der Augenkrankheiten gewonnen, welche ihr Anspruch auf eine der ersten Stellen unter den verschiedenen Zweigen der Heilkunde verleiht. Diesem neu erworbenen wichtigsten Hülfsmittel der ophthalmiatischen Untersuchung ist es nun auch zu verdanken, wenn wir den innern Zustand der kurzsichtigen Augen näher kennen gelernt haben und dadurch zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es sich hier in der überwiegend größern Mehrzahl der Fälle um krankhafte Vorgänge handle, welche in ihrer Entstehung, ihrem Verlaufe und ihren Ausgängen deutlich zu verfolgen sind, welche aber nicht blos der beobachtenden Thätigkeit des Arztes ein interessantes Object, sondern auch seiner heilenden Bestrebung einen dankbaren Erfolg darbieten.

Wenn wir an dieser Stelle darauf eingehen, unseren Lesern eine gedrängte Darstellung von dem Wesen und dem Entwicklungsgange des in Rede stehenden Leidens zu geben, so geschieht dies nur deshalb, weil eine solche Darstellung für die Begründung derjenigen Maßregeln, welche wir als vorbeugende und diätetische in Vorschlag zu bringen haben, unerläßlich ist und wir unseren Warnungen nur dann eine Aussicht auf Erfolg eröffnet glauben, wenn wir in kurzen Zügen ein Bild von der Gefahr entwerfen, die mit dem Krankheitszustande, um den es sich hier handelt, verknüpft ist.

Im Wesentlichen läßt sich der Störungsproceß, welcher bei der Erzeugung der Kurzsichtigkeit im Auge vorgeht, als eine schleichende Entzündung begreifen, von der die innersten Augengebilde, namentlich eines der zartesten derselben, ergriffen wird; dieser Entzündungsvorgang schreitet meistens allerdings in sehr langsamer, fast unmerklicher Entwicklung fort, ruft aber mit der Zeit organische Veränderungen in der genannten Haut und ihren Nachbargebilden hervor, die, einmal zu Stande

gekommen, keiner Rückbildung mehr fähig sind und einerseits eine Verlängerung der von hinten nach vorn hinten gedachten Axe des Augapfels, andrerseits eine Schwächung des Accomodationsvermögens herbeiführen; der Ausdruck der beiden eben genannten Veränderungen ist die Kurzsichtigkeit. In vielen Fällen, und diese darf man als die gefahrlosen bezeichnen, bleibt die functionelle und organische Störung des Auges, nachdem sie bis zu einem gewissen Grad gediehen, stabil, und die oft in frühen Jugendjahren schon erworbene Kurzsichtigkeit dauert ohne weitere erhebliche Veränderungen für die ganze Lebenszeit an; das Sehvermögen bleibt ungefährdet und wenn auch die Tragweite des Auges sich als eine wesentlich veränderte erweist, so werden doch die Gesichtseindrücke, wenn die Objecte nahe genug gerückt sind oder wenn ein passendes optisches Correctiv angewendet wird, in voller Schärfe wahrgenommen. So gutartiger Natur ist aber der hier obwaltende Sehverhalt nicht immer, vielmehr kommen Fälle, und zwar in nicht geringer Zahl, vor, in denen ebensowohl die krankhafte organische Veränderung im Auge, wie die von ihr bedingte functionelle Störung in dauernder Steigerung begriffen sind, so daß der Patient gezwungen ist, in mehr oder weniger langen Zwischenräumen die bisher angewandten Concavgläser gegen neue von stärkerer Nummer umzutauschen. Diese, als progressive Kurzsichtigkeit bezeichnete Form, ist ein Leiden von entschiedener Gefährlichkeit, da dasselbe sich bis zu einer Höhe steigern kann, in welcher die optischen Correctivmittel nur eine äußerst unvollkommene Aushülfe gewähren, der Kranke die Fähigkeit des Sehens selbst für sehr naheliegende Objecte fast oder ganz einbüßt und somit ein Zustand eintritt, der von der totalen Blindheit sich thatsächlich kaum unterscheidet. Nicht selten kommen Fälle vor, in denen eine Jahre lang ohne besondere Veränderung bestandene stabile Kurzsichtigkeit sich plötzlich in progressive umwandelt und dann mit großer Rapidität sich zu dem höchsten Grade des Leidens entwickelt. — Es verdient dieser Umstand insofern Beachtung, als er jedem Kurzsichtigen, welcher durch die längere Dauer seines innerhalb der Grenzen der Erträglichkeit gebliebenen Uebels sich zur vollkommenen Besorgnißlosigkeit berechtigt glaubt, doch die Verpflichtung auflegt, Vorsicht gegen einen zwar schlummernden, aber nichtsdestoweniger Gefahr drohenden Feind zu beobachten.

In einer Anzahl von Fällen, und leider bilden diese keine Seltenheiten, verbreitet sich der krankhafte Proceß von der ursprünglich ergriffenen Aderhaut auf die Netzhaut, dieses aus den feinsten Ausstrahlungen der Sehnerven bestehende Gewebe, welches gewissermaßen die Glasplatte in der Camera obscura des Auges repräsentirt und auf welchem sich die von außen eindringenden Lichtstrahlen in allem Formen- und Farbenreichthum der wirklichen Objecte zu Lichtbildern combiniren, als solche von den Fasern der Sehnerven erfaßt und dem Vorstellungsvermögen des Gehirns zugeleitet werden. Ist dieses Gebilde zerstört, so kann selbstverständlich eine Wahrnehmung von Objecten nicht mehr stattfinden und es bildet sich jener Zustand absoluter Blindheit, welcher von

der älteren Augenheilkunde als schwarzer Staar bezeichnet wurde. Eine solche Zerstörung der Netzhaut kann bei Kurzsichtigen entweder dadurch bewirkt werden, daß, wie oben erwähnt, der entzündliche Proceß sich auf dieses überaus zart organisirte Gewebe überträgt und dasselbe in seinem Gefüge verändert oder vernichtet, oder es kann durch die mit der mühsamen Accomodation des Auges verbundenen Zerrung eine Lockerung des Zusammenhanges zwischen der Netzhaut und den Sehnerven herbeigeführt werden. Sowohl die Entzündung wie die Ablösung sind Zustände, welche mit der Kurzsichtigkeit im innigsten, ursprünglichen Zusammenhange stehen; seitdem man überhaupt durch die objective Untersuchung in neuerer Zeit zur genauern Entwicklung dieser Leidensformen gelangt ist, hat man die traurige Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß sie viel frequenter vorkommen, als man früher annahm (wo fast jede Blindheit einfach als Lähmung der Sehnerven in Anspruch genommen wurde) und daß sie in der bei weitem größten Mehrzahl der Fälle vernachlässigter, hochgradiger Myopia ihr Entstehen verdanken.

Neben diesen unheilvollen Ausgängen und Folgenerscheinungen des die Kurzsichtigkeit bedingenden Krankheitsprocesses erscheinen die anderweitigen Störungen, welche derselbe hervorzubringen im Stande ist, allerdings von viel geringfügigerer Bedeutung, jedoch sei auch ihrer hier erwähnt, um die Umrisse des von uns gezeichneten Bildes (das leider kein der Phantasie entnommenes Nachtstück ist) zu vervollständigen.
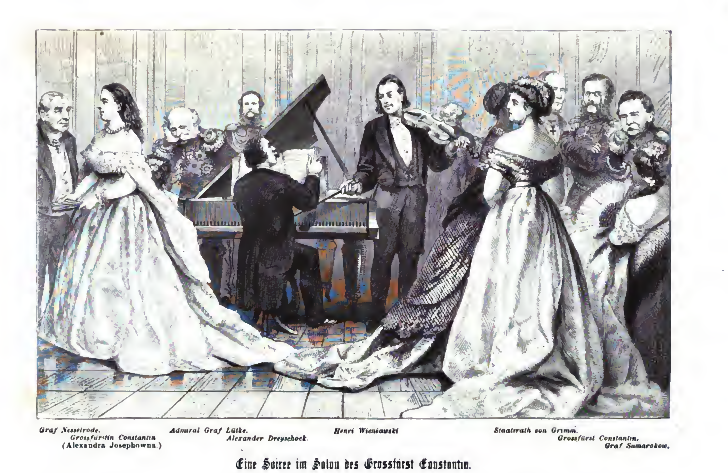
Eine der häufigsten begleitenden Erscheinungen der Kurzsichtigkeit ist die Ungleichmäßigkeit der Sehkraft auf beiden Augen. Die in dem Accomodationsvermögen obwaltenden Störungen machen es dem Leidenden beschwerlich oder unmöglich, beide Augen in diejenige Zusammengehörigkeit der Richtung zu bringen, welche zur Erzeugung eines einzigen Bildes auf beiden Netzhäuten nothwendig ist. Um der hierdurch bedingten Unvollkommenheit des Sehens oder der belästigenden Erscheinung von Doppelbildern zu entgehen, richten sich die Kranken unwillkürlich so ein, daß sie nur mit einem Auge sehen, das andere mithin außer Thätigkeit bleibt und nach und nach den größten Theil seiner Sehkraft einbüßt; dieser Umstand bleibt oft dem Kranken selbst so lange unbekannt, bis er sich gelegentlich bei einer augenärztlichen Untersuchung zu ihrer größten Ueberraschung herausstellt. Bei manchen Patienten bildet sich auf einem Auge oder auf beiden dauernd eine falsche Stellung der Augenaxen, es tritt Schielen ein, namentlich beim aufmerksamen Sehen auf nahe Objecte. — Die Anstrengung, welche der Sehact dem Kurzsichtigen verursacht, namentlich, wenn er sich nicht entschließen mag, den Augenfehler durch eine passende Brille auszugleichen, bedingt leicht Congestionen zu den Augen, welche zu Entzündungen der Lider und zu jener unangenehmen, unter dem Namen der Moucles volantes bekannten Erscheinung Anlaß giebt, im weitern Gefolge aber auch zu nervösen Störungen allgemeinerer Natur, namentlich zu Kopfschmerzen, Schwindelanfällen u. s. w. Wesentlich mitbedingt werden diese letzteren Affectionen durch die gebückte Kopfhaltung, welche Kurzsichtige beim Lesen und Schreiben einnehmen und

welche auf die Dauer nicht verfehlen kann, Blutandrang zum Gehirn mit all seinen nachtheiligen Folgen herbeizuführen. — Wir verzichten darauf, eine weitere Entwicklung aller mehr oder minder gefährlichen oder lästigen Zustände zu geben, welche als unmittelbare oder mittelbare Consequenzen der Kurzsichtigkeit anzusehen sind, weil wir fürchten müßten, in den Verdacht einer tendenziösen Uebertreibung zu verfallen; eben so wenig wollen wir uns in eine Schilderung aller kleinen socialen Leiden einlassen, welche der Kurzsichtige auf Schritt und Tritt zu erdulden hat und welche oft genug ihm die Genüsse und Freuden des Lebens in recht bittrer Weise verkümmern; wer selbst ein Opfer der mit tausend Nadelstichen quälenden Myopie ist, für den ist eine solche Schilderung unnöthig, wer so glücklich ist, mit normalen Augen in unbegrenzte Fernen zu schauen, dem würde sie eher zu jener allerdings sehr unmotivirten Heiterkeit Anlaß geben, von welcher selbst die Gebildetsten sich nicht frei erhalten können, wenn sie zu Betrachtungen über körperliche Unvollkommenheiten ihrer Nebenmenschen angeregt werden. Zudem haben Novellisten und Dramatiker hier schon das Ihrige gethan und in den petites misères der Kurzsichtigkeit einen dankbaren und beifällig aufgenommenen Vorwurf für ihre poetischen Productionen erfunden.

Nordische Abende.

(Die Salons von St. Petersburg.)

Der Südländer, besonders der Italiener, denkt sich unter dem Norden, also unter Schweden, Norwegen und Rußland, eine ewige Nacht, eine unübersehbare Schneefläche, die Städte nur aus hölzernen Häusern aufgebaut und die Bewohner von barbarischer Unwissenheit. Man muß eingestehen, daß der Himmel des Nordens nicht so tiefblau ist wie in Sicilien, die Luft selbst im Sommer bisweilen rauh, daß der Winter sechs Monate und darüber dauert und daß durch alle diese Bedingungen eine andere Lebensart hervorgerufen wird. Wir behaupten aber keineswegs, daß die Menschheit bei den großen Vorzügen der Natur in Palermo und Neapel glücklicher sei als in Petersburg und Stockholm. Die hungrige Armuth des zerlumpten Bettlers tritt unter dem schönen Himmelsblau in schreckenerregender Gestalt und in größerer Anzahl auf, als am Finnischen und Botnischen Meerbusen; man ist dort gegen den strengsten Winter besser geschützt, als gegen einen nassen und milden in Deutschland und Italien; man findet im hohen Norden mehr hundertjährige Greise als im Süden, wo der Mensch schneller reift und drum schneller verblüht; kurz, der Teufel ist nicht so schwarz, der Norden nicht so schrecklich, als man sich beide im Süden denkt. Außerdem sind ja Nord und Süd sehr unbestimmte Begriffe; als Chamisso 1817 sich von Berlin aus zum erstenmal in Kopenhagen befand, sagte er zu einem Russen aus Petersburg: Noch nie bin ich so nördlich gekommen und Jener antwortete: und ich noch nie so südlich. Von Kola, nahe dem 70. Grade, wurde ein an Gicht Leidender zur Erholung nach dem Süden geschickt, d. h. nach Archangelsk, unter dem 67. Grade. Und diese letzgenannte Stadt ist selbst für die Bewohner Petersburgs ein Schreckbild des Nordens. Der Winter bietet freilich lange dunkle Nächte, im December und Januar kann man in mancher Gegend des Nordens kaum vom Tage sprechen; aber die Einwohner finden sich im Sommer dadurch entschädigt, daß die Nacht im eigentlichen Sinne gar nicht mit ihren dunklen Schatten eintritt. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, von Stettin oder Lübeck auf einem Dampfer Nachts im Juni abzureisen, und nach drei Tagen Seefahrt im Finnischen Meerbusen statt der sehnlichst erwarteten Nacht die helle Morgenröthe eintreten zu sehen; ja in Petersburg um die Mitternachtsstunde ohne Lampe lesen zu können. Der nordische Birkenzweig erscheint frischer als im Süden und der größte Theil Petersburgs liegt auf fünf bis sechs Inseln, mehr in nordische Gärten versteckt und von den spiegelglatten Armen der majestätischen Newa umschlungen. Ein nordischer Abend im Monat Juni bietet in Petersburg besonders einen bezaubernden Anblick. Die Sonne geht erst zwischen neun und zehn Uhr unter, entfernt sich aber kaum fünf Grad unter den Horizont; es bleibt also bis zu ihrem



Graf Nesselrode. Grossfürstin Constantin (Alexandra Josephowna.) Admiral Graf Lütke. Alexander Dreyschock. Henri Wieniawski Staatsrath von Grimm. Grossfürst Constantin. Graf Sumarokow.

Eine Soiree im Salon des Grossfürst Constantin.

Aufgange dieselbe mildmatte Helligkeit, wie im mittlern Deutschland des Morgens fünfzehn bis zwanzig Minuten vor ihrem Wiedererscheinen. Es ist dasselbe räthselhafte Licht, wie man es bei einer ringförmigen oder partiellen Sonnenfinsterniß bemerkt. Das Auge erkennt deutlich in der Nähe wie in der Ferne, und die Stadt der Paläste, der Balcons und der Säulen, der goldnen Kuppeln und pfeilspitzen Thürme ruht in einem wunderbaren unverschleierten aber matten Glanze. Stellen wir uns auf die Mitte der Troizky Brücke, der längsten der Hauptstadt. Vor uns liegt der breite Spiegel des Flusses in majestätischer Ruhe; an seinem linken Ufer erhebt sich das Winterpalais in seiner ganzen Ausdehnung, die Admiralität mit dem goldnen Thurme, und die riesenartige Goldkuppel der Isaakskirche erhebt sich stolz über beiden. An der Börse, die mit ihren hundert Säulen die Spitze der Wilhelmsinsel schmückt, theilt sich der Strom in zwei Arme, jeder von der Breite des Rheins bei Mainz, und während der linke Arm durch zwei stolze Reihen Paläste nach dem Meere zuzieht, wird der andere auf demselben Wege von Gärten und lieblichem Grün geschmückt. Der Vollmond zieht bescheiden am Himmelsblau vorüber und scheint sich in der Newa erst zu bespiegeln, ehe er einsam weiter zieht; denn kein Stern erster Größe wird bei diesem Lichte erblickt. Diese helle Mitternacht verbringt der Nordländer im Freien, in der Luft, auf den waldigen Inseln, und sein Gang wird besonders in den kaiserlichen Gärten vom Schlage der Nachtigallen belebt. Der vom Tage ermüdete Arbeiter schafft sich in seinem Zimmer ein künstliches Dunkel zum Schlafe, dessen Feind die nordische Sommernacht ist, aber nur wenige gehen mit der Sonne zu Bette und stehen mit derselben wieder auf, denn das dem Südländer unbekannte Schauspiel will genossen sein. Wer die nordische Sommernacht in ihrem hellsten Kleide sehen will, begiebt sich auf einige Tage nach Torneo. Dort erlebt er das noch seltnere Schauspiel, daß Nachts zwölf Uhr die Sonne nur den Horizont berührt und statt sich unter demselben zu verstecken, leuchtend und heiter wieder aufwärts zieht. Der Wanderer nimmt hierauf seinen Weg nach Petersburg durch das Granitland zurück, längs der Seen Finnlands und reist einige Tage ohne jede Spur von Nacht, ohne Morgen- und Abendröthe, neben vielen Bergen, die ihn an Norwegen und Schottland erinnern. Vom September an bereitet man sich auf den plötzlich eintretenden Winter; nicht allein die Stuben, sondern die Corridore werden geheizt, alle Häuser haben dieselbe Temperatur von unten bis oben durch alle Zimmer hindurch und vom Ende October an sieht man eine Musterkarte aller Pelzarten der Welt auf den Straßen. Der Aermste geht im gemeinen Schafpelze, der russische Kaufmann hat seinen Kaftan mit Crimschen Fellen versehen, der Iltis, der Steinfuchs aus Sibirien, der amerikanische, wie der russische schwarze Bär, das Eichhörnchen, der Biber und der kostbare Zobel begegnen sich auf Spaziergängen und Fahrten der vornehmen Welt. Und wie verbringt man die Abende, da das nächtige Dunkel nun schon um drei, ja im December schon um zwei Uhr Nachmittags eintritt? In Rußland wird wenig Bier getrunken, da der gemeine Mann sich an

Branntwein hält und halten muß; der schönste Schmuck der deutschen Städte, die Bierkneipe fehlt also, jenes Heiligthum der deutschen Gemüthlichkeit, ist ohne sie, ohne den deutschen Philister nicht denkbar. Und wie traulich sitzen dieselben Abends sieben Uhr zusammen an einem langen Tische mit der Pfeife und Cigarre, nämlich in einer deutschen Stadt, selbst in einer der dreißig Residenzen, ergötzen sich an geistreichen Gesprächen und noch mehr am Bier und dem Havannakraute; um zehn Uhr haben sich alle müde gesessen und gehen erbauten Herzens nach Hause. Solcher Genuß ist den nordischen Abenden nicht bekannt; man trinkt Thee statt des Bieres und trinkt ihn zu Hause in der Familie, die sich um den geschwätzigen Samowar (Selbstkocher) versammelt und die Hausfrau erscheint dabei in ihrem wahren weiblichen Berufe; sie bedient eigenhändig ihren Gemahl, ihre Kinder und — ihre Gäste. Denn der Officier, der junge Beamte, der Handlungsdiener, der Student, kurz, der ledige Mann sucht sich Abends einen Familienkreis, so lange er dessen entbehrt, und wird mit der Gastfreundschaft des Nordens aufgenommen. Der Sinn für das Familienleben wird durch den Thee eben so geweckt und genährt, als er durch die Bierkneipe verloren geht. Das einfachste Familienzimmer legt der Gesellschaft, die aus beiden Geschlechtern besteht, gewisse Rücksichten auf, die eine Bierkneipe nicht kennt. Fast immer, wird die männliche Gesellschaft der Kneipe von einem jungen Mädchen bedient, die, wenn sie auch aus den römischen Vestalinnen gewählt wäre, die jungfräuliche Keuschheit schwerlich lange erhalten kann. Oft müssen die Eltern dieser verlornen Kinder den letzten Besuch im Zuchthause machen. Am Theetische der Familie bilden sich selbst in den untersten Schichten der gesellschaftlichen Bildung andere Sitten; der frechste junge Mann darf sich hier den Ton nicht erlauben, den häufig der Herr Geheime Hofrath sich in der Kneipe anmaßt. Der Theetisch wird also der unfehlbare Herd der langen nordischen Abende, er zieht den Einzelnen herbei und hält ihn fest, sei es durch das Gespräch, sei es durch Unterhaltung am Piano, oder durch Gesang und Tanz. Der wohlhabende Bewohner der nordischen Hauptstadt hat seine Häuslichkeit so eingerichtet, daß der Gast außer dem Thee noch anders gefesselt wird. Er bewohnt nicht, wie es in Berlin vorkommt, die Hälfte der Beletage, sondern die ganze, die Hausthür ist auch nicht so ängstlich verschlossen, wie in Berlin, sondern das Haus zugänglich und der Schweizer frägt den eintretenden Fremden nur nach dem Namen, um ihn durch den nächsten Diener im Salon anmelden zu lassen. Er findet die Thür schon geöffnet, das Vorzimmer geräumig und Bedienung zu seinem Empfange bereit. Der Salon ist herrlich erleuchtet und erwärmt, meist aber auch im tiefsten Winter mit Blumen aller Zonen geschmückt. Der Theetisch mit dem Samowar steht jetzt in dem entferntern Speisezimmer, dessen Fenster meist in den Hof schauen; in den Nebenzimmern sieht man Tische mit den letzten Zeitungen, französischen, englischen Journalen, in ganz neuester Zeit selbst russische und vor Zeiten die Augsburger Zeitung, auf einem andern Tische sind die neuesten Werke der europäischen Literatur

ausgelegt, ein Flügel ist geöffnet für geübte Finger und aufmerksame Ohren. Ein Abend der Woche ist bestimmt, alle Bekannten des Hauses uneingeladen aufzunehmen und für die Unterhaltung aller ist gesorgt, denn das letzte Zimmer zählt mehrere Spieltische für die älteren Herren und im Salon ist bald ein Tanz zu Stande gebracht. Solche bestimmte Wochenabende ist jede Familie ihren Bekannten und Freunden schuldig, man zeigt durch den Diener oder den Schweizer an, wenn Visitenkarten abgegeben werden, welchen Tag man zu Tische, und welchen Abend man den Winter hindurch uneingeladen zum Thee kommen kann. Treten wir in einen Gesellschaftskreis, der eine Stufe höher liegt. Wir meinen damit noch nicht die reichen, wahrhaft aristokratischen, oder fürstlichen Paläste, sondern die Wohnung eines hohen Beamten, sei es im Civil oder Militair; seine hohe Stellung giebt ihm meistens eine Kronswohnung, die der Würde einer Excellenz entspricht. Hier versammelt sich eine kleine Gesellschaft schon früh, d. h. acht Uhr Abends, zu einem Quartette, Trio oder Kammermusik überhaupt. Die Ausübenden sind meistens Liebhaber der Kunst, deren Petersburg zu allen Zeiten viel zählte. Wir nennen hier nur den als Componist hochgeschätzten Al v. Lwof, Bachmetief, Grafen Wielhorsky, Fürsten Galitzin, die auf der Violine und dem Cello mit den berühmtesten Virtuosen Europas wetteiferten. Der Schöpfer des Quartettes, der Vater Haydn hat dem Familienkreise die edelste Unterhaltung, die edelste Richtung gegeben; aber dieser Genuß im Haussalon verlangt ernste Zuhörer und die Gäste der nordischen Hauptstadt sind vortrefflich geschult und erzogen. Keiner wird verspäten, keiner wird sprechen, oder die Cigarre anzünden, oder gar erst während des Spieles hereintreten. Die Salonrücksichten sind in dieser Hinsicht in Petersburg nachahmungswerth, musterhaft, und nur in London und Paris haben wir sie in einigen Salons wiedergefunden. In einer großen Residenz des deutschen Bundes brach die Schröder-Devrient im Vortrage des Erlkönigs ab, weil ein junger Officier laut dazu schwatzte. Die Gesellschaftsrücksichten gehen in Petersburg so weit, daß der Reichskanzler Graf Nesselrode in einem Hause, wo die Gebrüder Müller spielten, so lange vor der Thür wartete, bis der angefangene Satz beendet war. Quartettabende in Familien waren besonders zur Zeit Nikolais durch alle Stände verbreitet und in mehreren aristokratischen Palästen war Maurer und seine Söhne stehend für den ganzen Winter in Anspruch genommen. Servais und Viruxtemps desgleichen; Beriot wohnte ganz im Hause des Fürsten Jushupof. In einigen solcher Häuser trat nach geendigtem Quartett eine neue Gesellschaft ein, die ihre Füße nach der Musik in Bewegung setzte; Vater Haydn und Beethoven wurden jetzt durch Strauß und Lanner ersetzt und die obengenannten Künstler durch Musikanten vertreten. Der deutsche Tanzboden ist dem hohen Norden gerade so fremd, wie die Bierkneipe. Er ist vom Dorfe in die Städte eingedrungen, aber in edler Gestalt, unter dem Namen einer gewählten, geschlossenen Gesellschaft, die nicht ohne einen gewissen Glanz und Ansprüche auftritt; auch diese Form gesellschaftlicher Unterhaltung ist dem Norden fremd und ist

höchstens bei den deutschen Kaufleuten in Petersburg eingeführt. Von dem eigentlichen Bojaren verlangt es der gute Ton, daß er im Laufe des Winters einen großen und zwar glänzenden Ball giebt, den die kaiserliche Familie beehrt und der an Schmuck der Säle, der Anzahl der Gäste, der Pracht der Frauentoiletten, an Auswahl von Getränken und der Bewirthung die hochfürstlichen deutschen übertrifft und mit manchen königlichen wetteifert. Zu Alexander I. Zeit gab es Familien, die für diesen Ball hunderttausend Francs von ihren Jahreseinkommen bestimmten; solcher Häuser gab es vor der Aufhebung der Leibeigenschaft gegen zwanzig in der Residenz selbst, aber der Bälle waren so viel, als vom 1. November bis zu den Fasten Tage gezählt werden. Wir wählen einen der glänzendsten, dem wir beigewohnt haben. Es war im Jahr 1848 im November bei dem Grafen K., damals Hofmarschall des Großfürsten K. Man glaubt in einen südlichen Garten einzutreten, wenn man die Schwelle der Thür überschritten hat. Am Fuße der prachtvollen Treppe stehen zwei riesenartige Körbe mit den buntesten Blumensträußen und jeder hereintretenden Dame wird einer zum Gruße überreicht, ein Adjutant des Grafen begleitet die Damen bis an das große Empfangszimmer, wo Graf und Gräfin ihre Gäste erwarten. In dem genannten Jahre fuhr man noch vierspännig und zu solch einem Balle in den schönsten Staatswagen; die Gesellschaft versammelt sich nur langsam, denn es sind gegen achthundert Gäste geladen. Aber alle sind vor der kaiserlichen Familie angelangt. Diese wird vom Grafen und der Gräfin an der Thür unter einem Baldachin empfangen und bei ihrem Eintritt in den Saal spielt das Orchester die Volkshymne. Der Ball wird wie am Hofe mit einer Polonaise eröffnet und dann wird überall getanzt. Man zählt aber nicht mehr als etwa dreißig Paare, denn die Gesellschaft enthält alle Mitglieder des Reichsrathes, des Senates, die Minister, Staatssecretaire, Generaladjutanten nebst Gattinnen und schwerlich wird sich unter den Genannten ein Tänzer finden. Für die Kaiserin, damals Alexandra Feodorowna, ist ein besonderes Zimmer eingerichtet, von welchem sie die ganze Gesellschaft überschauen kann. Sie sitzt unter Palmen, Bananen und blühenden Kamelien und unterhält sich während des Tanzes mit den hervorragendsten Männern und Frauen, während Kaiser Nikolaus alle Säle durchwandert und mit der heitersten Miene Alle grüßt, Alle anhört, die etwas zu erzählen haben, nur keine Regierungsgeschäfte, die er zu Hause wiederfindet. Um zwölf Uhr geht man zum Abendschmause; in drei Sälen sitzen alle Gäste, die kaiserliche Familie in einem besondern und wird vom Grafen und Gräfin selbst bedient. Der Palast zählt gegen 70 Zimmer in zwei Etagen, aber nur die Beletage ist heute in Anspruch genommen, außer vier bis fünf Sälen für die Tanzenden, sind Zimmer zum Plaudern, zum Karten- und Billardspiel, ja zur Ruhe für ältere Herren und Damen eingerichtet und der Raucher findet ein entlegenes Cabinet im Hofflügel reich ausgestattet. Nach dem Abendschmause entfernt sich mit der kaiserlichen Familie die ganze ältere Gesellschaft, aber die Tanzenden beginnen von Neuem und gehen wohl erst gegen den

Morgen nach Hause. Mit der ersten Fastenwoche sind alle Bälle vorüber und es folgen jetzt zwar glänzende Gesellschaften, aber in denselben nur Concertmusik, ebenso öffentlich als in den Privatpalästen und den kaiserlichen Schlössern. Im Marmorpalais, das der Großfürst Constantin bewohnt, ist ein Saal ausschließlich für große Musikaufführungen bestimmt. Hier befindet sich eine große Orgel, wie manche protestantische Kirche sie nicht hat, Raum für ein Orchester von 50 Mann und für mehr als tausend Zuhörer. Der Großfürst ist nicht allein Dilettant, sondern Kenner der Musik im vollsten Sinne des Wortes; von Händel und Bach an bis auf Wagner und Offenbach ist ihm schwerlich ein Werk der großen Meister unbekannt. Von seinem siebenten Jahre an verbrachte er manchen gestohlenen Augenblick am Clavier, in späteren Jahren waren ihm, dem Minister der Marine und Großadmiral, dem Präsidenten des Reichsraths die Musikabende in seiner Familie die einzige Erholung nach des Tages Lasten und Mühen. Bei den Concerten im Mormorpalais ist der unendliche Saal keineswegs mit glänzenden Uniformen und Sternen gefüllt, die zahlreiche Gesellschaft besteht nur aus Melomanen ohne Standesunterschied und eben so viel Männer im einfachen schwarzen Frack als andere mit Bändern geschmückt, lauschen der Aufführung der großen Meisterwerke. Im Winter des Jahres 1860 hörten wir daselbst Mozarts Requiem, Haydns Jahreszeiten, mehrere Beethovensche Symphonien und Dreyschock spielte fünf bis sechs Clavierconcerte mit Orchesterbegleitung, die der Nestor der Violinspieler Louis Maurer dirigirte. Das Marmorpalais enthält aber auch einen kleinern Musiksalon, wo jede Woche Meisterwerke ohne Orchester zu hören waren. In demselben Jahre wurden dort Mendelssohns Octett, Spohrs Doppelquartett, an anderen Abenden Hummels Septett und Quintett meisterhaft vorgetragen. Die wenigen Zuhörer, außer der kaiserlichen Familie, waren der französische Botschafter Montebello, im höchsten Grade mit deutscher Musik vertraut, der greise Reichskanzler Graf Nesselrode, der Admiral Graf Lütke, der General Graf Sumarokof und Schreiber dieser Zeilen.

A. Th. v. Grimm.

Ein Besuch im gesetzgebenden Körper von Frankreich.

Von C. F. Hoff.

Die Perspective des prachtvollen Eintrachtsplatzes am Eingange in die elysäischen Felder, in dessen Mitte der Obelisk von Luxor stolz emporragt, wird im Norden und im Süden durch zwei stattliche Bauwerke griechischen Styls abgeschlossen. Nördlich, am Ende der kurzen Rue Royale, erhebt sich auf breitem Sockel in schönen, regelmäßigen Verhältnissen die der h. Magdalena geweihte Kirche, kurzweg la Madeleine genannt; im Süden trifft der Blick auf ein niedriger liegendes und kleineres Gebäude, bestehend, an dieser seiner Vorderseite, aus einer an sich schönen, von dreieckigem Giebel gekrönten Säulenfronte, die aber durch zwei seitlich angeklebte blinde Flügelbauten arg verunstaltet wird. Dieses Gebäude ist nicht sehr alt, etwas über anderthalb Jahrhunderte, darf also unter die jüngeren der historisch berühmten Monumente von Paris gerechnet werden, aber es hat mehr erlebt als die meisten dieser; seine Geschichte ist eine bewegte, sturm- und ereignißreiche und wer dieselbe zu schreiben unternähme, der müßte die Geschichte des französischen Parlamentarismus schreiben, vom Rathe der Fünfhundert angefangen bis herab auf unsere Tage, denn dies Gebäude ist das Palais Bourbon, in welchem seit siebenzig Jahren die repräsentativen Versammlungen aller französischen Regimes ihre Zusammenkünfte gehalten haben. Hier tagten der Rath der Fünfhundert und die gesetzgebenden Körper des Consulates und ersten Kaiserreiches, die Unfindbaren der Restauration und die Bourgeoisie-Kammern der Julimonarchie, die constituirende und die legislative Versammlung der Republik, bis — vorläufig — zuletzt ein gefügiges allgemeines Stimmrecht seine nicht minder gefügigen Erwählten hierher sandte. Echte und gefälschte parlamentarische Systeme wurden hier zur Anwendung gebracht, Verfassungen gegeben und umgestürzt, die vollständigste Gesetzessammlung seit der Römer Zeiten ist hier durchberathen worden; hier errangen Benjamin Constant. Roger, Collard, Berger, Thiers, Guizot, Odillon-Barrot u. A. ihre oratorischen Triumphe; wilde politische Debatten lösten sich ab mit einschläfernden finanziellen Erörterungen, empörte Volkshaufen stürmten den Sitzungssaal, in welchem die letzte Hoffnung eines Königshauses in Trümmer ging und auf dessen Bänken bereits die Vertreter aller nur erdenklichen Wahlmoden gesessen haben. Das Palais Bourbon mit den sich daran knüpfengen Erinnerungen ist das beredteste Stück moderner französischer Geschichte, und zugleich keine üble Illustration des französischen Volkscharakters.

Indeß wollen wir uns hier weder in historische noch in nationalpsychologische Betrachtungen versenken, sondern nach einem kurzen Blicke auf das Haus selbst einen Platz auf der Tribüne für das Publicum zu erlangen suchen, um der für heute, den 9. December, (1867) angekündigten, großen Debatte über die politischen Angelegenheiten Deutschlands und Italiens beizuwohnen.

Die ältesten Theile des Gebäudes stammen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, seine neuesten aus den zwanziger Jahren des gegenwärtigen, während einzelne Veränderungen, namentlich des Sitzungssaales, zu allen Zeiten vorgenommen worden sind. Seit 1722 Eigenthum des fürstlichen Hauses der Condé, ging es mit dem Erlöschen desselben in den Besitz des Herzogs von Aumale über, der, nachdem schon im Jahre 1817 einzelne Theile des Gebäudes für fünf und eine halbe Million an den Staat verkauft worden waren, am 30. Juni 1830 auch den Rest für die Summe von 3,047,475 Frcs. an diesen abtrat. Von 1815 bis 1827 hatte es der Staat für 124,000 Frcs. jährlich in Miethe gehabt; ungerechnet diese Miethzinsen war es ihm durch den Ankaufspreis und die Kosten der nothwendig gewordenen Reparaturen in der Periode von 1815 bis 1848 auf achtzehn und eine halbe Million zu stehen gekommen. Die erste parlamentarische Sitzung in dem Hause wurde am 26. Brümaire des Jahres VI. von dem Rathe der Fünfhundert unter dem Präsidium des Bürgers Villiers abgehalten.

Der schöne Peristyl nach der Flußseite mit seinen zwölf korinthischen Säulen, zu dem man auf achtzehn Staffeln von hundert Fuß Breite empor steigt, wurde 1807 nach Zeichnungen Poyets ausgeführt, das Basrelief im Fronton ist aber seit dieser Zeit mehrmals gewechselt worden, da seine Bedeutung zuweilen in allzu schreiendem Contraste zu den gerade im Lande herrschenden Tendenzen stand. Zuerst stellte es den Kaiser Napoleon dar, die den Russen bei Austerlitz abgenommenen Fahnen vertheilend, und dann eine allegorische Verherrlichung der Charte, während es uns dermalen das Gesetz zeigt, wie es, gestützt auf Stärke und Gerechtigkeit, den Ueberfluß, die Künste, Wissenschaften u. s. w. unter seinen Schutz ruft. Einer weit ruhigern Existenz als die Figuren des Basrelief hatten sich allezeit sechs Kolossalstatuen zu erfreuen, die auf hohen Sockeln den Platz vor der großen Freitreppe verunzieren. Sie repräsentiren die Gerechtigkeit, die Weisheit und die französischen Rechtsgelehrten und Staatsmänner Hospital, Daguesseau, Colbert und Sully, die es insgesammt vielleicht ihrem geringen Kunstwerthe zu verdanken haben, daß keiner der an ihnen vorüberbrausenden Revolutionsstürme sie in ihrer magistralen Ruhe auf den breiten Postamenten störte. Das Gebäude umfaßt heute mehrere Höfe und Gärtchen, eine Menge von Corridoren, Treppen, Amts- und Dienstwohnungen, kleinen und großen Sälen, die zum Theil mit verschwenderischem Luxus ausgestattet sind und reiche Kunstschätze enthalten. Letzteres gilt besonders für das anstoßende Hotel der Präsidentschaft, in denen der Präsident Herr Schneider seine glänzenden Feste zu geben pflegt.

Unter den Sälen sind besonders bemerkenswerth: der Friedenssaal mit einem großen Deckengemälde von Horace Vernet und den Standbildern von Mirabeau, Malesherbes, Bailly und Foy; der Conferenzsaal, in dessen Mitte auf einem großen Tische Zeitungen aus allen Ländern der Welt liegen, und die nur uneigentlich noch so benannte Halle der Pas perdus, eine marmorgetäfelte Vorhalle vor dem Sitzungssaale. An parlamentarischer Bedeutung sehr verloren, seit das Kaiserreich über eine so lenksame Majorität verfügt, hat dagegen die Trinkstube (la buvette), deren Glanzperiode unter die spätere Restaurationsperiode und Ludwig Philipps Regierung fällt. Damals war es mit der ministeriellen Beredsamkeit allein nicht immer gethan, sondern die Wirkung derselben mußte, bei manchem lauen Volksvertreter, durch einige rechtzeitig angesetzte Gläser Madeira oder Champagner, auf deren Grunde zuweilen noch weit frappantere Beweismittel ruhten, verstärkt werden; dafür wohnte aber auch diesen edlen Getränken, nebst ihren obligaten, consistenteren Ingredienzien eine so überzeugende Kraft inne, daß der General Foy die Deputirten eintheilen konnte in: ceux qui prennent und ceux qui comprennent. Dieselbe Eintheilung würde sich übrigens auch heute noch als zutreffend erweisen.

Es ist ein Uhr Mittags; aber die Tribünen fangen schon an sich zu füllen, wiewol der Beginn der Sitzung nicht vor halb drei stattfinden wird. Auf der Tagesordnung steht die Interpellation des Herrn Jules Favre und Genossen über die Angelegenheiten Deutschlands und Italiens, und es heißt, daß die hervorragendsten Mitglieder des Hauses sich an der Debatte betheiligen werden. Betrachten wir vor der parlamentarischen Schlacht, das Schlachtfeld selber, den Sitzungssaal.

Derselbe bildet eine große Halbrotunde von ernstem, würdevollem Charakter. In der Rundung tragen neunzehn jonische Säulen aus röthlichem Marmor, auf einem hohen Sockel aus Stuck stehend, die leicht gewölbte, in Felder abgetheilte Decke, in deren Mitte ein kleinerer Halbkreis ausgeschnitten ist, durch dessen Krystallscheiben am Tage das natürliche und am Abende ein künstliches Licht einfällt. Zwischen den Säulen befinden sich übereinander zwei Reihen von Galerien für das Publicum. In halber Höhe der flachen, den Kreisdurchmesser bildenden, Hauptwand, die bis zur Decke hinauf mit Marmor und Stuck bekleidet ist, stehen in Nischen die allegorischen Figuren der Freiheit und öffentlichen Ordnung, und zwischen beiden zeigt sich dem Auge des Beschauers ein großer, grüner Vorhang. Er verdeckt ein Bild: Ludwig Philipps Schwur auf die Charte, am 9. August 1830 darstellend, das hier still harrt, ob nicht eine Zeit komme, wo es wie so manches andere dermalen Verhüllte dem Lichte wieder gegeben werde. Ueber demselben, dicht unter der Decke, trägt eine Marmortafel die Inschrift: Vox Populi Vox Dei (ehemals war hier zu lesen: Charte 1830), und über den Figuren der Freiheit und Ordnung prangen zwei Medaillons mit dem verhängnißvollen Datum: 1. Décembre 1852. Vor dem verschleierten Bilde, aber etwas tiefer, befindet sich auf einer breiten Estrade, zu der rechts und

links Treppen emporführen, der Sitz des Präsidenten, ein sehr eleganter, grün gepolsterter Armsessel vor einem stattlichen, mit Elfenbein und Messingbeschlägen verzierten Mahagonipulte, auf welchem, rechts vom Präsidenten, in einem feststehenden Gestelle eine silberne Glocke von anständiger Größe und Tonstärke hängt. Hinter des Präsidenten Sessel befindet sich ein Stehpult, an welchem ein Privatsecretair die zu verlesenden Documente, Gesetzentwürfe, Amendements u. dgl. herrichtet. Zu beiden Seiten des Präsidentenpultes, einige Fuß tiefer, sind die Plätze der Kammersecretaire, während, noch tiefer liegend, vor dem Präsidenten die Rednerbühne angebracht ist, zu welcher besondere Stufen emporführen. Früher, d. h. seit Begründung des Kaiserreiches bis zur gegenwärtigen Session, befanden sich an dieser Stelle die Sitze der Vertreter der Regierung und die Abgeordneten sprachen von ihren Plätzen aus, bis erst, nach vielen Reclamationen der Oppositionsmitglieder, die Regierung zu Anfang dieses Jahres sich zur Wiederherstellung der Tribüne entschloß. Es ist aber nicht die ehemalige, aus den Zeiten der Julimonarchie mit ihren berühmten symbolischen Verzierungen und ominösen Erinnerungen, sondern, wie es sich für ein Kaiserreich schickt, eine neu angefertigte, die zwar von genügender Breite, aber zu geringer Tiefe ist. Vor derselben, auf dem Fußboden des Saales, steht ein grün beteppichter Tisch, an dem die vier Redacteure des sogenannten analytischen Sitzungsberichtes, welchen, mit Ausnahme des Moniteur, alle pariser Zeitungen bringen, ihrer mühevollen Beschäftigung obliegen. Sie stenographiren nicht, sondern geben in Currentschrift den gedrängten Sinn der gesprochenen Sätze wieder, eine Arbeit, die begreiflicher Weise eine große Uebung und Geschicklichkeit, wie eine unglaublich flinke Feder erfordert. Von diesen Redacteuren schreiben je zwei gleichzeitig eine Viertelstunde lang und halten dann eine ebenso lange Ruhepause.

An der Rednerbühne selbst sind auf beiden Seiten und in Brusthöhe vom Fußboden zwei ganz schmale Bretchen befestigt, an denen die Stenographen stehend und das Gesicht dem Redner zugekehrt arbeiten. Sie lösen sich alle fünf Minuten ab und der Abgelöste überträgt an einem Tische im Winkel des Saales sein Manuscript sofort in gewöhnliche Schrift, die noch ganz frisch durch einen Diener in die unsern gelegene Druckerei des Moniteur befördert wird. Dort wird sie auf der Stelle abgesetzt und dem Redner, wofern er es wünscht, ein Abzug zur Correctur in die Sitzung gesandt, so daß derselbe, wenn er nach einer längern Harangue von der Tribüne herabsteigt, den Anfang jener schon im Bürstenabzuge auf seinem Platze liegend vorfinden kann.

In der Mitte des Saales ist ein mäßig großer Raum frei geblieben, von welchem aus die Sitze der Abgeordneten amphitheatralisch emporsteigen. Es sind ihrer neun Reihen hintereinander; die Sitzbänke sind mit rothem Tuche überzogen und jeder Abgeordnete hat vor sich ein verschließbares Pult, mit Schreibzeug, Federmesser und einem hölzernen Falzbein, welch letzteres häufig in den Sitzungen eine bedeutende Rolle spielt, wenn ein Redner die Versammlung unruhig macht. Dann drehen

die Lebhaften der Abgeordneten das Falzbein mit Geschwindigkeit oder sie trommeln damit auf den Pulten so laut, daß die Stimme des Redners übertönt wird. Ueberall im Saale ist der Fußboden mit dicken Teppichen belegt, welche auch den gewichtigsten Tritt unhörbar machen.

Eine halbe Stunde ist vergangen. Noch ist der Saal leer, nur einige Kammerhuissiers, in schwarzem Frack und Kniehosen, mit langen Galanteriedegen an der Seite und silbernen Ketten um den Hals, sitzen, leise zusammen flüsternd, auf den vordersten Bänken der Abgeordneten. Die Tribünen haben sich inzwischen ganz gefüllt: das schöne Geschlecht ist besonders zahlreich daselbst vertreten, auch zeigen sich viele Abbés in ihren schwarzen Kutten und einige Cardinäle im rothen Talar. Aus der Diplomatenloge, rechts vom Präsidenten, leuchtet das Fez des türkischen Botschafters und auch der reiche blonde Haarwuchs des Fürsten Richard Metternich macht sich weithin sichtbar, während der Vertreter der preußischen Krone, Graf Goltz, unbeweglich auf der vordersten Bank sitzt.

Die Zeiger der beiden Uhren neben dem Präsidentenstuhle weisen endlich auf zwei; weit öffnen sich die Flügelthüren, in dichtem Gewühle strömen die Vertreter der französischen Nation in den Saal und stellen sich lebhaft plaudernd und gesticulirend in Gruppen zusammen. Aus dem Getöse dringt eine tiefe Baßstimme zu uns herauf, deren Inhaber wir in einem stämmigen Manne, mit kahlem Schädel, fleischigem Gesichte und blondem Backenbarte erkennen. Es ist der Justizminister und Großsiegelbewahrer, Herr Baroche, ehemals Sprecher der Regierung für alle inneren Angelegenheiten, jetzt nur noch für die seines speciellen Ressorts eintretend, eine der Hauptstützen des Kaiserthums, aber seiner etwas schroffen Manieren wegen wenig beliebt bei der Kammer. Er ist im Jahre 1802 in Paris geboren und wie die meisten Minister aus dem Advocatenstande zu seiner gegenwärtigen Würde aufgestiegen; der Sache Ludwig Napoleons schloß er sich frühzeitig an, unterzeichnete am 9. Juni 1851 die Absetzung des Generals Changarnier und verkündigte nach dem Staatsstreiche das Ergebniß der Volksabstimmung. Seitdem war er erster Vicepräsident, dann Präsident des Staatsrathes, bis er 1863 Herrn Delangle als Justizminister ersetzte.

Wieder vergehen zehn Minuten; da begiebt sich, unter Vorantritt zweier Huissiers, der Präsident der Kammer, Herr Schneider, nach seinem Sitze und sofort empfängt er dort die Besuche vieler Mitglieder, die ihm die Hand schütteln und ihre verschiedenen Anliegen vorbringen. Die beiden Huissiers haben sich inzwischen in einem kleinen Verschlage hinter seinem Sessel aufgestellt, und daselbst den Ruf angestimmt, welchen sie abwechselnd unermüdlich fortsetzen: „à vos places, Messieurs! allèz à vos places, s'il vous plaît! la séance va commencer! en place, Messieurs, s'il vous plaît!“ Die Herren Deputirten aber nehmen von dieser Aufforderung nicht die geringste Notiz, sondern bleiben ruhig stehen, wo sie sich gerade befinden und plaudern gemüthlich weiter, bis endlich, als es nahezu halb drei geworden, der Präsident sich entschließt,

seinen geplagten Huissiers zu Hülfe zu kommen. Er läutet anhaltend mit der Glocke und ruft dazu ebenfalls: „en place, Messieurs, nous allons commencer la séance!“ Seine Einladung thut billiger Weise eine größere Wirkung als die seiner Untergebenen und die Abgeordneten gehen wenigstens nach ihren Plätzen, die Privatgespräche werden aber sofort wieder aufgenommen und die Eröffnung der Sitzung findet unter einem Gesumme statt, als ob Tausende von Bienen in dem Saale schwärmten. Am Bureau ist einer der Secretaire aufgestanden und stellt sich, als ob er den Bericht der vorigen Sitzung verlese, in Wahrheit wendet er aber nur die Blätter um und nimmt rasch seinen Sitz wieder ein; nun läutet der Präsident von Neuem mit der Glocke, nennt die Tagesordnung und erklärt, Herr Garnier-Pagès habe das Wort, worauf endlich Ruhe im Saale eintritt.

Von den Bänken der linken Seite aber steigt jetzt ein alter Herr herunter, der aussieht wie ein außerordentlicher Professor an einer deutschen Universität. Um die lange, hagere, etwas vornüber gebeugte Gestalt schlottert ein viel zu weiter Rock, der bis über die Kniee herabhängt; zwei Vatermörder von unglaublichen Dimensionen ragen weit über das spitzige Gesicht hinaus und ein Schopf grauer Haare fällt ihm tief in den Nacken hinunter. Das ist Herr Garnier-Pagès, ein Mann von höchst achtungswerthem Charakter, ehemals Handelsmäkler in Marseille, dann Bürgermeister von Paris und Finanzminister der Republik von 1848, die er sehr gegen seinen Willen durch die berüchtigte Steuer der 45 Centimes unpopulair machen mußte. Er begiebt sich nach der Tribüne und beginnt in hohl klingendem Predigertone seinen Vortrag, den er stets durch dieselbe Geste begleitet, indem er sich in die Kniee fallen läßt und mit der rechten Hand kurz auf die Tribüne schlägt. Das Wenige, was er über Deutschland sagt, ist ehrlich und wohl gemeint; er beschäftigt sich jedoch ausschließlich mit der Politik der Regierung in der römischen Frage, die er heftig tadelt und erregt dadurch lautes Murren auf den Bänken des Centrums und der rechten Seite.

Während er seine Rede, welche die beiden Huissiers durch den ununterbrochenen Ruf: „Silence, Messieurs, faites silence, s'il vous plaît!“ accompagniren, wollen wir die anwesenden Volksvertreter besichtigen, wobei uns sofort zwei allgemeine Kennzeichen in die Augen springen; die Menge der Kahlköpfe und der rothen Bändchen in den Knopflöchern. Erstere dominiren auf allen Seiten des Hauses, die letzteren fehlen dagegen auf den Bänken der äußersten Linken, so daß durch den Gegensatz die jungfräulichen Knopflöcher der Oppositionsmänner wieder als sehr distinguirt erscheinen. Indessen beruht die allgemeine Annahme, daß diese letzteren allein hier die Intelligenz, Beredsamkeit und sachlichen Kenntnisse vertreten, doch auf einem Irrthum. Zwar sitzt the great bulk of members, wie die Engländer sagen, nur hier, Dank dem System der officiellen Candidaturen; aber aus der Masse der vorhandenen Nullitäten ragen doch auch auf der rechten Seite einzelne Männer hervor, die jeder parlamentarischen Versammlung zur Zierde

gereichen würden, und daß sie zur großen Partei „der Zufriedenen“ gehören, hat politische Gründe, welche zu erörtern hier nicht der Ort ist. Unsere Musterung der einzelnen Herren muß billig mit dem Präsidenten beginnen.

Herr Schneider ist ein kleines schmächtiges Männchen von 62 Jahren, mit weißen Haaren, spitzigem bartlosen Gesichte und einer nicht klangvollen, aber durchdringenden Stimme. Seine hervorragende Stellung in der französischen Industrie, als Director der großartigen Hüttenwerke von Creuzot, verhalf ihm zu Einfluß in der Kammer und zur Ernennung zum Vicepräsidenten, bis er nach des Grafen Walewski Sturze zur Würde des Präsidenten erhoben wurde, für welche er sich nur höchst mittelmäßig eignet. Er sucht seinen noch unersetzten Meister, den Herzog von Morny, nachzuahmen, was ihm jedoch nur schlecht gelingen will, da er weder das imponirende Wesen, noch die unerschütterliche Ruhe, noch endlich die Unparteilichkeit seines Vorbildes besitzt.

Die Bemerkungen, durch die er sich allzu häufig in die Debatte mischt, fallen sämmtlich zu Gunsten der Regierung aus, weshalb die Opposition heute noch den Abgang des für den Präsidentensessel auch nicht sonderlich geeigneten Grafen Walewski bedauert. Den rein technischen Theil seiner Obliegenheiten erfüllt Herr Schneider indessen mit anerkennenswerthem Geschick. Von den Herren, die als Secretaire neben ihm sitzen, ist nur einer zu erwähnen, der Graf Welles von Lavalette, ein schlanker junger Mann, mit blondem Haar und Bart, und auch er nur, weil er der Sohn des ehemaligen Ministers des Innern und Eidam des Staatsministers Rouher ist, denn für seine parlamentarische Begabung hat er die Beweise noch beizubringen. Herr Darimon, ein Zwerglein von Körper und auch kein Riese von Geist, der in den früheren Sessionen ebenfalls am Tische der Secretaire saß, ist ferner nicht mehr zu dieser Function ernannt und schwankt nun noch, ob er seinen Sitz auf den Bänken der Rechten einnehmen oder zu denen der Linken zurückkehren soll, wo er von 1857 bis 1863 als einer der Fünf saß, die in jener Periode hier das Banner der Freiheit hoch hielten. Herr Garnier-Pagès spricht schon seit beinahe einer Viertelstunde, da tritt etwas schlotternden Ganges in den Saal ein hagerer Mann, in schwarzem Frack, grauen Beinkleidern und Gamaschen von gleicher Farbe, der eine große Saffianmappe voller Bücher, Zeitungen und Scripturen gegen die Brust gestemmt trägt. Ueber den breiten Schultern wiegt sich auf dünnem Halse ein etwas zu großer Kopf, den volles graues Haupthaar bedeckt, während ein eben solcher Backenbart das tief gefurchte, grämlich dreinschauende Gesicht einrahmt, aus welchem ein blaues Augenpaar hell aufleuchtet. Die ganze Erscheinung des Mannes, die sich auf den ersten Blick als eine bedeutende ankündigt, erinnert auffällig an den preußischen Abgeordneten. Waldeck. Es ist Herr Jules Favre, der Altmeister der französischen Demokratie, ehemaliger Generalsecretair der Republik und seit 1857 der anerkannte Führer der äußersten Linken im gesetzgebenden Körper, wo er früher für Paris saß, bis ihn 1863 seine

Vaterstadt Lyon wählte. Ein so wirkungsvoller Redner Jules Favre auch ist, so will doch die etwas affectirt erscheinende Art seiner Beredsamkeit einem Deutschen wenig zusagen; er behandelt sein Organ wie ein Clarinettist sein Instrument, lispelt die ersten Sätze seiner Reden leise, das S und Z langgedehnt, bis er allmählich den Ton anschwellen läßt und ihn gegen Ende klar und voll aus der Brust herauf holt, um ihn declamatorisch steigen und fallen zu lassen. Dazu hat er eine etwas theatralische Geste, namentlich eine ihm eigenthümliche, bei welcher er die hoch über den Kopf erhobene rechte Hand zusammenballt, und nun den Zeige- und kleinen Finger drohend ausstreckt. Schonungslos richten sich seine Angriffe nicht nur gegen die Regierung, sondern auch häufig gegen den Kaiser selbst. Von seinen Gesinnungsgenossen lebhaft begrüßt, hat er sich jetzt auf der äußersten Linken neben einem Herrn niedergelassen, dessen angenehm gerundeter Leib und joviales, gutmüthiges Gesicht mit dem blondlockigen Backenbart, ihn als das leibhaftige Widerspiel Favre's erscheinen lassen. Er sieht aus wie ein behäbiger, friedliebender Bourgeois aus der Provinz, aber er hat nur das Aussehen eines solchen; in Wahrheit ist Herr Ernst Picard, den wir hier vor uns haben, der schneidigste, schlagfertigste Redner des Hauses, der auf jede Unterbrechung eine treffende Antwort zur Hand hat, selbst für den Präsidenten, wenn dieser eine seiner hofmeisternden Bemerkungen an ihn richtet. Die Beredsamkeit Picard's ist eine natürliche und ungekünstelte, aber sie ist voll Feuer und Leben; sein Organ klingt sonor und kräftig, schlägt aber zuweilen über, wenn der Redner sehr in Affect kommt. Obschon auf allen Gebieten politischer und gesetzgeberischer Thätigkeit zu Hause, hat Herr Picard doch, als Abgeordneter für Paris, die Municipalangelegenheiten dieser Stadt zu seiner Specialität erkoren und macht durch seine scharfen Kritiken dem Seinepräfecten Haußmann das Leben sauer genug. Auf der Bank unter den beiden eben Genannten sitzt, oder sollte vielmehr sitzen, ein kleines, dürres Männchen mit verwitterten Zügen, scharf geschnittener Habichtsnase, blitzenden Augen und rattenkahlem Schädel. Seine Arme sind in fortwährender Bewegung, der Leib dreht und windet sich, die kurzen Beinchen fliegen hin und her — ein quecksilberiges, nervöses Temperament spricht aus dem ganzen Gebahren des Männleins. Jetzt sitzt es einen Augenblick, da fliegt es wieder empor, läuft die Stufen auf und nieder, spricht mit einem Collegen, lauscht einen Moment auf den Redner und paff! schleudert es zwischen dessen Erguß eine Unterbrechung, die sofort durch protestirendes Geschrei seitens der Majorität beantwortet wird. Das ist Herr Glais-Bizoin, das enfant terrible der Opposition, dem die Natur so ziemlich Alles versagt hat, was für einen Redner erforderlich ist, der aber in seinen ewigen Unterbrechungen vielen Mutterwitz und gesunden Verstand bekundet. Zuweilen schießt er wol auch über das Ziel hinaus. Die Bank über den Herren Favre und Picard haben mit einander die Herren Paul Bethmont, ein pariser Advocat, und Magnin, ein Fabrikbesitzer aus Burgund, inne, die Beide vornehmlich das Gebiet municipaler und departementaler Angelegenheiten

zu behandeln pflegen. Weiter unten sitzt neben einander ein journalistisches Dioskurenpaar, Herr Havin, der politische Director des weitverbreiteten Blattes „Le Siècle“ und Herr Gueroult, der Chefredacteur der „Opinion nationale“. Letzterer bildet sich trotz seines schwachen Organs allmählich zu einem bemerkenswerthen Redner aus, während der Erstere, ein stattlicher Herr, die Kammer jedesmal ungeduldig macht, wenn er ihr einen seiner Aufsätze über Fragen des öffentlichen Unterrichts vorliest. Noch ungeduldiger pflegt jedoch die Versammlung Herr Eugen Pelletan zu machen, ein Mann mit einer Löwenmähne und düsterm, Unheil verkündenden Prophetenblick, der hier ebenfalls seinen Sitz hat. Ein hochachtbarer Charakter, ein geistvoller Schriftsteller, beeinträchtigt er die Wirkung seiner Reden, die er mit tonloser Grabesstimme vorträgt und während deren er sich automatisch nach vor- und rückwärts schaukelt, häufig dadurch, daß er es nicht immer versteht, bei der Sache zu bleiben. Ein besserer Redner und nicht minder achtbarer Charakter ist dagegen der neben ihm sitzende Herr Jules Simon, der hochverdiente Förderer des materiellen und sittlichen Wohles der arbeitenden Classen und unermüdliche Kämpfer für die Hebung des Volksunterrichtes; in dieser Gegend des Hauses trägt er allein das ihm schon unter Ludwig Philipp für seine Leistungen als Professor der Philosophie und Geschichte verliehene Band der Ehrenlegion. Nach dem Staatsstreiche wurde er als Eidesverweigerer seiner Professur an der Sorbonne enthoben und lebt seitdem als Privatgelehrter in Paris, welche Stadt ihn, nebst den drei zuletzt Genannten, 1863 in die Kammer sandte. Auf der untersten Bank der linken Seite hat seinen Platz Herr Marin, der Altersdecan der Opposition, berühmter Advocat in Paris und Abgeordneter für Marseille, ein bejahrter, leidend aussehender Herr, der seinen kahlen Kopf mit einer Sammetmütze bedeckt und selten mehr das Wort ergreift.

Herr Garnier-Pagès ist nach drei Viertelstunden mit seinem Vortrage fertig geworden und während der Präsident die laut ausbrechenden Beifalls- und Mißfallensbezeugungen durch Sturmgeläute mit seiner Glocke zu übertönen sucht, begiebt sich nach der Tribüne eine lange, magere Gestalt, die bis jetzt auf einer der vordersten Bänke des linken Centrums gesessen. Das Gesicht ist nicht schön, aber scharf geschnitten und trägt einen unverkennbaren Zug geistiger Ueberlegenheit. Durch die scharfe Brille dringt der leicht schielende Blick eines schwarzen Augenpaares; schwarzes Haar, dünn gewachsen und kurz gehalten, bedeckt den eigenthümlich geformten Schädel und ein schwarzer Backenbart zieht sich bis zum Kinn herunter, während der hohe Oberkiefer glatt rasirt ist. Herr Emil Ollivier, den wir hier vor uns haben, sah sich in den letzten Jahren vielfachen Schmähungen ausgesetzt, weil er eine Aussöhnung des Kaiserreiches mit den Grundsätzen der Freiheit für möglich und wahrscheinlich gehalten, eine Meinung, von der er neuerdings zurückgekommen ist. Betreffs der deutschen Angelegenheiten gehört er zu den Bekehrten und pflegt seine frühere Ansicht dadurch zu erklären, daß die liberale Partei in Deutschland lange Zeit die französische

über den eigentlichen Charakter der deutschen Vorgänge in die Irre geführt habe. In der heutigen Debatte spricht er sich daher in dem Sinne aus, daß Frankreich kein Interesse daran habe, der fernern Constituirung Deutschlands entgegen zu treten. Aber so erfreulich auch der Inhalt seiner Rede ist, so peinlich ist es, dieselbe anzuhören. Olliviers, durch eine schwache Lunge bedingte Kurzathmigkeit zwingt ihn zu so langsamer Diction, daß fast nach jedem Worte eine kürzere und nach jedem Satze eine längere Pause eintritt. Dabei begleitet er seinen Vortrag durch immer dieselbe Geste, einer Vorbeugung des Oberkörpers und windmühlenartigen Bewegung des rechten Armes, so daß es nicht erbaulicher ist, den Redner anzusehen, als ihn anzuhören. Ollivier spricht übrigens, so zu sagen, ein vollkommen druckfertiges Manuscript, d. h. seine Rede kann, so wie sie von den Stenographen niedergeschrieben wird, auch gedruckt werden, ohne daß daran die geringsten Abänderungen oder Correcturen nothwendig wären.

Setzen wir während seines Vortrags unsere Rundschau fort, so finden wir da zunächst auf einer der Bänke des linken Centrums ein kugeliges, kleines Männlein, im zugeknöpften kaffeebraunen Rock, das augenscheinlich mit Ollivier's Ausführungen keineswegs einverstanden ist, denn es macht ohne Aufhören protestirende Bewegungen. Die noch reichlichen grauen Haare, nach vorn gekämmt, ragen über die hohe Stirn und an den Schläfen wie Pfeilspitzen heraus; das runde, bartlose Gesicht zeugt von jahrelanger, geistiger Arbeit, trägt aber, trotz des darüber gelagerten Erustes, einen, wie der Student sagt, „fidelen" Ausdruck und unter der Brille blitzen kluge, graue Aeuglein hervor. Das ist Herr **Adolf Thiers**, der Minister der Julidynastie, Geschichtschreiber der großen Revolution, des Consulates und Kaiserreiches, der sich vom einfachen Journalisten zu einer der ersten Berühmtheiten unseres Jahrhunderts emporgearbeitet hat. Hier vertritt er sowol auf politischem, wie auf ökonomischem Gebiete etwas veraltete Anschauungen, und mag es namentlich uns Deutschen nicht gönnen, daß wir uns der „préponderance légitime de la France" entzogen haben.

Um Herrn **Berryer** aufzusuchen, den Hort der legitimistischen Partei, den Freund aller alten Herzoginnen und Gräfinnen, die im Faubourg St. Germain der Rückkehr der alten guten Zeit und des Grafen Chambord warten, müssen wir die Blicke in das rechte Centrum hinüberschweifen lassen, denn um anzuzeigen, daß er mit seinen Freunden von der Opposition eben nur im Widerstande gegen das bestehende Regime, aber sonst nicht in vielen Fragen einverstanden ist, hat sich derselbe räumlich weit von ihnen geschieden. Dort sitzt er auf seiner Bank, ein vornehm aussehender alter Herr, von etwas gebückter Haltung, aber mit einem schönen, ausdrucksvollen Greisenkopf, den ein Kranz weißer Haare einfaßt, während ein gleichfarbiger Backenbart sich in die halben Wangen herunter zieht. Wenn Berryer spricht, so entfaltet er trotz seiner 77 Jahre ein noch immer wohllautendes, biegsames Organ, und was er sagt, zeugt von gewissenhaften Studien und einem geläuterten Ideen-

gange, die Art aber, wie er es sagt: das kunstvolle Heben und Senken der Stimme, die gemessene Scandirung des Sylbenfalles, das akademisch gerundete Geberdenspiel, wollen einem Deutschen etwas allzu theatralisch erscheinen und die Franzosen selbst geben zu: qu'il pose un peu. Und dennoch stammt der berühmte Deputirte aus einer deutschen Familie, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Lothringen zog und dort ihren Namen: Mittelberger gallisirte.

Von den Abgeordneten, welche die Bänke zwischen den Herren Thiers und Berryer füllen, können uns näher nur die Herren Baron Jerôme David und Marquis de Piré interessiren. Jener, einer der Vicepräsidenten, natürlicher Sohn des Königs von Westphalen, ist ein Mann von strammer, soldatischer Haltung, Reactionair aus Interesse und Ueberzeugung und kein übler Redner. Dieser, der Vertreter eines alten bourbonischen Geschlechtes, ist ein kleines Männchen, das mühsam an einem Krückstocke einherhinkt, und gilt, seiner schrullenhaften Reden, die er mit dumpf grollender Stimme abliest, und der drolligen Bemerkungen wegen allgemein für die komische Figur des Hauses. Längst aber ist unser Blick auf einen mittelgroßen Mann von etwas allzu vollen Körperformen gefallen, der gegenüber der Rednerbühne und der ersten Reihe sitzt. Schwer ruhen die stämmigen Schenkel auf der Bank und darüber wölbt sich ein stattlicher Leib von breiter Brust überragt; die kräftigen Arme, das mächtige Schulternpaar zeugen von festem Knochenbaue: wenn der Mann ein moralisches Gewicht besitzt, so kann er sich über sein körperliches auch nicht zu beklagen haben. Das ungeachtet seiner Fülle hochintelligente Gesicht erzählt von Nachtwachen und angestrengter geistiger Thätigkeit, die blauen Augen blicken energisch, aber doch gutmüthig drein, nur um die aufeinander gekniffenen Lippen und die herabgezogenen Mundwinkel lagert ein Zug von grimmigem Trotz und etwas wie beginnender Menschenverachtung. Ueber die vollkommen kahle Mitte des Schädels ist von der rechten Seite her eine dünne Decke grauer Haare gelegt und durch kosmetische Mittel über dem linken Ohr befestigt, während ein breiter Backenbart sich bis in die Nähe des Doppelkinns herunterzieht. Von Anfang bis zu Ende der Sitzung werden diesem Manne durch die Huissiers Briefe, Depeschen u. s. w. überbracht, die er eröffnet, überfliegt und mit darauf geschriebener Bemerkung zurück gibt, oder ruhig in das vor ihm liegende Portefeuille steckt. Auch der ungeübteste Beobachter muß instinctiv fühlen, daß er es hier mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu thun hat: es ist der erste Dignitair des Staates, Eckstein des Kaiserreiches, abwechselnd: Großvezier, Hausmeier und Vicekaiser genannt, der Staatsminister Hr. Eugen Rouher. Geboren 1814, als der Sohn eines kleinen Advokaten, zu Riom, einem Städtchen der gebirgigen Auvergne, jener Provinz, die seit alter Zeit Paris mit Kohlenhändlern und Wasserträgern versieht, würde ihn sein stämmiger Körperbau vollständig zur Ergreifung eines dieser Berufszweige seiner Landsleute befähigt haben, hätte er nicht das Glück gehabt, eine Erziehung zu erhalten, die seine bewundernswerthen, geistigen

Fähigkeiten zur Entwickelung brachte; ja, wenn Alles schief gehen, und alle Stricke reißen sollten, könnte Hr. Rouher heute noch das Traggestell eines Commissionärs auf seine breiten Schultern nehmen und sich auf diese Weise seinen Unterhalt verdienen. Es giebt gewiß wenig Staatsminister, die auf diese letzte Ressource zählen können.

Er ist von äußerst einfachen und leutseligen Manieren, durch welche jedoch mitunter der Auvergnat etwas urwüchsig hindurchbricht, nicht nur wenn er in der Kammer Hrn. Glais-Bizoin einen Hanswurst nennt, sondern auch in seinem Salon, wo er einst von einem anwesenden Deputirten sagte: „Voilà un bougre qui a voté contre moi!"

Nichts ist bezeichnender für die Stellung dieses Mannes, als das: contre moi! — gegen mich! Wie der Atlas auf seinen Schultern die Himmelssäulen, so trägt Hr. Rouher, nach seiner eigenen Meinung und nach der von vielen Tausenden, auf den seinigen das ganze Staatsgebäude und hält sich für so verwachsen mit demselben, daß wenig fehlt, so würde er, das berühmte Wort Ludwig's XIV. etwas verkleinert wiederholend, sagen: le gouvernement c'est moi.

Der Sitz auf der Bank neben Hrn. Rouher scheint der Ehrenplatz des Hauses zu sein, denn die anderen Minister und Regierungsvertreter sind sehr darauf erpicht, ihn einzunehmen und wenn ihn einer verläßt, läßt sich sofort ein Anderer darauf nieder. Gewöhnlich erringt ihn der Präsident des Staatsrathes, Herr Vuitry, ein Mann von 55 Jahren, der in der Art seiner Beredsamkeit und, wie es scheint, selbst in seinem Aeußern seinen Meister zu copiren sucht. Er ist eine anerkannte Autorität in finanziellen Fragen, die er auch vornehmlich behandelt. — Der Handels-, Bauten- und Ackerbauminister, Herr Forcade de la Roquette, Stiefbruder des Marschalls St. Arnaud, ist ein eleganter Mann im Alter von 47 Jahren, der, durch Herrn Rouher zu den Principien des Freihandels bekehrt, sie hier mit Geschick und von einem wohllautenden Organ unterstützt, gegen die Angriffe der Protectionisten vertheidigt.

Auf diesen vordersten, den Ministerbänken, finden wir auch den Kriegsminister, Marschall Niel, einen hohen magern Mann von echt militairischem Anstrich, der aber überarbeitet und leidend aussieht. Seine Berühmtheit erlangte er als Director der Belagerungsarbeiten gegen Sebastopol, in der Armee ist er indessen seiner Strenge wegen wenig beliebt und seit seiner Uebernahme des Kriegsministeriums schreien dessen Beamte Zeter und Mordjo, ob der ihnen zugemutheten Arbeit. In der Kammer spricht Marschall Niel mit vieler Fachkenntniß und großem Erfolg, und während sein Auftreten in voriger Session noch ein wenig zu sehr den Militair verrieth, hat er sich in der jetzigen den eigentlich parlamentarischen Ton glücklich angeeignet. Ganz dasselbe gilt für seinen Collegen vom Marinedepartement, Admiral Rigault de la Genouilly, einen noch frischen, sechzigjährigen Greis, der sich seine besten Lorbeeren ebenfalls in der Krim holte. Hier fällt unser Blick endlich auf einen schönen, ausdrucksvollen Männerkopf, der alle die Eigenschaften: That-

kraft, Energie, Fleiß andeutet, welche sein Inhaber nach dem Urtheile der Fachleute nicht besitzt. Er gehört dem Minister des Auswärtigen, Marquis de Moustier, der sich übrigens der ihm erst einmal zugefallenen Aufgabe, hier eine Rede zu halten, in anständiger Weise erledigt hat.

Nachdem Herr Ollivier seinen Vortrag beendigt, begiebt sich inmitten des neu ausbrechenden, tobenden Lärms Hr. Thiers nach der Rednerbühne, und sofort tritt tiefe Stille im Hause ein. Der berühmte Geschichtschreiber des ersten Kaiserreiches beginnt zu sprechen, indem er sich, wie ermüdet, gegen die Rückwand der Tribüne anlehnt und beide Hände tief in die Hosentaschen vergräbt; nur wenn ihm die Brille auf die Nasenspitze herab rutscht, holt er sie hervor, um jene wieder nach oben zu schieben, und fuchtelt dann mit beiden Armen ein Weile unschön in der Luft herum, legt sie aber bald wieder auf den Rücken. Sein früher, der trompetenden Nasaltöne wegen berühmtes Organ ist vom Alter gebrochen und klingt cassirt und schlotterig, aber in jedem Winkel des Hauses deutlich vernehmbar.

Eine Art nervöser Zuckungen in den Mundwinkeln zwingen den Redner häufig, zwischen den einzelnen Sätzen, ganz kurze Pausen zu machen, in denen er einen kleinen Schluck Rothwein mit Wasser nimmt. Sonst spricht er in raschem Tempo und die ordentlich jauchzenden Zurufe von den Bänken der Majorität beweisen, wie sehr diese mit seinen gegen die Einheit Deutschlands gerichteten Ausführungen einverstanden ist. Herr Thiers ist übrigens der Schrecken der Factore in der Druckerei des Moniteur, denn wenn er eine seiner großen Haranguen gehalten hat, so begiebt er sich nach der Sitzung dahin, bleibt die halbe oder auch die ganze Nacht bis zum anbrechenden Morgen dort, läßt sich vier, fünf oder noch mehr Abzüge anfertigen, corrigirt, ändert ab, streicht, stellt um, thut hinzu u. s. w., bis der Factor ihm kategorisch erklärt, daß jetzt die Formen durchaus in die Presse gehoben werden müßten. Nach einer Thiers'schen Rede erscheint das officielle Blatt immer mit mehreren Stunden Verspätung, wird aber dafür vom Publicum mit um so größerm Eifer gelesen. Von den Abgeordneten, welche seine Rede so lebhaft beklatschen, dürften einen deutschen Leser nur sehr wenige interessiren, wenngleich sich darunter manche Männer von Bedeutung und einflußreicher Stellung befinden. Hr. Frémy, der Director der blühenden Bodencreditanstalt, ist ein kleiner Herr mit höchst intelligentem Weißkopfe und wird als Autorität in wissenschaftlichen Fragen vom Hause mit Achtung angehört, wenn er, was übrigens selten geschieht, das Wort ergreift. Ganz stille, seit der großen Niederlage des Credit mobilier, verhalten sich dagegen dessen ehemalige Directoren, die Herren Isaac und Emile Pereire und Eugen, des letztern Sohn, die ihre Plätze auf der rechten Seite des Hauses haben. Als in der letzten Saison mehrmals die Rede auf den Sturz des Credit mobilier kam, pflegte sich das Kleeblatt der Millionäre fast unter die Bank zu ducken.

Ihr reisiger Gegner, Herr Pouyer-Quartier, ein großer In-

dustrieller aus Rouen, von echt kaufmännischem, etwas englischen Aussehen, sitzt ganz in ihrer Nähe. Er ist ein eingefleischter Schutzzöllner, der die Sätze seines Evangeliums leidenschaftlich vertheidigt und dazu die Arme schwingt, wie ein Netze auswerfender Fischer. Auf einer der mittleren Bänke des Centrums nimmt sich gar würdevoll ein betagter Herr aus, Herr Louis Belmontet, der Poet des Kaiserreiches, der aber hier keinen Lorbeerkranz, sondern eine braune Perrücke trägt, selten Reden hält, aber in häufigen Unterbrechungen eine durchaus gute Gesinnung an den Tag legt. Er könnte für das Muster eines kaiserlichen Deputirten gelten, wenn er nicht unglücklicherweise von einer leichten, platonischen Neigung zur Preßfreiheit angefressen wäre. In der Mitte des Hauses finden wir ferner ein pariser Advocatenpaar, die Herren Nogent de Saint-Laurens und Mathieu, Beide als Berichterstatter für sachliche Gesetze sehr verwendbar, von denen sich jedoch der letztere durch eine Reihe ultrareactionärer Amendements zum Preßgesetze schwer lächerlich gemacht hat. Beider Beredsamkeit ist eine mehr advocatische als parlamentarische und Beide haben genau dasselbe Gebehrdenspiel, bei welchem sie mit einem kurzen Ruck die Arme nach rückwärts werfen, oder mit der einen Hand den anderen Arm von unten nach oben streichen. Diese Bewegungen sind ihnen von ihrer Thätigkeit im Justizpalaste geläufig, wo sie im Flusse der Rede stets die langen und weiten Aermel der von den französischen Sachwaltern getragenen Talare zurückzustreifen pflegen.

Von den nennenswerthen Mitgliedern der Majorität führen wir dem Leser einen kräftigen, untersetzten Mann vor, der seine Bank auf der äußersten Rechten stets in alleinigem, unbestrittenem Besitze hat. Kurz verschorenes, graues Haar zieht sich in eine niedrige Stirn hinein und unter buschigen Brauen leuchten mit wilder, unheimlicher Energie brutal blickende Augen hervor; das pockennarbige Gesicht hat Aehnlichkeit mit einer Bulldogge. Das ist Herr Granier oder wie er selbst sich nennt Herr Granier de Cassagnac, ein Mann von sehr bescheidener Herkunft, der sich seinen Platz in der Welt durch eine Reihe so unlauterer Mittel erkämpfte, daß er ihn nur behaupten kann durch eine Art von Terrorismus, in welchem ihn seine beiden Söhne unterstützen. Er ist 1808 in einem kleinen Städtchen der Gascogne geboren, kam jung nach Paris, wo er für verschiedene Journale, namentlich für Girardin's Presse arbeitete und ging 1840 nach den französischen Antillen, von wo er bald als Vertreter der Insel Guadeloupe zurückkam. Mehrere Duelle und Vorfälle anderer Art machten, daß sein Name oft in den Gerichtssälen, selten mit Ehren, genannt wurde. Früher sprach er häufig und nicht gerade schlecht, seit einem scandalösen Streite jedoch, den er im Juli mit dem „Courrier français“ hatte, ist er ebenfalls verstummt.

Es ist jetzt halb sechs geworden und Herr Thiers verläßt unter donnerndem Applaus der Majorität die Rednerbühne, auf welche wuchtigen Schrittes der Staatsminister Rouher zugeht. Wie er sich zum Sprechen anschickt, tritt sofort wieder tiefe Stille ein und die Mitglieder,

welche, um Herrn Thiers zu beglückwünschen, ihre Plätze verlassen haben, kehren eilfertig dahin zurück. Herr Rouher ist anerkanntermaßen der beste Redner oder, wie man ihn auch nennt, der erste Tenor des Hauses. Er beginnt ruhig und zurückhaltend und man merkt ihm an, daß er sein lebhaftes Temperament zu zügeln bemüht ist, aber es dauert nicht lange, so bricht dasselbe durch, und nun kommt Leben in die schwere Gestalt des Redners. Sein sonores, metallenes Organ klingt mächtig durch den weiten Raum, er spricht mit Kraft und Feuer, fast leidenschaftlich, im allerschnellsten Tempo, daß die Stenographen ihrer ganzen Kunst bedürfen, um nachzukommen, aber im correctesten Periodenbau und, wie Ollivier, vollkommen druckfertig. Im heftigsten Affecte bleibt jedoch seine Gesticulation nüchtern und mäßig, nur wenn er auf persönliche Angriffe antwortet, schlägt er sich dröhnend auf die breite Brust, oder klopft in rasch wiederholten Schlägen mit der flachen Hand auf die Tribüne. Er vertheidigt übrigens die kaiserliche Politik im Schweiße seines Angesichtes, denn schon nach einer Viertelstunde perlen ihm auf Stirn und Wangen dicke Tropfen, und ohne seinen Redefluß zu unterbrechen, holt er aus der Rocktasche das Schnupftuch hervor, um die immer wiederkehrenden abzuwischen. Athemlos hängt die Versammlung an seinen Lippen, wenn er jedoch nach einzelnen Perioden seiner Rede kurz inne hält, bricht stürmisches Händeklatschen und der laute Ruf très-bien aus. So groß ist die Macht seiner Beredsamkeit, daß als er nach einer Stunde, in Schweiß gebadet, die Tribüne verläßt, dieselben gesinnungstreuen Abgeordneten, welche vorhin der Preußenfresserei des Herrn Thiers zujubelten, ihn umdrängen, um seine Hand zu schütteln und ihm zu versichern, daß sie mit seinen Ausführungen ebenfalls einverstanden seien.

Wiederholte Rufe nach Schluß der Debatte werden jetzt aus der Mitte des Hauses laut, die Linke protestirt jedoch dagegen und der Präsident sieht sich veranlaßt über den Schlußantrag eine Abstimmung herbeizuführen, welche ergiebt, daß die Discussion morgen fortgeführt werden soll, der Schluß der heutigen Sitzung wird darauf ausgesprochen und mit Donnergepolter drängen nunmehr die Abgeordneten der Salle des Pas perdus zu, wo galonnirte Diener mit brennenden Fidibussen in der Hand Stellung genommen haben, auf daß denjenigen Herren, welche das Bedürfniß fühlen, die empfundene Aufregung durch den mildernden Dampf einer Havannah zu beschwichtigen, Gelegenheit zum Anzünden geboten werde — weise Fürsorge der kaiserlichen Staatsregierung!

Einige Volksvertreter werden von eleganten Equipagen, andere von bescheidenen Miethwagen erwartet; die meisten gehen jedoch zu Fuß durch den trüben Decemberabend ihrem redlich verdienten Diner zu.

Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch.

(Die französischen Elemente, Phrasen und Wörter im Deutschen Sprachschatz.)

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

II. Einige andere Künste.

Ganz merkwürdig und zum Theil geradezu unbegreiflich ist es aber, wie die Deutschen zuweilen doch auf solchen Kunstgebieten, in denen die Franzosen durchaus nicht so allein und absolut herrschten, wie in den exacten Wissenschaften, oder wie nach dem, was ich später bemerken werde, zum Beispiel in der Küche oder im Tanzsalon, sich so oft von ihnen haben ins Schlepptau nehmen lassen, und wie sie von den Fremden Technik und Sprache entlehnt, die eigenen aber dabei vernachlässigt haben. In der Musik, in der Malerei, auf der Bühne, in der Poesie und Literatur haben wir Deutschen, um nicht zu viel zu sagen, doch wohl eben so Tüchtiges geleistet, wie unsere romanischen Nachbarn, und dennoch haben uns auch hier die Franzosen überall mit ihren Kunstausdrücken nachgeholfen und ihre Erfindungen aufgezwungen, während sie selber von uns fast keine entlehnten.

Unsere Künstler sprechen lieber von „Portraits" — en face oder en profile —, als von „Bildnissen", lieber von einer „Marine", als von einem „Seestück." Sie „ebauchiren", sie „effaciren" und „retouchiren", obgleich sie ja eben so gut entwerfen, auslöschen und überarbeiten könnten. Das „Etui" des Zeichners, sein „Crayon", fast jede seiner Farben haben einen französischen Namen. Auch malt er sogar mit „Guache", obgleich dies wieder ursprünglich eben so gut wie jener Haferſack ein ehrliches altes deutsches Wort ist, bloß eine Französirung unserer „Wasch" Malerei. Daß wir das „Guillochiren" unübersetzt lassen, mag hingehen, weil ein Franzose es in Schwung brachte. Aber den Kupferstich erfanden die Deutschen und dennoch „graviren" sie. Ja, in der Kunst der „Medailleurs" und der Kupferstecher ist fast kein Kunstausdruck deutsch. Noch sonderbarer aber ist es, daß dies sogar in hohem Grade in der Musik der Fall ist, in der die Franzosen sich so viel weniger als die Deutschen und Italiener hervorthaten, aber in die jene doch auch erst die rechte Methode, Schule, Politur und Technik und damit vieles von ihrer Sprache hineinschmuggelten.

Wie sie es gemacht haben, daß sie auch in die Architektur und sogar in die Benennungen unserer alltäglichen Wohnhäuser ihre Sprache so reichlich eingeführt haben, begreift man fast gar nicht. Wir Deutschen wohnen doch zwischen und hinter Mauern wenigstens schon seit Weiland

König Heinrichs des Städteerbauers Zeiten und dennoch hat Jeder von uns Mühe, sogleich die richtigen aber bei Seite gelegten deutschen Wörter für die gangbaren französischen „Etage", „Beletage", „Façade", „Entresol", „Parterre", „Rez de Chaussée" und andere zu finden, Die „Salons" will ich meinetwegen den Franzosen überlassen, aber warum geben wir ihnen denn auch die gemüthlichen kleinen Schmollwinkel, die „Boudoirs" und „Cabinette"? Und warum erinnern wir uns denn sogar, wenn wir von den bescheidenen Dachstübchen unserer Armen und Dichter reden wollen, lieber des im Jahre 1666 verstorbenen französischen Baumeisters „Mansarde", nach dem sie in Paris benannt wurden, als jenes höchst deutlichen deutschen Ausdrucks „Dachstübchen" oder „Erker"? —

Wie unsere Architekten, so sind auch sogar unsere Tischlermeister von der Gallomanie inficirt. Sie hobeln uns lieber „Fauteuils" zurecht als „Lehnstühle", lieber „Bergèren" als „Ruhebänke", lieber „Jalousien" als „Fensterläden", lieber „Möbeln" oder „Ameublements" als „Zimmergeräth". Bestellt man bei einem deutschen Tischler eine „Etagère", so weiß er gleich Bescheid. Verlangt man aber als echter und patriotischer Sprachpurist ein „Stufengestell", so macht er sicher große Augen, und verstehts nicht.

In den „Palais" unserer schon längst so sehr französirten Könige und Fürsten treffen wir natürlich in jedem Winkel auf ein französisches Product. Aber auch wenn wir in andere öffentliche Gebäude, z. B. in unsere Volks- und Schaubühnen, wo Schillers, Goethes und unserer übrigen Classiker poetische Träume uns vorgeführt werden, einen Blick werfen, findet sich, daß fast jedes Stück und jeder Vorhang und Lappen seinen französischen Namen hat, so die „Logen", das „Parterre" und das „Parquet", die „Galerie", die „Coulissen" 2c. und darnach sollte man glauben, daß sich die deutschen Baumeister mit dem Nachdenken über die Anordnung dieser Dinge nie den Kopf zerbrochen hätten. Auf der Bühne selbst bewegen sich „Acteurs" und „Actricen", ihnen assistirt bei ihren Declamationen der „Soufleur" und das ganze Bühnenwesen leitet der „Regisseur", lauter jetzt fast unübersetzbar gewordene „Chargen". Jene Acteurs haben durchaus keine Verpflichtungen. Pfui! das wäre zu gewöhnlich! „Engagements" klingt ihnen viel netter. Sie treten nicht zum ersten Male auf, sondern sie machen ihr „Debut", und zuweilen giebt man ihnen ein „Benefice". Unsere Journale machen für sie in Deutschland ebenso wie in Frankreich „Reclame" und dabei helfen hier wie dort die „Claqueurs", wenn die „Siffleurs" ihnen nicht siegreich „opponiren." Machen die Acteurs ihre Sachen gut, so loben unsere Recensenten und Kritiker das „Ensemble" ihres Spiels oder ihre „Action", oder die Energie ihrer „Declamation" oder die „Mise en scène" des Stückes und sein „Sujet", die geschickt entwickelte „Intrigue" und andere solche französische Tugenden, die sie eben so gut für deutsche Tugenden ausgeben könnten.

Die Stücke, die uns vorgeführt werden, haben wiederum zur Hälfte

fremdländische Namen, so namentlich die „Vaudevilles“, mit ihren „Couplets“, die „Comödien“, die „Farcen“, die „Opern“ und „Operetten“ ꝛc. Freilich meist nur die leichtere Waare, da wir uns doch glücklicherweise für die Hauptstücke für die großen „Schauspiele“ und die „Trauerspiele“ unsere deutschen Namen vorbehalten haben.

Wie in diesem dramatischen Zweige der Poesie, so haben sich unsere Autoren auch in anderen Literaturfächern von den höheren Compositionen, den „Epopöen“ und „Sonetten“, bis zu den „Annoncen“ und „Affichen“ herab nur allzu viele Kunstausdrücke von den Fremden aufdringen lassen. Einen kurzen Abriß nennen sie eine „abrégé“, eine Uebersicht ein „exposé“, eine Abhandlung ein „essai“, einen Kernspruch eine „Devise“. Daß sie die echt französischen „Calembourgs“ und „Impromptus“, so unverändert aufnahmen, ist schon eher verzeihlich.

Höchst auffallend ist es jedoch wieder, daß sogar unsere Buchdrucker in einer der Literatur dienenden und so ganz und gar von Deutschen erfundenen Kunst die französische Sprache so außerordentlich haben wuchern lassen. Faust, Guttenberg und ihre Nachfolger haben für wenige Theile des von ihnen ersonnenen und construirten welthistorischen Mechanismus deutsche Ausdrücke festgehalten. Fast alle unsere zwanzig verschiedenen Lettern und Schriften vom großen „Imperial“ oder „gros double canon“ bis zum winzigen „Nonpareil“ und „Diamant“ hinab schmücken sich mit französischen Titeln. Ja die ganze Maschinerie der Presse selbst hat außer etwa dem alten Preßbengel nur noch wenige einheimische deutsche Namen behalten.

Fast nicht weniger auffallend ist es, daß wir Deutschen, — was die Sprache unserer Kaufleute zu beweisen scheint, auch in Handel und Wandel und Kaufmannschaft, so vielfach die Schüler und Nachahmer der Franzosen gewesen sind. Es wimmelt in unseren Handelsbüchern, auf unseren „Börsen“ und „Comptoiren“ von französischen Ausdrücken, obwohl wir Deutschen schon seit den Zeiten unserer Hansa einen so wohl organisirten Handel besaßen, und obwohl die italienische Sprache, die in jenen Localen und Büchern freilich auch nicht fehlt, daselbst zur Oberherrschaft neben der Deutschen viel berechtigter wäre. Diese Italiener waren die Vorgänger, Meister und Lehrer im Buchhalten, im Wechselwesen, und in allen Handelswissenschaften für ganz Europa und doch, so scheint es, haben die Franzosen überall Kukuksеier in die Nester der Italiener und Deutschen gelegt und französische Wörter daraus hervorbrüten lassen. Unsere Kaufleute „etabliren“ sich. Sie „entriren“ Geschäfte, sie handeln „en gros“ oder „en dètail“, haben dabei ihre „Correspondenten“, „Commanditen“ und „Compagnons“. Sie verkaufen „à condition“, „à prix fix“, und „à tout prix“; und haben sie ausverkauft, so machen sie neue „Empletten“ und „Entreprisen“. Ihre Waaren haben sie in „Depots“ oder „Entrepots“ und sie treiben damit entweder einen Proper-, oder Commissions-, oder Sortimentshandel.

Im Geld-, Papier- und Wechselfach ist fast alles französisch, nur

die Worte Geld und Wechsel selbst — das ist noch ein Glück! — sind deutsch geblieben. Im Uebrigen wird der Wechsel „acceptirt", „indossirt", in „Cours" gesetzt, „remboursirt, „quittirt", „prolongirt", „protestirt" und mit einem Worte der arme deutsche Wechsel! kommt aus dem „giren" und „siren" nie heraus.

Die Staatspapiere haben in Hamburg und in Frankfurt eben so gut ihren „Cours" und dabei ihre „Hausse" und „Baisse", wie in Paris, und dies Alles findet man schon eher erklärlich, da wir ja eben den Franzosen und ihrer Sprache bei uns überall da begegnen, wo es auf ein wenig Raffinement und Kunst ankommt. Daher möchten denn auch meinetwegen die Großhändler sich „Grossisten", „Entrepreneurs" und „Importeurs" nennen. Aber daß selbst auch die Kleinen lieber „Detaillisten" als „Kleinhändler" heißen wollen, und daß sogar die ganz winzigen Kleinhändler, die ihre kurze Waare von Ort zu Ort auf dem Rücken herumtragen, nicht „Dorfkrämer" oder „Packträger" oder sonst so etwas Deutsches, sondern „Colporteurs", „Tabuletkrämer" oder doch „Hausirer" (wenigstens mit einer fremden Endung) sein wollen, und daß man ihren Kurz-Waarenkram mit einem noch dazu sehr schwierigen französischen Ausdrucke, „Quincaillerie" belegt, das zeugt schon wieder von einem extravaganten Grade ganz unnöthiger Franzosensucht.

Auch ihren Seecapitainen geben unsere Importeurs nicht Seefrachtbriefe, sondern „Connoissements", nicht Reisegepäck, sondern „Paccotille" und außerdem noch manches andere Französische mit auf die nassen Wege, so wie denn auch auf dem Festlande in unserem ganzen Expeditions-, Post-, Correspondenz- und Beförderungswesen — bis zur Benennung der Wagen und Kutschen der „Diligencen", Coupés und ihrer „Passagiere", „Conducteure" und „Postillons" herab, Alles von Franzosenthum wimmelt.

Hat der deutsche Geschäftsmann eine Zeit lang correspondirt, entreprenirt und gehandelt, so kann sein Schicksal zwar sehr verschieden ausfallen, dem Französischen aber entgeht er dabei ebensowenig wie seine Wechsel. Denn entweder endigt sein Geschäft, wenn er nicht „accordiren" kann, mit einem bösen „Fallissement" oder er „retirirt" sich und lebt dann, was schöner ist, den Rest seines Lebens als „Rentier", „en retraite" und ganz „à son aise".

III. Küche.

In unseren Wäldern und Bergen, wie ich schon sagte, in unserer ganzen Forst- und Ackerwirthschaft können wir glücklicherweise wenigstens einige Felder des Wissens und der Kunst bezeichnen, auf welchen Alles rein Deutsch geblieben ist. Alle unsere Rohproducte, das Holz und seine verschiedenen Gattungen, so wie die aus ihm mit dem Beile und der Säge gestalteten groben „Balken", „Breter", „Pfeiler" 2c. behielten ihre einheimischen Namen. Desgleichen auch die gewöhnlichen Getreide-

arten, der Weizen, der Roggen, der Spelz, das Mehl und die von den Haushälterinnen und den Bäckern daraus bereiteten Grobbröde und Gebäcke, die das Volk ernähren. Eben so auch die Producte der Viehwirthschaft, die verschiedenen Rinder- und Schlachtvieharten, für die wir eine Fülle von deutschen Ausdrücken haben, die ihre Racen, ihre Altersstufe, Geschlecht und sonstige Eigenthümlichkeiten bei ihnen bezeichnen. Eben so wie in den Ställen unserer Bauern, und in den Läden der Bäcker bleibt auch in den Kaufhallen unserer Fleischer noch Alles gut deutsch, die „Schinken", die „Nieren-" und „Rippenstücke", die „Schmoor-, „Mürbe-" und „Lendenbraten"

Erst wenn man von den Grobbäckern zu den Zuckerbäckern hinaufsteigt und wenn man das Fleisch in die Küche abliefert, da fängt der unpatriotische Verrath an der Muttersprache wieder an. Da verwandelt sich der ehrliche deutsche „Ochse" in „boeuf à la mode" und die Schweine und Kälber lösen sich in „Cotelletten" und „Fricandeaus" oder gar in „Hachés" und in „Farcen" auf.

Unsere Köche haben in der That äußerst wenig für die Ausbildung der deutschen Sprache in ihrem Fache gethan, und haben ebenso wie auch die Köche der Engländer das Feld fast ganz den Franzosen überlassen. Da diese überhaupt in Geschmackssachen in Europa die Fahne vortrugen, so mußten sie vor allen Dingen wohl auch bei der Quelle alles Geschmacks in Küchen- und Gaumenangelegenheiten herrschen und als die tonangebenden Feinschmecker gelten.

Nur die Franzosen verstehen es, uns etwas „pour la bonne bouche" gut zu bereiten. Von ihnen stammen fast alle „Delicatessen" unserer Tafel.

Daß für manche zum Theil ziemlich entbehrliche und willkürliche Producte der höhern Kochkunst, z. B. für „Sautées" und „Rouladen", „Ragouts", „Fricassées", „Tarteletetten" und „Confituren", die nur einem „Gourmand" etwas angehen, überhaupt, nie ein deutscher Ausdruck ausgeprägt wurde, ist natürlich und kann uns kaum schmerzen. Aber viel wunderlicher ist es, daß uns auch der Gebrauch so guter alter Tafelausdrücke, wie „zerlegen" oder „zerschneiden" für „tranchiren", „die Speisen auftragen" für „serviren", Tisch- und Tafelgeräth für „Service", Flasche oder Krug für „Bouteille", der Art abhanden gekommen sind, daß sie uns jetzt zum Theil fremdartiger klingen als die eingebürgerten französischen selber. Wer bei einer deutschen Mahlzeit um die „Bratenbrühe" statt um „die Sauce", oder um ein „Teller-, Finger- oder Mundtuch" statt um eine „Serviette" bitten wollte, würde als ein puristischer Pedant fast Aufsehen erregen.

Wir Deutschen haben in der Küche und bei der Tafel die französische Sprache so unentbehrlich gefunden, daß wir sie sogar selbst in die Hand genommen, weiter ausgebildet und zu unserm Gebrauch noch französische Worte gestaltet haben, die in Frankreich gar nicht vorkommen und die man dort als Barbarismen anstaunen würde. Als Beispiel dieser Art mag ich das in ganz Deutschland übliche Wort „Platmenage" (für einen

gestellartigen Tafelaufsatz mit allerlei Gefäßen für Zucker, Pfeffer, Essig &c.) anführen, das man in Frankreich nicht kennt.

Wie die Bereitungsweise jeder einzelnen Speise, so haben die Franzosen auch die Formen und Arrangements bei den verschiedenen Arten des Austragens und Servirens bestimmt. Wenigstens, wenn es nur ein Bischen was sein soll, fallen wir Deutschen gleich mit einem französischen Ausdruck ein. Mit Frau und Kindern nehmen wir zwar unser gewöhnliches „Frühstück", „Mittagsmahl" und „Abendbrot" ein. Laden wir aber ein paar Freunde dazu und wollen wir der „Affaire" einen kleinen Anstrich von Eleganz und Styl geben, so machen wir sogleich ein „Déjeuner", ein „Déjeuner à la fourchette", „Diner" und „Souper" oder gar ein „Banquet" daraus.

Manche auf Essen und Trinken sich beziehende deutsche Ausdrücke sind wohl deswegen nicht in Schwung gekommen, weil sie gar zu aufrichtig oder zu unschön klingen würden und man hat statt ihrer gern die Französische gewählt, die dem Deutschen das Unangenehme nicht so handgreiflich sagen, es vielmehr ein wenig „cachiren". Für die französischen Ausdrücke „Gourmand", „Gourmé", „Friand", „Glouton" werden schwerlich die Deutschen „Eßgier", „Leckermaul", „Gefräßigkeit" und „Schlucker" bei uns sich sehr einzuschmeicheln im Stande sein. —

IV. Tanz und Spiel.

Tanzmeister sind die leichtfüßigen Franzosen wie für die ganze civilisirte Welt so insbesondere auch für uns Deutsche stets gewesen. — Nicht nur die von Haus aus französischen „Françaisen", sondern auch die britischen „Anglaisen" und „Ecossaisen", die deutschen „Allemanden", die polnischen „Mazurken" und „Polonaisen" und die böhmischen „Polkas" haben erst über Paris reisen müssen, um mit dem gefälligen Arrangement und demjenigen Aufputz, den man dort ihnen gab, zu uns zurückkehren und bei unserer eleganten Welt „à la mode" zu werden.

Bei allen unseren Bällen, Redouten und Fêten präsidiren die Grazien, der Geschmack und die Sprache Frankreichs. Als Tänzer sind wir Deutschen von Haus aus nur wenig werth, wenn wir uns nicht von Kopf bis zu Fuß französirt haben. Das Costume nach neuestem französischen Schnitt, die Glanzstiefel und Glacéhandschuhe aus der besten pariser Fabrik, so treten wir in die „Appartements" unseres Gastgebers, die er seinerseits mit „Festons", „Candelabern", „Lustres", „Lampions" und anderm gallischen Kram aufs Eleganteste geschmückt hat. Tanz-Stuben oder Tanz-Zimmer wie „Wohnstuben" oder „Arbeitszimmer" giebt es in Deutschland nicht, sondern nur Tanz-Salons. Der Zweig der deutschen Sprache, der sich mit der dort geübten Sprache befaßt, ist so dünn, und so stark französirt, daß in den meisten Fällen das entsprechende deutsche Wort statt des Französischen wieder kaum von uns verstanden werden würde. Jeder gebildete Deutsche weiß z. B. was ein „Entre-

chat" ist. Man hat dies ins Deutsche mit „Tanztriller" übersetzt. Aber wer bei uns außer etwa dem Erfinder des Wortes verstände einen Tanztriller zu executiren?

Eben so sind die französischen Worte: „Chaine", „Ronde", „Cotillon" allgemein bekannt. Deutsche dafür giebt es nicht.

Sogar in den gewöhnlichsten Tanzsalons unserer Vorstädte versteht man sich nur auf die französischen Commando- und Zauberworte: „Balancez!" oder „Changez les dames" — und auch dort nennen die Damen ihren Mittänzer nicht ihren Herrn, sondern ihren „Chapeau" und ihren Gegentänzer nicht anders als ihr „Vis-à-vis". Man kann sagen, daß jeder Schritt, den wir Deutschen mit Begleitung der Musik machen, ein französirter Schritt ist, ein „pas" ein „pas seul" oder ein „pas de deux", ein „pas de Basque", ein „pas redoublé", oder ein „pas-bourré"! —

V. Toilette.

Für eine geschmackvolle Anordnung der äußern Hülle und Einfassung ihrer Figur hat das „Volk der Denker" von jeher nicht viel Talent an den Tag gelegt. Es hat in Europa eine Zeit gegeben, wo spanische Kleidermoden — eine andere, wo schwedische Costume allgemein beliebt waren. Auch die prächtigen ungarischen und polnischen Trachten hat man bewundert und nachgeahmt. Von Deutschland ist fast nie eine große Revolution in den Kleiderschränken unseres Welttheils ausgegangen.

Wie in anderen Aeußerlichkeiten, so haben wir uns auch hierin am meisten und längsten — schon seit sehr alter Zeit — von den Franzosen anleiten lassen. Sie besorgten stets unsere „Toilette", unsere „Coiffüre", und „Chaussüre". Ihre „Friseurs" hatten uns von jeher unter der Scheere und ihre „Barbiere" unter dem Messer. — Ihre Modistinnen bestimmten, was bei uns „à la mode" sein sollte, und ihre „Marchands tailleurs" gaben unseren Roben, Enveloppen und Paletots die rechte Façon.

Man kann behaupten, daß wohl die Hälfte aller bei uns gebräuchlichen und sich auf Costume oder Garderobe, beziehenden Worte französischen Ursprungs ist. Ja selbst die, welche aus einem andern Lande kamen (wie z. B. die Redingotes, riding coat aus England) konnten doch oft erst, nachdem sie wie die Ecossaisen und Polonaisen in Paris etwas französirt waren, eine gute Aufnahme bei uns finden.

Wir tragen die französischen „Manchetten" an der Hand, die „Fresen" und „Cravatten" am Hals, die „Toupets", „Chignons" und Chapeaux auf dem Kopfe, die Tressen und „Garnituren" am Hute und ziehen über das Ganze einen „Sürtout". Wie „Satin", „Gaze", „Moiré", „Crêpe", so haben noch unzählige andere Kleiderstoffe namentlich die beliebten Seidengewebe, französische Namen.

Wie unsere vornehme Welt selbst sich in voller „Parure" und wenn

es recht darauf ankommt „à quatre épingles" und „en grande tenue" zeigt, so prunkt auch ihre Bedienung in französischer „Livree".

In wie entschiedener Weise die Franzosen in diesem Fach bei uns Besitz ergriffen haben, merkt man bald, wenn man es versucht, die entsprechenden deutschen Ausdrücke statt der französischen in Gebrauch zu nehmen Manche französische Wörter haben sich in unseren Kleidern derart eingenistet und festgesetzt, daß das Deutsche gar nicht dagegen aufkommen kann, z. B. durchaus nicht das echt deusche „Leibschnitt" gegen „Taille". Wie schwerfällig klingt auch gegen das französische „Toilettemachen" das deutsche „sich anziehen." Bei diesem „An-zie-hen" sieht man nur gar zu deutlich, welche Anstrengung es kostet, die Socken oder Wasserstiefeln herüberzubringen. Unsere Puristen müßten auch noch viel mehr Terrain als bisher gewinnen, bis sie es mit uns dahin brächten, daß wir statt des französischen „rasiren" das einheimische „den Bart abschaben" gebrauchten. Das echt deutsche „sich putzen", besonders in der Composition „sich heraus putzen" zielt ein wenig auf geschmacklose Ueberladung hin, was bei dem französischen „bei der Toilette sein" gar nicht der Fall ist. — Es wird auch wohl lange dauern, bis wir Deutschen alle statt „chapeau bas" „baarhaupt", statt „en robe de chambre" in Schlafrock und Pantoffeln einhergehen. Und das „en deshabillé" unserer Damen läßt sich fast gar nicht gut ganz aufrichtig deutsch wiedergeben.

VI. Umgang, Benehmen, Gesellschaft.

Wenn auf irgend einem Felde die oft schwerfällig gescholtenen Germanen von ihren leichten und gewandten Nachbarn übertroffen sind, so sind sie dies in Beziehung auf die Regeln und Gesetze des Umgangs und des höflichen Benehmens.

Daß in diesem Fache die Franzosen von jeher bei uns den Ton angegeben haben, davon legen wieder unsere Sprache und die ihr eingefügten vielen französischen Beimischungen den deutlichsten Beweis ab. „Manier", „Tournüre", „Grazie", „Conduite", sie tragen bei uns alle den französischen Schick. Die Worte „Form", „formell", „Formalitäten", „formiren", lassen sich im Deutschen fast nur durch Umschreibung wiedergeben. Die „Eleganz", das „savoir faire", die „Ceremonien", das sind lauter von jenseits des Rheins eingeführte Producte, und eben so wenig bei uns geboren sind die Galanterien und Complimente, obgleich wir dieselben, namentlich die Complimente und Ceremonien, hinterher, sage: hinterher noch mehr cultivirt und aufgeblasen haben, als die Franzosen selbst.

Die vornehme deutsche Gesellschaft, die sich dieser Dinge eifrigst befleißigt und schon seit den Zeiten des chevaleresken Mittelalters unter dem Zauber der französischen Sitte stand, hat besonders viele fremde Ziergewächse in unsern Sprachgarten verpflanzt. Sie läßt sich selbst

gern französisch: „beau monde" oder „haute volée" nennen. Sie hat bei uns ihre „exclusiven" Cirkel und ihre „Cliquen" wie in Paris und thut auch ihr Möglichstes wie dort, ihre „Lions", ihre „Incroyables", „Mignons" und ihre „Bonvivants" und eben so auch ihre „Libertins" und „Roués" auszubilden. Man macht sich in dieser eleganten Welt Deutschlands die „Honneurs", bereitet sich einen guten und schlechten „Accueil". In diesen sogenannten höheren Kreisen — ja sie brauchen dazu gar nicht ein Mal sehr hoch zu sein — giebt man sich „Airs", hält dies oder jenes für durchaus „de rigueur", findet Manches ganz „à propos" und „bon genre", oder auch „mal à propos" oder „mauvais genre", hat für Einiges ein „Faible", für Anderes eine „Aversion". Man macht „Dépensen" und lebt „en grand seigneur", oder auch „en famille", oder „en garçon" und trotz alledem kämpft man dabei nicht selten mit dem entsetzlichsten, ebenfalls ganz französischen „ennui". In allen Provinzen Deutschlands ohne Ausnahme „ennuyirt" man sich à la Française. Es läßt sich wie gesagt, nicht leugnen, daß einige sehr angenehme Umgangseigenschaften dem Deutschen in mehr oder weniger hohem Grade abgehen. Er ist von Haus aus nicht sehr „coulant", es fehlt ihm zuweilen an dem rechten „à plomb", er hat nichts recht „Degagirtes" in Wesen und Manier, das „Abandon", die liebenswürdige „Nonchalance" der Franzosen ist dem stets rücksichtsvollen und oft nur zu vorsichtigen Deutschen besonders gar nicht eigen. — Eben so mangelt ihm ein wenig die französische „Franchise", die man eine oberflächliche Treu- und Offenherzigkeit nennen möchte, und die der Franzose für eine so ganz national-französische Tugend zu halten scheint, daß er sie sogar nach seinem Nationalnamen benannt und von „Franken" abgeleitet hat. — Für alle jene, seinem Wesen und seiner Art fremden Dinge und Eigenschaften, hat der Deutsche sich daher wieder auf die fremden Ausdrücke mehr oder weniger einexercirt.

Ganz vorzüglich gut versteht sich der gewandte, witzige und dabei trotz seiner Bonhommie gern etwas boshafte Franzose auf „Moquerieen" und „Frivolitäten", auf das „Ridicule" und „Aequivoke" und alle diese Dinge und Worte hat er dem Deutschen, so gut dieser sie begreifen konnte, gelehrt und mitgetheilt.

Nichts weiß der rasche, scharfsinnige und wenn auch nicht immer zart, doch fein fühlende Franzose schneller herauszufinden als „Sottisen", „Betisen", „Bevuen" und „Bornirtheit", so wie das „Barocke", „Burleske", „Bizarre" und „Affectirte" des Benehmens. Der Deutsche hat den Franzosen oft auf diese Dinge schelten hören und hat es dann nöthig gefunden, in das Murren mit einzustimmen, so daß er am Ende die Worte dafür nicht wieder los geworden ist.

Aehnlich ist es ihm mit den „Amusements", den „Agréments" und den „Charmes" der Gesellschaft gegangen, mit denen der Franzose sich so gern und so glücklich beschäftigt. Das letzte echt französische Wort mit seinen Ableitungen „charmiren", „charmant" 2c. haben wir

Deutschen so charmant gefunden, daß wir uns seiner sogar noch in Fällen bedienen, in denen es zu gebrauchen den Parisern gar nicht einfällt. Wir benutzen z. B. den Ausdruck „charmiren" (auch „charmeriren") für „liebeln" oder „schönthun" und hie und da in Deutschland, z. B. in Wien, wo das „Charmante", wie überhaupt so vieles Französische, recht grassirt, nennt man den Geliebten einer Person ihren „Charmanten", welche Verwendung des Wortes den Franzosen denn ziemlich komisch vorkommt.

Dafür, daß wir mit dem Ballast oder vielmehr mit dem Schaum aller dieser Worte den Schatz unserer Sprache vermehrt haben, läßt sich dem Gesagten nach der Grund anführen, daß wir sie nahmen, weil wir eben keinen Ausdruck von ganz gleichem Schrot und Korn dafür hatten. Aber die von der Gallomanie oder Franzosensucht verblendeten Deutschen, namentlich unsere beau monde, unsere Modenarren und Hofleute, die sonst wohl zuweilen — jetzt liegen diese Zeiten Gott sei Dank mehr oder weniger hinter uns — geradezu einen aus französischen und deutschen Redensarten gemischten Jargon sprachen und auch schrieben, haben denn auch auf diesem Gebiete wieder aus purer Liebhaberei für das Französische und ohne alle Noth eine Menge französischer Ausdrücke unter uns in Schwung gebracht, für die wir eine Fülle ganz eben so guter deutscher hätten wählen können. Wenn eine deutsche Dame in Wien einem deutschen Landsmann klagt, sie fühle sich so „abattue" oder sie sei so „fatigirt" oder wenn sie „regrettirt", ihn so lange nicht gesehen zu haben, oder durch seinen Besuch sich sehr „flattirt" und durch seinen Zuspruch „soulagirt" erklärt, so liegt in diesem Falle gar kein Grund vor, das Französische dem Deutschen vorzuziehen, noch weniger freilich, wenn die Wiener sogar den „Paraplue" an die Stelle des Regenschirms setzen, was schon der Fürst Pückler-Muskau getadelt hat.

Es ist eben so unnöthig, daß manche gute Deutsche lieber „enrhumirt" als „verschnupft" sein wollen, daß sie lieber „discouriren" oder, wie die Baiern, „dischkeriren" als „sich unterreden", und auch lieber ihre „Contenance" als ihre „Fassung" wieder gewinnen mögen.

Viele französische Worte und Phrasen haben sich uns, wie es scheint, wohl nur durch ihre Kürze und durch ihre bezeichnende Prägnanz empfohlen. Dahin möchten z. B. die Ausdrücke: „à temps", „tant mieux!" „soi dissant", „en attendant", „peu à peu", ein „tête à tête", „bon gré mal gré", „sans rime et sans raison" und ähnliche pikante, knappe und den Mundwerkzeugen so recht geläufige französische Ausdrücke und Sprüche gehören. Auch läßt sich wohl ein Grund dafür absehen, warum wir unsere deutschen Complimentenmacher aus der Zopfzeit gern mit französischen Phrasen auffordern, „sans compliment", „sans gêne" und „sans façon" zu sein. Warum wir aber auch so gern etwas bloß ganz „passabel" statt „erträglich" finden, warum wir lieber nicht „capabel" als nicht „fähig" sein wollen, etwas zu thun, warum wir unsere Vermögenszustände viel häufiger für „precär" oder „ruinirt" oder „derangirt" oder „delabrirt" oder „en decadence", statt

für „unsicher", „verwirrt" oder „zerrüttet" erklären; warum ferner selbst unsere besten Schiffscapitäne so gern mit „conträrem" Winde segeln, statt mit widrigem, mit dem sie doch auch nicht weiter kommen, dafür läßt sich wohl wieder keine andere Ursache als die böse Gewohnheit auffinden. Geradezu lieblos aber ist es, daß wir auch unsere werthen deutschen „Basen", „Oheime", „Vettern", „Nichten" und „Neffen" ihrer würdigen deutschen Verwandtschafts- und Liebesnamen beraubt und denselben die französischen „tante", „neveu", „nièce", „cousin", „oncle à la mode de Bretagne" und andere substituirt haben. Im vorigen Jahrhundert drängte sich das Französische bei uns sogar zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mutter und Sohn ein. Glücklicherweise haben wir jetzt doch wenigstens in diesen allerintimsten Verhältnissen wieder die traute Muttersprache zu ihrem Rechte verholfen und die „chères soeurs" und „chèrs frères" und „mères" unserer Großväter aus unserer Umgangssprache und Correspondenz verbannt. —

Wie ihre gefälligen Formen, so scheint auch noch eine andere Eigenschaft der Franzosen, nämlich die auffallende Lebhaftigkeit, das Sprudelnde und Moussirende ihres Benehmens und ihrer Aeußerungen den Deutschen sehr imponirt zu haben.

Bei uns Deutschen, die wir eine größere Innigkeit der Gefühle besitzen, bleiben alle Aufregungen mehr innerlich. Bei dem beweglichen Franzosen spricht sich jede Empfindung heftiger aus. Die dabei an den Tag kommenden Ausrufe und Ausdrücke haben sich demzufolge der Phantasie und dem Gedächtniß der Deutschen eingeprägt und unsere Sprache pflegen die Franzosen überall da zu Hülfe zu rufen, wo etwas recht Pikantes mit Nachdruck ausgesprochen werden soll.

Man kann sagen, daß die französische Sprache, namentlich in der Weise, wie der bewegliche Franzose sie selber vorträgt, einem Bilde mit vielen grellen Farben, mit hellen Lichtern und Glanzpuncten ähnelt. Dem Deutschen haben diese Flittern in die Augen geschienen, und er hat damit seiner eigenen Rede sozusagen allerlei französische Spitzen und Lichter aufgesetzt.

Demzufolge haben wir zunächst die allgemeinen Bezeichnungen der Franzosen für solche Gegenstände, wie „Energie", „Vehemenz", „Passion", obgleich wir die ganz guten und entsprechenden deutschen Ausdrücke Thatkraft, Heftigkeit, Leidenschaft dafür besitzen, ziemlich allgemein bei uns aufgenommen.

„Excesse", „Capricen", „Exaltationen" sind bei uns ruhigeren Deutschen seltener als bei den Galliern, bei denen wir sie häufig beobachtet haben. Wir haben diese unsere heißblütigen, schnell aufwallenden Nachbarn viel öfter als unsere eigenen Leute „enragirt", „acharnirt", „enchantirt", „animirt", „alarmirt", „alterirt", „aigrirt" oder in „Extase" gesehen und haben ihnen daher auch die Ausdrücke für solche bei uns mehr oder weniger seltenen Seelenzustände entlehnt.

Nichts liegt dem Franzosen mehr am Herzen als das „Eclat machen", andere durch Glanz zu „eblouiren", sie zu „frappiren" oder auch selbst von Anderen „das Frappante" aufzufassen. Wir haben das von

ihnen gelernt und das französische „frappant“ und „eclatant“ ist demnach bei uns so fest eingebürgert, daß wir es wieder kaum durch ein deutsches Wort zu ersetzen wissen oder verdrängen können.

Nicht viel anders ist es mit dem „Crassen“, „Enormen“, „Imposanten“ oder „Sublimen“. Wenn wir Deutschen unserer Rede einen rechten Nachdruck geben wollen, so greifen wir daher gern zu dem bunten französischen Farbenmusterbuche. Es dünkt uns viel weniger energisch, von unseren Feinden zu sagen, sie wurden „vernichtet“, als: „wir haben sie „ecrasirt!“, so wie es weniger schreckhaft klingt, sie einfach „niederzumachen“ als sie zu „massacriren!“

Wenn nun auch diese und ferner die folgenden französischen Ausdrücke: „Malice“ statt „Arglist“, „Contrast“ statt Gegensatz, „Coup“ statt „Griff“ oder „Streich“, „entêtirt“ statt eigensinnig, „choquant“ statt „anstößig“, „affrös“ statt „abscheulich“, „enorm“ statt „außerordentlich“, „brillant“ statt „glänzend“, „Rage“ statt „Wuth“, „Affront“ statt „Beleidigung“, „abominabel“ statt „verabscheuungswürdig“ auch nicht immer an sich malerischer, kerniger und kraftvoller sind, als die ihnen entsprechenden deutschen, so sind sie im Munde der Franzosen uns doch viel ausdrucksvoller erschienen und, indem wir sie selber gebrauchen, schwebt uns dabei das Bild eines lebhaft redenden, stark accentuirenden Franzmanns vor, dem wir nachahmen.

Aus demselben Grunde und vermöge derselben Täuschung glauben wir auch mehr zu sagen, wenn wir statt „weinerlich“ „larmoyant“, statt „ausschweifen“ „debauchiren“, statt „quälen“ „tourmentiren“, statt „widerlich“ „degoutant“, statt „ungehörig“ „impertinent“, statt „faseln“ „radotiren“ sprechen.

Und eben deshalb haben wir auch einigen französischen Kraftausdrücken und Aufforderungen zum Muthe, z. B. „va banque!“, „courage!“ &c. Eingang bei uns gegeben. Das französische Wort für Gewalt grassirt geradezu bei uns in vielen populären Wendungen, wie in „par force“, „force majeure“, „forcirter Marsch“ &c. Die „esprit forts“ haben wir sehr begreiflicher Weise ebenso wie alles „Moussirende“ und „Explodirende“ aus Frankreich. Desgleichen das „Geniale“, die „Genies“ und ihre „Excentricitäten“, wogegen unser „Mutterwitz“ oder ihm Aehnliches nicht aufgekommen ist.

Eben daher mag es kommen, daß wir mit unseren Pferden, so lange sie „Schritt gehen“ oder allenfalls „traben“, bei der deutschen Sprache bleiben, während wir gleich mit ihnen zum Französischen übergehen, sobald es „pressirt“ oder wenn sie anfangen zu „galoppiren“ oder „Courbetten“ und „Capriolen“ zu machen. Der volle Lauf, wenn er einigen Nachdruck haben soll, muß selbstverständlich immer französisch sein, nämlich „plein carrière!“ —

VII. Schlußbemerkungen.

Bekanntlich hat Kaiser Karl der Fünfte von der französischen und deutschen Sprache gesagt, daß man jene in der höhern Conversation und Gesellschaft sprechen müsse, und daß er diese gut genug für Unterredungen mit seinem Stallmeister fände Und den oben gemachten Bemerkungen nach scheinen allerdings die Deutschen, oder doch viele unter ihnen, die in den vornehmen Cirkeln so gern französisch plappern, derselben Meinung zu sein. — Geht man aber mit der Untersuchung noch ein wenig weiter, so ergiebt sich am Ende doch, daß das deutsche Volk im Grunde genommen über den Werth und Gebrauch beider Sprachen ganz anders gedacht hat, als der große Kaiser. Es zeigt sich nämlich auf der andern Seite, daß wir uns trotz alle Dem und alle Dem zugleich auch derselben französischen Redensarten bei sehr viel niedrigeren Veranlassungen bedienen. Ja auch unsere Stallmeister führen uns ihre vierbeinigen Zöglinge in der „Manège“ alle mit französischem Commando vor und zu unseren Jagdhunden reden wir so allgemein in der Sprache des Parisers, daß wir für Aufforderungen wie „en avant Hector!“, „couche“, „apporte Diane!“ fast keine deutsche Aequivalente besitzen.

Französirende deutsche Hofleute mögen daraus zu ihrem Schrecken erkennen, wie dieselbe Sprache, die sie so köstlich finden und mit der sie ihre Schmeichel-Phrasen vergolden und überzuckern, von der deutschen Nation im Ganzen doch keineswegs immer so hoch gehalten wird.

Das deutsche Volk verwendet das Französische vielfach wie Rauschgold zur Bezeichnung von allerlei Geringfügigkeiten. „Niaiserien“ (Albernheiten) „Minauderien“ (Zierereien), „Trivialitäten“, „Causerien“ und „Plaisanterien“ sind lauter echt französische Dinge und Begriffe, welche die Deutschen bei sich zu Hause nicht fanden, und für die sie daher die französischen Ausdrücke adoptirten. Es ist Alles leichte Waare, „Bagatelle“ und „Clinquant!“

Diese und ähnliche französische bei uns zugelassene Worte, wie noch ferner „Futilitäten“, „Colifichets“, „Finten“, „Finessen“ 2c., bedeuten auch im Französischen selbst etwas Geringfügiges. Aber bei uns Deutschen haben in vielen Fällen die Worte der Franzosen überhaupt, trotz alles äußern Eclats, mehr oder weniger alle nicht viel inneres Gewicht, sogar diejenigen, welche wirklich etwas Nachhaltiges bedeuten, wie z. B. das Wort „Malheur“, das in Frankreich auch ein „grand malheur“ sein kann, von den Deutschen aber nur zur Bezeichnung von kleinen Unfällen („contre temps“) benutzt wird. Sind wir mit dem Pferde gestürzt und übrigens gut dabei weggekommen, so nennen wir das mit dem französischen Worte ein „Malheur.“ Wurde der Reiter dabei ernsthaft verlegt, so muß es ein deutsches Wort sein: „ein Unglück“.

Aehnlich ist es mit dem kleinen und großen Weh. Jenes, wenn Verliebte z. B. ein kleiner Kummer plagt, nennen wir Französisch einen „chagrin“, wobei wir oft nur ein wenig „desapointirt“ sind. Für dieses, das große Weh, wenn uns z. B. ein theurer Freund geraubt wurde, haben

wir den Franzosen ihr „douleur" nicht entlehnt. Wir bleiben in solchem ernsthaften Falle bei dem einheimischen „Schmerz". Eben so sind auch unsere kleinen körperlichen Uebel bloße französische „Indispositionen". Wenn Einer schwer und ernsthaft krank wird, so haben wir nicht das Französische „malade" dafür eingebürgert. Wir „erkranken" auf deutsch.

Und wie beim „Weh", so theilen sich in ähnlicher Weise auch bei der Lust die beiden Sprachen. Die Französische nimmt das Geringfügige, wenn wir Städter uns z. B. das kleine „Plaisir" machen, auf's Land zu fahren, wohingegen jede eigentliche, wahre und große „Freude" Deutsch bleibt. Wir Deutschen haben nie, wie die Franzosen, das „Plaisir" sondern die „Freude" einer geliebten Person zu begegnen.

Spaßhafter Weise sagen wir auch wol: ich bin heute so recht „content", wenn wir eine kleine Anwandlung von Ausgelassenheit in uns spüren, aber jede höhere Art von „Befriedigung", jeder innigere „Frohsinn", jedes größere Vergnügen und Glück bleibt deutsch.

An mancherlei sinnlichen oder auch allenfalls bei Kunstgenüssen „delectiren" wir uns wohl oder erklären uns dabei „enchantirt". Auch wenn es sich bloß ums äußere Glück, um Geld und Ruhm handelt, so lassen wir dabei das Französische zu. Wir „reussiren", wir „machen Fortüne". Wenn das Seelenheil und Gemüth und Herz bedeutsam dabei betheiligt sind, so ist dann das Französische zu schwach. Wir fühlen uns „beglückt" und gar „selig". Gegen die deutsche „Glückseligkeit" kommt kein fremdes Wort auf.

Alle guten und angenehmen Eigenschaften unserer Mitmenschen, für die wir französische Ausdrücke in Cours gesetzt haben, sind immer mehr oder weniger nur gewisse äußerliche Tugenden und Liebenswürdigkeiten Wenn die Sachen ernsthafter, die Eigenschaften gewichtiger sind, so nimmt sogleich das Deutsche dem Französischen das Scepter aus der Hand.

Einen gewandten Mann von gefälligem Benehmen nennen wir wol „gentil", „aimabel" oder „affabel". Wird der Mensch seines guten Herzens wegen „des Liebens werth", so genügt uns dann das Französische nicht mehr. Allen Franzosen ist eine gewisse äußere Gutmüthigkeit nicht abzusprechen, und für eine solche Eigenheit haben wir von ihnen das Wort „Bonhommie" entlehnt. Die „noblen" und „generösen" Charaktere haben es eben so wie auch die „honetten" Leute nur mehr im Aeußern und in Kleinigkeiten. Steckt es diesen noblen oder honetten Leuten tiefer, so werden sie hochgepriesene „Ehrenmänner". Ein ganz „honetter" Dienstbote kann noch weit davon sein, als ehrenreich in der Stadt zu gelten. Ein Privatmann kann gegen seine Leute sehr „generös" sein. Aber ein König oder Held ist nicht „generös", sondern „großmüthig" und „edelmüthig".

Für das deutsche Wort „Tugend" ist es Niemandem eingefallen — selbst nicht in der Zeit der schlimmsten Fränzöselei — das Französische „vertu" bei uns einzuführen.

In einem ganz ähnlichen Verhältnisse zeigen sich die beiden Sprachen und Nationalcharaktere, wenn man die Worte untersucht, welche der Deutsche für verschiedene Arten und Grade des Gefühls der Liebe und der Freundschaft von den Fremden adoptirt hat, und wenn man ihnen diejenigen einheimischen zur Seite stellt, die er für Herzensangelegenheiten beibehält. Die Franzosen sind ganz „accommodante" und „traitable" Leute. Sie „attachiren" sich leicht, und nehmen schnell Jemanden „en amitié" Wir Deutschen thun dies zuweilen mit ihnen, und tausen auch die kleinen leichten Liebes- und Freundschaftsverhältnisse mit dem französischen Namen „liaisons". Von „leidenschaftlicher inniger „amour" oder „wahrer treuer Amitié" hat man aber in Deutschland selbst nicht zur Zeit Friedrichs des Großen gesprochen, sondern dann immer von „Liebe" und „Freundschaft".

Die „Pietät" gegen Eltern, höher Gestellte und gegen die Vorfahren ist zwar eine sehr lobenswerthe Eigenschaft, doch hat auch sie keine ganz tiefe Wurzeln. Es steckt noch viel Aeußerliches und etwas Conventionelles darin. Von einer „Pietät gegen Gott" hat noch kein Deutscher geredet, sondern nur von echt deutscher „Frömmigkeit".

Auch die Person, die wir wohl eine „interessante" Erscheinung nennen, ist dies doch nur durch gewisse bloß äußerlich auffallende Vorzüge und Talente. Viel höher steht der geistreiche, geistvolle, kenntnißreiche und gelehrte Mann. — Alle jene interessanten, aimablen, affablen, gentilen Leute voll Pietät und Bonhommie machen sich daher auch nur in der beau monde oder haute volée „recherchirt". Die Anderen, die man mit deutschen Attributen lobt, machen sich nicht „recherchirt", sondern „beliebt" oder „angesehen" oder sonst auf einheimische deutsche Weise hochgeehrt. Auch kann man durch allerlei Talente und Distinctionen ein gewisses „Renommee" erreichen. Aber durch große Weisheit, Tugend oder Gelehrsamkeit wird man nicht renommirt, sondern „weltberühmt".

Bei einem Schriftsteller loben wir die „Eleganz" seines Styls, bei einem Geschäftsmanne seine „Routine" auf Französisch. Wird die bloße äußerliche Routine aber etwas Höheres, ein auf gründliche Geschäftskenntniß beruhende Sicherheit im Handeln, so reicht das französische Lob nicht mehr aus. Und findet man bei einem Schriftsteller nicht bloß äußere Eleganz des Styls, sondern auch Tiefe der Gedanken, so ist wohl noch kein Deutscher je auf das Französische so erpicht gewesen, um da von der „profondeur der Gedanken" zu sprechen.

Uebrigens kommt man bei tadelnswerthen Dingen aus demselben Grunde mit der französischen Sprache besser weg als mit der deutschen. Denn auch bei dieser haben wir das Stärkere dieser reservirt. Wenn man sich in Bezug auf Verstand und Anstand eine kleine Blöße giebt, so „blamirt" man sich bloß ein wenig auf französisch. Wird die Sache ehrenrührig, so hat man auf Deutsch „Schimpf und Schande" davon. Zeigt sich Jemand in kleinen Dingen egoistisch, so nennen wir ihn auf Französisch einen sehr „interessirten" Menschen. Sitzt es ihm tiefer, so schelten wir ihn „geizig" oder „habgierig", nicht „avare". Ueberhaupt ist die ganze,

schwere Artillerie unserer Tadel- und Scheltwörter nationaldeutsch. Französische Ausdrücke, wie ein „fader, blasirter“ Mensch, ein „curioser“ oder „excentrischer“ Kopf, Scheltworte wie, „impertinent, Chicaneur, Farceur, Faiseur, Chosenmacher“ und ähnliche tadeln immer nur mehr oder weniger leichte und äußerliche Fehler und Sünden. Tritt uns statt des bloß „faden“ ein offenbarer „Tölpel“, statt des „blasirten“ ein eingebildeter und unverbesserlicher Narr, statt des „curiosen“ oder „excentrischen Originals“ ein entschiedener „Betrüger“ und „Verbrecher“ entgegen: so bekommen sie es deutlich auf Deutsch zu hören.

Ich mag hier auch noch die französischen Ausdrücke „Douceurs“, „Cadeaux“ und „Präsente“ als solche anführen, welche kleine oder geringfügige Dinge bezeichnen. Französische Douceurs giebt man für kleine Dienstleistungen, deutsche Belohnungen für große. Wenn ein deutscher König einem Unterthanen einen Orden oder ein Lehngut giebt, so macht er es ihm nicht zum „Präsente“, sondern zum „Geschenke“ oder „verleiht es“. Aber kleine Geburtstags-Präsentchen mögen sich mit dem französischen Ausdruck begnügen. (Freilich scheinen davon die Preußen mit ihren „Dotationen“ in diesem Augenblick eine Ausnahme zu machen!) Für kleine Gefälligkeiten erklären wir uns den Leuten, wenn wir recht artig sein wollen, sehr „obligirt“, für große tief „verschuldet“. Kurze Briefchen, z. B. „billets d'amour“, kleiden wir wie die „Bonbons à la Française“ ein. Eine lange ernsthafte Epistel wird deutsch: ein „Schreiben“ oder ein ordentlicher Brief genannt.

Zu den kleinen, niedlichen, französischen Sächelchen gehören auch noch die „Bon mots“ und hübschen „apropos“, die „Passe temps“, die „Liebes-Affairen“ und andere, lauter französische Plänkler, denen die schweren deutschen Truppen, die Weisheitslehren, die großen Gedanken, Ehrensachen, Trostgründe ꝛc. gegenüberstehen.

Auch in der Weise, wie wir französische und deutsche Titulaturen gebrauchen, spricht es sich aus, daß das Französische, so sehr es uns zuweilen blendet, doch bei uns im Ganzen weniger ins Gewicht fällt, als das Deutsche. Die Kaiser und Könige, die Fürsten, Herzöge und Grafen haben ihre alten einheimischen deutschen Namen und Reichstitel behalten. Nur die Nebenfiguren, die „Prinzen“, „Prinzessinnen“ und die „Baronessen“ und „Comtessen“ schmücken sich mit dem fremden Putz. Das Deutsche ist daher trotz alles Anscheins vom Gegentheil und trotz des Ausspruchs Kaiser Karls V. nicht nur in der classischen Poesie und Beredsamkeit höher gestellt, sondern auch in der Gesellschaft und im Leben in der allerletzten Instanz recht eigentlich vornehmer bei uns.

Obwohl das französische Wort „Dame“ in der Regel nur von den Damen aus den höheren Ständen gebraucht wird, so wird doch jeder die vornehmste aller Damen, die Königin, lieber eine „hohe Frau“, als „eine hohe Dame“ nennen. Auch unter den gewöhnlichen Sterblichen läuft bei uns zuletzt die „Frau“ der „Dame“ den Rang ab. Wir geben jeder bessern Hälfte, selbst des geringsten Bürgers, den französischen Titel „Madame“. Dagegen wir das deutsche Wort der „gnädigen Frau“,

der „Frau Gräfin“, der „Frau Herzogin“ ꝛc. reserviren. Obgleich die Franzosen „Madame la Comtesse“ sagen, so würde im Deutschen die Adresse „Madame Gräfin“ oder die Anrede, „meine gnädigste Madame“ eine kleine Dissonanz oder einen Widerspruch zu enthalten scheinen. Dienstboten könnten allenfalls „unsere gnädige Madame“ sagen.

Noch tiefer als Madame ist das französische „Mademoiselle“ (deutsch abgekürzt „Mamsell“), mit dem man in Frankreich sogar königliche Prinzessinnen anredet, bei uns herabgesunken. In jetziger Zeit macht man in allen Regionen und Rangstufen der Gesellschaft einen Anspruch auf den vornehmern und auch so viel hübschern deutschen Titel „mein Fräulein“.

Diesem Allen nach kann man mithin sagen, daß die fremde Sprache das Höchste und der Nation Theuerste nie mit ihrem Firniß überzogen hat. Wie mit unseren Königen und Kaisern neben den „Comtessen“ und „Prinzessinen“, wie im Kriege mit unseren großen Völkerschlachten und Kämpfen neben den „Rencontres“ und „Demêlés“, wie auf der Bühne mit unseren „Schau- und Trauerspielen“ neben den „Farçen“ und „Operetten“, wie mit unseren gelehrten „Werken“ und soliden „Arbeiten“ neben den kleinen „Exposés“ und „Abrégés“: so sind wir auch mit allen unsern Haupttüchtigkeiten, mit der Frömmigkeit und Ehrlichkeit, mit der echt deutschen Treue, Biederkeit, Sittsamkeit und Gemüthlichkeit, mit aller uns tief zu Herzen gehenden Freude und Trauer, immer selbst in der Zeit der blühendsten Gallomanie bei der Sprache unserer Väter geblieben. Und mit diesem doch tröstlichen Gedanken, will ich denn meine Rundschau über die Fremdlinge, die sich aus Frankreich in unsere Conversation, in unsere Wissenschaft und in unsere Wörterbücher eingeschlichen haben, schließen.

Viele von ihnen werden wir wol nie wieder los werden. Manche, die von echt französischer Erfindung sind, und für die wir Deutschen gar kein Aequivalent besitzen, können wir als eine Bereicherung unserer Sprache betrachten, und von solchen wäre es schade, wenn allzu eifrige und puristische Patrioten sie ausmerzen wollten. Sehr viele aber zeigen, wenn wir sie recht ins Auge fassen, in der That einen so geringen Werth, daß wir sie als unnöthig und überflüssig über den Rhein in ihre Heimat recht wol zurückschicken könnten. Ist es nicht ein wahrer Kummer für einen Deutschen, daß, wenn er Lebewohl sagen und sich empfehlen will, er noch immer französisch Abschied nehmen muß, mit:

à Dieu!

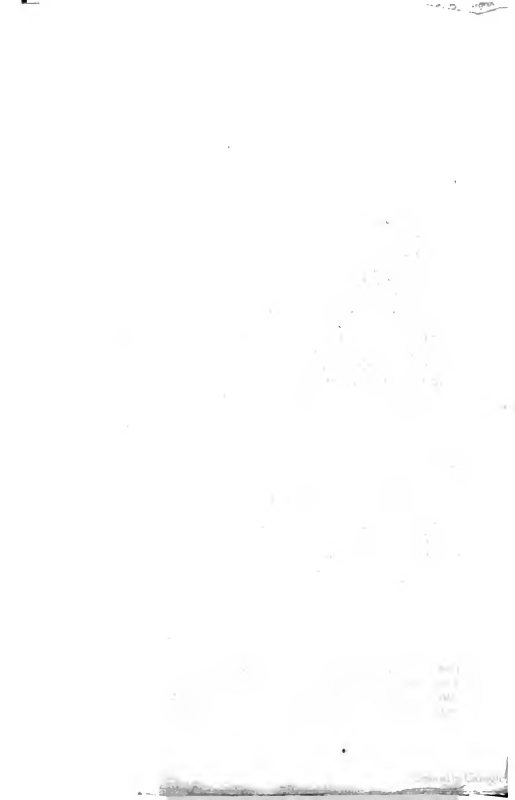
Anastasius Grün.

Von **Karl Frenzel.**

Mannigfaltig wie die Natur der verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes ist auch unsere Lyrik. Wie in einem Zauberspiegel schauen wir in ihren Versen Deutschlands Ströme und Wälder, die alten Dome und die epheubekränzten Burgruinen, unsere Erinnerungen und unsere Hoffnungen vorüberziehen; zeigt sie nicht die ganze Tiefe, so doch den ganzen Reichthum unseres Wesens. Inniger als die Lyrik anderer Völker, hat die deutsche den allgemeinen nationalen Ausdruck mit individuellen Zügen zu verschmelzen gewußt. So ragte aus der höfischen Minnenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts, die doch, wie die provencalische Dichtung der Troubadours, wenn wir ehrlich, ohne Autoritätsglauben urtheilen wollen, in gleichmäßiger Eintönigkeit dahinrauschte, die Gestalt Walther's von der Vogelweide als eine durchaus bestimmte und abgegrenzte dichterische Persönlichkeit hervor. Aus der zweiten glänzenden Epoche unserer Lyrik brauchen wir Goethe nur zu nennen, um ihn allgemein als Fürsten der Dichter anerkannt zu sehen. Von ihm bis zum Sturmjahr 1848 hat die Lyrik sich bei uns am kräftigsten und üppigsten entfaltet, am entscheidendsten in das Gesammtleben des Volkes eingegriffen. In den Jahren von 1810 bis 1848 sind wir zu einer selbstbewußten politischen Nation herangereift, unsere Dichter waren unsere Erzieher zur Schönheit und zur Freiheit. Der politische Ton, zu dem Heinrich von Kleist und Rückert, Arndt und Körner im Kampfe gegen die Franzosen ihre Harfe gestimmt hatten, fand in unserer Dichtung ein langnachhallendes verstärktes Echo. In den verschiedensten Weisen haben die Burschenschafter, Uhland, Heine das politische Thema behandelt. Anastasius Grün gesellt sich zu ihnen, seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten", die zuerst 1831 erschienen, sind in ihrer künstlerischen Form, in ihrer Vereinigung von Witz, Humor und idealpolitischen Gedanken ein Muster dieser Gattung, sie stellten den jugendlichen Dichter neben Nikolaus Lenau an die Spitze der deutsch-österreichischen Poeten.

Anton Alexander, Graf von Auersperg, aus einem vielverzweigten alten Geschlechte Oesterreichs, dessen Stammbaum bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts aufsteigt, wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Im väterlichen Hause, auf dem Schlosse Thurn-am-Hart erzogen, kam er 1813 auf das Theresianum in Wien und trat von dort in die Ingenieurakademie über. Der plötzliche Tod seines Vaters 1818 änderte seine Lage: er war der einzige männliche Erbe, dem die Güter Gurkfeld und Thurn-am-Hart zufielen. In einer Privaterziehungsanstalt







Anton Alexander Graf von Auersperg

(Anastasius Grün.)

bereitete er sich zur Universität vor und widmete sich dann in Graz und Wien juristischen und philosophischen Studien. Seit 1831 übernahm er die Verwaltung seiner Güter und hat, viele Jahre hindurch von öffentlichen Geschäften frei, ein stilles, unabhängiges Leben geführt. Weitaus die meisten Dichtungen des Grafen gehören dieser Zeit der Ruhe und beschaulichen Muße an: „Blätter der Liebe" (1830); „der letzte Ritter" (1830); „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831); „Schutt" (1835); „Gedichte" (1837); sie wurden unter dem Namen „Anastasius Grün" veröffentlicht, obwohl das Incognito ein durchsichtiges war. Gutzkow vergleicht einmal Oesterreich mit der Zither; es giebt kein besseres Bild, um den Eindruck der Gedichte Grün's wiederzugeben. So mild und schmerzlich zugleich wie die Saiten dieses Instruments klingen seine Verse. Aber der Schmerz wird niemals, wie bei Lenau, zu tragischer Verzweiflung gesteigert, er athmet in Wehmuth aus. Eine gewisse frohe Siegeshoffnung trägt den Dichter immer wieder aus dem Weltelend, der Klage und dem Unwillen zu lichteren Sphären empor. Die Anschauung, daß der letzte Dichter auch der letzte Mensch wäre, bezeichnet die vorherrschende Stimmung Grün's in der glücklichsten Weise. Wie wechselnd und mannigfaltig er auch die Stoffe seiner Gedichte gewählt hat, der innere Kern ist eine schöne, nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft zugewandte ideale Sehnsucht, selbst in den Romanzen des „letzten Ritters", die das abenteuerliche Leben Maximilians I. schildern, wird nicht einseitig die Romantik des Mittelalters im Gegensatz zu der heraufdämmernden neuen Zeit gepriesen, und mit dieser Sehnsucht verbunden der eigenthümliche Naturhauch, der Odem des österreichischen Landes. Die Alpen, die Seeen, die Wälder und Triften Oesterreichs erscheinen in diesen Dichtungen in ihrer ganzen Schönheit und Eigenart: eine großartige und doch von lieblichen, sogar neckischen Zügen im Einzelnen sanft gemilderte Natur, die in dieser Harmonie vollkommen dem milden Geiste und der optimistischen Weltanschauung Grün's entsprach. Den allmähligen Fortschritt, den er in der Naturentwicklung gewahrt, will er auch im Leben innegehalten wissen und sich den Genuß des Schönen nicht durch düstere Grübelei oder engherzige Tendenz verkümmern lassen. Der reinste und künstlerisch vollendetste Ausdruck der Gesinnung des Dichters ist die Sammlung: „Schutt"; hier sind nach der gedenklichen Seite hin die edelsten Perlen verstreut. „Der „Schutt" ist von allen größeren Dichtungen Grün's am genialsten componirt; es sind allegorische Fresken von glänzendem Colorit, mit denen der Dichter die Propyläen der freien Zukunft ausschmückt; es ist eine träumerische Musik des Gedankens, die zu immer volleren Accorden anwächst und alle Dissonanzen in mächtig ergreifender Harmonie auflöst." So Rudolph Gottschall. Aus den Ruinen der alten Civilisation, die in den Gedichten: „Der Thurm am Strande" und „Eine Fensterscheibe" geschildert wird, führt uns in der „Cincinnatus" überschriebenen Abtheilung der Dichter nach den Urwäldern Amerika's, dem Lande der Arbeit und der Zukunft, und feiert in „Fünf Ostern" den glorreichen Auferstehungstag der bis dahin geknechteten Menschheit zur Freiheit und zum Frieden. In

den Schöpfungen der Gegenwart, auf dem Gebiete der Industrie, erkennt Grün keine Vernichtung der Poesie, sondern eine Verherrlichung und Verklärung des Menschengeistes. „Ich weiß", sagt er in der „Poesie des Dampfes",

„Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen . . .
Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen."

Wunderlich genug, ward das zeitweilige Verstummen Grün's mit seiner Vermählung und beide mit einer angeblichen Wandlung seiner Gesinnung in Verbindung gebracht. Er hatte sich nämlich am 10. Juli 1839 mit Maria Gräfin Attems, der Tochter des Landeshauptmanns in Steiermark, vermählt. Wie wenig er dadurch seinen liberalen Anschauungen untreu geworden, hat er seitdem auf einem in dieser Hinsicht schwierigeren Felde, als dem der Poesie gezeigt. Anastasius Grün ist und kann seiner ganzen Stellung und Persönlichkeit nach kein Demokrat im Stil Herwegh's sein. In seiner Dichtung, wie in seinem politischen Auftreten offenbart sich der liberale Aristokrat im besten Sinne des Worts; es ist einer der schlimmsten Nachtheile der deutschen politischen Entwickelung, daß wir im Norden wie im Süden unter den großen Adelsfamilien so wenige „Whigs" haben. Anastasius Grün saß 1848 im Vorparlament und als Abgeordneter für Laibach in der Nationalversammlung. Die Septemberereignisse in Wien schreckten in von der radikalen Bewegung mit einem Schauer, der durch seine friedliche, dem Idealen zugewandte Natur sich leicht erklärt, zurück; er trat aus der Versammlung und vermied Jahre lang jede unmittelbare Berührung mit der Politik. Ein Zeugniß seiner Gesinnung legte er in dem Gedicht „der Pfaff vom Kahlenberg" (1850) ab, das in dem Preise Kaiser Joseph's II. gipfelt. Wie merkwürdig ist es doch, den gewaltigen Umschwung vom Idealen zum Realen, den wir alle in der Reaction der fünfziger Jahre gleichsam mit der Luft einathmeten, sich in bestimmter Weise auch bei Grün äußern zu sehen! Er sammelte und übersetzte damals die „Volkslieder aus Krain",*) eine Einkehr in das Volksthum, wie wir sie uns nicht schöner und anmuthiger denken können. Wie dem Volke, ist endlich auch dem Dichter der Verdruß an der Politik vorübergegangen, ja, erst jetzt wurde ihm die Gelegenheit gegönnt, den „freien Geist", als dessen Ritter er sich immer gefühlt, in großen Versammlungen zu bethätigen. Im Spätherbst 1859 nahm er eine Berufung in die Commission von Vertrauensmännern zur Berathung eines Gemeindegesetzes für Krain und 1860 in den verstärkten Reichsrath an. Als die Reichsverfassung verkündigt worden war, wählte ihn der Wahlkörper der Großgrundbesitzer als Abgeordneten zu

*) Der „Salon" ist in der glücklichen Lage, in seinem nächsten Hefte diesem Kranz von Volksliedern einige neue Blüthen, frisch aus der Hand des verehrten Dichters, hinzufügen zu dürfen. Die Red.

dem Landtage des Herzogthums Krain, und als er die ihm zugedachte Wahl in das Abgeordnetenhaus des Reichsraths abgelehnt, wurde er durch kaiserliche Ernennung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Dies war der geeignetste Ort für die Weise, die Beredsamkeit und die Thätigkeit Grün's. Wiederholt hat nicht nur Oesterreich, sondern ganz Deutschland seinen ergreifenden Worten gelauscht. Wir sind nicht mehr leichtsinnig, wie Heinrich Heine, gewohnt, den Charakter und das Talent zu trennen, wir fordern in allen Dingen den ganzen Mann. In jeder Beziehung erfüllt Graf Auersperg diese Forderung; was der namenlose Wiener Poet in seinen „Spaziergängen" uns versprach, hat das hochgeborene Mitglied des Herrenhauses gehalten. Diese Uebereinstimmung kann die Bewunderung für den Dichter nicht erhöhen, aber sie beweist, daß Dichten und Leben dem Menschen nicht zwei absolut getrennte Gebiete waren.

Anastasius Grün gehört zu den modernen Classikern unseres Volkes. Die leise humoristische Ader, die sich neben dem Pathos in seinen Gedichten findet und in den „Nibelungen im Frack" (1843) und in der Sammlung und Bearbeitung englischer Volkslieder: „Robin Good" (1864), seiner letzten Gabe, am schärfsten hervortritt, kennzeichnet ihn ebenso sehr als den Sohn dieser Zeit, wie seine politische Richtung. „Schutt" ist ein Werk, wie es in dieser Art und Vollendung unsere Goethe- und Schiller-Epoche nicht aufzuweisen hat. Wenn Grün im Allgemeinen als der Sänger, zum Theil sogar als der Typus des neuen Oesterreichs bezeichnet werden kann, so hat er in diesen Gedichten über die Schranken der Nationalität hinaus etwas Allgemeingültiges, Allmenschliches dargestellt, das seinen Namen auch einer späteren Zukunft noch verehrenswerth und klangvoll machen wird.

Die Dorfcoquette.

Eine Erzählung von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Ich traf Konrad nicht auf dem Gehöft. Ein Knecht sagte mir, daß er nebenan auf der Wiese ein Pferd zureite. Ich hieß den Mann bei seiner Arbeit bleiben, ich wolle Herrn Krüger selbst aufsuchen.

Die Wiese war nur wenige Schritte entfernt. Als ich hinter einem Zaun, der sie von der Straße trennte, hinschritt, sah ich Konrad. Er ritt ein junges Pferd, das schon als Füllen ein besonderer Liebling von mir gewesen war, und das ich ihn gebeten hatte, für mich zu schulen. Schon von Weitem freute ich mich der Grazie, mit welcher das herrliche Thier sich im Trabe bewegte, so daß es mit den leichten Hufen kaum den Boden zu berühren schien. Dann setzte er es in Galopp; gerade auf einen breiten Graben zu, der die Wiese quer durchschnitt. Das Thier prallte, sobald es an den Graben gekommen, mit mächtigem Satz auf die Seite und schüttelte unwillig den schönen Kopf. Er warf es herum, führte es im Trabe eine Strecke zurück, dann wieder in Galopp nach dem Graben. Dasselbe Manöver von Seiten des Pferdes, nur daß es diesmal zu steigen begann; ich glaubte jeden Augenblick, es würde sich überschlagen. Aber er drückte es mächtig herunter, und von Neuem begann der Kampf. Ich rief, er solle es genug sein lassen; aber der Wind verwehte meine Stimme, auch mochte die Leidenschaft ihn taub machen. Auf einmal bäumte sich das geängstete Thier zu seiner vollen Höhe; im nächsten Augenblicke rollten Roß und Reiter auf dem Boden. Ich schrie laut auf, aber es war kein Unglück geschehen. Da standen sie Beide schon wieder, das Pferd an allen Gliedern zitternd, der Mann neben ihm, es mit der einen Hand am Zügel haltend, mit der andern auf den schlanken Hals klopfend. Und ehe ich mich von meinem Schrecken noch erholt hatte, saß er mit einem Sprunge abermals im Sattel. Das Thier hatte es aufgegeben, seinen fürchterlichen Reiter loszuwerden. Als es jetzt an den Graben kam, flog es wie ein Pfeil hinüber; er ließ es den Satz von der andern Seite aus noch einmal machen und kam dann auf mich, die er jetzt erst bemerkte, herangaloppirt, stieg ab und begrüßte mich mit dem ihm eigenen Ernst. — Aber, wie konnten Sie, nachdem sie gestürzt waren, es noch einmal wagen! rief ich. — Mit Verlaub, gnädige Frau, sagte er, das gehört sich so.

Wir waren in das Haus und in seine Stube getreten, die er mit klösterlicher Einfachheit ausgestattet hatte: ein Tisch, ein paar Stühle, ein kleines Pult, in welches er seine Rechnungsbücher verschloß — Alles von braun angestrichenem Tannenholz; an den Wänden Sättel, Zäume, Reitpeitschen, nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit geordnet, die weißen Dielen mit frischem Sand bestreut.

Ich sagte ihm, ohne viel Worte zu machen, weshalb ich gekommen sei. Er hörte mir aufmerksam zu und erwiederte, als ich zu Ende war: Nein, gnädige Frau, das geht nicht; unter den Bedingungen ist das kein Pacht, das ist ein Geschenk; ich müßte mich schämen, wollte ich auch das noch nehmen nach Allem, was der gnädige Herr und Sie an mir bereits gethan haben. Ueberdies dürfen Sie das Vorwerk gar nicht verpachten; es gehört zum Gut und muß mit dem Gute bewirthschaftet werden, wenn es Vortheil bringen soll. Der gnädige Herr hat ganz richtig gesehen; er hatte immer Recht. Das Gestüt müssen die gnädige Frau natürlich aufgeben; dabei kommt nichts heraus.

Und was wird aus Ihnen? sagte ich; ich fürchte, Sie werden mit Herrn von Treche nicht mehr lange zusammen arbeiten können, auch wenn ich Ihnen eine möglichst freie Stellung ihm gegenüber verschaffen wollte.

Ja, ja, erwiderte er; solch ein Verhältniß thut nie gut. Wo Alles ineinander greifen soll, muß auch Alles aus einem Kopfe kommen.

Und was wird aus Ihnen? wiederholte ich.

Ich gehe eben fort, erwiederte er.

Es scheint Ihnen nicht eben schwer zu werden, uns zu verlassen?

Mir that das Wort leid, als ich es kaum gesprochen. Durch seine plumpen Züge zuckte es seltsam; er sah mich mit starren Augen an, die sich mit Thränen zu füllen begannen.

Der stumme Vorwurf schnitt mir ins Herz. In der Verwirrung vergaß ich, was ich mir anfänglich vorgenommen, und sagte: Und dann schieben sie dadurch auch Ihre Heirath in unbestimmte Ferne. Das ist nichts für Bertha, die man festhalten muß, wenn man sie einmal hat.

Ich halte sie, sagte Konrad langsam. In seinen Mienen war, während ich sprach, eine vollständige Veränderung vorgegangen; die Thränen in den Augen waren verschwunden, wie von glühenden Kohlen aufgesogen, und wie glühende Kohlen brannten die Augen unter den buschigen Brauen. Der rührend milde Zug, der nur eben noch sein finsteres Gesicht verschönert hatte, war verschwunden; es sah aus, als wäre es plötzlich in Zorn und Grimm versteinert.

Was ist das? rief ich erschrocken; was haben Sie?

Er gab keine Antwort; ich hatte nicht den Muth, dies sonderbare Gespräch fortzusetzen. Ich sagte nur noch: Nehmen Sie sich in Acht; Sie sind ein schwarzgalliger Mensch; solche Leute sehen Gespenster am hellen Tage.

Er schien es nicht zu hören, half mir in den Wagen, grüßte ehrerbietig; ich kam nach Hause, das Herz voll schwerer Sorge, die ich dadurch zu bannen suchte, daß ich mir sagte:, Sie mögen sehen, wie sie miteinander fertig werden.

Aber so leicht ging das nicht; ich quälte mich förmlich mit der Lösung des Räthsels, welches ich in den zornglühenden Augen des Mannes gelesen hatte. Daß ich aus ihm noch mehr herausbringen würde, ließ sich nicht annehmen, noch weniger durfte ich hoffen, von Bertha

die Wahrheit zu erfahren. So viel war klar: sie hatte ihm Veranlassung gegeben, an ihrer Liebe zu zweifeln; aber ich schob Alles auf ihren Flattersinn, der nicht wisse, was er wolle, und morgen schon wieder aufsuchen werde, wovor er, der Abwechselung halber, heute geflohen. Ich nahm mir vor, sie genau zu beobachten.

Die ersten Tage umschlich sie mich scheu und bebend, wie ein Kind, dessen Herz zwischen Furcht vor Strafe und der Hoffnung, noch einmal so durchzuschlüpfen, ängstlich schwankt. Als ich aber nichts sagte und auf ihre schüchterne Frage, wie es mit der bewußten Angelegenheit stehe, geantwortet hatte, es sei noch nichts entschieden und werde auch wohl so bald nichts entschieden werden, schöpfte sie sichtbar Athem und neuen Muth. Ihre Augen hörten auf, an jeder meiner Mienen, meiner Bewegungen zu hangen und wandten sich ganz allmählig, ganz verstohlen wieder dahin, von wo ich sie, zu ihrem größten Kummer jedenfalls, auf ein paar Tage verscheucht hatte.

Sie können sich meinen Unwillen vorstellen. Im ersten Moment wollte ich Herrn v. Treche kündigen, Bertha fortschicken, — was will man nicht Alles im ersten Moment! Dann kam die Ueberlegung und sagte, daß jede Sache, sie habe auch ein noch so böses Aussehen, untersucht und geprüft werden müsse, ob nicht etwa Milderungsgründe für den Schuldigen zu finden seien, und waren denn hier keine solchen Gründe? Daß auf einen Mann, wie Herrn v. Treche, dessen Leben wohl keinesfalls sehr exemplarisch gewesen war, ein Mädchen von Bertha's coquetter Schönheit einen großen Eindruck gemacht hatte, war am Ende begreiflich genug. Auf der andern Seite war dieser Herr in seinen hohen Stiefeln mit gelben Stulpen, seinen phantastischen Reitfracks und enganschließenden Pikeschen, seinem zierlich gekräuselten, über den ganzen Kopf gescheitelten Haar, seinem blonden Schnurrbart, dessen flatternde Enden er beständig durch die Hand gleiten ließ, so recht eigentlich „der schöne Mann“ für die Kammerjungfern, und daß Berthas Geschmack sich nicht über diese Sphäre erhob, war leider unzweifelhaft. Zwar ihre plötzliche Leidenschaft für Konrad schien dem zu widersprechen, aber diese Leidenschaft war ja eben nur ein Schein gewesen, hervorgerufen durch der Himmel weiß welche Caprice ihres schwankenden Gemüthes. Schade nur, daß Konrad nicht der Mann war, sich zum Spielball der Launen einer Coquette machen zu lassen! Jetzt war mir klar, was der fürchterliche Ausdruck in seinem Gesicht an jenem Morgen und sein eisernes Wort: ich halte sie! zu bedeuten hatten. Der Mann, der an die Bändigung eines Pferdes kaltblütig sein Leben setzte, würde ein Mädchen, das er liebte, sicherlich nicht ohne Kampf aufgeben. Ich zitterte für Bertha; ich mußte sie warnen; ich mußte sie zur Rede stellen.

Ein Zufall überhob mich der peinlichen Mühe, die Leichtsinnige von ihrer Schuld zu überführen. Als ich eines Abends, von einem Gange in das Dorf zurückkehrend, hier aus dem Salon heraus in das Speisezimmer trete, erblicke ich in der entgegengesetzten Thür nach dem Flur Bertha in den Armen ihres Galans. Er hatte ein Geräusch gehört und

schlüpfte, ohne sich umzusehen, schnell hinaus; Bertha, deren Gesicht mir zugewandt gewesen war, hatte der Schreck festgebannt. Sie starrte mich voller Entsetzen an und gehorchte mechanisch, als ich ihr befahl, mir hier in den Salon zu folgen, dessen Thür ich hinter ihr abschloß. Das Erste war natürlich, daß sie mir zu Füßen stürzte und sich das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erde nannte. Ich erwiderte, daß, wenn sie das wirklich sei, sie deßwegen jedenfalls Niemand anklagen könne, als sich selbst. Sie habe ja von jeher eine Leidenschaft für Spiegel gehabt, ich wolle sie jetzt einmal in einen blicken lassen, der freilich die unangenehme Eigenschaft habe, nicht zu schmeicheln. Und nun führte ich ihr den Leichtsinn, ihre Gewissenlosigkeit, die Undankbarkeit, die Verlogenheit, deren sie sich schuldig gemacht hatte, in ruhigen strengen Worten zu Gemüthe. Ich sagte ihr, daß ich Anfangs ihre Wahl Konrads bedauert und ihr ein weniger dunkles Loos gewünscht habe; daß ich aber längst von dieser Ansicht zurückgekommen sei. Denn je länger ich Konrad kenne, desto höher sei er in meiner Werthschätzung gestiegen, während ich von ihr gerade das Gegentheil sagen müsse. Ein Mädchen, das erst mit aller Kunst und Berechnung einen Mann anziehe, nur weil er ihr nicht gleich den Gefallen gethan habe, sich in sie zu vergaffen; das diesen Mann dann sofort wieder aufgebe, um sich dem ersten Besten, der ihr über den Weg laufe, nachzuwerfen, und dieses häßliche, unredliche Spiel noch dazu unter der Maske der tiefsten Trauer um den Tod ihres Wohlthäters treibe — ein solches Mädchen sei der Güte, die ich an sie verschwendet, nicht mehr werth, sei derselben nie werth gewesen.

Aber Konrad ist immer so finster, schluchzte die Sünderin, und Herr v. Treche ist so freundlich, und er hat mir versprochen, daß er mich auf der Stelle heirathen will, sobald er die Güter seines Vetters geerbt hat.

Ich mußte lachen, so empört ich war. Also das ist es? rief ich; der arme Konrad muß vor dem Herrn Rittergutsbesitzer zurücktreten und wir würden uns überhaupt mit dem obscuren Menschen gar nicht eingelassen haben, wenn nicht die Verwalterstelle auf dem Vorwerk in Aussicht und eine vortheilhafte Pachtung in Reserve gestanden hätte! Und denkst du wirklich, fuhr ich fort, daß dich Konrad so leicht aufgeben wird, so gescheidt es auch von ihm wäre, wenn er es thäte?

Ein Zittern flog bei diesen Worten durch ihre Glieder. Schützen Sie mich, gnädige Frau, rief sie, sich aufs neue vor mir niederwerfend; er ist ein schrecklicher Mensch. — Also weiß er Alles? sagte ich. — Er würde mich tödten, wenn er es wüßte, schluchzte sie. Nein, er weiß noch nichts; ich hoffe es wenigstens; er ahnt es nur. — Und tödtete er dich nun! sagte ich. Denkst du, es ist ein Spaß für einen ehrlichen Mann, wenn er sein Herz in einen goldenen Schrein gelegt zu haben glaubt und sieht, er hat es in den Sumpf geworfen!

Sie zitterte immer stärker, sie war leichenblaß geworden, ihre Zähne klappten aufeinander. Ich glaubte, daß ich für den Augenblick genug erreicht habe; befahl ihr, sich auf ihr Zimmer zu begeben und ließ dann Herrn v. Treche ersuchen, sich zu mir bemühen zu wollen.

Er erschien; ich sah auf den ersten Blick, daß er sich, so gut es gelingen wollte, in der Eile auf eine Scene mit mir vorbereitet hatte; und sah auch, daß es ihm herzlich schlecht gelungen war. Er war augenscheinlich noch nicht mit sich im Reinen, ob es vortheilhafter sei, den Trotzigen oder den Sentimentalen zu spielen, und dieses Schwanken gab seinem blonden Gesicht, das sich so schon nicht durch Geist auszeichnete, etwas unbeschreiblich Albernes. Ich empfing ihn stehend und bot ihm keinen Stuhl an, um ihm von vornherein merken zu lassen, daß die beleidigte Herrin mit ihm spreche. Und von diesem Standpunct — es war wohl der einzige, den die fünfundzwanzigjährige Frau einem Manne, wie Herrn v. Treche gegenüber, in solchem Falle einnehmen konnte — hielt ich ihm eine kleine Rede, die ihre Wirkung nicht verfehlte, wie sehr er sich auch Mühe gab, seine Bestürzung zu verbergen. — Meine Absichten waren die redlichsten, stotterte er, als er endlich ein Wort anbringen zu können glaubte; ich hatte und habe die Absicht, Bertha zu heirathen, sobald ich die Güter meines Vetters —

Da ich dieselbe Phrase vor zehn Minuten aus Berthas Munde gehört hatte, lächelte ich so ungläubig, und ich fürchte, verächtlich, daß es ihm die höchste Zeit schien, den Beleidigten zu spielen und so vielleicht, indem er mich einschüchterte, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Wenn Sie nicht eine Dame wären, brauste er auf, —

Mein Blut war mittlerweile auch in Wallung gekommen. — Wenn ich nicht eine Dame wäre, rief ich; aber wem kann es lieber sein, als Ihnen, daß ich eine bin! Würden Sie sonst gewagt haben, in diesem Hause, dessen Ehre Ihnen heilig sein mußte, ein unwürdiges Liebesverhältniß anzuknüpfen und bis in diese Gemächer — meine Gemächer! — fortzuspielen? würden Sie wagen, selbst in diesem Augenblicke mit einer Erbschaft zu prahlen, deren notorische Unwahrheit Sie sich von jedem Edelmann in der Umgegend bestätigen lassen können? würden Sie wagen, ihren Nebenbuhler zu beseitigen dadurch, daß Sie ihn unaufhörlich bei seiner Herrin herabzusetzen und zu verleumden suchen?

Unter diesen Umständen, gnädige Frau, sagte er, werde ich wohl nur Ihren Wünschen entgegenkommen, wenn ich Ihr Haus sobald als möglich verlasse. Er verbeugte sich mit leidlichem Anstand und ging.

Ich schlief in dieser Nacht wenig; die leidige Geschichte, in der ich, wahrlich nicht aus freien Stücken, eine so verantwortliche Rolle spielte, ging mir fortwährend im Kopfe herum. Was sollte ich mit Bertha machen? Sie fortschicken, sie ihrem Schicksal überlassen? — aber, großer Gott, ein schönes, leichtsinniges Mädchen, das hülflos in die Welt hinausgestoßen wird, welchem Schicksal geht es entgegen! Und dann, war ich nicht auch mit schuld daran, daß sie so geworden war! Wenn ich sie nie ihrem Stande bis zu einem gewissen Grade entfremdet, sie das Bauermädchen gelassen hätte, als welches ich sie vor sechs Jahren fand — sie wäre ruhig ihren Weg gegangen, hätte sich in ihrer dunkeln Existenz glücklich gefühlt. Nun war sie in eine schiefe Stellung hineingedrängt, die gerade ihr verderblich werden mußte. Nein — ich durfte meine Hand

nicht von ihr ziehen, wie sehr sie auch die Theilnahme, ja, ich darf sagen, die Liebe, die ich für sie gefühlt, verscherzt hatte.

Aber auf der andern Seite, konnte ich nach dem, was geschehen war, ihre Verbindung mit Konrad noch befürworten? Daß sie für den Augenblick unter der Last ihres Schuldbewußtseins sehr geschmeidig sein und zu Allem Ja sagen würde, war anzunehmen; aber welchen Werth hatte ein solches Ja! und wie lange würde bei dem Manne die Leidenschaft, die ihn jetzt verblendete und ihn so heiß nach einem Glück verlangen ließ, dessen Werth ihm doch offenbar schon sehr fraglich geworden war, vorhalten? War es nicht das Beste für alle Theile, daß man einen Strich durch die Rechnung machte, die so schlecht stimmte? und sollte man Konrad, wenn man ihm vernünftig zuredete, nicht davon überzeugen können? Gewiß! er war ja trotz seiner Störrigkeit, Alles in Allem, ein guter, vernünftiger Mensch, und ohne Zweifel hatte ich einen großen Einfluß auf ihn, ich mußte diesen Einfluß geltend machen.

Damit schlief ich gegen Morgen beruhigt ein, ohne zu ahnen, daß noch derselbe Tag mir beweisen würde, wie gröblich ich mich verrechnet hatte.

Ich hatte für diesen Tag meinem Onkel einen Besuch zugesagt und eilte um so mehr, mein Versprechen zu erfüllen, als der alte Herr sich mir in der letzten Zeit vielfach mit Rath und That dienstbar erwiesen, und ich gerade jetzt in der Lage war, einen guten Rath gebrauchen zu können. So ließ ich nach Tische anspannen; ich wollte zugleich die Gelegenheit benutzen, auf dem Vorwerk, über das ich doch fahren mußte, mit Konrad zu sprechen.

Ich war in großer Verlegenheit gewesen, wie ich, ohne Bertha ganz preiszugeben, Konrad zureden könnte, von dem Mädchen zu lassen, aber der sonderbare Mann mußte mir von dem Gesicht ablesen, was in meinem Innern vorging. Ja, ja, sagte er, wie als Antwort auf eine bestimmte Frage, während ich noch, ohne zu wissen, wie ich beginnen sollte, stumm vor ihm saß. Ich habe viel Geduld gehabt, jetzt muß dem Dinge ein Ende werden. Da ich ihn so vorbereitet fand und so ruhig sprechen hörte, glaubte ich ihm meine eigentliche Meinung sagen zu dürfen. — Das ist Alles wohl wahr, gnädige Frau, erwiderte er, aber ich bin ihr nicht nachgelaufen, so soll sie mich auch nicht fortjagen dürfen wie einen Hund. — Er biß die Zähne übereinander, der finstere Dämon, der Gewalt über ihn hatte, schaute ihm bereits aus den blitzenden Augen. — Das ist keine Liebe, rief ich erschrocken, das ist eitel Stolz und Hoffahrt; das ist Unverstand und Wahnsinn. Wenn Sie durchaus keine Vernunft annehmen wollen, werde ich mich auf Berthas Seite stellen und sie vor Ihnen in Sicherheit bringen.

Er blickte mich wild und trotzig an; ich war ernstlich erzürnt, wandte ihm den Rücken und schritt nach dem Wagen, der angespannt vor dem Hause hielt. Er kam hinter mir her; als ich schon im Wagen saß, ergriff er in dem Augenblick als die Pferde anzogen, den Saum meines Kleides und drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf.

Ich werde aus dem Menschen nie klug werden, sagte ich zu mir selbst, und so sagte ich eine Stunde später zu meinem Onkel.

Der alte Herr schüttelte den Kopf und erwiederte; Das habe ich schon hundert und tausendmal in ähnlichen Fällen gesagt: wir tappen bei den Leuten so oft im Dunkeln, weil ihre Handlungen aus Seelenzuständen und Stimmungen resultiren, in denen wir uns vielleicht nie befunden haben und die uns deshalb incommensurabel sind. Was weißt Du, was in der Seele des Bettlers vorgeht, der da eben auf den Hof kommt und von meinem Pluto verbellt wird? was weiß ich es? wir Beide haben in unserem Leben nicht gebettelt, und selbst die Hunde haben uns respectirt. Bei deinem Protégé ist es nur zu begreiflich, wenn er anders ist als andere Leute. Der Mensch mag von Natur kein schlechtes Herz haben, aber nachdem sie ihn zehn Jahre lang molestirt und chicanirt, hat sich eine harte Rinde um das weiche Herz gesetzt, wie eine Hornhaut um die zarten Kinderhände, und nun kommen wir und meinen, so ein molestirtes und chicanirtes Herz müsse gerade so klopfen wie das unsere. Du wunderst Dich, daß er nicht von dem Mädchen lassen will, das ihm doch offenbar nicht treu ist. Aber nun nimm einmal folgendes! Der Mensch hat, sei es aus einer dunkeln Pietät, aus naivem Gehorsam gegen früh eingesogene Lehren, sei es aus einem mehr oder weniger klaren Rechtsbewußtsein — die Hände rein erhalten von fremdem Gut in all' seinem Elend, bei den tausend und abertausend Versuchungen, die auf ihn eingestürmt sind. Er weiß, was es heißt: entbehren; er möchte gar zu gern wissen, was es heißt: besitzen. Er glaubt sich dem lang ersehnten Ziele nahe, glaubt das Mädchen sein nennen zu dürfen. Nun aber soll sie auch sein werden, trotz Himmel und Hölle. Der läßt nicht wieder los, darauf gehe ich jede Wette ein. Und was die Treulosigkeit anbetrifft, darüber haben diese Menschen ihre besonderen Begriffe. Was unter uns eine Trennung für immer nothwendig herbeiführen würde, das macht bei ihnen oft eine Tracht Schläge wieder gut. Für die Bertha wäre es vielleicht sehr vortheilhaft gewesen, wenn sie zur rechten Zeit einmal die schwere Faust ihres Bräutigams gefühlt hätte; das würde sie zur Raison gebracht und unliebsame Weiterungen verhindert haben.

Der Onkel und ich hatten noch manches Geschäftliche miteinander zu besprechen; es war ziemlich spät geworden, als ich mich verabschiedete. Ich ging diesmal nicht, wie wohl sonst, heiterer von ihm; die Art, wie der alte Skeptiker über die Sache gesprochen, die mir so sehr am Herzen lag, hatte mich verstimmt und beunruhigt zu gleicher Zeit. Die schöne Bertha mit Schlägen von ihrem Bräutigam gezüchtigt — welch' ein abscheuliches Bild! nein! viel eher würde er ihr das Leben selber rauben!

Und während mir diese Gedanken durch die Seele gingen, erfaßte mich eine Angst, die ich nicht bewältigen konnte, wie sehr ich mich auch deshalb schalt. Ich war einen halben Tag vom Hause fortgewesen, was konnte unterdessen nicht geschehen sein! Ich hieß den Kutscher so schnell als möglich fahren. Die Pferde griffen mächtig aus; in sausender Eile flog der leichte offene Wagen unter den Chausseebäumen, die im Nacht-

winde nickten, dahin; wir rasselten durch das stille Dorf; wir hielten vor dem Hause. An den Fenstern oben werden Lichter hin- und hergetragen, ein Haufen dunkler Gestalten, der unter den großen Bäumen gestanden und nach den Fenstern hinaufgeschaut hat, drängt sich neugierig-scheu an den Wagen heran. Die alte Haushälterin schiebt den Diener bei Seite und hilft mir heraus.

Was ist geschehen? fragte ich mit einer Stimme, die sich vergebens bemüht, fest zu sein.

Was nun geschehen war, ist später so oft durchgesprochen worden, ich habe die Zeugen so genau abgehört, die Hauptbetheiligten haben mir früher oder später eine so offene Beichte abgelegt, daß ich es Ihnen erzählen kann, als wäre ich selbst in jedem Momente zugegen gewesen, als hätte ich selbst Alles mit durchlebt, durchlitten.

Konrad war, nachdem ich ihn verlassen, in einem Zustand, der an Wahnsinn grenzte, zurückgeblieben. Die Gewalt, die sich der seltsame Mann hatte anthun müssen, die Leidenschaft, die sein Herz erfüllt, nicht vor der Herrin zum Ausbruch kommen zu lassen, treibt ihn jetzt, als hätte er einen Mord auf der Seele, durch die Felder. Und er hat einen Mord auf der Seele, im Gedanken hat er seine Geliebte schon getödtet. An den, der sie ihm abspänstig gemacht, denkt er kaum. Er hat die instinctive Ueberzeugung, daß der Mann ganz gleichgiltig ist, daß es auch ein Anderer hätte sein können, daß es ihr wankelmüthiges, treuloses Herz ist, was ihn verrathen hat; daß er dies Herz zum Stillstehn bringen muß, wenn er selbst Ruhe haben will.

So kommt er an den Bach; er setzt sich auf den steilene Rand unter die flüsternden Pappeln, und starrt in das Wasser, wie es zu seinen Füßen sich in Wirbeln dreht und dreht, und ein paar Schritt weiter hinter der hohlen Weide, deren Wurzeln schon blos gelegt sind, in mächtigem Zuge glatt herunschießt. Er hat im vergangenen Herbst mit geholfen, als der Bach abgelassen wurde, und an den tieferen Stellen sich die Fische sammelten, bis man sie mit Händen greifen konnte. Diese war eine der tiefsten, zwölf Fuß und drüber. Wer sich einen Stein um den Hals band und da hinabstürzte, der konnte lange liegen, und das war ja wohl das einfachste Mittel, um selber zur Ruhe zu kommen.

Nein, nein, er würde keine Ruhe in seinem nassen Grabe haben, nicht einmal der Körper, den sie über kurz oder lang ja doch finden würden, geschweige denn die Seele, die, wie der Pastor in der Kirche sagt, nicht sterben kann. Und so eine Seele kann die Augen nicht mehr schließen und ihr Leid verschlafen, sondern muß immer wachen, Tag und Nacht und Nacht und Tag, und keine Mauer und keine Thür hält ihn ab, sondern er ist immer bei ihr und sieht ihre Treulosigkeit und kann keine Hand ausstrecken, sie bei der weißen Kehle zu fassen und zu erwürgen.

Und zum andern Male tödtet er sie in Gedanken; er packt nach ihr, und lacht gell auf und schüttelt krampfhaft die starken Arme, als er in die leere Luft greift.

Er springt empor, er will vor sich selbst, vor den Schreckensbildern

fliehen, die sein kochendes Hirn heraufbeschwört. Er eilt über die nahe Brücke in den Wald, durch den Wald, bis wo auf der andern Seite ihm ein Blick auf die Berge wird. Sie winken so blau im glanzlosen Licht des sinkenden Tages zu ihm herüber — wenn er in die Welt hineinliefe, so weit ihn seine Füße trügen! Wie weit? nicht zehn Meilen, dann greifen die Gensdarmen den heimatlosen Vagabunden wieder auf und liefern ihn in das Polizeigefängniß ab, zu Wasser und Brod — den unverbesserlichen Taugenichts! Und während man ihn mit Hunger und Schlägen tractirt, oder im Winterwetter auf der grundlosen Landstraße über die Grenze schafft — welch' schöne Zeit hat sie da, mit ihrem Buhlen zu kosen und über den häßlichen Konrad zu lachen, der auch einmal geglaubt hat, er werde die schöne Bertha heirathen! Nein, er kann nicht von hier fort; hier, zum ersten Male in seinem Leben, hat man ihn nicht wie einen Hund behandelt, hier hat er eine gütige Herrschaft gefunden, hier hat er arbeiten können nach Herzenslust, und Dank und Lohn für seine Arbeit gehabt. Er kann das elende Leben nicht von neuem beginnen; ist es hier zu Ende, ist's überall zu Ende; aber für ihn und für sie; sie müssen eben beide sterben!

Muß es denn sein? kann es denn sein? wie soll er es vollführen?

Es zieht ihm die schwankende Erinnerung an eine Scene aus seiner frühesten Kinderzeit durch den Sinn: wie er in einem Gärtchen gestanden, unter hohen, hohen Blumen, auf die golden die Sonne schien', und hat ein Käferchen gehabt, das ist auf der obern Fläche seiner Hand immer ängstlich umhergelaufen. Da ist ein alter, alter Mann in weißen Haaren — es mag sein Urgroßvater gewesen sein — zu ihm getreten und hat ihm ein Kreuzlein gezeigt, das ist dem Käferchen auf dem Rücken gezeichnet gewesen, und der alte Mann hat gesagt: das Kreuzlein bedeutet, daß der Herr gestorben ist für Mensch und Thier und für das kleinste Würmchen, das auf der Erde kriecht, und darum soll der Mensch keinen Menschen quälen und auch kein Thier und keinen Wurm, sonst fangen des Herrn Wunden wieder an zu bluten und er sagt's Gott dem Vater und Gott der Vater straft den Missethäter. Da hat der Knabe das Käferchen auf die schönste Blume gesetzt und hat niemals wieder muthwillig auch nur das kleinste Würmchen, geschädigt und nun — Herr Gott im Himmel droben, was habe ich dir gethan, daß du mich so verfolgst!

Konrad warf sich auf die Erde; er rauft das junge Gras, weint und betet, daß Gott den bittern Kelch möge an ihm vorübergehen lassen, daß er ihn erleuchten möge in seiner Leidensnacht; daß er ihm der Engel einen schicke, der ihm sage, wie er sich retten könne aus seiner grimmen Noth.

Da falle ich ihm ein. Mein Weg heimwärts führt an der Stelle vorbei; über den Hügel, der in einiger Entfernung vor ihm aufsteigt und dessen platter Rücken scharf gegen den Abendhimmel abschneidet, muß ich kommen. Ein Zeichen soll ihm sagen, ob Gott ihn erhört. Weiter abwärts, zwischen Wald und Hügel auf der Wiese, weidet der Schäfer seine Heerde; die Thiere ziehen sich langsam nach dem tiefern Grunde, es kann noch eine halbe Stunde dauern, bis das letzte verschwunden ist, —

wenn der Wagen während der Zeit über den Hügel kommt, soll ich sein guter Engel sein; er will mir die fürchterlichen Gedanken beichten, die seine Seele umnachten; er will sein Schicksal in meine Hände legen; was ich ihn thun heiße, das will er thun.

Die Heerde wird immer kleiner, immer mehr Schafe verschwinden hinter dem Walde; er betet heiß und heißer und schaut nach dem Weg über den Hügel und dann wieder nach den Schafen; nur wenige sind zurück; jetzt nur noch eins — wenn ich nun nicht komme, ist er verloren. Da sieht er, wie der Hund das zurückgebliebene Schaf wegtreibt, daß es in Galopp der andern Heerde nachspringt. Die Wiese ist leer, der Himmel hat ihn nicht erhört: sein guter Engel ist nicht erschienen.

So mag der Teufel sein Spiel haben!

Er ruft es laut, indem er sich von den Knieen erhebt. Da erscheint auf dem Hügel nicht der Wagen, den er erhofft, sondern eine einzelne Menschengestalt, schier übernatürlich groß, wie sie jetzt auf dem obersten Rande dahinschreitet, so daß sie sich dunkel von dem hellen Abendhimmel abhebt, und nun langsam den Hügel herabkommt, querfeldein auf Conrad zu.

Ein Grausen befällt ihn, es ist die Anne-Kathrin, das verrufenste Weib im Dorf; die hat ihm nicht Gott, die hat ihm der Teufel geschickt, aber sie kommt ihm gerade recht; die Anne-Kathrin weiß mehr, als sie von Gotteswegen wissen darf; sie hat ihm im vorigen Herbst, als der Grauschimmel verschlagen war, ein paar Pillen verkauft, die haben dem Thiere alsbald wieder aufgeholfen; und ihn selbst hat sie bei der Gelegenheit gegen die wüthenden Kopfschmerzen einen Thee trinken lassen, da ist's nach ein paar Tagen wieder gut gewesen. Er hat's ungern genug gethan damals, und nur für den Herrn, dessen Lieblingspferd der Grauschimmel war, und daß er den Thee getrunken, hat ihn hernach noch lange gereut; es ist ihm immer gewesen, als habe die Alte ihn mit dem widerlichen Trank vergiftet, trotzdem sie ihn von seinen Schmerzen curirt. Seitdem ist er der Alten aus dem Wege gegangen, wo er irgend konnte, und wo er ihr nicht hat ausweichen können, hat er wenigstens auf die Seite geblickt.

Das thut er heute nicht; heute läßt er sie gerade auf sich zukommen und starrt sie mit weit aufgerissenen Augen an.

(Fortsetzung folgt.)

Wasiliki.

(Scenen aus den albanischen Harems.)

Trotzdem eine umfassende und vielseitige Literatur des Mittelalters vorhanden ist, können die heutigen West-Europäer sich nur schwer eine rechte Vorstellung von der Gefühls- und Anschauungsweise der Menschen aus jener Zeit machen, — so tief ist die Kluft, welche im europäischen Norden durch die Reformation, im Süden durch die Renaissance zwischen der mittelalterlichen und heutigen Gesellschaft gerissen worden ist. Wer sich indessen von den Ufern der Spree oder des Arno nach dem Osten wendet, wird dort jene Menschen, die er längst von der europäischen Weltbühne verschwunden glaubte, leben, denken und handeln sehen. Während im Abendlande das allzu lebhafte Aufwallen der Leidenschaften durch die Reflexion mehr oder weniger in Schranken gehalten, durch Erziehung und Unterricht mehr oder weniger geläutert wird, handelt der Orientale meist nach dem ersten Impulse, welcher Art dieser auch sei. Ich sage: meistens; denn in einigen Theilen Griechenlands hat die Revolution von 1821, die man wohl das 89 der Morgenländer nennen kann, das Mittelalter verdrängt. Anders aber sind die Dinge in jenen Gegenden, wo der Geist der heutigen Zeit noch gar keinen Einfluß auszuüben vermochte.

Unter diesen ist Albanien gewiß das am wenigsten von moderner Art und Sitte berührte. In dem rauhen Landstrich, der sich von Dalmatien nach der griechischen Grenze herabzieht, hat sich ein Rest der alten Pelasger erhalten. Aus diesem, von den hellenischen und slavischen Nachbarn in seine tiefen, kluftigen Thäler zurückgedrängten Stamme gingen jene Männer von ungeheurer Thatkraft hervor, deren vergewaltigenden Einfluß der ganze Orient zu fühlen hatte; so die Köpröli, berühmte Großveziere, welche das zertrümmerte, osmanische Reich für kurze Zeit wieder aufrichteten; so jene Dynastie, die unter Mehemet-Ali das Reich der Pharaonen ins Leben zurückrief; so die Domni (die Ghika), die den Verfall Rumäniens aufgehalten haben. Selbst inmitten anderer, ihr nicht verwandter Volksstämme, bewahrt diese unzähmbare Race noch lange ihren ursprünglichen Charakter. Der Herrscher, welcher der Wallachei zu so mächtigem Aufschwunge verhalf — um die Zeit, als durch Einsetzung des einheimischen Fürstengeschlechts der Herrschaft der Phanarioten ein Ende gemacht wurde —, mein Onkel Gregor IV. Ghika verrieth noch, nachdem seit der Niederlassung seiner Familie unter den Latinern zwei Jahrhunderte verstrichen waren, in Physiognomie, Gebahren, Charakter und mannhaftem Auftreten den echten Abkömmling der stolzen Pelasger. Ebenso konnte ich mich überzeugen, wie vollständig sich bei den, seit dem 15. Jahundert im südlichen Italien ansässigen Albanesen die Grundzüge ihrer nationalen Eigenartigkeit erhalten haben.

Wenn schon die Erfahrung beweist (und hier genügt es Hydra und

Spezia zu nennen), daß der Albanese sich mit ganz besonderm Talent in die Beschäftigungen des civilisirten Lebens zu schicken versteht, sobald er nur erst seiner ruhelosen, den Kampfesmuth stets in ihm aufstachelnden Umgebung entrückt ist: so steht es doch nicht minder fest, daß auf heimischem Boden er sich schwer dem übermächtigen Hange zu kriegerischem Thun entzieht, einem Hange, der durch die Tradition bis zur ungestümen Begeisterung in ihm genährt wird. Alles, was Walter Scott, dessen Angaben Lord Macaulay bestätigt, von den aufrührerischen Neigungen der celtischen Stämme sagt, bewahrheitet sich auch bei den albanischen. Die weißen Fustanellen haben es ebenso eilig auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, als die buntfarbigen Röcke der Bergschotten. In Schottland jedoch zeigt es sich bereits, wie eine weise, geduldige und starke Regierung solche eifernde, kriegerisch gestimmte Bergvölker in vortreffliche Bürger, ja in ebenso eifrige Arbeiter am Werke des Fortschrittes umzuwandeln vermag. Nur solchen Nationen ist nicht mehr zu helfen, die, wie die Hindu, durch Jahrhunderte voll politischer Knechtschaft und religiöser Verdummung jede Spur von Thatkraft eingebüßt haben. Eine überschäumende Lebenskraft läßt sich bändigen, Todte kann man nicht erwecken!

Als es dem Fürsten Alexander — diesem Größesten der Pelasger, diesem echten Nachkommen des Pyrrhus, der es werth war, den Namen des großen Macedoniers, des Sohnes der albanischen Olympias, zu tragen — als es diesem durch wahre Wunder von Tapferkeit gelang, den schrecklichen Mohamet II. in seinem Siegeslauf nach dem westlichen Europa zu hemmen, da waren die Blicke des ganzen Abendlandes auf Albanien gerichtet. Und von Neuem erregte es dessen Aufmerksamkeit, als ein Dichter, wie Byron, ein Historiker wie Pouqueville, der erstaunten Welt ein paar Episoden aus dem Leben Ali-Paschas erzählten. Pouqueville, der ruhige, maßvolle, gelehrte Diplomat, mit seinem, ganz in die Erinnerungen an das classische Griechenland versenkten Geiste, war freilich am wenigsten geeignet, „diesen Barbaren“ (les barbares chkipetars), wie er sie nannte, gerecht zu werden; wogegen Byron, schon durch seine Abstammung von den wilden Königen des Meeres, den Stürmen, Menschen und Göttern trotzenden Normannen, recht eigentlich die erforderliche Stimmung besaß, um das albanische Ungestüm mit Verständniß zu beurtheilen, und so ein richtigeres Bild zu entwerfen von diesem kühnen und kräftigen Geschlechte, das er mit Recht den alten Doriern vergleicht. Er hat sie in treuen, scharfen Umrissen gezeichnet. Ein Versuch speciellerer Ausführung, zu welchem ihm ohne Zweifel Zeit und Vorstudium mangelten, bleibt uns vorbehalten.

Wenn man den Golf von Corinth durchschnitten und Missolunghi erreicht hat, dann eilt die Phantasie schon voraus, nach Albanien. Missolunghi wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem Bezirk des Sangiac von Negroponte abgelöst, und dem von Ali-Pascha verwalteten Gebiete beigeordnet. Von hier aus sind Aetolien und Akarnanien gewissermaßen die Uebergangsländer, deren Volksgesänge, Sprachformen

und allgemeine Erinnerungen auf das albanische Leben vorbereiten. Haben die Mauern der ätolischen Hauptstadt, während des Unabhängigkeitskriegs, nicht hinabgeschaut auf die furchtbaren Kämpfe, welche die beiden Albanien, das christliche und das mohammedanische, mit einander auszufechten hatten? Umschließen sie nicht das Grab des Markos Bozaris,*) dieses Bayard des rechtgläubigen Albaniens? Und hat es nicht das Ende des sturmbewegten Lebens der reizenden Wasiliki gesehen? Wasiliki, die das rauhe Herz Alis überwand, das härter war, als Albaniens Felsen, härter als jene akrozeraunischen Berge — die ewig vom Blitze getroffenen!

Ein Primas von Plessovitza war vom Himmel mit Reichthum und hoher Geburt, diesen höchsten Glücksgütern des Albanesen, gesegnet worden. (Denn in Albanien herrscht nicht die demokratische Gesinnung Griechenlands.) Solche Vortheile werden in despotisch regierten Ländern nur allzuleicht die Ursache zu furchtbarem Mißgeschick. Dies beweist, neben Anderen, das Schicksal des Kyritros Mikkalis, von dem eine griechische Sage erzählt, daß er im Vollgenuß seines irdischen Glückes von dem Padischa, „dem Schatten Gottes", die unheilvolle Schnur erhielt. Vor ähnlichem Graus darf der Albane sich nicht sicherer fühlen, als der Hellene. Mein Urgroßvater, Alexander Ghika, ward in dem Augenblick erdrosselt, als er im Begriff stand, den walachischen Thron zu besteigen.**) Gregor III. Ghika wurde im Palaste der rumänischen Fürsten umgebracht. Nachdem er der großen Katharina stolzen Widerstand geleistet, glaubte er dem Hause Oesterreich die kühne Stirn bieten zu können. Dies jedoch fand Hülfe und Bundesgenossen in den verrätherischen Ministern der Pforte, welche Abdul Hamid bestimmten, die Bukowina auszuliefern. Selbst Kitzo Koudakis' Einfluß war bedeutend genug, um Ali Paschas Verdacht zu erregen, wiewohl er keine so hohe und darum gefährliche Stellung behauptete, als jene vorgenannten vom Wetterstrahl des Unglücks so leicht zerschmetterten Fürsten. Toska***), der seine Laufbahn als Ziegendieb begann, um sich später, im Süden der türkischen Halbinsel, ein Königreich zu gründen, wußte besser als irgend Jemand, welchen furchtbaren Glückswechseln die Inhaber unbeschränkter Macht ausgesetzt sind. Uebrigens verschmäht der Albanese, trotz seines auffahrenden Temperaments, durchaus nicht die heimlichen Wege der List und des Betruges. So schien es dem Pascha doch bedenklich, sich eines so vielvermögenden Mannes auf gewaltsame Weise zu entledigen; er begnügte sich vorläufig, ihn in aller Art zu plagen, bis sich eine dem Anschein nach natürliche Gelegenheit zu seiner Demüthigung und völligen Vernichtung biete. Und an solchen Gelegenheiten fehlt es in Albanien nie!

*) Ich habe mir die altgriechische Inschrift notirt: „Dieses Monument ward dem Markos Bozaris errichtet, dem Haupt und Anführer der Schlachten, dessen reine Seele ihre sterbliche Hülle verließ, um ihrer himmlischen Heimat willen. Griechenland glaubt nicht, daß seine Helden sterblich seien."

**) Sein Kriegszelt ward einst vom Blitze getroffen, und seitdem war man überzeugt, daß er tragisch enden werde.

***) Albanien ist in vier Conföderationen getheilt, von denen die der Guègues im Norden und die der Toskas im Süden die hauptsächlichsten sind.

Ali hatte einer Frau aus Plessovitza, Namens Marina, verschiedene Wohlthaten erwiesen, und mit gewohntem Scharfblick erkannte er schnell, daß der Dank dieser Frau für seine Zwecke auf das Vortheilhafteste auszubeuten sei. Kitzo besaß eine reizende Tochter. Im Süden, wo der menschliche Organismus meist so früh zur Reife gelangt, läßt es sich schon bei einem siebenjährigen Kinde voraussagen, ob es einst zu großer Schönheit erblühen werde. Ali berechnete das doppelte Resultat, das ihm der Raub Wasilikis (Basilike, die Königin), die ihres Vaters ganzer Stolz war, einbringen mußte: Schande und Verzweiflung über das Haupt des Feindes, und die Bereicherung seines Harems durch eine Zierde, welche dereinst die Freude und der Trost seines Alters zu werden versprach. Der hohe Rang, den er unter den Fürsten der albanischen Conföderation einnahm, erregte viel zu heftigen Neid, als daß er sich dieses Ranges ohne Unruhe und Besorgnisse hätte erfreuen können, und diese suchte er meist in Genüssen zu vergessen, an denen die Sinne bisher mehr Theil gehabt, als das Herz. Hatte er etwa, als er Marina mit den Vorbereitungen zur Entführung Wasilikis betraute, ein unklares Vorgefühl der kommenden, wahren Liebe? Oder empfand der einsame Despot, der sich nur von Sklaven umgeben sah, welche die Knechtschaft herabgewürdigt, empfand er, wie Robespierre*), da dieser der Schiedsrichter der Revolution geworden, das Bedürfniß nach einem treuen, theilnehmenden Herzen? Wasilikis große Jugend läßt vermuthen, daß nur politische Beweggründe ihn leiteten.

Wie dem auch sei, Marina führte seine Befehle gewissenhaft aus. Mit einschmeichelnder Gewandtheit, wie sie den Südländerinnen in so hohem Grade eigen, wußte sie das Vertrauen Anastasias, der Mutter des jungen Mädchens, zu gewinnen. Und als diese ihren Gemahl auf einem Beileidsbesuch, den er der Witwe eines befreundeten Beys zu machen hatte, begleiten wollte, besann sie sich keinen Augenblick, Marina die Tochter anzuvertrauen. Der Vezir ward sogleich benachrichtigt und Wasiliki entführt. Die Reiterei des Pascha hatte den Raub mit einer Schnelligkeit vollzogen, die den Anhängern Kitzos keine Zeit zum Widerstande ließ. Er fand sie bei seiner Rückkehr kampfgerüstet und bereit, ihn zu rächen. Allein die Verzweiflung des Vaterherzens war größer als die Wuth, größer als das Bedürfniß nach Rache — eine Verzweiflung, welche Jeder, dem eine klare Vorstellung von dem albanischen Charakter fehlt, für unwahrscheinlich halten wird. Er vertheilte all seine Schätze — auch an Solche, die seinen Schmerz nur mißbrauchten, indem sie versprachen zur Wiedererlangung der Verlorenen beitragen zu wollen. Er legte die Hauptzierde des Albanesen, seine Waffen ab, umgürtete die Lenden mit einem Strick, und zog sich in die unterirdischen Gemächer seines Hauses zurück, wo er, Tag und Nacht auf den Knieen, vor der heiligen Panaghia, (der Allerheiligsten, der Jungfrau) die Rückgabe des geliebten Kindes erflehte. Selbst Ali schien von solchem Schmerz gerührt.

*) Man weiß, welches Vertrauen der argwöhnische Mann des Schreckens der ältesten Tochter des Zimmermanns Duplay schenkte.

Da Kitzo nun nicht mehr zu fürchten war, kam ihm vielleicht der Gedanke, dessen verworrenen Geisteszustand zu benützen, um ihn an sich zu fesseln. Er wußte aus Erfahrung, wie leicht der überwundene Feind mit der Hoffnung auch alles Gefühl persönlicher Würde verliert, um dann zuweilen ein fügsames Werkzeug in der Hand des Tyrannen zu werden, der ihn vernichtete. Man kann die griechischen Tragödien nicht lesen, ohne mit tiefem Erstaunen zu gewahren, in wie kurzer Zeit die Gefangenen Sprache, Sitten und Denkweise des Sklaven sich aneignen. Auf der ottomannischen Halbinsel vollzieht sich diese traurige Umwandlung, in welcher schon Aristoteles nur die Verwirklichung eines allerhöchsten Willens sah, äußerordentlich häufig, und es schien, als ob auch Ali Paschas Voraussetzungen sich erfüllen sollten. Anfangs zwar wies Kitzo jedes Anerbieten entschieden zurück und er weigerte sich, nach Janina zu kommen, Ali Pascha hatte Janina zur Hauptstadt des ihm untergeordneten Ländergebiets erhoben, ohne daß er den Befehlen der hohen Pforte dabei sonderliche Rücksicht erwiesen. In dem Maße jedoch, als Kitzo's von Gram zerstörte Lebenskraft abnahm, schwand auch die Kraft zum Widerstande und er fing an den Vorstellungen seiner Verwandten (im Orient finden sich diese stets, wenn sichs um Ertheilung solcher Rathschläge handelt), und den Einflüsterungen der Vaterliebe Gehör zu leihen. Vom Schmerz endlich überwunden, reiste er nach Janina und erbat eine Audienz beim Großvezir. Ali empfing ihn mit der ganzen höflichen Ungezwungenheit, die er im Verkehr mit seinen Opfern, selbst mit denen, welche er in den Tod schickte, so gern zur Schau trug. Kitzo's schlichter Sinn vermochte die Falschheit des gleißnerischen Vezirs offenbar nicht zu begreifen, wie hätte er sonst hoffen können! Als der Pascha ihn mit einer Miene aufrichtigsten Wohlwollens fragte, was er zur Linderung seines Grames zu thun vermöge, stürzte Kitzo ihm mit leidenschaftlichem Flehen zu Füßen: „Gieb mir meine Augen, mein Sonnenlicht, mein Kind zurück." Ali versprach darauf mit kühlem spöttischen Lächeln, er solle die Tochter in der Entfernung sehen dürfen, doch habe er ihr für immer zu entsagen. Dies war der Todesstoß für den armen Vater — er starb bald darauf.

Der Vezir konnte schon deshalb nicht geneigt sein Wasiliki ihrer Familie zurück zu geben, weil er die heftigste Liebe für sie gefaßt hatte. Seit er sie zuerst gesehen, strebte der Tyrann, von dem uns Cerfbeer so furchtbare, die kühnste Einbildungskraft verdunkelnde Züge erzählt*), auf alle Weise, Wasiliki's nur allzu begreifliche Abneigung gegen ihn zu überwinden. Eines Tages fand sie in einem entlegenen Winkel des Palastes ein Bild der Panaghia. Glücklich über diesen Fund, der ihr das Symbol ihres Glaubens, die süße, verklungene Kindheit und das Vaterhaus lebhaft ins Gedächtniß rief, eilte sie damit zum Großvezir und bat ihn, das Bild in ihrem Schlafzimmer aufhängen zu dürfen. Es giebt, besonders unter den albanischen Muselmännern, nicht wenig

*) „Erinnerungen aus Albanien." Der Verfasser, ein Elsässer, hat lange in Janina gelebt und ist dort zum Glauben Mohamets übergetreten. Sein Buch veröffentlichte er unter dem Namen: Ibrahim-Manzour-Effendi.

Skeptiker, und Ali gehörte zu diesen; er vermochte gelegentlich sich den schriftlichen Ueberzeugungen so weit anzuschließen, um für die Himmelskönigin ein Glas zu leeren, und so konnte es ihm auch nicht schwer werden, Wasiliki's Bitte zu erfüllen; er lobte ihre Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter und gestattete die Aufstellung in einem reich geschmückten Betzimmer, ja, als im Laufe der Zeit die Prüfungen der Leidenschaft ihm härter zu überwinden wurden, verschmähte er nicht, vor dem Bilde der Panaghia im Staube zu liegen, gleichwie Clovis inmitten der Gefahr sich nicht scheute, den Gott Clotildens anzurufen. Ward Wasiliki endlich von der ausdauernden Zärtlichkeit eines Mannes gerührt, dessen hohe Machtstellung ihr nur um so viel bedeutender erscheinen mußte, weil ihre junge Phantasie vermuthlich noch nie über den engen Kreis, welcher ihr Dasein einschloß, hinausgeeilt war? Man muß in diesen von anderen Ländern durch unübersteigliche Schranken geschiedenen orientalischen Einsamkeiten gelebt haben, um es zu verstehen, bis zu welchem Grade man sich gewöhnen kann, die zunächst gelegene Umgebung für das ganze Weltall zu nehmen, überdies waren zu jener Zeit die Mädchen so erzogen, daß sie ihr Herz als einen Schatz betrachteten, über den sie nicht zu verfügen hätten. Das Haupt der Familie (in Ermangelung des Vaters der Bruder) entschied allein über ihre Zukunft. Und weil Ali durch das Geschehene nun einmal der Herr ihres Schicksals geworden war, wie hätte Wasiliki sich weigern sollen, den unergründlichen Bestimmungen der Vorsehung den Gehorsam zu versagen? Als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte wurde die Hochzeit nach mohametanischem Brauch gefeiert, und es liegt nichts vor, was zu der Annahme berechtigte, daß sie dazu gezwungen worden sei. Sicherlich war sie sich mit Stolz des mächtigen Einflusses bewußt, den sie auf einen so trotzigen Geist ausübte. Der alte Pascha, rachsüchtig wie jeder Albanese und zudem überzeugt, daß das Schaffott für seine Willkürherrschaft die sicherste Gesetzgrundlage sei, ließ sich von der jungen Gattin manches Opfer entreißen. Vorzugsweise gern verwendete Wasiliki sich für die Christen und ihrem Einflusse allein schreibt man es zu, daß Ali den geheimen Umtrieben der Hetäria, die seinem Späherblick unmöglich entgangen waren, schweigend zuschaute. Mehr und mehr näherte er sich den Glaubensgenossen Wasilikis, und als er endlich einen entscheidenden Kampf mit der Pforte zu bestehen hatte, war er offen ihr Verbündeter.

Die Liebe des Vezirs zu seiner Gattin erstreckte sich indessen nicht auf sämmtliche Glieder ihrer Familie. Ihr Bruder, der schöne und kühne Georg Kitzo, welcher sich später bei der Vertheidigung von Missolunghi als Tapferer unter den Tapfersten hervorthat, war in Janina vermöge seiner persönlichen Eigenschaften und Dank der Stellung seiner Schwester eine viel zu bedeutende Persönlichkeit geworden, als daß er Ali's Eifersucht nicht hätte erregen sollen. Um ihn geräuschlos bei Seite zu schaffen, bot ihm dieser eines Tages vergifteten Tabak. Doch ein albanischer Rumäne*), der später in Griechenland als Haupt der französischen Partei

*) Siehe in Guizots Memoiren, die merkwürdige Gestalt Coletti's.

berühmt gewordenen, Coletti, um diese Zeit der Leibarzt Ali's, warnte Georg Kitzo vor der Gefahr. Ali, hartnäckig in seinem Hasse, gab darauf einigen seiner Creaturen den geheimen Befehl Jenen, aus scheinbarem Versehen, auf der Jagd zu erschießen. Als Wasiliki den Bruder verwundet sah und wohl mit Recht befürchten durfte Ali's Aerzte würden die Mittel finden ihn vollends zu Grunde zu richten, erklärte sie dem Pascha auch sie würde sich tödten, wenn Georg stürbe. Nun sandte der geängstigte Vezir dem Verwundeten nicht blos seine geschicktesten Chirurgen, sondern er überzeugte sich sogar in eigener Person, ob die Pflege des lieben Schwagers auch nichts zu wünschen übrig lasse.

Wasiliki war nicht undankbar. Es kam ein Tag, wo Ali einsehen sollte, einen wie schwachen Boden die irdische Größe hat, wenn sie nur auf starre Willkür sich gründete. Als Alles ihn verließ, verrieth, als seine besten Generale zum Feinde übergingen, als die eigenen Söhne *) sich in die Reihen der Gegner stellten, als die Ottomanen laut die Züchtigung des Verbündeten der „Ghiaurs", den Sturz dieses rebellischen Vasallen forderten, der es gewagt dem Padischah zu trotzen: blieb Wasiliki allein ihm treu. Er ward in den Reichsbann gethan, doch schien er zu vergessen, daß Fluch und Tod über ihm schwebten, wenn er das müde, von Jahren und Sorgen belastete Haupt an dem Busen der aufopfernden Gattin ruhen ließ. Er flüchtete endlich in seinen Sommerpalast auf dem See von Janina und wurde hier von seinen Feinden umzingelt. Dem drohenden Tode sah er mit wahrhaft albanischem Muthe entgegen und nur das Schicksal Wasiliki's beunruhigte ihn. Er wußte es voraus, denn er kannte seine Feinde. So gebot er zuletzt dem Athanasius Vaias, dem unbarmherzigen Vollstrecker seiner schrecklichen Befehle, Wasiliki eher zu tödten, als sie den Demüthigungen der Sieger zu überlassen. Als er endlich getroffen zusammen sank, vergaß er nicht, Vaias an sein gegebenes Versprechen zu erinnern. Dieser verließ darauf eilig das Gemach. Allein heute übte er nicht den furchtbaren Gehorsam, den er als Anstifter des Blutbades von Gardiki seinem Herrn bewiesen; ohne zu zielen, feuerte er sein Pistol ab. Dann kehrte er zu dem Sterbenden zurück, um ihm die Ausführung seines letzten Willens als geschehen zu melden. Etwas wie Befreiung von einer lastenden Sorge glitt über Ali's bleiche, erstarrende Züge, dann verschied er lautlos.

Wasiliki wurde mit ihrem Bruder Simo-bey als Gefangene nach Constantinopel geschickt, von wo man sie nach Brussa verwies. Im Jahre 1830 wurde ihr die Rückkehr in die Heimat gestattet. Sie ging darauf nach Missolunghi und bezog dort die Burg Katokhi. Der Schmerz um den Tod ihres Bruders wirkte höchst erschütternd auf ihre Gesundheit und man brachte sie, aus Rücksicht für diese, nach Etoliko. Hier schien die Luft ihr wohl zu thun; dennoch ward ihr nahendes Ende dadurch nicht hinaus geschoben, sie starb 1835. Dora d'Istria.

(Fürstin Koltzoff-Massalsky.)

*) Einer derselben ist ganz vor Kurzem erst in Skutari gestorben; ebenso habgierig, wie sein Vater, ging es ihm dennoch äußerst kümmerlich.



PARISER MODEN FÜR FEBR. [illegible]

Toilette de Soirée — *Toilette de Ville*

Ausdrücklich für den Salon in Paris ausgeführt



Paris und die Mode.

Paris, Mitte Januar 1868.

Die Beau-monde, die die Kunst besitzt, bei den größesten Calamitäten eine angenehme Seite herauszufinden, hat auch der Kälte ein Vergnügen abgewonnen. Man kennt schon aus den Zeitungen das glänzende Fest mit Fackeln, welches letzten Sonnabend der Club der Schlittschuhläufer im Bois de Boulogne gegeben hat. Die ganze Crême der beiden Faubourgs, der reichen und der vornehmen Leute, war hier beisammen und die seltsamsten pikantesten Toiletten wurden dabei bewundert. Frau v. X. trug eine polnische Czapka und eine granatfarbene Sammetvitchoura mit Grêbe-Besatz; die Prinzessin Y... eine dunkelblaue Tunika mit Zobelbesatz, graue Strümpfe und Sammetstiefelchen mit Pelz eingefaßt.

Dieses Fest beweist abermals, daß wir Damen mit dem größten Heroismus der Strenge der Temperatur Trotz zu bieten wissen. Auch hat uns weder Nordwind noch Schneegestöber gehindert, die zu Neujahr so elegant decorirten Läden der Hauptstraßen von Paris zu mustern. Wie könnte man aber von Paris in der Weihnachts- und Neujahrszeit sprechen, ohne zu allererst dem prachtvollen Magazin des Herrn Giroux, Boulevard des Capucines, welches so reich an Kunstgegenständen und Bibelots aller Art ist, die Honneurs zu machen? Von hier bitte ich um die Erlaubniß, meine verehrten Leserinnen in die elegante Rue de la Paix ihren und ihnen die Wunder des Putzes zeigen zu dürfen, der sich jetzt zu Schwanen und leichten Pelzgarnirungen flüchtet, um dem zarten Teint kleidsame und zugleich warme Einrahmung zu gewähren. Sowohl anschließende Hüte wie Baretts werden neuerdings mit Pelz verbrämt. Diesem weltberühmten Modeladen gegenüber blinken uns die verführerischsten Schmucksachen entgegen, Maikäfer als Brosche oder Armband, die unter ihren Flügeln eine kleine Uhr bergen, die verschiedensten Früchte in Rubinen und Topasen als Ohrgehänge und die Krone des Schmuckes, einfach gefaßte Diamantriviereu, die zu unserer Balltoilette, welcher Farbe sie auch sein mag, so vortrefflich passen. Manchen aufmerksamen Ehemann habe ich vor diesen Schaufenstern sinnend stehen sehen: er schwankte gewiß noch in der Wahl eines Topasencolliers oder einer Diamantschnur. Hätte er nur mich um Rath gefragt! Giebt es etwas Kleidsameres, als diesen einfachen Diamantenschmuck; dazu einen Thautropfen als Ohrgehänge und eine Aigrette in den Haaren? Denn Diamanten sind wie die Principien der Weisheit, die trotz aller Revolutionen, Veränderungen in Sitten und Religionen doch immer durch Generationen und Jahrhunderte glänzen. — Weiter gehen wir an dem weltberühmten Laden des Herrn Siraudin (Confiseur und Vaudevillist) vorüber, der

wieder eine große Inspiration gehabt, eine Offenbarung der Neuzeit kein Lustspiel, sondern ein neues Zuckerwerk, die Pattibonbons. Sie haben die „Ephemeriden" des letzten, die „Fondants" des vorletzten Jahres verdrängt; sie sind die Parole der Saison — glücklicher Siraudin, für den Alles schwärmt, dessen Namen und Bonbons — in aller Mund! Auch mein Salontisch ist ganz mit den Gaben seiner Erfindung bedeckt; denn wer in Paris könnte sich den Neujahrstag ohne diese farbenschimmernden Kästchen und Körbchen aller Art, die glacirten Maronen, die Fondants und die andern Süßigkeiten denken?

Außerdem hat mir dieser Tag eine Menge reich gebundener Jugendschriften gebracht, die mit einer für Frankreich ganz neuen Anmuth und Naivetät illustrirt sind. Ich will nur von denen sprechen, die Herr Hetzel herausgegeben;, im Grunde ein Deutscher mit französischen Formen, hat er unter dem Namen Stahl eine Menge interessanter Werke über Deutschland geschrieben. Seit einigen Jahren suchte er, als Verleger, einen guten Zeichner in dem Genre von Ludwig Richter oder Oscar Pletsch, zur Illustrirung der von ihm edirten Kinderbücher.

Eines Tages kommt ein Schwede zu ihm, Namens Frölich, und zeigt ihm mythologische Compositionen in der Art von Cornelius und Kaulbach.

„Das ist Alles sehr schön", sagt ihm Herr Hetzel, „aber wir verlegen hier in Frankreich dergleichen Bücher nicht, zu denen Ihre Manier passen würde."

Der Maler war im Begriff zu gehen, als der Verleger an dem Rande einer seiner mystischen Zeichnungen eine Skizze bemerkt, die ein kleines Mädchen darstellte, welches in einer Stellung voll unbeschreiblicher Naivetät und Anmuth die Händchen über dem Kopfe kreuzte.

„Was ist das?" fragte er.

„Diese kleine Skizze?"

„Ja, das kleine Mädchen."

„Ach, das ist nichts — es ist eine Bewegung meiner kleinen Lili, die ich wiederzugeben versucht habe."

„Würden Sie es übernehmen, in derselben Art mein „Magazin für Erziehung und Erholung" zu illustriren?"

„Ich will es versuchen", antwortete der Maler.

Und von dem Tage an datirt die Serie der allerliebsten Abenteuer von Mlle. Lili, jene Bände, welche vor mir liegen. Bald ist es Lili auf dem Lande, bald Lili's Reise um die Welt, Lili in der Schule u. s. w., alles anmuthige Zeichnungen in reichem Styl, voll Naivetät und Frohsinn.

Das ist hier die angenehme Seite des Neujahrsfestes, die passive; die active und unangenehme hingegen ist die der entsetzlichen „Etrennes" für Concierge, Brief- und Zeitungsträger, eigene Dienstboten und die der befreundeten Familien u. s. w. u. s. w. Die Liste wäre unerschöpflich!

Und dann die Massen von Visitenkarten! Die Etikette zwingt Jeden, ein vollständiges Verzeichniß seiner Freunde und Bekannten aufzusetzen und ihnen im offenen Briefcouvert eine Visitenkarte zuzuschicken,

die sie an eine ihnen oft sehr gleichgiltige Existenz erinnert. Das ruft mir die Personen ins Gedächtniß, welche in Berlin unter den Linden auf der rechten Seite des Trottoirs gehen, weil diese fashionabler ist, als die linke; die im Sommer bei tropischer Hitze ihre Hände in Glacéhandschuhe einzwängen und im Winter ihre Visiten im Frack und Lackstiefeln machen. Alles das ist ungemein elegant, gleicht aber trotzdem einer Last, die darum nicht leichter, weil sie von — Gold ist.

Die Mode, die Eleganz, der Luxus sind sicherlich verführerische Dinge, und wahrlich, es ist nicht an mir, sie im „Salon" zu tadeln; doch sollte man dieses Streben einer verfeinerten Civilisation nicht mit der Sklaverei verwechseln.

Die Eleganz besteht vielmehr darin, sich leichte Flügel zu schaffen, als sie zu beschneiden. Sie ist das Resultat einer liberalen Erziehung und nicht des socialen Despotismus. Es wäre thöricht, die menschliche Gesellschaft wie das Militair regeln zu wollen, daß Jeder von uns vor seines Gleichen zitterte, wie der arme Soldat vor seinem Unterofficier.

Was mich betrifft, so habe ich mir zu meinen Neujahrsvisiten ein bescheidenes amaranthfarbenes Kleid aus gerissenem Sammet machen lassen, mit enganschließendem Ueberzieher aus demselben Stoff, der vorn kürzer ist und hinten ausgebogt den Formen der Schleppe nacheifert und mit reicher Posamentirgarnirung versehen ist. Ich hatte leider nicht bei Anfertigung desselben an unsere große Feindin, die Kälte, gedacht, und rathe meinen liebenswürdigen Nacheiferinnen, den Posamentirbesatz durch Pelzwerk zu ergänzen: du petit gris paßt prächtig dazu. Ueber diesem enganschließenden Rock trage ich eine breite, lange gleichfarbige Taffetschärpe. Hut, Muff und Stiefelchen sind von demselben Stoff in gleicher Farbe. Dieser Anzug ist mein bevorzugter, weil mir die Farbe gut steht und . . .

Doch meine Leserinnen werden sagen:

„Was kümmert uns Ihre Toilette, Madame? Erzählen Sie uns lieber von denen der Andern!"

Sie haben Recht; und hier ist eine Chronik der Mode für diesen Monat!

Unsere heutige colorirte Zeichnung enthält zunächst eine einfache Soireetoilette. Blaue Taffetrobe mit reicher Spitzengarnirung, blaue Taffetschärpe.

Die zweite Toilette ist ein Hausanzug aus braunem Tuch mit Metallknöpfen besetzt. Kurze Jacke à la Russe.

Die Holzschnitte stellen vor:

Erste Toilette. Schwarzseidenes Kleid mit groseille Atlasstreifen. Schwarzer Burnus à l'Anglaise, dessen Falten hinten mit einer groseille Rosette zusammen genommen sind und falschen Capuchon bilden. Breiter Franzenbesatz. Schwarzes Sammetbarett mit groseille Hahnenfedern.

Zweite Toilette. Morgenanzug aus weißem, dichten Batist. Volantbesatz, der einen offenen Doppelrock imitirt, vorn Spitzenbesatz aus

weißen Guipüren. Die hohe Taille ist ebenfalls mit kleinem Volant und schmaler Guipüre besetzt. Blauer Taffetgürtel.

Erste Coiffüre. Weiße Cachemirkappe mit Schwanenbesatz.

Zweite Coiffüre. Rosa Sammetfanchon mit weißen Spitzen.

Es wäre übrigens gar kein Wunder, wenn ich wirklich eitel geworden wäre; denn, hören Sie, meine Damen: ich bin Königin geworden!



Sie lachen? Nein, es ist mein Ernst! Sie kennen die Sitte des sechsten Januar in Frankreich, zur Feier der heiligen drei Könige. Man verzehrt in Gesellschaft einen Kuchen, in den eine Bohne eingebacken worden. Der Herr oder die Dame, welchen der Zufall die Bohne zuführt, wird König oder Königin. Nun, mir ist das Glück geworden und einen ganzen Abend hindurch schwelgte ich in dem Genuß des Regiments. Doch lange ertrug ich es nicht und schon um ein Uhr des Morgens legte ich meine

Krone nieder, wie Karl der Fünfte: ohne Bedauern und Bitterkeit. Ich habe mir übrigens Glück gewünscht, nicht während der großen Revolution von 1793 diese Rolle gespielt zu haben. Zu der Zeit erschien folgendes Decret an alle Kuchenbäcker:

„Derweil Kuchenbäcker nicht freiheitmörderische Intentionen haben sollen und einige Privatleute Kuchen bei ihnen bestellt haben, ohne Zweifel in der Absicht, den abergläubischen Gebrauch der Feste der ci-devant Könige zu bewahren u. s. w. verfügen wir hiermit, daß solche verbrecherische Kuchenbäcker und die Orgien, in denen man wagen würde, die Schatten der Tyrannen zu feiern, den Gerichten überliefert werden."

Die Tage der Revolution sind vorüber und das Decret längst cassirt; dennoch hat man am letzten sechsten Januar einen Bohnenkönig arretirt!

Nach einer Regentschaft von einem ganzen Abend kehrte er, noch berauscht von den süßen und glänzenden Illusionen des Ruhmes und der



2.

Macht, heim. Sein Weg führte ihn über den Platz des Chateau d'eau. Dort war dichtes Menschengedränge.

Unser Exkönig bleibt stehen, um den Tumult sich anzusehen.

Plötzlich hört er rufen:

„Arretirt ihn."

Ein Municipalgardist packt ihn beim Kragen und bringt ihn in ein dumpfes Gefängniß, wo er vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt bleibt und wo ihm während zwei Stunden ein Glas Wasser verweigert wird.

Ach! Was seid Ihr, Ruhm, Macht, Größe dieser Welt, wenn es nur einer Minute bedarf, um vom Thron ins Gefängniß zu wandern!?

Gleich dem kleinen Schäfer, der, wenn er König wäre, ein Pferd gekauft hätte, um seine Schafe zu hüten, hätte der Gefangene des Chateau d'eau sagen können:

„Wäre ich noch König, so würde ich ein Glas Wasser trinken und den Schlüssel meines Gefängnisses fordern!"

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Mitten in unsern glänzenden Winter fällt die Schreckensnachricht aus Ostpreußen. Der Hunger und die Noth sind ein trauriges Thema für das Rauchzimmer; aber es muß davon gesprochen werden, denn alle Welt ist voll davon. Kein Salon, wo zwischen einer Tasse Thee und der andern nicht die Verheerungen geschildert werden, die dort auf der eisigen Fläche und in den schlechtverwahrten Hütten der bittere Feind der Menschheit anrichtet. Durch unsere Feste gellt der Nothschrei, wir hören ihn, wo wir gehen, auf den Straßen, in den Foyers und kleinen Cabinets, ja, er verfolgt uns in das neue Ballet und die „Duchesse de Gerolstein".

Der Fremde, welcher jetzt die norddeutsche Hauptstadt betritt, wird sie seltsam getheilt finden zwischen Vergnügen, Vorbereitungen zu Bällen, Vorlesungen, Concerten, Genüssen aller Art und — Mitleiden, wahrstem, tiefstem, innigsten Erbarmen. Ich nenne das Letztere keinen Widerspruch; sondern nur einen schönen Zug, der mich mit dem Erstern aussöhnt. Wenn ich die strahlenden Säle, die Toiletten, die Juwelen sehe und dabei an die Verhungernden und Verfrierenden denke, so überkommt mich ein Schauder. Wenn ich die rauschende Musik höre, sei es die der „bals masqués et parés", oder der Singakademie und Symphoniecapelle, und ein einziger Gedanke verirrt sich dorthin, wo in Finsterniß und Nacht Tausende jammern, so ist alle Freude für mich dahin — vor meiner Seele steht dann immer nur das grauenhafte Bild, welches Tausig's und Rubinstein's bewunderungswürdiges Spiel so wenig verscheuchen kann, als der liebliche Gesang der Artôt, dieser Nachtigall, die bei uns nur im Winter singt. Und was ich von mir sage, gilt von Allen. Sie hören mit halbem Ohr, sie genießen mit getheilter Seele. Das Herz Aller ist offen. Niemand weigert sich, von seinem Ueberfluß zu spenden; mehr noch, seinen eigenen Vorrath mit den Darbenden zu theilen. In solchen Zeiten der Noth offenbart sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit alles dessen, was aus Staub geboren und wieder zu Staub werden wird, von seiner imposantesten Seite und erfüllt den Beobachter mit neuer Liebe für die Menschheit und starkem Glauben an ihre Zukunft. Nur das Glück richtet die Schranken auf, die den Bruder vom Bruder trennen. Das Unglück reißt sie nieder. Unsere kleinsten Bürger wetteifern jetzt mit der haute-finance um die Palme des Wohlthuns; wir sehen Tausende gezeichnet von Einer Hand; unsere Frauen erübrigen von ihrem Wochengeld, um einen oder zwei Menschen zu sättigen, von denen sie nichts wissen, als daß sie hungern. Vereine bilden sich. Unsere großen Damen gehen wie barmherzige Schwestern, sammelnd von Haus zu Haus. Jeder Laden verwandelt sich in eine Stätte für dem Empfang der Almosen. In allen Straßen erblicken wir wieder die weiße Fahne mit rothem Kreuz — diese schönste Fahne der Humanität, sie, die wir seit dem letzten Kriege nicht wieder gesehen, und die jetzt, wie sie stumm dahängt in dem trüben Januarwetter, mit der Erinnerung an die Tage des allgemeinen Schmerzes, das

Erbarmen doppelt weckt, mit jenem partiellen, welchen wir lindern sollen, lindern können und lindern werden! Denn so sagt Goethe:

Ist wol der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht versteht und nicht dazu von Herzen bewegt wird? ...

Und was sagt Mr. Maire — er, mit den kleinen klugen Augen?

Es scheint wirklich, als ob Nichts Eindruck auf ihn machen, Nichts ihn von seiner Lieblingsbeschäftigung abhalten könnte, welche darin besteht, wie die verehrten Gäste des Rauchzimmers wissen, die französischen Zeitungen zu lesen.

Diesmal ist es jedoch ein Buch, welches seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, kein geringeres als der „Guide du Cérémonial", mit welchem die Gräfin von Bassanville neulich die literarische Arena beschritten.

Ah, unser kleiner, kluger Freund liebt die hohen Bekanntschaften! Wiewol er noch des Bändchens im Knopfloch ermangelt, welches vielleicht ihm nicht übler stehen würde, als so manchem andern unserer Pariser Welt-Aussteller, so hat er sich doch schon ganz genau aus jenem Buche unterrichtet, wie er sich in dem Fall benehmen müßte, wenn der Fall einmal eintreten sollte. Er kennt ganz genau die Zahl der Kniebeugungen, die er zu machen hätte, wenn er eines Tages in die Gegenwart des Mannes gerufen werden würde, der ihn, als „der Erste der Franzosen" so sehr interessirt. Bewaffnet mit dem fraglichen Buche würde er vor dem gelbgerockten Kammerherrn nicht zittern, der ihn aus der „salle d'attente" in den Salon des Kaisers zu führen hätte. Angekommen an der Thür, würde er zuerst eine tiefe Verbeugung machen und ein paar Schritte weiter vorwärts schreitend würde er diese Höflichkeit wiederholen. Dem Souverain sich nähernd, würde er die dritte machen und die Anrede des gekrönten Hauptes erwarten. „Oui, Sire!" oder „Non, Sire!" oder „Madame" (wenn Sie gegenwärtig wäre!) würde seine correcte Manier sein, Ihren Majestäten zu antworten. Er würde niemals vergessen, daß man zu denselben immer nur in der dritten Person redet ...

Mr. Mayor lacht. Man kennt ihn, er liebt die freien Institutionen, er ist kein Hofmann. . . „Ha, ha!" sagt er, „diese drei Bücklinge scheinen mir eine sehr schwierige Sache zu sein für einen Mann, der aufrecht zu gehen und zu stehen gewohnt ist. Wissen Sie was, mein Freund? Ich würde mir an Ihrer Stelle einen Tanzmeister engagiren!"

Mr. Maire spielt den Beleidigten. „Sie sind zufrieden, wenn Sie nur immer Etwas gegen Frankreich haben können!" ruft er. „Wie? ist es denn mit dieser Etiquette anders in den andern Ländern? Sie sprechen von England; ich aber sage: auch Rußland ist ein freies Land. Hat es nicht die Leibeigenen emancipirt und dennoch müssen alle Gäste des Czaren, wofern sie nicht von kaiserlichem Blut, stehen, wenn sie zu der Ehre gelangt sind, Seine Majestät speisen zu sehen. So war es auch in Frankreich . . ."

„Haben Sie das letzte Buch von Jules Noriac gelesen?" ruft Mr. Mayor spöttisch dazwischen; „es betitelt sich: La bêtise humaine . . ."

„Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht. So war es auch in Frankreich; bis zur großen Revolution küßten die Damen, bis zu dem Rang einer Gräfin, inclusive, der Königin den Saum Allerhöchstihres Gewandes, während es der Herzogin erlaubt war, das besagte Kleidungsstück in der Höhe des Knies mit den Lippen zu berühren!" — —

„Alte Geschichten!" interpellirt Mr. Mayor; „Gräfinnen und Herzoginnen vom alten Regime. . ."

„O, ich kann auch mit dem neuen Regime aufwarten", entgegnet der Unerschöpfliche. „Sie kennen die Prinzeß Mathilde? Eine Freundin, eine große Protectorin aller Maler, Musiker und Dichter von Paris? Gut! — Sie kennen auch M. Edmond About, den unvergleichlichen Verfasser der „Grèce contemporaine" und „Madelon"? — Gut; bis hierher ist Alles gut. Nun, die Prinzessin plauderte gern mit ihm und gab viel auf sein Urtheil. Er war der bevorzugteste Habitué ihres Salons, bis — „O", rief sie eines Abends, „Sie müssen die Fortschritte sehn, die mein Aquarell seit dem letzten Sonntag gemacht." Denn (in Parenthese!) sie malt auch! . . . Sie geht durch eine Reihe von offenen und glänzend erleuchteten Zimmern und About folgt ihr. Sie treten ins Atelier, dort betrachtet man das in der Arbeit begriffene Bild, plaudert darüber, plaudert über Bilder im Allgemeinen, kommt plaudernd auf tausend andere Dinge und läßt sich plaudernd endlich auf dem Divan nieder. Man plaudert noch immer, als ein gewisser Graf (N . . . .?, ich weiß es nicht, ruft Mr. Maire wieder in Parenthese), welcher sich aus den Gesellschaftszimmern hierher verirrt, auf der Schwelle des Ateliers erscheint . . . . „Ah, der Herr Graf sind eifersüchtig!" ruft der Schriftsteller (wie tactlos! . . . in Parenthese). Der Graf entfernt sich mit einer leichten Verbeugung, und die Prinzessin sagt Nichts. Ruhig, ohne sich durch eine Bewegung zu verrathen, setzt sie das Gespräch fort. Als man sich aber zum Souper begiebt, da ruft sie, indem sie auf die gedeckte Tafel und das Couvert neben dem ihrigen deutet, einen Lakaien zu: „Entfernen Sie dieses Couvert!" . . . Es war das Couvert des Herrn Edmond About . . . er ging, und der Salon der Prinzeß sah ihn bis heut nicht wieder." . . .

„Die Geschichte ist auch nicht so neu, wie Sie sie machen möchten", replicirt der unerbittliche, unbarmherzige Mr. Mayor; „und außerdem ist sie nur eine Copie. Haben Sie niemals von jener berühmten Scene, bei dem weiland Prinz-Regenten von England gehört? O, Sie kennen ihn Alle, dieses Muster eines Gentleman, der nur am Ende seines glorreichen Lebens das Unglück hatte, corpulent zu werden. Nun, eines Abends sitzen sie zusammen in Carlton-House, bei Marasquino-Punsch, den Niemand besser bereitet, als der Prinz-Gentleman. „Zieh doch einmal die Glocke, George!" ruft Brummel. Der Prinz zieht die Glocke und ein Diener erscheint. Zu seiner gänzlichen Zerschmetterung vernimmt aus dem Munde des Prinzen der Beau die Worte: „Herr Brummel wünscht seinen Wagen!"

„Und ich wünsche den meinen", sagt Mr. Maire, indem er klug mit den kleinen schwarzen Augen zwinkert; ich sehe, daß man heut Abend nicht sicher ist weder vor Unterbrechungen, noch vor sehr alten Geschichten! Herr Präsident, Herr Präsident, wo ist Ihre Glocke und Ihr Ordnungsruf? . . ."

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg.

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

IX. Das Begegniß im Walde.

Das Morgenroth, welches das Dachkämmerlein von Childerley-House erleuchtet hatte, schimmerte voll und golden auch durch den Wald von Longstow, und füllte namentlich die Krone der heiligen Eiche darin mit der ganzen Pracht seines Lichtes.

Denn die Sonne, welche noch heute, wie man zu sagen pflegt, über Gerechten und Ungerechten aufgeht, machte auch damals keinen Unterschied zwischen Rundköpfen und Cavalieren, und sah von Oben herab auf die Menschen, welche sich grimmig haßten und blutig befehdeten.

Und ein so lieblicher Maimorgen war's. Die frühen Vögel sangen. In allen Zweigen war ein fröhliches Gezwitscher. Der Liebende rief, die Geliebte antwortete; der Gatte besprach sich mit der Gattin. Die Mutter unterhielt sich in den zärtlichsten Tönen mit den Jungen und der sorgsame Vater brachte Futter für Alle: Halme, die er am Weg aufgepickt, Körner, die er zur Seite des Feldes gefunden, Brosamen der Natur, die für Jeden ihren Tisch gedeckt. Und die Lerchen stiegen jubilirend gen Himmel, von dem man hier, im dichten Walde, nur kleine Stücke durch die Lichtungen schimmern sah: blaue Inseln in diesem Meer von Grün und Duft und silbernem Thau, der an den Zweigen hing, wie Perlen, in den Blumenkelchen flimmerte wie Diamanten und manch' ein Blatt ganz bedeckte, wie mit einem zarten Geschmeide, Tropfen an Tropfen.

Die heilige Eiche stand mitten im Forst, wo er am dichtesten war, doch ein weiter, freier Platz umgab den Baum, so daß man ihn in all'

seiner Herrlichkeit erkennen konnte. Seine starken Aeste, welche schon in Mannshöhe über dem Boden begannen, breiteten sich weit aus; seine Wurzeln waren wie Hügel um ihn und hatten das Erdreich emporgehoben. Er stand da wie ein König, wie ein Patriarch; er zählte viele, viele Jahre und hatte viele Geschlechter gesehen. Aus den Dörfern waren sie hierhergepilgert — Niemand wußte, wie lange schon; seit undenklicher Zeit. Die Kinder hatten's so von den Eltern; die Eltern so von den Großeltern vor ihnen. Es war ein Gebrauch, eine Sitte; es war mehr: ein Wort der Bekräftigung, eine Formel für Treu und Glauben. Man sagte: so wahr die heilige Eiche, oder die Eiche des Evangeliums im Walde von Longstow steht. Die Bewohner dieser Gegend hätten sich ihren Fluß, den Cam, der der Grafschaft den Namen giebt, eben so gut ohne Wasser denken können, als ihren Wald ohne den Baum. Geistliche hatten hier schon gestanden und gepredigt. Handlungen von religiöser Natur waren hier seit Menschengedenken vorgenommen worden. Hier brannten in der Nacht vom vierundzwanzigsten Juni die Johannisfeuer; hier, in der katholischen Zeit, hatte man sich aus den umliegenden Dorfschaften versammelt, um die Tage der Heiligen, die sogenannten „patron's days" zu feiern, und hier, seitdem das Land protestantisch geworden, tanzte man, von den Messen und Märkten heimkehrend, welche die letzten weltlichen Reste der ehemals kirchlichen Erinnerungstage sind und diesem Umstand allein es verdanken, daß sie noch in dem Kalender der guten Landleute roth angestrichen. Aber nicht nur eine Kanzel, ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit und ein vertraulicher Zeuge für die Vergnügungen des gegenwärtigen Geschlechtes war der Baum: ihm wohnte auch eine nicht minder althergebrachte rechtliche Kraft und Bedeutung inne. Denn der Platz, wo er stand, bezeichnete genau den Punct, wo die drei oder vier benachbarten Hundertschaften (eine Art von alten Gauverbände) aneinander stießen und von welchem demgemäß die Wege nach allen vier Seiten auseinanderliefen, zuerst zu den verschiedenen Kirchspielen führend und darüber hinaus zu den angrenzenden Grafschaften, nämlich: Bedford-, Buckingham- und Huntingdonshire. An diesem Baum trafen sich die Bezirksvorsteher und Gemeindeältesten, welche jährlich einmal an einem bestimmten Tage die Grenzen ihrer Verwaltung zu begehen hatten; und zu diesem Baum hatte daher auch Zedkiah Pickerling, der gottesfürchtige Müller, seine Brüder und Betgenossen aus den Dorfschaften der Umgegend entboten.

Getreu der „Sache" waren sie während der Nacht gekommen, die kleinen Pächter aus den Meierhöfen der Nachbarschaft, die Freisassen und Handwerksleute der Dörfer — eine ganz ansehnliche Schaar, wiewol von der Schärfe der Luft kläglich zugerichtet. Sie waren sämmtlich in dunkle Farben gekleidet, in Schwarz oder Grau, die Haare waren ganz kurz um den Kopf geschoren, über den weit abstehenden Ohren trugen sie Hüte von schwarzem Filz, die so hoch waren, wie kleine Kirchthürme und beinahe eben so spitz. Sie hatten sich in größerer oder geringerer Entfernung um den Baum gruppirt, auf einer von dessen knorrigen Wurzeln

der fromme Müller Stellung genommen hatte. Sie blickten zu ihm empor, wie zu ihrem Führer; denn er galt in ihren Augen (und in ihrer Sprache) „für ein auserwähltes Gefäß des Herrn". Sie lauschten auf seine Worte mit klappernden Zähnen, und hingen an ihm mit erfrorenen Gesichtern; denn, wie gesagt, die Nacht war kalt gewesen, und, um die Wahrheit zu sagen, sie waren noch nüchtern. Ihre ganze Erquickung bis jetzt hatte in einem Psalm bestanden.

„Werthe Brüder und theure Freunde", sagte der Müller mit einer hohlen und zitternden Stimme, „dieser Tag wird sein ein Tag des Triumphes für das Evangelium Christi und Gottes Gerechtigkeit in England. Ihr wisset nur zu gut, wie die Verworfenheit herrscht in jenem Kirchspiel, aus welchem wir kommen, und welchen Versuchungen Diejenigen darin ausgesetzt, welche schwankenden Gemüthes sind, da man Gottes Gebote freventlich verletzen und seine Heiligen ungestraft mißhandeln mag. Während rings umher in allen sieben Grafschaften die Furcht Gottes blüht, wie in einem gutgepflegten Garten, brüstet sich hier der Antichrist und suchet, wie er mit allerhand Künsten den Schwachen und Unwissenden führe zu zeitlicher und ewiger Verdammniß. Während man überall in England die Burgen der Böswilligen gebrochen, ihren Trotz gebändigt und ihre Güter unter Die vertheilt hat, welche eines gottseligen Wandels sich befleißigen: hat man diesen Ritter, der sich Tobiam nennet, gleich jenem frommen Mann in der Bibel, von dem geschrieben steht: „Und wiewol er also unter Fremden gefangen war, ist er dennoch von Gottes Wort nicht abgefallen, sondern Alles, was er hatte, theilete er seinen gefangenen Brüdern und Verwandten mit" — ich sage: diesen Ritter, der sich Tobiam nennet und Barnabas zu heißen verdienete, der sich zum Herrn aufwirft von Childerley, wiewol er es werth wäre, daß man ihn in die Hölle würfe, woher er gekommen, und zu seinem lieben Herrn Satanas, dessen Dienst er hier auf Erden verwaltet: ihn hat man in seines Frevels Blüthen belassen, gleich diesem Baum, der seine Zweige trotziglich zum Himmel recket, und sein Haus stehet da, recht als eine Burg der Verachtung für die Leiden von Gottes Sohn, der am Kreuze gestorben; als ein Nest des Spottes für seine treuen Bekenner und eine Zufluchtsstätte für die Sendboten der papistischen Armee. Doch ich sage Euch: nieder mit Beidem! Denn so steht geschrieben: es wird ein Tag für sie kommen! Und dieser Tag ist gekommen! Das Maß ihrer Missethaten ist voll und ihre Ruchlosigkeit schreit gen Himmel, wie das vergossene Blut unserer Brüder. Während das reine Licht des Evangeliums in ganz England köstlich scheinet: gleichet die Kirche dorten mit ihrem heidnischen Prunke von Metall und Geweben noch einem Götzentempel eher, denn einer christlichen Andachtsstätte, von welcher Gott gesagt: das ist mein Haus, darinnen will ich wohnen; und während gottesfürchtige Diener des Herrn überall schon die wahre Lehre des Presbyteriums verkünden, sitzet dort noch ein verdammter Priester der Hochkirche, der an die Bischöfe glaubt, statt an den einzigen und alleinigen Herrn, dessen Name Zebaoth, der sich zu weißen und schwarzen Chorhemden bekennt, das

Knie beugt, und um es kurz zu sagen, Gott auf jegliche Weise kränkt. Nieder mit ihm! Nieder mit den Papisten und den Bischöflichen! Nieder mit jedem Aergerniß, das dem neu gepredigten Evangelium und den Freiheiten von England noch im Wege steht. Rufet: nieder mit ihm und auf für Christi Kron' und Covenant!"

„Auf, für Christi Kron' und Covenant!" riefen die um den Baum versammelten Männer, indem sie in ihren immer noch erstarrten Händen die Aexte schwangen, welche sie auf das Geheiß des streithaften Müllers mit in den Wald gebracht hatten.

„Ja", fuhr er fort, „wir wollen ihre Götzen stürzen, ihre Altäre umwerfen und dem Baum ihres Unglaubens die Axt an die Wurzel legen. Ihre Maibäume sollen fallen wie die Bäume, die sie gotteslästerlicher Weise mit dem Namen des Evangeliums belegen. Hier, meine Brüder, lasset uns den Anfang machen; hier, wo wir stehen. Thut, wie Jehu gethan: schlaget ihre Pfaffen mit der Schärfe des Schwertes und zertrümmert ihre Heiligthümer mit den Kolben Eurer Aexte. Nieder mit ihm! Ich gebe den ersten Streich."

Und er stieg von der Wurzelknolle herab und führte mit der Axt, die er ergriff, einen Hieb gegen die Stelle, wo er eben noch gestanden. Der Baum rührte sich kaum; kaum splitterte Etwas von der Rinde ab, die sich in hundertjährigem Wachsthum fest darauf gebildet. Nur die niedrigen Zweige sprengten ihren Thau gegen den eifernden Mann; aber nicht, als ob der Baum, der ihm angethanen Beleidigung wegen, weine: Tropfen waren es, wie aus einem überquellenden Becher der Kraft und Fülle, Tropfen des Ueberflusses, deren der reichlich Gesegnete nicht Acht hat.

Aber ein Murren hub an in der Versammlung. Sie liebten den Baum, wie irgend einen Eckpfosten oder gebräunten Balken im Hause ihrer Väter. Sie hatten ihn als Kinder gekannt. Sie konnten sich nicht entschließen, die Axt gegen ihn zu heben.

„Was?" rief nun der Müller, „Ihr zaget? Ihr eifert gegen den Baaldienst und wollet seine Zeichen und Sinnbilder stehen lassen? Ihr wollet gleich sein jenem König in Israel, der zwei Altäre baute, den einen dem wahren Gott, den andern dem Gräuel der Ammoniter! Ihr habet Eure Kirche gereinigt von allerlei heidnischem Tand und Eure Kathedralen gesäubert von papistischem Unfug, die bunten Fenster zerbrochen und den Figuren von Holz und Stein, vor denen Eure Väter gekniet, die Köpfe abgeschlagen. Das Alles habt Ihr gethan, und nun soll ich Euch noch fragen in den Worten der Schrift: wie lange wollet Ihr hinken auf beiden Seiten?"

Und abermals hob er die Axt und hieb mit aller Kraft gegen den Stamm. Dieses Mal seufzte der Baum; denn der Streich war durch die Rinde bis in das Holz gegangen.

„Unser Bruder hat Recht", sagte von den Männern Einer, indem er sich zu den Unschlüssigen wendete. „Wir müssen einreißen, bevor wir

aufbauen können; die falschen Götter stürzen, auf daß der Herr, dessen Name Zebaoth, allein mächtig sei auf Erden. Denn so steht geschrieben: Du sollst keine andern Götter haben neben mir, und so that Elias, der Mann Gottes, als er der Propheten Baals vierhundertundfünfzig hinabführte an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst, wie zu lesen ist in des ersten Buches der Könige dem neunzehnten Capitel. Und hier ist ein anderer Streich!"

Eine zweite Wunde klaffte in dem Stamm des königlichen Baumes und der Saft, welcher im Steigen war, floß heraus.

Ein Dritter war aus der Zahl der immer noch Zögernden vorgetreten. „Ich kann's nicht", sagte er, indem er das Werkzeug wieder senkte; „mir ist, als ob ich die breite Seite meiner Axt gegen die Stirn meines Vaters heben, meinen Bruder schlagen und gegen mein eigen Fleisch und Blut wüthen sollte. Jeder Streich geht mir durch's Herz."

„Höret, o höret ihn!" rief Zedekiah Pickerling höhnisch. „Fleisch von Deinem Fleisch und Bein von Deinem Bein, sagest Du! Kleingläubiger! War er etwa weniger als das, oder schlechter, oder geringer, jener Dulder, jener höchst gottgefällige Mann, von dem Advocatenstande zu London, dem man auf Befehl der Sternkammer die Ohren abschnitt, als er eine Schrift geschrieben und die Wahrheit gesagt und auf Jahre vorausverkündigt hat, daß England das Edom sei, über welches die Erwählten den Schuh strecken, weil es von einem Fürsten regiert wird, der in eigener Person tanze, von einer Fürstin, die das Theater besucht, das Hauptvergnügen des Teufels! — Bruder, sagst Du ferner, und gedenkst nicht jenes andern Unerschrockenen, der den Anglikanern und Fürstendienern wie ein Dorn im Auge war, und den man gegeißelt und gebrandmarkt hat, darum daß er den Tyrannen, der sich Karl den Ersten nennt, mit Ahab verglich, dem König über Israel, und sein kanaanitisches Weib, die papistische Tochter von Friedrich, mit Isebel, der Tochter Eth Baals, des Königs zu Zidon? Und endlich — wenn Du vom Vater redest, so vergiß nicht jenes sanften und lieblichen, jenes ehrwürdigen und wolgefälligen Dieners vor dem Herrn, den man ungeachtet seiner weißen Haare und seines hohen Alters an den Henkerskarren gebunden und durch die Gassen von London geschleift und gräßlich verstümmelt hat unter dem Galgen, der zu Tyburn steht — und das Alles, weil er gegen Erzbischof und Bischöfe gepredigt und gesagt hat, daß bischöflich nicht besser denn papistisch sei! Neun Jahre sind's, und ich war damals jung und in London; doch mir ist's, als wär' es heute. Tausende von Menschen, Arbeiter, Bauern, Handwerker, Männer und Frauen, geringes Volk folgten dem Zug und weinten. Nicht so weit, als von hier bis zu dem Baum stand ich von dem Greis, und die Knechte des Scharfrichters sah ich und die Folterinstrumente in ihrer Hand und Blutstropfen fielen zur Erde. Da stieß ich einen Schrei aus und mein Antlitz ward weiß. Er aber bemerkte mich und lächelte mitten in seiner Qual. Mein Sohn, sagte er, warum erbleichest Du? Mein Herz ist nicht schwach, und

wenn ich der Kraft noch mehr bedürfte, so würde der Herr sie mir nicht fehlen lassen! . . .“

Dem Müller entging die Wirkung nicht, welche seine Worte auf die erregbaren Gemüther seiner Zuhörer machte. „Gedenket der Todten“, rief er, indem er heftig zu schluchzen begann, „die gestorben sind um des Glaubens willen; der Verfolgten, der Verurtheilten, der Eingekerkerten, der Verstoßenen und Zertretenen um des Heiles ihrer Seele willen! Gedenket an Die, so Haus und Hof verlassen und sich in fremde Länder begeben haben, welche sich blutenden Herzens losrissen von der Scholle der Väter und die Schiffe bestiegen und lieber die Stürme des Meeres, die Gefahren der Wildniß ertragen, eher mit giftigen Schlangen kämpfen und gegen reißende Thiere sich wehren, als daß sie einen Zwang dulden wollten an ihrem Gewissen und untreu werden ihrem Gott, welcher gesagt: es wird eine Zeit kommen für die Heiligen in Israel! Und sie ist gekommen, die Zeit der großen Schlacht, wo die Thürme fallen! Was besinnet Ihr Euch? Ihr habt das Beil in Händen! Wolan, so gebrauchet es! Denn es steht geschrieben im fünften Buche Mose, dem siebenten Capitel: Sondern also sollt Ihr mit ihnen thun, ihre Altäre sollt Ihr zerreißen, ihre Säulen zerbrechen, ihre Haine abhauen und ihre Götzen mit Feuer verbrennen.“

Erschöpft schwieg Zedkiah Pickerling; aber um so heftiger flogen nun von allen Seiten die Streiche gegen den Baum. So schwer war es diesen Leuten geworden, welche seit drei Jahren den Bürgerkrieg und während dieser Zeit das Meiste von Dem hatten stürzen und fallen sehen, was ihnen ehedem als Gesetz oder Herkommen gegolten in dem Staat, der Kirche, der Gemeinde — so schwer, die grausame Logik ihres Führers gegen die Eiche zu begreifen. Denn so war der Mensch damals, so wird er immer beschaffen sein. Er gewöhnt sich an die großen Umgestaltungen, welche das Aussehen der Welt verändern, und sträubt sich gegen die kleinen, welche kaum einen Riß oder Sprung in seinem eignen Haus- und Heimwesen hervorbringen. Mit Erstaunen sehen wir, daß die Revolutionen scheitern, und die Revolutionäre, gegenüber schon ihrem großen Ziele, irre werden, unsicher, einen Fehltritt thun und untergehen, weil sie, nachdem sie Königreiche zerstampft und Kronen zerbrochen, sich mit diesem Rest, dieser letzten Schwäche nicht völlig abgefunden haben, welche wir das Menschenherz nennen . . . .

Doch auch der Baum hatte, wie Alles, was durch die Jahrhunderte groß geworden und gewachsen ist, starke Wurzeln. Wiewol zerschunden und zerschrammt, überall zersplittert und zerhackt, stand er selber doch noch fest, wie ein Held in der Schlacht, dessen Panzer allein die Scharten empfängt und von den Pfeilspitzen geritzt wird. Nur die Rinde flog umher; das Mark blieb unerschüttert. Aber der Widerstand hatte hier, wie überall, etwas Herausforderndes, die Lust am Zerstören wuchs im Zerstören und jeder Hieb, der geführt ward, entzündete den Wetteifer des Nachbarn. Höher war inzwischen auch die Sonne gestiegen und hatte den Wald mit Licht, die Luft mit Wärme gefüllt. Bei der Arbeit,

während die Hände sich ablösten, hatten die übernächtigen Männer ihre Mundvorräthe hervorgelangt, sammt ihren Fläschchen, und Speis und Trank, verbunden mit der wohligen Frühlingsmorgenwürze des Laubes und der Blumen all' ihre Lebensgeister mächtig geweckt. Weithin durch das stille Gehölz dröhnte das Echo vom Schlag der Aexte, als auf einmal von fernher ein Gesang sich vernehmen ließ.

„Der Sommer und der Mai, o!
Der Sommer ist nun da!"

Der Müller spitzte die Ohren. „Sie sind es!" rief er; „die Kinder Belials!"

Von dem laulichen Winde, der Blüthendüfte trug, wurden die Klänge durch das thauige Grün herangeweht, so daß sie bald näher heranzuschweben, bald wieder sich zu entfernen schienen.

„Die Hecken und Bäume sie sind so grün,
So grün wie im Paradies.
Unser himmlischer Vater besprengte sie
Mit dem himmlischen Thau, so süß!

Die himmlischen Thore sind offen weit,
Unser Pfad liegt sonnig da:
O du liebe, liebliche Maienzeit,
Wo der Mensch dem Himmel so nah!"

„Hört Ihr sie", rief der Müller, „wie sie lästerlich reden und singen, wie sie dem Herrn und seinen Heiligen zum Trotz, nach Art der Götzendiener einherziehen? Aber sie sind in unsere Hand gegeben und wir wollen sie zu Schanden machen an ihrem eignen Altar!"

Und er war von der Erhöhung unter der Eiche herabgestiegen und indem er das Beil schwang, gab er den Uebrigen ein Zeichen, sich um ihn zu schaaren, damit man den Feind in Schlachtordnung empfange.

Der Gesang war jetzt ganz nahe gekommen. Man hörte den Trab der Pferde, sowie den Schritt vieler Menschen, und dazu klang es voll und hell und Wort für Wort vernehmbar in einer jener süßen Melodien, deren sich mehrere noch bis auf unsere Tage erhalten haben — jene „Glees" und „Madrigals", welche, von kräftigen Männer- und hellen Knabenstimmen gesungen, uns heut noch, nach zwei- und dreihundert Jahren, den Zauber des lustigen Alt-Englands, die Herrlichkeit seiner Wälder und die ritterliche Poesie seines Lebens zurückzurufen scheinen.

„Robin Hood und Little John
Sind Beide zum Markt gegangen;
Und wir woll'n gehn in den lustig grünen Wald,
Und sehn, was sie dort anfangen.

Wir waren auf am frühen, frühen Tag,
Als das Aug' noch die Sterne sah:
Denn der Sommer und der Mai, o!
Der Sommer ist nun da!"

Gar lustig mit den verhallenden Klängen mischte sich das Lied der kleinen Vögel und das Rauschen des Laubes, das muthige Gewieher der Pferde, die fröhliche Bewegung des jungen Volkes, das den Zug begleitete. Dies Alles hörte Zedkiah Pickerling, bevor er die letzteren sah;

denn der Weg, welcher von Chilberley, Dorf und Schloß, hierherführte, beschrieb unweit der Eiche einen Bogen und das lichte Grün von Birken und Buchen, sowie das Unterholz und niedere Gestrüpp, wenn es auch hier und da den Schein von allerlei Metall, in welchem die Sonne funkelte, durchschimmern ließ: verbarg den Anblick des Ganzen noch seinem suchenden Auge. Doch unterschied er schon zum Voraus Alles sehr genau; denn auch er war nicht immer das „Kind der Gnade" gewesen, als welches er jetzt so hoch einherging vor den Seinen. Oft und oft war er selber in früherer Zeit mit diesem Zug in den Wald gerückt, hatte seine Stimme am lautesten erschallen lassen in dem „Reigen", den er jetzt verdammte, und sich als der Vorderste stets gedreht in dem „Ringetanz", der ihm nunmehr ein Aergerniß. Ausgelassener Streiche hatte er genug verübt in seinen Jahren; doch er war in sich gegangen an dem Tage, wo Hannah Greenhorn, des Schenken aus dem „Schwein und der Pfeife" rothwangige Tochter, ihm einen resoluten Korb gegeben, und hatte sich auf das Bibelstudium gelegt seit dem andern, wo der Herr von Childerley ihm gedroht hatte, er werde ihn von der Mühle jagen, wenn er fortfahre, mit Pfundstücken zu wiegen, die leichter, und mit Himpten zu messen, die flacher seien, als sonst Vorschrift und Gesetz in England. Seit diesen Wendetagen in seinem bis dahin sündigen Leben war er ein Anderer geworden; hatte seitdem einen großen Zorn auf den Ritter von Childerley, den Wirth des Dorfes, seine Tochter Hannah, deren begünstigten Liebhaber Martin Bumpus und alle „Töchter und Söhne Belials" geworfen; hatte sich das Haar kurz geschoren, einen hohen, spitzen Filzhut darüber gestülpt und sich überhaupt eines gottesfürchtigen Wandels befleißigt, bis er unter den Sectirern der Umgegend für ein ganz besonders „erwähltes Werkzeug" galt, um so mehr, als er so viel von der ungerechten Verfolgung des „Goliath" von Childerley-House zu leiden hatte. Wobei es sich oft ereignete, daß er sich in dem Datum seiner Bekehrung verrechnete, und z. B. von „Tagen der Zerknirschung" redete, welche doch in Wirklichkeit für ihn Tage waren, an welchen er ganz lustig noch mitgetanzt um das „gegossene Kalb, das sie ihnen gemacht".

Jetzt bog der Zug in den offenen Weg ein, der gerade hin zur Eiche führte.

„Da habt Ihr ihn!" rief Zedekiah, auf den Vordersten deutend, der an der Spitze des Zuges ritt. Es war Martin Bumpus, der Küper. Er war als Bruder Tuck gekleidet, trug ein braunes Mönchsgewand, von dem Orden der Barfüßer, über der Schulter einen gewaltigen Stab, „quarter staff" genannt, so wie ihn damals die Waldhüter trugen, und sein Pferd hatte Muschelzäume. Mit dem Saft irgend einer Wurzel hatte er sich sein Gesicht ganz roth gefärbt, wackelte immer mit dem Kopfe und, während die Andern den fröhlichen Maigesang ausklingen ließen, faltete er die Hände über der auswattirten Brust, schüttelte den Quarterstab und murmelte dazu mit niedergeschlagenen Augen: „Ora pro nobis!" — auf diese Weise die Doppelnatur von Mönch und Wilddieb, welche die Sage ihm zuertheilt, geschickt andeutend.

Zu seiner Rechten ritt der kleine John, „Little John“, gar vergnüglich anzuschauen, mit Wamms und Federhut — Niemand anders, als Hannah Greenhorn, die sich der Gelegenheit gemäß verkleidet hatte, und die, wenn durch sonst Nichts, sich durch ihr beständiges Kichern und die Farbe ihrer Wangen verrathen haben würde; denn diese, wie man weiß, waren auch ohne Nachhülfe von irgend welchem Pflanzensaft immer ziegelroth. Nach diesen Beiden, welche den Zug eröffneten, kam dasjenige Paar, welches den eigentlichen Mittelpunct der Maifeier damals machte und stets gemacht hatte: Robin Hood, der edle Waidmann, Räuber und Bandit, der, obwol vogelfrei und geächtet, doch immer ein Liebling des englischen Volkes und der englischen Volkspoesie gewesen, und Maid Marian, seine Geliebte, der Erstere, der Verabredung gemäß, dargestellt durch den jungen Herrn John Cutts von Childerley, die Andere durch seine Schwester Olivia. Das noble Paar war von seiner herkömmlichen und populären Begleitung umgeben: sechs Förstern in grünen Tuniken, grünen Hüten und Hosen, von denen ein Jeder ein Horn an einem seidenen Gürtel trug. Dann folgten sechs Mädchen, in blauen Kleidern, mit Kränzen von gelben Schlüsselblumen um den Kopf; und dann sechs junge Männer in Lederwämmsen, mit Aexten auf den Schultern und Kränzen von Epheu und Hagedorn um den Kopf. Hoch über ihnen auf Rossen, deren Stirn, Bug und Nacken ganz mit Guirlanden von frühen Blumen umwunden waren, erschienen des Ritters von Childerley blühender Sohn und liebreizende Tochter — lächelnd, wie der Mai, die Sonne dieses holden Monats, seinen Reichthum und all' seine sanfte Pracht aus Aug' und Antlitz wiederspiegelnd. John trug eine grüne Tunica, mit Goldfranzen besetzt. Hut und Hosen waren blau und weiß; um das Haupt geschlungen trug er ferner einen Kranz von Rosenknospen, einen Bogen in der Hand, ein Bündel Pfeile im Gürtel und ein Waldhorn an einem Gürtel von hellblauem Seidenstoff. Olivia war, als Königin des Waldes und Robin Hood's, des Tapfern, Braut, wunderschön gekleidet in ein Gewand von blaßblauer Farbe, über welchem ein weiter Mantel, mit Silber gestickt, herabfiel; ihr Gürtel war von Silber und ihr langes, goldenes Haar, in tausend Ringeln um den Nacken spielend, mit einem Kranz von weißen Veilchen durchflochten.

Noch war der Zug zur Hälfte nicht aus der Waldeslichtung hervorgetreten; denn da war noch Will Stukely mit den übrigen Gesellen aus des tapfern Geächteten Bande; da war noch Muck, mit der langen Stange, an deren beiden Enden weit aufgeblähte Blasen baumelten, da waren noch Maid Marians Brautjungfern, in weißen Kleidern und orangefarbenen Gürteln, da waren endlich noch die Milchmädchen, dann die Dorfbewohner, welche keine Rollen zu spielen hatten in diesem Aufzug, und weit dahinter noch Männer mit Stäben und Kolben bewaffnet, eine dichte Schaar, im Anrücken begriffen, mit einer weißen Fahne, die man zwischen den hohen Aesten der Bäume schon erblickte, während das niedrigere Grün die Gestalten selbst noch verdeckte.

Als Bruder Tuck, alias Martin Bumpus, der Küper, den freien

Platz vor der Eiche erreicht, sah er sogleich den Müller, der mit seinen bewaffneten Genossen vor derselben Stellung genommen hatte, und errieth auch ohne Schwierigkeit ihre feindliche Absicht.

„Ora pro nobis!“ gurgelte er, so tief er vermochte, indem er sein Pferd halten ließ und sich zu den Uebrigen umwandte, die herzhaft über ihn lachten. Dann faßte er den Müller ins Auge und rief: „Platz da, oder ich schlage Dich mit meinem Quarterstab zu Boden!“

Der fromme Müller, als er den Gegenstand seines Hasses und seiner Liebe, nämlich Martin Bumpus und Hannah Greenhorn, so dicht vor sich sah, entbrannte von einem höchst unheiligen Zorn, der um so dreister war, als die Aexte seiner Bundesgenossen (mehr als seine eigene) ihm Zutrauen einflößten.

Indem er daher sein Instrument erhob, gab er den Uebrigen ein Zeichen, vorzudringen und dem Feind entgegenzugehen. Bei dieser Bewegung der Masse, die den Baum bisher gedeckt hatte, entstand eine Lücke in derselben, und Martin Bumpus nahm nun zuerst die Verwüstungen wahr, welche die Schaar der Gläubigen an dem Baum, dem Ziel ihrer heutigen Wanderung, verübt.

Da verfärbte sich des wackern Burschen Angesicht unter dem dicken Ueberzug von Roth, welches er demselben aufgelegt. Sein Herz bebte, seine Lippen zitterten; er sprang vom Pferd und indem er seinen schweren Stab hoch in der Luft schwang, stürzte er auf den heuchlerischen Müller, ergriff ihn bei der Gurgel und schrie: „Schurke, was hast Du gethan?“

„Hülfe!“ rief der Müller, „er erwürgt mich!“

Einige von den Puritanern, welche durch die Plötzlichkeit des Angriffs erschreckt, eine Weile rathlos dagestanden hatten, machten Miene, ihren Führer, der stärker war in Citaten, als in der Handhabung der Waffen, beizuspringen. Aber Martin Bumpus, der in Bruder Tucks Gewand sich doppelt kräftig fühlte, rief: „Heuchlerbrut! Ihr sollt es Alle büßen! Wer sich mir naht, den schlage ich mit diesem Stabe nieder, daß ihm die Lust zum Aufstehen vergehen soll!“ Und dabei drückte er, mit der Linken, den Müller zu Boden, während seine nervige Rechte den Quarterstab aus der Legende ringsum fliegen ließ.

Nachdem die erste Bestürzung vorüber, hatten die Puritaner sich soweit wieder gesammelt, um ihren Märtyrer wenigstens aus der augenblicklichen und in der That augenscheinlichen Gefahr zu befreien; als unter der Wölbung der grünen Zweige der neue Trupp zum Vorschein kam und die weiße Fahne sich vor ihren Blicken entfaltete, auf welcher in schwarzer Schrift und großen Buchstaben folgender Vers zu lesen war:

„If you offer to plunder our cattle,
Be assur'd, we will give you battle.“

„Wenn Ihr nicht Platz macht auf alle Fälle,
Hau'n Euch die Clubmänner nieder zur Stelle!“

Dieser Vers that seine Wirkung. — Die Puritaner, schon im Vorrücken, stutzten, wurden betroffen, sahen einander fragend an, blieben anschlüssig stehen; während sich die kleine Armee der Clubmänner im Hintertreffen formirte und ihr Anführer, Jürgen, den wir kennen, sich auf den Schauplatz der Action und in das Vordertreffen verfügte.

„Brav, Küper!" rief er, als er Martin's ansichtig ward, unter dessen Griff der Müller sich wand; „drück' ihn zusammen, wie einen ledernen Schlauch und sei unbesorgt, es soll Dich Niemand bei der Arbeit stören. Denn Die werden Jürgen, den Unparteiischen, kennen lernen, die sich gegen einen seiner Freunde das Mindeste herausnehmen!"

Dabei zeigte er den finster dastehenden Puritanern seinen Knüttel; aber mit Augen des Wohlgefallens und der Liebe betrachtete er das Werk des starken Mannes, welcher gestern sein Herz durch reichlichen Speisevorrath und heute seine Achtung durch Tapferkeit gewonnen hatte. „Laß Dich's nicht anfechten, Küper!" ermunterte er ihn. „Sei ein Mann, Küper! Gieb keinen Pardon, Küper; denke, daß es ein Faß sei; dreh ihm den Zapfen um!"

„Die Strafe wäre zu mild", sagte Martin, knirschend vor Wuth; „langsam, wie er die schöne Eiche hat tödten wollen, soll auch er seine Bezahlung haben, Hieb auf Hieb. Für jeden Splitter, der hier liegt, soll er sich verantworten. O, die Rechnung zwischen uns ist lang, und es soll Nichts von ihm übrig bleiben, wenn wir mit einander fertig sind." Er gab ihm einen Ruck, um ihn zum Aufstehen zu nöthigen und in den Haufen der Dorfbewohner hineinzustoßen, die neugierig bei dem Beginn des Lärms hervorgetreten und schmerzlich bewegt bei der Kunde von dem Unglück, das ihren geliebten Baum betroffen, sich um die Rosse von Robin Hood und Maid Marian zusammengeschaart hatten. Gar eigenthümlich in diesem Wirrwarr und dieser Menge von betrübten oder leidenschaftlich erregten Gesichtern erschienen die bunten, phantastischen Costüme, während im Hintergrund hoch über ihnen die weiße Fahne mit dem drohenden Spruch fast unbeweglich in der ruhigen Morgenluft stand.

In diesem Augenblick, wo ein Jeder mit seinen eigenen Gedanken und Befürchtungen zu sehr beschäftigt war, als daß er des Andern hätte Acht haben mögen: näherte sich ein berittener Mann in ländlicher Tracht der schönen Maienkönigin, die auf weißem Zelter throute.

„Mein liebes Fräulein", sagte der bäuerliche Reiter (es war kein Anderer, als Sir Harry Slingsby in Verkleidung), „der günstige Moment, mich von Euch zu verabschieden, ist gekommen. Wenn wir Alles vorher hätten ausdenken und anordnen wollen, es hätte nicht besser gemacht sein können, als es sich hier von selber und ohne unser Zuthun gefügt. Lebet wohl! Wir werden uns wiedersehen — wer weiß?... am Hofe des Königs, wo man für Schönheit nicht unempfindlich, noch undankbar für Treue im Unglück ist. Ihr habt Beides, um Euch zu empfehlen, lebet wohl! Grüßet Euren Vater von seinem ergebenen Freund. Seht, auch Seine Gnaden ist bereit, Euch die Hand zu küssen."

Der Herzog, welcher gleichfalls den Rock eines Landmannes trug, verneigte sich vor der anmuthigen Tochter von Childerley-House, über deren eben noch so heiteres Antlitz ein Schatten von Beklommenheit geflogen war.

„Wie unritterlich — nicht wahr? —“ sprach er, indem er sein Pferd zurückhielt, „Euch hier zurückzulassen, in diesem Handgemenge von Knechten und Bauern?“

„Es ist nicht Das, Mylord“, erwiederte Olivia; „denn Euer Beispiel zeigt mir ja, daß auch unter Bauernkitteln oft sehr tapfere Herzen schlagen . . .“

Der junge Cavalier wußte nicht, ob er dieses Wort als Compliment oder Ironie zu nehmen habe; doch Olivia fuhr fort: „Um Euch, Herr Herzog, und Eure Mission bangt mir. Ich wollte, daß Ihr erst in Sicherheit wäret! . . .“

Trübe, wie eine Voraussage, klang Olivia's Stimme.

„Beruhigt Euch, schöne Dame“, rief Buckingham, und höher hob er sich im Sattel. „Wo die Gefahr beginnt, da ist des Ritters wahres Leben. Wir reiten im Dienste des Königs und das Lächeln holder Augen begleitet uns!“

Er gab hierauf seine Sporen dem Roß, welches sich laut wiehernd bäumte, und dem Pagen einen Wink, ihm zu folgen.

Manuella ritt ein kleines, schwarzes Pferd aus Sir Tobias' Stall. Sie saß, in dem blauen Leinenrock, den sie über den Sammet geworfen, fest darauf und führte es geschickt, wiewol es wild und unbändig schien. Das Stirnhaar hing ihm herab über beide Augen, welche unter diesem zottigen Vorhang groß und feurig funkelten, und der Schaum, weil es so lange hart gezügelt gestanden, floß ihm aus dem Munde und einzelne Flocken hatte es, beim Schütteln der Mähnen, an Bauch und Beine geschleudert.

Wie Manuella die Zügel lockerte, ging es mit einem heftigen Satze davon. Doch mußte sie bald wieder anhalten, denn der Ausweg war von der Menge, die sich dort drängte, verstopft. Sie warf einen Abschiedsblick auf Olivia zurück: es war ein Blick des Dankes und der Sympathie, welchen Olivia stumm erwiederte. Traurig schaute sie diesem Knaben nach, an welchen sie — sie wußte nicht was — fesselte, ein Zug des Räthselhaften, eine Spur von Mitleid, ein Vorgefühl der Furcht. Jedes Mal, wenn sie diesem Blick begegnet war, sprach ihr Herz; doch in leisen, unbestimmten Accenten, denen die Deutung fehlte.

„Folget mir!“ rief nun Sir Harry, zu seinen beiden Begleitern gewendet; „jener Pfad ist frei“, und er wies in die Richtung, rechts von der halb zersplitterten Eiche; „wir müssen ihn ohne Verzug zu gewinnen suchen.“

Doch die Wuth der Dorfbewohner, als sie den Baum in seiner Verstümmelung so nahe gesehen, hatte sich immer mehr gesteigert. Der Schmerz hatte sich mit dem Zorn gemischt; die Mädchen weinten und

die Burschen riefen den Puritanern zu: „Kommt nur, wenn Ihr den Muth habt, für Eure Bosheit einzustehen!“

Zedekiah Pickerling, von den Fäusten des Küpers zerschmettert und den Blicken Jürgens bewacht, hatte bisher regungslos am Boden, zu seines Besiegers Füßen, gelegen. Jetzt erhob er sich. Es war, als ob er seine Ohren spitze, seinen Kopf ausrecke und seine Nase weit öffne, gleich dem Wild, das den Schall und Geruch schon weit voraus im Winde auffängt.

„Ich höre einen Klang!“ rief er.

Niemand achtete seiner Worte; denn von der Bewegung der Rosse war die dichte Menge ein wenig in's Schwanken gekommen und die Pferde, welche weiter zurück still standen, waren gleichfalls unruhig geworden.

Aber Zedekiah lauschte abermals in den Wald hinaus und rief: „Es ist eine Trompete!“ Jetzt, in der That, hörte man aus der entgegengesetzten Richtung einen scharfen, aber noch ziemlich weit entfernten Ton, der von einem dumpfen Gemurmel begleitet war. Fast klang es wie das Rauschen eines Wassers; aber es wurde stärker und nahm eine bestimmte, wiewol monotone Form an, indem es näher kam.

Da färbte sich Zedekiahs bleiches Gesicht mit der Farbe der Zuversicht und Freude. Vom Boden nahm er die ihm entfallene Axt auf und indem er sich, ehe der ob solcher Wendung betroffene Küper es hindern konnte, zu den Seinen durchschlug, rief er: „Triumphiret, die Ihr Euch die Kinder Gottes und seine Heiligen nennt — ich kenne den Klang! Es ist Levi Mac Alister, der Trompeter Cromwell's.“

Und schon hörte man deutlich das Stampfen von Pferden.

„Cromwell's Eisenseiten!“ riefen die Puritaner.

Schon sah man durch das lichte Grün das Roth ihrer Röcke, den Stahl ihrer Rüstung leuchten. Lauter ging die Trompete, schmetternder war ihr Klang und zu dem tactmäßigen Hufschlag der Pferde hörte man einen Gesang.

„Es ist der zweiundfünfzigste Psalm!“ rief Zedekiah Pickerling; „knieet nieder und stimmet ein!“

Und die Puritaner entblößten ihre Häupter, knieeten unter dem halb zerstörten Baume nieder und indem sich ihre Stimmen mit denen der nahenden Soldaten der Parlamentsarmee vereinten, klang es durch den Wald, zum Schalle der Trompete, voll und düster, fast erschütternd, in den Worten des Psalmisten:

„Ich danke Dir ewiglich, denn Du kannst es wohl machen; und will harren auf Deinen Namen, denn Deine Heiligen haben Freude daran.“

Und während der Gesang noch nicht verhallt, erschien unter dem Maigrün und der Sonne die Fahne des Parlaments: ein schwarzes Tuch, auf welchem, in Braun, drei Bibeln gestickt waren und die Worte: „Gott mit uns.“

X. Die Stilton-Dragoner.

„Gebt Euren Pferden die Sporen, daß sie bluten!" rief Sir Harry Slingsby, halb seitwärts gewendet zu dem Herzog und dem Pagen; „wenn wir diesen Augenblick verpassen, sind wir verloren. Mir nach!"

Das Erscheinen von Cromwell's Reitern hatte einen unbeschreiblichen Eindruck auf Alle gemacht, sowol Freund wie Feind, und die Situation vollständig geändert. Während der Müller und die Puritaner die Nahenden zuerst mit Gebet, dann mit freudigem Brudergruß empfingen, lockerte sich die Schaar der fröhlichen Maigenossen. Einige schlichen sich heimlich davon und liefen ins Dorf zurück, auf dem ganzen Wege die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitend und sie weidlich übertreibend; Andere duckten sich, so gut es ging, hinter die Bäume, die Wenigsten hielten bei dem jungen Herrn und der jungen Dame von Childerley aus, die noch immer denselben Platz behaupteten, welchen sie von Anfang an eingenommen; sie waren um keinen Schritt breit zurückgegangen.

Dagegen hatte Jürgen seinen Leuten den Befehl gegeben, vorzugehen. „Lasset Euer Fähnlein sehen und zeigt Eure weißen Armbinden. Das Eine spricht für den Krieg und das Andere für den Frieden. Sie können's haben, wie sie wollen. Marsch!"

Und indem er seinen Knüttel schwang, seinen Marschallsstab, war er der Erste, die Bewegung nach Vorn auszuführen, und sein kleines Heer, dessen Aussehen durch das Tageslicht nicht viel gewonnen hatte, folgte.

Auf der andern Seite hatte sich inzwischen, unter dem Eichbaum, die Vereinigung der Puritaner und Reiter vollzogen.

„Kommt!" rief der Müller, „lasset uns ihrem Trotzen ein Ende machen!"

Es war nur das Detachement eines größern Reitertrupps, die Avantgarde, wenn man so sagen darf, ein vorausgesandter Posten, welcher hier, unter Führung eines robusten Corporals, angelangt war, eines substantiellen Pächters aus der Gegend von Stilton in Huntingdonshire, Zosimus Rose mit Namen, eines Mannes, der wohl zu Pferde saß und eine silberbeschlagene Rüstung hatte, Tabak kaute und weithin spie, bevor er den Trompeter blasen ließ: „Sammeln! Zum Trupp!" und dann commandirte: „Front!"

Die Reiter folgten dem Commando, Wort für Wort; es ging wie im Tactschlag. Sie ritten ein Jeder von ihnen das Pferd entweder aus dem eigenen oder des Vaters Stall. Sie trugen die eigenen Waffen und den eigenen Rock. Ihre Gemeinen hatten kein Handgeld genommen und ihre Befehlshaber einen Kaufschilling nicht gegeben. Aus des Volkes edelster Kraft gezeugt, des Vaterlandes beste Kinder, die Vertreter seines Wissens und Reichthums, seines Handels und seiner Industrie: so hatten sie freiwillig ihr Leben dargeboten, um dieser gemeinsamen Mutter Aller,

ihrem geliebten England, den Schmuck zurückzugeben, den Frevlerhand angetastet — die Freiheit, das Recht und den Glauben!

So standen sie, so ritten sie. Von Stahl war ihr Panzer, von Scharlach ihr Rock; eiserne Beinschienen trugen sie, Karabiner und Dragonersäbel. Einen blanken Helm hatten sie auf dem Kopf und das Zeichen des Parlaments um ihren Arm, die Binde von grüner Farbe.

„Trompeter vorwärts!" rief der Corporal, und bereit, zur Attaque zu blasen, hielt der Trompeter an seiner Seite.

Es hat viel mehr Zeit erfordert, diese verschiedenen Bewegungen auf dem Papier zu schildern, als sie in Wirklichkeit auszuführen. Wir haben oben gesagt, daß Sir Harry Slingsby, ein gar wohlerfahrener Kriegsmann und geübt in dergleichen Handstreichen, diese Motion, die alle Seiten beschäftigte, für seine Flucht zu benutzen suchte. Der Weg, den er zu nehmen hatte, war frei, und es war auch nicht besonders schwer, ihn zu gewinnen. Der Zusammenstoß, wenn ein solcher überhaupt erfolgte, zwischen Jürgen's Infanterie und Zosimus Rose's Reitern, mußte Links erfolgen; Sir Harry's Richtung dagegen war nach Rechts. Langsam und stetig, mit dem Kopf voraus, arbeitete sein Pferd sich durch den Haufen, der ihm die Oeffnung des Pfades versperrte; dahinter war die Straße frei und verlor sich bald im Waldesdunkel. Niemand auch hätte Verdacht gegen ihn hegen können; denn da viele Bauern, zu Pferd und zu Fuß, beim Anrücken der Eisenseiten schon Reißaus nach allen vier Weltgegenden genommen, so war Einer mehr oder weniger nicht auffällig. Schon trat sein Pferd mit dem Vorderhuf in den Schatten, der jenseits lag; Buckingham war ihm auf den Fersen und der Page folgte.

Das Pferd, welches Manuella ritt, war empfindlich von Natur, wir haben es schon bemerkt; seine Nüstern standen weit auf, es schnaubte. Dieser Lärm, der immer wuchs, hatte seine angeborne Wildheit erregt. Das Feuer kam ihm, gleich Funken, aus den Augen. Doch ließ es sich noch bändigen. Den schmalen Platz überritten, der zwischen der einen Seite der Lichtung und der andern lag, so war es ein Leichtes, das Thier zu beruhigen. Doch in dem Augenblick, wo es mit straffem Zügel durch den schräg hereinfallenden Sonnenstreifen schreiten sollte, fiel ein Schuß — der Schuß einer Pistole, die — wer weiß? — nur blind geladen oder in die Luft gefeuert sein mochte, deren Knall aber ein vielfaches starkes Echo im Wald und einen entsetzlichen Aufruhr unter den Menschen hervorrief. Solch ein erster Pistolenschuß hat oft schon das Schicksal von Reichen erschüttert. Hier war seine Wirkung für die Welt, nicht aber für das Schicksal der Personen, die uns beschäftigen, geringer.

Das schwarze Pferd bäumte sich, hob sich, schüttelte sich gewaltsam, schleuderte Manuella weit weg, gegen ein knolliges, vorgestrecktes Wurzelwerk der Eiche und rannte dann schäumend, unaufhaltsam, tief in den Wald hinein.

Blutend und bewußtlos lag Manuella hingestreckt am Boden.

Die Aufmerksamkeit Aller war auf diesen Punct gerichtet, und die Blicke fielen auf Slingsby und Buckingham, um so mehr, als das herrenlose Pferd auf seiner Flucht dicht an diesen vorübergejagt war.

„Unglücklicher!“ schrie Slingsby seinem Begleiter in's Ohr, „Ihr denkt nicht daran, um eines elenden Knabens willen das Reich und die Krone in Gefahr zu bringen! Gedenkt an den Brief, dessen Träger ich bin!“

„So reitet Ihr — ich bleibe!“

„Freilich liegt Nichts, weder an Eurem, noch an meinem Leben, noch an dem irgend eines Unterthanen! Sterben, wenn es sein muß, ist unsere Schuldigkeit. Aber hier heißt es leben und reiten! Vorwärts!“

Und er griff dem Pferd des Widerstrebenden in den Zügel.

„Laßt mich! — oder bei Gott! . . . “ rief Buckingham, und unter dem Bauernkittel griff er nach seinem Messer.

„So ist's auch Recht!“ knirschte Slingsby „Bei Gott! wenn ich mich besänne, Euch über den Haufen zu schießen, müßte ich nicht befürchten, daß Ihr lebend oder todt in den Händen der Rebellen meine Spur verrathen würdet. Kommt, Herzog, kommt“, setzte er in einem ruhigern, fast flehenden Tone hinzu; „was Euch auch an jenen Knaben bindet: Euer König ist Euch mehr!“

„Es ist kein Knabe“, sagte Buckingham; „es ist ein Mädchen, und ich liebe sie!“

„Beim Himmel!“ rief Slingsby, „um einer Liebesaffaire willen soll eine Krone nicht verloren gehen!“

Und mit nerviger Faust hatte er das Pferd seines Begleiters so tief in den Wald geschleift, daß, als dieser sich endlich wieder losgemacht, keine Zeit mehr zur Rückkehr war. Denn Cromwell's Dragoner und hinter ihnen die Puritaner hatten sich vor die Oeffnung dieses Seitenpfades geschoben, so daß kein Ausweg mehr war.

„Das sollt Ihr mir bezahlen, elender Wicht!“ schrie der Herzog, im Gefühl seines Schmerzes um die Verlorene und seiner Beschämung, von Slingsby's Kraft und rascher That überwältigt worden zu sein.

„In jeder Münze, die Ihr wählen werdet“, versetzte Slingsby sehr ruhig; „und den elenden Wicht stecke ich ein, bis Ihr Euch entschieden habt! — Erbärmlicher! der Ihr seid — der mich hintergangen und ein schmachvolles Spiel mit mir getrieben, der seines gemordeten Vaters, seines Königs und seiner Ehre so weit vergessen kann, um das Vaterland einer niedrigen Intrigue zu opfern. Mir aber zerreißt's das Herz! Ja, wenn es mehr solcher Buben in der Armee des Königs giebt, dann hat der Pfarrer von Childerley Recht — dann sind wir geschlagen vor der Schlacht!“

Damit gab er seinem Pferd die Sporen und überließ es dem Herzog, ihm zu folgen.

XI. Frank Herbert.

Auf dem Schlachtfeld, wenn wir es so nennen dürfen, hatte sich die Situation mittlerweile nur dergestalt verändert, daß beide Parteien nicht so sehr gesinnt schienen, den durch den Pistolenschuß herausgeforderten Angriff ins Werk zu setzen, als vielmehr den Wunsch zeigten, dem ersten Opfer desselben, dem Knaben, zu Hülfe zu kommen, welcher blutend auf dem freien Platz, in der Mitte zwischen beiden Schlachtordnungen, lag.

Doch wagte wiederum Keiner die geschlossene Phalanx zu verlassen; und Olivia nur, die Tochter des Knights von Childerley, war von ihrem Zelter herabgestiegen und in der phantastischen Tracht, in der sie ging, nahte sie sich furchtlos der verwundeten Gestalt. Denn der Beruf, zu helfen und zu heilen, war deutlich in ihr ausgesprochen, schon in diesen ihren jungen Jahren. Nicht achtend der breiten Säbel, die zu ihrer Rechten flammten, noch der Sensen und Knüttel, die zu ihrer Linken drohten, war sie niedergekniet, um zuerst den blauen Kittel zu öffnen und dann das Wamms darunter zu lösen; denn das Blut strömte von der Schulter herab. Mit Sicherheit und Geschick that sie ihr Werk, als sie plötzlich laut aufschrie und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Doch nur eine Weile blieb sie so; das Zweite, was sie that, war: daß sie den silbergestickten Mantel, den sie als Maid Marian trug, rasch losnestelte und ihn über die Blöße der immer noch ohnmächtig daliegenden Gestalt warf.

Denn von beiden Parteien waren die Führer herangetreten.

„Ist er todt?" fragte Zosimus Rose, der Corporal, der sein Pferd ein paar Schritte aus der Frontlinie hatte treten lassen.

Jürgen hatte sich weiter vorgebeugt. Als er das weiße Gesicht sah und unter der silberdurchwebten Hülle das Blut durchsickern: da ergriff diesen mächtigen, starken Körper ein Zittern. Man sah's ihm an, er war eigenthümlich bewegt. Mit schwankender Hand ergriff er das leichte Gespinst, hob es, hielt es — seine Augen leuchteten, sein Antlitz schien entzückt wie von einem Anblick unendlicher Schöne ...

„Es ist eine Jungfrau!" rief er, seiner Sinne kaum noch Herr — dann ließ er das Gewand wieder sinken ... „Bei Gott, dem Allmächtigen — die Jüdin von Amsterdam!"

Nur Olivia hatte dieses Wort gehört. Wie ein Blitz hatte es sie getroffen. Sie stand wie zerschmettert. Aber dann faßte sie sich gewaltsam, und flüsternd, flehend rief sie zu Jürgen hinüber: „Schweigt davon! Sagt es Keinem, wenn Euch das Leben dieser Armen lieb ist! Noch ist Athem in ihr; aber sie wäre verloren, wenn man wüßte, was ich eben von Euch gehört und was ein Geheimniß bleiben muß zwischen Euch und mir!"

Doch Zedekiah Pickerling, dessen mißtrauisches Aug' und Ohr immer in Thätigkeit waren, wo sich Unheil wittern ließ, hatte genug

gehört und gesehen, um wenigstens die Hälfte des Geheimnisses sogleich offenbar zu machen.

„Zosimus!“ rief er, indem er sich an den breitschultrigen Corporal wandte, „der ewigen Seligkeit will ich nicht theilhaftig werden, wenn man nicht faulen Verrath gegen uns angezettelt! Die beiden Bauern zu Pferde, die vorhin da an uns vorüber ritten, sind keine Bauern gewesen, sondern verkappte Cavaliere, Knechte des Tyrannen in Verkleidung . . .“

„Hund von einer feigen Memme!“ rief Martin Bumpus, „freue Dich, daß der Raum zwischen Dir und mir länger ist, als mein Stecken!“

„Und der Dritte von jenen Vermummten“, fuhr Zedekiah fort, ohne die Drohung des Küpers einer Antwort zu würdigen, „der Dritte, der durch ein Gericht Gottes zerschmettert zu unseren Füßen liegt, Ihr haltet ihn für einen Knaben — tretet heran und sehet: es ist ein Mädchen!“

Und er beugte sich nieder, um das Gewand, welches Manuella bedeckte, zu heben. Aber Jürgen sprang hinzu. „Wenn Du sie berührst!..“ rief er, indem er seinen Arm schützend über ihr ausstreckte.

Doch hatten die Worte des Müllers eine große Bewegung hervorgerufen und man drängte sich von allen Seiten um die leblos Daliegende.

„Seht hin“, erhob der Müller abermals seine Stimme, „der Beweis für die Wahrheit meiner Worte. Wer zweifelt nun noch, daß eine Verschwörung gegen uns im Werke? Ich aber sage Euch: das Nest, da sie ausgeheckt worden, heißt Childerley-House, und es muß ausgehoben werden, bevor die Sonne dieses Tages sich zum Untergange neigt. Zosimus, was zögerst Du doch, die Gottlosen anzugreifen, die ihr Banner aufgeworfen gegen ihn und seine Heiligen? Denn so steht geschrieben: er soll genannt werden Maherschallal-hasch-baz, weil er Eile macht zu der Beute!“

„Wozu?“ versetzte der Corporal, indem er in die Tasche seines Wammses griff und ein neues Stück Tabak hervorholte; „es ist nicht nöthig; denn sie sind schon in unsrer Hand!“

Und damit deutete er in den Wald, gerade aus, wo hinter dem Rücken der Clubmänner eine zweite und viel größere Reiterschaar sichtbar wurde.

Dann schwang er sich auf seinen Gaul und halbe Wendung machend, ließ er den Trompeter, der noch an seiner Seite hielt, „Marsch! marsch!“ blasen, und seine Reiter rückten vor, im Geschwindschritt.

Die Clubmänner in der That befanden sich nun zwischen zwei feindlichen Linien. Genommen von vorn und umgangen von hinten, war an ein Entkommen nicht zu denken, weit weniger noch an Widerstand; und Jürgen mit zweien oder dreien der Haupträdelsführer, anstatt im Lager von Oxford einzutreffen und das Officierspatent in Besitz zu nehmen, welches Sir Harry Slingsby ihm in Aussicht gestellt, war im Handumdrehen entwaffnet und gebunden, bevor er sich noch einmal hatte wehren können. „Sic transit gloria mundi!“ sagte er, indem er den Kopf senkte und geduldig die Karabinerstöße ertrug, mit welchen ein

Reiter ihn regalirte. „Kriegsrecht!“ murmelte er; „heute mir, morgen Dir!“ — Kurzer Proceß wurde mit der ganzen Bande gemacht. Wie die Hunde zusammengekoppelt drängte man sie rückwärts auf einen Haufen und eine doppelte Reihe von Rothröcken und scharrenden Pferden umzingelte sie. Man riß die weiße Fahne herunter, auf welche sie die Worte ihres Trotzes geschrieben hatten, und den Flaggenstab zerbrach man. Es war das Werk weniger Augenblicke.

Nicht von heute oder gestern war man ihnen auf den Fersen. Man hatte ihnen seit Wochen nachgestellt. Sie bedrückten das Land und belästigten die Armee.

Diese, die Parlamentsarmee nämlich, hatte seit vier Wochen etwa, von Windsor, ihrem Hauptquartier, eine divergirende Bewegung ausgeführt, nach zwei Seiten hin und unter ihren beiden Oberbefehlshabern. Fairfax, der commandirende General en chef, war mit dem Gros der Armee westwärts vorgegangen, in die sogenannten Mittlands-Grafschaften, während Cromwell, der Höchstcommandirende der Reiterei mit dem Rang eines General-Lieutenants, seinen Truppenkörper in nordöstlicher Richtung dirigirt hatte, nach den sogenannten „sieben vereinigten Grafschaften“, diesem Kern des Landes, wo vor nunmehr drei Jahren, zu Beginn des Bürgerkrieges und unter seiner Leitung der Widerstand gegen den König sich zuerst militairisch organisirt hatte. Der Mann, bis dahin nur als ein standhafter Anhänger von Pym und Hampden im Parlament bekannt, zeigte sich nun plötzlich in einem neuen Lichte. Seine militairischen Eigenschaften verdunkelten beinahe seine bürgerlichen Tugenden; und Beides vereint ließ bald jeden andern Namen verdunkeln vor dem Namen Cromwell. Hier, wo er jetzt stand, war seine Heimat. Die Reiter, die er befehligte, waren seine Nachbarn, seine Freunde, oder die Söhne seiner Freunde. Einer seiner Söhne, sein ältester und sein liebster, Oliver genannt, wie er, war vor Kurzem weiter oben im Norden gefallen; die beiden überlebenden, Richard und Heinrich, dienten in der Armee, unter ihm, in der Schwadron, welche er selbst equipirt, ausgerüstet, mit Waffen und Pferden versehen, und theils zur Erinnerung an die Zeit seines Aufenthaltes in St. Ives, theils weil er sie dort ausgehoben, „die Dragoner von Slepe-Hall“ nannte. Jeder Trupp führte den Namen der Grafschaft, oder des Theiles der Grafschaft, des Hunderts oder Kirchspiels oder der Stadt, aus welcher er gekommen. So trug jeder Soldat den Namen, der ihm am theuersten war, den Namen der Scholle, auf der er geboren ward, gleichsam auf seiner Rüstung, und ward dadurch, mitten im Waffenlärm, der so leicht jede andere Regung übertäubt, immer erinnert, daß der Soldat einzig das Recht des Bürgers vertrete und nur der Bürger in Waffen sei. Keine Plünderung daher! Es war ja das eigene Land! Keine Ausschweifung! Denn der Vater stand neben dem Sohn, der Bruder an der Seite des Bruders. Keine Grausamkeit! Wer hätte das Schwert durch das Herz der Mutter stoßen mögen? Darum aber auch desto größer der Zorn gegen den Prinzen Ruprecht,

welcher ganz verschieden von der sonst so loyalen Kriegsführung beider Parteien, seine Reiter schonungslos morden, rauben, plündern ließ; desto bitterer die Entrüstung gegen die Clubmänner, welche man für den verzettelten Nachtrab und Troß desselben hielt, und welche nicht einmal, so schien es, den Vorwand der Partei für ihr unsauberes Benehmen anzuführen hatten. Unaufhörlich durch ihre Plünderzüge bald gekreuzt, bald gestreift in seinen Vormärschen, zudem bekümmert durch die Klagen seiner Gesinnungsgenossen, welche durch diese Landplage litten, hatte Cromwell eine ganze Schwadron seiner Dragoner, „die Stilton-Truppe", detachirt, um diesen Wegelagerern das Handwerk zu legen und ihre Rädelsführer zu verdienter Bestrafung zu bringen.

Dieser Truppe war es gelungen, die Clubmänner in eine Falle zu locken und es war, wie wir geschildert, am ersten Maitag und im Wald von Longstow, an der Grenze von Cambridgeshire, wo sie dieselben zum Stehen gebracht und hierauf entwaffnet hatten.

„Escortirt sie auf dem Wege nach Huntingdon!" rief der Commandeur der Escadron, ein junger Mann von vornehmem Aeußern und hohen militairischen Rang. Es war eine jener Erscheinungen, die auch wenn sie eine Handlung der Gewalt auszuführen haben, den Ausdruck weder der Humanität noch der Würde verlieren. Etwas Gewinnendes war sein beim ersten Anblick, etwas Menschenfreundliches, was selbst mit der Härte versöhnte, mit jenem eisernen Ernst, in welchem er Befehle gab, etwas Anziehendes, welches noch gehoben wurde durch den Rang, den er bekleidete, den Glanz, der ihn umgab. Unter dem schimmernden Harnisch trug er einen Rock vom feinsten Scharlach, der mit Gold- und Silberbesatz so reich garnirt war, daß man die Grundfarbe nur sah, wenn er sich bewegte. Ueber dem Helmkamm wehte die Feder des Parlaments, schwarz und grün. Sein Pferd war mit einer goldverbrämten Schabracke bis über die Kniee bedeckt.

„Zu Befehl, Obrist!" sagte Zosimus Rose, der Corporal, indem er sich an die Spitze des Zuges begab.

„Laßt Keinen entwischen", fuhr der Obrist fort. „Haltet sie in Huntingdon zusammen, bis ich nachkomme. Ich habe Vollmacht, mit ihnen zu unterhandeln. Wenn sie sich willig zeigen, so werden sie freigelassen und mögen sich, ohne Waffen, in ihre Heimat zurückbegeben. Nur die drei Rädelsführer kommen gebunden ins Gefängniß und werden vor ein Kriegsgericht gestellt."

Zosimus Rose machte seinen militairischen Gruß und commandirte zum Schwenken, als das Auge des jungen Obristen auf die Gruppe fiel, welche noch in der freien Mitte des Platzes, unter der Eiche, zu sehen war.

„Was ist das?" rief er.

In der That! — der seltsamste Anblick bot sich seinem Auge. War es ein Traum, eine Phantasie — dieses Mädchen mit den goldenen Locken in dem bunten Gewand einer Märchengestalt? Am Boden, das Haupt in die Hand gesenkt, kniete sie da zur Seite der

Verwundeten, welche der silberne Mantel noch bedeckte; neben ihr in dem grünen Rock und mit dem goldenen Bogen Robin Hood's stand ein hübscher Jüngling, und hinter ihr im braunen Gewande Bruder Tucks, ein Kapuziner — der Junker John Cutts und Martin Bumpus, der Küper .... Sie allein waren bei Olivia zurückgeblieben; die Anderen: Brautmädchen, Förster und Heger, Schauspieler und Zuschauer — Alle, die nicht schon bei dem ersten Allarm geflohen waren, hatten jetzt die Flucht ergriffen und waren ins Dorf gelaufen, um dort die Schreckenspost aus dem Walde zu verbreiten.

Der Obrist, dessen rasches Auge gewohnt sein mochte, das Schlachtfeld zu messen und die feindlichen Truppenkörper zu schätzen, war von diesem Anblick höchst betroffen. Traten nicht diese wolbekannten Gestalten der altenglischen Legende, zusammenhangslos für ihn, aber darum nicht minder bezaubernd, aus der Festigkeit des grünen Waldes heraus, wie Bilder aus einem Rahmen? Lebten sie? War es die Wirklichkeit? Oder waren es nur Phantasien, — Reminiscenzen, durch irgend einen neckischen Zufall gerufen, Erinnerungen aus der Knabenzeit, die hold und keck mitten in den nüchternen Ernst dieses Tages getreten — auftauchend und wieder verschwindend, wie Rosenblätter auf einem reißenden Strom?

Der jugendliche Befehlshaber hielt sein Pferd an beiden Zügeln stramm an, so daß das edle Thier nun gefesselt stand, wie er selbst.

Aber er bemerkte nicht nur, er ward auch bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Volkslieder aus Krain.

Nachlese.

Von **Anastasius Grün.**

Reif.

Nächtens ist ein Reif gefallen
Auf das grüne Wiesenland,
Hat versengt den ganzen Rasen,
Hat die Röslein all' verbrannt.

Doch was frag' ich um die Röslein,
Ob sie auch der Reif verzehrt;
Leid nur thut mir's um die Liebste,
Die von mir sich abgekehrt.

In der Mitte meines Herzens
Hab' ich eine Rose blüh'n,
Wenn du säumst sie zu begießen
Muß sie welken und verglüh'n.

„Ei, womit soll ich sie gießen?
Hab' nicht Wasser, hab' nicht Wein,
Kann sie einzig nur begießen
Mit den hellen Thränen mein."

Ladislav.

Ladislav befragt den Stern des Morgens:
Liebes Sternlein, Töchterlein des Himmels,
Sage, was beginnt frühmorgens Minka,
Wenn um's Haupt das Schleiertuch sie legte?

Drauf antwortet ihm der Stern des Morgens:
Lieber Junge, wenn erwacht ist Minka,
Wenn um's Haupt ihr Schleiertuch sie legte,
Blickt vom Fenster sie zu mir in Thränen,
Dann die Augen richtet sie gen Westen.

Freud'gen Ruf's drauf Ladislav erwiedert:
Gut ist's, daß sie blickt zum Stern des Morgens,
Das bezeugt mir, daß sie reinen Herzens,

Gut ist's, daß sie blickt zu ihm in Thränen,
Das bezeugt mir, daß sie sanften Sinnes;
Doch am besten, daß sie blickt gen Westen,
Denn im Westen steht ja meine Hütte.

Mutter und Tochter.

Heimwärts kommt die Tochter, — war beim Liebsten, —
Roth sind ihre Hände. Fragt die Mutter:
Tochter, warum sind dir roth die Hände?
Spricht die Tochter: Weil ich pflückte Rosen.

Heimwärts kommt die Tochter, — war beim Liebsten, —
Roth sind ihre Lippen. Fragt die Mutter:
Tochter, warum sind dir roth die Lippen?
Spricht die Tochter: Weil ich aß Erdbeeren.

Heimwärts kommt die Tochter, — war beim Liebsten, —
Bleich sind ihre Wangen. Fragt die Mutter:
Tochter, warum sind dir bleich die Wangen?
Ruft die Tochter: Grabt ein Grab, o Mutter,
Legt hinein mich, pflanzt darauf ein Kreuzlein,
Schreibt auf's Kreuz dann was ich jetzt euch sage:
Heimwärts kam sie einst mit rothen Händen,
Die geröthet von des Liebsten Handschlag;
Heimwärts kam sie einst mit rothen Lippen,
Die geröthet von des Liebsten Küssen;
Heimwärts kam sie dann mit bleichen Wangen,
Die erbleicht sind durch des Liebsten Untreu.

Ein Pariser Advents-Prediger: Pater Hyazinth.

Von **Eugen Laur.**

Wie Ampère eine „Römische Geschichte in Rom“ geschrieben hat, ließe Band an Band sich reihen von dem Historiker, der es unternähme, die „Geschichte von Paris in der Notredame-Kirche“ zu erzählen. Siebenhundert Jahre sind vergangen, seit der Grundstein zur jetzigen Kathedrale an der Ostspitze der Cité eingesenkt wurde und seit fünf Jahrhunderten überschauen die stumpfen Thürme das wunderliche Leben und Treiben zu ihren Füßen, dessen Wogen an den Riesenpfeilern rüttelten und schüttelten. Sturm und Wetter sind darüber hingebraust, aber eisern, unbeweglich starren die Mauern, die einen Beweis von Festigkeit gegeben haben, wie kein anderes Bauwerk von Paris, denn sie haben der Expropriation widerstanden. Freilich nicht der des Baron Haußmann, es waren nur Collot d'Herbois und Chaumette, welche während der großen Revolution (1793) den Antrag einbrachten, der Convent möge das sofortige Niederreißen von Notre-Dame beschließen und an der Stelle der Kirche nahrhafte Küchengewächse und Kräuter anpflanzen lassen. Nicht lange nachher blühten in dem Schatten der herrlichen Gothik die napoleonischen Veilchen, bis sie von den Lilien wieder verdrängt wurden, die nun ihrerseits der kaiserlichen blauen Blume aufs Neue Platz gemacht haben, und der einstige „Tempel der Vernunft“ ist so eifrig wie je dem Glauben geweiht. Allein in den ersten Jahren des gegenwärtigen Systems erregte die „Madeleine“ mehr als die Kathedrale die öffentliche Aufmerksamkeit, bestätigend die alte Erfahrung, daß in allen großen Städten das Leben dem scheinbaren Gang der Sonne folgt. Im Osten ertönte nicht mehr die Stimme des Dominicaners Lacordaire und des Jesuiten Ravignan, aber im Westen, am Ende der Großen Boulevards, versammelte sich in der Adventszeit die feine Welt, um die bedeutenden Kanzelredner und Solche, die es werden wollten, zu hören und zu — kritisiren. Warum gerade in der Adventszeit mehr, als während der Fasten? Je nan, im December hat die Saison oder der Carneval noch nicht begonnen, selbst die „Salons“ sind nur spärlich geöffnet, weil es nicht bon genre ist, früher als der Hof mit den Winterfestlichkeiten zu beginnen, während im Monat Februar und März die schönen Sünderinnen vollauf beschäftigt sind, für die ohnedies nöthige Osterbeichte ein ansehnliches Register vorzubereiten. Seit fünfzehn Jahren waren in der Kathedrale Advents-Conferenzen nicht mehr abgehalten worden. Der Erzbischof von Paris beschloß die

Wiederaufnahme dieser Predigten und berief zur Erfüllung dieser Pflicht den Père Hyazinthe de l'Immaculée Conception, vom Orden der Observanten oder Karmeliterbarfüßer.

Die Aufgabe war nichts weniger als leicht: wer Lacordaire's Nachfolger werden wollte, mußte sich stark genug fühlen, mannigfaltigen und hohen Erwartungen zu entsprechen. Wie die kirchlichen Fragen an der Politik des zweiten Kaiserreichs beträchtlichen Antheil haben, mischt sich die Politik zur Vergeltung in die religiösen Angelegenheiten; was die Tribüne im Luxembourg und Palais Bourbon zuweilen von der Kanzel entlehnt, fordert diese von jener oft mit Zinsen zurück. Und gerade Lacordaire war, wie sein College Lamennais, in der constituirenden Versammlung 1848 ein Name von bekanntem Klang in der politischen Welt. „Ich will — hatte er einst auf der Kanzel ausgerufen — leben und sterben als reuiger Katholik und als unreuiger Liberaler!" Seitdem hatte der Begründer eines neuen Zweiges der Dominicaner freilich seine Meinung geändert, indessen war die Erinnerung an die hellen Farben der Raupe auch nach der Verpuppung wach geblieben, und um die letztere kümmerte sich Niemand so wenig wie die Menge, welche nach dem Einbruch der Dämmerung in den fünf Schiffen und auf dem Chor der Metropolitankirche sich drängte, den Ersatzmann Lacordaire's zu sehen und zu hören.

Die Zeitungen hatten mit Pater Hyazinth sich längst beschäftigt, doch war die Ausbeute ihrer Berichte natürlich gering. Heutzutage sind die Lebensbeschreibungen der Geistlichen und Gelehrten, so weit die äußeren Umstände in Betracht kommen, beinahe ausnahmslos nach der Schablone zu machen: ihre Reden oder ihre Werke sind ihre Thaten, und da Pater Hyazinth bis jetzt noch keine Zeile hat drucken lassen, so vereinfacht sich die Biographie, aber seine Schilderung wird erschwert, denn sie gründet sich nur auf handschriftliche Aufzeichnungen oft nicht unbefangener Hörer des Predigers. Sein weltlicher Name ist Charles Loyson, seine Heimat Château-Gonthier im Departement Mayenne, sein Geburtstag der 10. März 1827. Schon im Jahre 1830 siedelte er mit dem Vater, der Rector der Akademie war, nach Pau über, wo er bis zum neunzehnten Jahre verweilte, nicht ohne in den Salons der kleinen Gebirgsstadt als jugendlicher Poet viel — versprochen zu haben. Er trat 1845 in das Seminar Saint-Sulpice zu Issy, am Thor von Paris, und war dort noch ein Jahr lang zusammen mit .... E. Renan. Am 14. Juni 1851 empfing er in der Notre-Dame-Kirche zu Paris die Priesterweihe. Bald darauf ging er als Professor der Philosophie an das Seminar in Avignon, 1854 als Professor der Dogmatik nach Nantes. Aber seine Erfolge als Lehrer waren nicht bedeutend. Wie Lacordaire, als die Tribüne ihm keinen Erfolg gab, sich beeilte, sein Mandat seines Volksvertreters niederzulegen unter dem Vorwande, daß die parlamentarischen Verhandlungen, weil sie Widerspruch herausfordern, dem geweihten Kleide und Charakter des Dominikaners nicht zusagen, — so verzichtete Pater Hyazinth auf den Lehrstuhl, weil er nach seiner Angabe

mehr zur Belehrung des Volkes als zur Bildung der Priester sich berufen fühlte: in Wahrheit wol, weil es allezeit leichter ist, Prophet als Geschichtsschreiber zu sein. Er kam als Vicar nach Saint-Sulpice und predigte hier .... vor leeren Bänken, so daß ihm nach zwei Jahren klar wurde, er müsse in eine andere Congregation eintreten, um einen Wirkungskreis zu gewinnen, und wählte die Dominicaner zu Flavigny. Schon nach Jahresfrist verließ er diesen Prädicantenorden und trat 1859 bei den Karmelitern ein, beendigte in demselben 1861 das Noviziat und nun beginnt „das apostolische Leben" des Père Hyazinthe de l'Immaculée Conception.

Diese Reiseprediger haben offenbar einen großen Vortheil vor den festangestellten. Bekannt ist die Oster-Ansprache Abrahams a Santa Clara an seine Gemeinde in Wien: „Meine Lieben, seit ich vor gerade einem Jahr über die Auferstehung Jesu Christi Euch gepredigt habe, hat sich in Beziehung darauf nichts geändert. Amen." Mag der Kanzelredner auch noch so talentvoll und gewandt sein, jahraus jahrein vor demselben Publicum und über dieselben Thema predigend, kann er selbst beim besten Willen Wiederholungen nicht immer vermeiden. Anders Diejenigen, welche heute hier und morgen dort ihre Hörer zu erbauen berufen sind: sie können getrost einen ansprechenden Gedanken, ein rührendes Bild, eine feine Wendung zum zehnten Male vorbringen, der Reiz der Neuheit wird nicht abgestreift sein. Ferner ist der Pfarrer gezwungen, seinen Predigten den vorgeschriebenen Text aus dem Evangelium oder Episteln zu Grunde zu legen, während der wandernde Karmeliter seine Stoffe nach Belieben wählen und eine ganze Reihe zusammenhängender Abhandlungen vortragen darf. Pater Hyazinth hat von Alledem geschickten Gebrauch gemacht. Predigend zieht er von Ort zu Ort, von Lyon nach Autun, von Bourdeaux nach Mâcon, von der Grande Chartreuse nach Perigueux. Auch die „Madeleine" bewirbt sich um ihn und der Erzbischof von Paris ruft ihn auf die Kanzel von Notre-Dame. „Die Existenz der Teufel und der Hölle" war der Vorwurf seiner ersten Conferenzen; dann lehrte er über die Existenz eines lebendigen und persönlichen Gottes im Gegensatz zum „Antitheismus", der, soweit er Pantheismus ist, aus dem Morgenland, insofern er Atheismus ist, aus Deutschland nach Frankreich gedrungen — sein soll. Die „Erziehung der arbeitenden Classen" bildet gleichfalls ein oft besprochenes Thema. Was aber am meisten lockte, wenigstens in Paris, war die Ankündigung, Pater Hyazinth würde über „die Familie" sechs Conferenzen abhalten. Dem Philosoph gehören Ich und Nicht-Ich unzertrennbar zu einander: so war im ersten Augenblicke klar, der Kanzelredner in Notre-Dame werde nicht ein idyllisches Bild der Familienfreuden entwerfen, denen er, im Grunde genommen, fremd gegenübersteht, sondern der Moralist werde die Schäden malen, die Ursachen aufzählen, durch welche in Frankreich und namentlich zu Paris das Leben der Familie mit jedem Tage mehr untergraben wird. Mehr brauchte es nicht, um die gewaltigen Räume der Metropolitankirche zu füllen, zumal da über die gewal-

tige Rednergabe des Conferencier kein Zweifel herrschte. Schon zwei, drei Stunden, bevor der Mönch im weißen Mantel erscheint, sind alle Räume dicht gefüllt. Die Kirchendiener haben Mühe, sich Bahn zu brechen, um die nicht allzu zahlreichen Lampen anzuzünden, deren bleiche Strahlen ein ungewisses Licht auf die dunkle Menge werfen, die hohen Spitzbogen im Dämmer lassen und die Formen der das Gewölbe tragenden Säulen in breiten Schatten auf den Seitenwänden abzeichnen. Auch die Empore, gegenüber der Kanzel, ist mit Damen dicht besetzt; im Hauptschiff aber, ziemlich dicht vor dem Redner, ist eine Anzahl Stühle und Fauteuils noch leer: es sind die reservirten Plätze für die hohe Geistlichkeit, die Minister, Staatsräthe und einige Damen aus der Aristokratie des pur sang und des pour cent. Denn zu diesen Adventsconferenzen, seitdem sie wieder Mode geworden, drängt sich Alles. Abgesehen von den Frommen, denen Erquickung im stillen Kämmerlein nicht genügt, erscheint zunächst die große Anzahl Derer, welche von Neugier getrieben werden und zwar von einer Neugier, die nach Pater Hyazinth's Ausdrucke „noch nicht fromme Neugier“ ist. Sodann kommen Diejenigen, die niemals fehlen, wo die Menge sich versammelt, und sich wohl fühlen im dichten Gedränge. Specieller Zweck führt hierher die ganze Schaar junger Geistlichen und Seminaristen aus Paris und der Umgegend: unter ihnen ist vielleicht der eine oder der andere ein Hyazinth der Zukunft und lebt der leisen Hoffnung:

„Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal!“

Fehlen dürfen nicht die Advocaten und Studenten, welche den Meister der Beredsamkeit zu hören wünschen, noch weniger die Beamten, denen darum zu thun ist, am nächsten Tage erzählen zu können, daß sie dort gewesen seien. Nun erst die Ungläubigen, die Skeptiker, die Deïsten, die Atheisten, welche mit der Miene des Kritikers an den Säulen lehnen und schon im Voraus Alles bestreiten, was gesagt werden wird. Folgen die Damen! Man unterscheidet, so weit die Beleuchtung es gestattet, die Ernsthaften: sie freuen sich im Stillen, daß die „Andern“ heute einmal aus autorisirtem Munde die Wahrheit hören werden; die Vergnügten: sie sind begierig, zu erfahren, ob der Mönch ihr Geschlecht wirklich genau kennt; die Sorglosen: und wäre die Stimme des Redners gleich dem Ruf der Posaune und sein Wort gleich dem schneidenden Schwert, sie wissen doch, daß ihnen kein Haar gekrümmt und durch die Predigt nicht eines der Häupter ihrer Lieben entzogen wird. Endlich füllt sich auch der reservirte Raum in der Mitte und die Damen, welche dorthin sich begeben, werden scharf gemustert, denn unter der Menge giebt es immer Pharisäer, die Lust haben, andern Tages in der Zeitung ihren frommen Unwillen kund zu geben.... Kaum hat der Erzbischof Platz genommen, so betritt Pater Hyazinth die Kanzel. Die äußere Erscheinung hat nichts Bedeutendes: die weiße Capuze, hinten übergeworfen, umrahmt den nackten Hals, das bartlose Gesicht, aus dem zwei, von dicken schweren Lidern halbgeschlossene Augen über die plötzlich verstummte

Masse streifen; eine starke Nase paßt zu dem großen dicklippigen Munde wie dem „doppelten Kinn". Jetzt erklingt das „Monseigneur, Messieurs!" und bei dem Klange dieser mächtigen, vollen, wohltönenden Stimme übernimmt das Ohr den Haupttheil der Aufmerksamkeit.

Wenn Lacordaire Staunen und Bewunderung erregte durch die Kühnheit, mit der er sich dem Strome seiner Begeisterung überließ und wieder auf sichern Boden gelangte in dem Augenblick, wo er willenlos fortgerissen erschien: so fesselt Pater Hyazinth durch edle, ruhige Haltung, Ernst und Natürlichkeit seiner Sprache, die deshalb nicht weniger farben- und bilderreich ist, als die seines Vorgängers. „Fraget nicht den Lauf der Flüsse", sagte der Dominicaner, „noch die Richtung der Höhen, gehet immer gerade vor euch hin, gehet wie der Blitz Dessen, der euch sendet, wie das Schöpferwort ging, als er Leben in das Chaos brachte, wie die Adler gehen und die Engel." Der Karmeliter dagegen: „Ich mache keine Polemik, ich will weder die Menschen fragen, noch die Dinge, sondern ich will meine Gedanken sammeln und mein Herz zusammennehmen, bevor ich beginne, in dem Gefühl der Verantwortlichkeit, welche in dieser Stunde auf dem heiligen Worte ruht. Und durch diese Gedanken und dieses Herz will ich mich stützen auf die ewige Kanzel, die um so unerschütterlicher ist, je mehr an ihr gerüttelt wird, und desto näher an ihrem Triumph, je drohender ihr Fall erscheint." Für Lacordaire war Rom die Stätte, von der die Engel ausgehen mit flammenden Schwertern; für Hyazinth ist der Vatican der Sinai des Gesetzes der Liebe.

Die Erwartung, in den Conferenzen über die Familie die Politik eingeflochten zu sehen, ist getäuscht worden, auch kam es niemals zu derselben Kühnheit, mit der Lacordaire „die Keuschheit" behandelte. Pater Hyazinth vertheidigte in allen Puncten die Grundsätze, welche jeder Gebildete über Ehe, Erziehung und Leben am häuslichen Herde theilt Daß er außerdem die Religion, die katholische Kirche nicht bei Seite läßt, ist begreiflich und wird von ihm in beredten Worten begründet: „Die menschliche Gesellschaft hat zur Grundlage diese drei großen Schwächen, welche ungeheure Kräfte sind: die Frau, das Kind, das Volk. Fragt doch die Frau, das Kind, diese Hoffnung des Menschengeschlechts, fragt doch das Volk, diese Hoffnung der Zukunft, was sie in ihren Freuden und ihren Schmerzen mit dem Gott der Deïsten anfangen können?" Wer von dem Nebenbuhler des Bossuet, Bourdalone, Massillon ein materialistisches Glaubensbekenntniß zu hören gedachte, mag die Schuld an dem Irrthum sich selber zuschreiben. Was aber diesseits solcher Grenze liegt, besitzt Pater Hyazinth in hohem Maße; ihm steht die Geschichte zu Gebote wie die Nationalökonomie; er kennt das Haus des Bürgers und die Hütte des Arbeiters, die Charaktere der Männer und die Frauenherzen und vor Allem versteht er sich auf seine Landsleute und die socialen Zustände in Paris. Man mußte ihn hören, als er das Reich der Courtisanen schilderte, das immer weiter um sich greift. „Es war Anfangs nur ein Schwarm, jetzt ist es eine Welt, und diese Welt — die man sehr richtig Halbwelt genannt hat — will der wahren Welt Ton

und Wort angeben. Soll ich es sagen, meine Herren? Angesichts dieses immer steigenden Erfolges hat die anständige Frau, die ihren Gatten, ihren Sohn, vielleicht ihren Vater nicht bei sich fesseln konnte, hat die anständige Frau sich mehr als einmal mit Angst nach dem Geheimniß dieser Bestrickung gefragt: Was hat denn diese Fremde und was fehlt mir selbst? Sie hat das wilde Auge befragt und das in ihm glühende seltsame Feuer; sie hat das Lächeln beobachtet, die Modulationen der Stimme, die Bewegungen der Taille; sie hat die Geheimnisse dieser Toilette und dieses Luxus studirt; sowol zu edel wie zu rein, um in Wirklichkeit die Verführung des Lasters nachzuahmen, hat sie nur zu leicht den äußern Schein sich angeeignet." Und was der Karmeliter sagt, bringt er mit Ueberzeugung vor, er will nicht mit einem Schlage bekehren, er hofft nur ein wenig zu rühren und zu rütteln und die besseren Saiten erklingen zu machen. Allein, wie groß die gerechte Bewunderung sein mag, die Pater Hyazinth sich erworben hat, Bekehrungen sind ihm gewiß äußerst spärlich gelungen; denn Diejenigen, an welche er seine Reden am eindringlichsten zu richten wünschte, machen es umgekehrt, wie Schiller: sie betrachten eine moralische Anstalt nur wie eine Schaubühne — nach dem Muster des Palais Royal und der Bouffes Parisiens

---

Nero im Reifrock.

Eine Rokokogeschichte von **Leopold Ritter von Sacher-Masoch.**

Wer schlecht begann, der stärkt
sich durch Verbrechen.
Shakespeare in Macbeth.

1.

„Eine neue Verschwörung der Garden ist entdeckt!“ das war der Morgengruß Orlows am 23. Mai 1765 an die Czarin Katharina II.

Sie sprang auf und faßte den Günstling bei dem Goldkragen seiner Uniform. „Hast Du sie verhaftet, Gregor?“ rief sie zornig.

„Sie sind in Deiner Hand, Katharina.“

Es war die Stunde des Lever; die Kaiserin hatte noch nicht einmal Toilette gemacht. Sie trug noch den leichten, mit flandrischen Spitzen besetzten Schlafrock. Sie riß an der Glocke und berief ihre Vertrauten. Ohne Orlow weiter zu beachten ging sie, die Arme auf der Brust verschränkt, mit großen Schritten in ihrem Gemache auf und ab. In wenig Minuten waren die Fürstin Daschkow, Graf Panin, Geheimrath Teglow, Generallieutenant Weymarn um sie versammelt.

Zuletzt erschien Frau von Mellin, die schöne Amazone, welche das Regiment Tobolsk als Oberst commandirte, im grünen militairischen Ueberrock, den kleinen dreieckigen Hut coquett auf das Toupet gestülpt, die Reitpeitsche in der Hand. Zu ihr wendete sich die Kaiserin zuerst.

„Setzen Sie sich zu Pferde, liebe Mellin“, rief sie noch immer erregt, „theilen Sie scharfe Patronen an Ihre Soldaten aus und führen Sie das Regiment hierher zur Ablösung der Garden. Eilen Sie!“

Der schöne Oberst salutirte und flog dann rauschend aus dem kaiserlichen Schlafgemache.

„Eine neue Verschwörung der Garden —“ fuhr Katharina fort; „will die Empörung gegen mich kein Ende nehmen? Was wollen diese Menschen, die sich unter meine Räder werfen, wie wahnsinnige Indier vor den Wagen ihrer Göttin? Ich muß sie zermalmen und ich will doch kein Blut sehen. Seit 22 Jahren ist kein Schaffot in meiner Hauptstadt aufgerichtet worden, aber heute muß ich ein Exempel statuiren! Graf Panin, eilen Sie in die Casernen unserer Garden und sprechen Sie den Verführten zu; Sie, Teglow, versammeln den Senat; Ihre Truppen, General, besetzen die Straßen zum Palast; Ihre Geschütze, Orlow, fahren unten auf dem Platze auf.“

Die Kaiserin machte eine Bewegung gegen das Fenster.

Jeder verneigte sich tief und eilte, den Befehl der unumschränkten Herrin Rußlands zu vollziehen.

Nicht lange darauf verlangte eine Deputation der Garden, welche die Wache im Palast bezogen hatten, von ihr Gehör. Katharine erbleichte, aber befahl kurz und stolz, sie einzulassen. Die Deputation marschirte herein: zwei Officiere, zwei Unterofficiere, zwei Soldaten, und stellte sich in Reih und Glied.

Die Kaiserin schritt langsam ihre Front ab, Mann für Mann fest ins Auge fassend, und blieb dann vor ihrem Toilettentisch stehen, die Hände nach rückwärts auf denselben gestützt.

„Wer hat Euch gewählt?"

„Unser Regiment."

„Zu welchem Zwecke?"

„Wir verlangen Gerechtigkeit für unsere Kameraden."

„Ihr bittet um Gnade."

„Um Gerechtigkeit."

„Gerechtigkeit soll ihnen werden", rief die Kaiserin roth vor Zorn. „Und Euch! Bei dem nächsten Complott laß ich Eure Regimenter decimiren."

„Wenn Ihr es wagt!" rief der Sprecher der Soldaten, ein junger Officier.

„Es wird sich zeigen, was ich wagen kann. Adieu!"

Katharina kehrte ihnen den Rücken und trat an das Fenster. „Geht!" Die Garden rührten sich nicht.

„Geht!" herrschte sie ihnen zu.

„Wir gehen nicht!" — „Gebt unsere Leute heraus!" schrien sie tumultarisch durcheinander.

„Gieb sie heraus!" rief der junge Officier, unsanft Katharinas Arm fassend.

Die Fürstin Daschkow riß ihn zurück. In demselben Augenblicke tönten die Trommeln des Regimentes Tobolsk und der weiße Federbusch der Frau von Mellin winkte die Straße herauf.

„Ich gebe sie nicht", erwiederte Katharina kalt. „Strenge Strafe wird die Empörer treffen. Und nun zu Euch. Wer für Rebellen bittet, ist selbst Rebell." Sie trat rasch auf den jungen Officier zu und riß ihm den Degen aus der Scheide. „Ihr seid mein Gefangener. Und Ihr" — rief sie majestätisch den Andern zu — „gebt Euch gutwillig. Ihr seid in meiner Hand!"

Kolben rasselten wieder, Frau von Mellin erschien in der Thüre, ihre Soldaten hatten alle Ausgänge besetzt. Stumm, das Haupt gesenkt, ließen sich die Deputirten der Garden verhaften und abführen. Bald rasselten von allen Seiten die Trommeln, die Geschütze; Orlow, Weymarn folgten Frau von Mellin auf dem Fuße; das Volk wogte auf und ab, planlos, mehr neugierig als aufgeregt, die Garden hatten sich gefügt und baten durch Panin um Gnade für die Schuldigen. Die Empörung war zu Ende.

„Ich will ein Exempel statuiren", sprach Katharina, „ich gab mein Wort." Zugleich streifte sie den Spitzenärmel empor und besah den Fleck,

den die rauhe Hand des jungen Rebellen in ihren vollen Arm gedrückt hatte. „Ich will ihre Köpfe fallen sehen."

„Für diesmal nicht", entgegnete Orlow; „es ist nicht zu wagen. Eine öffentliche Hinrichtung kann uns neue unermeßliche Gefahren wecken."

„Sind wir so schwach?"

„Wir sind es, so lange Prinz Iwan lebt", sprach Panin, „ihn nannte man den Garden als den rechtmäßigen Czar."

„Wer nannte ihn?"

„Die Priesterschaft, die Dir mißtraut, die Du mit Deinen Reformen beleidigst."

„Sollen die Rebellen deßhalb straflos ausgehen?" fragte die Daschkow.

„Sie müssen sterben!" rief die Kaiserin mit funkelnden Augen. „Man begrabe sie in den Casematten, ohne Licht, ohne Speise und Trank dort sollen sie verfaulen."

Mit heftigen Schritten ging die schöne Frau durch das Gemach. Dann blieb sie stehen.

„Zieht die Truppen im Palaste und in den Kasernen zusammen und laßt sie unter Waffen bleiben bis zum Abend. Ich werde zu Pferde steigen und mich dem Volke zeigen. Jetzt aber will ich mich ankleiden", fügte sie lächelnd hinzu. „Au revoir!"

2.

Sie waren allein, Katharina die Große, wie Voltaire die Czarin getauft hatte, und Katharina die Kleine, wie der Hof scherzweise die Fürstin Daschkow nannte.

Die Kaiserin war in der vollen Blüthe ihrer Schönheit, eine mittelgroße Gestalt von den feinsten Proportionen, etwas zu üppig für den Reifrock, wie modellirt für das Piedestal einer antiken Göttin Die Ungebundenheit ihres Spitzennegligées zeigte bald die kleinsten Füße, die niedlichsten Hände, bald die prächtige Brust. War sie auch eine Meisterin der Verstellung, ihr Kopf verrieth sofort das große Weib, das zum Herrschen geboren war. Auf ihrem Antlitz lag eine naive Selbstvergötterung, eine sonnige Freude an sich selbst. Die hohe edle Stirn, das große klare blaue Auge, die kühnen, zornigen Brauen, die feine schwungvolle Nase, dieser kleine Mund mit den allerliebsten dicken Lippen, beinahe zu klein zum Küssen, dieses auffallend entwickelte runde harte Kinn, dieser Amazonenhals, die kleinen neronischen Ohren, das üppige, trockene, rothblonde Haar, das unter dem Kamme knisterte und sprühte, wie ein Miniaturgewitter, das Alles sprach deutlich: dieses Weib verlangt unbändig nach Herrschaft und Genuß, aber sie hat auch das Genie zu lenken, zu gebieten, zu genießen, den starken Willen, den Hindernisse nur spornen. Es fehlt ihr aber auch nicht an List, dieselben zu umgehen, wenn sie nicht zu zertreten sind.

In diesem Weibe ist keine Spur von Sentimentalität, aber auch keine Grausamkeit. Sie wird kein Mittel scheuen, ihren Zweck rasch und

vollständig zu erreichen, sie wird durch das Blut ihrer Gegner waten, wenn es sein muß, aber sie wird Niemanden quälen. Ja, es spricht ein feiner menschlicher Geist aus ihrem Antlitz, es liegt eine gewisse Güte auf demselben, die Güte des Löwen gegen die Maus.

Sie ist die gefährlichste Despotin, denn freiwillig beugt sich jedes Knie vor ihr und jeder Nacken ist bereit, sich ihr Joch aufzuladen.

Die „kleine Katharina" bildet den größten Gegensatz zu ihr. Die Fürstin Daschkow ist eine kleine, schmächtige, geistige Frau mit unruhigen Bewegungen, einem bleichen nervösen Gesichtchen, das unendlich gescheut, unendlich veränderlich und unendlich pikant ist.

Die beiden Damen schweigen geraume Zeit, dann sehen sie sich einen Augenblick an. Sie haben sich sofort verstanden.

„Wollen wir Toilette machen, Katinka?" spricht die Kaiserin und öffnet ihr Haar. „Nein!" ruft sie plötzlich und stampft mit dem Fuße. „Wir wollen plaudern."

Die Fürstin ging rasch zu der Thür, welche in den Vorsaal führte, öffnete sie, blickte hinaus und schloß sie wieder. Dann setzte sie sich auf ein Tabouret zu den Füßen der Kaiserin und sagte leise: „Iwan muß sterben!"

„Ja, er muß sterben", sprach die Kaiserin trübe, dabei stützte sie den Kopf schwermüthig in die Hand, wie ein verliebtes Mädchen.

„Du darfst nicht dulden, daß sich Dir Etwas entgegenstellt", flüsterte die Daschkow eifrig fort. „Jeder Tag bringt neue Gefahren, neue Hemmnisse. Du hast das Recht, sie aus dem Wege zu räumen und die Pflicht, denn Deine Bahn geht aufwärts. Du verfolgst große menschliche Ideen, ihnen mußt Du diesen blöden Knaben opfern. Iwan muß sterben."

„Du bist die einzige Seele, der ich wahrhaft vertraue, meine einzige Freundin", begann Katharina II.

„Nein, Du hast keine Freunde", fiel die Fürstin ein, „Du machst aus Freunden wie aus Feinden Werkzeuge Deiner Thaten. Du hast Recht. Auch ich bin nur Dein Werkzeug, aber Du bindest mich mit den stärksten Banden echter Sympathie. Ich liebe die Menschheit, ich liebe mein Vaterland, und beiden dienst Du, indem Du die Zügel führst."

„Ich will es", entgegnete Katharina II. „Ob ich es kann, wird die Zukunft, wird die Geschichte entscheiden. Siehst Du, ich denke so. Die französischen Philosophen haben die große Wahrheit entdeckt: der Mensch ist zur Freiheit geboren, frei kann er aber nur durch Bildung werden. Ich beherrsche ein Riesenreich. Ich will in diesem Reiche Bildung säen, damit auch hier einst die Saat der Freiheit reift. Ich weiß, daß kein Mensch das Recht hat, Andere zu knechten, aber meine Natur verlangt nach Herrschaft, nach unumschränkter Herrschaft. Und wenn ich Bildung, Freiheit erst zertreten müßte, um zu herrschen, ich zweifle keinen Augenblick, daß ich es thäte, und ohne Bedenken. Die Gegenwart ist mein, die Zukunft kann ich neidlos meinem Volke geben!"

„Deine Politik überrascht Europa", erwiederte die Daschkow; „Frankreich und Oesterreich sehen sich durch Dich getäuscht, indem Du mit

Friedrich dem Großen Hand in Hand gehst. Die katholischen Mächte sehen staunend, wie Du die Dissidenten in Polen offen zu beschützen wagst, wie Du diesem unruhigen Volke in Poniatowski einen König giebst, der Dein gekrönter Sklave ist."

„Muth ist Alles, Katinka. Ich habe den Muth, der eine große Politik macht. Ich bin entschlossen, vorwärts zu gehen, ohne Rücksicht, ohne Erbarmen. Ich will Rußland vor Allem groß machen. Die Fäden meiner Diplomatie spielen mit Erfolg nach allen Richtungen, meine Heere bedrohen zugleich Schweden, Polen, die Türkei und Asien. Ich will die Türken aus Europa jagen und Polen theilen. Mein Volk soll sich aus der Barbarei erheben. Große Reformen sind in das Leben getreten. In religiöser Duldung steht mein Reich obenan, der Handel, die Gewerbe blühen auf. Ich kenne das Uebel, das unseren Landbau hemmt und will es an der Wurzel anfassen, ich will die Leibeigenschaft aufheben, ich will Deputirte aller Stände, aller Völker meines Reiches nach meiner Hauptstadt berufen, damit sie ein neues Gesetzbuch schaffen und diese Versammlung soll der Anfang eines Parlamentes sein!"

„Hat je ein Monarch dies Alles freiwillig gethan, wenn ihn keine Empörung dazu zwang?

„Ich thu' es, weil ich will, und dies giebt mir ein Recht, zu herrschen. Daß ich dies Recht so schwer erkaufen muß, ist das meine Schuld? Ich hasse Maria Theresia, weil es ihr so leicht gemacht wird, zugleich groß und tugendhaft zu sein. Kein starkes Herz kann ohne Liebe und ohne Ehrgeiz leben. Ich habe meinen Gatten gestürzt, weil ich mußte ...."

Die Fürstin sah sie mit einem bedeutungsvollen Blicke an.

„Und doch", fuhr die Kaiserin fort, ohne darauf zu achten, „und doch bedroht mich jeder neue Tag mit neuen schlimmen Zeichen! Als ich in Moskau festlich einzog, im kaiserlichen Hermelin, hat mich auch nur ein einziger Jubelruf begrüßt? Das Volk stand schweigend in den Straßen und staunte das Gepränge an. Die Garden bereuen ihre That und diese ehrgeizige Priesterschaft, die ich mit den Waffen des Jahrhunderts bekämpfe, stellt mir diesen Popanz entgegen, diesen blöden Prinzen Iwan! Aber dieser Popanz hat zum Unglück Blut in den Adern und ich werde dieses Blut vergießen müssen...."

„Aber wie?" fragte die Daschkow mit reizender Naivität.

„Wie?" Die Kaiserin versank in Nachdenken. „Wie?.. das ist es. Auf dem Hermelin sieht man jeden Blutfleck so abscheulich deutlich. Ich darf kein neues Blut vergießen."

„Ist das nöthig?" lachte die kleine Fürstin, mit den Spitzen spielend, welche den Schlafrock ihrer Herrin umsäumten. „Du wirst ihn liebenswürdig tödten, ohne Aufsehen."

Die Kaiserin erhob sich, trat an das Fenster und schwieg. „Es giebt doch Augenblicke, meine Kleine", sprach sie dann nach einer Weile, „wo mich die Herrschaft müde macht und trostlos."

Die Daschkow rührte sich nicht.

„Und was das Schlimmste ist, Katinka, Orlow langweilt mich."

Die „kleine Katharina" sah überrascht zu der großen Katharina empor, dann spielte ein allerliebstes muthwilliges Lächeln um ihre Mundwinkel.

„Jetzt wollen wir Toilette machen", rief die Kaiserin lachend, „und dann zu Pferde steigen und unserem treuen Volke unser Antlitz zeigen."

3.

Die Czarin gab Audienz im Sommerpalaste.

Zwei Welttheile hatten die seltsamsten Typen in ihrem Vorsaal zusammengeworfen. Neben dem runden Kaufmann von Nowgorod mit vollem Barte, dicken goldenen Ringen in den fleischigen Ohren, stand ernst der magere Tartare mit bronzenen Zügen, langem schwarzen Schnurrbart. Ueber den gelben, kahlen, geschlitzten Kopf des Kalmücken blickte das edle Antlitz, das kühne Auge des Kosaken. Leibeigene, Bauern, mächtige Große, Soldaten, Popen, Juden, Lipowaner, Jesuiten. Eine wunderliche Antichambre.

Mitten darin stand ein junger Officier, schlank, wohlgebaut, mit dem bleichen träumerischen Gesicht, den großen ruhigen Märtyreraugen eines Fanatikers.

„Lieutenant Mirowitsch vom Regimente Smolensk!" rief der dienstthuende Kammerherr. Wenige Augenblicke darnach stand der junge Officier vor seiner Kaiserin.

Sie trug über dem schwarzen Kleide, das sich knisternd über dem weiten Reifrock bauschte, ein breites blaues Ordensband, in dem hohen weißen Toupet einen kleinen Reichsapfel aus einem einzigen Diamant mit dem griechischen Kreuze: die Attribute der Herrschaft.

Der junge Officier sah aber nur den weißen Busen, der das blaue Band hob, die üppigen Locken, welche von dem gekrönten Haupt herabfielen, er sah zum ersten Male das schönste Weib seines Reiches, das ihn vom Kopf bis zum Fuße wohlgefällig musterte und gnädig, wie einen Sklaven. Er kniete nieder und überreichte seine Bittschrift.

„Steht auf."

„Ich huldige der schönen Frau", sprach bescheiden der Officier, „von der Monarchin verlange ich mein Recht." Damit erhob er sich und sah Katharina II. furchtlos in das Auge, über dem sich die stolzen Brauen etwas zusammenzogen.

„Wie ist Ihr Name?"

„Mirowitsch."

„Lieutenant?"

„Im Regimente Smolensk."

„Sie bitten um eine Gnade?"

„Um mein Recht."

Wieder zogen sich die stolzen Brauen zusammen.

„Nun, was wollen Sie?"

„Vor Allem eine Frage an Eure Majestät richten."

„Nun, die Audienz ist mindestens originell. Fragen Sie also, Lieutenant — wie gleich?“

„Mirowitsch.“

„Lieutenant Mirowitsch, Sie unterhalten mich.“

Mirowitsch biß die Zähne zusammen und wurde blutroth.

„Nun, fragen Sie mich. Ich befehle es.“

„Ertragen Sie die Wahrheit, Majestät?“

Die neronischen Brauen zuckten, aber im nächsten Augenblicke schon ruhte das schöne Auge der Monarchin mit Interesse auf dem jungen Officier.

„Nun eine Frage an Sie, Lieutenant — wie gleich?“

„Mirowitsch.“

„Lieutenant Mirowitsch, lieben Sie die Lectüre?“

„Leidenschaftlich, Majestät.“

„Sie lesen Romane, ich merke, Ihre Phantasie ist darnach, Ihr Ton. — Nun, ich habe auch lange Zeit Romane gelesen. Lesen Sie gute Bücher, Mirowitsch, allenfalls Voltaire. Ich lese eben seine Geschichte Peter des Großen und habe die Absicht, die Briefe dieses Monarchen, in denen er sich selbst malt, herauszugeben. Wissen Sie, was mir an seinem Charakter am Besten gefällt? Daß auf ihn — so zornig er auch war — die Wahrheit jederzeit ihre volle Wirkung übte.“

„Majestät!“

„Nun, sagen Sie mir jetzt, was Sie wollen.“

„Ich bin ein Ukrainer, Majestät, der Sohn eines stolzen freien Volkes, der Enkel jenes Mirowitsch, der mit Mazeppa focht, dessen Name in den Liedern der Kosaken lebt. Er büßte, wie Viele seines Volkes, den Abfall vom Czar mit dem Verluste seiner Güter. Hier steh' ich als sein Enkel, Majestät, mit einem großen edlen Namen, arm und dürftig, und bitte um mein Recht. Vergebens habe ich dieses Recht bei allen Aemtern, allen Gerichtshöfen dieses Reiches gesucht. Da dachte ich, das größte Herz in diesem Reiche müßte auch das beste sein und das gerechteste, und nun steh' ich vor Eurer Majestät und bitte jenen Spruch der Willkühr aufzuheben, mich in das Besitzthum meiner Väter wieder einzusetzen.“

Die Kaiserin lächelte. „Sie haben viel zu viel Romane gelesen, Mirowitsch“, sagte sie mit der Gutmüthigkeit der Löwin. „Ihr Recht soll geprüft werden, so sehr ich mir auch erlaube, an demselben zu zweifeln. Vertrauen Sie aber auf meine Gnade und — lesen Sie gute Bücher.“

Die großen Augen des armen Ukrainers fieberten der Kaiserin entgegen, er verneigte sich und machte eine Bewegung nach der Thür.

„Küssen Sie mir die Hand, Mirowitsch.“

Der junge Officier warf sich der Czarin zu Füßen und zwei Thränen fielen auf ihre Hand.

„Sie sind ein Kind, Lieutenant!“ rief Katharina II. überrascht.

„Lesen Sie Voltaire, und — warten Sie hier meine Entscheidung ab. Verstehen Sie, Mirowitsch?"

Verwirrt preßte dieser die kleine warme Hand der Kaiserin noch einmal an seine Lippen, und noch einmal. Dann erhob er sich und stürzte aus dem Kabinet.

Katharina II. blickte einen Augenblick lächelnd zu Boden, dann klingelte sie und berief den Polizeiminister.

„Notiren Sie —"

Die Excellenz zog ihr Portefeuille.

„Mirowitsch, Lieutenant im Regimente Smolensk."

„Alter?"

„Sie sollen ja keinen Paß schreiben."

„Also dieser Mirowitsch? —"

„Jung, schön, muthig, ehrgeizig. Legen Sie mir so schnell als nur möglich seine Conduite vor."

Der Polizeiminister verneigte sich.

„Apropos. Ich will auch wissen, ob er Liaisons gehabt hat und mit wem, und — ob er jetzt in diesem Augenblicke eine Geliebte hat. Verstehen Sie?"

„Ich verstehe. Eine Geliebte."

4.

Mehr als eine Woche war seit der Audienz des jungen Officiers verflossen, er wartete noch immer auf eine Erledigung seiner Bittschrift. Da fand er eines Abends, als er von einem Spaziergange zurückkehrte, ein elegantes Billet auf dem Boden seiner Stube liegen, es war offenbar durch das offene Fenster hereingeworfen worden. Die Adresse war an ihn gerichtet. Eine unbekannte Schrift, die kleinen unruhigen Züge einer Frau.

Der Inhalt lautete:

„Mein Freund! Sie erwarten eine Entscheidung der Kaiserin über Ihr Schicksal. Sie können lange warten. Die Kaiserin ist gütig, aber — vergeßlich. Um an diesem Hofe etwas zu erreichen, brauchen Sie Protection, die Protection einer Frau; denn die Frauen regieren in Petersburg. Ich will Ihre Protectorin sein. Wenn Sie Muth haben, so finden Sie sich heute Nacht, wenn die Uhr 11 schlägt, vor der Kirche von Kasan ein. Sie werden dort einen Wagen treffen. Man wird Ihnen die Augen verbinden, Hände und Füße schließen. Lassen Sie Alles mit sich geschehen, fragen Sie nicht, sträuben Sie sich nicht. Ein süßer Lohn erwartet Sie.

Eine Freundin."

Mirowitsch ging mit sich zu Rathe, er faßte und verwarf ein Dutzend Entschlüsse. Der Zeiger der Uhr gab zuletzt den Ausschlag, er nahm seinen Mantel, drückte den Hut tief in die Stirne und verließ das Haus. Die Nacht war sternenlos, finster. Dichte Nebel wallten um die Kirche von Kasan.

Als Mirowitsch dem Portale nahte, trat der dunkle Wagen beinahe gespenstisch hervor, die schwarzen Pferde scharrten ungeduldig den Boden. Zwei Vermummte empfingen ihn, legten ihm schweigend leichte Hand- und Fußschellen an und verbanden ihm die Augen mit einem weißen Tuche.

Derlei Abentheuer waren in Petersburg zur Zeit des Frauenregimentes unter drei Czarinnen — Anna — Elisabeth — Katharina — so gewöhnlich, daß kaum ein Vorübergehender über die geheimnißvolle Procedur erstaunt wäre. Es ging aber Niemand vorüber. Mirowitsch wurde in den Wagen gehoben, der Schlag geschlossen und fort ging es im rasenden Laufe.

Als das unheimliche Fuhrwerk hielt, Mirowitsch wieder Boden unter den Füßen fühlte, wehte eine scharfe schneidende Luft um ihn, er war offenbar im Freien.

Man führte ihn breite Steintreppen empor, durch einen Corridor, eine Reihe von Zimmern. Jetzt war er allein. Ein Lichtschimmer drang durch das Tuch. Noch ein Augenblick, dann sprach eine angenehme weibliche Stimme: „Besorgen Sie Nichts, Mirowitsch, Sie sind in guten Händen.“ Ein Frauengewand rauschte, zwei zarte Hände bemühten sich, den Knoten des Tuches zu lösen, die Binde fiel. Er sah sich in einem kleinen, mit orientalischem Luxus eingerichteten Gemache und wie er den Kopf wendete, erblickte er eine kleine zarte Frau in einem dunklen Ueberrock, eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesichte.

„Geduld, ich muß Sie vorerst von Ihren Fesseln befreien.“ Sie nahm ihm die Handschellen ab. „Nun lösen Sie selbst den Rest Ihrer Ketten.“

Mirowitsch gehorchte.

Eine kleine zitternde Hand faßte die seine und zog ihn auf eine Ottomane nieder.

„Verzeihen Sie meine Seltsamkeiten“, sprach die Dame mit der Maske, „aber ein Cavalier darf sich von seiner Dame schon Etwas gefallen lassen. Ich habe wichtige Gründe, mich mit Geheimnissen zu umgeben, aber Nichts soll mich hindern, Ihnen zu nahen, Sie zu lieben, Sie mein zu nennen. Ich liebe Sie, Mirowitsch.“ Sie lehnte sich an seine Schulter und schlang den Arm um seinen Hals. Mirowitsch fühlte sein Herz stärker schlagen, er faßte die Hand der geheimnißvollen Freundin, führte sie an die Lippen und sprach beinahe verschämt: „Vergeben Sie, daß ich Ihnen nicht von Liebe spreche, Madame, daß ich Sie bitte, mich sofort zu entlassen. Sie haben meinen Muth herausgefordert und mich so gezwungen, vor Ihnen zu erscheinen, aber ich kann Sie nicht lieben. Mein Geständniß kann Sie nicht verletzen; noch kenne ich Sie nicht, noch habe ich Ihre Züge nicht gesehen —“

„Sie sollen sie sehen —“

„Um Gotteswillen, nein.“

Die Dame antwortete mit einem muthwilligen Lächeln und nahm

die Maske herab. Es war ein fremdes, aber reizendes Gesichtchen, zwei große dunkle Augen .... zwei liebliche Lippen .....

„Nun, gefalle ich Ihnen nicht?"

Mirowitsch warf sich der reizenden Frau zu Füßen.

„Lachen Sie über mich, Madame; Sie verdienen, daß man Sie anbetet, daß man sich für Sie tödten läßt, aber mein Herz verbietet es mir, Sie zu lieben, meine Ehre, Sie zu täuschen."

„Sie lieben?" rief die Schöne überrascht.

„Ja, Madame", entgegnete Mirowitsch, indem er sich erhob.

„Eine Andere?"

„Ja — eine Andere."

„Und man sagte mir doch —" murmelte die Dame.

„Was Madame?"

„Daß Sie keine Liaison haben, noch keine Liaison gehabt haben."

„Man sagte Ihnen die Wahrheit."

„Wie versteh' ich das?"

„O, Madame, Sie sind schön, Sie sind vornehm, wenn Sie lieben, lieben Sie glücklich. Können Sie eine Liebe verstehen, wie die meine, eine Liebe ohne Glück, ohne Hoffnung, eine Liebe, die vor sich selbst erschrickt?"

„Ich verstehe Sie. Sie lieben eine Frau, die Ihnen unerreichbar scheint. Thörichtes Kind, wer sagt Ihnen, daß für die Liebe Etwas unerreichbar ist? Es wäre denn die Mutter Gottes von Kasan."

„Es kömmt beinahe auf dasselbe hinaus, Madame."

„Sie lieben?" rief die Dame heiter.

„Meine Kaiserin. Der Unterthan seine Monarchin, der Sklave seine Herrin."

In diesem Augenblicke bewegte sich der Vorhang, welcher das Fenster des Gemaches von oben bis unten schloß.

„Das ist freilich schlimm", sprach die Dame, „aber ich habe ein gutes Herz, ich will Ihnen helfen, so gut ich kann. Ich habe eine Freundin, Mirowitsch, welche die Gestalt der Kaiserin hat —"

„Nein, Madame, Sie verstehen mich nicht. Ich beschwöre Sie, entlassen Sie mich", rief Mirowitsch.

„So sehen Sie sie doch nur an — es ist ganz Ihr Geschmack. Da ist sie."

Der Vorhang theilte sich und eine hohe üppige Frau in einem schweren blauen Seidenkleide, das, vorn nach der Mode viereckig ausgeschnitten, ihre herrliche Brust unverhüllt zeigte, eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesichte, näherte sich dem überraschten Officier. Ein Wink von ihr entfernte ihre Freundin, sie machte zugleich eine Bewegung gegen den Divan und lud Mirowitsch mit der Hand ein, sich zu ihr zu setzen.

Dem jungen Officier stand das Herz still. Diese Frau hatte Etwas in ihrer Erscheinung, das ihn berauschte, etwas Herrisches in ihrem Wesen, das ihn ihr vollständig unterwarf. Nachdem sie die Arme auf

der Brust gekreuzt, ihn eine Weile angesehen hatte, lachte sie und fragte mit einer Stimme, bei der ihn ein tiefer Schauer überkam: „Wirst Du mich lieben können, Mirowitsch?"

„Nein"

Sie lachte wieder. „Du liebst also Deine Kaiserin?"

„Ich liebe sie, und so leidenschaftlich, so wahnsinnig, daß eine Dame Ihres Standes dies nicht verstehen kann", rief Mirowitsch.

„Warum nicht?"

Mirowitsch sprang auf und ging im Gemache auf und ab.

„Beruhigen Sie sich. Man sagt, daß die Kaiserin sehr verliebt ist und galante Abenteuer liebt. Vielleicht finden Sie Gnade vor ihren Augen."

Mirowitsch blieb stehen und sah die Maske beinahe erschreckt an.

„Ich glaube, Sie würden sich vor Ihrem Glücke fürchten."

Mirowitsch wich einen Schritt zurück, er war bis in die Lippen bleich geworden und bebte am ganzen Leibe. Jetzt erst hatte er diese Stimme wiedererkannt.

„Hast Du den Muth, Deine Kaiserin zu lieben?" rief sie und riß die Maske herab. Vor ihm stand Katharina II., gebieterisch, in hinreißender Schönheit; er aber sank vor ihr nieder und barg sein Antlitz an der Erde. —

5.

Im Pavillon von Gatschina saßen Katharina II. und die Fürstin Daschkow im vertraulichen Gespräche. Die Czarin war zu Pferde gekommen, sie trug hohe Männerstiefel von Saffian, wie sie von russischen Bäuerinnen und Kaufmannsfrauen im vollen Staate getragen werden, einen dunklen Männerüberrock, wie ihn die Modedamen damals trugen, einen kleinen dreispitzigen Hut mit wallender weißer Feder. Voll Ungeduld klopfte sie den Absatz ihres Stiefels mit der Reitpeitsche, stand von Zeit zu Zeit auf und warf sich wieder unmuthig in die Polster der Ottomane.

Die Daschkow betrachtete sie mit großer Neugier und plötzlich spielte ein feines Lächeln um ihre Lippen.

„Du lachst über mich, Katinka", sprach die Czarin, „was hast Du?"

„Du bist sehr verliebt."

„Weiß Gott, sehr verliebt, in wahrhaft unkaiserlicher Weise. Das ist es aber nicht allein. Mirowitsch liebt mich"....

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile. Die Kaiserin horchte auf. „War das nicht der Hufschlag eines Pferdes?"

„Nein."

„Mir schlägt das Herz", sprach Katharina II. und legte die Hand gegen die Brust.

„Du große kleine Frau!" rief die Daschkow. „Und was willst Du mit ihm anfangen?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete die Kaiserin und trat an das Fenster, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Du weißt es nicht?"

„Das Eine weiß ich nur", begann die schöne Despotin ernst, „gemein darf er nicht enden."

„Wie also?"

„Wie eine Flamme, die sich selbst verzehrt."

„Das ist ein grausamer Gedanke."

„Vielleicht, aber ein Gedanke voll Poesie."

„Muß er überhaupt enden?" fragte die Fürstin naiv.

Die Kaiserin nickte. „Mirowitsch ist kein Mann, um einen Orlow zu stürzen, zu ersetzen, er ist ein Schwärmer. Das, was ihn mir so liebenswürdig macht, macht ihn gefährlich für den Staat."

„Deine Liebe hat eine furchtbare Logik."

Katharina II. ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken, das Haupt gesenkt. „Er wird mir unbequem werden, er liebt mich, er ist leidenschaftlich, muthig, er wird Spektakel machen, mich compromittiren —"

„Und Dich langweilen", warf die Daschkow ein.

„Vielleicht auch das. Was also mit ihm anfangen? Er muß entfernt werden, aber wie?" — Die schöne Frau dachte jetzt kalt und ruhig über den Geliebten nach, wie über ein Staatsgeschäft. „Sein Fanatismus könnte mir vielleicht nützlich werden. Warte nur." Sie stand still und verschränkte ihre Arme auf der Brust. Plötzlich flog ein grauenhaftes Lächeln über ihre strengen Züge. „Welch' ein Gedanke!" rief sie, „ich habe es. — Was sagst Du dazu" — ihre Stimme sank zum Flüstern herab — „wenn ich diesen Mirowitsch benütze — um mich von Iwan zu befreien?"

Die Daschkow schauerte zusammen.

„Fürchte Nichts, Katinka, der sterbende Thronprätendent soll den unbequemen Liebhaber mitreißen in das Grab."

„Wie?"

„Ueberlaß das mir. — Ja. — Dabei bleibt es. Ich bin entschlossen. Zwei Sorgen fallen zugleich von meiner Brust, die mir den Schlaf raubten und die Ruhe. Ich werde bald wieder schlafen können!"

„Du bist grausam, Katharina!"

„Nur klug, meine Kleine."

Wenige Tage später erschien die Fürstin Daschkow im Cabinet der Kaiserin.

„Es ist die höchste Zeit, Deinen Plan auszuführen", sprach sie erregt, „Iwan muß sterben. Du kennst die Macht, welche die Priesterschaft über Dein Volk hat. Deine Reformen gefährden diese Macht und sie kehrt sich, heute noch in voller Kraft, gegen Dich. Sie nennen Dich eine Fremde, eine Aufklärerin, welche das alte Recht verletzt, die alten Sitten, den alten Glauben, und nennen gegen Dich den rechtmäßigen Czar Iwan, den Erben Rußlands nach dem Testamente der Czarin Anna."

„Verdammt!" rief die Kaiserin und stampfte mit dem Fuße.

„Du mußt Mirowitsch opfern, die Liebe Deiner Größe."

„Wer sagt Dir, daß ich Mirowitsch liebe?“ sprach Katharina II. „Ein Spielzeug! — Aber ich werde weinen, wenn ich es zerbrochen habe.“

6.

Als Mirowitsch an dem nächsten Abend in dem Pavillon von Gatschina eintrat, ruhte die Kaiserin auf der Ottomane und schien zu schlafen, die eine Hand unter dem Kopfe. Ein halb durchsichtiges Gewand von rosigem persischen Stoffe, ein offener dunkelgrüner Schlafpelz, mit schwarzem Zobel verschwenderisch ausgeschlagen und gefüttert, umflossen sie.

Mirowitsch näherte sich leise, kniete nieder und küßte ihren Fuß, welcher den Pantoffel abgestreift hatte.

Katharina II. schrack empor. „Ich habe einen bösen Traum gehabt“, flüsterte sie, „mir war, ich hätte Dich verloren.“

Statt einer Antwort sank das Haupt des Geliebten auf ihre Kniee. Katharina betrachtete ihn mit grausamem Vergnügen. „Geh, Du liebst mich nicht“, sprach sie dann mit einem Tone, der ihm in das Herz schnitt.

Entsetzt sprang Mirowitsch auf und warf sich im nächsten Augenblicke wieder leidenschaftlich zu ihren Füßen nieder. „Katharina! Du machst mich wahnsinnig!“ schrie er auf. „Binde mich an einen Pfahl und peitsche mich, bis mein Blut mich badet, ich werde jauchzen! Lege mich, wie die christlichen Märtyrer, auf einen glühenden Rost —“

„Narr!“ rief die Kaiserin.

„Sag' mir: „Du langweilst mich, ich will noch Dein sein bis zum nächsten Neumond, dann aber fällt Dein Haupt!“ und ich will nicht murren!“

Katharina lachte. „Nun, womit wollen wir beginnen“, sprach sie, indem sie ihm das verwirrte Haar aus der Stirn strich, „mit dem glühenden Rost?“

Mirowitsch zitterte. „Du hast heut etwas Besondres vor“, sprach er, „Du bist so seltsam schön!“

„Ja“, rief sie heiter, „ich will Dich fangen.“

„Bin ich nicht gefangen?“

„Noch nicht ganz.“

„Nun, so ziehe das Netz zusammen. „Ich verlange nur, Dir Etwas zu sein, ein Sklave, ein Ding, ein Spielzeug, ein Instrument. Mache aus mir, was Du willst und wirf mich weg, wenn ich Dir unnütz bin.“

Die Kaiserin sah ihn beinahe gerührt an. Dann beugte sie sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirne. „Mirowitsch“, sprach sie mit sanfter Stimme, „wenn Du mich liebst, befreie mich von einer Sorge — von —“

„Du hast Sorgen?“ sprach Mirowitsch zärtlich leise. „O! sprich, befiehl Deinem Sklaven.“

„Ich kann nicht ruhig schlafen, mein Geliebter“, — sie beugte sich zu ihm, und legte die Lippen an sein Ohr — „so lange Iwan lebt.“

„Prinz Iwan!“ rief Mirowitsch.

„Er ist der rechtmäßige Czar durch das Testament der Kaiserin Anna. Ich muß es selbst bezeugen. Ich habe ihn nicht entthront, die Czarin Elisabeth riß ihn aus der Wiege in den Kerker. Dort wuchs er auf, wie ein Thier im Käfig, fern von der menschlichen Gesellschaft. Ein Mann mit den Gedanken, mit dem Herzen, mit der Ausdrucksweise eines Kindes, reizt dieser blöde Prinz jetzt den Ehrgeiz aller Unzufriedenen, aller meiner Feinde. Man stellt ihn mir entgegen, man will mich durch ihn stürzen —“

„Nimmermehr!“ rief Mirowitsch. Er richtete sich groß auf, ein blinder Fanatismus lag in diesem Augenblick auf seinem bleichen Gesicht, in seinen versunkenen Augen.

„Der nächste Tag kann meinen Thron zertrümmern, mein Geliebter, willst Du mich im Kerker sehen, oder —“ Sie preßte die Hände vor das Gesicht.

„Soll ich ihn morden?“ flüsterte Mirowitsch. „Gebiete!“

Seine Stimme war heiser vor Aufregung.

„Mirowitsch!“ schrie Katharina auf. Sie schien erschreckt.

„Du mußt ihn aus dem Wege räumen“, fuhr er eifrig fort, „so sprich sein Todesurtheil und ich vollstrecke es. Laß mich dann auf das Rad flechten, rette Deinen Namen, ich sterbe gerne für Dich, Katharina!“ Er küßte ihre Hände, ihre Füße und weinte.

„Beruhige Dich, mein Freund“, sprach die Kaiserin, „ich werde Deine treuen Hände nicht mit Blut beflecken. Ich habe einen Plan. Du sollst ihn erfahren. Willst Du also in dieser Sache ganz nur mein Werkzeug sein?“

„Ich will“, entgegnete Mirowitsch, „ich bin ja Dein — Dein bis in den Tod.“

„Sprich nicht vom Tode“, flüsterte die Kaiserin, „mir schauert.“ Einen Augenblick war ihr schönes Antlitz grauenhaft entstellt. „Heute winkt uns das Leben, Mirowitsch“, rief sie dann mit dem Lachen einer Bachantin. —

7.

„Die Kaiserin geht nach Livland!“ flog es von Mund zu Mund. Die widersprechendsten Meinungen über den Zweck dieser Reise wurden laut. Zuletzt einigte man sich darin, daß Katharina II. dieselbe unternehme, um mit Poniatowski zusammenzutreffen.

Ehe Katharina den Reisewagen bestieg, wurde die Fürstin Daschkow in das kaiserliche Cabinet berufen.

Katharina II. ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sie schien ausnehmend heiter, summte eine frivole italienische Arie und betrachtete sich von Zeit zu Zeit mit einem gewissen Stolze im Spiegel.

„Ich bin schön“, sprach sie lebhaft, „ich habe Mirowitsch glücklich gemacht, er kann nun für mich sterben. Aber ich will ihn nicht mehr sehen. Der Abschied würde mich aufregen Hier sind die Instructionen für ihn, hier die Summen, die er braucht.“

Sie übergab Beides der Fürstin, schritt dann zu ihrem Schreibtische, nahm ein Actenstück von demselben, las es noch einmal aufmerksam und unterzeichnete hierauf rasch. „Lies!“

Die Daschkow las. Es war eine Ordre an die beiden, der Kaiserin treu ergebenen, Officiere Capitain Wlassiew und Lieutenant Tschukin, welche den Prinzen Iwan in seinem Kerker in Schlüsselburg bewachten und mit ihm in einem Zimmer schliefen und enthielt den Befehl, sobald ein Versuch zur Befreiung des Gefangenen gemacht werde, denselben auf der Stelle zu tödten. Begründet war derselbe durch die Aufregung, welche zu Gunsten des Prinzen immer bedrohlicher an den Tag trat.

„Für Petersburg habe ich meine Maßregeln getroffen“, sprach Katharina II. mit imposanter Ruhe, „Orlow nehme ich mit mir; Panin bleibt, ihn überlasse ich Dir, Du bewachst ihn, Du haftest mir für ihn. Mein Sohn, der Thronfolger, bleibt in seinen Händen.“ Die Daschkow machte eine Bewegung. „Ich kenne Panin“, fuhr die Czarin majestätisch fort, „es könnte ihm einfallen, meine Abwesenheit zu benutzen, den Großfürsten Paul zum Kaiser auszurufen und für den Knaben zu regieren; aber Panin ist vorsichtig und unentschlossen. Bei der ersten Regung einer Empörung bemächtigst Du Dich meines Sohnes und bringst ihn zu mir. Die besten Officiere der Garde begleiten mich, was hier bleibt, sind junge Leute ohne Kriegserfahrung. Im entscheidenden Augenblicke werden an die Feldregimenter scharfe Patronen ausgetheilt und wagen die Garden den Aufstand mit der blanken Waffe, dann habe ich die Armee in Livland und wehe ihnen, wenn ich als Siegerin in meiner Hauptstadt einziehe. Leb wohl!“ — — — —

An demselben Tage, an welchem die Kaiserin Petersburg verließ, kehrte auch Mirowitsch zu seinem Regimente zurück, welches eben in der Stadt Schlüsselburg in Garnison lag. Die Compagnien desselben, zu 100 Mann, lösten sich Woche für Woche bei dem Dienste in der Festung ab.

Acht Mann bewachten den Gang zu der Casematte, in welcher der rechtmäßige Czar Iwan gefangen gehalten wurde.

Mirowitsch verbrannte sofort nach seinem Eintreffen in Schlüsselburg seine Instructionen sorgfältig an dem Feuer seines Kamines und ging dann mit ebensoviel List als Fanatismus an die Ausführung derselben.

Mit dem Gelde, das ihm die Fürstin Daschkow eingehändigt hatte, bestach er drei Unterofficiere und zwei Soldaten seines Regimentes. Er sagte ihnen, der Prinz Iwan sei ihr rechtmäßiger Czar nach dem Testamente der Kaiserin Anna und er habe den Entschluß gefaßt, denselben aus seinem Kerker zu befreien.

Kurz darauf traf ihn selbst der Wochendienst und er benutzte denselben, um alle Verhältnisse der Festung auszukundschaften und bestimmte endlich die Nacht des 16. Juli für die That.

An demselben Abend ging sein Dienst zu Ende. Er bat den Commandanten Berednikow um die Erlaubniß, denselben noch fortsetzen zu dürfen. Der Festungscommandant ertheilte sie ihm nicht nur bereitwillig,

sondern vergaß sogar, wie es schien, ihm die Schlüssel der Festung abzufordern.

In der Nacht des 16. Juli 1765, Schlag 1 Uhr, öffnete Mirowitsch seinen Mitverschworenen die Ausfallpforte. Sie eilten auf die Wache, riefen die Compagnie zusammen und Mirowitsch las den Soldaten mit lauter Stimme einen falschen Ukas des Senates. „Da die Kaiserin Katharina II. müde ist, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen, die ihren ruhmwürdigen Bemühungen in keiner Weise entgegen kommen, hat sie den Entschluß gefaßt, das russische Reich zu verlassen und sich mit dem Grafen Orlow zu vermählen." — Bei diesen Worten zitterte seine Stimme. — „Jetzt, wo sie an der Grenze ihres Reiches angelangt ist, will sie die Kaiserkrone dem unglücklichen Fürsten Iwan zurückgeben. Darum befiehlt der Senat dem Lieutenant Mirowitsch, denselben aus dem Gefängniß zu befreien und sofort nach Petersburg zu bringen."

Die Soldaten brachen in wilden Jubel aus; mehr als fünfzig derselben griffen sofort zu den Waffen, einige hoben Mirowitsch auf die Schultern und fort ging es unter Hurrahrufen zu der Wohnung des Commandanten. Berednikow war seltsamer Weise noch nicht zur Ruhe gegangen und kam ihnen in voller Uniform entgegen.

„Im Namen des rechtmäßigen Kaisers Iwan, den ihr ungerecht gefangen haltet, Euren Degen!" rief Mirowitsch.

Berednikow übergab ihn schweigend und wurde auf Mirowitsch's Befehl von zwei Verschworenen in seiner Wohnung bewacht.

Mirowitsch drang nun mit seiner Schaar in die Casematte, welche zu Iwans Kerker führte. Die Wachen gaben Feuer. Von beiden Seiten fielen Schüsse, ohne daß Jemand verwundet wurde. Man hatte den Soldaten blinde Patronen ausgetheilt.

Mirowitsch erreichte zuerst die Thür des Gefängnisses und pochte mit seinem Degengefäß an dieselbe.

„Wer da?" rief Capitain Wlassiew.

„Gute Freunde!" schrie Mirowitsch. „Oeffnet! Im Namen des Senates, öffnet!"

„Wir dürfen nicht", entgegnete Tschekin.

„Dann brechen wir die Thüre ein!" rief Mirowitsch. Zugleich stemmten sich mehrere der Empörer gegen dieselbe. „Gebt unsern Czar!"

„Wir können keinen Widerstand leisten", schrie Wlassiew, „wir müssen den Prinzen tödten, so lautet unsere Ordre."

Prinz Iwan war durch den Lärm erwacht und saß bleich, mit erschrockenen Augen auf seinem Bette.

Die beiden Officiere warfen sich mit einem Male auf ihn. Iwan sprang auf Wlassiew los und suchte ihm den Degen zu entreißen; in demselben Augenblicke stieß ihm Lieutenant Tschekin den seinen in den Leib. Der Prinz wankte und brach mit einem Schrei zusammen. Beide stachen nun in ihn hinein, bis er mit acht Wunden in seinem Blute lag.

Dann öffnete Wlassiew die Thüre mit den Worten: „Da habt Ihr Euren Czar!“

Mirowitsch und die Soldaten, welche mit ihnen in den Kerker gedrungen, standen gesenkten Hauptes schweigend um einen Sterbenden. In wenig Augenblicken war Alles vorbei. Mirowitsch wendete sich erschüttert ab. „Flieht!“ rief er den Soldaten zu, „der Czar ist todt. Unsere heldenmüthige That hat diesen traurigen und verderblichen Ausgang herbeigeführt. Flieht! Ich gebe mich der Kaiserin gefangen.“ Damit reichte er seinen Degen dem Capitain. Die Empörer warfen zugleich die Waffen weg und baten um Gnade.

Noch in derselben Nacht sendete der Festungscommandant einen Courier an die Kaiserin. Als Katharina II. die Nachricht empfing, leuchtete einen Augenblick eine entsetzliche Freude in ihrem Antlitz. Dann biß sie die Zähne zusammen. Sie dachte an Mirowitsch.

Eine Stunde später war sie auf dem Wege nach Petersburg.

8.

Der Tod des Prinzen Iwan rief in der Hauptstadt eine ungeheure Aufregung hervor; man beschuldigte den Hof, die Kaiserin geradezu des Mordes. Der Pöbel, die Garden zeigten eine verdächtige Bewegung. Die Fürstin Daschkow gab sofort, im Namen der Kaiserin, dem Generallieutenant Weymarn den Befehl, die Feldregimenter in den Kasernen zu consigniren und ließ scharfe Patronen an dieselben austheilen.

Mitten in der Verwirrung erschien die Kaiserin, ruhig, siegesgewiß. Sie betrachtete die Volkshaufen, welche ihrem Wagen folgten, mit einem verächtlichen Lächeln, indem sie mit den Fingern auf dem Wagenschlage trommelte.

Noch an demselben Tage trat sie vor den Senat, mit eiserner Stirne, im vollen kaiserlichen Pomp.

„Eine entsetzlich blutige That ist geschehen“, sprach sie majestätisch, „eine Schaar von Wahnsinnigen hat sich gegen uns empört und in der Absicht, den unglücklichen Prinzen Iwan zu befreien und auf unseren Thron zu erheben, dessen Tod herbeigeführt. In Bezug auf diesen, von meinen Vorgängern als Staatsgefangenen behandelten Prinzen, habe ich nur die Befehle bestätigt, welche den mit seiner Bewachnng betrauten Officieren von der letzten Regierung ertheilt worden sind. Ich hätte, als absolute Herrscherin in diesem Reiche, das Recht, den Zusammenhang des Schlüsselburger Attentates durch eine von mir ernannte Commission unmittelbar unter meinen Augen untersuchen zu lassen. Mir ist aber dies verabscheuungswürdige Verbrechen so sehr zu Herzen gegangen, daß ich mich für diesen ganz besonderen Fall meiner höchsten Gewalt entkleide und dem Senate hiermit die Machtvollkommenheit ertheile, die Untersuchung über die bei diesem Attentate verwickelten Personen zu führen, und in letzter Instanz ohne Appellation über dieselben die rechtskräftigen Urtheile zu fällen.“ —

So groß die augenblickliche Wirkung dieser Erklärung auf den Se-

nat war, nahm das Volk dieselbe doch nur mit Mißtrauen auf, und in der Gesellschaft flüsterte man, die zwölf Senatoren, welche in diesem Gerichtshof gewählt wurden, seien durchaus ergebene Creaturen des Hofes, das Ganze ein abscheuliches abgekartetes Spiel.

Indeß waren Mirowitsch und seine Mitschuldigen in Ketten nach Petersburg gebracht worden. Der Erstere zeigte einen Gleichmuth, ja eine Heiterkeit, welche neuen Verdacht erregten. Gleich im ersten Verhöre sagte er ruhig, er habe die Absicht gehabt, die Kaiserin zu stürzen, den wahren Herrscher zu befreien. In diesem Sinne beantwortete er alle Fragen, welche im Laufe des Processes an ihn gerichtet wurden, klar, besonnen, ohne Umschweife, ohne sich nur ein einziges Mal in Widersprüche zu verwickeln. Nero konnte mit seinem Opfer zufrieden sein.

Am 20. September 1765 wurde endlich das Urtheil in diesem historischen Processe gesprochen.

Mirowitsch wurde mit Zustimmung des Synods, der Inhaber der drei ersten Rangclassen und der Präsidenten der Collegien als Aufrührer und Reichsverräther schuldig erkannt und zur Enthauptung durch das Beil verurtheilt. Er hörte das Urtheil schweigend mit kaltem Blute an, dann senkte er das Haupt und ein seltsames Lächeln flog über sein bleiches Gesicht. Seine Mitschuldigen, 58 an der Zahl, wurden theils zu Spießruthen, theils zu Zwangsarbeit verurtheilt.

Das Urtheil wurde der Kaiserin durch den Senator Neplajew zur Bestätigung vorgelegt

Katharina II. saß an dem riesigen holländischen Kamine ihres Arbeitszimmers und las der Daschkow einen launigen Brief aus Ferney vor. Neplajew übergab das Actenstück, Katharina blickte hinein, warf es gleichgültig auf den Kaminsims und entließ den Senator mit einer gnädigen Kopfbewegung.

„Es ist das Urtheil“, sprach die Daschkow erregt.

„Ja, Mirowitsch ist zum Tode durch das Beil verurtheilt“, entgegnete die Kaiserin nachlässig.

„Wirst Du es unterzeichnen?“ fragte die Fürstin rasch.

„Hör' erst den Brief zu Ende“, sprach Katharina heiter. Die Daschkow überlief es. Als die Czarin zu Ende war, hob sie das Urtheil vom Kaminsimse und breitete es auf ihrem Knie aus.

„Gieb mir eine Feder, Katinka.“

„Du wirst sein Todesurtheil unterzeichnen?“ schrie die Daschkow auf

„Gewiß. Gieb mir die Feder.“

Die Fürstin erhob sich langsam.

„Rasch!“ Die Kaiserin ergriff die Feder, welche ihr die Daschkow reichte, und setzte mit einem energischen Zuge ihren Namen unter das Todesurtheil des Geliebten.

„Du wirst es aber nicht vollziehen lassen, Du kannst es nicht!“ rief die Fürstin.

„Und warum nicht, Kleine?“

„Panin war bei mir“, fuhr die Daschkow fort, „Mirowitsch rechnet zuversichtlich auf Gnade.“

Katharina zuckte die Achseln. „Ich könnte ihn begnadigen“, sprach sie lächelnd, „ihn verbannen, aber wird er leben können ohne mich?“

„Du kannst noch scherzen?“

„Nun, denn Ernst, Katinka“, fuhr die Kaiserin mit strengem, unerbittlichem Gesichte fort. „Man klagt uns des Mordes an in ganz Europa, man beschuldigt uns des Einverständnisses mit Mirowitsch; wenn ich ihn schone, bestätige ich den Verdacht. Ich muß ihn opfern.“

„Und wenn Du Dich in seinem Charakter irrst?“ warf die Daschkow ein. „Er hofft auf Gnade. — Wenn er sich getäuscht sieht? wenn er auf dem Schaffot Enthüllungen macht?“

„Auch das ist zu bedenken“, sprach die Kaiserin, „er liegt nun zwei Monate in Ketten und es muß erbärmlich kalt in einem Kerker sein.“ Die Kaiserin lehnte sich zurück und hob die Augen zum Plafond empor. „Ich möchte ihn sehen. — Ich sollte ihn sehen. Der arme Teufel! Nichts kann ihn retten, er muß sterben, aber er muß bis zum letzten Augenblicke glauben, daß ich ihn liebe, daß das Ganze nur ein grausames Spiel ist und in diesem Glauben muß ihn das Beil des Henkers treffen.“

9.

Es war die Nacht vor der Hinrichtung.

Mirowitsch lag auf dem feuchten Strohlager seines finstern kalten Kerkers, das Antlitz zur Erde, und seltsame Gedanken, seltsame Empfindungen zogen durch sein Hirn, seine Brust. Er sah die Mutter, die ihm am winterlichen Feuer die alten Geschichten seines Volkes erzählte und wunderbare Märchen und ihm Kosakenlieder sang voll wildem Freiheitssinn und Lebensübermuth; er sah den alten Diener, der ihn zum Regimente geleitet und ihn bewacht hatte, wie seinen Sohn, der den jungen Fähnrich nach einer in Trunk und Spiel durchwachten Nacht am Morgen wie ein Vater schalt und meisterte. Beide lagen längst im Grabe und er war allein, allein im Kerker, in Ketten, und auch sie hatte ihn verlassen, die er bis zum Wahnsinn liebte, für die er zum Rebellen, zum Mörder geworden war. — — Nein, — sie nicht.

Die Wand rasselte und that sich auf, ein Luftzug kam über ihn, ein Gewand rauschte, er richtete sich auf. Katharina II. stand an seinem Lager und er — er lag jetzt zu ihren Füßen und küßte wieder diese kleinen Füße und seine Thränen flossen auf sie herab.

Die Kaiserin war durch eine geheime Thür in seinen Kerker getreten, sie hielt eine Fackel in der Hand, welche sie in einer eisernen Schließe an der Wand befestigte, um sich dann zärtlich über ihn zu beugen.

„Es ist kalt hier“, sprach sie, indem sie fröstelnd den kostbaren Pelz über ihrer Brust zusammenzog. „Du bist so bleich. Wie ist Dir, mein Freund?“

„Gut, gut“, sagte er leise und lehnte sein Haupt an ihr Knie, seine Augen glühten wie im Fieber. „Nur manchmal —“

„Was sagst Du?“

„Manchmal faßt mich doch ein Schauer“, fuhr er fort, „ich bin so lange schon im Kerker, in schweren Ketten und verurtheilt, zum Tode verurtheilt, und Du hast das Urtheil bestätigt. Das Spiel ist furchtbar ernst geworden, Katharina. — Ich habe mich, wie Du gewollt, ganz in Deine Hand gegeben. Da hast Du mich nun, wie ein Ding. Ja, schlimmer noch, denn das Ding hat kein Empfinden, keine Gedanken, keine Einbildungen. Und ich bilde mir mancherlei ein. Ich habe Dich so lange nicht gesehen, Du bist mir fremd geworden und Leben und Tod ist bei Dir!“

Die Kaiserin schwieg.

„Wir spielen ein furchtbares Spiel“, sprach sie dann, „aber das Spiel muß zu Ende gespielt werden. Ich kann es Dir nicht ersparen. Man klagt mich laut des Einverständnisses mit Dir an. Ich darf Dich erst auf dem Schaffote begnadigen.“

Mirowitsch sah sie entsetzt an, mit großen Augen, wie ein Kind

„Fürchte Nichts!“ rief sie und zog ihn höher an ihre Brust.

„Verrathe mich nicht!“ flehte er mit zitternder Stimme. „Wenn Du mich tödten mußt, sag' es, ich sterbe gerne für Dich.“

Die Kaiserin lächelte sonderbar und leise, wie in Gedanken. Er fieberte in ihren Armen, die düstere Wölbung des Kerkers schwand für einen Augenblick. „Steige muthig die Stufen zu dem Blutgerüst empor, mein Freund, denn ich will nicht, daß man sich an Deiner Todesangst ergötzt. Sei ruhig, ich selbst bringe Dir Gnade und statt des weißen Tuches winkt Dir von Weitem schon mein Hermelin.“

Mirowitsch stützte das glühende Gesicht in beide Hände. „Wenn Du mich täuschen könntest!“ murmelte er.

„Welch ein Gedanke!“ lachte die Kaiserin, aber ihr Lachen klang so hölzern, gezwungen, daß eine entsetzliche Angst über ihn kam; er warf sich vor ihr nieder und umfaßte verzweifelt ihre Kniee.

„Mir schaudert, Herrin, wenn Du mir nicht gnädig bist — wenn Du mich tödten läßt. Ich zittere vor Dir. Erbarme Dich!“

Katharina II. lachte. „Es ist blos kalt und feucht hier“, rief sie; „auch mich fröstelt. Ich werde gehen.“

Kaltblütig machte sie sich von ihm los und nahm die Fackel. Seine Hände sanken herab, er kniete vor ihr, stumm, apathisch, wie der Sklave vor der Gebieterin, der Verbrecher vor seinem Richter.

„Ich leide furchtbar, Katharina“, flüsterte er.....

In der Thür wendete sie sich noch einmal zu ihm.

„Du sollst bald erlöst werden“, sprach sie milde. „Leb wohl!“

„Leb wohl!“

10.

Der Tag brach an.

Tiefer Schnee lag auf Dächern und Straßen, die Sonne schwamm als eine rothe Dunstkugel in dem weißen Himmel.

Das Commando, welches Mirowitsch zur Hinrichtung abholte, fand ihn schlafend, ein heiteres Lächeln verklärte sein Gesicht. Er hörte die

Kolben rasseln und richtete sich auf. Aus seinen Träumen schwebte das Bild des wahnsinnig geliebten Weibes in die furchtbare Wirklichkeit herüber und erfüllte sein Herz mit süßer Hoffnung.

Mirowitsch stand auf und verließ festen Schrittes seinen Kerker, ihm winkte Glück und Freiheit! Er grüßte freudig die scharfe Luft, die seine Wangen kühlte, das rosige Licht, den heimathlichen Schnee.

Aufrecht, das Haupt stolz erhoben, ein Lächeln um die Lippen, schritt er im Zuge, den rauhen Soldatenmantel um die Schultern. Seit 22 Jahren hatte die Hauptstadt keine Hinrichtung gesehen, Landvolk war herbeigeströmt, der Zug konnte durch die vollgestopften Straßen nur langsam vorwärts kommen. Alle Fenster, alle Balkone waren besetzt und Schritt für Schritt kam er dem Blutgerüste näher; der Gedanke machte Mirowitsch wieder erbleichen, ihn fröstelte. Der Priester sprach zu ihm von der Sünde, der Vergeltung und dem ewigen Leben Er hörte nichts. Ihm klang immer nur eine Stimme im Ohr: „Ich selbst bringe Dir Gnade.“

Aber es war so früh, die Nebel lagen noch auf der Erde; wenn sie ihn vergaß? Wenn sie die Stunde verschlief?

Schon sah er das Schaffot, es ragte hoch über die Häupter des Volkes empor, welches es umgab. Ein Regiment Fußvolk hatte ein großes Viereck um dasselbe gebildet, nur einzelne Schlitten vornehmer Damen, welche in prächtigen Pelzen dasaßen und ihn lorguettirten, hatten in demselben Einlaß gefunden.

Am Fuße des Gerüstes empfing der Gerichtshof den Verurtheilten. Noch einmal wurde feierlich das Schuldig über ihn gesprochen. Kalten Blutes, ruhigen Augesichts hörte Mirowitsch das Urtheil verlesen, sah er den Stab brechen, die Kerze verlöschen.

Man übergab ihn dem Henker.

Als man ihm die Hände auf den Rücken band, überlief es ihn. Er fühlte sich nun vollkommen willenlos der Gewalt, der Gnade oder Ungnade der Geliebten hingegeben. „Ich selbst bringe Dir Gnade!“ murmelte er und ein sanftes Lächeln überflog sein entsetzlich bleiches Gesicht.

Man zögerte noch. Der Polizeimeister blickte auf die Uhr und flüsterte mit dem Henker; er hatte den Befehl, bis zu einer bestimmten Stunde und Minute auf Begnadigung zu warten.

Jetzt führten sie Mirowitsch endlich die Stufen des Schaffotes empor, jetzt stand er oben und blickte herum. Eine unabsehbare Menge umgab dasselbe, todtenstille. Noch keine Bewegung, welche das Nahen der Monarchin angekündigt hätte. Ein tiefer Schauer kam über Mirowitsch, die Kniee bebten ihm. Da stand der furchtbare Block, der Henker stützte das blanke Beil auf denselben. Man wollte Mirowitsch die Augen verbinden, er wies es zurück und blickte gegen Norden. Von dort mußte sie kommen. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf!

Da sah er einen Schlitten, der pfeilschnell herangeflogen kam, näher, immer näher, sie war es — ihr Hermelin glänzte im Sonnenlicht.

Lächelnd kniet er nieder, noch einmal blickt er hinüber, er erkennt sie, die Menge wogt auf und ab, er legt sein Haupt auf den Block....

Die Kaiserin fliegt im phantastischen Schlitten, in Zobelfellen köstlich gebettet, herbei, sie trägt einen Ueberwurf von blutrothem Sammet mit Hermelin — er sieht Alles deutlich — und hat eine hohe Mütze von Hermelin auf dem Haupt. Heute ist sie eine Göttin, die Leben giebt und nimmt. An ihrer Seite sitzt die Fürstin Daschkow und zittert.

Der Schlitten der Kaiserin theilt die Menge, sie sieht das Schaffot, sie sieht Mirowitsch knieen — ein Blitz fährt durch die Luft — — die Fürstin Daschkow schließt die Augen —

Jetzt hebt der Henker ein blutiges Haupt empor und zeigt es der Menge. „Hoch lebe die Kaiserin!" rufen sie und grüßen. Zufrieden nickt sie nach allen Seiten und rasch ist sie im Schlitten entschwunden.

Die Fischgründe der Nordsee.

Wenn das Institut der Gesellschaftsreisen sich in Deutschland befestigen sollte, so wird eines schönen Sommertags vielleicht von der Elbe oder der Weser aus ein Schraubendampfer von der Art der deutsch-amerikanischen Postschiffe in See stechen, um eine Gesellschaft gebildeter Männer und Frauen der Reihe nach zu den verschiedenen Fischgründen der Nordsee zu führen. In der That, warum sollten nicht auch Damen an einer so lohnenden Meerfahrt sich betheiligen? Auf dem langen und breiten Deck, in den geräumigen Cajüten-Salons jener „schwimmenden Paläste“ ist die Seekrankheit bei heiterm, ruhigen Sommerwetter nicht Regel, sondern Ausnahme. Das Interesse aber, zu sehen, woher die Steinbutt und Schellfische, die Hummern und Austern kommen, und wie sie gefangen werden, ist doch für die Beherrscherinnen der Küche und des Speisezettels wahrscheinlich nicht geringer als für uns, die bloßen Nutznießer der Tafel.

Ein solches Dampfschiff, das in Hamburg oder Bremerhaven seine Reisenden aufnähme, würde natürlich hinter sich zurücklassen den eigentlichen Flußfischfang. Der Lachs käme ihm schwimmend oder frisch gefangen nicht zu Gesicht; denn obwohl ein Seefisch, geht derselbe um zu laichen viele Meilen stromaufwärts, und in der Weser z. B. werden die meisten bei Hameln gefangen, wo ein Wehr sie hindert, ihren Weg noch wie in früheren Zeiten bis nach Münden hin, der Vereinigungsstelle von Werra und Fulda, fortzusetzen. Der Neunaugenfang ist am reichlichsten bei Elsfleth, wo die Fahrbarkeit der Weser für große Seeschiffe allmählich aufhört, und für die Elbe nicht einmal im Hauptstrome selbst, sondern in einem Nebenflusse, der an Lüneburg vorüberfließenden Ilmenau. Indessen finden sich auch da, wo Salzwasser mit süßem Wasser sich mischt, immer noch große und kleine Fische vor: der gewaltige Stör, der zu demselben Zwecke wie der Lachs in Elbe und Eider hineinschwimmt, seiner Größe und Schwerfälligkeit halber aber lange nicht soweit hinaufkommt, — die silberglänzenden kleinen Stinte, von denen Dutzende zu einer Mahlzeit gehören, — und jene kleinsten eßbaren Schalthiere, die Garnelen oder Granaten, an denen der Jade-Busen besonders reich ist.

Schwimmen wir nun aber auf dem Verdeck des majestätisch dahin gleitenden Dampfers ins offene Meer hinaus, so haben wir uns bald zwischen einer Fischerflotte den Weg zu bahnen, die ungefähr die Mitte hält zwischen Strom- und Küstenfischerei. Es sind die Ewer von Blankenese und der Elbinsel Finkenwerder, — oder wenn wir weiter westwärts die



Gerichtsscene.

Gezeichnet von Paul Meyerheim. Gestochen von Th. John.

Küste entlang blicken, die Schaluppen der ostfriesischen Inseln Spiekeroog, Norderney und Borkum. Sie sind nur für stille Luft und ruhige See gebaut, müssen sich daher in der Nähe des Landes halten, um vor aufziehendem Unwetter rasch den Hafen suchen zu können. Eben dazu nöthigt sie aber auch schon die Schwierigkeit, ihren Fang lange frisch zu erhalten. Sie bewahren ihn in der sogenannten Bünn oder Bunge auf, einem vom Fahrwasser durchflossenen abgesonderten Theil des untern Schiffsraumes, in welchem der gefangene Fisch sich allerdings etwas länger hält als in trockener Luft, aber bei weitem nicht so lange und gut wie in Eis. Baldige Beförderung zum Markte ist daher für diese Art von Fischfang eine Hauptsache. Ihr Werkzeug ist theils die Angel, auf die sie als Köder kleine im Watt lebende Würmer stecken, — theils die Kurre oder das englische Grundnetz, das über den Meeresboden hinstreichend vorzugsweise die dort zu findenden werthvollen Plattfische wie Steinbutt, Zungen und Schollen aufnimmt, während mit der Angel fast lediglich Schellfische oder Dorsche gefangen werden. Das Fischen ist übrigens nicht die einzige Beschäftigung dieser Ewer und Schaluppen. Wenn der Seefahrer sie nach einem tüchtigen Sturme zu Dutzenden aus ihren Zufluchtshäfen hervorschwärmen sieht, so weiß er, daß sie sich vor allem umsehen, ob nicht hier oder da ein frisch verlassenes Wrack auf der Sandbank sitze, um an diesem die lachenden, wenn auch ungerufenen Erben zu spielen. „Vid geit up Büt", d. h. David geht auf Beute aus, ist auf der Elbe ein allgemein bekanntes Sprichwort, das sich an den herrschenden Vornamen der Blankeneser Fischer und deren angenommene Lieblingsbeschäftigung heftet.

Noch vor kurzem hätte man jenseits des nächsten Küstensaumes so gut wie gar keine deutschen Fischerfahrzeuge mehr gefunden. Denn der ostfriesische Häringsfang sowohl als der hanseatische Walfischfang gehören vergangenen Zeiten an; und den Fang frischer Seefische, der in der Nordsee so lohnend ist, haben wir bis ins vorige Jahr hinein den Engländern allein überlassen. Nur was den schon geschilderten Elb-Ewern hart am Strande ins Netz lief oder den ostfriesischen Schaluppen-Fischern an die Angel biß, kam auf deutsche Tafeln. Rund um Helgoland herum dagegen schon sah der deutsche Badegast mit Unwillen das Meer von nichts als englischen Smacks besetzt, die den weiten Weg nach London oder Hull nicht scheuten noch unlohnend fanden, während es schien, als ob Bremerhaven und Hamburg zu weit seien, um die Trägheit und Muthlosigkeit deutschen Unternehmungsgeistes auf diese unerschöpflichen Jagdgründe hinauszulocken. Den Engländern ist es nicht genug, von unseren Fettweiden das gemästete Vieh in immer dichteren Schaaren auf den Londoner Markt in Copenhagen-Fields zu holen. Sie versorgen auch den Londoner Fischmarkt, Billingsgate, mit Schollen und Zungen, die sie fast im Angesicht der deutschen Küsten fangen, behandeln also den ganzen Boden der Nordsee wie eine englische Viehweide. Es kann uns natürlich nicht einfallen, ihnen dabei Hindernisse in den Weg legen zu wollen, denn das Meer ist frei, und seine Schätze gehören dem, der sich

die Mühe nimmt sie aufzulesen. Wohl aber sollte ihr Beispiel uns lehren, ebenfalls von dem Fleische in unser Haus zu holen, das kein Futter kostet. Diese Lehre ist denn endlich auch verstanden worden. Erst in Bremen, dann in Hamburg und Bremerhaven haben sich seit dem Herbste 1866 Fischerei-Gesellschaften gebildet, welche mit zum Theil ansehnlichem Capital den englischen Smacks Concurrenz machen. Ihre Kutter führen wie die Blankeneser und Finkenwerder'schen Ewer die Kurre, das mächtige vielfassende Grundnetz; aber sie sind wetterfest gebaut, so daß sie selbst im schlimmsten Sturme nicht, geschweige denn bei leichteren Brisen den Hafen zu suchen brauchen, und sie legen den Fisch gleich nach dem Fange, geschlachtet und ausgeweidet, in Eis, so daß sie erst eine ordentliche Ladung zusammenbringen können, bevor an Transport auf den Markt gedacht werden muß. Auf diese Art ist jene reichliche und regelmäßige Versorgung des Binnenlandes mit frischem Fisch möglich, welche denselben allein zu einem ständigen Nahrungsmittel der Mittelclassen machen kann. So lange die Hausfrau nicht sicher ist, Tag für Tag frischen Fisch auf dem Markte zu finden oder ihn sich im Hause anstellen zu sehen, — wie, im Zusammenhang mit der englischen Wohnungsform, in Bremen geschieht, — so lange kann sie Fischgerichte nicht in die regelmäßige Reihenfolge ihres Speisezettels aufnehmen. Erst jene neue Betriebsart stellt ihr dies in Aussicht: das Schiff, das das ganze Jahr hindurch fischen kann, das Netz, das die kostbaren und daher vorzugsweise transportfähigen Plattfische in Massen vom Grund des Meeres heraufholt, das Eis, in welchem sie sich wochenlang frisch erhalten, die Eisenbahn endlich, die zwischen dem Augenblick, wo der Fisch im Hafen ans Land gehoben, und dem Augenblick, wo er tief drinnen im Lande irgendwo aufs Feuer gesetzt wird, eine möglichst kurze Zeit verstreichen läßt.

Wenn wir also bei unserer Fahrt über Helgoland hinaus Fischerfahrzeuge mit der jungen schwarz-weiß-rothen Flagge Norddeutschlands an der Gaffel dem Fange obliegen sehen, die ganze Mannschaft über das Netz gebeugt, das hinter dem Schiffe dreinschleppt, sich immer dichter und schwerer anfüllend, so werden wir sie als Pioniere einer neuen für die Volksversorgung nicht unwichtigen Industrie begrüßen dürfen. Dies aber nicht allein; denn doch nicht dies ist es eigentlich gewesen, was zur Einbürgerung dieser besondern Art von Seefischfang an der deutschen Küste geführt hat. Die Triebfeder der ersten Unternehmung wird uns deutlich werden, wenn der Zufall uns inmitten eines Sturmes mit jenen Fischkuttern zusammenführen sollte. Wenn wir dann gewahren, wie sie allein fast von Allem, was aus Menschenhänden hervorgegangen das Meer durchfurcht, nicht ängstlich dem Wetter zu entrinnen streben, wie sie überhaupt nicht den Hafen, sondern umgekehrt die offene See als ihr Ziel, den Ort ihrer Thätigkeit ansehen, so werden wir verstehen, daß englische Autoritäten sie „die beste Art von Rettungsbooten" genannt haben. Denn sie sind immer draußen und zur Hand, während das eigentliche Rettungsboot am Strande erst aus seinem Schuppen hervor-

gezogen, ins Wasser gelassen und hinaus gerudert werden muß; ihre Mannschaft ist deswegen gegen Wind und Wellen in einem Grade abgehärtet, den andere Seefahrer selten erreichen. Verstehen werden wir danach den Werth, den alle Nationen für die Bemannung ihrer Kriegsmarine auf ausgelernte Fischer legen, und wie nach den Erfolgen des Jahres 1866 vaterländisch gesinnte Männer wünschen konnten, auch Deutschland eine so unvergleichliche Schule wetterfester Seemannschaft zu verschaffen, wie der Fischfang auf hoher See sie darbietet.

Unter dem mannigfaltigen Inhalt, den die Kurre nach sechs- bis achtstündigem Hinschleifen über den Grund der See zu Tage fördert, finden sich fast immer auch Austern. Allein für den „gerechten und vollkommenen Austernesser", dessen Principien Moritz Busch litterarisch fixirt hat, und dessen Urbild, von Busch weislich zu Rathe gezogen, in der Person des vielgelehrten Dr. Duroi zu Hamburg lebt, sind diese bejahrten großen Thiere nichts. Wenn es ihn gelüsten sollte, die Heimat der zarten Geschöpfe aufzusuchen, welchen er so viel Vergnügen verdankt, so muß er sich näher nach der Küste zu halten. Die Texeler Kor-Auster an der holländischen, die holsteinsche — merkwürdig aber wahr — an der schleswigschen Küste, und endlich die englische Native, die edelste aller Austern, in Parks und kleinen Flüssen um die Themse-Mündung herum, das sind die namhaften Austernsorten der Nordsee, die unter ihresgleichen obenanstehen. Die Auster ist von jeher eine so geschätzte Delicatesse gewesen, daß wir uns nicht wundern dürfen, ihretwegen selbst die künstliche Fischzucht sich aufs Meer hinauswagen zu sehen. Die gründlichsten und umfassendsten Versuche sind damit an der Westküste von Frankreich angestellt worden; jedoch auch in den englischen Native-Parks haben Reihefolgen unergiebiger Jahre die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Frage gelenkt, ob sich für die Vermehrung dieser edlen Brut nicht noch directer sorgen lasse als dadurch, daß man mit dem Pflugnetz oder Netzpflug (dredge) den Boden ihres Aufenthalts recht fleißig von Schlamm, Seegras und den ihnen nachstellenden Seesternen (fivefingers, wie die Engländer bezeichnender sagen) säubere.

Der Hummer, der in großstädtischen Frühstückskellern keine viel geringere Rolle als die Auster spielt, kommt in der Nordsee besonders häufig an der norwegischen Küste vor. Von da geht er in Massen nach England, Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland.

Wenn wir nach diesen Streifzügen längs den Ufern hin unsern Weg wieder gerade nordwärts fortsetzen, inmitten zwischen der englischen und der dänischen Küste, so stoßen wir bald auf die Doggerbank, eine Untiefe größer als Irland, die nicht so seicht ist, daß ein Seeschiff nicht vollkommen sicher über sie hinwegfahren könnte, aber flach genug, um den Fischfang mit allen Arten von Geräthschaften zu gestatten. Und dermaßen wimmelt es auf der Doggerbank von Fischen, daß die Smacks der nordenglischen Häfen sie oft schon geradezu vermieden haben, um nicht zuviel zu fangen, d. h. zuviel für einen guten Verkauf bei der frühern Beschränktheit des Absatzgebiets. Die Doggerbank kann als das

letzte Ziel, und zugleich als die von selber inne gehaltene Grenze zwischen den auf den Fang frischer Fische ausgehenden Schiffen der verschiedenen betheiligten Nationen betrachtet werden. Hier treffen sich die Smacks von Hull und Yarmouth, die Lugger von Boulogne und Dieppe, die Kutter von Bremen und Hamburg mit holländischen und norwegischen Fischerfahrzeugen — treffen sich und sind sich doch niemals im Wege, weil die Unerschöpflichkeit der Vorräthe an schwimmendem Wilde jeden Gedanken an Neid und Mißgunst ausschließt. Binnenländische Menschenfreunde und Gelehrte geben sich mitunter der Sorge hin, der Acker des Meeres könne durch allzu rücksichtslose Ausbeutung am Ende erschöpft werden. Allein ein englischer Untersuchungsausschuß, der vor wenigen Jahren eigens zu diesem Zwecke niedergesetzt wurde und der Sache ohne vorgefaßte Meinung auf den Grund ging, ist zu dem entgegengesetzten Schlusse gekommen. Practisch angesehen und unter dem Gesichtspunct der nächsten Generationen ist der Fischreichthum der Nordsee jedenfalls unerschöpflich. Vielleicht ist er es sogar in einem noch absoluteren Sinne des Worts; die Fischer von Hastings am Canal, in deren Gewässern die Kurre seit Großvaterzeiten unablässig gehandhabt wird, sagen aus, bei ihnen seien der Fische eher mehr als weniger geworden. Wir dürfen also ruhig fortfahren, zu fangen und zu essen.

Die Breite nördlicher Hälfte der Nordsee ist das Gebiet des getrockneten Kabeljaus (Stockfisch) und des Härings, der beiden großen Surrogate für frischen Seefisch, die dem Welthandel bisher mehr zu thun gegeben haben, als der Originalartikel selbst. Zwischen Stockfisch und Häring ist Europa beinahe so getheilt, wie zwischen Romanen auf der einen Seite, Germanen und Slaven auf der andern. Der Stockfisch ist bekanntlich die herrschende Fastenspeise des Katholicismus. Was er im Süden und Westen unseres Welttheils, das ist der Häring im Osten und Norden: das populäre Fischgericht jenseits der Grenze, welche der frische Fisch noch nicht zu überschreiten vermocht hat, außer allenfalls zu Luxuspreisen und in vereinzelter Seltenheit.

Die große Masse der Häringe, welche gesalzen in den europäischen Verkehr kommen — auch frisch wird er übrigens in England zunehmend genossen — geht an der schottischen und der norwegischen Küste ins Netz. In Schottland gelten 600,000 Tonnen im Jahre für einen guten Durchschnittsfang. Ebensoviel betrug Norwegens Ausfuhr im Durchschnitt der Jahre 1856—60, seitdem etwa um ein Drittel mehr. Der schottische Häring hält sich indessen höher im Preise, am besten derjenige den die Holländer von der schottischen Küste holen und auf ihre altüberlieferte vorzügliche Art behandeln. Der classische Ort für den Häringsfang in Schottland — den unser Schraubendampfer folglich aufzusuchen hätte — ist der kleine Hafen Wick an der äußersten Nordwestspitze Großbritanniens; der Mittelpunct des norwegischen Häringshandels die alte Stadt Bergen, von wo allein jährlich 3—400,000 Tonnen nach den Ostseehäfen Preußens, Rußlands und Schwedens zu gehen pflegen.

Im Stockfischhandel ist Norwegens Ueberlegenheit noch ausgemachter.

Es concurrirt darin mit den großen englisch-französisch-amerikanischen Fischereien bei Neufundland, die wenigstens von Frankreich ebenso sehr wegen ihres Werthes für die seemännische Erziehung, als wegen ihres volkswirthschaftlichen Interesses und pecuniären Ertrages gepflegt werden. In Norwegen aber ist diese Meeresausbeute eine höchst willkommene, ja man kann sagen unentbehrliche Ergänzung des kargen Bodens unter einem rauhen Himmel. Die Fischerei wird denn auch in jeder Beziehung wie der erste große Erwerbszweig des Landes noch vor Ackerbau und Viehzucht behandelt. Kein Land der Welt hat eine so ausgebildete, und was mehr sagen will, so wenig auf Irrwege überflüssiger Bevormundung und Anspornung gerathene Fischerei-Gesetzgebung wie Norwegen.

Der Kabeljau oder Dorsch — so nennen die Norwegen in ihrer Sprache das was wir gewöhnlich als Kabeljau bezeichnen, den noch nicht bearbeiteten Stockfisch — wird entweder getrocknet, dann heißt er Stockfisch, oder auch gesalzen, und dann nennt man ihn Klippfisch. Neben diesem Massenartikel und dem anderen des Härings tritt an den südlichen Küsten des Landes noch ein dritter in den Handel kommender Fisch auf, die Sardelle oder Sardine des Nordens, der Anchovis. Aber auch frische Fische werden nach England verschifft, seitdem die Eisverpackung sich so wirksam bewährt hat. Das norwegische Natureis geht sonst in zahlreichen Schiffsladungen nach London und Hull, um den englischen Fischerfahrzeugen zur Füllung zu dienen, und selbst das Eishaus der in Bremen gegründeten Ersten Deutschen Nordsee-Fischerei-Gesellschaft, das auf dem Bahnhof in Geestenmünde liegt, hat zuerst mit norwegischem Eise versehen werden müssen. Allein warum sollte Norwegen die Fische, wenn es sie hat, nicht gleich mitschicken? Das Beispiel zeigt, welchen Transports in Eis gepackter frischer Seefisch, technisch und commerciell genommen, fähig ist.

Aus Dorschleber wird in Norwegen auch schon Thran bereitet, der berühmte vielgebrauchte Medicinthran; und damit betreten wir die nördlichste Region des Fischfangs, die des Fanges auf Thranthiere aller Art, Walfische, Walrosse und Robben. Dies ist aber zugleich der Strich, wo die Nordsee westlich in den Atlantischen Ocean und nördlich in das Eismeer übergeht. Ob unser Vergnügungs-Dampfer sich soweit vorwagen will, auf die Gefahr hin unter Treibeis zu gerathen und vielleicht gar ganzen schwimmenden Gletschern zu begegnen, muß wohl noch dahingestellt bleiben. Es möchte denn sein, daß inzwischen der Seeweg über den Nordpol hinweg, den Dr. Petermann in Gotha uns mit derselben wissenschaftlich begründeten Zuversicht vorausverkündet, wie einst Leverrier vermöge bloßer Berechnung den später wirklich entdeckten Planeten, gefunden und in regelmäßigen Gebrauch genommen wäre, wo dann allerdings am Ende gar eine Fahrt nach Japan und China durch die Berings-Straße in das Programm moderner Gesellschaftsreisen aufgenommen werden würde!

Van Dyck am Hofe Karl's I.*)

Von Alfred Woltmann.

Es giebt ein kleines Capriccio von Franz Kugler „Tizians Tochter“, in welchem des Dichters Phantasie zur Nachtzeit die Räume des Berliner Museums hell wie am Tage erblickt, von tausend Lampen und Girandolen erleuchtet. Da wogt ein buntes Gedränge durcheinander, Männer und Frauen, große und kleine Gestalten, Kostüme aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden. Und bekannte Gestalten sind es, bekannte Physiognomien — gewiß, es ist kein Irrthum! leer hängen die Rahmen an den Wänden, aus diesen traten sie heraus. Da begrüßt Tizian's Lavinia den greisen Vater, der sie so herrlich malte, da sendet sie den Ballschläger aus dem Bild Pordenone's als ihren Boten ab, und van Dyck's stattlicher Prinz von Carignan tritt auf sie zu. Ein königlich gekleideter Jüngling wandelt freundlich grüßend durch die Reihen, es ist der göttliche Raffael, wie ihn sein Schulgenosse Pinturicchio auf eine Anbetung der Könige gemalt. Die heiligen Sebastiane haben sich aus der ehrwürdigen Gesellschaft, unter welcher sie sich sonst befinden, zu den Göttinnen und Nymphen fortgestohlen, die Pfeile aus den Wunden gezogen und unterhalten sich lustig mit den schönen Frauen. Jetzt ertönt Musik und nun eilt allerlei kleines Volk in bunten Scharen zum Tanze, hier schlingen derbe holländische Bauern jauchzend ihren Reigen, dort bewegen sich die Cavaliere und Damen aus den Bildern von Terburgh und Mieris in zierlichem Menuet, und um sie her drängen sich seltsame Gruppen von Zuschauern, goldgestickte Madonnen neben frechen Waldgöttern, junge Prinzessinnen neben bärtigen Heiligen.

Ein solcher Traum wäre in der Londoner National-Porträt-Ausstellung des Jahres 1866 doch noch etwas anders geträumt worden. Ganz so bunt hätte die Gesellschaft nicht ausgesehen, und ihre Sprache wenigstens hätten die Leute gegenseitig verstanden. Dennoch wäre das Treiben nicht minder ungestüm gewesen, und schwerlich hätten jene Scharen Frieden gehalten, die sich aus den Palästen Londons wie aus den aristokratischen Landsitzen aller Grafschaften in den langen Gallerien neben den Horticultural Gardens zu South Kensington zusammenfanden. Damen von edler Abkunft und unzweideutigem Ruf wären über jene arme Schauspielerin hergefallen, die sich in ihrem halbmodernen Theatercostüm als Rosamunde Clifford unter sie gemischt und dabei noch

*) Dem Aufsatz liegt ein zu Berlin gehaltener öffentlicher Vortrag zu Grunde. Studien in englischen Privatgallerien und namentlich in der National-Portrait-Ausstellung des Jahres 1866 lieferten das Material, für das Biographische bietet im Wesentlichen das Buch von Carpenter Anhalt.





Carl I.

Gemalt von Van Dyck.



die Keckheit gehabt hat, den ganzen Reigen eröffnen zu wollen, unter Nr. 1. Hohe schwarzgekleidete Erscheinungen, im Gesicht aber völlig verschieden von einander, wären sich gegenüber getreten, und jede hätte behauptet, daß sie die wahre Maria Stuart sei; schon wirft die eine, von weit modernerem Aussehen, ihrer Nebenbuhlerin vor, daß sie nicht schön genug sei, um jene liebenswürdige unglückliche Königin vorstellen zu können, aber der Angegriffenen stehen in ihren Zeitgenossen gleich Hunderte von Zeugen, die für sie bürgen können zur Verfügung. Und jetzt, welch neuer Lärmen? Ruhig bleibt nichts als die behagliche Gruppe, in deren Mitte König Karl II. sitzt, diese von Sir Peter Lely gemalten leichtlebigen Damen mit schmachtenden Augen, zierlich tändelnden Fingern, üppig unverhülltem Busen, die eine als heilige Magdalena, die andere als keusche Diana costümirt, hier die unpopuläre katholische, dort die populäre protestantische Maitresse, alles Uebrige aber kann sich der Aufregung nicht entziehen. Streit entbrennt zwischen den Gestalten, die sich wirklich von der Hand großer Maler geschaffen fühlen und jenen Ausdringlichen, die sich deren edle Namen unbefugt anmaßen. Oft scheint der Ausgang zweifelhaft zu sein, denn hier z. B. steht ein Häuflein von nur zehn Getreuen, deren Losungswort „Holbein“ ist, zusammen, von einer achtmal so großen Schar lärmender Prätendenten umringt, und auch König Karl I., als er mit Kennerblick die Seinen mustert, weist unter den sogenannten „Van Dycks“ etwa die Hälfte als nicht coursfähig zurück. Aber mag auch der vornehme Kreis sich mindern, und mögen anderseits viel adlige Gestalten, die in ihn gehört hätten, namentlich aus den Landsitzen Petworth, Wilton, Blenheim, bequem zu Hause geblieben sein — es scheint dennoch, während jetzt Einer sich zu dem Andern gesellt, als würde in ihnen nochmals die ganze Zeit lebendig, als ginge der Vorhang des längst ausgespielten Dramas plötzlich nochmals in die Höhe.

Nicht als ein unbekannter Fremdling kam van Dyck nach England, wie ein Jahrhundert früher Holbein, der sich mühsam Bahn brechen mußte, bis er nach vielen Jahren in den Dienst König Heinrich VIII. kam. Sobald van Dyck unter Karl I. den englischen Boden betreten hatte, ward er Hofmaler des Fürsten und lebte die glänzendste Zeit des Königs mit durch.

Schon mehr als ein Jahrzehnt früher indeß, unter Jacob I., im Jahre 1620, war van Dyck einmal nach England gekommen, aber nur auf kurze Zeit. Damals war der Künstler einundzwanzig Jahre alt und mag ungefähr so ausgesehen haben, wie sein Porträt in der Münchener Pinakothek ihn zeigt: ein zartes, fast mädchenhaftes Gesicht mit feinem Teint und hochblondem Haar. Anton van Dyck war 1599 zu Antwerpen geboren, der Sohn wohlhabender Bürgersleute. Von der Mutter, die geübt in Stickereien war, erhielt er die erste Anregung zur Kunst. Erst lehrte sie selbst ihn zeichnen, dann gab man ihn bei Hendrik van Balen in die Lehre. Aber was er dort sah und lernte, genügte ihm nicht. Es gab nur eine Stelle in Brabant, wo ein streb-

samer junger Maler hoffen konnte, das Höchste zu erreichen, die Werkstatt von Peter Paul Rubens zu Antwerpen, durch den, nach vielfachen Verirrungen, aufs Neue eine echt vaterländische Kunst erblühte. Mit sechzehn Jahren kam van Dyck dahin, dem nur ein seltenes Talent zu dieser Vergünstigung geholfen haben kann, denn die Jünglinge, welche sich um Rubens drängten, waren so zahlreich, daß der Meister auch solche zurückweisen mußte, für welche die nächsten Freunde Fürsprache einlegten. Mit zwanzig Jahren schrieb man van Dyck bereits als Meister in das Buch der Sanct Lucas-Gilde ein. Damals schon ward an den großen englischen Kunstfreund Thomas Howard, Earl of Arundel and Surrey von einem Agenten aus Antwerpen geschrieben: „Van Dyck lebt bei Rubens und seine Werke beginnen kaum minder als die seines Meisters geschätzt zu werden." Daß man einen solchen Künstler bei seinem ersten Besuch in England bald wieder ziehen ließ, mag befremden, war indeß dem Maler selbst für seine fernere Ausbildung von unschätzbarem Werth. Rubens hatte dem Lieblingsschüler stets gerathen, nach Italien zu gehen, wo er selbst sieben fruchtreiche Jahre verlebt hatte, und wohin damals wie heute sich jeder nordische Kunstjünger gezogen fühlte. Diesen Plan führte van Dyck jetzt aus, ein paar eigene Arbeiten verehrte er dem Meister zum Abschied, und dieser war so hoch erfreut darob, daß er ihm eins der schönsten Pferde aus seinem Stall zum Geschenk gab. So ritt denn der Jüngling frohen Muthes gen Süden, kam aber vorerst noch nicht an sein Ziel. Es ist eine hübsche Geschichte wie ihn im Dorfe Savelthem bei Brüssel ein schönes Mädchen, Anna van Ophem fesselt, wie er, statt weiterzuziehen, holde Schäferstunden verlebt, die Liebste als Madonna und sich selbst als St. Martin daneben für die Dorfkirche malt. Rubens wähnt ihn bereits in Italien, als ihm dies Abenteuer zu Ohren kommt, und muß ihn jetzt durch einen Freund aus seiner Idylle aufscheuchen lassen. Nun reist der Jüngling weiter, nach Venedig, Genua, Rom, dringt selbst nach Sicilien vor, überall wohl aufgenommen, ebensowohl als Schüler und Freund des weitberühmten nordischen Malerfürsten, als um seiner eignen Begabung und seiner gewinnenden Persönlichkeit willen. Fünf Jahre blieb er fort, und als er heimkam, stand er unzweifelhaft als der Erste neben Rubens da. Nach abermals fünf Jahren folgte er dem Rufe nach England, den er namentlich zwei ausgezeichneten Männern zu danken hatte, dem erwähnten Earl of Arundel und dem Sir Kenelm Digby, dem Soldaten und Gelehrten, welchen der Maler bereits in den Niederlanden kennen gelernt hatte. Arundel, der berühmte Kunstsammler, der glühende Verehrer Holbeins, der Freund des Rubens, welcher den Lord einen Evangelisten für die Kunstwelt nannte, war erst kurz zuvor so hoch in des Königs Gunst gestiegen. Früher hatte ihm der königliche Günstling Buckingham im Wege gestanden und erst als dieser im Jahre 1628 durch Mörderhand gefallen war, gab es keine Schranke mehr zwischen Arundel und dem Könige, die so manche gemeinsame Eigenschaft, vor Allem ritterliches Wesen und seltener Kunstsinn, verband.

Wie schuldbeladen und wie tragisch auch die Gestalt Karl's I. vor uns stehen mag, sobald wir ihn in seinem Verhältniß zur Kunst betrachten, scheint seine ganze Persönlichkeit wie mit einem milden Schimmer übergossen. Er zeichnete selbst, war musikalisch, hatte Interesse für die Mechanik, indem er sich namentlich darauf verstand Uhren zu machen. Dazu war er nicht blos Liebhaber, sondern wirklich Kenner von alten Münzen und Gemälden. Inigo Jones baute ihm den prächtigen Palast von Whitehall, und Rubens malte die Decke des dortigen Banketsaales, des Einzigen, was noch jetzt von dem Bauwerk übrig ist. Schon als Prinz hatte Karl begonnen, eine Bildersammlung anzulegen, später kaufte er das Cabinet der Herzöge von Mantua für 80,000 L. St., eine für damalige Zeit außerordentliche Summe. Aber das war eine der schönsten fürstlichen Gallerien Italiens, die Andrea Mantegna's Triumphzug des Cäsar und zahlreiche Werke von Raffael, Correggio, Tizian enthielt. Durch die Vermittlung von Rubens erwarb der König später auch die sieben Cartons von Raffael zu den Tapeten aus der Apostelgeschichte, und dann suchte er Rubens selbst, der als Künstler wie als Diplomat mit ihm in Beziehung stand, für England zu gewinnen. Was aber sollte dieser Maler am Hofe eines Königs, da er doch selber in der Heimat wie ein König dastand? Statt seiner gewann Karl I. den van Dyck, der seinem ganzen Wesen nach für den glänzenden Hof von Whitehall wie geschaffen war. Mit Auszeichnung ward er empfangen, der König ließ es sich angelegen sein, ihm eine passende Wohnung in Blackfriars sowie eine Sommerresidenz in Eltham zu schaffen. Die niederländischen Maler, welche bis dahin im Dienst des Hofes thätig waren, Cornelis Jansen und Daniel Mytens, wurden alsbald ausgestochen, van Dyck erhielt ein Jahrgehalt von 200 L. St., während das von Mytens nur 20 L. St. betrug. Als er sein erstes großes Bild malte, jetzt in Schloß Windsor: Karl I. mit seiner Familie, er und die Königin sitzend, sie mit der Prinzessin Maria auf dem Arm, während an seinen Knieen der kleine Prinz von Wales steht, ward van Dyck die Ritterwürde verliehen und dazu eine goldne Kette mit des Königs Porträt in Brillantfassung verehrt.

Von nun an blieb der Künstler fast ausschließlich auf die Bildnißmalerei beschränkt, die einzige Gattung der Kunst, für welche in England Interesse war. Das ist eine Einseitigkeit des Geschmacks, legt aber auch ein Zeugniß ab von den hohen Vorstellungen, welche die englische Nation sich vom persönlichen Werth des Menschen macht. Auch Holbein, der in der Heimat früher die höchsten Meisterwerke religiöser und profaner Malerei vollendet, blieb in England fast allein auf das Porträtmalen angewiesen. Van Dyck besaß in kirchlichen und historischen Compositionen freilich nicht die dramatische Kühnheit und stürmische Bewegtheit seines Meisters, aber nach andern Seiten hin, wo es auf Betonung des Zarten und Gefühlvollen ankommt, übertrifft er sogar Rubens und verbindet Pathos und feine Empfindung mit edlem Geschmack und dem Streben nach Eleganz. Nur an seine Madonnenbilder oder seine oft wiederkeh-

renden Darstellungen der Beweinung Christi braucht man zu erinnern, zum Beispiel an die zwei herrlichen Gemälde dieses Inhalts in der Antwerpner Gallerie. In dem einen steht die Mutter neben dem Leichnam des Sohnes in tiefster Klage, im dem zweiten ruht das Haupt des Todten ihr im Schooß, sie selbst in leidenschaftlichstem Affect, während milder aber tiefer Schmerz aus dem Antlitz des Johannes und der zwei Engel redet, denen jener den Getödteten zeigt. In welcher Hinsicht er Rubens stets übertrifft, läßt vor allem auch ein Bild des Berliner Museums sehen: Maria mit dem Kinde, von den drei bußfertigen Sündern, König David, Magdalena, dem verlornen Sohn, verehrt. Bilder dieses Inhalts sind in der Schule von Rubens nicht selten und ein bedeutendes Original vom Meister selbst findet sich in der Kasseler Gallerie. Dennoch wußte van Dyck eine solche Scene weit inniger und ergreifender zu schildern. Vielleicht schon deshalb, weil er die Stimmung verstand, die hierher gehört, weil er oft sich ähnlich durch Liebe, Leidenschaft und Genuß hatte verführen lassen, wie hier der gebeugte Königsgreis, der verwilderte Jüngling und das üppige Weib. Daß er des verbuhlten Cupido Anläufe nicht verachtet habe, ist es, was der gleichzeitige Biograph Joachim von Sandrart ihm namentlich zum Vorwurf macht.

Mit Compositionen dieser Art war es also in England vorüber und nur Porträte finden wir im berühmten Van Dyck-Zimmer zu Windsor Castle, das ganz mit Arbeiten seiner Hand gefüllt ist. Nächst dem erwähnten Familienbilde ist da namentlich eine Leinwand, welche den Kopf des Königs dreimal, stets in anderer Stellung, enthält. Sie wurde für den Bildhauer Bernini gemalt, welcher hiernach des Königs Büste modelliren sollte. Seitdem hat van Dyck ihn öfter dargestellt; bekannt ist das von Mandel so prächtig gestochene Bildniß in der Dresdner Gallerie, dem ein Porträt der Königin zum Seitenstück dient. Ein kolossales Bild zu Windsor zeigt König Karl hoch zu Roß, vom Stallmeister begleitet; ein ähnliches Bild, aber ihn im Profil darstellend, zu Blenheim, dem Landsitze des Herzogs von Marlborough, ist nicht minder imposant. Alle aber übertrifft jenes berühmte Gemälde im Salon Carré des Louvre, das unser Holzschnitt giebt. Karl schreitet im Jagdcostüm, den Federhut, einem Wamms von weißem Atlas und rothen Hosen, einher, auf den Stab gestützt; hinter ihm ein Page und der Stallmeister, der das Roß am Zügel führt. Nicht bezeichnender konnte der Maler den ritterlichen Fürsten darstellen, als wie er seinem Lieblingsvergnügen nachgeht. König Karl ist ein ganz anderer Mann als sein Vater, der Professor auf dem Thron. Welches wohlgebildete, edle Gesicht mit dem Spitzbart unter dem Kinn, dem Schnurrbart, der an beiden Enden hinaufgekämmt ist um das Linienspiel des Mundes frei zu lassen; welch' schönes Haar, das auf die Schultern wallt! Strenge Ruhe und maßvolle Würde sprechen aus der ganzen Haltung, der feingebildete Geist, das ernste, pünctliche Wesen, alle jene wahrhaft edlen Eigenschaften des Fürsten treten uns entgegen. Aber zugleich ist etwas

Trübes im Ausdruck, eine Wolke steigt herauf. Als van Dyck 1632 nach England kam, hatte der König bereits sein drittes Parlament aufgelöst, die petition of rights verletzt, zu gewaltsamen Finanzmaßregeln gegriffen. Namentlich Karl's auf die Spitze getriebenes Bewußtsein seiner eignen Stellung tritt uns im Bildniß entgegen. Jene Idee, als Monarch ein besonderes Organ göttlichen Willens zu sein, trieb ihn zum Despotismus, ward genährt durch die Theologen der bischöflichen Kirche, die ihn in der Meinung seiner Macht von Gottes Gnaden, welche unbedingten Gehorsam des Volkes heische, bestärkten, und rief somit den Kampf auf Leben und Tod hervor. Jene Idee zugleich war es, der Karl's schlimmste Eigenschaft, die Treulosigkeit, der Hang zu krummen Wegen entsprang. Nicht aus Schwäche war er treulos, sondern aus Grundsatz, unter dem Einfluß jenes Wahnes, daß zwischen ihm und seinen Unterthanen kein zweiseitiger Vertrag bestehe, daß er ihnen gegenüber unumschränkt sei, selbst nicht durch Versprechen und Eid gebunden. Diese Meinung von seiner königlichen Würde freilich war es auch, die ihn groß erscheinen ließ im Unglück und wahrhaft königlich, als er das Blutgerüst bestieg. Als Bernini jene für ihn gemalten Bildnisse erhielt, soll er erschrocken sein und ausgerufen haben: diesem König müsse ein großes Unglück bevorstehen. In der That ist ihm mit wunderbarer Sicherheit und Schärfe die Nothwendigkeit des Mißgeschickes in die Züge geprägt.

Auch Königin Henriette Marie ward in drei verschiedenen Stellungen für Bernini gemalt, aber auf drei besonderen Bildern, die man gleichfalls zu Windsor Castle sieht, in weißem Kleide und mit Perlenschmuck, wogegen der zarte Fleischton sich eigenthümlich abhebt. Nirgend erscheint der König so sehr zu seinem Vortheil, als in seinem Familienleben, welches glücklich und fleckenlos ist, ein seltener Vorzug in jener Zeit; und so ist auch der Einblick, den uns van Dyck in dasselbe gewährt, erfreulich. Von 1637 stammt das Bild mit den fünf Kindern, von dem ein Exemplar sich in Windsor, ein zweites, noch feiner in der Auffassung und klarer in der Färbung, im Museum zu Berlin befindet. Im Gartensaal mit Aussicht in das Freie finden wir die kleine Gesellschaft; Karl, der Prinz von Wales, damals sieben Jahre alt, ganz in rothe Seide gekleidet, legt das Händchen auf den Kopf des großen Hundes und steht in echter Kindlichkeit, aber schon jetzt in zierlicher Cavalierstournüre da. Unter den Mädchen ist das erste links, Elisabeth, die uns anschaut, schon die wahre kleine Prinzessin, echte Kinder aber sind die beiden anderen, Maria und Anna, das blonde, herzige Wesen, das so sorglich mit dem kleinen James beschäftigt ist, welcher, nur mit einem Hemdchen bekleidet, die Hand verlangend nach dem Bullenbeißer ausstreckt. Während hier das Repräsentirende stärker hervortritt, spricht das bekannte Bild mit den drei Kindern (Originale zu Windsor, Turin, Dresden) noch mehr durch Naivetät und Gemüthlichkeit an. In holder Natürlichkeit sind diese Kinder gegeben und doch sieht man ihnen an, daß sie Fürstenkinder sind.

Nicht nur die Königsfamilie, auch der ganze englische Hof steht uns in van Dycks Bildern vor Augen. Aus der Damenwelt hat er namentlich eine Persönlichkeit öfter gemalt, die Gattin seines gelehrten Freundes Kenelm Digby, Lady Venetia. Die Porträtausstellung enthielt ein Familienbild, auf dem sie mit ihrem Gemahl und zwei hübschen Knaben erschien.*) Ein Bild zu Windsor verherrlicht sie in allegorischer Weise. Die schöne Frau blieb nicht von der Verleumdung verschont, die aber ihren Ruf vergebens anzutasten suchte. Und so ließ Sir Kenelm sie von van Dyck in prächtigem Idealcostüm abbilden, in einer Hand eine Schlange, in der andern eine Taube, um an die bekannte Bibelstelle zu erinnern. „Verleumdung", eine Gestalt mit doppeltem Gesicht, kauert in Fesseln daneben, und der Fuß der Dame tritt auf die Genien der blinden und unlautern Liebe, während die Genien der wahren Liebe ihr Haupt bekränzen. 1633 ward Venetia, im vierunddreißigsten Jahre ihres Lebens, todt im Bette gefunden. Auch so hat van Dyck sie noch einmal für den trauernden Gatten gemalt. Wie im sanften Schlummer ruht sie da, im weißen Nachtgewand, und eine Rose liegt auf der Decke ihres Lagers.**)

Einige der schönsten Frauenbildnisse von der Hand des Künstlers sieht man zu Petworth, jetzt dem Lord Leckonfield, ursprünglich der Familie Percy gehörig, für van Dyck eine der wichtigsten Sammlungen in Europa. Fünf Damen, deren lebensgroße Kniestücke im Speisesaal hängen, bilden eine Blüte edler Schönheit, und so sind auch die meisten von Lombart in der Gallerie der zwölf Schönheiten van Dyck's gestochen. Anna Gräfin von Bedford, im blauen Atlaskleid, über das ein grauer Shawl geworfen ist, läßt eben die zierliche Hand in den Handschuh schlüpfen. Lady Dorothea Sidney, Gräfin von Sunderland, steht am Fenster, ihre Linke ruht auf einer Vase, ihre Rechte weist auf die Rosen, die daraus entsprießen. Lady Lucy Percy, Gräfin von Carlisle, eine üppige Schönheit, hält die Hand unter das Wasser, welches in eine Brunnenschale fließt; Dorothea Percy, Gräfin von Leicester, sitzt am Fenster und schaut in das Freie; die Holdeste von Allen aber ist Elisabeth Cecil, Gräfin von Devonshire, eine ganz junge, reizende Blondine, in weißem Atlas, eine Rose in der Hand. Die Schönheit englischer Frauen im Wuchs und in den Zügen bewundern wir auch heute, Niemand aber hat sie besser und zugleich echt englischer gemalt, als van Dyck. Nicht nur das Bleibende, auch das Flüchtigste und Vorübergehende, jeden Ausdruck, der um die Lippe spielt, hält er fest. Diese Damen sind nicht blos da, sondern sie bewegen sich vor unseren Augen, ihre Art des Auftretens, ihr Benehmen, Alles ist gemalt. Und zur Schönheit, welche die Natur verliehen hat, tritt die Schönheit, welche die feine gesellschaftliche Form verleiht. Namentlich die Hände versteht van Dyck zu malen, er liebt sie zu zeigen, bei Män-

*) Im Besitz von Mr. G. Digby Wingfield Digby.
**) Das Bild in der Gallerie von Dulwich College scheint das Original zu sein.

nern und Frauen, meist in sprechender Geberde und doch von Absichtlichkeit frei. Auch die Toilette gehört zur Persönlichkeit und erhöht bei meisterhafter coloristischer Behandlung deren Eindruck, das schwere Seidenkleid, welches stattlich herabfällt, ebenso wie der leichte, durchsichtige Schleier, der sich an die herrlichen Formen schmiegt.

Wie prächtig van Dyck aber auch die englischen Damen malt — die übrigens sämmtlich vielleicht von der schönen Antwerpnerin Marie Luise de Tassis in der Liechtenstein'schen Galerie zu Wien ausgestochen werden — im Allgemeinen möchte man dennoch seinen Männerbildnissen den Vorzug geben. Der schönste van Dyck auf der Portraitausstellung war ein dem Earl of Spencer gehörendes Bild mit zwei noch halb knabenhaften Jünglingen, George Digby, später Earl of Bristol, und William Russell, später Earl of Bedford, der Eine schwarz, der Andere roth gekleidet, Waffen und Bücher zu ihren Füßen. Auch noch kaum dem Knabenalter entwachsen erscheinen die Neffen des Königs, die Prinzen Ruprecht und Moritz von der Pfalz, die kühnen Reiterführer der Bürgerkriege, auf zwei Gemälden im Wiener Belvedere. Und wie die Anmuth der Jugend läßt der Maler auch die Kraft des Mannesalters sehen. Da finden sich Jene zusammen, welche später des Königs wackere Kämpfer in den Kriegen mit dem Parlament waren, lauter ritterliche Erscheinungen mit jenem schönen, langen Haar, das bis auf die Achseln niederwallt und welches die nächste Generation, die es nicht mehr hatte, durch die Perrücke ersetzen mußte. Diese Haartracht war ja zu Karl's Zeit das Unterscheidungszeichen der Cavaliere von den Oppositionsleuten, denen ihr kurzes Haar den Beinamen der Rundköpfe eintrug. William Cavendish, später Herzog von Newcastle, damals Erzieher des Prinzen von Wales, ist ein blonder junger Mann mit feinem Benehmen und einem schwermüthigen Zug um den Mund*); keck und feurig tritt Sir John Minnes auf, der Dichter und Soldat.**) Alle aber sticht der heldenmüthige John Stanley Earl of Derby***) durch seine romantische, ritterliche Erscheinung aus, er, welcher die willkürlichen Maßregeln des Königs gemißbilligt hatte, doch nach Ausbruch des Kampfes Gut und Blut für ihn einsetzte, drei Jahre nach dem Tode Karl's den Feinden in die Hände fiel und enthauptet ward, während seine heldenmüthige Gattin, Jeanne la Tremouille, sich auf ihrem Schloß zu vertheidigen fortfuhr und die letzte Person war, die sich dem Parlament unterwarf. Derby, der Kriegsdienst zu Land und See that und zugleich gelehrter Schriftsteller war, steht auf dem Bild in pathetischer Haltung da, das braune Haar hängt ihm in die Stirn und mit der Hand zeigt er auf das Meer.

Da steht auch Richard Weston, Earl of Portland, der zur Zeit van Dycks unter den Ministern eine so hervorragende Stellung einnahm und durch umsichtige Verwaltung die Finanzen des Reiches in

*) Sammlung des Earl of Spencer.
**) Sammlung des Earl of Clarendon.
***) Sammlung des Earl of Derby.

Ordnung brachte.*) Stattlich aber lässig lehnt der ernste Mann mit ergrautem Haar sich an das Postament einer Säule, in einer Hand einen Brief, in der andern den Lordschatzmeisterstab.

Oefter sehen wir van Dyck's Gönner, den Earl of Arundel, gemalt; zu Arundel Castle, dem Schloß der Familie, als Kniestück, einen Knaben zur Seite. Etwas später ist jenes schöne Bild des feurigen, geistvollen Earl im Lehnstuhl entstanden, das sich zu Stafford House in London, beim Herzog von Sutherland, befindet. In der Tracht des Kanzlers von Cambridge sitzt, in einem Gemälde zu Petworth, Henry Percy Earl of Northumberland, ein edler Freund der Wissenschaft, vor uns; der schwermüthige Zug, der seinem Antlitz mit dem Vollbart aufgeprägt ist, läßt sich begreifen; fünfzehn Jahre lang saß er unter Jacob I. wegen Verdachts der Mitschuld an der Pulververschwörung gefangen. Auch den Architekten Inigo Jones lernen wir kennen, den ersten Künstler neben van Dyck am englischen Hof. Breit und bequem sitzt er da, die Gestalt wie das Gesicht mit dem vortretenden Kinn sind schwer und massiv gebildet wie seine Bauwerke. Das Portrait, dem Colonel Inigo W. Jones gehörig, ist eine grau in Grau gemalte Skizze für das Sammelwerk der hundert Bildnisse von Fürsten, Gelehrten, Künstlern, das van Dyck 1636 herausgab, und für welches er neunzehn Köpfe selbst radirte, während die übrigen nach seinen Skizzen von den berühmtesten Kupferstechern der Niederlande gefertigt wurden. Zwei Dichter am Hofe Karl's I., Thomas Carew und William Killigrew, läßt ein großes, schönes Bild in goldenem Ton zu Windsor Castle sehen. Sie sitzen neben einander, der Erste liest ein Gedicht und der jüngere Genosse, das Haupt mit schönen blonden Locken in die Hand gestützt, hört aufmerksam zu. Während bei anderen Gruppenbildern van Dyck's, den Königskindern oder dem neunzehn Fuß langen Gemälde der Familie Pembroke zu Wilton House, dem größten, das er gemalt hat, der repräsentirende Charakter vorwaltet, herrscht im Bilde der beiden Dichter weit glücklicher das dramatische Element.

Nirgend aber ist die dramatische Auffassung ergreifender als in jenem Meisterwerke zu Blenheim, das Karl's unglücklichen Minister Thomas Wentworth Earl of Strafford mit seinem Secretär zeigt. Dieser fängt die Worte des dictirenden Gebieters mit Spannung auf, um sie niederzuschreiben, und der Lord, einen Brief in der Hand, sinnt über der Form, die seiner Antwort zu geben ist.**) In keinem andern Fall, selbst kaum bei den Bildern des Königs, tritt uns mit dem Charakter des Dargestellten auch sein Schicksal mit solcher Nothwendigkeit vor Augen. In diesem gewaltigen Haupt mit der breiten Stirn und dem festen, aber finstern Blick lebt Strafford's Entschlossenheit und Unbeugsamkeit, sein Sinn für rücksichtsloses, gewaltsames Verfahren. Das ist

*) Sammlung des Mr. Banks.

**) Ein anderes Porträt Strafford's in ganzer Figur, stehend, in Rüstung, ebenfalls sehr schön, befindet sich zu Petworth und ist öfter wiederholt.

der Mann, dessen Ziel die Größe seines Landes war, der aber dieses Ziel dadurch erreichen wollte, daß er die Rechte und Freiheiten des Volkes mißachtete, der Mann, dessen Wahlspruch das Wort „durch" war und der diesem Wahlspruch treu blieb, bis er an ihm zu Grunde ging. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit dieses Porträts in der Bildung der Stirn und der Mundpartie, im Ausdruck des Auges, nur mit Ausnahme jenes düstern, Unglück verkündenden Zugs, mit dem deutschen Staatsmann der neuesten Zeit, welcher das Wort „durch" zu Ehren gebracht hat.

Strafford's Tod machte einen großen Abschnitt in der Geschichte Karl's I. Indem er seinen Minister opferte, hatte er sich dem Parlament gebeugt, doch sich völlig unterwerfen, das konnte und wollte er nicht, und so begann eine Periode neuer Kämpfe, die ihn durch Bürgerkrieg, Intriguen und Niederlage bis auf das Blutgerüst führte. Die alten, glänzenden Tage waren vorüber, in denen es zwar auch nicht an trüben Ahnungen und heftigen Gegensätzen fehlte, aber wo es noch immer nicht im schimmernden Hofleben zu spüren war, auf welchem Vulcan man stand, und wo Fest auf Fest durch die kunstgeschmückten Säle von Whitehall rauschte. In jener Zeit hatte König Karl oft das Boot bestiegen, um von Whitehall nach Blackfriars, zur Werkstatt van Dyck's zu fahren, die sich ausnahm, als ob sie selbst eine fürstliche Wohnung sei. Sich hier eine Stunde über Tages zu bewegen, gehörte zum guten Ton in der vornehmen Welt. Musik tönte den Ankommenden entgegen, ausgeführt von Virtuosen ersten Ranges. Heiteres Geplauder mischte sich hinein, es bewegten sich Cavaliere in eleganter Tracht und schöne Damen in rauschenden Gewändern, zwischen ihnen der Künstler selbst, wie man ihn aus seinem Bildniß im Louvre und Mandel's Kupferstich danach kennt, mit dem spitzen Bart, den er ähnlich trägt wie sein König, mit den männlich-schönen Zügen und den dunkeln Augen, in einfacher Tracht, aber von edelstem Stoff. Er ist noch derselbe „Pittore cavalieresco", dem es in Rom einst die Kunstgenossen übel nahmen, daß er nicht mit im Wirthshaus zu sitzen pflegte und in gewählterer Kleidung einherging, als sie. Auch jetzt behagte ihm das höfische Treiben zu London, der Rausch der Vergnügungen, der zwar nach arbeitsreichen Tagen nicht immer die richtige Erholung bot und die großen Summen, welche die Meisterhand sich schuf, schneller zerrinnen ließ, als sie gewonnen waren. Er war ein Verehrer der Frauen und verschwenderisch gegen seine Gebieterinnen, von denen manche den vornehmsten Kreisen angehörte. Einst, wird erzählt, als ihm Karl I. saß, kam Arundel, der Lordschatzmeister des Haushalts, um in einer Finanzangelegenheit Rücksprache zu nehmen. „Nun, Herr Ritter" — sagte da der König zu van Dyck — „wißt Ihr auch, was es heißt, um drei- oder viertausend Pfund verlegen sein?" — „Wohl Sire", versetzte der Maler, „wer sein Haus für seine Freunde und seine Börse für seine Gebieterinnen offen hält, findet leicht ein Vacuum in seiner Chatulle." Und da er das fand, gab er sich der traurigen Leidenschaft der Zeit, dem Versuch,

Gold zu machen, hin, darin ganz von seinem Meister Rubens verschieden, welcher, nach Sandrart's Bericht, den Alchymisten mit den Worten abwies: „Meister, ihr kommt allein um zwanzig Jahre zu spat, denn um selbige Zeit schon habe ich durch den Pensel und die Farben den rechten wahrhaften Lapidem Philosophicum gefunden."

Dies ganze Treiben van Dyck's sahen seine Freunde wie der König mit Besorgniß für seine Gesundheit und sein Vermögen an. Sie drangen in ihn, sich zu verheirathen, und so reichte er endlich der schönen und adeligen Lady Mary Ruthven, einer Hofdame der Königin, die Hand. Jetzt genoß er echtes häusliches Glück, doch nicht lange und nicht mit voller Befriedigung nach einer andern Seite hin. Die Sehnsucht, größere Compositionen auszuführen, ließ ihm mitten unter dem Bildnißmalen, der reichen Thätigkeit für den englischen Hof nicht Ruhe. Endlich schien sich ihm die Gelegenheit zu Arbeiten, wie er sie wünschte, zu bieten, nämlich zur Ausmalung der Wände im Festsaal von Whitehall, dessen Decke sein großer Meister geschmückt hatte. Aber der Plan zerschlug sich, die Zeiten waren zu ernst, um hierfür die großen Summen aufwenden zu können. Mißvergnügt trat van Dyck im Herbst 1640 mit seiner Gattin eine Reise nach der flandrischen Heimat an. Da vernimmt er, daß es die Absicht des Königs von Frankreich sei, die Gallerie des Louvre malen zu lassen. Er eilt nach Paris, um diesen Auftrag zu gewinnen, aber zu spät, schon war der Franzose Nicolas Poussin damit betraut.

Nach erneutem Fehlschlag kehrte jetzt van Dyck nach England zurück. Was er hier vorfand, war nicht dazu angethan, den Verstimmten zu erheitern. Wer an Glück und Wohlleben gewöhnt ist, findet sich in das Trübe doppelt schwer. Immer drohender war der politische Horizont geworden, im März 1641 mußte der Künstler Zeuge sein, wie die Königsfamilie, die er so oft gemalt, zerstreut ward, der König mit seinen beiden Prinzen nach York, die Königin um ihrer Sicherheit willen nach Frankreich ging. Im Mai fiel das Haupt Strafford's, der dem Maler persönlich nahe gestanden. Van Dyck war damals schwer erkrankt; der König, welcher von Schottland kam, bot dem Arzt dreihundert Pfund, wenn er ihm das Leben erhalte. Alles war vergebens, der Kranke schleppte sich bis zum 9. December 1641 hin und starb dann zu Blackfriars, 42 Jahre alt, nur ein Jahr nach dem Tode von Rubens. Am Todestag des Vaters ward sein neugebornes Töchterchen getauft. Er selbst wurde im Chor der St. Paulskathedrale begraben.

Wir warfen eben in des Meisters Werkstatt einen Blick; darf ich den Leser bitten, mir noch einmal dahin zu folgen? Die Dämmerung bricht ein und der vielbeschäftigte Meister legt den Pinsel aus der Hand. Kerzen werden angezündet, die Diener tummeln sich, im Speisesaal ist die Tafel reich besetzt. Der vornehmste Lord wird nicht sagen, daß er für Speise und Trank es besser gewohnt sei, als bei van Dyck. Es war Brauch bei dem Künstler, daß er Diejenigen, welche ihm saßen, zur Tafel lud, um sie in ungezwungener Weise bei heiterm Gespräch beob-

achten zu können. Und dies mag nie gestockt haben, während der Wein im Becher funkelte und der geistvolle Wirth dem Fremden gegenüber saß. Wir sagen von einem guten Porträt, daß es sprechend sei. Dies Wort paßt recht eigentlich auf die Bildnisse van Dyck's. Die Leute, die er malt, scheinen im Gespräch begriffen; mitten in Rede und Gegenrede hält er Züge und Ausdruck fest. Die beiden Dichter auf dem Bilde zu Windsor sprechen mit einander, Strafford spricht zu seinem Secretär, die kleine Prinzessin Anna, auf dem Bilde der fünf Kinder, zu ihrem Brüderchen. Auch wo die Abgebildeten nicht in Beziehung unter einander stehen, oder wo nur eine Person gemalt ist, hat van Dyck sie im Gespräch gemalt. Sie redete mit ihm, als er sie aufnahm, sie redet jetzt mit dem Beschauer, und mit uns so gut wie mit Denen, welche sie vor zweihundert Jahren sahen. Und die Art, wie sich die Leute mit uns zu unterhalten scheinen, ist für den Charakter eines Jeden bezeichnend. Inigo Jones, den Bauplan in der Hand, scheint gegen Einwendungen seine Meinung gründlich auseinander zu setzen; der Earl of Derby äußert in hochherzigen Worten einen männlichen Entschluß. Unter den radirten Künstlerköpfen finden wir manchen, der eben mit blitzenden Augen einen geistvollen Einfall hinwirft, oder einen Andern, der mit trockener Miene ein kerniges Scherzwort fallen läßt. Und mit wie ausdrucksvoller Geberde begleiten stets die Hände das Gespräch. Auch wo die Leute zu schweigen scheinen, thun sie das nur, weil sie eben auf unsere Rede hören, im nächsten Augenblick zur Antwort bereit. Wenn aber König Karl die Lippen fester aneinander schließt, so ist gerade für ihn diese ernste Zurückhaltung charakteristisch.

Die Personen in van Dyck's Gemälden stehen vor uns, wie sie sich in der Gesellschaft bewegen, einer Gesellschaft, in welcher das Dasein behaglich, der Verkehr fein und bequem ist. Hierin liegt seine völlige Verschiedenheit von Holbein, der ein Jahrhundert früher Leute eben jener Kreise in England gemalt. Holbein stellt sie dar, wie sie *sind*, van Dyck, wie sie sich *geben*, wie sie vor der Welt *erscheinen*. Nicht blos an den Abgebildeten denkt er, sondern auch an den Beschauer, kann es nicht lassen, Beide gegenseitig in Beziehung zu setzen und *gewinnt* uns für Die, welche er malt. Holbein's Heinrich VIII., im Vollgefühl seiner Macht und Königswürde dargestellt, in kostbarer Kleidung, mit Gold und Juwelen übersät, steht dennoch unverhüllt als der brutale und selbstsüchtige Despot vor uns da. Und Karl I. dagegen in den Bildern van Dyck's! Wir fühlen seine Schwächen, wir ahnen sein Schicksal und daß er es selbst verschuldet, aber diesen Augenblick sind wir versöhnt, wir empfinden Interesse für seinen Charakter und mit seinem Geschick die tiefste Sympathie.

Sprüche.

Von Paul Heyse.

Durchschweife frei das Weltgebiet,
Willst Du die Heimat recht verstehn.
Wer niemals außer sich gerieth,
Wird niemals gründlich in sich gehn.

Erdachtes mag zu denken geben,
Doch das Erlebte nur wird leben.

Il mondo è paese.

Das ist's, warum sich's leben läßt
Trotz alledem auf dieser Erden:
Die Welt ist überall ein Nest,
Doch jedes Nest kann eine Welt Dir werden.

Auf Schritt und Tritt sich aufzupassen,
Was soll es frommen?
Wer nicht wagen darf, sich gehn zu lassen,
Wird nicht weit kommen.

Was ist nur all der Plunder werth,
Den Ihr von außen zusammenkehrt?
Dem weiten Kreise, mit dem ihr prunkt,
Fehlt's ewig doch am Mittelpunct.

Sie glauben, alles Heil sei nur
Zu finden in ihrem Orden.
Wer im Käfig gebrütet worden,
Dem scheint sein Drathgeflecht Natur.

Verschied'ne Ziele? Böses Spiel,
Doch können wir uns noch gelten lassen.
Verschied'ne Wege zu gleichem Ziel?
Da hilft kein Gott, — wir müssen uns hassen

In Zeiten voll politischem Zank
Soll man der Poesie entsagen?
Verbietet, wenn die Kartoffeln krank,
Den Pfirsichen, Frucht zu tragen!

Der Künstler schaff' um seinetwillen,
Gleichviel, ob man ihn lobt und liebt?
Wohl! Doch er fordert Eins im Stillen:
Daß Welt und Leben ihn umgiebt.

Auf Prospero's einsamer Insel,
Und fehlte selbst Miranda nicht,
Berührte Tizian keinen Pinsel,
Petrarca schriebe kein Gedicht.

„Ich bin ein Anfänger, Sie verzeihn;
Ich hoffe, Sie werden mich belehren. —"
Anfänger möchtet Ihr immer sein,
Wenn Ihr nur lerntet, aufzuhören.

„Aufmunterung braucht jedes Kind,
Sein kleines Lichtchen zu entflammen."—
Auf dem Parnaß weht scharfer Wind,
Der löscht die Lichtchen und schürt die Flammen.

„Wie aber zügl' ich mein Talent?
Es treibt mich ruhlos wie im Fieber."
So thut, was Ihr nicht lassen könnt;
Doch läßt sich's lassen, laßt es lieber!

Du sollst mir Deine Schmerzen singen,
Denn auch das Leid erweckt mir Lust,
Hör' ich die tiefen Töne dringen
Aus hartgewöhnter Mannesbrust.

Doch wahrlich, kein Gesang ist schlimmer,
Kein Ton, der so an Windeln mahnt,
Als jenes zärtliche Gewimmer
Des Lyrikers, der ewig zahnt.

Wer sein Gedicht erklärt,
Verräth geheime Schwächen.
Ist es der Rede werth,
Wird's für sich selber sprechen.

Charaktere müssen im Lustspiel sein,
Nicht bloßer Witz, wie keck er sprühe.
Thut ein Stück Fleisch in den Topf hinein;
Das Salz allein giebt schlechte Brühe.

Versuch's und übertreib's einmal,
Gleich ist die Welt von Dir entzückt;
Das Grenzenlose heißt genial,
Wär's auch nur grenzenlos verrückt.

Thorheit behält das Reich
Und Wahrheit wird Verbrechen.
Da ist's ein dummer Streich,
Ein kluges Wort zu sprechen.

„Warum ist der Wicht so süffisant?“ —
Er ist ein Lump aus zweiter Hand.

„In der Zeitung las ich soeben
Ein sehr perfides Pasquill auf Dich.“ —
So haben sie mir's schriftlich gegeben,
Daß sie kleiner und schlechter sind, als ich.

„Warum hältst Du Dich uns so fern?
Eine Lieb' ist der andern werth?“ —
Ich würd' Euch lieben herzlich gern,
Wenn Ihr nur liebenswürdig wär't.

So lang Du schimpfst und tobst und bellst,
Bleibst Du dem Volk erfreulich.
Doch wenn Du einfach Recht behältst,
Finden sie's unverzeihlich.

Mit Deinem mündlichen Schwadroniren,
Mein Freund, pfleg' ich mich kurz zu fassen.
Soll ich Dich plötzlich respectiren,
Seit Du den Bafel drucken lassen?

Daß man an mir sein Müthchen kühle,
Das sei Euch herzlich gern gegönnt;
Doch daß ich mich durch Euch beleidigt fühle,
Ist mehr als Ihr verlangen könnt.

„Auf diesen Mann hohnlästerst Du,
Der doch von Dir mit Achtung spricht?" —
Er hat vielleicht Grund dazu,
Ich leider nicht.

„Seltsam, daß er's nicht weiter bringt
Und weder stark wird, weder groß,
Da Alles doch sein Ich verschlingt!" —
Das Ich ist eben bodenlos.

Gewisser Leute Bann und Acht
Hat nie mich Wunder genommen.
Ich hab' ihnen den Verdruß gemacht,
Ohne sie durch die Welt zu kommen.

„Fruchtbarer wär' ich ganz gewiß,
Wenn mir's nur nicht an Stoffen fehlte." —
Die Schatten nahn Dir, wie Ulyß,
Nur fehlt's am Blut, das sie beseelte.

Wer genug hat, ist ein armer Mann.
Reich ist, wer Andern geben kann.

Voltaire.

Ihr sagt, daß er der Höll' entstammt,
Und könnt ihm doch nicht schaden.
Er ist, so heftig Ihr ihn verdammt,
Ein Teufel von Gottes Gnaden.

„Was lehrt das Leben? Gieb
Mir bündigen Bescheid!" —
Hingeben, was Dir lieb,
Hinnehmen, was Dir leid.

Durch Trinken loben wir den Wein
Und schönen Mund durch Küssen.
Was könnt' auch wohl beredter sein,
Als so verstummen müssen?

Sonst und Jetzt in Griechenland.

Das alte Griechenland im neuen von C. Wachsmuth. Bonn 1860. Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland von Maximilian I. Leipzig 1868. La Grèce contemporaine par Edmond About. Paris 1860. Travels and researches in Crete by Spratt. London 1865.

Es ist der eigene Zauber von Schönheit und Ruhm, daß sie den Glauben an eine ununterbrochene Folge erzeugen, und der Zeit zu spotten scheinen. Wenn wir sehen, wie ein Sohn die Hoffnungen trefflicher Eltern, wie ein Sprößling aus berühmtem Geschlecht die Erwartungen, die sich an seinen Namen knüpfen, nicht zu erfüllen vermag, dann ergreift uns Staunen und Unmuth: wir können es nicht verstehen, daß die Quelle frischen Schaffens und menschenwürdigen Daseins so rasch versiecht sein soll; wir zweifeln eher an der Echtheit des Nachfolgers als daß wir den Glauben an eine schöne Folge aufgäben. Und dennoch waltete hier nur jenes tiefsinnige Gesetz, wonach das Große und Schöne, wenn sie auch rasch zu schwinden scheinen, darum nicht für immer dahin sind, sondern in anderen Formen und Namen wieder aufleben.

Es sei uns vergönnt, die Wahrheit dieser allgemeinen Bemerkungen an dem Beispiel Griechenlands nachzuweisen. Ueber Griechenland und die Griechen wird man nur dann gerecht urtheilen, wenn man, statt sich in wohlfeilen Declamationen über die Größe der Ahnen und die Gesunkenheit der Nachkommen zu ergehen, vielmehr zu würdigen und zu verstehen sucht, in wiefern sich dort Sonst und Jetzt die Hand reichen und inwiefern sich auch in der heutigen Form ein Hauch des alten Geisteslebens wieder verspüren läßt. Denn gerade diesen Zusammenhang zwischen Sonst und Jetzt hat man wegzuleugnen versucht. An Stelle der unbefangenen Bewunderung und Begeisterung für die Griechen, die während der zwanziger Jahre alle Gemüther erfüllte, sind Zweifel und Spott getreten; und wer heutzutage von Griechenland im Tone eines Krug oder Thiersch reden wollte, würde als gutmüthiger Träumer verlacht werden.

Diese skeptische Anschauung ist seit der Vertreibung der bayrischen Dynastie aus Griechenland für Manche obligatorisch geworden. Aber schon lange bevor ein immerhin schöner Zug des Patriotismus uns für den vertriebenen Fürsten Partei ergreifen ließ, machte sich in der öffentlichen Meinung Europas eine gewisse Abneigung gegen Griechenland und die Griechen geltend.

War es naturgemäße Reaction gegen die Ueberschwänglichkeiten des Philhellenismus? Oder war es aufrichtiger Kummer darüber, daß die Nachkommen des Epaminondas und Leonidas dem hohen Vorbild ihrer Ahnen nicht entsprachen? Genug: man begann sich der eigenen jugend-

lichen Schwärmerei zu schämen, und bald glich die öffentliche Meinung dem Wilden, der mit Steinen nach dem Götzenbild wirft, vor dem er eben erst gekniet hat. So fand denn einer unserer scharfsinnigsten deutschen Denker, Jakob Philipp Fallmerayer, allgemeinen Beifall, da er die Würdigung des alten Hellas mit möglichster Geringschätzung des modernen Griechenthums in eine gemeinverständliche Theorie zusammenfaßte. „Eure schwärmerische Theilnahme", so rief der berühmte tyroler Fragmentist den Griechenfreunden zu, „ist verschwendet an ein entartetes Geschlecht, an die Abkömmlinge jener slawischen Unholde, die im fünften, sechsten und in den folgenden Jahrhunderten über das byzantinische Reich hereinbrachen und die hellenische Nationalität mit Stumpf und Stiel ausrotteten. Kein Tropfen alten Hellenenbluts fließt in den Adern der jetzigen Neugriechen." Mit solchen Sätzen hat Fallmerayer nur der Stimmung seiner Zeitgenossen den entsprechenden Ausdruck verliehen; er hat die Unlust an den grichischen Dingen und den Unmuth über die Jugendthorheiten des Jahrhunderts gleichsam wissenschaftlich verklärt. Fortan hörte man allenthalben das Schlagwort: in Griechenland giebt es keine Griechen mehr. Und allerdings war es leichter, sich gegen eine so trostlose Ansicht mit dem Gefühl zu empören und für den Fortbestand des unvergänglichsten aller Völker zu schwärmen, als sie mit ernsten und gewichtigen Gründen zu widerlegen Noch jetzt fesselt sie den, der den Spott liebt und sich mit einem Schlagwort über bedeutende Fragen abzufinden strebt. Es braucht nicht einmal großer Erwartungen, damit der Reisende, welcher im Pireus landet und nun eifrig nach dem alten Griechenland späht, grausam enttäuscht werde. Jeder Eindruck, der ihn empfängt, scheint nur dazu angethan, den Abstand zwischen Sonst und Jetzt grell hervortreten zu lassen. Die Wirklichkeit wird ihm als eine Parodie seiner Erinnerungen, das moderne Griechenthum als eine klägliche Carricatur der Antike erscheinen; er wird den griechenfeindlichen Zweifeln Fallmerayers, daß die Griechen ein entartetes Geschlecht seien, von ganzer Seele beistimmen: sei es auch nur aus Unwillen darüber, daß sich jeder Kafeewirth Solon und jeder Käsekrämer Epaminondas oder Perikles nennt.

Dennoch ist die Fallmerayer'sche Hypothese, gelinde gesagt, nichts besser als eine geistreiche Lüge.

Gewiß es liegt ein gewaltiger Abgrund zwischen dem Sonst und Jetzt in Griechenland. Je strenger und eingehender sich jedoch die historische Forschung mit dem byzantinischen Mittelalter beschäftigt, je klarer leuchtet es ein, daß von einer völligen Vernichtung der alten griechischen Nationalität nicht die Rede sein kann. Fallmerayer greift zwar jede rhetorische Floskel von Verwüstung und Zerstörung, wie sie von Plutarch bis auf die späteren Byzantiner häufig sind, mit Begierde auf, und damit man seine Aufrichtigkeit nicht bezweifle, läßt er es an gelegentlichen O! und Achs! sowie an anderen Ausdrücken eines zweideutigen Mitleids über den Untergang der griechischen Nation nicht fehlen. Aber die Urkunden, auf welche er sich stützt, beweisen wol, daß große Verheerungen

stattfanden und ein Theil der alten Bevölkerung aufgerieben ward, sie berechtigen uns jedoch nicht zu der Annahme, daß die alten Griechen spurlos vertilgt wurden, sie rechtfertigen den Zweifel an der legitimen Abstammung des heutigen Griechenvolkes keineswegs.

Mit der Ausrottung eines ganzen Volkes ist es nicht so bald gethan. Wollte man die Aussagen der alten Chronisten über die gothische und longobardische Invasion buchstäblich nehmen, so wäre auch in Italien heutzutage keine Spur mehr von der alten Bevölkerung übrig. Auf den Bericht des 17. Kap. II. Buch der Könige fußend, könnte man glauben, die Juden seien völlig vertilgt worden, und doch findet sich nachher in Galilea ein zahlreiches, unzweifelhaft hebräisches Geschlecht. Und wer möchte wohl behaupten, daß die germanische Bevölkerung in den östlichen Marken unseres Vaterlandes ausgerottet worden sei und daß die Herrschaft der Slawen in Westpreußen den germanischen Geist völlig erstickt habe, zu der Zeit als uns die Politik Friedrichs des Großen jene von Deutschland entfremdeten Provinzen zurückgab?

So sind denn auch die Griechen weder durch die Avaren, noch durch die Slawen, noch durch die Uzen und Bulgaren, noch endlich durch die Lateiner ausgerottet worden. Es blieb — und merkwürdiger Weise muß Fallmerayer das selbst zugestehen — es blieb ein Rest der althellenischen Bevölkerung: auf den höchsten Alpen des Taygetus und des Parnaß, an einigen Küstenplätzen, wie Monemvasia, auf den Inseln wie Tinos, Naxos, vor Allem in Kreta, wo die Fahne der Unabhängigkeit noch zuletzt vor 200 Jahren wehte, als der Halbmond überall gesiegt hatte, und wo sie jetzt in heldenmüthigem Kampfe hochgetragen wird, hat sich die althellenische Bevölkerung erhalten und allen Stürmen der barbarischen Ueberfluthung getrotzt.

Von diesen im Sturm der Völkerwanderung unversehrten Stätten ist dann im neunten und zehnten Jahrhundert die geistige Unterwerfung der Slawen, die Wiedereroberung Griechenlands für den griechischen Genius erfolgt. Und wunderbar genug wiederholte sich so die Entwicklung der griechischen Urgeschichte. Was waren die Hellenen in den Anfängen ihres historischen Lebens anders, wie eine dünne Menschensaat über eine breite barbarische Unterlage hingeworfen? Aber von den Inseln und Küstenplätzen aus, wo sie saßen, wirkten diese Hellenen durch die Kraft ihrer Intelligenz und durch ihren practischen Instinct auf ihre barbarischen Umgebungen ein. Langsam doch unwiderstehlich, wie ein feiner Frühlingsregen in den Erdboden, so drang das hellenische Culturelement in die blos physischen Massen des barbarischen Substrats ein. Nicht auf den Umfang des Landes, das sie bewohnten, nicht auf ihre Zahl kam es an: durch den Geist — dies Wort des Isokrates bleibt ewig wahr — ist Hellas die Metropole der gebildeten Welt gewesen. Und wenn man im Alterthum von einer Hellenisirung der Barbaren gesprochen hat, so kann man heutzutage mit vollem Rechte von einer Hellenisirung der Slawen und in dem einen wie in dem andern Falle von einem Sieg des Geistes über die Materie, des Occidents über den Orient reden.

Dieser Culturproceß geht in unseren Tagen unaufhaltsam vor den Augen eines Jeden, der sehen will, vor sich. Die stille Macht des griechischen Gedankens und der griechischen Sprache unterwirft noch heutzutage das in Hellas eingedrungene culturlose Element der Albanesen; vor den Lauten des Isokrates und Demosthenes schwindet das monotone Skipi dahin. Einem Jeden, der den Boden von Hellas betritt, springt der Unterschied zwischen den beiden Racen: den Hellenen und den Albanesen sofort in die Augen. Wie deutlich uns da der Albanese mit seinem platten Gesicht, dem großen, groben Mund, dem rohen Blick, den breiten Schultern und stämmiger Faust entgegentritt: Alles in Allem eine Erscheinung: der die Geduld im Ertragen physischer Anstrengungen, körperliche Arbeitskraft und geistige Unbeweglichkeit gleichsam auf die Stirn geschrieben steht. Schon von Weitem kann man dagegen die eigentlichen Hellenen blos an der Haltung und dem stolzen bewußten Gang als die gebornen Herrn und Gebieter dieses Landes erkennen. Ihr Wuchs schlank; jede Bewegung leicht und doch gemessen. Die Schläfe eingedrückt, mehr Nerven als Muskeln, mehr geistige Ueberlegenheit als körperliche Kraft. Im Auge funkeln Entschlossenheit und List, Bewegung und Leben spielen um den feingeschnittenen Mund. So deutet Alles auf eine Aristokratie der Intelligenz und hohe Virtuosität des geistigen Genießens. Will man nun vollends die Stätten, auf denen sich der althellenische Typus am Reinsten und ungemischtesten erhalten hat, die Hochalpen oder die Inseln besuchen, so findet man auch heutzutage Männer und Frauengestalten, die einem Phidias oder Apelles hätten zum Modell dienen können.

Man weiß, daß auch die alten Bildhauer und Maler idealisirt haben, daß ihnen so hehre Gestalten wie der Apoll von Belvedere und die Venus von Milos nicht alltäglich in den Straßen Athens begegneten. Aber dennoch waren und sind sie vorhanden jene eigenen Typen classischer hellenischer Formenschönheit: die kleine Stirn, die fortlaufende gerade Linie, der Mangel eines Einschnitts zwischen Stirn und Nase, der Mund mit der schwellenden Oberlippe, vor Allem jene großen geöffneten Augen voll unbestimmter Wehmuth und doch voller Klarheit „dem stillen Glanz der Meeresfluth vergleichbar“. Gern glauben wir dem Mann, dessen Schicksal jüngst die Theilnahme von ganz Europa in Anspruch nahm, dem unglücklichen Kaiser Max von Mexiko, daß auch ihn der Reiz eines dieser „antiken Kameengesichter“ fesselte, daß ihn das Bild Eulalia's, der holden Braut von Korinth, auf seiner Wanderung freundlich begleitete.

Es sind das freilich nur äußere Merkmale, die für den innern Zusammenhang des heutigen mit dem alten Griechenland sprechen können. Bedeutungsvoller schon erscheint es, daß die Sprache das geistige Band zwischen Sonst und Jetzt gebildet und so die beste Ahnenprobe für die Gegenwart abgegeben hat. Wenn unter den heutigen Franzosen oder Deutschen ein Zeitgenosse Froissart's oder Wolfram von Eschenbach's erschiene, er würde größere Mühe haben, seine Landsleute nur zu ver-

stehen, als ein Demosthenes, der unter den jetzigen Griechen wieder aufträte. Dies erklärt sich leicht. Keine Nation ist in solchem Maße Sclavin des Ohrs, wie die griechische. Die Alten pflegten einen schlechten Dialekt als Zeichen mangelnder Bildung zu verspotten; auch heutzutage wird man durch unreine Aussprache, durch einen falschen Accent das griechische Ohr empfindlich beleidigen. Aber gerade diese Feinheit der Sprachorgane und die exclusive Hartnäckigkeit, mit welcher die Griechen anderen Völkern gegenüber den Schatz ihrer Sprache hüteten und bewahrten, hat dieselbe auch reiner und ungemischter erhalten, als es bei einer andern Nation unter ähnlichen traurigen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Gereinigt von den Schlacken, welche ihr aus der Zeit der Fremdherrschaft her anhafteten, ist die gegenwärtige griechische Sprache ein klares faßliches Altgriechisch mit einigen modernen Wendungen. Noch immer ist es jene alte wunderbare Kraft, welche den sinnlichen Gegenständen Seele und den feinsten Abstractionen des philosophischen Gedankens Körper zu verleihen vermag. Seit das Volk auf sein altes Idiom aufmerksam geworden ist, tauchen alte Ausdrucksweisen wie aus der Erinnerung wieder empor; „wenn sie lachte, fielen Rosen auf ihren Schooß", sagt man, um eine heitere Schönheit zu charakterisiren; ein Bettler antwortete mir auf die Frage, wo er her sei? mit einer echt classischen Wendung: „Genügt es Dir nicht zu wissen, daß ich unglücklich bin und Du willst noch wissen, wo meine Heimat sei?"

Den aufmerksamen Beobachter des griechischen Volkslebens wird es aber nicht blos überraschen, daß diese Sprache sich Jahrtausende hindurch in unverwüstlicher Kraft erhalten hat, sondern vor Allem werden ihn auch in Sitte und in Charakter der Nation merkwürdige Momente begegnen, die ihm das classische Alterthum ins Gedächtniß rufen. Er wird sein Urtheil freilich nicht von der eleganten Welt Athens abstrahiren, von der Jeunesse dorée, welche sich Studien halber in den großen Städten Europas aufgehalten und von dort alle Laster der Civilisation mitgebracht hat, ohne sich deren Vorzüge anzueignen. Diese zierlich ausgeputzten Modeaffen, die des Abends mit blasirter Miene auf der Aeolusstraße flaniren oder im Café „Zum schönen Griechenland" beschäftigt sind, unendliche Cigarretten zu dampfen und dabei die Geschicke Europas zu discutiren, mögen vielleicht in jenen classischen Nichtsthuern ein Vorbild haben, die sich einst: einzig und allein auf Wettrennen und Wachtelzucht bedacht, um den Vertreter des antiken Vollbluts, Alcibiades, drängten: das griechische Volk repräsentiren sie nicht. Man muß im Innern des Landes umherstreifen, dies Volk selbst bei seiner Arbeit, am Pflug, im Weinberg kennen lernen, dann wird man mit Bestimmtheit sagen können, daß das alte Griechenland im neuen wieder auflebt, daß das griechische Volk in Sitten und Gebräuchen das gleiche ist, wie es uns einst seine Dichter und Denker geschildert haben.

Begleiten wir einmal den Reisenden, der durch die Gebirgswildniß Akarnaniens oder Aetoliens gewandert ist, bald im Bett eines Gieß-

bachs emporklimmend, bald eine rauhe steile Schranne hinabgleitend und sich nun erschöpft von des Tages Anstrengung nach Ruhe und Obdach sehnt. Da schimmert ihm von ferne das Licht eines Hirtenhofs durch die Nacht. Zugleich begrüßt ihn der Lärm der classischen „erdaufwühlenden" Bewohner jener Stätten und näher toben und kläffen gewaltige Molossische Hunde auf ihn los, deren er sich nicht anders zu erwehren weiß, als indem er, wie einst Eumäus, nach Steinen greift und die „ewig Bellenden" auseinanderscheucht. Nun aber tritt er selbst aus dem niedern Thorweg, der Herr des Gehöfts, der göttliche Sauhirt, und heißt den Fremden mit echt homerischer Gastlichkeit willkommen. Drinnen am Feuer lagert eine Schaar von Armatolen, wilde, trotzig blickende Kriegsgesellen. Ein heller Glanz fällt von der Flamme aus auf die malerischen Trachten, die rothen Fez, die blitzenden Waffen im reichgeschmückten Gürtel, die weiten faltigen Fustanellen. Dem Eintretenden schallt lauter fröhlicher Gruß, die Aufforderung zur Freude und zum Lebensgenuß, entgegen. Man fordert ihn auf, dem Mahle zuzusprechen, das am Herde bereitet wird, man theilt mit ihm die Leckerbissen des am Spieße gebratenen Lammes. Dann tritt wohl, wie einst, als Kalchas und Tiresias aus den Eingeweiden des Opfers weissagten, ein Alter mit wichtiger Miene ans Feuer, prüft das Schulterblatt des Thieres und prophezeit den Armatolen Glück und Beute für ihr nächstes Unternehmen. Mit den Knöcheln des Lammes spielen die Kinder das Spiel, das einst dem Patroklus Unheil brachte. Nun eilt der Hausherr, aus einem Winkel des Gemachs den Wein herbeizuholen, wo derselbe, da es an Kellern mangelt, in Schläuchen aufbewahrt und, um ihn zu erhalten, mit Pech oder Harz versetzt wird. Freilich, wenn der Rebensaft in geisledernem Schlauch, welchen Odysseus von Maon, des Euanthes Sohn, zum Geschenk erhielt, ähnlich schmeckte, wie der jetzige Resinato, so dürfte ihn ein heutiger Weinkenner schwerlich beneiden und den Geschmack des Cyklopen Polyphem begreifen, der auf solchen Trank so sehr erpicht war. Aber man darf auch unter jenen Söhnen der Berge die Raffinements des europäischen Luxus nicht erwarten, und wenn uns bei dem bittern Trank und dem einfachen Mahl, das höchstens noch mit Oliven und Ziegenkäse gewürzt wird, mitunter die Sehnsucht nach der Comforts des alten Europa und eine sehr bestimmte Abneigung dagegen anwandelt, unser ganzes Leben in solchen primitiven Culturzuständen zu verweilen, so haben wir doch unvergeßliche, an Erinnerung reiche Stunden im Kreise jener Naturkinder zugebracht. Erschallen endlich zur Verkürzung des Mahles in buntem Wechsel Kriegs- und Liebeslieder, die das Andenken an manches kühne Abenteuer, an manches schöne Herz, das der Tapferkeit und dem Ruhme nicht zu widerstehen vermochte, im Gesang heraufbeschwören, dann fühlt man sich in die Zeiten zurückversetzt, wo der blinde Dichter den zehnjährigen Kampf besang, der um die schönsten Augen Griechenlands so viele Tapfere ins Grab sinken ließ.

So beruht der tiefeigene Reiz des Lebens in Griechenland darin

daß sich die alte Zeit, die homerische Erinnerung, auf rothen, frischen Lippen täglich schön erneut.

Man braucht nicht blos äußerlich bei Anblick der heutigen Armatolen an die Helden des Alterthums, beim Anblick holder Wasserträgerinnen an antike Bilder, oder wenn man die Mädchen mit Steinen am Gestade waschen sieht, an Nausikaa erinnert zu werden: nein, auch der Kern, das tiefste Empfinden der Menschenbrust, ist in den Stürmen der Jahrhunderte unversehrt geblieben. Der Sinn für das Leben, die Empfänglichkeit für die reale Welt sind die gleichen, heute wie ehemals. Auch den Neuhellenen eignet die lebhafte Freude an der Natur, die Neigung, sich ihr Leben und Sterben, ihr Blühen und Vergehen zu personificiren und zu verklären. Der Althellene sah in jedem Baum eine Dryade, in jedem Quell eine Kastalide; er bildete die lauen Frühlingswinde barfuß ab, um damit in sinniger Weise den leichten leisen Schritt anzudeuten, mit dem sie über den Blumenteppich der neuerwachten Natur hingleiten. Aehnlich verkörpert und idealisirt sich die Natur vor den Augen der heutigen Griechen. Gern sammelt sich das Volk bei den Hagiásmata, bei den heiligen Quellen, die in romantischer Stille, nahe an irgend einer schützenden Höhle, eines sich lang hinwindenden Thales liegen, um die Schutzgottheit des Ortes anzurufen.

Von den Höhen, von den Vorgebirgen, von jeder Cyklade, welche die Wellen dieses „nie ruhenden weinäugigen" Meeres umspülen, winken zahlreiche kleine weiße Kapellen; der Schiffer bekreuzt sich bei ihrem Anblick, wie einst der Segler, der vom Verdeck der Argo die Allmacht der Meeresgötter um ihren Schutz anrief.

Und noch immer hausen Gottheiten in Grotte, Wald und Flur. Die feuchten und blühenden Töchter der Thetis steigen mit fluthendem Haupthaar, gekrönt mit Perlen und Korallen, aus der Tiefe; sie locken die Jugend hinab ins feuchtverklärte Blau und wenn heutzutage die griechische Mutter ängstlich über ihr Kind den Zaubersegen ausspricht und ihm ein Amulet umhängt, damit es nicht, einem Brunnen nahe gebracht, von den Nymphen hinuntergezogen und getödtet werde, so denken wir an Theokrit:

> Doch in der Mitte des Brunnens vollendeten Nymphen den Chorreihn,
> Stets unruhige Nymphen, die Graungottheiten des Landmanns,
> Malis und sammt Eunika die frühlingshafte Nycheia.
> Jetzo neigte der Knabe zur Flut den geräumigen Krug schon
> Niederzutauchen bereit, da ergriffen sie Alle die Hand ihm;
> Allen zugleich entbrannte das zärtliche Herz in der Sehnsucht
> Nach dem argivischen Kind, und er glitt in das dunkele Wasser
> Jähen Falls, wie wenn funkelnd ein Stern abgleitet vom Himmel
> Jähen Falls in das Meer.

So würde die Klage unseres deutschen Dichters, daß die Natur entgöttert sei, auf die Gegenwart in Griechenland keine Anwendung finden. Noch ist die mythenbildende Kraft im griechischen Volke nicht erloschen: das Wunder blieb des Glaubens liebstes Kind. Freilich ward der Glaube selbst im Dahinrollen der Jahre vielfach zum Aberglauben,

denn der wohlmeinende Eifer christlicher Missionäre hat sich dieser geheimen Factoren des Volksbewußtseins bemächtigt und die antiken Mythen im Sinne frommer Gläubigkeit zugestutzt; er hat aus einem Poseidon den heiligen St. Nikolaus, aus der Athene die Panagia, die Jungfrau Maria gemacht, aber den Grund hat er nicht berührt und durch den Schleier, welchen das Mittelalter und die Kirche darüber geworfen haben, schimmern die Gestalten der antiken Sage deutlich hindurch. Das neugriechische Märchen ist das echte Kind des alten Mythos. So erzählt das Volk noch immer die Sage von der schönen Königsjungfrau, die, feindlichen Nachstellungen zu entgehen, in den süßen Sänger des Waldes, Philomele, verwandelt ward; die Sage von Schwalbe und Nachtigall. Man frage nur die Landleute in Lakonien, im Thal, wo der Eurotas unter Eichen und Oleander seine gewaltige weißschäumende Wassermasse dahinwälzt. Sie deuten auf den wolkenumkränzten Gipfel des Pentedaktylon. Dort oben, hoch über den Wolken, tanzen drei bezaubernde Mädchen, tadellos an Wuchs und Schönheit, nur daß die Füße Gänsefüße sind und ihren Reiz entstellen. Das sind die „Nereiden", die Den, der verwegen oder unwissend den heiligen Grund betritt, erst kosend bewillkommnen und umarmen; doch bald wird ihre Liebkosung sein Verderben, sie stürzen ihn an schwindelnder Klippe herab oder sie zerreißen ihn, wie einst die Bacchantinnen den Sänger Orpheus zerrissen haben.

Und Manchem, der die Akropolis besucht und die reizende Pracht des Erechtheum, vor Allem jene wunderbaren Säulenträgerinnen, die „Karyatiden", einmal gesehen und bewundert hat, kam jene liebliche und doch so bezeichnende Erzählung in den Sinn, mit welcher sich das Volk trug, als Lord Elgin, der britische Räuber, eine dieser herrlichen Gestalten herausbrechen ließ, um sie aus dem lichten Hellas nach dem feuchten Nebelreich England zu schaffen. Am Abend des ersten Tages, als die zurückgebliebenen Mädchen ihre Schwester verloren hatten, erfüllten sie, so erzählte das Volk, die Luft mit Seufzen und Jammern. Die geraubte Schwester aber blieb nicht taub, sie antwortete, und von der untern Stadt, wohin man sie gebracht, trug der Wind ihren Klagelaut nach der Akropolis hinauf. — Gewiß, es ist ein antiker Zug in solchen sinnigen Sagen. Sie beweisen, daß die Einbildungskraft nach wie vor in gleicher Richtung thätig ist.

Der Genius des Landes bedingt diese Einwirkung auf seine Bewohner. Nirgends ist die Idealisirung der Natur, die Belebung des scheinbar Todten, so erklärlich, wie in Hellas.

Wer, der einmal den Frühling in jenem herrlichen Lande erlebt hat, fühlte nicht, wie die Brust weiter ward und Wanderlust sich regte hinaus in jenes Meer von Licht und Klarheit, das dann über der Landschaft schwebt? Ein weicher Nebelglanz breitet sich über Berg und Flur; vom Hymettus trägt der Zephyr frische Thymiandüfte ins Thal und die Bienen summen um die Asfodelen. Die Oelfrucht schwillt, als lächle Pallas noch, leise flüstern die Platanen mit den Ulmen. Die Luft ist so klar und durchsichtig, daß man meint, man brauche nur die Hand aus-

zustrecken, um die entferntesten Berggipfel zu berühren; sie bringt den Ton von weither so getreu herüber, daß man die Glocken von Herden, die stundenweit vorüberziehen, und den Schrei des aufsteigenden Adlers vernehmen kann, der sich im unermeßlichen Aether verliert.

Nur völlige Unkenntniß des Alterthums wird die Empfänglichkeit der alten Hellenen für diese Schönheit der Natur ableugnen: nein, auch die Alten empfanden, welche Wonne es sei, in diesem Lande zu leben; ihre Dichter besangen den „Strahl des Helios als schönstes Licht", sie priesen die Sternenpracht dieses Himmels und den Mond „das strahlende Auge der Nacht". Und selbst ein Spötter, wie Aristophanes, schilderte in tiefbewegten Worten die Reize der sich neuverjüngenden Natur; er lauschte verständnißinnig den Liedern, womit die liebe athenische Straßenjugend die Boten des Frühlings, den ersten Weih und die erste Schwalbe, begrüßte. Die Kinder zogen damals mit einer Schwalbe von Haus zu Haus und baten sich in keckem, übermüthigem Ton ein Geschenk aus.

Die Schwalbe, sangen sie, ist wieder, ist wiedergekommen;
Sie bringet den Frühling und liebliche Tage,
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie, giebst Du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs' und Mehl,
Eiersemmelchen auch liebet die Schwalbe.
Nun, sollen wir was kriegen, oder sollen wir gehn?
Dein Glück, wenn Du uns giebst, sonst rächen wir uns gleich.
Wir schleppen Dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau,
Doch bringst Du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür, der Schwalbe mach' die Thüre auf,
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Kinder noch.

Auch heutzutage zieht die Jugend am 1. März von Haus zu Haus, den Tribut der Freude über das Neuerwachen der Natur einzusammeln: sie drehen eine hölzerne Schwalbe auf einem Cylinder herum und singen dazu:

Schwalbe kommt geflogen an, von dem schwarzen Meere her,
Ueber's Meer kam sie daher und sie fand dort einen Thurm,
Setzte nieder sich und sang: März, o März mit Deinem Schnee
Und Du, nasser Februar,
Der April, der freundliche, ist nicht weit, wird kommen bald.
Singen doch die Böglein schon und die Bäume werden grün,
Und die Hühner glucken schon, haben Eier auch gelegt,
Und die Herden fangen an, wieder auf die Höhen zu ziehn.
Zicklein hüpfen schon herum, fressen junge Blätter ab;
Thiere, Vögel und der Mensch, Alles freut von Herzen sich.
'S ist vorbei nun mit dem Frost, mit dem Schnee und mit dem Nord;
März, o März, mit Deinem Schnee und Du, schmutziger Februar,
'S wehet schon April, der schöne, fort nun, März, fort Februar.

Es ist unmöglich, in diesen naiven Aeußerungen des Volkslebens eine gewisse Verwandtschaft, freilich daneben bei den heutigen Productionen einen dem modernen Bewußtsein mehr entsprechenden, fast senti-

mentalen Zug zu verkennen, wie er sich auch so schön in dem andern neugriechischen Frühlingslied wiederspiegelt, das uns durch Goethe's Uebertragung bekannt ist:

Die Nachtigall, sie war entfernt,
Nun kehrt sie endlich wieder.
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt liebe alte Lieder.

Ja, im Volksmund selbst hat sich die alte Zeit erhalten und wir brauchen nur den heutigen Griechen auf der Wanderung durch das Leben, durch Freud' und Leid zu begleiten, um allenthalben auf die gleiche Analogie zu stoßen.

Schon auf die Wiege des Kindes fällt ein historischer Glanz und die Wärterin verheißt dem schlummernden Knaben unter Blumen und Süßigkeiten auch Lorbeeren und vor Allem die Stadt der griechischen Sehnsucht: Constantinopel. Die Gebräuche bei der Geburt, die Taufe, Erziehung, Verkehr der Geschlechter, Alles erinnert an Ehemals. Auf die heutige Stellung der Frauen finden Telemach's fast unehrerbietige Worte an seine Mutter noch immer ihre Anwendung:

Auf zum Gemach hingehend besorge Du Deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern
Fleißig am Werke zu sein. Für das Wort liegt Männern die Sorg' ob.

Bei dem sehr zurückgezogenen Leben der Jungfrauen wird auch die Verlobung meist durch Vermittelung abgeschlossen. Die Siebwahrsagerin spielt unter Liebenden dieselbe Rolle, wie bei den Altgriechen; das Volk nennt sie die „Bohnenwerferin", weil sie sich beim Wahrsagen aus dem Sieb der Bohnen bedient. Wo Jüngling und Mädchen Gelegenheit haben, sich zu sehen, und der Jüngling der Auserkorenen seine Gefühle zu erkennen geben will, erfolgen Liebeserklärung und Heirathsantrag zugleich durch Zuwerfen eines Apfels oder einer Blume. Am Sonntag vor der Hochzeit schickt der Bräutigam der Braut den Brautkuchen durch einen Jüngling zu, dessen Eltern noch leben müssen; man denkt unwillkürlich an die althellenischen Ueberreicher der Hochzeitsgaben, an die einladenden Knaben, die einst beim Hochzeitsschmause, mit Dornen und Eichenlaub bekränzt, eine Schwinge mit Brot herumtrugen und dazu die Worte sprachen: „Dem Bösen entrann ich, das Bessere fand ich." Bei dem feierlichen Schlachten am Sonnabend vor der Hochzeit pflegt der Bräutigam den Stoß auf das erste Stück Schlachtvieh zu führen, das, nach Osten gewandt, durch seine Hand fällt. Aus der Art, wie das Blut des Thieres spritzte, ob in geradem Strahl, oder im Zickzack, prophezeit man das Schicksal der bevorstehenden Ehe. So hat sich ein Rest des großen Opfers, welches die Alten vor der Hochzeit den Ehegöttern brachten, bei dem heutigen Volk erhalten.

Auch das „Loûtron nymphikòn", die Ceremonie, zu welcher in Athen seit uralter Zeit die Quelle Kallirrhoe das Wasser lieferte, ist in analogen Formen beibehalten worden; abermals muß ein Sohn noch lebender Eltern das Wasser feierlich einholen, Frauen waschen dem

Bräutigam den Kopf, kämmen ihm das Haupthaar, der Brautführer stutzt ihm den Bart und dabei erklingen bedeutende Lieder: daß er nun sein Junggesellenleben verlassen und „weltlich" werden wolle. Um dieselbe Zeit pflegen die Freundinnen der Braut die Haare zu kämmen und zu flechten: Ich sage, singen sie wol dazu

Der Heimat Lebewohl und Lebewohl den Meinen,
Der Mutter mein, ihr laß ich, ach! drei Gläser Gift zurücke.
Das eine trinkt sie Morgens früh, das andere am Mittag,
Das dritte Glas, das giftigste, an hohen Feiertagen.

In Kreta legen die Freundinnen drei Kronen von Dornen, Myrthen und Orangeblüthen an den Pfeiler des Betts: die Dornen sollen langes Leben und Standhaftigkeit in allen Sorgen des Ehestands bedeuten, Myrthen und Orangen, daß die Liebe der Beiden so zart und fest sei, wie die immergrünen Blätter. Wenn dann am folgenden Tage der Bräutigam seine Auserwählte in festlichem Zuge zur Trauung abholt und sie sich anfangs mit lautem Wehklagen sträubt, dem Zuge zu folgen, auf die Bemerkung des Brautführers: „Laßt sie doch, weil sie weinet", erwiedert: „Führet mich fort von hier, aber laßt mich weinen!" so wäre es freilich irrig, eine solche Begegnung blos dem Alterthum und dem heutigen Griechenland zuzuschreiben; Aehnliches wird bei allen Völkern da wiederkehren, wo der Conflict zwischen Neigung und langer treuer Gewöhnung im Menschenherzen entsteht. Merkwürdig aber ist, daß sich das Hochzeitsceremoniell bis auf kleine Einzelheiten erhalten hat, bis auf den symbolischen Regen von Naschwerk und Nüssen, den die Verwandten und Freunde auf das Brautpaar „ausschütten", bis auf den feuerfarbenen goldbefranzten Schleier der Braut und den Kranz von Weinreben, den der Bräutigam trägt, bekränzt, wie wir ihn auf der Aldobrandinischen Hochzeit abgebildet sehen. Während der Trauung kniet der Bräutigam, um jedem Uebel auszuweichen, auf der vorgelegten Schleppe oder dem Kleide der Braut. Nach der Einsegnung durch den Priester werden die Ringe hin und her gewechselt, bis der goldene dem Bräutigam, der silberne Ring der Braut verbleibt. In Elis giebt die Mutter der Braut beim Heraustreten aus der Kirche ihrem Schwiegersohn eine kräftige Ohrfeige, damit er sich ihrer auch in Zukunft erinnere. Die Heimkehr aus der Kirche pflegt wol in manchen Gegenden des Nachts beim Fackelschein, im Tanzschritt und mit Musik stattzufinden, so daß die auf dem Schild des Achill dargestellte Scene sich auch im heutigen Leben wiederholt.

Ist der Zug am Hause des Bräutigams angelangt, so steht eine Jungfrau auf der Thürschwelle zum Empfange der Braut und reicht ihr Honig und Nüsse mit Sesam gemischt als Symbol der Reinlichkeit, des Fleißes und der Fruchtbarkeit. Auf Aehnliches deutet der altattische Gebrauch, den einst Solon sanctionirt hat, daß die Gatten vor der Hochzeit eine Quitte verzehren sollten.

In Kreta pflegt die Braut den kleinen Finger der rechten Hand in jenen Topf von Honig zu stecken und damit vier Kreuze an die Thür zu

machen. Zugleich ziehen die Männer des Hochzeitsgefolges ihre Dolche und ritzen mit denselben Striche auf das Obertheil der Thür, um alles Unglück vom Hause fern zu halten. Das ist der Aberglaube der Alten, die über die Hausthür des Bräutigams die Worte schrieben: „Nichts Böses möge hereinkommen!“ („Wie soll denn aber der Herr des Hauses hereinkommen?“ fragte der Cyniker Diogenes.) Tritt die junge Frau ins Innere des Hauses, so reicht man ihr einen Granatapfel, den sie zerbricht und die rothen Kerne auf den Boden streut: zum Zeichen davon, daß das Haus sich mit so vielen Gütern füllen soll, als Kerne auf den Boden gesäet sind. Und wer erkennt nicht in den Liedern, mit denen noch heutzutage das junge Paar am Morgen nach der Hochzeit von Freunden und Freundinnen geweckt wird, den Grundton jener einschmeichelnden alten Hymenäen, wie sie uns Theokrit überliefert:

Einst im Königsgemach Menelaus des Blonden zu Sparta
Stellten sich Mädchen zum Chor an der neuverzierten Kammer,
Tragend in weichem Gelock, Hyazinthen, blühende Kränze,
Zwölfe, die ersten der Stadt, die Krone lakonischer Weiber.
Alle sangen ein Lied nach einerlei Weisen und tanzten
Mit verschlungenem Fuß, daß die Burg vom Brautgesang hallte.
Schlummert und haucht in die Brust Euch süßes Verlangen und Liebe,
Doch vergesset auch nicht am Morgen das Wiedererwachen!
Wir auch kehren am Morgen zurück, wenn der erste der Sänger
Recket den bunten Hals und krähet erwachend vom Schlafe.
Hymen, o Hymenäos, o jauchze dieser Vermählung!

Drei Tage nach der Hochzeit führt man die Neuvermählte nach der Quelle oder dem Brunnen, von wo sie in Zukunft ihr Wasser entnehmen soll; sie begrüßt die Quelle feierlich, trinkt aus hohler Hand, und nun beginnt ein Rundtanz im Freien, bis zuletzt abermals ein Jüngling, dessen beide Eltern noch leben, mit einem besonders dazu bestimmten Gefäße Wasser schöpft und die heilige Flüssigkeit, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Hause des jungen Paars zurückträgt. Dies deutet ebenfalls auf uralte Gebräuche hin. Daß der Tanz die übliche Freudensäußerung auch im alten Hellas war und bei festlichen Gelegenheiten nie fehlen durfte, ist jedem Alterthumsfreunde wohlbekannt.

Die Lust am Tanzen scheint diesem Volke angeboren zu sein. Wir denken an den Auftritt zurück, welcher uns aus dem Alterthum von Hippoklides, dem Freier der schönen Fürstentochter Agariste, überliefert wird. „Du hast Dein Glück vertanzt!“ rief Agaristens Vater, Klisthenes, dem siegesgewissen Athener zu, da dieser an dem Tag, der über die Bewerbung entscheiden sollte, seinen Uebermuth in lustigen Tänzen zur Schau trug. Ein Nebenbuhler trug Agaristens Hand davon und Hippoklides tröstete sich mit jener für glückseligen Leichtsinn sprüchwörtlich gewordenen Aeußerung: „Was macht sich Hippoklides daraus?“ Und nun erinnern wir uns, wie auch der Ernst der antiken Volksreligion die Verbindung mit der heitern Kunst nicht verschmähte, wie die Unsterblichen selbst zum sterblichen Reigen herabstiegen, Jupiter, Olympius an ihrer Spitze. So vermenschlicht erscheinen Götter und Heroen in der Bibel des griechischen Volksglaubens, im Homer. Auch heutzutage

geben sich Lebenslust und Uebermuth in ähnlichen Formen kund. Zu Schiff, inmitten der tobenden See, wenn Poseidon drohend sein Haupt aus den Fluthen emporhebt und die schäumenden Wogen über Bord jagen, umtanzen die griechischen Matrosen den Mast, bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, die Arme ausbreitend und singend, in ruhiger Bewegung, als gelte es dem Zorn der Elemente, dem Groll des Meergottes gleichsam ein Schnippchen zu schlagen. „Was macht sich Hippoklides daraus?“ Auch der Schild- und Schwert-Tanz, von dem die Alten erzählen, hat sich in manchen Gegenden, z. B. in Kreta, erhalten; zwei Männer, mit Dolchen bewaffnet, gehen in gemessenen Schritten auf einander los, indem sie ihre Waffen schwingen, und man glaubt sich, wenn man ihre wilden Bewegungen sieht, ins alte Lacedämon zurückversetzt.

Wer aber beschreibt zur Genüge den Reiz der Romaïka, wenn die jungen Mädchen auf „veilchenbekränzter“ Wiese oder am Strande des Meeres sich die Hände reichen und in anmuthig bewegter Kette durch und auseinanderwinden. Während bei uns die Paare neben einander hinschweben, beruht das Wesen dieses Tanzes darin, daß die Einzelnen in langer Reihe dem Chorführer oder der Führerin singend und gesticulirend folgen. Oft eilt am Meeresufer die Chorführerin den zurückweichenden Wellen nach; die Anderen folgen festgeschlossen und lassen sich lieber von der salzigen Flut bespritzen, als die lebendige Kette zu lösen. Und in der Nähe, auf den Höhen am Gestade, sitzen die Alten, „den Cikaden vergleichbar“, und entzünden den letzten Funken ihrer Lebensglut an dem frischen Treiben der Jugend. So leben die Bilder alter Dichtung vor unseren Augen von Neuem auf, wenn Euripides das festliche Spiel schildert, das zur Hochzeit des Peleus Götter und Menschen froh vereinte.

Nur die Musik, die heutzutage den Tanz begleitet, würde man am liebsten wegwünschen. Denn auch die heutigen Griechen haben keine Vorstellung von Harmonie; sie singen ihre einfachen Melodien mit großem Eifer, aber oft falsch und stets durch die Nase. Die Lieder, welche die Romaïka begleiten, tragen oft ein schwermüthiges, unserer Tanzstimmung keineswegs analoges Gepräge. „Ti se kámo kai m'ybrízeis Diamandoùla mou“, näselten sie, während sie zu Patissia die Romaïka tanzten; Worte, die etwa unserem „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?“ entsprechen dürften.

Daß der Ernst des Lebens den Zusammenhang zwischen Sonst und Jetzt ebenso zum Ausdruck bringt, wie die Freude, mag nun wohl leicht errathen werden. Die schwache und doch so menschliche Sorge, welche das Schreckhafte in der Natur, Krankheit und Tod, kaum mit Namen zu nennen wagt und ihm gleichsam dadurch zu entgehen wähnt: welche die Furien Eumeniden und den Tod Entschlafen nennt, kehrt auch im modernen Griechenland wieder. Das Volkslied ist ein getreuer Spiegel der traurigen Empfindungen, welche das Volk beim Verschwinden des Sommers, beim Beginn des Winters, wie beim Anblick der

dahinwelkenden Menschenkräfte ergreifen. Die drei antiken Parzen sind drei Frauen geworden, die gemeinsam durch die Städte rennen, um sie zu veröden. Die Erste trägt eine Rolle Papier, die Zweite eine Scheere, die Dritte einen Besen. Die Erste schreibt den Namen des dem Verhängniß Verfallenen ein, die Anderen tilgen ihn aus dem Buch des Lebens. Die Pest, welche die Alten als eine Greisin in Trauerkleidung darstellten, ist im Mund des heutigen Volkes eine alte blinde Frau, die Alles tödtet, was sie berührt. Und nun erzählt dies Volk in seiner lebendigen, Alles personificirenden Weise: Die böse Alte, die nur an den äußeren Wänden des Hauses hintappe, vermöge alle Die nicht zu erreichen, welche sich sorgfältig im Innern des Hauses halten.

Auch das letzte unabweisbare menschliche Schicksal wird heute ähnlich hingenommen, wie ehemals. Alles deutet auf die antike Vorstellung, daß der Tod kein schreckliches Gerippe, sondern ein freundlicher Genius ist, dessen Kuß das Leben von den Lippen nimmt. In seinem schönsten Kleiderschmuck, im weißen Gewand, die Hände über der Brust gefaltet, liegt der Todte mit dem Gesicht gegen die Hausthür gewendet, zum Zeichen, daß er das Haus für immer verlassen soll. Blumenguirlanden, Tänien, vor Allem Kränze aus Eppich, umgeben ihn. Ein ehrenvolles Begräbniß gilt nach wie vor als das wünschenswertheste Loos des Abgeschiedenen und als die heiligste Pflicht der Ueberlebenden. Echt griechisch, wenn auch dem modernen Bewußtsein fremd, sind darum die Empfindungen, die Antigone, „die schwesterlichste der Seelen", beherrschten, da sie Alles daran setzte, was sonst dem Weibe theuer ist, nur um den geliebten Bruder zu bestatten.

Das Verlangen nach einem ehrenvollen Begräbniß spricht Homer in seiner rührenden Einfachheit aus:

Ich tadle freilich mit Nichten,
Daß man den Todten beweine, der sein Verhängniß erfüllt hat.
Ist doch dieses allein des armen Sterblichen Ehre,
Daß man scheere sein Haupt und die Wange mit Thränen benetze.

Wenn wir heutzutage einer Bestattung in Griechenland beiwohnen, so glauben wir eine der Scenen zu sehen, wie sie uns auf antiken Vasenbildern dargestellt sind.

Dem Zug der Leidtragenden voran gehen die Klageweiber mit den Zeichen des wildesten Schmerzes die Brust zerschlagend, die Haare zerraufend. Während der religiösen Feier am Grabe selbst verstummt ihr Gesang, bricht aber nach dem letzten Kuß, nachdem die Anwesenden den Verstorbenen noch einmal umarmt haben, wieder herzzereißend hervor. „Ihr seht mich stumm und athemlos" lautet eine dieser Myrologieen, „o weint über mich, alle meine Brüder, Freunde und Bekannte, denn gestern noch sprach ich zu Euch. Gebt mir den letzten Kuß. Ich werde nicht mehr mit Euch gehen und sprechen. Ich gehe zu dem Richter, bei dem kein Ansehen der Personen gilt; dorthin, wo Diener und Herren zusammenstehen, Könige und Soldaten, Arm und Reich in gleicher Würde, denn jeder wird verklärt oder verurtheilt werden, je nach seinen eigenen

Werken.“ Nach der Bestattung begiebt sich das Leichengefolge in die Wohnung des Verstorbenen zurück, gleichsam als seine letzten Gäste feiern sie das Todtenmahl. Daß man Speisen, Kuchen und Früchte, am dritten, neunten und vierzigsten Tage, dritten, sechsten und neunten Monate nach dem Tode auf das Grab niederzulegen pflegt, erinnert an die kindliche Vorstellung der Alten, welche den Todten ebenfalls in jenen Tagen eine förmliche Mahlzeit bereiteten, und sein Andenken durch Liebesgaben, durch „Spenden dunkelen Weines“ an der Grabstelle zu ehren suchten. Der Naturalismus des Volkes scheint während jener geheimnißvollen vierzig Tage an einen näheren Zusammenhang des Verstorbenen mit der Erde, die er verlassen, zu glauben; denn vierzig Tage lang läßt man eine ewige Lampe in der Ecke des Sterbezimmers brennen und vierzig Tage lang stellt man ein mit Wasser gefülltes Gefäß für den Verstorbenen an sein Grab. Auf griechischen Kirchhöfen sah ich solche Krüge, denen der Boden ausgeschlagen war, häufig liegen. Das Volk glaubt, daß die Seele des Verstorbenen in Gestalt einer Biene zurückkehre, um sich an dem Wasser zu erquicken. Auch trifft man wol eine Erinnerung an die Beschäftigung, die dem Abgeschiedenen am theuersten war, ein Zeichen seines Berufs auf dem Grabe, wie das Ruder, das Odysseus auf Elpenor's Grabhügel heften sollte; oder den Kamm und Salbennapf, den Spratt in Thenä auf dem Grabsteine eines Damenfriseurs abgebildet fand. Vor Allem hat sich die Fantasie des Volks der Gestalt des Charon jenes grimmigen alten Fährmanns nach der Unterwelt bemächtigt.

Noch heutzutage giebt man dem Verstorbenen eine kleine Münze, einen Obolos als Fährgeld auf den Weg, als ob Jener Anstand bei der Ueberfahrt über das stygische Gewässer erheben würde. Der mürrische Greis, Charon selber, ist aber in der Vorstellung der Neu-Griechen zur Personification eines raschen unerwarteten Todes geworden. Als Vogel oder Wolf gestaltet, lauert er den Sterblichen, die in voller Lebenskraft stehen, auf, überfällt sie, ringt mit ihnen und bleibt in dem heftig entbrennenden Kampfe stets Sieger. Dann zieht er mit seiner schwarzen, dem Untergang geweihten Schaar, hoch zu Roß, über die Gebirge, Jünglinge gehen vor ihm her, Alte folgen ihm nach, die kleinen Kinder sind an seinem Sattel festgebunden.

Was sind die Berge, heißt es im Volkslied, nun so schwarz? und stehn in Trauerkleidern?
Ist's, weil ein Sturmwind sie bekämpft? weil sie zerschlägt ein Regen?
Nein! es bekämpft kein Sturmwind sie, zerschlägt sie auch kein Regen.
Der Charon zieht darüber hin mit einer Schaar von Todten.
Er treibt die Jungen vor sich her und hinterdrein die Greise
Und an den Sattel angereiht hat er die zarten Kinder.
Es bitten ihn die Greise wol, es flehen ihn wol die Jungen:
O lieber Charon, halt am Dorf! Halt an der kühlen Quelle,
Auf daß die Greise trinken gehn, die Jungen Diskus werfen
Und daß die kleinen Kindelein sich schöne Blumen pflücken.
Nein, ich halt an dem Dorfe nicht, nicht an der kühlen Quelle.
Die Mütter, die nach Wasser gehn, erkennten sonst die Kinder
Und Mann und Weib erkennten sich und wären nicht zu trennen.

Der Unmuth, mit welchem die von Charon Gebändigten ihm in den dunklen Hades folgen, der sehnende Blick nach den Gütern des Lebens, nach den hellen Fluren der Heimat, der ihnen entgleitet, ist für die neue wie für die alte Griechenwelt charakteristisch. Der berühmte Klephtenhäuptling Dimos verlangt sterbend nur die eine Gunst von seinen Gefährten: ein offenes Fensterlein an seinem Grabe:

Und an der rechten Seite laßt ein Fensterlein mir offen,
Auf daß die Schwalben kommen dort und mir den Frühling bringen
Und mir den wonnevollen Mai die Nachtigallen künden.

So schwer reißt sich der Hellene von dem, was ihm im Leben theuer gewesen, los, keine Verheißung eines noch so glänzenden Looses im Jenseits, keine Aussicht auf paradiesische Freuden im Himmel kann ihm den irdischen Genuß in Vergessenheit bringen. Als Odysseus den Achilleus in der Unterwelt preist, daß er auch dort noch den Geistern mächtig gebiete, antwortet ihm der Schatten des Peliden mit der wehmüthigen Klage:

Nicht mir rede vom Tode ein Trostwort, edler Odysseus,
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Das ist der Schlüssel zum Verständniß des Hellenismus, jener heitern Sinnlichkeit, jener Lust an Licht und Leben, die nur der recht würdigen kann, der unter dem glanzvollen Himmel Attikas geweilt hat. Was Wunder, daß die gleichen Verhältnisse Gleiches erzeugten, und daß sich auch der Charakter der Neu-Griechen dem ihrer Vorfahren entsprechend herausgebildet hat?

In der breiten unteren Schicht auf der es ruht, ist das griechische ein bildsames, geistig regsames, bewegliches, dabei aber nüchternes und thätiges Volk. Mehr Verstand und Berechnung als Leidenschaft. Mehr Lebhaftigkeit und Auffassungskraft als Gründlichkeit. Ohne Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, ohne Sinn für die Vergangenheit scheinen sie allein auf den Vortheil des Augenblicks bedacht.

Ein verheißungsvoller Zug aber, aus welchem der, welcher auf die Zukunft dieses Volkes baut, vor Allem seine Hoffnungen schöpft, ist der ruhelose Wissensdurst und Lerneifer der Neuhellenen. In den entlegensten Dörfern kann man einen Haufen Kinder vor der Thür des Schulhauses sitzen sehen, die, ohne auf den schönen Sonnenschein, ohne auch nur auf den vorüberziehenden Fremden zu achten, in ein Buch vertieft sind und sich mit Frage und Antwort lebendig unterrichten. Durch den ganzen Orient sparen die armen, unter Türkenherrschaft lebenden griechischen Rajahs sorgfältig jeden Piaster, um ihre Söhne auf der Universität Athen studiren lassen zu können. Sie sind sich bewußt, das belebende geistige Ferment zu sein; sie sind in Wahrheit die Seele des Orients, wenn sie auch noch nicht vermocht haben, dieser Seele einen Körper zu verleihen.

Der alle Stände der Griechen durchdringende Wissensdurst wird nun vor Allem durch die Gleichheit gefördert, die hier der That nach durchgeführt ist. Schon im Alterthum hielt man wenig auf Unterschiede des Ranges und Standes; selbst der hocharistokratische Perikles mußte sich mitunter dazu herablassen, um die Gunst der geringsten Bürger aus der Vorstadt zu werben.

Dieser demokratische Zug waltet auch jetzt noch vor. Ein angesehener Adel, mit Grundbesitz und Privilegien ausgestattet wie bei uns, besteht dort nicht. Der Adelstitel ist durch die Verfassung ausdrücklich untersagt.

Aber selbst gegen eine Aristokratie des Verdienstes revoltirt der Grieche ebenso, wie gegen die Aristokratie der Geburt. Das Streben nach hohen Aemtern ist so allgemein, die Aemter, die Ministerien selbst wechseln so rasch, daß der Minister in Griechenland nicht viel höher geachtet wird, wie jeder andere Beamte auch.

Geht ein Minister durch die Aeolusstraße, um sich zum Vortrag nach dem Palais zu begeben, so ruft ihn der Barbier aus seinem Laden zu: „Heda! guter Freund, Du regierst aber schlecht!"

Und der höchste Staatsbeamte antwortet mit unverwüstlichem Gleichmuth: „Regiere Du selbst, Du wirst sehen, daß es so leicht nicht geht."

Das ist die Gleichheit, auf welche die Hellenen so stolz sind. Man sieht, sie hatten kein Mittelalter, wie wir; keine Ritterburgen, keine Zünfte, noch Patrimonialrechte; nur die Bastonade der Türken schwebte über ihnen; sie ließ Hoch und Niedrig gleich erzittern und hat Alles nivellirt.

Daraus ergaben sich bedeutungsvolle und schöne Folgen. Wer sich nicht vor Andern zu fürchten braucht, wer das Ziel bürgerlichen Lebens offen vor Augen sieht, und nicht etwa statt des Staates eine Reihe Bevorrechtigter, die ihn hemmen und chikaniren, wird auch eher geneigt sein, das Ziel mit allen Kräften zu erstreben, und für das Allgemeine sein individuelles Wohl zu opfern. Beispiele dieser lebendigen Vaterlandsliebe, der schönsten Muster des Alterthums würdig, hat der griechische Freiheitskampf, aber auch die jüngste Gegenwart aufzuweisen. Was Großes in Griechenland geschieht, geschieht nicht durch den Staat, der blutarm am Rande des Bankerottes schwebt, sondern durch die Einzelnen. Sie bauen Schiffe, sie rüsten Mannschaften aus, sie unterstützen den kretischen Aufstand, sie treten da ein, wo der Staat nicht eintreten kann.

Die meisten öffentlichen Anstalten, von der Sternwarte Athens bis zu der geringsten Elementarschule herunter, sind auf Kosten griechischer Privatleute errichtet, griechische Gemeinden sind es gewesen, welche die wenigen Straßen dieses Landes gebaut haben: ein beredtes Zeugniß des Gemeingefühls, das in den einzelnen Hellenen lebt.

Dieser energischen Vaterlandsliebe der Griechen thut ihr Particularismus keinen Eintrag. Man muß taub und blind sein, um die Be-

deutung des Particularismus für dies Land und Volk zu verkennen. Uns Nachlebenden und Fernstehenden erscheint es oft so, als habe das Lebensblut von Hellas nur in der einen Stadt Athen pulsirt. Man wird aber die alte griechische Geschichte nie verstehen, ohne die Bruchtheile geistigen Lebens, ohne die Culturbeiträge zu würdigen, welche eine jede der zahlreichen kleineren griechischen Stadtgemeinden, welche Sicyon, Argos, Theben, Corinth zur griechischen Entwicklung beisteuerten. Und wenigstens in der höchsten Blüthenperiode Griechenlands hat dies individuelle Nebeneinanderleben verschiedener Kleinstaaten, weit entfernt davon, dem Patriotismus zu schaden, ihn vielmehr gehoben und den Sporn zu gemeinförderlicher rivaler Thätigkeit abgegeben.

Individualismus ist auch heutzutage der hervorstechende Zug des Landes und seiner Bewohner; er bedingt eine reiche Mannigfaltigkeit, eine Fülle von Gegensätzen, wie sie sich auf so engem Gebiet nie wieder bei einander finden. Während am Golf von Corinth Myrthen und Oleander grünen, starren die Fluren Arkadiens oft noch von Schnee und Eis. Eine kurze Wasserfahrt, eine Bergwanderung von wenig Stunden genügt, um in ganz neue Umgebungen zu bringen.

So verschieden wie Klima und Boden erscheinen Anlage und Sinn der Bewohner.

Ich erinnere mich zweier junger Mönche aus dem Kloster am Pantelikon, in deren Gesichtszügen und ganzem Wesen eine solche charakteristische Verschiedenheit vorwaltete, und die Erinnerung an den gewaltigen Widerstreit, in welchem sich die althellenische Geschichte bewegt hat, wachte in mir auf, als der Eine mit strengen, rauhen Zügen und selbstbewußter Art verkündete: „Eîmai Spartiátes!" „Ich bin Spartiate," und der sanftere, aber feine und geistig regsame Gefährte sich im Gegensatz dazu als einen Ionier, aus der attischen Gemeinde Kalenderi zu erkennen gab.

Daß dieser scharfausgeprägte Particularismus auch seine Schattenseiten hat, daß er, wie die Geschichte lehrt, dies in Parteien zerrissene, durch Kirchthurmsinteressen gespaltene Volk zu keinem vollkommenen nationalen Dasein gelangen ließ, wer möchte das leugnen? Wie bei den Einzelnen haftet auch bei den Nationen das Schlimme leicht den Vorzügen an. Die zerrissene, zerklüftete Natur des Landes, die seine reiche Culturentwicklung, die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, begünstigte, hat auch Parteiungen und Räuberwesen seit ewigen Zeiten genährt. Noch immer steht der Räuber als ein ehrenwerther, nur verkannter Biedermann da, noch haftet kein Makel sittlicher Verachtung an dem Beruf des Klephten. Wer sich socialen Verlegenheiten oder der Erfüllung bürgerlicher Pflichten entziehen will, der eilt in die „Berge" und ertrotzt sich als Räuber mit den Waffen in der Hand das Ansehen, das ihm als Bürger versagt war. Aber auch die übrigen Untugenden der Althellenen gedeihen nach wie vor: Ungehorsam, Zügellosigkeit, die Todsünde der Demokratie: der Neid.

In der particularistischen Zertheiltheit wurzelt auch die Unfähig-

keit der Griechen, den großen Männern, die aus ihrer Mitte hervorgehen, gerecht zu werden. Wenn dieser schadenfrohe Haß der Mittelmäßigkeit gegen das Verdienst nicht schon im alten Hellas seinen Ausdruck gefunden hätte, so würden die Jungen den Ostracismus erfinden. Auch sie würden im Stande sein, einen Themistokles zu verbannen und einem Sokrates den Giftbecher zu reichen. Nirgends sind Talent oder Genie weniger geschätzt als in Griechenland. Es hängt das wie ein natürlicher Mangel allem solchen kleinen Gemeinwesen an, man hat Dinge und Personen allzunahe in greifbarer Anschaulichkeit vor Augen, hat sie mit ihren Irrthümern und Schwächen wachsen sehen, nun will man zeigen, daß man die Schwächen sieht und das Große nicht begreifen kann.

Man nenne in Griechenland einen großen Namen, man frage nach einem bedeutenden Mann. Wenn die Antwort nicht lautet: „Das ist ein Räuber", so muß er zum Mindesten „ein Unmensch" sein, „der vom Schweiß der Armen praßt", oder „ein Betrüger, der die öffentlichen Kassen bestiehlt". Klagte doch schon Polybius, daß kein Grieche die Eigenschaft besitze, öffentliche, ihm anvertraute Gelder getreulich zu bewahren. In der That ist die Ehrlichkeit der Hellenen den gegründetsten Zweifeln ausgesetzt. Noch warnt das Sprüchwort der Levante davor, sich mit einem Griechen in Handelsgeschäfte einzulassen. Das Talent zum Gewinn, der Handelsinstinct, der sie auszeichnet, führt oft genug zur Verwechselung von Mein und Dein: Merkur ist noch immer der Gott des Handels und der Diebe. Um sich zu bereichern, gelten alle Mittel als gut. Nur Ungeschicklichkeit und Mißerfolg werden geahndet: der glückliche Diebstahl wird anerkannt, wer sich fangen läßt, erröthet nur darüber, daß er nicht entwischte. Moralische Scrupel gelten als blöde Befangenheit und nirgends findet unglückliche Ehrlichkeit weniger Bedauern als in Griechenland.

Aristophanes, der in den „Wespen" und „Rittern" die Proceßsucht seiner Landsleute geißelte, würde den gleichen Zug in der Gegenwart wiederfinden. Zur Türkenzeit saßen zwei Freunde beim Mahle und sangen; da ließ Philomele ihr Lied aus den Gebüschen ertönen. „Sieh, wie die Nachtigall von meinem Gesang gerührt worden ist", meinte der eine Grieche, „meine Stimme hat sie begeistert!" „Nein, die meinige hat sie angeregt", behauptete der Andere. Es kam zum Proceß, sie gingen zum Kadi, um ihn zu fragen, für wen die Nachtigall gesungen habe. Dieser hörte sie ruhig an, strich sich den Bart und verurtheilte sie schließlich wegen ihres Zankes zu einer Geldstrafe. „Nun will ich Euch sagen, für wen die Nachtigall gesungen hat. Sie sang für mich, Ungläubige! Geht und vertragt Euch!"

Streit- und händellustig, unruhig, veränderungssüchtig, neidisch und scrupellos: so gleicht das heutige Volk dem alten „Demos", wie er den Spott der Komödie und die Verzweiflung aller ernsten Patrioten herausforderte. Man darf deshalb nicht an den Achill, man muß an den Odysseus denken, wenn man sich den richtigen Typus des griechischen Volkes vergegenwärtigen will. Träte der Vielgenannte noch einmal

unter die heutigen Athener in der Aeolusstraße, es würde ihn heimatlich anwehen, er würde dies berechnende, schlaue Geschlecht seine echten Kinder nennen. Auch sie lieben sich selbst am meisten, und dann lieben sie auch das Gut der Fremden. Sie verschmähen kein Mittel, wenn es gilt, sich selbst zu fördern. Sie überlassen es den eingebildeten Barbaren aus dem Norden, daß sie das Gute um des Guten willen thun, wenn sie lernen und arbeiten, so thun sie es um der Drachmen und Dariken willen. Jener Odysseus, der den Freiern bei der Rückkehr von der Irrfahrt den Rath giebt, seiner Frau reiche Geschenke zu geben, ehe er sie tödtet, der Held, der Freund und Feind, der seinen Sohn und seine Gattin betrügt und selbst die Gottheit belügen will, der trägt Züge, die auch dem modernen Griechenthum abgelauscht sein könnten.

Wir gedenken ihrer allzuselten, wenn wir des Alterthums gedenken. Wir sehen stets die Olivenhaine der Akademie und vergessen die Agora und den Pireus. Wir sehen das Volk, wie es im Theater von Begeisterung trunken der Aufführung unsterblicher Meisterwerke lauschte, und vergessen, daß es dabei Knoblauch kaute. Wir erträumen uns eine Nation von Halbgöttern, und wollen nicht begreifen, daß die alten Griechen ein heißblütiges, grausames und berechnendes Geschlecht waren und daß, wenn sie uns heutzutage entgegenträten, wir vielleicht gerade so wenig erfreut sein würden, wie wenn uns auf einem Spazierritt bei einer Biegung des Wegs am Pentelikon plötzlich aus dem Gebüsch die Flinte eines Klephten entgegenblitzt und sein lautes Stásso! halt an! uns alle erhabenen und classischen Reminiscenzen vergessen läßt.

So wird sich denn freilich Der, der das alte Griechenland im neuen sucht, oft mannigfach enttäuscht, er wird sich aus manchen phantastisch ausgeschmückten Traumbildern mit rauher Hand in die Wirklichkeit zurückversetzt finden. Aber gerade darin beruht auch der Werth einer Kenntniß der Gegenwart, daß sie uns davor behütet, die Vergangenheit zu idealisiren, und im Spiegel des Jetzt erkennen wir erst das Sonst.

Vieles, wer möchte das läugnen? ist unwiederbringlich dahin.

Die Akademie steht verlassen. Dort denkt kein Plato mehr den höchsten Räthseln des menschlichen Daseins nach.

Auch der göttliche Funke, welcher einst den Meißel des Skopas und den Pinsel des Apelles beseelte, ist erloschen.

Die Kraft künstlerischen Schaffens, die Originalität des Denkens: sie sind dahin. Aus einem Volk von Künstlern und Denkern ist ein Volk von Kaufleuten geworden.

Der Geist, welcher einst die Schlachten der europäischen Civilisation geschlagen hat, wohnt jetzt in den Comptoirs der Handelshäuser von Smyrna und Odessa.

Verehren wir jedoch in dieser Wandlung ein Gesetz historischer Nothwendigkeit. Schönheit und Ruhm gehören nicht dem Einzelnen an, sondern der Welt. Die Werke, welche der antike Geist in Kunst und Wissenschaft hinterlassen, sind nicht mehr einem Lande zu eigen, sie sind

Gemeingut Aller geworden, ein Besitzthum für die Ewigkeit, ein leuchtendes Kleinod, welches bis in das Dunkel der spätesten Zeiten an den Frühling des Menschengeschlechtes in Hellas erinnern und Begeisterung für das Schöne und Wahre in jeder fühlenden Brust erwecken wird.

Und so gilt denn von diesen höchsten Gütern der Menschheit, was unser Dichter von den Göttern Hellas gesungen:

Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn.

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Oberon.

Ein Ritt in das alte romantische Land.

Wenn es je einem poetischen Stoffe beschieden gewesen ist, sich zu verjüngen und in einem neuen Gewande Menschengeschlecht nach Menschengeschlecht zu fesseln, so ist dies glückliche Loos der Sage von Oberon zugefallen. Aelter als ein halbes Jahrtausend, ist sie in Prosa und in Versen, als Volksepos, als Kunstepos, als Drama, als Oper, von Franzosen, Engländern, Niederländern, Deutschen bearbeitet worden. Wieland kleidet sie in die üppigsten Formen romantischer Poesie; Karl Maria von Weber überstreut sie mit einem Zauberregen von Tönen, und Kaulbach verewigt sie auf dem Gebiete der Malerei, indem er in der Kreuzfahrt, einem der großen Wandbilder des Treppenhauses im berliner Museum zur Rechten des Beschauers und am äußersten Rande des Gemäldes zwei Gestalten unserer Sage, Hüon und Gerasmin (Scherasmin heißt er nicht) als Vertreter des ritterlich-romantischen Elements des Mittelalters angebracht hat.

Auch andere Sagen, wie die von Don Juan und die von Doctor Faust, reichen weit zurück in vergangene Zeiten und strahlen jetzt in dem modernen Glanz der Musik, des Gesanges, des Tanzes, nachdem sie vorher durch master-spirits, wie Shakspeare sagt, Don Juan durch Molière, Faust durch Goethe zur Höhe classischer Werke erhoben worden waren. Erfreut sich nun Oberon desselben Geschicks, zuerst von einem Meister der Sprache und dann von einem Meister der Töne mit dem ganzen Zauber moderner Weise ausgestattet worden zu sein, so hat er doch vor jenen Stoffen das weit höhere Alter voraus, das ihn direct an die Gestalt Karls des Großen knüpft und ihn zu einem letzten, lieblichen Nachklange der großartigen, das ganze Mittelalter erfüllenden karolingischen Sage stempelt. Es giebt unter allen Fürsten der Erde keinen, den die Poesie so gefeiert hat, wie Karl den Großen, keinen, der Jahrhunderte hindurch so sehr der Mittelpunct epischen Gesanges gewesen ist, wie er. Eine Fülle uns noch aufbewahrter Heldengedichte besingt ihn, und in engem Anschluß an ihn seine Nachfolger, seine Ahnen, seine Pairs, seine Lehnsträger. Einer dieser Lehnsträger, der französische Ritter Herr Hüon von Bordeaux, ist der hervorragende Held derjenigen Dichtung, die uns hier beschäftigt, und die erst seit Wieland und durch ihn den Titel Oberon führt, während sie früher stets nur „Hüon von Bordeaux", nach ihrem Helden, genannt wurde. — Ein kleines, unscheinbares, zerlöchertes Pergament aus dem dreizehnten Jahrhundert, das auf der Stadtbibliothek in Tours aufbewahrt wird, enthält unsere Sage in altfranzösischer Sprache und zwar in ihren wesentlichen Grundzügen so,

wie wir sie in Wieland's Oberon noch heute lesen. Zählte Wieland jedoch auf ein feingebildetes, lesendes Publicum, so konnte der alte Dichter auf ein solches deswegen nicht rechnen, weil es nicht vorhanden war; sein Epos war vielmehr darauf angelegt, in jenen höchst einfachen, alle französischen Karlssagen charakterisirenden Reimfolgen und mit jenen typischen Wendungen, die sich für gewisse, ihrer Natur nach in Heldengesängen öfters wiederkehrende Situationen formelhaft, wie in den homerischen Gesängen, wiederholen, öffentlich, etwa im Schatten einer vor einem Wirthshaus stehenden Linde, einem naiv empfindenden, nur an Hören gewöhnten Publicum von einem Spielmann oder Jongleur vorgetragen zu werden. Daß unser Gedicht wirklich in dieser Weise vorgetragen ist, darüber giebt die alte Pergamenthandschrift eine curiose Andeutung, welche uns zugleich darüber belehrt, wie der vortragende Rhapsode es anfing, um den klingenden Lohn für seine Bemühungen von seinem Zuhörerkreise zu erheben. Nachdem er nämlich die Neugierde des Letztern aufs Höchste gespannt, dadurch, daß er den ritterlichen Hüon in die von Elfenbein, Gold, den feinsten Seidenstoffen, den weichsten Daunen strotzende Bettkammer eines siebzehn Fuß langen schlafenden Riesen geführt, in dessen dickem Kopfe die tiefliegenden Augen selbst während des Schlummers wie glühende Kohlen funkeln, und nun Hüon die heilige Jungfrau um ihren Beistand in dem bevorstehenden Kampfe mit dem zu erweckenden Ungethüm hat anflehen lassen, täuscht er plötzlich die hochgesteigerte Erwartung der Hörer durch folgende nüchterne Anrede: „Verständige Herren, Ihr seht, nahe ist der Abend, und ich bin sehr müde. Darum bitte ich Euch Alle, so lieb Ihr mich und Oberon und Hüon habt, kommt morgen nach Tisch wieder und laßt uns jetzt trinken gehen, denn ich habe Durst. Ich wills Euch nicht verbergen. Ich freue mich, daß der Abend naht, denn ich wünsche zu gehen. Darum kommt morgen wieder, nach Tisch. Und ich bitte Euch, ein Jeder bringe mir dann einen in den Zipfel seines Gewandes gebundenen Groschen mit; denn in Poitevinen (halben Groschen) liegt keine Freigebigkeit. Ein Geizhals und Knauser war, der sie prägen ließ und sie zuerst dem anständigen Minstrel gab."

Der Hauptgrund, warum der Sänger seinen Vortrag auf zwei Nachmittage ausdehnte, war wol der, daß ein ohne Unterbrechung fortlaufendes Recitiren von circa zehntausend Versen, aus so vielen besteht das Gedicht, doch wahrscheinlich ihn selbst sowohl, wie seine Zuhörer ermüdet haben würde. Am zweiten Tage erzählt er ihnen dann zuerst den Ausgang des Kampfes, worauf er sich wieder mit den Worten unterbricht: „Nun hört, ich werde Euch das Gedicht weiter erzählen, wenn Ihr wollt. Mit Hülfe Gottes will ich das Gedicht nun auch beenden. Aber nun kraft meiner Macht und Oberon's excommunicire ich alle Diejenigen, welche nicht in ihre Börsen greifen, um meiner Frau das Geld zu geben."

Wenn nun die Sage von Hüon von Bordeaux ein Glied in der großen Kette der Karlssagen ist, so unterscheidet sie sich doch wesentlich von

ihnen durch das Auftreten des kleinen, drei Fuß hohen Waldkönigs Oberon, welches an und für sich einen Wendepunct in der Geschmacksrichtung des Publicums bekundet. Je weiter nämlich die geschichtlichen Thatsachen, die den karolingischen Dichtungen zu Grunde lagen, sich von der Gegenwart entfernten, desto mehr schwächte sich die Begeisterung für ihre Stoffe ab. Karls des Großen Gestalt, wenn sie auch der conventionelle Grundpfeiler des nationalen Epos Altfrankreichs bleibt, verzerrt sich und wird immer weniger heldenmäßig, so daß er sich in unserm Gedicht, das bereits den Verfall der karolingischen Dichtungen darthut, von Herrn Naims wiederholentlich einen „ausgemachten Narren" schelten lassen muß. Dafür heben sich dann mit der Ausbildung des feudalen Systems die Figuren der Lehnsträger immer mehr hervor. Aber zuletzt erlahmte auch das Interesse für diese dem Zeitgeist angepaßten Umwandlungen einer Jahrhunderte lang wiederholten Sage, und nun suchte man durch Einführung eines bis dahin in diesem Sagenkreise unbekannten oder doch ganz zurückstehenden Elementes den alternden Stoff zu verjüngen und so eine frischere Theilnahme dafür wach zu rufen. Dies neue Element, das des Wunders, des Zaubers, des Spuks, wird in unserm Gedichte eben durch Oberon vertreten.

Woher stammt er? Ist er der Zwerg Alberich des Nibelungenliedes? Alberich würde in französischer Umgestaltung allerdings zu Aubéri werden, was von der Form Auberon — denn so und nicht Oberon, wird der Name des altfranzösischen Gedichts geschrieben — nicht weit entfernt ist. Oder ist es, wie der französische Gelehrte de la Villemarqué vermuthet, der in der keltischen Mythologie vorkommende Gwynn-Araun, der unverkennbare Züge des Oberon, außer der Kleinheit, namentlich dieselbe übernatürliche Macht und dasselbe Wohlwollen für die Menschen an sich trägt?

Wir bejahen es nicht und verneinen es nicht, und wollen statt dessen aus den zerstreuten Zügen des alten Gedichtes uns ein Bild seiner Gestalt und seines Wesens zusammensetzen, das zugleich zur Vergleichung mit späteren Abweichungen vom Urbilde dienen mag. Auberon, der Sohn Julius Cäsars und der Fee Morgue (Fata Morgana) hat die Gestalt eines fünfjährigen Knaben; er ist schöner als die Sommersonne; er ist bekleidet mit einem seidenen Mantel, in welchen dreißig Goldstreifen gewirkt sind, und der sich seinem Körper durch einen Gürtel von Goldstoff anschmiegt. Er führt Pfeil und Bogen, dessen Sehne ebenfalls von echter Seide ist. Auch führt er ein Horn von blendend weißem Elfenbein, um das sich goldene Reifen winden. Wenn ihm nun auch Wieland ein zierlich gewundenes Horn von Elfenbein beilegt, wie wird da die Phantasie entnüchtert, wenn Oberon auf manchen Bühnen, wie der königlichen in Berlin, mit einem Horn erscheint, das in den Händen eines Nachtwächters oder eines Kuhhirten durchaus nicht überraschen würde. Seine übernatürlichen Kräfte sind wunderbar genug. Er kennt die Gedanken der Menschen, kann sich im Nu überall hinwünschen, zähmt jedes Thier, kennt alle Geheimnisse des Paradieses,

hört den Gesang der Engel im Himmel. Er läßt, wie seine Mutter, die Fata Morgana, schimmernde Paläste aus dem Nichts entstehen und in Nichts zerrinnen. Er ist Herr der Elemente; es schneit, hagelt, stürmt auf sein Geheiß. Der Ton seines Hornes heilt Kranke, sättigt Hungernde, tränkt Durstige und macht alle Hörer — zu Sängern, in der spätern Sage bekanntlich zu Tänzern. Trotz aller dieser Magie ist er kein Unhold, sondern ein Mensch und sterblich.

So ist Oberon in der alten Sage. Aber, wenn er auch daselbst oft an der Spitze stattlicher Heereskräfte erscheint, so ist er kein Elfenkönig, kein Führer kleiner geisterhafter Wesen, wie bei den englischen Dichtern. Zum Elfenkönig hat ihn erst Spencer erhoben. Auch ist er in der alten Sage unbeweibt. Zum Gemahl der Titania hat ihn erst Shakspeare gemacht. Auch trägt er nicht als Symbol seiner Reinheit einen Lilienstengel in der Hand. Erst Wieland hat ihn mit dem Lilienstengel belehnt.

Mag man nun über den dichterischen Werth des alten Oberon denken, wie man will, so ist er zu seiner Zeit ein beliebter Stoff gewesen, den ein Jahrhundert dem andern übertrug. Im vierzehnten finden wir ihn durch Zusätze auf 30,000 Verse angewachsen, im fünfzehnten in Alexandriner umgearbeitet. Zugleich wurde er, wie unzählige Ritterromane des Mittelalters, in Prosa übertragen. Im sechzehnten Jahrhunderte ward diese prosaische Bearbeitung bereits sechsmal gedruckt; aus dem siebzehnten kennen wir sieben Ausgaben, von denen fünf in der berühmten Firma Oudot zu Troyes, dem Herausgeber der Bibliothèque Bleue, einer Sammlung von volksthümlichen Märchen und Rittergeschichten in blauem Deckel, erschienen; ebenda erschienen auch im vorigen Jahrhundert drei Ausgaben, ja selbst in diesem ist Oberon bereits dreimal gedruckt, zuletzt im Jahre 1859 zu Paris.

Diesem Beweis für die Popularität des Stoffes gesellen sich andere zu, wie daß das Gedicht in andere Sprachen, in das Niederländische und das Englische übertragen wurde, und daß im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Bischof von Antwerpen die Lectüre desselben verbot, dann daß es dramatisirt und 1557 um die Weihnachtszeit von der „Brüderschaft der Passion und Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi" öffentlich zu Paris aufgeführt wurde. Diejenige moderne Bearbeitung der Sage jedoch, welche auf die kunstgemäße Gestaltung derselben den größten Einfluß übte, weil sie unserm Wieland die Bekanntschaft mit ihm verschaffte und ihm die Anregung zu seinem Gedichte gab, ist aus der eleganten Feder eines tapfern Soldaten, feinen Hofmanns und verdienten Schriftstellers geflossen, des Grafen von Tressan, der sie im Jahre 1778 in der Bibliothèque universelle des romans, der damaligen französischen Gesellschaft erzählte. Von den ersten Anfängen der Sage bis zu der Redaction Tressans hat dieselbe manche Umänderung erlitten, manchen Zusatz erfahren, manche Ecken abgeschliffen. Hüon wird bekanntlich von Karl dem Großen, dessen Sohn er im Kampf getödtet hat, zur Sühne dieses Frevels mit den gefährlichsten Aufträgen

nach Babylon geschickt, und es bildet die Ausführung dieser Aufträge mit Hülfe Oberons, seine Rückkehr nach Frankreich und seine schließliche Versöhnung mit dem Kaiser den Kern unseres Gedichts. Wohl bekommt auch bei Tressan Hüon den Auftrag, den Herrscher im Orient um Haare seines Barts und vier seiner Backzähne zu ersuchen; aber der Zusatz der alten Sage, wonach er zugleich um tausend Falken, tausend Bären, tausend Jagdhunde, tausend Jünglinge und tausend Jungfrauen zu bitten hat, fehlt bei Tressan; auch fehlt bei ihm Hüon's Fahrt durch unmögliche Länder, durch Femenien, wo keine Sonne scheint, kein Hund bellt, kein Hahn kräht, durch das Land der ganz behaarten und rohes Fleisch fressenden Kommenen, durch das Land Foie, ein Land des Ueberflusses, wo Alles umsonst zu haben ist. — Dagegen fehlt in der alten Sage jener neckische Tanz wider Willen, den Nonnen und Mönche beim Schalle des Elfenbeinhorns aufführen müssen, wie im zweiten Gesang des Wielandischen Oberon. — Bei Tressan ist die Liebe zwischen der schönen Tochter des Sultans und Hüon vom ersten Erblicken an gegenseitig. In der alten Sage wird dieser Bund der Seelen in naiverer Weise geknüpft. Daß Esklarmonde, die Rezia Wielands, sich sofort in den Ritter verliebt, überrascht uns nicht, da es ein allgemeiner Zug der Sage ist, daß die Töchter der Heiden den Reizen der Franken nicht widerstehen können. Wie aber gewinnt sie die Liebe des spröden Hüon? Er ist gefangen. Sie steigt in nächtlicher Stunde zu ihm in den Kerker und bietet ihm seine Freiheit unter der Bedingung an, daß er sie als seine Frau mit sich nach Frankreich heimführe. Doch er, als guter Christ, weigert sich, eine Heidin zu freien. Da läßt sie ihn drei Tage lang hungern. Dies Mittel schlägt an. Als sie wieder kommt, ist Hüon bereit; zur Belohnung verspricht sie ihm, sich bekehren zu wollen.

Andererseits bewahrt jedoch Tressan manche Grundzüge der alten Sage, welche Wieland fallen läßt. Bei jenem geräth Hüon, nachdem er seine Botschaft ausgerichtet, in lange Haft. Aus dieser befreit, schlägt er eigenhändig des Sultans Haupt ab, um sich in Besitz der questionirten grauen Barthaare und der Backenzähne zu setzen, und Oberon zaubert dieselben, ihres sichern Transportes halber, in Freund Gerasmins Hüfte hinein; jedoch schmerzlos, wie die Sage zu unserer Beruhigung hinzusetzt. Wieland rundet hier den Stoff. Die Ausrichtung der Botschaft und die Entführung Rezia's folgen bei ihm unmittelbar aufeinander. Haare und Zähne sind aber von einem Diener Oberon's dem Sultan ausgezogen worden, während er in Zauberschlaf erstarrt dalag, und Oberon überreicht sie auf der Heimfahrt seinem Schützling in einem von Edelsteinen flimmernden Kästchen, worin sie sorgfältig in Baumwolle eingepackt liegen. Und so modernisirt Wieland manchen andern alterthümlichen Zug, den Tressan noch hat, oder läßt ihn auch wol ganz fort.

Sehr wichtig ist aber für die Neugestaltung des Oberon, wie er in Wieland's Meisterwerk erscheint, die höchst willkürliche Behandlung der Sage geworden, welche sie von den englischen Dichtern erfuhr. Ungefähr um dieselbe Zeit, als in Antwerpen das bischöfliche Verbot gegen

die Lectüre des Werkes des unbekannten französischen Dichters erfolgte, wurde Oberon von einem hochstehenden Mann, Sir John Bourchier, Lord Berners, in das Englische übersetzt. Der Erfolg dieser Uebersetzung war groß, und auch auf englischem Boden wurde Hüon von Bordeaux ein höchst beliebtes Buch. Spenser und Shakspeare waren beide noch nicht geboren, als die Uebersetzung Lord Berner's erschien. Als sie auf der Höhe ihrer Popularität stand, waren Beide bereits bewährte Dichter. Spenser führte den Oberon zuerst in die classische Literatur Englands ein, indem er ihn aus dichterischer Machtvollkommenheit in seinem Epos „Die Feenkönigin" zu einem Herrscher der Elfen erhebt. Die Elfen kommen früh in der englischen Literatur vor, und schon Chaucer erwähnt eine Königin derselben, deren Namen er ungesagt läßt. Eines Königs derselben wird nirgend gedacht, und Oberon, der kleine Waldkönig, wie ihn die alte Sage nennt, hatte mit seinen übernatürlichen Gaben allerdings die begründetsten Ansprüche auf den noch unbesetzten Thron. Auch Shakespeare hatte noch in Romeo und Julie der Elfenkönigin Mab die Alleinherrschaft gelassen. Sie ist die kleine Herrscherin, ihr Wagen eine Haselnuß, Spinnenfüße die Räder. Die Mücke ist Kutscher und treibt das Gespann von Sonnenstäubchen mit einer Peitsche aus Heimchenknochen und an einem Zügel von Mondstrahlen.

Als Shakespeare um das Jahr 1600 seinen „Johannisnachtstraum" schrieb, den wir mit schwächerer Bezeichnung „Sommernachtstraum" zu nennen pflegen, da kam ihm der durch Spenser's Gedicht allenthalben bekannt gewordene König der Elfen, Oberon, für den Spuk dieser im Volksglauben so geheimnißreichen Nacht trefflich zu Statten. Denn der Dichter Shakespeare konnte eine unendlich kleine Elfenkönigin wol in Worten hinzaubern; jedoch der Theaterdirector Shakespeare bedurfte nun compacterer Gestalten, die sich vor dem gedrängten Parterre zeigen und bewegen und vernehmlich reden konnten. Er giebt daher den Namen Mab auf, an den sich die Idee des unfaßbar Kleinen knüpft. Er läßt sie wachsen und verleiht ihr den Namen Titania. Dann aber schlichtet er die durch Spenser in das Reich der Geister eingebrochene Anarchie, wo neben der Königin des Volksglaubens ein von ihr keine Notiz nehmender König herrscht, durch das einfache Hausmittel der Trauung, indem er die bisher unverehelichte Königin der Geisterwelt unter dem Namen Titania mit dem bisher in der Sage unbeweibten Oberon ohne Weiteres am Altar der Poesie vermählt.

Der erste und letzte Act des „Sommernachtstraums" spielen in Prunkgemächern, die anderen in tiefer, nächtlicher Waldeinsamkeit. In jenen Acten wird die glückliche Liebe gefeiert; in den anderen gerathen zwei unglücklich liebende Paare in die Gehege Oberons, durch dessen Zaubereien sich zuerst ihre Geschicke mehr und mehr zu trüben und zu verwirren scheinen. Oberon und Titania selbst leben in augenblicklichem, aus Eifersüchteleien entsprungenen Zwist, dessen Goethe im „Walpurgisnachtstraum" gedenkt. Oberon spielt seiner Gemahlin zur Strafe für ihre geringe Fügsamkeit einen Streich. Er bethört ihre Sinne, so daß

sie, die zierliche, lustige Fee, sich in den Weber Bottom, den Eselskopf, verlieben muß. Es sind Blumensäfte, vermittelst deren Oberon seine Verzauberung und Entzauberung übt; für letztere bedient er sich eines Saftes aus der Blüthe des Agnus Castus. Da dieser Strauch bei uns nicht hinlänglich bekannt ist, so glaubte sich Wieland berechtigt, ihm statt dessen und zwar nun als ein stehendes Attribut, gleichsam als ein königliches Scepter, einen Lilienstengel zu verleihen, ein Attribut, das weder Shakespeare noch die frühere Sage kennt.

Sonstige Züge der äußern Gestalt Oberons vermochte Wieland aus Shakespeare nicht zu entnehmen, da der letztere auch nicht die leiseste Andeutung in dieser Richtung enthält; nur aus den umgebenden Gestalten, aus den lose, leise singenden, hüpfenden Elfen, aus Titania, von deren Lippen Wohllaut und zierliche Verse fließen, und die durch Elfenspiele und Tanz eingewiegt auf einem Blumenhügel ruht

„Auf dem man Quendel pflückt,
Wo aus dem Gras Maßlieb und Veilchen nickt,
Wo dicht gewölbt des Geisblatts üpp'ge Schatten
Mit Hagedorn und mit Jasmin sich gatten —"

nur daraus können wir den Schluß ziehen, daß auch Oberon auf der Bühne des „Globe" eine zarte, zierliche Gestalt gewesen ist. Es wäre nicht unmöglich, daß sich Shakespeare nach der dramatischen Bearbeitung des Hüon von Bordeaux gerichtet hätte, die, wie wir wissen 1593 in London zur Aufführung gekommen, und in der die Züge Oberon's doch wol aus dem alten Gedicht selbst entnommen waren. Jedenfalls wird keine Bühnenregie schlecht fahren, wenn sie sich bei der Aufführung ganz an das Bild hält, welches wir oben nach dem alten französischen Gedicht entworfen haben.

Nur Eins hatte Wieland nun noch hinzuzufügen, um seinen Oberon zu schreiben. Der Zwist und die Aussöhnung Oberon's und Titania's war von Shakespeare nur in flüchtigen Strichen hingeworfen worden. Er fand nun in Chaucer's, des ersten englischen Dichters, „Canterbury Erzählungen" eine Geschichte vor, wir lesen sie im vierten Gesange des Wieland'schen Gedichts —, die ihm das Motiv für die Entzweiung der beiden zauberischen Wesen an die Hand gab, und die er in meisterhafter Weise in Bezug auf die Theilnahme zu stellen weiß, die Oberon dem Hüon schenkt. Eine Frau hat ihren Gemahl hinters Licht geführt. Oberon, voll Sympathie für den Gekränkten, beschließt, ihm die Augen zu öffnen; Titania jedoch nimmt sich der durch eifersüchtige Grillen gereizten Frau an und droht, daß es mit ihrer Hülfe auch der Frau nicht an einer Ausflucht fehlen solle, falls Oberon sein Wort erfüllen würde. Ja, sie läßt ihre Drohung in Erfüllung gehen. Da ergreift den Elfenkönig die ganze Bitterkeit des Verdachts, daß auch er hintergangen werden könne, und er schwört mit fürchterlichem Eide jeden Umgang mit Titania bis zu der Stunde ab, wo ein getreues Paar durch Treue bis in den Tod diesen Schwur aufheben wird. Und da trotzdem Oberon mit tiefster Seele an Titania hängt, so nimmt er sich des wackern Hüon und

der schönen Rezia an, weil er hoffen darf, daß die braven treuen Herzen dieses Paars den übereilten Schwur lösen und auch ihn wieder mit der Geliebten vereinigen werden. Mit Stolz und mit Recht sagt Wieland selbst: „Die Art, wie die Geschichte des Zwistes Oberon's mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüon's und Rezia's eingewebt worden, scheint mir die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition dieses Gedichts zu sein."

Das Manuscript des Oberon las Wieland zuerst der Oberhofmeisterin am Gothaischen Hofe, Frau von Buchwald vor, einer zu ihrer Zeit hochverehrten, ungemein begabten und feingebildeten alten Dame, „von deren welken Zauberlippen", schreibt Wieland einmal, „die süße Rede wie Honig floß". Ihrem immer sichern Geschmack und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche glaubt Wieland es verdanken zu müssen, daß dem Uebermuthe seines Gedichtes die Flügel etwas gestutzt worden sind.

Und nun erschien im Jahre 1780 in der Zeitschrift „Merkur" jenes originelle Gedicht, an dem nichts Original, an dem Alles Copie und Arrangement ist, und von welchem Goethe sagt: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, so lange wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Trotz dem, was Wieland uns in dem Vorworte sagt, hat er diesen wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Die Elfen um ihn sind verschwunden, kein Puck steht ihm mehr zur Seite, er ist nicht mehr der bloße Necker, zu dem ihn die englische Poesie verdüftelt hatte. Er ist wieder ein hülfreicher Geist geworden, den eine tiefe Sympathie für die Geschicke guter Menschen erfüllt. Neben ihm wieder Gerasmin, der Gascogner, die alte treue Seele.

Vielleicht gelingt es mir, durch diese Zeilen diesem biedern Kriegsmanne endlich einmal wieder zu seinem wahren Namen, der bekanntlich in Scherasmin verdreht worden ist, zu verhelfen, dadurch zugleich zu einer Verbesserung in künftigen Ausgaben Wieland's beizutragen, und vielleicht auch den Opernsängern einen Gefallen zu thun. Der Name unsers Gascogners lautet in der alten Handschrift von Tours Gériaume, ein Name deutschen Ursprungs, wie fast ausnahmslos alle Namen der französischen Karlssage deutschen Ursprungs sind. Er würde, in heutiges Deutsch übertragen, Gerhelm lauten müssen, wobei Ger dem Ger in Gerhard, Helm dem Helm in Wilhelm entspräche. Im Laufe der Zeit wurde nun aus Gériaume die Form Gérasme, welche Wieland in dem vorhin erwähnten Werke des Grafen Tressan antraf, und die er, da sie ihm für die gebundene Rede nicht klangreich genug war, in die Verkleinerungsform Gérasmin umwandelte. Nun aber pflegte Wieland, wie wir das aus den ersten Drucken seiner Werke sehen und wie wir überdies aus schriftlichen Aeußerungen von ihm wissen, das französische g in deutscher Sprache durch sch auszudrücken, so daß er z. B. nicht „Genie" schrieb, sondern „Schenie." So bezweckte er auch damit, daß er „Scherasmin" schrieb, nur daß dieses Wort nicht „Gherazmin", sondern mit dem

weichen französischen Laut, wie Genie, ausgesprochen werden sollte. In den neuern Ausgaben seiner Werke ist denn auch nach heutiger Schreibweise Schenie allerdings in Genie verbessert worden; Scherasmin aber, da man auf seinen Ursprung nicht zurückging, ist zum stehenden Druckfehler geworden, der Wieland's Oberon sowohl wie die Textbücher und Theaterzettel der Oper und selbst die Lippen der Sänger verunziert. Scherasmin klingt so morgenländisch, daß man bei dem Klange leicht vergißt, mit wem man es zu thun hat, nämlich mit einem französischen Kriegsmanne, der einen französischen Namen führt. Ja, man fragt sich schüchtern: Würde unser treuer, lustiger Knappe ohne dieses unschöne Sch, das an ihm haftet, auf dem Kaulbach'schen Wandgemälde nicht etwas weniger mongolisch aussehen?

„Musik und Gesang", sagt Wieland irgendwo, „sind eine Art idealischer Sprache, welche über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben sind", und er schließt daraus, daß diese wunderbare Sprache der Töne sich auch am Besten für wunderbare Welten, wie die heroische und die der Ritter eigne. Nach diesen Worten muß er also auch seinen Oberon für ganz besonders geeignet gehalten haben, in die Tonsprache übertragen zu werden. Er sollte die Freude haben, die musikalische Gestaltung seines ritterlichen Epos selbst noch zu erleben. Paul Wranitzky, kaiserlicher Kapellmeister in Wien, schrieb in den neunziger Jahren ein dreiactiges Singspiel Oberon. Gedruckt worden ist es nie, und höchstens findet sich hier und da eine vergilbte Partitur in alten Theaterbibliotheken, wie in der zu Berlin, die auf der dortigen Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird. Der Text lehnt sich eng an das Wieland'sche Gedicht, und die Zopfigkeit seiner Komik zeigt sich aller Orten, namentlich in folgendem Zwiegesang zwischen Gerasmin und seiner Frau Fatme:

Gerasmin: Komm her, mein liebes Herzensweibchen!
Hier hast Du meine Hand, schlag ein.
Wir wollen wie die Turteltäubchen
Uns schnäbeln und des Lebens freun.

Fatme: Komm her, mein liebes Gerasminchen!
Hast Du mich gern, so bin ich Dein.
Liebäugeln kannst Du, wie 'n Kaninchen,
Hier hast Du meine Hand, schlag ein.

Gerasmin: Arbeiten kann ich. Uns droht keine Noth.
Haben wir Butter und Käse und Brod,
O so erwarten wir lustig den Tod,
Der uns erlöset von Käse und Brod.

Wenn nun durch die niedrig-komische Fassung eines solchen Libretto Wranitzky gezwungen war, sich in den engen Grenzen der Burleske zu bewegen, so war seine Composition ihrer Zeit doch ungemein beliebt, und bejahrte Opernfreunde schüttelten bedenklich den Kopf, als sie vernahmen, daß Karl Maria von Weber sich vermäße, mit dem Oberon ihrer Jugendzeit rivalisiren zu wollen. Aus den bisher geschilderten Geschicken unserer Sage haben wir die Ueberzeugung gewonnen, wie kosmopolitisch sie ist. Ein Land schickt sie über das Meer dem andern zu, und neugestaltet kehrt sie über das Meer zurück. Der englische Dichter

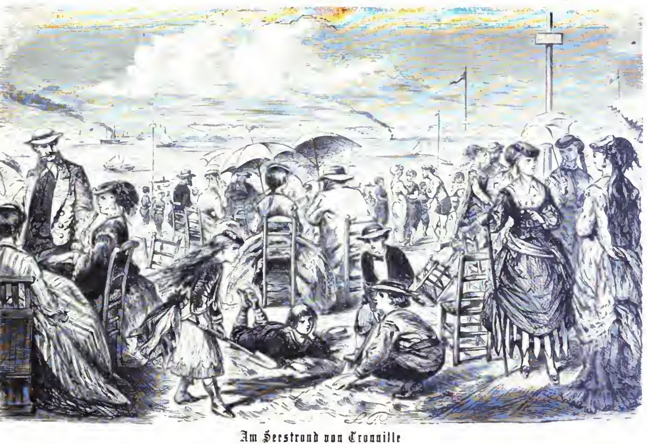
Sotheby hatte Wieland's Oberon im Anfange dieses Jahrhunderts als Maskenspiel bearbeitet; der dänische Dichter Baggesen hatte einen Operntext daraus gemacht, der von Kutzen componirt worden war. Die Mission jedoch, den alten Oberon mit einer neuen Bürgschaft für seine Unsterblichkeit auszustatten, hatte die Musik, die Muse für Alle, unserm Karl Maria von Weber vorbehalten.

Es war im Jahr 1824, als der Director des Coventgardentheaters in London ihn ersuchte, eine Oper für seine Bühne zu liefern; er ging darauf ein, und wählte aus verschiedenen vorgeschlagenen Sujets das unsrige. Es wurde ihm ein englisches, überaus geschickt und ziemlich treu dem Gange des Wieland'schen Epos sich anschmiegendes und poetisch empfundenes Libretto aus London zugeschickt. Weber, um es zu verstehen, lernte englisch und componirte dann seine herrliche Oper, die am 12. April 1826 mit glänzendem Erfolge zum ersten Male in London aufgeführt wurde. Sie war Weber's Schwanensang, und es ist uns, als hören wir in der Ouvertüre bereits nicht blos den Ruf in die „Traum- und Zaubersphäre" des Elfenkönigs, sondern auch den in das Reich der Schatten. Wir finden in dem musikalischen Oberon allenthalben den literarischen wieder, Schmerz und Humor, Heroismus und Liebesglück, Occident und Orient, Zauberklänge aus einer Zauberwelt, imposante Naturschilderung. Vor Allem lehnt sich die Ouverture ganz an jene phantastische Eröffnung, mit der auch Wieland sein Epos beginnt. Hier wie da eine bunte Folge von Bildern. Das Zauberhorn tönt, der Sturm rast, die Heiden tanzen, der Kampf tost, und da wie hier werden wir wie durch einen Paukenschlag aus poetischen Träumereien zur Wirklichkeit der Dinge erweckt. — Jener mittelalterliche Bänkelsänger, der mit seinem Gedicht von Stadt zu Stadt zog, ein Hausirer der Dichtkunst, hatte keine Ahnung davon, daß in kommenden Jahrhunderten ein talentvoller deutscher Meister der Töne das Zauberhorn seines Zwergkönigs wirklich und factisch ertönen lassen werde.

Seid Ihr je am Meere gewesen? In der Ferne wogt und kocht und schäumt es, und unmittelbar unter uns rieselt der letzte Wellenrand plätschernd uns über die Füße. So ist Webers Oper ein letzter, in unsere Zeit hinreichender Wellenschlag der fernliegenden, gewaltigen, karolingischen Sage.

Georg Büchmann.





Am Seestrand von Trouville

Gezeichnet von L. Pietsch. Gestochen von A. Worms.

Sommer am Seestrand von Trouville.

Ein norddeutscher Märztag wie der heutige erweckt wol eher jedes andere Verlangen, als das nach dem Aufenthalt am Seestrand und seinen Freuden; und ein Bild von dorther wird um diese Zeit des Jahres, wenn der kalte Regen an unsere Fenster schlägt, oder halbgeschmolzener Schnee draußen die Straßen deckt, im eminenten Sinn unzeitgemäß erscheinen müssen. Aber zuletzt gilt das von jedem Bilde sommerlicher Lust, und doch wie gern sucht unser Sinn gerade tief im Winter, wenn sie selbst weit hinter oder noch weiter vor uns liegt, eine Art trostreicher Erquickung in ihrem fixirten Abglanz, der unsere Wände oder unsere Mappen schmückt, als Erinnerung des gehabten und Bürgschaft wiederkommenden Genusses. In solcher Erfahrung mag auch unser Bild des Strandes von Trouville die Berechtigung seiner Aufnahme in das Märzheft des „Salon" finden: eine Erinnerung aus den Tagen des letzten Sommers, eine Vergangenheit, die nach wenig schnell verrauschten Monaten, in nur geringfügig gewandelter Form (wenn die Mode der nächsten Sommersaison nicht ganz unerwartete Umwälzungen in die Erscheinung der Menschen bringen sollte) Gegenwart werden wird. Die Zeit kommt schnell genug wieder, wo die classische Stadt der Salons die ihrigen schließt, wo der Asphalt ihrer Boulevards auch dem eingefleischtesten Boulevardier unter den Sohlen zu brennen beginnt, die Reize des Bois de Boulogne auch dem pariser Auge zu „purem, purem Schneiderscherz" zusammen zu schrumpfen scheinen, seine Wasserfälle, seine Seen, seine Chalets und seine Dickichte ihm zur fadenscheinigen Operndecoration werden und Jeder, dem es Pflicht und Rente nur irgend gestatten wollen, den großen Strom der Emigration vermehren hilft, welcher dann „tout Paris" weit außerhalb der Bastionen und der blendenden Kalksteinmassen seiner Häuser und Paläste trägt zu jenen bevorzugten Stätten der Erfrischung und des Ausruhens —, sofern sich ein echtes pariser Gemüth letzteres überhaupt zu vergönnen vermag. Es kann dies das nur immer in sehr beschränktem Maße. Die Gesellschaft der „Capitale der Civilisation" nimmt das nationale Institut ihres Salons überall hin mit sich (wie der Engländer seinen Flanell und seinen Murray), um es an jeder Küste, in jedem Gebirgsthal, auf jeder Alpenhöhe zu etabliren. Die Lieblingsstellen für diese sommerliche Verpflanzung des Salons danken solche Gunst oft mehr der Modelaune als ihren natürlichen Vorzügen vor andern, und diese Gunst ist den Schwankungen unterworfen, welche jener Laune charakteristisch sind. Mit merkwürdiger Treue bleibt sie während langer Zeitperioden gewissen Orten zugewendet, wie, um nur ein Beispiel zu nennen, dem

Thal von Baden-Baden; andere sehen sich plötzlich anscheinend ohne jeden vernünftigen Grund die lang genossene Gunst entzogen; noch andere eben so plötzlich, man weiß nicht auf welches Motiv hin, zu den höchsten Ehren des auserwählten Herrschersitzes der Eleganz erhoben, der jeden älteren Glanz verdunkelt. Zu den französischen Sommerfrischen der letztern Art gehört im vollsten Sinn das Seebad an der Nordseeküste von Calvados, am flachen Strande zwischen den Mündungen des Touque und der Seine gelegen, Trouville sur mer.

Trouville ist ganz und gar eine Schöpfung der kaiserlichen Aera. Bis vor ungefähr sechzehn Jahren war hier ein elendes Fischerdorf, aus wenigen Hütten bestehend; in der Seele von keiner seiner weißmützigen Bewohnerinnen mag damals die prophetische Ahnung aufgestiegen sein, daß der ebene glatte Sand dieses Ufers einst die Bühne werden sollte, wo sich allsommerlich alle frivole und phantastische Eleganz von Paris in ihrem bunten verführerischen Schimmer tummeln würde.

Die natürlichen Bedingungen eines guten Seebades besaß der Ort freilich in so auffallendem Maß, daß es wunderbar bleibt, wie die Pariser und die ortsansässige Speculation so spät erst gleichsam seine Entdeckung machen konnte. Zwischen dem Meer und den anmuthigen bewaldeten Höhen dehnt sich der Strand in vollkommen ebener Fläche hin, und ganz sanft und allmählich senkt sich der durchaus steinfreie Meeresboden der fernen Tiefe zu. Daß die für den Salzgehalt des Wassers nicht gerade dienliche benachbarte Mündung zweier Flüsse diesen natürlichen Vortheilen einigen Eintrag thut, ist freilich unleugbar; konnte aber die enthusiastische Anerkennung keineswegs mindern, mit welcher die neue Entdeckung begrüßt wurde. Schnell genug hat sich nun zwischen dem Strande und jenen Waldbergen und andrerseits am rechten Ufer des Touque entlang eine freundliche, alljährlich anwachsende Stadt erhoben, in welcher eine große Zahl prächtig ausgestatteter Hotels dem Badegast keine Bequemlichkeit entbehren und keine „gesellschaftliche Gewohnheit" unbefriedigt läßt, die Paris ihm anerzog. Drüben aber am linken Ufer des Touque, in dessen Mündung sich ein lebhaftes Schiffstreiben entwickelt hat, wuchs eine jüngere Schwester von Trouville, das hübsche Deauville, empor, eine gleichsam persönliche Schöpfung des Grafen Morny, dessen Broncestatue dafür die dankbare Gemeinde im letzten Sommer auf ihrem Marktplatz errichtet hat. Zahlreiche Dampferlinien setzen beide Schwesterstädte mit allen nähern und entferntern Puncten der schönen normännischen Küste, mit Cherbourg, Dieppe, le Hâvre, Etretat, wie mit den Canalinseln und dem britischen Jenseits in tägliche Verbindung; directe Eisenbahnzüge mit Paris und dem Innern Frankreichs.

Die dargebotene Befriedigung erhöht wie überall auch hier rückwirkend das Bedürfniß, wenn dies zuerst auch die Mittel zu jenen ins Leben rief. Das Feuilleton, die Novellistik und das Vaudeville haben dann noch das Ihrige dazu gethan, um das neue Bad in Schwung und Aufnahme zu bringen. Die elegante Welt von Paris nahm gleichsam

Besitz von diesem Strande und gab ihm die Weihen, welche seine glanzvolle Entwicklung sicherten und damit jene ganz eigenthümliche Physiognomie, die auch auf puritanische Herzen, welche am lautesten über Sünde, Thorheit und Eitelkeit dieser Welt und des Frauenzimmers insbesondere declamiren, ihres mächtigen Reizes nicht entbehren soll; — um wie viel weniger also auf uns Weltkinder!

„Zeit und Fluth warten bekanntlich auf Niemand.“ Wo letztere auftritt, regelt sie nach ihrem eignen Gesetz die Zeiteintheilung und die Lebensart der Strandbewohner und — Badegäste. Nur während der Stunden der „haute marée“, der Fluthhöhe, wird dieser flache Strand eigentlich zum Bade benutzbar. Die Ebbe legt ihn gar zu weit ins Meer hinaus frei, und selbst, wenn man das fern Zurückgewichene in den Badekarren zu erreichen sucht, so findet man es so von Seine- und Touquewasser versetzt, daß ein Bad in solchem Naß sich kaum von dem in den Flüssen unterscheidet.

Wenn diese Ebbestunden mit denen des frühen Morgens zusammenfallen, so bleibt die breite Sandfläche der Küste fast leer, und durchaus ungestört von den zerstauenden Eindrücken des Badetreibens kann man sich dem träumerischen Vergnügen überlassen, über die im Morgenschein glänzende Fläche hinzuschlendern, dem wunderlichen krabbelnden Leben zuzusehen, welches das zurückgetretene Meer auf dem festen Boden gelassen hat, mit dem Blick den auftauchenden Segeln und den weithin wehenden Rauchsäulen der Dampfschiffe zu folgen, die nach allen Seiten über die silberblitzende und dann wieder in allen zartesten Tönungen des Grün und Blau wechselnde, leichtbewegte Meeresfläche dahinziehen.

Wenn aber die Fluth zu steigen beginnt und die Breite des Strandes zwischen den Gärten der ihm zugewendeten Hôtels und den Wellen sich von Minute zu Minute verringert, dann ändert sich das Bild in schneller Folge in sein directes Gegentheil. Während die Badelustigen in Schaaren zu den längs des Strandes aufgefahrenen Cabanen ziehen, richten sich die übrigen Strandgäste unter ihren großen Sonnenschirmen auf den Strohstühlen im Sande des Ufers ein, als ein Parterre von Zuschauern, welches weder sich selbst, noch Die, denen es zusieht, im mindesten zu geniren scheint. Man liest, plaudert, stichelt an einer vorgeblichen Handarbeit herum, träumt in die Gegend hinaus, nach dem reizenden Gegenüber, wo sich das Vorgebirge der Landzunge von Hâvre, die sogenannte Côte d'Ingouville, leuchtend und weit hinausragend über den See erhebt; die Knaben und Mädchen jedes Alters aber gehen völlig auf in der Lieblingsthätigkeit aller solcher jugendlichen Strandgäste: Canäle und Teiche graben, Dämme und Berge aufwerfen, welche die heranrückende Fluth immer wieder vernichtet, ohne die kleinen Baumeister dadurch im Geringsten zu verdrießen oder ihre Lust an solcher Sisyphusarbeit zu verkümmern, die immer wieder etwas höher hinauf am Strande von Neuem beginnt.

Die Schranke, welche in Form eines dazwischen gespannten Seiles diese Zuschauer von der eigentlich activen Badegesellschaft trennt, ist nur

eine scheinbare; eine Grenze, zum Uebertreten geschaffen. Die französische Sitte nimmt nicht den geringsten Anstoß an Freiheiten, welche deutsche Badegäste „mit tiefer sittlicher Entrüstung“ zu erfüllen pflegen. Kein viertelmeilenweiter Zwischenraum trennt das Damenbad vom quartier des hommes wie bei unseren Ostseebädern; sie grenzen ganz nahe aneinander, ja, um diese Trennung völlig illusorisch zu machen, hat sich noch gar ein „bain commun“ zwischen die beiden Quartiere eingeschoben. Was das Costüm der Baigneurs und Baigneusen betrifft, so überhebt mich wohl die wahrheitsgetreue Ansicht, welche meine Zeichnung davon giebt, jeder weitern Schilderung.

Was aber auf der einen Seite hier vielleicht durch eine zu weit getriebene Schmucklosigkeit und Bescheidenheit in den für die menschliche Bekleidung nothwendigsten Requisiten gesündigt werden sollte, wird mehr als überflüssig wieder gut gemacht durch die desto ausgiebigere Pflege, welche man nach absolvirter Badepflicht auf demselben Strande der Toilette, zumal von Seiten der Damen, zu Theil werden läßt. Nicht Paris und kaum die Promenade von Baden-Baden erzeugt eine so üppige Entfaltung der launenhaften und phantastischen Trachten und Moden in Schnitten und Farben, wie dieser Strand, und wenn wir, mit der aufrichtigen, dankbaren Freude des Künstlers, der sich seit acht bis zehn Jahren vollziehenden gänzlichen Befreiung der Damentoilette von jeder philiströsen Einschränkung des individuellen Beliebens beobachtend gefolgt sind, so schien gerade während des letzten Pariser Ausstellungssommers das letztere durch unerhörte Erfindungen und Combinationen jede auf solche Beobachtung gestützte Voraussicht noch beschämen und überbieten zu wollen. Was meine Zeichnung von derartigen Erscheinungen andeutet, ist aus der verwirrenden Menge der verschiedenartigsten Bildungen, welche zumal in den Stunden kurz vor dem Diner auf dem Bretterweg längs der Cabanen und der Strandgärten von den dort promenirenden reizendsten Geschöpfen an sich selbst lebendig zur Schau gestellt wurde, doch nur eine sehr geringe und bescheidene Auswahl, welche noch dazu der Mangel der Farbe des wichtigsten Elements ihrer Erscheinung beraubt. Von der wunderlichen Mischung, aus welcher das Gesammtbild dieser Strandgesellschaft sich componirt, mag die unter dem frischen Eindruck der originellen Wirklichkeit entworfene Skizze dennoch eine ungefähre Vorstellung gewähren, wenn ich es auch gern und bereitwillig den tieferen Sittenforschern und den Poeten anheimstelle, zu erkunden und zu entwickeln, welcher geistig-sittliche, für die heutige französische Gesellschaft charakteristische Gehalt sich dort in diese muntere, glänzende Hülle birgt, und es allen Leserinnen des „Salon“ („voi che sapete etc.“) überlasse, mit kundigem Blick zu errathen, welche Gedanken unter diesen koketten Hütchen, Barreten und Lockengebäuden, welche Gefühle unter diesen Jäckchen nisten, welche „Gluthen“ vielleicht gar unter diesen hochgeknöpften „Westen brennen“ mögen!

L. P.

Die Dorfcoquette.

Eine Erzählung von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Guten Abend, junger Bursch! sagt die Alte, indem sie stehen bleibt, sich mit der linken Hand auf ihren Stock stützend, und mit der rechten häßlich in der Luft wackelnd.

Ihr habt mir damals geholfen, sagt Konrad.

Und will Dir auch wieder helfen, unterbricht ihn die Alte; komm nur mit, wir können's unterwegs besprechen, wenn Du Dich nicht fürchtest, mit der Anne-Kathrin durch den Wald zu gehen.

Ich fürchte mich vor dem Teufel nicht, sagt Konrad.

Die Alte kichert und hüstelt und wackelt mit dem Kopfe und wackelt mit den beiden Händen, die sie jetzt zusammen auf den Stock gelegt hat und kichert immerfort vor sich hin und hüstelt und spricht: darfst auch nicht, mein Sohn; wer um solch' ein Teufelsmädchen freit, darf sich vor dem Teufel nicht fürchten.

Ihr habt mir's angethan, mit dem verfluchten Trank, schreit Konrad, indem er das Weib an der Schulter packt.

Die Alte weiß am besten, wie unsinnig diese Beschuldigung ist, aber ein jeder Zuwachs zu dem schlimmen Ruf, in welchem sie steht und von welchem sie lebt, ist ihr hoch willkommen. Sie sieht also dem Wüthenden frech in die Augen und sagt: Ei freilich hab' ich's, aber was thut man nicht einem so hübschen Mädchen zu Gefallen; sie war ja ganz närrisch in Dich verliebt —

Und jetzt —

Ist sie's in einen Andern, ich weiß, ich weiß, alle Welt weiß es; aber das kommt davon, wenn ein junger Bursch so stolz ist und eine alte Frau, die es gut mit ihm meint, wie einen Hund behandelt, und ihr die alten Knochen so durcheinanderschüttelt.

Konrad läßt schnell die Alte los; sie nimmt ihren Stock in die Rechte und fängt an, auf den Wald, der nur wenige Schritte entfernt ist, zuzugehen. Konrad bleibt dicht hinter ihr. Ihr müßt mir wieder helfen, murmelt er. Die Alte antwortet nicht und geht weiter. Ihr müßt mir helfen, sagt Konrad noch einmal. Die Alte thut, als hätte sie nichts gehört.

Sie sind in den Wald gelangt; unter den hohen Bäumen, die im Abendwinde rauschen, dunkelt es bereits; von dem kahlen Wipfel einer absterbenden Eiche krächzt eine Krähe; eine Hase läuft, von links kommend, über den Weg.

Ich will Euch meine Seligkeit verschreiben, sagt Konrad.

Die Alte wendet sich plötzlich um.

Da müßt' ich doch erst das Angeld sehen, ehe ich das glaubte; aber so ein Bursch will seine Seligkeit verschreiben und kann sich nicht einmal von einem Thaler trennen.

Zufällig hat Konrad einen harten Thaler in der Tasche, er nimmt das Geld hervor und giebt's der Alten; es fährt ihm durch alle Glieder, als er ihre kalte, knöcherne Hand berührt und ihr dazu in die triefenden Augen sieht; er weiß, daß der Pact damit geschlossen ist, aber er hat nicht geprahlt: er fürchtet sich vor dem Teufel nicht.

Was soll ich thun? fragt er mit heiserer Stimme.

Eigentlich dürft ich's nicht sagen, erwiedert die Alte, indem sie das Geldstück in ihre große Tasche gleiten läßt; die Bertha verdient nicht, daß ich ihr so einen braven Mann verschaffe, sie hat mich, als sie noch ein kleiner Balg war, und neben mir wohnte, immer geneckt und Hexe hinter mir hergeschrieen und das letzte Mal hat sie mich schlecht bezahlt; aber das wirst Du ja wieder gut machen und was thut man nicht einem solchen hübschen Burschen zu Gefallen!

Konrad lacht bitter. Wenn ich hübsch wäre, sagt er; ja, wenn ich hübsch wäre!

Ja, ja, sagt die Alte, aber das thut nichts, ganz und gar nichts; man kann jedes Mädchen toll vor Liebe machen, und daß sie Einem nachläuft wie ein richtiger Hund, der nicht weggeht, man mag ihn treten und schlagen wie man will. Ja, das kann man machen.

Konrad ist vor ihr stehen geblieben; er starrt sie mit weitgeöffneten Augen und Mund an; er spricht kein Wort. Welches auch der fürchterliche Zauber sein mag — nur wissen will er's, um es ausführen zu können, es sei auch, was es sei.

Die Alte hat sich auf einen Baumstumpf am Wege gesetzt und wühlt mit ihrem Stocke im Sande; Konrad steht vor ihr, die Alte spricht:

Wenn man um ein hübsches Jüngferchen freit und sie hat allzufeine Ohren und hört auf Jeden, der ihr in den Wurf kommt, so muß der Liebhaber, der erhört sein will, den Andern zuvorkommen und dem Jüngferchen die Ohren stutzen.

Die Alte schweigt, Konrad regt sich nicht; er sagt kein Wort, die Alte fährt fort:

Er muß aber dazu ein Messer nehmen, damit noch kein Thier getödtet und an dem auch sonst kein Tröpflein Blut geklebt und das er auf der Sohle seines linken Stiefels scharf gemacht hat; das muß er nehmen, und ihr begegnen in der Zeit, wenn der Mond zunimmt, und muß ihr, während er sie herzt und küßt, ein Schnittchen in jedes Ohr machen, tief genug, daß das Blut über die ganze Messerklinge läuft. Dann muß er das Messer nehmen und es in ein Kohlblatt schlagen, an dem noch keine Raupe gefressen hat und in derselben Nacht noch muß er es an einem Kreuzweg einscharren, drei Fuß tief, und muß sich gegen

Abend wenden und dreimal sprechen: Hilf! und sich gegen Morgen wenden und wieder dreimal sprechen: Hilf! dann wird ihm geholfen werden und er ein liebes Weibchen haben, das zärtlich ist am Abend und am Morgen. — Soll ich es Dir noch einmal sagen?

Nein, ich hab's behalten, erwiedert Konrad und wendet sich zu gehen. Die Alte bleibt auf dem Baumstumpf sitzen und freut sich, während sie dem Enteilenden nachschaut, in ihrem bösen Herzen der Rache, welche sie an dem schnippschen Ding, der Bertha, die sie immer gehaßt hat, nehmen wird, und betrachtet dann wieder wohlgefällig den harten Thaler. Sie hat ihren Spruch gar gut gesagt. Eins oder das Andre vergißt er doch; und wo soll er jetzt im Frühjahr das Kohlblatt hernehmen! Läßt er's aber weg, so bindet der Zauber nicht und sie hat ihren Thaler redlich verdient. Auf jeden Fall hat sie ihre Rache, die süße Rache!

Unterdessen streift Konrad durch den dunkelnden Wald. Sein Gehirn ist von all' dem Denken und Grübeln, von all' der Raserei und Verzweiflung, und von dem, was er nun zuletzt durchgemacht, ganz zerrüttet. Er will sich den Spruch der Alten noch einmal hersagen; er vermag es nicht. Einmal nur faßt er nach dem großen Einschlagmesser, das er in der Tasche trägt: er hat noch kein Thier damit getödtet und, soviel er sich erinnern kann, hat auch nie ein Tröpfchen Blut daran geklebt. Dann blickt er nach der Sichel des zunehmenden Mondes, die golden durch die Zweige glänzt. Es ist die rechte Zeit.

So schreitet er dahin, ohne zu wissen, wo er sich befindet, oder wohin ihn seine Füße tragen, wie in einem wüsten Traum. Plötzlich steht er an dem Graben, der hinter dem Teichgarten wegfließt. Drüben ist die Gartenmauer und in der Mauer die Pforte. Er weiß, sie ist nicht verschlossen; der Gärtner, der aus dem Graben Wasser für seine Beete schöpft, findet es bequemer, sie nicht zu verschließen; auch führt ja kein Steg hinüber. Konrad hat in diesem Garten im Anfang, als ihm noch keine bestimmte Arbeit zugetheilt war, und er bald hier, bald dort mit zugriff, Bertha zuerst gesehen. Später haben sie hier, wohin sie — er aus dem Wiesengarten, der an die Ställe grenzt, sie, die den Gartenschlüssel in Verwahrung hatte — leicht und heimlich gelangen konnten, ihre Zusammenkünfte gehabt, in denen sie ihm tausend und tausendmal unter heißen Küssen ihre Liebe geschworen — und jetzt! Mit einem mächtigen Sprunge ist er über den Graben; er drückt die Pforte auf, er schleicht in dem schmalen Gange zwischen der Mauer und den Fliederbüschen, die eben die ersten Blätter zu treiben beginnen, hinauf. Mit aller Macht überkommt ihn die Erinnerung an einen Abend im vergangenen Spätherbst — den letzten, wo er sie hier in den Armen gehabt — an dem kleinen verfallenen Pavillon in der Ecke, zu dem die morsche Treppe hinaufführt. Sein Herz klopft zum Zerspringen, da muß er sie heute wiedersehen und — da sieht er sie!

Sie sitzt auf der Treppe, und lacht zu einem Manne empor, der neben ihr steht, und sich jetzt auf sie herabbeugt. Er nestelt an ihrem

Kopf, an ihren Haaren; sie wehrt ihn lachend ab und läßt es sich dann doch gefallen, daß er ihr ein Geschmeide, nachdem er es vor ihren Augen hat spielen lassen, in den Ohren befestigt.

In Konrad's Ohren saust es, seine Schläfe schmerzen ihn, als wollten sie springen, seine Augen glühen, seine Zunge, seine Lippen sind wie verdorrt, er schnappt nach Athem; im nächsten Moment steht er vor der kosenden Gruppe, die, als sie ihn erblickt, voller Entsetzen auseinanderfährt. Den Verführer packen, ihn auf die Erde schleudern, ihn, als er sich erhebt und auf ihn eindringt, mit einem Faustschlage nochmals fällen, ist für den starken, wüthenden Mann das Werk von ein paar Augenblicken. Der übel zugerichtete Feigling wagt keinen neuen Angriff. Er erhebt sich zitternd und läuft, laut um Hülfe rufend, so schnell ihn seine Füße tragen können, aus dem Garten, ohne sich nur einmal nach dem armen Mädchen umzusehen, das in der Gewalt des Unsinnigen zurückbleibt.

Sie steht noch immer auf den Treppenstufen; der Schrecken hat ihre Glieder gelähmt. Sie starrt den Mann an, den sie so schändlich verrathen, und versucht mit bleichen, zitternden Lippen zu lächeln. Ihr Lächeln ist sonst sehr süß, jetzt ist es nur ein häßliches Grinsen. Er erkennt sie kaum, so sehr hat die Angst sie entstellt; oder, wie er meint, der böse Geist, der sie gefangen hat und von dem er sie befreien muß. Die Mondsichel blickt eben über die Gartenmauer herauf und zugleich fällt sein Blick auf die Ohrringe, die ihr der Verführer noch eben eingehängt hat. Thu' das fort, schreit er sie an; und noch einmal: thu' das fort! Sie weiß erst gar nicht, was er will; als sie es begreift, hebt sie die Hände, aber sie sinken ihr kraftlos herab; wieder lächelt sie ihn mit dem gespenstischen Lächeln von vorhin an. So muß es sein! ruft er und zieht sein Messer, das klappend in die Feder schnappt. Die Todesangst giebt ihr die Besinnung, giebt ihr die Kraft zurück. Sie springt auf und will fliehen; er tritt ihr in den Weg; er reißt sie an sich; das Messer blitzt ihr vor den Augen; das ist das Letzte, was sie noch sieht; sie fühlt, wie ihr das Blut an den Wangen, an dem Hals herunterrieselt, die Sinne schwinden ihr.

Unterdessen hat Herr von Treche auf dem Hofe Lärm gemacht. Es ist die Zeit, wann nach Vollendung der Arbeit gerade viele Knechte und Tagelöhner auf dem Hofe versammelt sind. Er schreit ihnen entgegen: im Teichgarten laufe der Konrad umher, der habe ihn und Mamsell Bertha ermorden wollen. Konrad ist wegen seiner Strenge und Redlichkeit bei Allen verhaßt; eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, kommt ihnen sehr gelegen. Sie ergreifen als Waffen, was ihnen zuerst in die Hände kommt: Stangen, Dreschflegel, Heugabeln, die Weiber schließen sich an; so ziehen sie nach dem Garten. Kaum haben sie, indem immer Einer den Andern vorschiebt, ein paar Schritte unter den hohen Bäumen gethan, als ihnen Konrad mit dem Mädchen in den Armen entgegenkommt. Mörder! Mörder! schreien sie ihn an, und wollen ihn ergreifen. Er überläßt das Mädchen ein paar Frauen, die

sich herandrängen, tritt dann schnell zurück, und droht, Jeden, der sich ihm nähere, mit dem Messer, das er über dem Kopf schwingt, zu erstechen. Niemand will sein Leben daran setzen, am wenigsten Herr v. Treche, obgleich er am lautesten schreit. Konrad, der sie unentschlossen sieht, wendet sich und ist alsbald unter den Bäumen, in den Büschen verschwunden. Man verfolgt ihn nicht, Alles drängt sich um Bertha, die sich ein wenig zu regen beginnt, und also jedenfalls nicht todt ist, zum innigsten Bedauern der Anwesenden, die sich auf das Schrecklichste gefaßt gemacht haben und nun um das tragische Finale so jämmerlich betrogen werden. Doch ist es nur eine Stimme, daß sie noch in dieser Nacht sterben werde. So trägt man sie ins Haus, wo die alte Haushälterin sie in Empfang nimmt und auf ihr Zimmer bringen läßt. Man wäscht das Blut ab, das noch immer aus den Wunden strömt, und jammert und ringt die Hände über die grausame Verstümmelung, die an dem schönen Mädchen verübt ist, und vergißt dabei ganz, in die Stadt nach dem Arzt zu schicken.

Dafür ist man draußen um so geschäftiger; man schämt sich, daß man den Bösewicht so leichten Kaufes hat davon kommen lassen. Möglicherweise ist er noch in einem der Gärten versteckt; jedenfalls verlohnt es sich, da man doch einmal beisammen ist, eine Jagd im großem Styl anzustellen. Man bewaffnet sich kriegerischer, als es vorher in der Eile möglich war, man zündet die Laternen an, man nimmt den Hofhund von der Kette; auch mein großer Neufundländer, der mich ausnahmsweise nicht begleitet hat, muß an dem Zuge Theil nehmen. Herr von Treche ward, als man eben aufbrechen will, vermißt. Man hat nicht bemerkt, daß er sich schon vor einer halben Stunde in den Stall geschlichen, sein Pferd gesattelt, zur Hinterthür hinausgezogen hat, aufgesessen und in toller Eile davon geritten ist. Man sucht, man ruft, und entschließt sich endlich, da Suchen und Rufen vergeblich ist, ohne den schnurrbärtigen Helden das Wagestück zu beginnen. Der Haufe zieht in die Gärten, man läßt die Hunde los, schlägt auf die Büsche, zertritt die Beete und kehrt nach einer Stunde zurück, wenn auch ohne den Verbrecher, doch in dem süßen Bewußtsein, eine schwere Pflicht mit Selbstaufopferung erfüllt zu haben.

So standen die Dinge, als ich ankam. Mein Gemüth war unterwegs durch die unbestimmte Furcht möglicher Schrecknisse, die mich bei der Heimkehr erwarteten, so verdüstert gewesen, daß mich die Wirklichkeit verhältnißmäßig ruhig ließ. Ueberdies war es für die Herrin einfach schicklich, in solcher Lage unter so vielen kopflosen Menschen den Kopf oben zu behalten. Ich hieß die Leute auseinandergehen, es sei für den Augenblick für sie nichts mehr zu thun; dann schrieb ich, noch in den Reisekleidern, ein Billet an den Arzt und ein paar Zeilen an meinen Onkel, und befahl, daß zwei reitende Boten sich sofort damit auf den Weg machten. Das Alles war in wenigen Minuten geschehen, dann folgte ich der Haushälterin in das Zimmer, wohin man das arme Mädchen getragen hatte. Auch hier waren erst drei oder vier unnütze

Klageweiber zu vertreiben, bis ich an das Bett, auf dem die Unglückliche noch in ihren Kleidern lag, gelangen konnte.

Ich glaubte auf Alles gefaßt zu sein, dennoch vermochte ich nicht, einen Schrei des Entsetzens zu unterdrücken, als ich den ungeschickten Verband, den man angelegt hatte, entfernte. Wäre das Mädchen wirklich ermordet worden und hätte ich jetzt vor ihrer Leiche gestanden, ich weiß nicht, ob mein Entsetzen größer gewesen wäre. Hier war etwas Unbegreifliches, Unfaßliches, für meine Empfindung unsäglich Grauenhaftes. Den Leib tödten, weil man sonst nicht an die Seele, die uns beleidigt hat, kommen kann, oder kommen zu können glaubt, das hätte ich verstehen, nachfühlen können; aber den Leib verstümmeln, diesen schönen Kopf für immer zu einer Carrikatur machen — ich würde vergeblich versuchen, Ihnen meine Empörung zu schildern. Ich war wirklich außer mir; ich wiederholte mir immerfort: das ist nicht die That eines von der Leidenschaft Ueberwältigten, das ist das Werk eines Teufels.

Und wer war dieser Teufel? der Mann auf dessen Redlichkeit ich so fest vertraut hatte, der mir hundert Beweise seiner Bravheit, seines Opfermuthes, seiner Anhänglichkeit gegeben, dem ich noch vor wenigen Stunden, wenn es hätte sein müssen, mich selbst, meine Kinder anvertraut haben würde — mich schauderte vor den entsetzlichen Tiefen des Menschenherzens, die sich hier plötzlich dem schwindelnden Blick aufschlossen; aber Abscheu war doch die herrschende Empfindung, tiefste Abscheu vor dem Thäter und seiner That, und Mitleid, innigstes Mitleid mit seinem unglücklichen Opfer, das noch immer nicht wieder zur Besinnung gekommen war und jetzt im Wundfieber zu lachen, und abgerissene Strophen aus ihren Lieblingsliedern zu singen begann.

Ihr Zustand, den ich bis dahin für nicht absolut gefährlich gehalten hatte, begann mich zu ängstigen, dabei konnte der Doctor im besten Falle vor zwei Stunden nicht eintreffen. Wie angenehm war ich deshalb überrascht, als ich jetzt einen Wagen vorfahren hörte und eine Minute später der so sehnlichst Erwartete ins Zimmer trat. Er ließ sich in seiner mir längst bekannten Weise nicht weiter auf Fragen ein, sondern trat sofort ans Bett und begann seine Untersuchung. Ich sah ihn wiederholt den Kopf schütteln. Es ist lebensgefährlich? fragte ich leise. — O, nein, das nicht, erwiederte er, und fuhr ruhig in seiner Arbeit fort, legte den Verband an, traf die nöthigen Anordnungen, und sagte, daß jetzt vorläufig nichts weiter zu thun sei.

Wir gingen hinauf. Er wiederholte seine Versicherung, daß eine eigentliche Gefahr nicht vorhanden sei, es müßten denn besonders ungünstige Verhältnisse, die er aber keineswegs befürchte, eintreten. Das Fieber sei jetzt sehr stark, werde aber bald nachlassen; um Bertha's Schönheit sei es freilich für immer geschehen. Zuletzt fragte er, wonach mancher Andere zuerst gefragt haben würde: wie denn dies Alles so gekommen sei? Ich erzählte ihm, was ich wußte. Das ist kurios, das ist zu kurios, darüber muß man sich wirklich wundern, wiederholte er

einmal übers andere; und wissen Sie denn, wem wir's zu verdanken haben, daß ich so früh gekommen bin? demselben Manne, der das arme Mädchen in diesen Zustand gebracht hat. — Unmöglich! rief ich. — Und doch ist es so, fuhr er fort. Vor zwei Stunden werde ich in der Ressource vom Taroktisch weggeholt. Draußen halte ein Reiter, sagt mir der Kellner, der mich selbst zu sprechen wünsche. Ich gehe hinaus. Neben einem Pferde, das, wie ich beim Scheine der Laterne sehe, mit Schaum bedeckt ist und dessen Weichen fliegen, steht Konrad. — Was giebt's Konrad? — Sie müssen sofort kommen. — Aber was giebt es denn? — Ich kann es nicht sagen, aber Sie müssen sofort kommen. — Die gnädige Frau? eines von den Kindern? — Nein, die Bertha .. damit sitzt er schon wieder im Sattel. Ja, mein Gott, sage ich; aber da giebt er dem Pferde die Sporen und fort geht's im Galopp die Straße hinab. Ich machte, daß ich nach Hause und in den Wagen kam, es mußte wohl Gefahr im Verzuge sein, wenn sich der Konrad, den ich als einen so vernünftigen, kaltblütigen Menschen kannte, so toll geberden konnte. Freilich, dacht ich, er ist der Bräutigam des Mädchens — wenn ich dies hätte ahnen können! Aber jetzt will ich noch einmal nach unserer Patientin sehen. Sie müssen sich unbedingt zur Ruhe begeben; Sie können gar nichts mehr helfen; ich stehe Ihnen für Alles.

Damit verließ er mich; ich dachte natürlich nicht daran, zu Bett zu gehen; ich erwartete den Onkel, dessen Wagen dann auch alsbald in den Hof rollte. — Nun, habe ich's nicht gesagt, rief er noch im Hereintreten, das Bauernvolk, ja das Bauernvolk! mit dem lasse man sich nur ein, und man wird bald erfahren, daß zwei mal zwei nicht vier, sondern fünf, oder der Himmel mag wissen was ist. Wo steckt denn der Hallunke? Und in tausend Stücke hat er das arme Mädchen zerschnitten!

Ich erzählte dem alten Herrn, den der verwirrte Bericht, welchen er von meinem Boten empfangen, denn doch etwas aus seiner gewöhnlichen satirischen Stimmung aufgeschreckt hatte, wie die Sachen lagen. Er ließ mich kaum zu Ende kommen. — Da siehst Du's, rief er; schneidet dem Mädchen die Ohren ab, oder halb ab, was weiß ich! Welcher vernünftige Mensch würde wohl je auf einen so verrückten Gedanken kommen! aber — unterbrach er sich, indem er dabei den Finger an die große Habichtsnase legte — so dumm ist der Einfall nicht, ja, wenn man's recht überlegt, eigentlich sehr pfiffig, sehr gescheidt. Das Mädchen hat nicht hören wollen, nun, denkt er, dann soll sie fühlen. Sie hat sich immer wunder wie viel auf ihr hübsches Mäskchen eingebildet, sie hat es überall zu Markte getragen, das soll sie nun wohl bleiben lassen, und kann heilfroh sein, wenn ich sie hinterher noch nehme. Nun, nun, ich weiß, was Du sagen willst. Wir sind aufgeregt, wir sind empört, wir sind moralisch und ästhetisch beleidigt, wir glauben uns in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters zurückversetzt; und darüber vergessen wir das Nothwendigste, das heißt, den Verbrecher zur gerechten

Strafe zu ziehen, und vor allem erst einmal dingfest zu machen, denn darin sind wir doch immer noch wie die alten ehrlichen Spießbürger von Nürnberg, und hängen keinen, bevor wir ihn haben.

Hatten mir die leichtfertigen Worte des alten Herrn wirklich weh gethan, so war ich jetzt, als er alles Ernstes entschlossen schien, Konrad womöglich zur Haft zu bringen, heftig erschrocken. In diesem Augenblicke fühlte ich wieder lebhaft, wie hoch der Mann in meiner Achtung gestanden hatte; der Gedanke, ihn als Verbrecher vor mir, ihn den Gerichten ausgeliefert zu sehen, machte mein Herz klopfen. Ich legte dem Onkel, der zur Thür hinaus wollte, die Hand auf den Arm: er ist immer sehr gut gegen die Kinder gewesen, sagte ich; er hat an meines Gatten Sterbebett mit mir gestanden — Und schneidet jetzt einem armen Mädchen, die das Unglück hat, einen Andern liebenswürdiger zu finden, die Ohren ab und wird ihr das nächste Mal den Kopf abschneiden! — Nein, nein! fuhr der alte Herr fort, nur keine Sentimentalität diesen Leuten gegenüber! Das fehlte noch, daß wir einen so desperaten, Menschen auf freien Füßen ließen! da muß ein Exempel statuirt werden, sonst wäre bald Niemand mehr seines Lebens sicher.

Damit eilte er hinaus. Ich bekenne, daß ich da in Thränen ausbrach, und daß ich die folgende Stunde in einer fieberhaften Unruhe verbrachte. Endlich kam der Onkel mit den Leuten zurück. Sie hatten das Vorwerk abgesucht, und wohl das Pferd, das Konrad auf dem Wege nach dem Doctor geritten, im Stalle vorgefunden, aber weder dort, noch im Hause, noch irgendwo sonst den Reiter. Ein Knecht hatte ausgesagt, er habe gesehen, daß Konrad das Thier gesattelt, und das er nach anderthalb Stunden wiedergekommen, es selbst in den Stall gezogen und abgerieben habe. Dann sei er ins Haus gegangen und nach einigen Minuten wieder in den Stall gekommen, habe, wie er es immer zu thun gepflegt, die Runde gemacht, ihm (dem Knecht) aufgetragen, heute Nacht besonders sorgsam zu sein, da er selbst noch einmal fort müsse. Darauf sei er in der That fortgegangen, und was den Knecht sehr gewundert, querfeldein in der Richtung nach dem Walde.

Da wollen wir morgen weiter suchen, sagte der Onkel, und nun bitte ich dringend um mein Bett.

Er ging zur Ruhe, auch der Doctor legte sich schlafen, nachdem er mich noch einmal versichert, daß es mit Bertha schlechterdings keine Gefahr habe. Gott sei Dank! sagte ich, und bei mir selbst sprach ich: Und Gott sei Dank, daß sie ihn nicht gefunden haben!

Das Gerücht von Konrad's Attentat hatte sich mit Blitzesschnelle über die Nachbarschaft verbreitet, und natürlich in jedem neuen Dorfe eine tollere Gestalt angenommen. Die ganze Gegend war in Aufruhr, die Behörden mischten sich hinein; ich sehnte mich fast nach der eignen Gerichtsbarkeit zurück, die uns das Jahr vorher abgenommen war. Die Landschaft wurde in allen Richtungen durchstreift, den Verbrecher aufzusuchen; man zog mit Flinten und Hunden in die Wälder, man

gebehrdete sich so albern als möglich, und erhielt mich dadurch fortwährend in der größten Aufregung.

Kaum weniger peinlich waren für mich die Disputationen des Onkels, der an die Stelle meines weggelaufenen Verwalters getreten war, wie er es ausdrückte, und des Doctors, der alle Tage aus der Stadt kam. Sie stritten sich über Konrads That, welche Jener in seiner skeptischen Weise psychologisch, und Dieser, ein harter Materialist, physiologisch zu erklären sich bemühte. Der Streit verlief sich oft auf so abstruse Gebiete und wurde meistens so heftig, daß ich froh war, das Zimmer verlassen und nach unserer Patientin sehen zu können.

Die Prognose des Doctors hatte sich als richtig bewährt, das Fieber hatte schon am folgenden Morgen nachgelassen, von einer Gefahr war nicht mehr die Rede. Dafür war der Seelenzustand des armen Mädchens desto trostloser. Und wie konnte das anders sein! Der eine Liebhaber hatte sich als ein Barbar, der andere als ein elender Feigling ausgewiesen und sie wußte am besten, wer an dem ganzen Unglück schuld war! Dazu die Scham, vor mir nun endlich einmal in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen, die Gewißheit, der Gegenstand des Gespräches, vielleicht des Gespöttes für die ganze Nachbarschaft zu sein, zuletzt, und am meisten, die unwiederbringliche Einbuße, die ihre Schönheit erlitten, — ihre vielgepriesene Schönheit, auf die sie so unsäglich stolz gewesen — wahrlich, das waren Leiden, welche empfindlicher sein mußten, als die Schmerzen, die ihr ihre Wunden verursachten. Ich fand es nur zu begreiflich, daß ich sie, so oft ich kam, in Thränen fand, daß sie fast gar nicht sprach, und Niemanden, am wenigsten mir, ins Gesicht zu sehen wagte. Ich ließ sie ruhig gewähren; ein solcher Zustand will eben durchgelitten sein, und was hätte ich ihr auch zum Trost sagen, womit hätte ich sie unterhalten können? Etwa von dem Manne, den sie durch ihr coquettes Augenspiel aus seiner scheuen Zurückhaltung herausgelockt, um ihn hernach durch ihre Treulosigkeit zur Verzweiflung zu treiben, und auf den man jetzt Jagd macht, wie auf ein wildes Thier? oder von dem Andern, der ihr allerdings auf dem halben Wege entgegengekommen sein mochte, der der Leichtsinnigen, Leichtgläubigen die herrlichsten spanischen Schlösser versprochen hatte, und von dem ich jetzt einen Brief erhielt, worin er mich um die Auslieferung seiner Sachen ersuchte (die bereits gepackt in seinem Zimmer gestanden hatten) und sich außerdem in der frivolsten Weise über ein „gewisses Verhältniß“ aussprach, „in das er sich freilich, als Cavalier, niemals hätte einlassen sollen“, und von dem er bedauere, daß es für das Mädchen „so unangenehme Consequenzen“ gehabt habe.

Sie that mir wahrlich von Herzen leid, dennoch konnte ich nicht anders, als in dem, was sie betroffen, den Finger einer Nemesis erkennen, die hart, aber nicht ganz ungerecht gestraft hatte. Und wiederum, während alle Welt über Konrad's That Zeter schrie und ihn selbst als einen Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachtete, sprach für ihn in meinem Herzen immer vernehmlicher eine Stimme, die ich

nicht zum Schweigen zu bringen vermochte, und bald nicht mehr zum Schweigen bringen wollte. Erbarmen zu üben, ist ja das schöne Vorrecht von uns Frauen, und obgleich mir natürlich die That selbst noch gleich verabscheuenswerth erschien, so regte sich doch immer stärker das Mitleid mit dem Thäter, der, wenn ich mich nicht gänzlich in ihm getäuscht hatte, zur Zeit sich mindestens ebenso unglücklich fühlte, wie sein Opfer, und vielleicht in demselben Maße unglücklicher, als er eine weitaus tiefere, und, wenn Sie wollen, bedeutendere Natur war, bei der die Reue, wenn sie zum Durchbruch kam, nicht weniger fürchterlich sein mußte, als die Leidenschaft, die ihn zur That trieb.

Mit diesem Gedanken trug ich mich, als ich — ich glaube, es war am achten Tage nach der Katastrophe — von meinem Onkel, den die Geschäfte wieder auf sein Gut gerufen hatten, zurückkehrte. Ich hatte den Wagen verlassen, um, da der Abend sehr schön war, den kürzern Richtweg durch den Wald zu Fuß zurückzulegen. Im Walde war mir wieder eins jener abscheulichen Streifcorps, die mit gespannten Gewehren und langen Stangen auf den Unglücklichen Jagd machten, begegnet. Diesmal hatte sich der Dorfschulze in Person an die Spitze gesetzt. Ein kleiner Bube wollte den Verbrecher am Rande des Waldes gesehen haben. Der Schulze machte mir die unterthänigsten Vorwürfe über meine Tollkühnheit, so allein durch ein Revier zu gehen, wo hinter jedem Baume der Mörder lauern könne. Er wollte mir durchaus mit seiner Mannschaft das Geleit geben, und schien sehr verletzt, als ich ihn ersuchte, sich durch mich nicht aufhalten zu lassen.

(Schluß folgt.)



PARISER MODEN FÜR MÄRZ

Ausdrücklich für den Salon in Paris ausgeführt

Paris und die Mode.

Paris, Mitte Februar 1868.

Liebe Leserinn — wir sind mitten im Carneval und ich will es Dir nur gestehen: Dir zu Liebe habe ich einen Leichtsinn begangen, dessen ich mich schämen würde, wenn mein Incognito mir nicht so wundervoll geglückt wäre; denn außer Dir weiß es Niemand —, Niemand; das beruhigt mich.

Ich ließ mir einen schwarzen Atlasdomino anfertigen, mit fünf Reihen schmaler Goldlitze rund herum und auf Capüchon und Aermeln, und, unter dem Vorwande, eine mir befreundete Dame zu besuchen, fuhr ich, natürlich vollständig maskirt, nach dem . . . . . Opernball!

Zunächst sah ich mir das Foyer an, das nur den Dominos und den Herren im schwarzen Anzuge zugänglich ist. Hier war eine betäubende Menge und die seltsamsten Worte wurden gewechselt. Es war leider nicht immer die Sprache des Faubourg St. Germain, sondern oft das Argot der Rue Bréda oder des Quartier latin. Ich kann hier nicht die gewagten Gespräche wiederholen, denen zu lauschen ich vielleicht Unrecht hatte — aber ich war ja maskirt!

Eine Menge junger Herren drängte sich um mich und verwickelte sich in der Schleppe meines Kleides, aber ich bewahrte das strengste Schweigen.

Einer von ihnen trat an mich heran, als ob er mich erkannte. Es war ein schöner Blondin mit eleganter Haltung, Backenbart à l'Anglaise, das Glas ins Auge gedrückt.

Er kam mir bekannt vor. Er suchte meine Hand zu nehmen und betrachtete mit Kennerblick den Atlas meines Aermels. Da mußte ich in ein lautes Gelächter ausbrechen, denn ich erkannte in ihm den Commis (Calicot) aus dem Laden des Printemps, der mir den Stoff verkauft hatte.

— Sie wissen ja wie viel der Mètre kostet, sagte ich ihm und verlor mich in der Menge.

Nachdem ich eine halbe Stunde hin und her promenirt, setzte ich mich, etwas ermüdet, in eine Ecke, nicht weit von der Uhr, welche man — nomen et omen — „die Uhr der Rendezvous" genannt hat.

Neben mir saß ein sehr hübscher, junger Mann, mit zarten Gesichtszügen, großen, blauen Augen, feingezeichneter Nase und kleinem Munde, der die schönsten Zähne verrieth. Sein schmaler, eleganter Fuß stampfte ungeduldig den Boden.

— Madame, fragte er mich, haben Sie Geduld?

— Es kommt darauf an, erwiederte ich.

— Würden Sie geduldig sein, wenn Sie, wie ich, seit einer Viertelstunde den Mann erwarteten, den Sie lieben?

Sie haben wohl errathen, daß dieser hübsche junge Mann eine Dame im schwarzen Herrenanzuge war.

— Sie sind zu hübsch, als daß man Sie warten ließe, sagte ich ihr.

— Ach, Madame, versetzen Sie sich einen Augenblick in meine Lage und Sie werden meine Aufregung begreifen. Ich liebe ihn seit einem Jahre, aber er ist so flatterhaft, daß ich ihn nur durch die seltsamsten Mittel fesseln kann.

— Durch welche Mittel denn?

— Wenn ich jedesmal, wo ich ihn sehe, eine neue Toilette habe. Verstehen Sie! Er will mich nicht zweimal in demselben Kleide, demselben Hut und derselben Farbe sehen. Sie können sich denken, welchen Aufwand an Phantasie und Kosten ich seit einem Jahre habe machen müssen.

Und sie trocknete eine Thräne.

Ich mußte über die naive Verzweiflung dieser jungen Dame lachen.

— Ohne von den Farben zu sprechen, die die Mode vorschreibt und die ich alle angelegt habe, trug ich abwechselnd Rosa, das er bald fade fand, Blau, da ich blond bin, aber er sagte, man sieht alle Blondinen in der Farbe. Da kleidete ich mich in Roth, was ihm einen Abend ausnehmend gefiel, ihm aber das zweite Mal zu grell war. Darauf ging ich zum Schwarzen über — Schwarz steht den Blondinen so gut! Doch das verstimmte ihn.

Ich habe alle erdenklichen Coiffüren getragen à la Maria Stuart, à la Chinoise; bin zu Felix gefahren, habe dort den ganzen Vormittag Queue gemacht, um endlich für fünfzig Franken aus dieses Haarkünstlers Händen hervorzugehn mit einem Wald von festgesteckten Locken und artistisch durchwundenen Silberbändchen; ich habe Kleider getragen à l'Impératrice, Donna Sol, bin aus einem Extrem in das andere gefallen, habe Stunden lange Unterredungen mit Schrader gehabt, um gegen 500 Franken Façon, die Primeurs der Mode zu bekommen. So hatte er mir eine ideale Corsage angefertigt, gerade zu dem schwarzen Grosgrainkleide, in das ich meine Hoffnung setzte, nämlich auf die hohe Taille in der Form eines tiefen, viereckigen Ausschnittes, schwarze Tüllpuffen mit Jet gestickt, ebenso Aermel und Jupe garnirt.

Alles fruchtlos — er wird Alles überdrüssig.

Da ersann ich für heute Abend in Herrenkleidern zu erscheinen. Finden Sie, daß mir mein Anzug gut steht?

— Sie sind der hübscheste junge Mann des Balles.

— Gewiß! Ach, wenn er käme, wenn er mich sähe! Er würde mich dann vielleicht noch acht Tage lang lieben. Ach, ich bin so unglücklich!

Ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, um die arme Betrübte zu trösten. Sie verging vor Ungeduld und Eifersucht.

Plötzlich schrak sie zusammen. Ein großes Individuum mit gekräuseltem Haare, wie ein petit Crevé angezogen, näherte sich.

Der kleine junge Mann sprang ihm freudig entgegen, aber der Stutzer stieß ihn mit den Worten zurück:

„Nennst Du das einen Maskenscherz? O, welch' eine unglückliche Idee, Dich so lächerlich zu machen."

Ich sah, wie sie erbebte und den Kopf senkte. Er zog sie mit sich und ich verlor sie aus den Augen.

Nicht weit von mir stand Jemand, der auch zu warten schien. Aber mit welch' philosophischer Ruhe!

Er hielt in den Händen die beiden Haken in Form eines Fragezeichens, die man die römische Frage nennt, und war beschäftigt sie zu lösen, während er dann und wann einen Blick in die Menge warf. Bald darauf, da er das eine Problem überwunden hatte, zog er die Ringe der österreichischen Frage aus der Tasche und, als ich aufstand, um in den Saal zu treten, war er im Begriff, zu der preußischen überzugehen.

Ich nahm Platz in der von mir gemietheten Loge, um den Ueberblick über dieses seltsame Schauspiel, welches man den Bal el d'Opéra nennt, zu gewinnen. Man tanzte eine Quadrille und fünfhundert Masken sprangen in den bizarrsten und tollsten Verrenkungen nach dem Tacte. Jeder in Paris kennt diese Saturnalien. Aber ich dachte immer an eine Chronik, mir lag nur daran, hieraus für meine Leserinnen einige pikante Scenen aus diesem bunten Gewirr zu schöpfen. Die Masken bestanden größtentheils in karrikirten Anzügen, die die alten Officiere des ersten Kaiserreichs, oder die Schetzen aus den Vogesen, oder preußisches Militair, oder die Rosièren von Nanterre persiflirten; oder es waren so lustige Frauencostüme, daß man sich fragt, wie man sie duldet. Dieses Chaos würde unerträglich sein, wenn nicht die Leichtigkeit und der Humor unserer Nation darüber hülfe.

Ich ging zuletzt mit dem Vorsatz, anderswo und womöglich ohne Maske, nützlichere und für meine Leserinnen zugänglichere Mittheilungen zu finden. Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten, denn ich erhielt eine Einladung zu dem dritten Tuilerienball. Darf ich Ihnen einen Augenblick davon plaudern?

Die Wagen der Eingeladenen fahren durch das Ehrenthor der Place du Carroussel. Hinter der Reihe der Centgardes, die auf den Stufen der Treppe als schöne, lebendige Karyatiden figuriren, trennen sich die Paare; die Herren treten in einen der anstoßenden Salons, während die Damen sogleich in den großen, auf das Glänzendste decorirten Saal der Marschälle geführt werden.

Gegen zehn Uhr traten der Kaiser und die Kaiserin ein, gefolgt von den Gesandten und den von diesen Eingeladenen, die ihnen schon in dem Gesandtschaftssaal vorgestellt waren; hinter diesen kamen die eingeladenen Herren durch die Seitenthüren. Während das kaiserliche Paar die Runde im Saale machte und mit Diesem und Jenem sprach, spielte Strauß die Ouvertüre zum Sommernachtstraum.

Die Toilette der Kaiserin bestand aus einem grünen Kreppkleide, das mit Guirlanden von Immergrün und Diamanten garnirt war. Sie hatte eine große Biene aus Rubinen und Diamanten in den Haaren.

Ein kleiner Zwischenfall diente zur Belustigung dieses triumphalen Einzuges. Die Prinzessin von Metternich, in duftigem weißen Tüllanzuge, hatte als Armband eine vielfache Perlenschnur, die, kaum war sie

in den Saal getreten, zerriß, so daß ein wahrer Perlenregen auf die Erde fiel. Sogleich beeilten sich die Herren, diesen kostbaren Schmuck, der unter den Füßen der Menge dahinrollte, aufzusammeln, was für die Zuschauer ein höchst spaßhaftes Meli-Melo machte.

Doch der große Succeß des Balles waren zwei schöne Amerikanerinnen, die beiden Misses Beckwith. Sie sind schon während der ganzen Saison die Zierde der Hoffeste und figurirten auch bei dem Schlitt-



schuhfest im Bois de Boulogne. Mit ihnen wechselte der Kaiser gleich beim Eintritt einige Worte, die Kaiserin nahm den Arm der Jüngsten und machte mit ihr die Runde des Saales. Ihre höchst geschmackvollen Toiletten, Genre Watteau, mit gepuderten Haaren, wurden allgemein bewundert. Sie hatten weiße Tüllkleider und bauschige Atlastunicas, goldigbismark, mit matten rosa Rosen aufgenommen, darüber.

Frau von Gallifet, in ihrer gewohnten Anmuth, trug ein weißes

Tüllkleid mit weißem Atlasunterzeug und einer rothen Sammettunica. Frau von Gotschokoff hatte ein perlgraues Atlaskleid mit einer violetten Schärpe, die, an den Schultern mit Diamanten festgehalten, von jeder Seite auf die zwei Meter lange Schleppe des Kleides herabfiel, an der sie befestigt war. Ihre Coiffüre bestand aus Theerosen und Diamanten.

Frau von Pourtalès war reizend in ihrer einfachen Toilette, einem silberdurchwebten weißen Tüllkleide mit violetter Tunica, mit weißem Flieder und Veilchen (lebenden Blumen) aufgenommen.

Die jungen Mädchen hatten größtentheils weiße Tüllkleider mit unzähligen kleinen Volants, und zwar trägt man diese Volants nicht auf der Vorderbreite, sondern sie beginnen an den Seiten und werden um so faltenreicher, je weiter sie nach hinten kommen.

Auf die Poesie folgt die Prosa. Das kalte Souper, das um Mitternacht begann und bei dem der Champagner in Strömen floß, war trefflich servirt. Wenn man, wie ich höre, zwölfhundert Gäste geladen,





so glaube ich, daß mindestens dreihundert Lakaien beschäftigt waren, um sie zu bedienen. Außerdem wurden in den nebenan liegenden Sälen während des ganzen Abends an den auf das Geschmackvollste geordneten Büffets Erfrischungen aller Art gereicht. Ueberall circulirte man ungenirt, man tanzte wenig und beobachtete viel.

Ich fürchte, gar zu lange bei den Bällen verweilt zu haben. Doch, was in Paris während der Carnevalszeit thun, wenn nicht tanzen? Sie wünschen doch gewiß nicht, daß ich Ihnen von den Debatten über das neue Preßgesetz spreche.

Diese Novität gehört glücklicherweise nicht in das Bereich meiner Feder, welche, der flüchtigsten aller Göttinnen huldigend, nur mit den harmlosen Launen des Tages zu spielen liebt.

Als Neuigkeit im Theater giebt es, so zu sagen, nur ein großes Ereigniß, das ist das neue Stück von Emile Augier, Paul Forestier das auf das Gelungenste im Théâtre français von Madame Favart, Herrn Got, Delaunay u. s. w. gespielt wird.

Was soll ich von diesem Stücke sagen? Es läßt sich nicht erzählen und ich würde nicht wagen, für deutsche Leserinnen auch nur die Skizze der Intrigue in unserm „Salon" zu geben. Aber dem Schwung der Verse und dem Gewagten selbst der Handlung ist es gelungen, daß man von dem Skandal der Intrigue absieht. Da, wo das Publicum hätte zischen und pfeifen müssen, ist es gerührt worden und über die Situation hinweggeglitten, wie ein Schlittschuhläufer, der im vollen Laufe über eine Eisspalte setzt. Heutigen Tages, inmitten der vollständigen Uebersättigung der Pariser Gesellschaft, glückt nur etwas: das Gewagte, l'audace.

Ein Succès anderer Art, diesesmal ein Schauspielersuccès, ist der von Frédéric Lemaître in dem Crime de Faverne, einem neuen Drama von Barrière und Beauvalet, das im Ambigu gespielt wird. Von all' unseren modernen Schauspielern bleibt Frédéric Lemaître, so alt er auch ist, immer noch der erste. Er war der große Interpret des Romantismus und ist der einzige, der die erhabene Inspiration, die ideale Leidenschaft, die plastische Macht der großen Epochen beibehalten hat.

In diesem neuen Drama, wo ihm nur eine episodische Rolle angewiesen wurde, die eines alten Notars, den die Untreue seiner Frau wahnsinnig gemacht hat, erfüllt er das ganze Stück mit seiner Schwermuth, seiner Verzweiflung und seinem Wahnsinn, der an den von König Lear erinnert.

Wenn er den Kopf in seinen Mantel hüllt, um nicht die Melodie zu hören, die ihn an sein Unglück mahnt und den jungen Leuten, die um ihn sind, zuruft: „Liebt niemals! Liebt niemals!" so schneidet es Einem ins Herz und die Thränen strömen über bei diesem Schrei der Seele, der in so beredter Weise wiedergegeben wird.

Und man sagt in Paris, daß Frederic Lemaître zu alt ist. — Zu alt! Er, dessen Seele noch höher und harmonischer vibrirt, als die der ganzen jungen Generation zusammen! Er, der das letzte Echo des Enthusiasmus ist und der unserer Zeit des Verfalls die ganze Gluth des erloschenen Vulkans offenbart. Möchten wir noch lange diesen unvergleichlichen Schauspieler behalten, denn so lange er noch die Bühne betritt, wird es uns noch möglich sein, zu glauben, daß das Ideal nicht für immer dahingeschwunden ist.

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

„Ha, ha, ha!" ruft Mr. Mayor beim Beginn unserer Sitzung, indem er ein schmales gelbes Heft aus seiner Brusttasche hervorholt. Er macht ein Gesicht wie jener junge Mann, den ich auf einem großen Placat zur Empfehlung eines gewissen Mittels gegen Zahnweh öfters in den Ladenfenstern der Chemisten zu London gesehen habe. Auf der einen Seite des Placates sitzt der junge Mann, von gräßlichen Schmerzen gefoltert, mit geschwollenen Backen, trüben Augen, verbundenem Kopf, eingefallen, gebückt, gedrückt, aschgrau und trostlos — vor dem Gebrauch des Mittels. Auf der andern Seite sieht man ihn lustiglich auf einem Beine hüpfen, seine Wangen sind zu ihrer natürlichen Proportion zurückgekehrt, Gesundheit und Glück strahlen aus seinen Augen, fröhlich lacht er mit dem ganzen Gesicht, und darunter stehen die Worte: „Ha, ha, ha! Kurirt in einem Augenblick!"

Ich will nun nicht sagen, daß Mr. Mayor Zahnschmerz gehabt und daß sein gelbes Heft ein Mittel dagegen enthalten habe. Aber geärgert hat es ihn doch beim Schluß unsers letzten Rauchzimmer-Collegs, als ihm Mr. Maire jedesmal, so oft er eine Geschichte angefangen, mit der Bemerkung in die Parade gefallen ist: „Gott, wie alt!"

Heute aber hat er es in seinem gelben Heft Schwarz auf Weiß, daß jede gute Geschichte schon einmal da gewesen; ja, daß jede gute Geschichte alt sein müsse, wie alter Wein und abgelagerte Cigarren (obgleich die letztere Thatsache von dem Lieferanten unseres Rauchzimmers bestritten wird; er sagt: die frischen Ernten sind die besten).

Aber, um von Wein und Cigarren wieder auf die Anecdoten zu kommen: so hat zum Besten unseres Freundes, der für England eingenommen ist, ein englischer Gelehrter, Dr. Doran, bewiesen, daß das goldene Wort des Rabbi Akiba „Nichts Neues unter der Sonne!" auch auf die Anecdoten passe, ja auf diese von allen menschlichen Erfindungen am meisten. Er sagt, daß etwa schon zweitausend Jahre vor unserem Rauchzimmerclub, zu der Zeit, wo Alexander der Große noch ein kleiner Junge war, ein ähnlicher Club in Athen bestanden habe, welcher sich wöchentlich einmal, nicht in einem Nebengemach des „Salon", wie wir, sondern in einem Tempel, dem des Hercules, versammelt habe. Denn damals, in dem classischen Zeitalter der Menschheit, nahm man es mit allen Dingen, auch mit der Anecdote, sehr ernst. Diese Gesellschaft hatte von allen Witzen, die sie machte, eine solch' hohe Meinung, daß sie dieselben, während der Sitzung, aufschrieb, und zwar in ein großes Buch, welches schon damals so berühmt war, daß die Könige sich es borgten, wenn sie müde waren von hoher Politik und einmal herzhaft lachen wollten. Dieses Buch, sagt der eminente englische Gelehrte, den wir genannt haben, sei die wahre „verlorene Handschrift" des Menschengeschlechtes; alle guten Witze, die überhaupt gemacht würden und gemacht werden könnten, stammten aus diesem Buch und das einzige Neue, was seitdem hinzugethan worden, sei — der Tabak, die Cigarren, bei denen man sich diese alten Geschichten erzählt — der Rauch, mit Einem Wort. Und hier, meine Herren, ist eine

Apologie für unser Rauchzimmer, wenn es einer solchen überhaupt noch bedürfte. Aber ich sehe, daß es Ihnen ganz leidlich darin gefällt, auch ohne Vorreden und Einleitungen; daß Sie sich zu den Sitzungen regelmäßig einfinden, daß zahlreiche Beitrittserklärungen neuer Mitglieder gemacht werden und daß „last, not least", wie Mr. Mayor und die Engländer sagen, die „ollen Griechen" (wie Kalisch oder Emil Pohl sagt) darinnen wieder zu Ehren gekommen sind.

Aber nicht alle guten Geschichten — Dr. Doran's Wort und sein großes Buch in Ehren! — sind griechischen Ursprungs! Auch unser Freund Eulenspiegel und Baron Münchhausen müssen, in ihrem bescheidenen Weg, zu den Erfindern von Witzen und demgemäß zu den Wohlthätern des Menschengeschlechtes gerechnet werden, wiewol die meisten von den Schwänken des Erstern und den Lügen des Andern aus dem Tempel des Hercules stammen mögen.

Neulich gab der Times-Correspondent in Paris seiner Zeitung die Uebersetzung eines Briefes, welcher kurz zuvor in einem Provinzialblatt als ein Beispiel der rührenden Naivität der modernen Gallier gegeben ward. Dieser Brief (das Original) war angeblich von einem französischen Soldaten aus einem Hospital an seinen Obristen geschrieben worden, welcher dem Invaliden die Mittheilung gemacht, daß sein Vater gestorben sei. Der Brief des Soldaten lautete also: „Obrist! Ich danke Ihnen für den Tod meines Vaters! Es ist ein Mißgeschick, wie jedes andere. Lassen Sie uns hoffen, daß es keine üblen Folgen haben wird. Ich habe vor einigen Tagen ein Bein gebrochen, mit welchem ich die Ehre habe zu sein — Ihr gehorsamer Diener —" Folgt die Unterschrift. — Dr. Doran geht nun zwar nicht in seiner Behauptung so weit, zu sagen, daß das Urbild dieses Briefes sich bereits in des Julius Cäsar Commentarien „de bello Gallico" finde; doch sagt er, daß dieses Beispiel von moderner französischer Einfalt so alt sei, wie das älteste französische Anecdotenbuch; und das ist alt genug!

Meidinger! Meidinger! Ja, meine Herren, wer ist sicher davor? Ist man doch nicht einmal mehr sicher in Bezug auf die Paternität gewisser „geflügelter Worte", seitdem Graf Bismarck in offener Kammersitzung zu Berlin und im flagranten Widerspruch mit der öffentlichen Meinung erklärt hat: daß das „fliegende" Wort (Herr Graf! Herr Graf! „geflügeltes" Wort heißt es): „Macht geht vor Recht", nicht von ihm sei! Welch' eine eclatante Genugthuung für unsern Freund und Mitarbeiter Büchmann, der in seinem classischen Buch auf S. 225 der 4. Auflage sagt:

„Den Ausdruck: „Macht geht vor Recht" hat Graf von Bismarck nicht gethan. Es verhält sich damit so. Am 27. Januar 1863 erwiederte im Abgeordnetenhause auf eine Rede des gedachten Ministerpräsidenten der Graf von Schwerin unter Anderm: ... Deshalb aber erkläre ich hier, daß ich den Satz, in dem die Rede des Herrn Ministerpräsidenten culminirte: „Macht geht vor Recht", nicht für einen Satz halte rc. rc. Der Ministerpräsident, der während der Rede seines Gegners nicht anwesend gewesen war und erst später wieder in den Saal eintrat, vernahm, daß man ihm den Ausspruch: „Macht geht vor Recht" untergelegt habe, verwahrte sich dagegen, worauf Graf von Schwerin erwiederte, er erinnere sich nicht, gesagt zu haben, der Ministerpräsident hätte diese Worte gebraucht, sondern nur, daß dessen Rede in diesem Satz culminire."

Aber nicht nur die Worte wiederholen sich, wie z. B. das berühmte:

daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, welches zuerst von Voltaire, dann von Oliver Goldsmith gebraucht worden ist, bis es sich in der Fassung fixirt, die Talleyrand ihm gegeben (richtiger: gegeben haben soll. Sie rührt vielmehr von Talleyrand's Freund, dem Grafen Montrond, her. Zwischen diesen Beiden bestand folgendes Verhältniß: der Graf hatte immer Schulden; Talleyrand borgte ihm Geld und Montrond borgte ihm dafür seine Witze. Beide bezahlten Beides niemals wieder zurück und waren demnach quitt). Also: nicht nur die Worte, sondern oft auch die wirklichen Geschichten wiederholen sich. Da giebt es eine (so erzählt Dr. Doran), von einem alten französischen Herzog, welcher an jedem Abend eine französische Gräfin zu besuchen pflegte, um Piquet mit ihr zu spielen. Allein er fand das im Winter so unbequem, da er jeden Abend wieder nach Hause gehen mußte, daß er die Ehe proponirte, um fortan in allem Anstand bleiben zu können. Was nun folgt, ist im höchsten Grad ähnlich mit einer andern Geschichte, welche der englische Romanschriftsteller Richardson erzählt, indem er sie, in seiner moralischen Weise, also einleitet: „Der Hang, den Zerstreuungen nachzugeben, ist nicht immer ein Zeichen davon, daß man Vergnügen an ihnen, sondern eben so oft, daß man keines in sich selber findet. Dieses immerwährende Laufen außer Hauses zeigt, daß man sich daheim nicht wohl fühlt; gleich jenem alten Herrn, der in einem Spielclub jede Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens hinter dem Kartentische zusah, wie die Anderen spielten. Einmal wandte man sich an ihn, um in einem Disput seine Meinung zu hören. Ganz ruhig erwiederte er, daß er Nichts von dem Spiel verstünde. „Beim Himmel!“ rufen beide Parteien, „und Sie sitzen hier jede Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens?“ „Gentlemen“, erwiedert der alte Herr, „ich bin verheirathet!“ Dem französischen Herzog ging es ebenso: er heirathete, um zu Hause bleiben zu können; und dann ging er aus — weil er verheirathet war! . . .

Mr. Maire ist unzufrieden. Nicht, als ob er an der Ehe litte; so wenig, als sein großer und unversöhnlicher Gegner am Zahnweh. Im Gegentheil: er ist allerdings verheirathet, aber glücklich, und wenn er ausgeht, so geht seine bessere Hälfte regelmäßig mit ihm, sei es, daß sie bei Hiller unter den Linden, in dem großen Parterresaal sich einmal bene thun wollen an Austern und Champagner, oder mit der Elite ihrer literarischen Freunde (denn sie protegiren die Literatur) sich ein Rendezvous geben in dem kleinen Eckzimmer von Schubert, dem Schauspielhaus gegenüber!

Was ihn ärgert, ist die Behauptung: daß alle gute Dinge schon gesagt sein sollen! „Was!“ ruft er: „auch alle gute Dinge, die Dümas gesagt hat — Dümas meine ich, den Vater — natürlich! Denn von Dümas fils darf in meinem Hause nicht mehr gesprochen werden seit dem Artikel der „Nationalzeitung“ über die Affaire Clémenceau!“ Was soll ich Ihnen sagen? Meine Frau wird roth an jedem Morgen, wenn der Zeitungsjunge nur klingelt! Also vom Vater ist die Rede! Sie wissen, er hat neulich Shakespeares „Hamlet“ auf die Bühne des Gaité-Theaters gebracht und die erste Vorstellung entzückte und begeisterte ihn so, daß er noch in derselben Nacht die Studie über Shakespeare schrieb, die er alsbald bei Michel Lévy veröffentlichte: „Etude sur Hamlet et sur W. Shakespeare.“ Der edle Dichter des Monte Christo sagt auf der ersten Seite seines Pamphlets: „Während der gegenwärtigen Manie für Stücke von einem nicht sehr tiefen und erbaulichen Charakter ist es gewiß ein sehr kühnes Experiment, dem Pariser Publicum einen

Dramatiker vorzuführen, welcher gedankenvoll und moralisch zu sein wagt, und ein Drama, welches keinen Vorwand gewährt für die Ausstellung unbekleideter Schönheit." — Nun, wenn das der Fall ist mit Shakespeare, so hat Dümas doch dafür gesorgt, ihn zu verbessern. Also giebt es zu Ende des Stückes auf der Bühne der Gaité statt der vorgeschriebenen vier nur drei Leichen: nämlich Gertrud und Laertes, welche „bestraft auf Erden, im Himmel Verzeihung erhalten, die Eine wegen ihrer angeborenen Schwäche des Weibes, der Andere dafür, daß er sich immer als ein guter Sohn betragen", und Claudius, welcher sowohl im Himmel als auf der Erde gestraft wird, weil er „keine mildernden Umstände plaidiren kann." Dagegen bleibt Hamlet am Leben. Der Geist, welcher eine hervorragende Rolle in diesem Dümas'schen Finale spielt, sagt zu dem Dänenprinzen: „Tu vivras!" — und da von Ophelia weiter nicht die Rede, so darf man annehmen, daß auch sie lebt, um das zu werden, was der amerikanische Kritiker „Madame Hamlet" genannt hat. — Doch hat Dümas auch an den Uebelstand der mangelnden unbekleideten Schönheit gedacht und ihm abgeholfen, so gut er es vermochte: Hamlet wird, wie weltbekannt, und wie uns an einer andern Stelle des „Salon", auch schon unsere schöne Correspondentin Madame Eugénie de Marville geschrieben hat, von einer Dame in Tricot gespielt, der unvergleichlichen Mlle. Judith. Hier nun erinnert sich der alte Herr des Kirchenbuches von Stratford am Avon und des Zwillingspaares Hamnet und Judith, welches dem Dichter im Februar 1585 geboren wurde (Hamnet and Judith sonne and daugther to William Shakespeare) und er geräth in Extase über diesen Wink des Schicksals, diese Prädestination und er schreibt (indem er in seiner Begeisterung und nach dem Bopp'schen Gesetz der Lautverschiebung, für das **n** ein **l** eliminirt): „On lit sur les régistres baptismaux de l'église paroissiale de Stratford-sur-Avon l'inscription suivante: 2 février 1584—5, Hamlet et Judith, fils et fille de William Shakespeare. N'était-ce pas une prédestination, annonçant, qu'un jour une artiste du nom de Judith interpréterait cet enfant bien-aimé du poëte?"

„Nun, meine Herren", schließt M. Maire sein Referat, „wenn Alles, was bisher im Rauchzimmer gesagt ward, alt ist: das ist neu! Und ich fordere jeden Professor heraus, mir das Gegentheil zu beweisen", ruft er, mit den kleinen, klugen Augen zwinkernd und reibt sich vergnügt die Hände.

 — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

Olivia, noch immer neben der zu Boden gestreckten, ohne Lebenszeichen daliegenden Mädchengestalt knieend, von Gefahr bedroht, den Beleidigungen ausgesetzt, erhob das Haupt und streckte flehend die Arme aus. Was war so natürlich, als das? Aus der anfänglich fast unentwirrbaren Masse von Waffen und Trachten jeder Art war diese ritterliche Figur in Scharlach und Gold, hoch zu Roß, immer sichtbarer und deutlicher hervorgetreten, bis alles Andere hinter ihm zurückgewichen war, und er nun allein, den Aufruhr bändigend, und herrlich über diesen eben noch so bewegten, feindlich widerstrebenden Elementen stand, wie Einer, der das Schicksal derselben in seiner Hand trägt.

An ihn wandte sich Olivia. In ihrem phantastischen Costüm, aus ihrer duftigen Verhüllung blickte sie auf und suchte ihn. Die eine Hand wies auf die Hülflose, die neben ihr lag, mit der andern rief sie seinen Schutz herbei. Unter dem Veilchenkranz löste sich das goldene Haar, und rollte wie ein Netzwerk, wie ein Mantel über ihren Nacken. Sie schlug das Auge empor und ihr Blick begegnete dem Blicke des Mannes.

Doch rasch wandte sie das Auge wieder ab, plötzlich und erbebend, wie von einem Lichte der Zukunft getroffen, zu hell, um es frei von unwillkürlicher Bewegung zu ertragen. Ihre Wimper feuchtete sich, wie die Jemandes, der in die aufgehende Sonne gesehen und ein süßer Purpur färbte ihr Antlitz, das sich beschämt senkte.

Auch der Oberst hatte sie gesehen. „Fort da!" rief er; denn Zedekiah Pickerling hatte sich an sein Pferd gehängt. Er hatte ihn mit einer langen Geschichte unterhalten von dem Schloßherrn, und gesagt, daß er

ein Sabbathschänder sei, ein Busenfreund der Böswilligen, ein arger Feind aller Rechtgläubigen im Lande. Er hatte jede neue Beschuldigung mit einem Citat aus der Bibel belegt und als er sah, daß der Oberst ungeduldig ward, sich auf seinen Freund berufen, den Trompeter Cromwell's.

„Levi, mein Freund", hatte er gesagt, „kann es bezeugen, daß es uns schlecht ergeht, unter diesem Ritter, der doch nicht besser ist, denn ein ungetreuer Knecht; daß wir verrathen und verkauft sind, wie geschrieben steht: Und das Volk wird Schinderei treiben, einer über den andern, und ein böser Mann wider den Ehrlichen!"

Aber der Oberst hatte ihn zurückgedrängt. „Fort da!" rief er noch einmal, indem er dem Trompeter, der neben ihm hielt, die Zügel seines Pferdes zuwarf. Dann schwang er sich aus dem Sattel, mit der Grazie, die ihm eigen, und durchmaß, wiewohl in seinem schweren Reiterhabit, den Raum, der ihn noch von Olivia trennte, mit einer Leichtigkeit, als ob der Boden ihn gern trüge. Seine Sporen von Silber klirrten, sein goldenes Rüstzeug schimmerte; in der Frühlingsluft und Sonne flatterte seine Helmzier. Alles an ihm war Kraft, Adel und männliche Schönheit.

„Er gefällt mir nicht", sagte Zedekiah, der Puritaner, indem er sich finster zurückzog; „er hat Locken, wie Absalom!"

„Aber ein Herz wie David", erwiederte Levi Mac Alister, indem er das Pferd des Obersten an sich heranzog und die Trompete über der Hüfte zurückschob.

In der That! — das schönste Kastanienbraun quoll stark und geringelt aus der Stahlhaube des Obristen hervor und bedeckte fast zu beiden Seiten die Schultern. Es vollendete das Bild der reichen und unentweihten Jugendlichkeit, in welcher nunmehr der Obrist vor Olivia erschien.

„Mein Fräulein", redete er sie an mit jenem Ton, der das Vertrauen erweckt und die Herzen gewinnt, „ich darf Euch nicht um die Erklärung eines Räthsels bitten, welches bereits weit mehr mein Gefühl als meine Neugier beschäftigt hat." Und dabei machte er eine sehr höfliche Verneigung, indem er die Hand im Eisenhandschuh auf das Herz legte, welches mit Stahl gewappnet war. „Befehlt über mich, mein Fräulein", fuhr er fort, „ich bin zu Euren Diensten bereit."

Olivia war mehr verwirrt, denn zuvor. Den Blick zu Boden gesenkt, wie das Knie, war sie vor dem Ritter, der stumm und theilnahmvoll ihre Antwort erwartete. Wenn die Wehrlosigkeit und die holde Scham, die sie so reizend macht; wenn die Hingebung und zugleich die Furcht, die bange Regung des Herzens und die frohe Zuversicht, die derselben spottet: wenn alles dieß zusammen, was mitten in seinen Schwächen das Weib so groß, so schön und so heilig erscheinen läßt, eine Form und einen Körper annehmen könnte: so wäre es die Erscheinung Olivias gewesen. Und wenn jeder feinste Zug eines reinen und uneigennützigen Empfindens, jener Galanterie, welche viel mehr eine Eigenschaft des Herzens, als ein Vorzug des Benehmens ist — wenn alles dies zusammen,

was den Mann zum Ritter macht und dem Ritter den Adel giebt, einen Ausdruck zu gewinnen vermöchte: so wär' es der gewesen, mit welchem Frank Herbert, der Oberst in Cromwells Regiment, sich niederbeugte, um die Knieende emporzuheben.

Seine Hand und seine Brust, vom Harnisch umschlossen, konnte nicht fühlen, wie das Mädchen zitterte, da er sie berührte.

Doch war es nur ein Augenblick, — nicht einmal so lange — daß sie der Hülfsbedürftigen vergessen konnte über dieser plötzliche Regung, die ihr so fremd, so neu, so unverständlich war. Ein Thränenstrom quoll aus ihren Augen. Warum weinte sie doch? Sie wußte es nicht; aber es that ihr unendlich wohl.

„Rettet diese Unglückliche!" rief sie; „rettet, o rettet sie!"

Jetzt erst fiel der Blick Frank Herberts, den bisher Olivias Erscheinung allein beschäftigt, auf die halb verhüllte Gestalt am Boden.

„Habet Erbarmen!" bat Olivia; „sie ist ein Mädchen!"

Rasch war Frank Herbert zu der Bewußtlosen getreten und hatte den Schleier gehoben, der sie verdeckte. Ein bleiches Gesicht, in dieser Todesähnlichkeit noch von Liebreiz umflossen — jener Lieblichkeit, die um Marmorbilder spielt — die Lider geschlossen — die Wimpern gesenkt — lange, seidene, dunkle Wimpern, wie ein Vorhang, der eine Welt von Schönheit und Liebe verschließt ... bleiche Lippen, klein und verführerisch, selbst noch in der Kälte die auf ihnen lagerte... Blut unter dem Gewande der linken Schulter — Blut auf der weißen tadellosen Brust...

„Um Gotteswillen, sie verblutet!" rief Frank Herbert, fast mit dem Tone des Vorwurfs, nachdem er sie mit einem Blick nur gesehen.

Rasch löste er die seidne Schärpe, die er über der Brust trug, nahm sie und schlang sie fest um die Wunde des Mädchens an der Schulter, das Blut stillend, welches immer noch langsam aus derselben sickerte. Dann wandte er sich an einen seiner Corporäle, der hinter ihm vom Pferd gestiegen und sagte: „hole mir Wasser!"

Mit einem Blicke zärtlichen Dankgefühls hing Olivias Auge an dem schönen Soldaten, der, wiewol er so stolz vorhin an der Spitze seiner Schwadron geritten, nun so demüthig war im Helfen, und der, für den Krieg gerüstet, doch ein Herz offenbarte, rasch bereit, dem Ruf der Menschenliebe zu entsprechen. Denn was war dies Mädchen ihm? Was war, wenn sie sich aufrichtig befragte, Manuella selbst ihr? Dies Wesen, durch eine Gewaltsamkeit des Schicksals aus seiner Laufbahn herausgerissen, und, nachdem es aus dem einen Geheimniß herausgetreten, von einem andern, noch tieferen verhüllt ward? Aber sie war eine Leidende, sie war eine Hülfsbedürftige; sie wäre verloren gewesen ohne diese Hülfe. Das schwesterliche Fühlen, welches die Frau für die Frau in Gefahr fast noch mehr empfindet, ich möchte sagen: instinctiver, als dem andern Geschlecht gegenüber, regte sich in ihr; und zu sehen, daß dieser fremde Offizier sich von der gleichen Regung beseelt zeigte, daß er nicht minder eifrig war, zu helfen und zu retten; — ja, daß er,

was sie nur fühlte und wollte, unfähig es auszuführen, in die That übersetzte; das war es, was ihr diesen Fremden weniger fremd erscheinen ließ, indem es sie zugleich mit hoher Achtung vor ihm erfüllte.

Der Corporal hatte eine Quelle gefunden, die nicht weit von hier im Walde war und brachte Wasser in seinem Helm.

Der Obrist hatte in Olivias Gesicht gelesen. Von dem wachsenden Empfinden bewegt, welches in solchen Augenblicken der Spannung ganze Scalen von Nüancen und selbst Widersprüchen durchläuft, blickte sie mit einem Ausdruck kindlichen Vertrauens zu dem Manne empor, welcher ihre flehenden Blicke lächelnd erwiederte.

„Sie soll nicht sterben, nein!“ rief er; „gewiß, sie wird leben.“

Und er nahm Wasser in die hohle Hand, und träufelte es auf das Antlitz der scheinbar Leblosen. Dann ließ er den Corporal mit dem wassergefüllten Helm neben sich treten, und zog den Stahlhandschuh vom Arm und knieete nieder und beugte sich über die Erstarrte. Er wusch ihre Schläfen. Er fühlte den Puls nur matt noch beben an der feingeäderten Stirn. Leise nur und zögernd antwortete das Leben in der erkaltenden Frauengestalt der warmen Berührung seiner Hand.

In die Betrachtung dieses Mannes versunken, erfüllte sich langsam, wie mit Sonnenschein, Olivias junges Herz mit einem stillen Glück, wie sie es zuvor niemals empfunden. Etwas Andächtiges, schwärmerisch Verehrungsvolles war in ihrer Stimmung. Wie Jemand, der von Gott gesandt, erschien ihr der Krieger; wie Einer, der Licht und Leben bringt. Die Furcht war verbannt. Sie glaubte ganz bestimmt, daß ihm Alles gelingen müsse, was er sich vorgesetzt.

Und in der That! — seine Bemühungen sollten nicht erfolglos bleiben. Unter seiner Hand gleichsam beseelte dieser Körper sich zum zweiten Mal; ein stärkeres Pochen und Bewegen war bald all über ihm zu bemerken. Es war ein langsames, aber mächtiges Zurückfluthen des Lebens, das schon entströmt schien zu jenen unbekannten Ufern, von denen keine Wiederkehr. Es war ein Heben und Senken; es war wie Wellenschlag. Er neigte sich zu ihrem Munde. Fast war es, als ob er ihr Athem von dem seinen einflößen wolle. Ein Hauch, wie reine, klare Morgenluft, jener vergleichbar, die am Seestrand der hereinrauschenden Fluth voranweht, erwiderte ihm. Ein flüchtiges Roth über dem Antlitz entsprach der aufs Neue entzündeten Wärme; ein Lächeln, wie im Traum, ein Zucken der Mundwinkel. Die Lippen Beider berührten sich unwillkürlich. Und da schlugen zwei Augen sich auf — zwei Augen, groß und dunkel, und leuchteten eine Weile, wie Licht aus einer andern Welt, und schlossen sich wieder. Aber ein seliges Lächeln, wie vom Himmel, blieb auf den Zügen Manuella's.

Ein leichter, halbunterdrückter Schrei hatte sich dem gepreßten Herzen Olivias entrungen.

„Sie lebt!“ rief Frank Herbert, indem er sich erhob.

Was war es nur — welche Regung dieses erwachenden Mädchenherzens, die sich demselben, fast widerwillig, so laut entwunden? Wie

das Morgenroth, das die großen, phantastischen, vor der aufgehenden Sonne rollenden Wolkenbilder in Violett und Purpur malt; wie der Frühling, der im Sturme naht, in jenen wilden Klängen, bald rauschend wie ein Schlachtgesang streithafter Geister, bald lieblich wie Aeolsharfenton ... so war es über sie gekommen; so sprach, so stürmte, so dämmerte es in ihrer Brust. Sie hätte krank, sie hätte verwundet sein mögen, gleich jener Unbekannten, um von seiner Hand diese Zeichen theilnehmender Sorgfalt zu empfangen; todt und gestorben, um von der Berührung seiner Lippen wieder geweckt zu werden.

Der Obrist hatte seinen Handschuh wieder angezogen und das Schwert zurechtgerückt. „Meine Gnädige", sagte er zu Olivia gewandt, „sie ist dem Leben und Euch zurückgegeben. Doch wird Eile nothwendig sein, um dem, was die Natur für sie gethan, auch auf andere Weise zu Hülfe zu kommen."

Olivia zitterte vor dem Gedanken, daß der Obrist sie fragen werde, wer die Kranke sei? Wenn sie ihm hätte die Wahrheit gestehen wollen, so würde sie einen Verrath begangen haben an dem Vertrauen, welches der Vater ihr geschenkt, indem er ihr gestern Abend gesagt: Du bist die Tochter eines Cavaliers! ... Und hätte sie die Wahrheit verhehlen oder entstellen können, wenn dieser Mund sie gefragt?

Doch war Frank Herbert nicht der Mann, um eine Frage zu thun, welche eine Indiscretion enthalten, oder ihm oder Anderen eine Verlegenheit bereitet hätte Wol sah er Olivia's Unruhe, eine gewisse Aengstlichkeit; seinen Blicken entging es nicht, wie die Theilnahme, welche sie dem Mädchen schenkte, etwas Widerspruchsvolles in sich barg. Das Herz aber, welches die wahre Quelle des feinen Benehmens, des Tactes ist, mahnte ihn ab, weiter zu forschen. Er beruhigte sich dabei, zu denken, daß das Mädchen in der Verkleidung eines Knaben zu den übrigen Maifiguren gehöre, welche beim Zusammentreffen in diesem Wald ihn überrascht. Er fragte daher nur, indem sein Auge von der Gestalt, welche nun ruhig zu schlummern schien, sich zu der Beschützerin derselben erhob: „Ihr waret wol recht bekümmert um sie?"

„Ja!" rief Olivia. Das rief sie aus ganzem Herzen. Das war die volle Wahrheit. In der That, sie fühlte von dem Augenblick an, wo das Unglück geschehn, daß die Zukunft der Fremden jetzt in ihre Hand gelegt sei. Und sie war entschlossen, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen.

„Und wohin befehlet Ihr, daß wir sie bringen?" fragte der Obrist.

„Nach Childerley House", erwiederte Olivia, auf welche die Nähe seiner edlen Persönlichkeit wie eine Befreiung wirkte. Kein Zug war in seinem Gesichte, der nicht sympathisch zu ihrem Herzen gesprochen hätte; sein Ton und Benehmen bestärkten sie in jener Sicherheit und Zuversicht, mit welcher verwandte Naturen sich erkennen.

„Nach Childerley-House!" wiederholte der Obrist, indem er einigen seiner Reiter den Befehl gab, vom Pferde zu steigen, aus schlanken und

hinreichend starken Zweigen eine Tragbahre zu machen und Mäntel darüber auszubreiten für das Lager der Verwundeten. Man hob sie sacht hinauf, man bedeckte sie vorsichtig und bald ruhte auf den starken Schultern von Cromwells Eisenseiten diese feine, zierliche, morgenländische Gestalt, wie auf einen Felsen von Bronze.

„Childerley-House“, sagte nun der Obrist, indem er sich wieder zu Olivia begab, die ihm freudig die Hand entgegenstreckte, um ihm zu danken. „So seid Ihr, mein edles Fräulein, die Tochter des Ritters von Childerley und ich darf zugleich in Euch die Verwandte meines Generals begrüßen?“

„Ihr habt es gesagt, Obrist“, erwiderte sie. Mit Hülfe des ritterlichen Mannes bestieg sie dann ihr kleines Pferd und der Trupp setzte sich auf das Zeichen des Commandirenden in Bewegung. Längst schon hatte Zosimus Rose, der Corporal, mit seinen Gefangenen den Weg eingeschlagen, der nach Huntingdon führte; und Zedekiah Pickerling, unwillig über das Entgegenkommen, welches ihm von Seiten des Obersten zu Theil geworden, hatte sich mit seinen Puritanern den Reitern angeschlossen, welche die Straße nach Childerley zu recognosciren Ordre hatten. Diesen setzte er, während sie die Strecke zurücklegten, mit seiner Beredsamkeit zu und wie die Folge zeigen wird, mit besserem Erfolg.

Die wenigen Begleiter, die noch zurückgeblieben, Olivias Bruder, Junker John und Martin Bumpus, der Getreue, schlossen sich ihm an, als der Zug von den Rothröcken escortirt, sich in Bewegung setzte. Einige von ihnen schmauchten ihre kleinen Thonpfeifen, Andere sangen geistliche Lieder zu den Melodien von beliebten Volks- und Tanzweisen, welche, wie sie sagten, „für den Teufel zu gut seien“, und Frank Herbert ritt an Olivias Seite.

Noch oft irrten ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit zu dem Trupp hinüber, der die Spitze des Zuges bildete, zu der Tragbahre, die demselben folgte, und Frank Herbert bemerkte, wie zerstreut sie dann jedesmal ward. Aber er vermied es, die Rede wieder auf diesen Gegenstand, der ihr offenbar so peinlich war, zu bringen. Er suchte sie vielmehr, aus der angebornen Höflichkeit, die ihm so sehr eigenthümlich, davon abzuziehen.

Er plauderte mit ihr von der Vergangenheit; von Merton Hall, dem Schloß seiner Väter in der Nachbarschaft von Stilton und seiner Heimath im Norden von Huntingdonshire, diesen großen, öden, ihm aber doch so theuren Mooren, mit dem weiten, endlos scheinenden Horizont, an dessen fernstem Rand nur hier und da zuweilen ein Hügel oder ein Wald sichtbar wird. Er erzählte von seiner Jugend und seinen Jugenderinnerungen; von seinen Schultagen in Eton und den Studentenjahren in Cambridge. Und wie damals, mitten in ihre heitern Tage und ihre Beschäftigung mit den Musen und ihre Freundschaften der Ruf erklungen sei: „fürs Vaterland!“ Und wie er nicht ohne Wehmuth aus den hohen Hallen von Christ-College, den stillen Höfen, den grünen Gärten, diesem ehrwürdigen Sitz der Gelehrsamkeit und des Friedens gegangen sei.

Wie er noch einmal in der Dämmerung des Septemberabends unter den hohen Linden gewandelt, und zu dem gothischen Gebäude geschaut habe, das sein Liebstes umschloß, seine Bücher und seine Träume; wie er dann zu dem andern, kleinern College dicht daneben geblickt, dem von Sidney-Sussex, dessen bunte Capellenfenster durch das herbstliche Grün wundersam gefunkelt im verglimmenden Abendroth. Und wie zwei Gestalten vor ihm gestanden, die beide hier einst, der eine in diesem Garten, der andere in jenem gewandelt, ohne von einander zu wissen, ohne sich selber und die Zukunft zu ahnen... der Eine ein Dichter, der Andere ein Feldherr; John Milton und Oliver Cromwell, sie, die beiden großen Genien dieses Jahrhunderts, — zur Stunde vielleicht einander noch unbekannt, aber bestimmt, einander zu begegnen.

„Ja!" rief Frank Herbert, und es kam über ihn, wie ein prophetisches Gesicht, „wenn es auch jetzt noch nicht Viele sehen, — wenn es Keiner sieht: ich seh' es, ich glaub' es! Das sind die beiden Männer, bestimmt aus diesem zerrissenen, diesem blutenden, diesem in Todeskampf liegenden, ohnmächtigen Königreich einen neuen Staat und eine neue Herrlichkeit zu schaffen, — diesen Spielball fürstlicher Willkür, dieses England gering geschätzt, wenn man seinen Namen ausspricht, und selbst von seinen Kindern in der Fremde nur mit Scham und Bedauern genannt: sie werden es aufs Neue gefürchtet und geehrt machen vor den Nationen; der Eine wird ihm die Freiheit, der Andere ihm die Schönheit wieder geben..."

Er schwieg einen Augenblick, wie von der Lieblichkeit seiner eigenen Gebilde entzückt, und Olivias Lippe hing an seiner Seele.

Dann fuhr er fort, ruhiger: „Als diese beiden Gestalten mir erschienen und diese beiden Namen in meinem Herzen sich zugejauchzt hatten: da schied ich aus meiner vertrauten Einsamkeit; nicht ohne Schmerz, aber ohne mich zu besinnen und mit festem Entschluß. Da betrat ich den Boden meiner Heimath wieder und die Hallen meiner Väter. Da zog ich das Fähnlein des Parlamentes auf und hieß meine Leute sich rüsten. Seht da", und er wies mit der Hand auf die zerstreut reitenden Rothröcke, „meine Pächter, die Insassen meiner Güter, die Freihalter meiner Scholle! Der Aufruf geschah; da gaben wir unsere Sporen den Rossen und unsere Standarten dem Wind und kamen. Ich mußte nach London, um mein Patent vom Parlament bestätigen zu lassen. Da sah ich den Dichter. In einem kleinen Hause lebt er, in einem kleinen Kämmerlein — große Schränke mit Büchern sein einziger Luxus, Harfenspiel seine einzige Erholung, himmlische Musik für den Hörer, als ob Engel der Liebe niederstiegen. — Dann kehrte ich zurück in die Grafschaft und stellte mich an die Spitze meiner Dragoner, um sie ins Feld zu führen. Da sah ich den General. Es war an dem Tag von Marston-Moor. Nach schwüler Sommerhitze begann es zu dämmern. Gewitterwolken lagerten am Himmel. Vor uns, auf der weiten Haide, stand — Küraß an Küraß — die feindliche Armee. Lange zügelte er die Seinen. Endlich begann es über uns in den Wolken sich zu rühren.

Blitze leuchteten. Der Donner rollte. Der Regen und der Hagel rasselte gegen unsere Panzer. Auch das war himmlische Musik, aber Engel des Zornes stiegen nieder und da gab er das Zeichen zum Angriff. Unter Donner und Blitz stürmten wir vorwärts — und in weniger als zwei Stunden bedeckten Prinz Ruprechts Reiter das grüne Blachfeld und Newcastle's Fußregimenter waren zerschmettert."

Ein Mann von der feinen, ritterlichen Sitte des Obristen würde sicherlich, mit einer Dame von bekannt royalistischer Gesinnung über Dinge dieser Art nicht zu sprechen begonnen haben, wenn nicht die Beziehung derselben zu Cromwell ihm bekannt gewesen. Und daß er so warm geworden, sich also hatte hinreißen lassen — es war nicht der Mangel an Erziehung. Was vermögen die Formen gegen ein solches Ueberschäumen jugendlicher Begeisterung und Ueberzeugung? Aber Olivia vergab ihm so gern! Schlug denn nicht auch in ihrem innersten Herzen noch Etwas für den Mann, der so groß und so entsetzlich geworden, den sie aber in ihrer Kindheit inniglich geliebt, dessen Gemahlin an ihr Mutterstelle vertreten und mit dessen Tochter Elisabeth sie durch ein Band unlöslicher Seelenfreundschaft sich vereinigt fühlte? Doch gingen für den Augenblick alle diese verschiedenen, durch das Gespräch geweckten Regungen in dem Interesse unter, welches der Sprechende ihr einflößte. Nicht so sehr, was er sprach und wie: daß er sprach, erfüllte sie mit jenem Empfinden, welches schon jetzt, in seinem Entstehen, getheilt war zwischen Schmerz und Freude. Glänzend um sie, von dem Zauber seines Wortes gemalt, erstanden die Bilder der Dichtung und des Heldenthums und bald wieder mit seinem Duft und seinen Liedern bedeckte der Wald vor ihrem Auge die Kluft, der sie sich nahte

---

XII. Das Gelöbniß des Schloßherrn.

Die Sonne war indessen fast in den Mittag gestiegen und stand schon hoch über der Warte von Chilberley, da der Knight, ich weiß nicht zum wievielsten Male, die steinernen Stufen erklomm, welche zu der Spitze derselben führten. Von einem Erdwall umgeben und einer dichten Epheuschicht umgrünt, bildete dieser Thurm das letzte Außenwerk des Schlosses, zwischen diesem und dem Park.

Einen weiten Blick hatte man von hier auf die sonnige Frühlingslandschaft. Friedlich lagen die Wiesen ausgebreitet, fettes Weideland, in denen die Rinder gingen, bis an den Bauch im Gras. Weiden und Erlen neigten sich von beiden Seiten über den Fluß; und die Musik seines Wassers, begleitet von dem Geklingel der Heerdeglocken, dem Sang der Lerche, welche in der Höhe schwebte, und dem Summen der Biene, welche Honig suchte, waren in dieser Morgenstille die einzigen Laute. Die Luft war so durchsichtig, daß man trotz seiner Entfernung den Longstow-Wald deutlich erkennen konnte, die feine Zeichnung seiner

geballten Wipfel unterschied und unter dem blaugrünen Duft die Massen seines Laubes schimmern sah.

Doch blieben die Pfade, die dahin führten, leer, und weder eines Menschen Tritt noch Stimme ward vernommen, während der gute Knight ängstlich ausschaute.

Längst hätten sie heimkehren sollen. Die Sonnenuhr, welche dem Schloßhofe zugekehrt, in der mittleren Höhe des Thurmes befestigt war, hatte die neunte, die zehnte Stunde gezeigt und wies jetzt auf eilf; im Thale warfen die Bäume, wo sie gruppenweis am Fluß oder in den Wiesen standen, schon dichten Schatten und auf dem Thurme, wo Sir Tobias stand, glühten die Steine der Brustwehr von der strahlenden Wärme des vorgerückten Tages. Denn kein Panier, breit in der Luft entfaltet, warf hier, wie sonst, seinen Schatten. Leer stand der Flaggenstock, mitten im schmeichelnden Frühlingswind, wie ein Baum in Winterszeit. Keine Fahne hatte sich über dem Thurm von Childerley gewiegt, seit dem Tage, an welchem der Knight das königliche Banner gesenkt, den Scharlach und das Blau, den Löwen, die Lilien und die Harfe.

Jetzt nahm der gute Knight seinen Hut, den spanischen, den von weißen Federn überwallten; er nahm seinen Stab, den oben mit Silber und unten mit Eisen beschlagenen und setzte sich in Bewegung, dem Dorfe zu.

Die verschiedenen Biegungen des Weges, sowie der Umstand, daß derselbe zu beiden Seiten entweder durch die Hebungen des Bodens oder durch Gebüsch verschränkt war, hinderten den Blick in's Thal, und erst beim Austritt, da wo der Hügelpfad, von blühenden Weißdornhecken umgeben, in das Dorf mündete, auf dem freien Platz vor der Kirche, wo der Maibaum noch von gestern stand, bemerkte der Knight einzelne von den Leuten, die heut früh mit in den Wald gezogen. Erhitzt vom Laufen und mit dem Ausdruck des Schreckens im Gesicht, waren sie die Ersten, die hier angelangt, um verworren Bericht von dem abzustatten, was sie nur halb gesehen, die andere Hälfte aus ihrer Phantasie ergänzend.

Der Lärm und die Eile, mit der sie anlangten, hatten den Pfarrer in den Betrachtungen und Studien gestört, denen er gern seine Morgenstunden widmete. Doch der Ruf der Pflicht fand ihn immer vorbereitet. Rasch war er aus seinem Stüblein, das voll Sonnenschein und Frieden, aus der Umgebung seiner Bücher, diesen lieben und trauten Gefährten seiner Einsamkeit, herausgetreten und der Knight fand ihn schon auf dem Platz, unter den Flüchtlingen, deren Zahl sich inzwischen vermehrte.

„Zedekiah Pickerling ist es gewesen", rief Einer von den zuerst Eingetroffenen, athemlos vor Hast.

„Ja, ja, der schurkische Müller, zusammen mit den Frommen aus der ganzen Nachbarschaft", rief ein Anderer.

„Ich hätt's Euch voraussagen können, gestern, als er seine Boten ausschickte in die Dörfer", setzte ein Dritter hinzu.

Der Pfarrer bemühte sich, die wirr durcheinander Redenden zu beschwichtigen. „Was ist Euch widerfahren“, sprach er; „Ihr seht, daß ich keine Ahnung von dem habe, was Euch so sehr erschreckt hat!“

„O Herr Pfarrer!“ schluchzte ein junges Mädchen, eine von den Kranzjungfern Maid Marian's, „sie haben uns die Eiche umgehauen — die schöne Eiche im Walde. . .“

„Sie waren allesammt mit Beilen bewaffnet und griffen uns damit an“, sagte einer von den jungen Burschen in der Verkleidung von Robin Hood's Förstern, der mitten in dem Schreck, der sich seiner bemeistert, die Augen dennoch beschämt niederschlug. „Wir hatten nur Bogen, die nicht schossen und hölzerne Pfeile ohne Spitzen!“ . . .

„Schmach über Deine Feigheit“, ließ sich hier eine andere, derbe, eine Männerstimme vernehmen; es war die des ehrlichen Vater Greenhorn, des biedern Wirthes zum „Schwein und der Pfeife.“ Mit einer weißen Schürze sauber ausstaffirt, mit einer schmucken Zipfelmütze, frisch gewaschen für die Gelegenheit, hatte er bisher vor der Thür seines Hauses gestanden, die kleine Thonpfeife im Munde und die runden Arme behaglich hinter dem Rücken. Er war nicht mit ausgezogen in den Wald, weil es heut besonders galt, seiner Geschäfte daheim zu pflegen: die Fässer anzustechen, die Kannen in Bereitschaft zu halten, die Stuben mit Laub und die Fenster mit Blumen zu schmücken für den Empfang der Heimkehrenden, wie das Sitte zu Childerley an festlichen Tagen. Nun aber merkte er wol, daß es anders gekommen, als er gedacht, und er hätte was darum gegeben, mit in dem Wald gewesen zu sein, anstatt hier in der Schenke. Denn er war ein braver Mann, dieser Nicolas Greenhorn. Er liebte die fröhlichen und die gottesfürchtigen Leute, den Knight, seinen Herrn und dessen Familie von ganzem Herzen. Aber er haßte die finstern Puritaner noch mehr, und diesem Zedekiah Pickerling einmal etwas recht Ordentliches auswischen zu können, das wäre für ihn ein Freudenfest gewesen, besser als der beste Maitag in Childerley. Darum kränkte es ihn auch, daß man, wie es schien, vor diesem Menschen, dem er eine Züchtigung so sehr gegönnt, geflohen war, und in dem Unwillen seines Herzens rief er abermals aus! „Pfui, über Euch Memmen, denen das Mark in den Knochen fehlt! Bei meiner Seele, das ist eine Schmach für das Dorf aber ich wette, daß Einer Stand gehalten, wenn auch alle Andern ihn verlassen, ich will darauf schwören, daß Martin Bumpus nicht vom Fleck gewichen!“

„Vater!“ ließ sich nun ein wilder, von Thränen erstickter Schrei vernehmen; „Hülfe! Hülfe! Sie haben ihn erschlagen, mit dem Beil! Einer liegt schon todt! Alle fliehen, Alle verlassen ihn! Es ist ein furchtbares Gemetzel! Unser Junker und unser Fräulein sind mitten zwischen ihnen — o, was hab' ich gesehen! Was hab' ich gesehen!“

Mit heftigem Schluchzen sank Hannah Greenhorn, denn sie war es, an die Brust ihres Vaters. Ihr festlicher Schmuck hing verstümmelt an ihrem Leibe; die Dornen hatten ihr, in dem unbesonnenen Lauf, hier

ein Stück und dort ein Stück des Gewandes abgerissen, welches sie als eine von den Amazonen des Maizugs getragen. Die Blumen waren aus ihrem Haar gefallen. Ihr Anzug und ihre Person waren vom Schrecken verstört. Mitten in den Ausbrüchen ihres Schmerzes rief sie: „Helft ihnen! Helft ihnen, sonst sind sie verloren!“ — Es war nicht möglich mehr oder Zusammenhängendes von ihr zu erfahren.

Bis hierher hatte der Knight, mit beklommener Brust, aber stumm, gehört und gesehen, was sich auf dem Platze begab. Man hatte seiner kaum wahrgenommen. Jetzt gab er den ihm zunächst Stehenden ein Zeichen. Der Haufen, der sich dort versammelt, trat auseinander. Denn auch in diesem trostlosen Zustand, wo Jeder nur mit dem beschäftigt, was ihn allein anging, hatte für alle die Erscheinung des Knights doch Etwas, dem sie gern gehorchten.

Mit gepreßter, aber dennoch fester Stimme sagte er: „Gott sei Dank, daß meine Kinder mitten unter ihnen sind. Ich weiß Nichts, als das. Aber es ist genug. So soll Gott mir helfen, wenn ich sie nicht lieber todt, mitten unter ihnen fände, als auf der Flucht vor ihnen sähe . . .“

Er stockte. Er schwieg. Die Brust des wackren Mannes hob und senkte sich. Er wollte sich abwenden. Denn unwillkürlich, unbewußt sollte doch auch er der Natur seinen Zoll zahlen. Da ergriff der Pfarrer seine Hand.

„Mein Freund,“ sagte dieser, mit sanfter Stimme, „sie stehen in Gottes Hut! Seinem Schutze wollen wir das Loos unserer Theuren empfehlen! Er leidet nicht, daß ohne seinen Willen auf dem Haupte des Geringsten von uns ein Haar gekrümmt werde. Was da kommt, das kommt von Ihm: ist es nicht etwas Köstliches, das zu wissen?“

Der Ritter dankte dem Pfarrer; aber kalt. Denn schlecht in der That paßte ein Trost von dieser Beschaffenheit und in diesem Augenblick für ihn.

„Es ist nicht das“, sagte er, im bittern Kampfe mit der Bewegung seines Innern.

„Was!“ rief er, „ich sollte an meine Kinder denken, wo sich mir auf Einmal das ganze Elend und die ganze Hoffnungslosigkeit unserer Lage offenbart hat, als ob ein Schleier hinweggezogen? Wo die Bande der Ordnung gelockert, die Würde der Obrigkeit mit Füßen getreten, die heiligen Gesetze Gottes verhöhnt, und ich zum erstenmal mit Schauder fühle, daß ich so wenig noch Herr bin auf meinem Besitzthum, als unser König ein Herr ist in seinem Königreich! . . .“

„Ihr wehret Euch“, begann der Pfarrer auf's Neue, „gegen den einzigen Trost, der uns geblieben, wenn Alles zu fehlen beginnt; gegen das einzige Hilfsmittel, das uns noch retten mag. Ihr weiset die Hand Desjenigen zurück, der ein König ist über allen Königen und Herren dieser Welt, und dessen Reich uns ewig offen steht . . .“

Doch der Knight blickte finster nieder. Er war ein frommer Mann, in seiner Art. Aber sein Herz war verschlossen gegen die

Grundsätze, die der Pfarrer predigte. Von Natur weich, gütig, aufopfernd, ward er schroff, starr und unversöhnlich, wo er auf Widerspruch stieß. Aufgewachsen und erzogen in der strengen Disciplin seiner Kirche, war es ihm unmöglich, in Denjenigen, die außerhalb derselben standen, Menschen zu erkennen, auf welche sich dieses schöne Wort Gottes, die Grundlage jeder Offenbarung bezieht: „Du sollst sie lieben, wie Dich selbst.“ Sein Horizont war eng und sein Glauben an die Religion, die ihm gelehrt worden, unerschütterlich. So wie er seinen König sich nicht denken konnte ohne Gott, ebensowenig konnte er seinen Gott sich denken ohne den König. In diesem Bekenntniß wurzelte seine Seele und alles dieß regte sich mächtig in ihm, als er dastand, zur Seite des Pfarrers, umgeben von seinen rathlosen Leuten, ungewiß über das Schicksal der drei Cavaliere, zitternd vor jeder Nachricht über seine Kinder — innerlich nicht einmal klar, was ihn tiefer betrüben würde, der Unfall der Einen, oder der Unfall der Andern — der Schmerz kämpfend mit dem Zorn, und ein Gefühl der Demüthigung mit dem leidenschaftlichsten Stolze.

„Wolauf!“ rief er zuletzt, „sie haben es so gewollt und es bleibt uns nichts Andres übrig. Haben sie sich mit Beilen bewaffnet, so wird es uns frei stehn, uns mit Flinten und Säbeln zu wehren! Wenn sie niederträchtig und feige genug, sich an unsern Kindern zu vergreifen, so wird es uns wol erlaubt sein, zu thun, was das unvernünftige Thier für seine Jungen thut. Auf! Nach dem Schloß! Nehmt die Waffen herunter von den Wänden! Richtet die Feldschlangen! Holet Pulver und Blei! Läutet die Sturmglocke! Zieht sie wieder auf, die alte rothe Fahne und rufet mit mir: Es lebe der König!“

Eine mächtige Wirkung hatten diese Worte hervorgebracht in der ländlichen Versammlung; die Ereignisse des Tages waren nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Sie waren von den widerstreitendsten Empfindungen beseelt, und es wäre für den geliebten und verehrten Schloßherrn wol ein Leichtes gewesen, sie zu den gewagtesten Entschlüssen hinzureißen.

Da veränderte sich die Scene, und ein lautes, vielstimmiges Geschrei verkündigte die Ankunft neuer Schaaren. Es war Zedekiah Pickerling, mit geschwungenem Beile und dicht um ihn gedrängt die Puritaner aus dem Walde. Berauscht von ihren Gesängen und Gebeten, berauscht vielleicht auch von den Getränken, die sie, wenn nicht in zu großer Menge, doch in zu großer Eile hinuntergestürzt, Fanatismus in den Blicken, das blanke Beil auf der Schulter kamen sie daher, die letzten Flüchtlinge vor sich hintreibend; und im Hintergrunde, mit den blitzenden Rüstungen, die Zügel ihrer Rosse in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten, erschien ein Piquet Cromwell'scher Reiter, das Vordertreffen derselben, das man in der militairischen Sprache jener Tage „the forlorn hope“ nannte. Die Dorfbewohner ergriff ein panischer Schrecken, vermehrt durch den wilden Ruf der Flüchtigen, „Sie kommen! Sie kommen! Sie werden uns alle massacriren! —“

Wie ein Trunkener war Zedekiah Pickerling mitten in den Kreis gestürzt, der sich auf den freien Platz um den Maibaum gebildet hatte, und mit erhobener Axt nahte er sich dem Schloßherrn. Zedekiah's Augen funkelten und Schaum stand vor seinem Munde, als er das scharfe Beil erhob mit den Worten: „denn ich weiß, daß Du hart bist! und Dein Nacken ist eine eiserne Ader und Deine Stirn ist ehern. Ich aber will Dich zerschlagen, spricht der Herr Zebaoth."

Der Schloßherr war nicht um eines Haares Breite zurückgewichen vor dem furchtbaren Streich, der ihm drohte. Aber Tom Greenhorn war dazwischen gesprungen und hatte den Stiel der Axt ergriffen und rang sie dem Wüthenden aus den Arm, während der Pfarrer mit dem Aufgebot all' seiner Kräfte — und sein Beruf gab ihm Kraft, wenn er deren bedurfte — den Schloßherrn fortzog — fort von dem Wüthenden, fort aus dem Haufen, fort von dem Platze, nach dem Kirchenpförtlein, in die Kirche. Die Thür verriegelte der Pfarrer.

Hier war es still und dunkel. Matt, nur von Außen, durch die bemalten Scheiben, fiel das Mittagslicht und das Brausen der Menge vor der Kirche klang wie aus der Ferne.

Der Knight sank in einen Kirchenstuhl und lange saß er schweigend da, wie gebrochen. Erst nach einer langen Pause begann er und dumpf und schauerlich war der Klang seines Wortes in der einsamen, hohen Kirche. „Nein, Pfarrer, nicht für mich und meine Kinder! Was liegt auch an mir und an ihnen? Aber das ist es, was mich erstarren ließ, mitten in der Gefahr, was mich willenlos machte, was mich mit einem furchtbaren Schrecken schlug — der Gedanke: so wie sie das Beil gegen Dich erhoben, so werden sie es eines Tages erheben gegen den ..." In der Brust erstickte seine Stimme. Das Wort kam nicht über seine Lippen, aber der Grimm kochte in seiner Seele. „Fort von hier, Pfarrer!" rief er; „haltet mich nicht länger in unwürdiger Gefangenschaft. Mit offenen Augen will ich der Gefahr trotzen — sie suchen — sie bekämpfen. Nicht dadurch, daß wir ihr ausweichen, daß wir unthätig sind, dienen wir der Sache, die uns heilig. Wir verlieren sie durch Zaudern. Kein Stillstand mehr — der Krieg ist erklärt und der Knight von Childerley darf endlich die Farbe zeigen, zu der er sich bekennt!" ...

Sir Tobias wollte die Kirchthür öffnen; aber der Pfarrer hielt ihn zurück, „Nicht so", sagte er ernst; „Ihr steht hier vor Gott und einer Todten!" ... Die Festigkeit seines Wortes bestimmte den Knight; er folgte dem Pfarrer bis zum Altar, der nach alter Weise noch, wie sehr auch die Kirchen in der Umgegend und in fast ganz England schon, dem neuen Directorium gemäß, verändert waren, noch das schwarze Tuch mit Silberstickereien, eine Gabe der alten Ritter von Childerley, bewahrt hatte. Silberne Leuchter standen noch darauf und ein Crucifix von Elfenbein geschnitzt. Eine gemalte Tafel hing darüber; überall noch in dem nicht sehr großen, aber durch die Frömmigkeit der Herrschaft reich dotirten Kirchlein, waren die bunten Farben, die Bilder,

die Figuren, all' jener Luxus und all' jene Pracht zu sehen, welche die Hochkirche von England liebt, und welche sie gleichsam als ein Vermächtniß des Katholischen Cultus überkommen hat.

Hinter dem Altar, von oben herab, hing ein goldenes Lämpchen, welches den Schimmer seines Lichtes auf ein marmornes Denkmal warf. Es war ein Sarkophag; eines von den monumentalen Grabmälern, wie man sie, aus jener Zeit stammend, noch so zahlreich, nicht blos in den Kathedralen, sondern auch in den Dorfkirchen von England findet. Errichtet durch die Hand reicher und frommer Geschlechter, die darin ihre Todten gebettet, stehen sie da, nicht besonders ausgezeichnet vielleicht durch künstlerischen Werth, es mag sein, aber den späten Besucher rührend sowol durch den Schmerz, dem sie zum Ausdruck dienen, als durch die Hoffnung, deren Sinnbild sie darstellen. Eine schlafende Frauengestalt, in Lebensgröße, mit einem sanften, leidenden Antlitz, die Augen vorzeitig geschlossen, die Hände über der Brust gefaltet, ruhte auf dem flachen Deckstein des Sarges. Dem Bildhauer hatte wol ein Modell vorgeschwebt, als er diese Figur formte; denn Jedem, der das Portrait in Childerley-Hall, von dem wir gesprochen, und Olivia, des Schloßherrn Tochter kannte, mußte die Aehnlichkeit auffallen. An der Längenseite des Sarges las man in vergoldeter Schrift und lateinischer Sprache, die wir aber zum Besten unserer Leser übersetzen, die Worte:

In einem Gewölbe unter diesem Denkmal ruht was sterblich ist von

Lady Katharina Cutts,

Gemahlin des Herrn Tobias Cutts, Ritters, von Childerley, in der Grafschaft Cambridge,
einziger Tochter des Herrn Thomas Steward, Ritters von Ely,
in der besagten Grafschaft.

Sie starb am 25. September, im Jahre des Herrn
1642,
in ihres Lebens dem achtunddreißigsten.

Am Kopfende des Sarkophags war das Wappen der Stewards-Familie: eine rechte Hand, in Rüstung, ein Herz haltend mit der Devise: „Nil desperandum;“ am Fußende das der Cutts-Familie, ein Epheublatt in rothem Schilde mit der Legende: „je meurs ou je m'attache.“

Auf einem Täfelchen von schwarzem Marmor, in die Wand gesenkt über dem Grabmal, waren einige Verse, gedichtet wie man sagte, von Mrs. Lucy Hutchinson, und der Todten gewidmet, mit der sie innig befreundet gewesen, kurz vor dem furchtbaren Riß, der die Lebenden trennen sollte. Denn Mrs. Hutchinson war die Gemahlin des nachmals so berühmten Obristen, der, wiewol aus einer hocharistokratischen Familie entsprungen (seine Mutter eine Byron), dennoch auf der Seite des Parlaments focht; der das Schloß von Nottingham, auf welchem zuerst an jenem trüben Herbstmorgen, kurz vor dem Hingang Lady Katharina's, der König sein Panier aufgeworfen hatte, gegen die Königlichen tapfer vertheidigte, und Krieg führte und Ausfälle machte gegen die Cavaliere, in deren Reihen Lucy's eigener und sehr

geliebter Bruder, Sir Allen Apsley, treu stand bis zum Ende. Die Verse lauteten:

Von Gott geführt, daß Dein die Krone werde,
Verließest Du so frühe schon die Erde,
Die, nun geschüttelt von der Zwietracht Faust
Die Nacht verhüllt, der öde Sturm durchbraust.
So hat die Liebe, die uns einst verkettet,
Ihr bestes Theil, indem Du gingst, gerettet!

An dieses Grab, in seinen Erinnerungen so viele Gegensätze vereinend, die nun, durch die Schärfe der Zeit, unlösbar geworden schienen, führte Doctor Hewit den Ritter.

„Sehet hier“, sagte er, indem er mit der Rechten die Hand desselben ergriff und mit der Linken den Marmor berührte, „sehet hier das Ende von allen irdischen Dingen. Vor diesem Ende stehen wir immer, dem offenen Grabe. Wol Dem, Dem so wie Euch, aus diesen Grabe eine Stimme ruft, eine Stimme der Warnung und der Liebe!“

Der Frieden, der an dieser Stätte wehte, die wohlthätige Dämmerung, das Andenken an die heißgeliebte Frau, deren Tod ihn einsam zurückgelassen und gleichsam von Denen, die ihr und ihm einst so theuer gewesen, vollständig abgelöst hatte: dieß Alles wirkte zusammen, um das gequälte Herz dieses Mannes zu beruhigen, langsam zu besänftigen. Der Tod, wenn er unter solchem Licht erscheint, hat etwas unendlich Tröstliches. Der Mensch „mühselig und beladen“, der keinen andern Ausweg sieht aus den Irrthümern und Widersprüchen, die sich um ihn häufen, wie große Wolken, begrüßt ihn dann wie Jemanden, der ihm versprochen hat, ihn zu erwarten. Er denkt gern an ihn, wie an einen fernen Freund, dessen ungesehene Gegenwart ihm das Leben leichter macht.

„So war sie auf dem Todtenbett“, sprach der Knight, indem er die schlafende Marmorfigur auf dem Sarg ansah; „so schön, wie diese, so ruhig, so bleich.“ So waren ihre Hände gefaltet, als sie sagte: versprich es mir! Und ich versprach es! In diese Hände hab' ich es gelobt.“

Mehr für sich, als für den Pfarrer, der die Hand des Knights noch immer in der seinigen hielt, sprach er, indem er fortfuhr: „Es machte, daß sie den Tod weniger empfand. Sie starb, wie eine Heilige, wiewol unter Schmerzen, dennoch lächelnd. Sie hatte Jahre lang zuvor wenig gute Tage gehabt. Ihr Leben in den letzten Jahren war eine Vorbereitung für den Tod. Langsam löste sich ihre Seele von den Dingen hienieden, die sie am meisten liebte: nur die trübe Besorgniß um die Zukunft hielt sie noch zurück, gleich einem Faden, der sie nicht losließ .. ihre Kinder, ihr Gemahl! ... Denn der Hader war nun reif geworden; und als ob Uneinigkeit die ganze englische Luft angesteckt habe mit epidemischem Herzbrennen und Zerrissenheit an allen Orten, so stieg der Streit, der zuerst nur zwischen dem König und dem Parlament gewesen, nieder, bis er die Familien ergriffen und das ganze Volk in zwei große feindliche Hälften getheilt hatte. Sie blieb treu, wie auch die Andern abfielen rings umher; ihre letzten Gebete waren

für den König. Aber eine trübe Ahnung, ein Gesicht der Sterbenden erfüllte sie. Wenige Tage vor ihrem Tode kam die Kunde von Nottingham, wie der König daselbst umgeben von seinen getreuen Lords und Rittern, zum Zeichen, daß der Krieg beginne, sein Banner entfaltet mit dem königlichen Wappen und der Inschrift: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." — Ihr wisset, Herr Pfarrer, es war ein stürmischer Tag. Kaum hatte man das Banner aufgepflanzt, so riß der Sturm es nieder. Man begab sich nach einer andern Stelle des Schloßhügels, wo die Mauer Schutz gewährte. Aber dorten war der Boden so hart, daß die Herolde mit ihren Dolchen ein Loch gruben in den Felsen, und als auch das nicht genügte, stundenlang und abwechselnd das Banner hielten mit ihren Händen, damit es nicht umfiel. Als meine arme kranke Lady das vernahm, da ward sie sehr betrübt und sagte: kein Arm wird das Banner halten können; Gott will es nicht! Es war an demselben Tage, daß der Mann kam ... o, zwinget mich doch nicht, erspart es mir, seinen Namen zu nennen, hier, an diesem Grabe! Er war gekommen, bewaffnet und bewehrt, mit einer gar herrlichen Rüstung, wie der Engel, welcher abgefallen; der Versucher, der auch an meiner Treue zu zweifeln wagte! Er sagte, daß sich die sieben Grafschaften verbunden hätten; daß Alles bereit sei zum Aufstand; daß ein Comité sich zu Cambridge gebildet und daß er im Auftrag desselben hier sei, um auch mich zum Beitritt aufzufordern. Auch mich! — O Pfarrer, das zu sagen, hatte er die Dreistigkeit! Ich war empört, ich war rasend über eine solche Zumuthung. Er verlangte dann die Neutralität. Ich fuhr auf. Meine Lady, die im Nebenzimmer lag, hatte das Gespräch gehört. Sie liebte diesen Mann noch immer; ihr Herz konnte nicht so leicht lassen von dem, was ihr einst werth gewesen und Gott hat es ihr erspart, sehen zu müssen, wohin dieser Mann sich verirrt! — Oliver! rief sie, und wir traten ein in das Gemach der Kranken. Oliver, sagte sie mit ihrer matten Stimme, indem sie ihm die schon fast durchsichtige Hand zum Gruße bot. Du versprichst mir, was auch der Ausgang sein möge, diesem Haus, diesem Manne und diesen Kindern nichts zu Leide zu thun? — Nichts, theure Cousine, sagte der Heuchler, Nichts, bei den Wunden, an denen der Heiland gestorben, wenn er sich verpflichtet, seine Hand nicht zu erheben gegen das Parlament, und der Sache, die er nicht begünstigt, auch nicht offenkundig zu schaden. — Versprichst Du es ihm? sagte die Sterbende mit jenem Tone, gegen den kein Widerstand möglich. — Ich verspreche es, sagte ich; jedoch unter der Bedingung, daß man mich nicht zwingt, ein Verräther an dem König zu werden. An dem Tage, wo man sich, was Gott verhüten wird, an der geheiligten Person des Gesalbten des Herrn zu vergreifen Miene macht, an dem Tage bin ich meines Versprechens ledig und quitt. — Es ist ein Wort, sagte der Mann; aber Vetter, wer denkt auch daran? — Da gab ich der Sterbenden meine Hand und an demselbigen Tage noch senkte sich das königliche Banner auf der Warte von Childerley." ...

XIII. In welchem ein Gerechter bestraft und ein Ungerechter belohnt wird.

Stumm hatte der Pfarrer der ergreifenden Erzählung des Ritters gelauscht, und stille war es in dem Kirchlein gewesen, als auf einmal von draußen her heftige Stöße gegen die Thüre desselben donnerten. „Ihr hört es", sagte der Ritter, „daß sie vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken. Wie sollten sie auch? Wer Gottes Ordnung leugnet, der leugnet ihn selber; aber lasset mich! lasset mich! es duldet mich hier nicht länger!"

Neuer Tumult unterbrach seine Worte. „Bleibt", bat ihn der Pfarrer, „dies ist das Haus Gottes, für dessen Verwaltung ich allein dem Höchsten Rechenschaft schulde."

Und furchtlos schob er den Riegel zurück und öffnete beide Thüren. Unter dem gewölbten Portal blieb er stehen. Die Dämmerung der Kirche war hinter ihm, aber auf seinem Gesichte leuchtete Sonnenschein; „was wollet Ihr?" rief er, den stürmisch Andringenden entgegen. Er hatte Nichts gegen ihre Waffen, als diesen Ton des Vorwurfs und der Liebe. „Stört den Frieden nicht", sagte er, „der auf der Wohnung Gottes ruht."

„Der Gott der Papisten und Bilderdiener", rief Zedekiah Pickerling, „er ist nicht unser Gott"! Falsche Götter sind es, welche glänzen und gleißen; sehet Ihr nicht", und er wandte sich an den Haufen, der ihn umgab, indem er zugleich mit der Hand in die offene Kirche deutete, wo von der Mittagssonne berührt die bunten Fenster zu glühen begannen, und Lichtfunken auf den Metall- und Steinschmuck der Wände warfen. „Reinigt das Heiligthum!" rief Zedekiah, „und zerstöret das Nest derer, welche es so lange geschändet. Auf! Auf! Ihr Streiter des Herrn, zu Roß und zu Fuße! Wendet Euch zur Rechten und zur Linken! Das Haus und die Kirche von Childerley sind unser!" —

Und noch einen Augenblick länger, so würde das Werk der Vernichtung hier im Dorfe begonnen haben, wie vorher im Wald. Doch ein warnender Ruf ließ sich da vernehmen. „Daß Niemand von Euch seine Hand erhebt, Childerley House hat eine Protection von Cromwell!"

Die Reiter kannten diese Stimme. Oft im Brausen der Schlacht war sie ihnen vorangegangen, hatte sie gegen den Feind geführt, und zum Siege versammelt. Sie standen wie die Mauern und salutirten; denn es war Frank Herbert, der auf schäumendem Roß, mitten auf den Kirchplatz sprengte. „Wer ist dieser Mann!" rief er, indem er auf den Müller wies, „der sich herausnimmt, den Führer zu spielen und die Soldaten des Parlamentes zur Insubordination zu verleiten?" Kleinlaut nahte sich der Müller, seinen Filzhut mit der pyramidalen Spitze zwischen beiden Händen drehend. „Herr Obrist", begann er, „wir, wir glaubten, ich, und diese frommen Männer hier, daß Ihr uns gesendet wäret, um unsere Klagen zu hören, und unseren gerechten Beschwerden abzuhelfen . . ."

„Ist das die Sitte frommer Männer", fiel Frank Herbert ihm in's Wort, „mit dem Beile sich Gehör zu verschaffen?"

„Aber so stehet geschrieben", erwiderte der Müller: „mit dem Beile . ."

„Fort da", herrschte Frank Herbert, „ich habe genug davon." Er ließ seine Leute einen Halbkreis schließen, und langte ein Papier aus seiner Brusttasche. „Dieses Blatt", sprach er, „von Cromwell geschrieben und gesiegelt, verbietet einem jeden Soldaten der Parlaments-Armee, das Haus und die Domänen des Ritters von Childerley in feindlicher Absicht zu betreten. Zuwiderhandelnde den Marodeuren gleich zu achten und mit dem Strange zu bestrafen."

Er hielt, nachdem er es zu Ende gelesen, das Blatt in die Höhe, und man sah nun deutlich die großen und festen Schriftzüge des Generals, so wie sein Wappen im Siegel: einen Löwen mit einem Ring an der Vorderpranke und das Motto: „Dies et ingenium."

Ein Schutzbrief von dieser Art, in der Sprache jener Zeit eine „Protection" genannt, war nichts Seltenes während des Bürgerkriegs, welcher wiewol mit Hartnäckigkeit, doch auch mit einem gewissen ritterlichen Anstand geführt ward, als ob die Kämpfenden sich diesen letzten Beweis hätten geben wollen, daß sie nur zögernd und ungern zu den Waffen gegriffen hätten; mit einem Bedauern gleichsam, welches den Siegen wie den Niederlagen einen melancholischen Zug verlieh und das Herz verhinderte, sich an die Unmenschlichkeiten zu gewöhnen, welche die Hand gezwungen war zu verüben. Auf beiden Seiten vertheilt standen die Edelsten und die Besten des Landes, Männer, welche sich als gerecht und weise geachtet, oder als gute Nachbarn mit einander befreundet gewesen. Diese konnten, wiewol die Entscheidung zwischen ihnen jetzt nur noch auf der Spitze des Schwertes lag, die Gesinnungen früherer Tage nicht so weit verleugnen, daß sie nicht gern den Familien ihrer ehemaligen Freunde Das zu erhalten suchten, was diese, nach dem eisernen Gesetz des Krieges verwirkt haben würde. Die Geschichten, Memoiren und Chroniken des englischen Bürgerkriegs sind voll von solchen Fällen, wo sich ein einflußreicher Mann von der Partei des Parlamentes bei diesem und fast immer mit gutem Erfolg für die Aufhebung von Sequestrationen verwendete, welche bereits über die Güter eines flüchtigen, gefallenen oder sonst wehrlos gemachten Royalisten verfügt worden waren; so wie gleichfalls die Führer der königlichen Truppen manch' ein Beispiel gegeben haben, daß auch in ihrer Seele die Parteileidenschaft nicht ganz das Gefühl für die früheren Verhältnisse getödtet habe. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß die Volksarmee, je mehr ihre Stärke durch innere Festigkeit wuchs und ihr Vertrauen durch glänzende Siege sich hob, auch immer glorreicher mit solchen Beispielen edlen Vergessens und Vergebens vorangehen durfte gegen einen Feind, den sie nicht mehr fürchtete; während im Gegentheil dieser, die Royalistenarmee, durch innern Hader fortwährend gespalten, längst aufgehört hatte, Meister der Disciplin zu sein. Eine Partei stand

unter der Botmäßigkeit der Königin, welche von Paris aus herrschte, eine andere gehorchte dem Prinzen Ruprecht, aber keine dem König selber, welcher rathlos zwischen beiden Kamarillen schwankte. Zu der Zeit, welcher unsere Erzählung sich naht, hatte in der königlichen Gunst die Wagschaale des Prinzen Ruprecht sich hoch gehoben und sein Einfluß war souverain am Hoflager von Oxford. Er, ein Neffe des Königs und ein deutscher Prinz, war ein tapfrer Haudegen, aber ein schlechter General. Keine Pietät verband ihn mit dem Boden, über welchen er seine Reiter führte, noch irgend eine Verwandschaft mit dem Feinde, gegen den er sie stürmen ließ. Er hat mehr gethan, als irgend ein Anderer, um das Land den Interessen seines unglücklichen Königs zu entfremden, und die Bücher jener traurigen Zeit sind voll von den Berichten seiner Härte gegen die von ihm eroberten Städte, so wie gegen die Gefangenen, die er machte. Die Volksarmee dagegen, wiewol sie den Exceſſen mit unerbittlicher Strenge wehrte, ließ sich doch niemals zu Repressalien hinreißen. Ein neues Princip und ein neuer Mann war in ihr aufgestanden. Schonung! — das war die große Parole, welche Cromwell ausgab. Schonung des Eigenthums, Schonung der Person, Schonung des Gewissens. „Mit dem Evangelium in der einen Hand, mit dem Schwert in der andern"*) und mit diesem Wort auf den Lippen: so hat er England erobert!

Es hatte daher für die Reiter nichts Auffallendes, als Frank Herbert das Blatt producirte, welches den Ritter von Childerley, sein Haus und seine Besitzungen unter den Schutz ihres General-Lieutenants stellte. Sie lockerten die Zügel ihrer Gäule und blickten zufrieden auf ihren Obristen.

Dieser, welcher bisher, Gesicht gegen die Front seiner Reiter, und mit dem Rücken gegen die Kirche gehalten hatte, wandte sein Pferd eben, um Platz zu machen für den nahenden Zug und die Tragbahre, der er weit vorausgeeilt war, als er aus der Entfernung schon den Tumult auf dem Kirchplatz bemerkte Denn ein sicherer Blick und eine feste Hand muß der Mann haben, der die Menge zügeln und beherrschen will, wie das Roß, das er reitet. Beides besaß Frank Herbert in hohem Grade. Da fiel sein Auge, beim Umwenden, auf den Pfarrer, welcher noch immer unter dem Portale stand, der Hüter des ihm anvertrauten Hauses. Aber ein lebhaftes Roth färbte plötzlich Frank Herberts Antlitz.

„Um Gott!" rief er — „bist Du es? Du? Hewit! Mein Freund! Mein Bruder!"

Der Pfarrer hatte lang ihn schon erkannt, augenblicklich an der Stimme. Sie waren Schulgenossen gewesen, zu Eton, dieser Stätte trauter Erinnerungen für viele von Englands großen Männern, und hatten sich sehr geliebt. Sie waren unzertrennlich, wie Orest und Pylades gewesen, und man nannte sie so. Sie hatten eine jener

*) Voltaire, Siècle de Louis XIV.

Freundschaften geschlossen, die, mögen später auch die Wege, die Ansichten und die Stellungen auseinandergehen, dennoch für das Leben sind und nur mit dem Leben enden. Was schadet es auch einem so tiefen Gefühl, das mit der Seele selber verwachsen scheint, daß man sich sehr lange nicht gesehen? Daß man sich vielleicht vor einem Begegnen gefürchtet? Siehe da! — man hat sich wieder, und unter der Asche, die das Leben aufgehäuft, schlagen die alten Flammen wieder empor, blühen die alten Rosen — sie, die einst so traulich, in der Sommerzeit unserer Jugend um die grauen Klostermauern rankten, und durch's Fenster schauten, am Mittag ihre süßen Düfte ausströmten, am Abend sich im Winde holde Märchen zuflüsterten und an jedem Morgen dennoch wieder frisch und jung in Silberthau funkelten! Denn darin besteht der Zauber der ersten Freundschaft und der ersten Liebe, daß wir ihnen die Frische unserer Empfindungen gegeben haben.

Seit dem Tag ihrer Trennung in Eton hatten sie sich nicht wieder gesehen. Hewit, der Aeltere von Beiden, war nach Oxford und einige Jahre später Frank Herbert nach Cambridge gegangen. Zwischen jenem Tag und heut lag der Bürgerkrieg und der unheilbare Bruch beider Parteien. Frank Herbert hatte sich auf die Seite des Parlaments gestellt und war der Führer eines seiner Regimenter geworden. Der Pfarrer stand auf Seiten des Königs, ein unermüdlicher Prediger für den Frieden, aber ein ebenso unerschütterlicher Anhänger der Krone und Kirche von England. Dieser hatte das Schwert gezogen für das Volk und die von ihm beanspruchten Rechte der Gewissens- und politischen Freiheit; Jener war bereit zu sterben für das göttliche Recht des Königs und der Bischöfe. War kein Verständniß zwischen ihnen, keine Verständigung mehr möglich? Durfte er noch an das Herz des Freundes eilen? . . .

Ja, er durfte!

Diese mit Stahl gepanzerten Arme öffneten sich, ihn zu empfangen und beide Freunde hielten sich lang umschlossen.

„Ich wußte es", sagte Frank Herbert zuletzt; „unsere Herzen konnten einander nicht verlieren!"

„Und sollten sie sich je verlieren", erwiederte der Pfarrer bewegt, „so werden sie sich am Ende wieder finden!"

Immer weiter, immer trübseliger hatte Zedekiah Pickerling sich von der Gruppe entfernt.

„Da sehet das Bündniß, welches sie stiften", sagte er, indem er sich an einige seiner puritanischen Genossen wandte. „Was soll aus uns werden, wenn Saul und Amalek Frieden schließen? Mir ahnt nichts Gutes und ich fange an zu glauben, was schon früher aus London gerüchtsweise zu uns gedrungen: daß es mit dem Covenant zu Ende geht, daß diese Soldaten nicht die Leute sind, für die wir sie gehalten, und dieser Oliver . . ."

„Stille, stille!" riefen seine Freunde, „um Gotteswillen, wenn sie Dich hören!"

Aber schon hatte er das gefährliche Wort vollendet: „daß dieser Cromwell uns betrogen hat", und schon hatte man ihn auch gehört.

Einer von den Reitern, dessen Pferd an einem Pflock in der Mitte des Kirchplatzes angebunden stand (denn wie in den meisten englischen Dörfern war auch hier der Kirchplatz zugleich der Marktplatz), einer von den Reitern, sagen wir, hatte sich dem Müller genaht und die stahlbeschuhte Hand ihm fest auf die Schulter gelegt.

Es war ein noch ganz junger Mann, aber sein Gesicht war bleich und eingefallen vor der Zeit, hager, knochig und seine Augen waren groß. In ihrem grauen Blicke war, wenn sie ruhten, eine düstere, unbeugsame Festigkeit; aber im Zustande der Bewegung fingen sie an zu glühen, wie reines Licht.

„Du sprichst Uebles", so begann er tief und ruhig, „von dem Mann, auf welchen wir gehofft haben. Wehe Dir, und wehe Deiner Seele! Hast Du nicht gelesen, was von ihm geschrieben steht im Propheten: Und von demselben ging aus ein langer, feuriger Strahl. Tausendmal Tausend dieneten ihm und zehnmal Zehntausend standen vor ihm . . ."

Er schwieg; doch um ihn sammelten sich die Reiter, seine Cameraden. „Der Geist ist über ihn gekommen" sagten sie, voll Ehrfurcht ihn anblickend; „horch, er predigt!"

Auch Frank Herbert war herzugetreten, doch wagte er nicht, ihn zu unterbrechen

Der junge Mensch war der Sohn eines seiner Pächter. Von schwächlicher Constitution und träumerisch von Jugend auf, war er frühe schon, seit seinem Eintritt in die Armee, von jener mystischen Lehre der fünften Monarchie ergriffen worden. Diese stützte sich auf die Weissagungen des Propheten Daniel und zählte namentlich unter den Cromwell'schen Soldaten viele Anhänger. Sie glaubten, daß die Worte nun in Erfüllung gehen sollten; daß nach Vernichtung jener vier fabelhaften Thiere, welche, der Auslegung der Schrift gemäß, vier Reiche darstellen, nun das fünfte, das wahre Gottesreich kommen werde, die Monarchie des Herrn, welche tausend Jahre dauern, und in welcher Jesus Christus allein König sein sollte. Sie sprachen von dem „Alten, dessen Kleid schneeweiß und auf dessen Haupt das Haar wie reine Wolle"; und sie sagten, daß „Stühle gesetzt würden" zum Gericht „für die Heiligen des Höchsten." Den „frechen und tückischen König", welcher in jenen Kapiteln erwähnt ist, deuteten sie auf den König, gegen den sie Krieg führten und mit dessen Sturz die fünfte Monarchie beginnen werde; während sie in Cromwell den Mann erblickten, den die „Heiligen" erwählt und dessen Sendung sei, die Welt auf das Wiedererscheinen des Heilands vorzubereiten. Eine furchtbare Macht übte dieser Glaube auf die Herzen seiner Bekenner; fröhlich und Psalmen singend gingen sie in den Tod, mit der Ueberzeugung, daß über ihre Leichen die Nachlebenden in das „Reich" eingehen würden. Keine Form band sie, keine Formel; einen Priester erkannten sie nicht an; ihr Geistlicher war auf

wen der Geist sich senkte. Die Kirchen waren ihnen gleichgültig; es kümmerte sie wenig, ob darin der Schmuck der Anglikaner oder die weißgetünchte Wand der Presbyterianer sei! Sie träumten die Vertheilung des Eigenthums, die Aufhebung des Unterschieds von Reichthum und Armuth, die evangelische Gleichheit, die brüderliche Liebe. Sie waren Republikaner in ihrer politischen Ueberzeugung und in ihrer kirchlichen Independenten; sie glaubten nur an ein Oberhaupt, unsichtbar seit dem Kreuzestod, aber sie hofften es wieder zu schauen. Sie waren der eiserne Hammer, welcher den starren Bann der Seelen und den Zwang der Gewissen zerschlug. Die bischöfliche Verfassung lag in Trümmern; jetzt drohte der Presbyterianismus an die Stelle der gestürzten Tyrannei der Prälaten die neue der Synode zu setzen; Toleranz war nicht bei der einen und nicht bei dem andern. Darum ehe beide, über Schlachtfelder, Gräber und Schaffotte wieder in die entweihten Heiligthümer zurückkehren durften, mußten diese düstren Gestalten auftauchen, um der Welt, den Königen und den Priestern zuzurufen, daß jede Ueberzeugung heilig, wofern sie eine Ueberzeugung ist, und für immer auf die Paniere der Gewissensfreiheit dieses Wort zu schreiben, welches Cromwell dem Hause der Gemeinen zur Antwort gab, als dieses ihn wegen des Sektirergeistes in seiner Armee zur Rede stellte. „Presbyterianer und Independenten“ sagte er, „alle haben hier den nämlichen Geist des Glaubens und Gebetes, die nämliche Gegenwart und Antwort. Sie stimmen hier überein, haben keine Namen des Unterschiedes. Leider, wenn es anderswo anders ist! Denn Alle, welche glauben, haben die wahre Einheit!“

Wiewol nun Frank Herbert den Irrlehren der Millenarier nicht huldigte und überhaupt in religiösen Dingen sich ziemlich indifferent verhielt, so wußte er doch, im Geiste seines Feldherrn, diese Eigenthümlichkeiten seiner Leute zu schonen, um so mehr, als er den jungen Mann, welcher eben gepredigt hatte, besonders schätzte. Brav und muthig war er unter die Fahne getreten, als das Vaterland rief; und wiewol seiner schwankenden Gesundheit halber mehr verzärtelt, als irgend ein anderer junger Mann seines Alters und Standes, hatte er jeder Verführung trotzend, die Eltern, eine blühende Braut, die schöne Besitzung verlassen, die er von jenem in Pacht hatte. Mitleiden flößte er ihm jedesmal ein, wenn er ihn nach solch' einer Predigt sah. Seine bleichen Wangen flammten alsdann von einem unnatürlichen Roth, seine Augen glühten, wie die eines Fieberkranken, er fühlte sich hinfällig, zum Tod ermattet.

„Lockyer!“ sagte Frank Herbert, indem er auf ihn zutrat, „warum ließest Du Dich hinreißen, da sich's doch um keinen Bessern handelte, denn diesen Mann, den wir auf andere Weise zur verdienten Strafe ziehen werden.“

„Obrist“, erwiederte der Angeredete, „es ist nichts zu gering und nichts zu groß, wenn es sich um den Dienst Dessen handelt, der durch mich redet!“

Er entfernte sich dann und der Obrist stand nun dem Müller gegenüber. Er musterte ihn scharf vom Kopf bis zu Fuß, bevor er ihn fragte: „Wer bist Du?"

„Ich bin der Müller von Childerley, Sir", sagte Zedekiah Pickerling, der an diesem Blick genug hatte, und kein besseres Mittel, ihn zu pariren, wußte, als die größte Demuth. Er fügte deswegen hinzu, indem er sich sehr tief bückte: „und Ew. Gnaden mögen es mir nur glauben: ein gottesfürchtiger Mann!"

„Wir kennen diese Redensarten", versetzte streng Frank Herbert; „aber wir geben nicht viel darauf! Was! — nicht nur, daß Du versucht hast, meine Soldaten hier von dem Eide des Gehorsams, den sie geschworen, abwendig zu machen, Du hast Dich auch mit Deinen Leuten da zusammengerottet .... weißt Du, daß Euch Allen zusammen der Strang gebührt nach Kriegsgesetz?"

Finster sahen die Puritaner drein. „Es wäre nicht das erste Mal", murrten sie trotzig, „daß man uns damit zum Schweigen bringt. Wir wissen es. Warum auch sollten wir es besser haben, als unsere Väter vor uns, die man mit harten körperlichen Strafen belegt um ihrer Seelen willen, die man verbannt hat an ferne und wüste Plätze, und denen man das Gesicht gezeichnet mit einem glühenden Eisen? ... Wir glaubten aber, daß Gottes Zorn jetzt gegen seine Feinde gekehrt und unsere Zeit gekommen sei! ..."

„Eure Zeit!" — rief der Obrist aufgebracht. „Gewaltthätigkeit zu verüben gegen das Leben und Eigenthum Eurer Nachbarn und Empörung wider Euren Herrn — nennt Ihr das Eure Zeit? Weil Ihr verfolgt worden, müßt Ihr wieder verfolgen — weil verbannt, wieder verbannen; weil gebrandmarkt, wieder brandmarken. Ist das Eure Lehre?"

„Ja, Herr Obrist", entgegnete einer von den Puritanern, derselbe, welcher im Walde sich so schwer entschlossen, das Beil gegen die Eiche zu heben; „ja, Herr Obrist", rief er, „wir wollen verfolgen, verbannen und brandmarken. Aber nicht, weil man uns so gethan, sondern dem Höchsten. Wir wollen ausrotten das Sektirerwesen. Wie die Pfaffen der Hochkirche, jene vormals so stolzen und hochmüthigen Diener der Tyrannei, uns an den Pranger gestellt, weil wir es gewagt, die Reinheit des Evangeliums zu bekennen: so wollen wir an den Pranger stellen und an den Schandpfahl binden Diejenigen, welche Gott lästern, indem sie von der Ankunft des Heilands und dem jüngsten Gericht reden. Wir wollen halten am Covenant, den feierlich, im Angesicht des Herrn, beide Königreiche beschworen!"

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der Soldaten und unwillkürlich, indem sie sich bewegten, ein Klirren ihrer Waffen.

Frank Herbert sah sie an. Der Blick genügte. „Meine Soldaten", sagte er kurz und bestimmt, „haben gelernt zu marschiren und zu halten, zu kämpfen und die Waffen niederzulegen nach den Befehlen des Parlaments."

„Redet nur vom Parlament!“ entgegnete der Puritaner verächtlich. „Wenn es so fortgeht, wenn das Parlament nicht so weit sich ermannen kann, fromme Leute, wie wir, vor den Unbilden der Gewaffneten zu beschützen, so wird diese neue Muster-Armee, wie Ihr sie nennt, mit sammt ihren zum Schein entsagenden Feldhauptleuten bald auch über das Parlament herkommen und nicht mehr das Parlament, sondern ein General wird Herr sein in England!“

„Es wäre unnütz, mit Euch zu debattiren; Ihr seid ja die Meister im Wortgefecht“, erwiederte Frank Herbert kurz. „Jeder wehrt sich mit seinen Waffen. Inzwischen werd' ich Euch Zeit zum Nachdenken geben, indem ich Euch ein Detachement meiner Reiter in Eure Dörfer lege. Vielleicht hilft das, Euch zu überzeugen, wie thöricht und wie frevelhaft es von Euch gewesen, Worte des Aufruhrs, wie die gehörten, fallen zu lassen. Aber Du, mein Mann“, dabei wandte er sich an den Müller, „tritt vor!“

Dieser hatte aus den Aeußerungen und dem Betragen seiner Genossen keinen besonderen Muth geschöpft. „Ja, man wird mich um der gerechten Sache willen zum Opfer erkiesen!“ sprach er kleinlaut.

„Man hat schon mehr Beispiele davon gehabt“, erwiederte der Puritaner.

„Aber wen's trifft, den trifft es. Das ist ein schlechter Trost. Man wird mich vielleicht hängen.“

„Du würdest nicht der Erste sein.“

„Oder erschießen ....“

„Desto strahlender die Krone, die Dich erwartet ..“

„O Gott! O Gott!“ rief Zedekiah, „warum auch mußt Du die Schaale Deines Grimms gerade über mich Unwürdigen ausgießen? Gab es nicht Bessere hier, denn ich Einer bin? Nicht Auserwähltere? Nicht solche, die mehr im Geruch eines frommen und heiligen Lebenswandels gestanden, als ich?“

„Keinen, keinen“, suchte der unbeugsame Puritaner ihn zu beruhigen.

„Ihr sollt sehen, sie werden mich tödten“, jammerte Zedekiah und er würde in demselben Tone, wer weiß wie lange, noch fortgefahren haben, wenn nicht die Ankunft des Obristen ihn zum Schweigen gebracht hätte.

Vor der Kirchthür hatte Frank Herbert den Ritter von Childerley erblickt, als dieser bei der Ankunft des Zuges aus dem Sanctuarium getreten, welches ihm Schutz geliehen vor der Wuth des Haufens. Seine beiden Kinder fest an sich pressend, sagte er, daß nun der schlimme Tag ihm weniger schlimm erscheine, da sie ihm wiedergegeben, und er dankte Gott dafür.

„Nächst Gott, lieber Vater“, sagte Olivia, „haben wir es diesem edlen Herrn zu danken, daß wir leben und zurückgekehrt sind.“

Sie wies auf Frank Herbert, der jetzt vor ihnen stand.

„Mein Lebensretter!“ rief sie, indem ihre Stimme, ihre Augen, ihr ganzes Wesen den Ausdruck des Dankes und der Zärtlichkeit annahm.

Stumm blickte der Ritter auf. Er erkannte diese verhaßten Farben und Zeichen des Parlamentes und er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er Demjenigen, der sie trug, für Alles verpflichtet sei, was er nun wieder mit voller Sicherheit sein nannte: sein Leben, seine Kinder, sein Besitzthum. Auch in seinem Innern begann nun der Kampf zwischen jenen ersten und angeborenen Regungen der Menschennatur und den gebieterischen Pflichten, welchen der Mensch als ein sittliches Wesen sich nicht entziehen kann — ein Conflict, der sich in jedem Einzelleben wiederholt, aber tragisch erst wird unter Verhältnissen, die keine Versöhnung zulassen.

Die Erscheinung des jungen Reiterführers übte auch auf den Ritter, mitten in seiner Bitterkeit, ihren wohlthuenden Eindruck aus. Dieser schöne, schlanke Jüngling, mit der edelsten Offenheit in seinem Gesicht, mit der anmuthigsten Bescheidenheit in seinem Betragen — ihm, den der Adel der Geburt nicht mehr auszeichnete, als der Adel der Gesinnung, konnte er ihm den herzlichen, ehrlichen Dank verweigern, dem jener zwar mehr auszuweichen schien, als daß er ihn erwartet hätte; die Anerkennung, daß er, über jedem Unterschied von Freund und Feind, den Muth gezeigt hatte, gerecht zu sein? Und doch, wie niederdrückend für ihn, wie beschämend, das Alles aus der Hand eines Mannes zu haben, der die Fahne des Parlamentes trug — der ein erbitterter Feind seines Königs war, — ein Rebell! . . . .

Doch ließ Frank Herbert ihm nicht Zeit, diesen Kampf, der, wenn er einmal begonnen, oft den Inhalt eines Lebens ausmacht, in so kurzer Frist zu beenden. Mit artiger Verneigung und ohne die Absicht, ihn für die eine oder die andere Seite gewinnen zu wollen, forderte er ihn nur auf, ihm dorthin zu folgen, wo der Müller seines Urtheils gewärtig stand.

„Sir“, sagte Frank Herbert, „dieser Mann ist einer von Euren Pächtern?“

„Es ist der Müller, Herr“, erwiederte Sir Tobias. „Er hat die Mühle in Erbpacht. Das Vorwerk ist ein Lehn seiner Vorfahren gewesen, seit hunderten von Jahren, fast so lange, als jenes Schloß im Besitz und Eigenthum der Meinen war, und so soll Gott mir helfen! — wenn ich's um ihn verdient habe, daß er sich gegen mich vergangen!“

„Herr Ritter“, fuhr der Obrist fort, „die Erbpacht ist ein Verhältniß, welches, wie jedes andere aus der ritterlichen Vorzeit stammende, vor Allem auf der gegenseitigen Verpflichtung der Treue beruht. Diese Treue hat der Mann schnöde verletzt, indem er die Waffe hob gegen seinen Lehnsherrn. Solches zu dulden liegt nicht in der Absicht derjenigen Macht, welche durch ein trauriges Verhängniß getrieben, sich im Streite befindet mit der andern Macht im Staate. Zwischen beide hat nicht der Einzelwille sich einzudrängen; die Gesammtheit hat zu entscheiden, der Krieg, das Gottesgericht. Aber der Himmel verhüte, daß während dieses unglückseligen Interregnum des Kampfes das Recht der Individuen leiden sollte. Es giebt noch eine Justiz in England, so fest ge-

gründet im Bewußtsein Aller, so unerschütterlich, daß auch der Sturm von Eisen, der jetzt durch die Lüfte braust, sie nicht beugen wird. Und so spreche ich denn im Namen des Parlaments den Sequester aus über der Mühle; mag das Gericht meinen Spruch bestätigen oder verwerfen; der Mann, Zedekiah Pickerling, ist vorläufig suspendirt von dem Besitz des Werkes und Ihr, Herr Ritter, habt die Gewalt, einen Stellvertreter zu ernennen"

„So soll Gott mir helfen", sagte dieser, „wenn ich's einem Andern lieber gönnen möchte, als meinem Küper, Martin Bumpus!"

Ein lautes Hurrahgeschrei erscholl aus dem Haufen der Dorfbewohner. Es war, als ob Allen ein Alp von der Brust genommen sei, da sie den verehrten Herrn wieder mit der Vollmacht der alten, guten Tage bekleidet und in ihm gleichsam auf's Neue die Vorsehung ihres Dorfes erblickten. Aber sie freuten sich nicht minder der getroffenen Wahl und drängten sich um Martin Bumpus zum Glückwunsch.

Dieser, unter den Resten seiner Herrlichkeit (denn sein Quarterstab war zerbrochen von den Schlägen, die er ausgetheilt und empfangen, das Roth seines Angesichts war verwischt und es war Alles in Allem ein recht kläglicher Bruder Tuck übrig geblieben!) dieser also richtete sich hoch wieder auf und indem er unter den Maibaum trat, der auch, wiewol mit welken Kränzen, doch immer noch aufrecht dastand, rief er: „Gute Freunde! nur den Muth nicht verloren — das ist mein Wort! Und Gott erhalte den Ritter von Childerley. Und Du, Hannah", setzte er hinzu, indem er das Mädchen an sich heranzog, „wer hätte das gestern gedacht? Nun giebt's vielleicht (das flüsterte er ihr in's Ohr) zwischen Maitag und Johannisnacht eine Hochzeit im Dorfe!" — Das Mädchen wehrte sich. „Pfui, pfui, Martin!" rief sie, „wer wird von so Etwas sprechen?" Aber heimlich drückte sie dem Burschen die Hand.

Der Müller nahm sein Urtheil ziemlich gelassen hin. Er hatte sich auf den Tod gefaßt gemacht und mit dem Verlust der Mühle davon zu kommen, schien ihm billig genug. Und dann war sie ja auch nicht einmal für immer verloren. Er gab sie noch keineswegs auf. „Warte nur", rief er, indem er dem Küper, seinem Todfeind, die Faust zeigte, „es soll Dir schlecht bekommen und Deinem Herrn dazu!"

Martin Bumpus, weiland Küper und nunmehr provisorischer Müller von Childerley, gab sich nicht die Mühe, dem frommen Manne zu antworten und die Puritaner, um weiteren Streit zu vermeiden, zogen ihn mit sich fort. „Komm nur, komm", sagten sie, „es soll für Dich auch bei uns schon gesorgt sein. Aber wir wissen doch nun, was wir von dieser neuen Musterarmee und ihren Mustergeneralen zu erwarten haben."

„Ha!" sagte der Müller, der nun, da er aus der Schußweite war, wieder das große Wort hatte, „meinet Ihr, daß ich es dabei bewenden lassen würde? Nein, ich werde meine Sache verfolgen, damit die Gottlosen keine Freude daran haben. Was!" rief er, sich immer mehr erhitzend, indem er, wie gesagt, in der nöthigen Entfernung stehen blieb,

„Euch, die Ihr mit den Royalisten complottirt und Cavaliere reiten laßt von Childerley nach Oxford — Euch soll man noch obendrein belohnen und uns, die wir die Waffen ergriffen und unser Leben gewagt, dem Unfug zu steuern — uns jagt man zur Strafe von Haus und Hof! Aber Geduld!" — und er ballte die Faust und deutete auf den Zug, der sich mit der Tragbahre gegen den Schloßhügel hin bewegte — „jenes Mädchen, das von Gott gezeichnet, dahin getragen wird und welches — wer weiß, — aus Babel oder Rom stammen mag, es soll zur bösen Stunde die Schwelle jenes Schlosses überschreiten — zu seiner und ihrer Aller Verdammniß! Kommt, kommt, meine Brüder", und er machte sich mit ihnen wieder auf den Weg, „ich werde meine Lenden gürten und meinen Stab setzen gen London, und dort meine Sache führen im Rathe der Gerechten. Denn so spricht der Herr: Fürchte Dich nicht, mein Knecht Jacob, und Du Frommer, den ich erwählet habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Kurzsichtigkeit.

Von Dr. L. Posner.

II.

Indem wir uns jetzt demjenigen Theile unserer Besprechung zuwenden, welcher das gegen die Kurzsichtigkeit einzuschlagende augenärztliche Verfahren zum Gegenstand hat, müssen wir zunächst gegen eine Voraussetzung uns verwahren, welche möglicher Weise bei einem nicht geringen Theile derjenigen Leser, die uns bisher ihre freundliche Aufmerksamkeit geschenkt, rege geworden ist und welche den gewöhnlichen Anschauungen über die Aufgabe ärztlichen Handelns ihren Ursprung verdankt. In der Regel verlangt und erwartet man vom Arzte, nachdem er auf die Bedeutung eines Leidens aufmerksam gemacht, auch die Angabe entsprechender Mittel zur Beseitigung desselben. So berechtigt und natürlich diese Erwartung ist, so befinden wir uns doch in einer nicht geringen Anzahl von Fällen zu unserm eignen größten Bedauern nicht in der Lage, sie erfüllen zu können. Die ärztliche Kunst sieht ihre Thätigkeitsziele innerhalb enger Grenzen eingeschlossen, wo es sich darum handelt, Gewordenes und Fertiges wieder aus dem Organismus zu entfernen; sie kann einer Anzahl von abnormen Bildungsprocessen hemmend entgegen treten, ihre weitere Ausbreitung beschränken, ihre Consequenzen minder ernst und gefahrvoll machen, aber das einmal gesetzte Product eines solchen Bildungsprocesses, die organische Veränderung, ist in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle der ärztlichen Heilbestrebung unzugänglich. Denke man von der modernen Medicin deshalb nicht geringer, weil sie der Schranken ihres Könnens sich bewußt geworden und aufrichtig dieses Bewußtsein eingesteht; seitdem in der Heilkunde der mystische Schleier gesunken, mit dem man das eigene Thun sich und der Außenwelt verhüllte, seitdem man von jeder Selbsttäuschung und von jeder Täuschung Anderer sich frei zu machen gesucht hat, hat die ärztliche Thätigkeit sich bescheiden gelernt; aber sie ist deshalb nicht ärmer und inhaltsloser geworden, sie hat vielmehr, was sie an unsicheren Voraussetzungen, an speculativen Combinationen aufgegeben, an thatsächlicher Erkenntniß gewonnen, und in demselben Maße, in welchem sie ihre Ohnmacht gegen die Krankheitsproducte fühlen gelernt, sich zu energischerer und erfolgreicherer Bestrebung gegen die Krankheitsursachen erhoben. Man könnte sagen, daß die Medicin in einer der Strafgesetzgebung entgegengesetzten Weise sich wissenschaftlich reorganisirt; während in dieser, den Forderungen des modernen Gesellschaftslebens entsprechend, das repressive Element immer mehr in den Vordergrund tritt und das präventive zurückgedrängt wird, sucht die Heilkunde unserer Tage den

Schwerpunkt ihrer practischen Thätigkeit immer entschiedener in präventiven Verfahrungsweisen und betreibt somit den Ausbau der verschiedenen Zweige der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege mit gerechtfertigter Vorliebe. Indem wir dies aussprechen, halten wir es für unsere Pflicht, uns gegen eine Mißdeutung zu verwahren, welche um so näher liegt, als heut zu Tage selbst von ärztlicher Seite zuweilen der Heilkunde die Berechtigung abgesprochen wird, diesen Namen zu führen. Wie groß auch die Bedeutung ist, die wir dem Gesundheitsschutze zuerkennen, so meinen wir doch deshalb nicht, daß die Medicin der Krankheit gegenüber sich lediglich zu einer zuwartenden Passivität verurtheilt sehe; die ärztliche Stellung am Krankenbett ist keineswegs so trostlos, wie sie von den modernen Skeptikern geschildert wird, und der Schatz an wirksamen und kräftigen Heilmitteln, über den wir verfügen, ist keine bloße Plunder- oder Curiositätenkammer; man kann auf der Höhe der wissenschaftlichen Situation stehen und dennoch Anhänger einer activen und medicamentösen Behandlungsweise sein, wie sich dies an den glänzendsten Beispielen bekundet. Die Koryphäen unserer Wissenschaft, Männer, in denen sich die Resultate der reichsten Beobachtung und Erfahrung mit der strengsten Methode naturwissenschaftlicher Anschauung vereinigen, haben sich keineswegs mit resignirtem Achselzucken von der Krankenbehandlung durch Arzneimittel losgesagt, sondern streben vielmehr danach auch diesem Theile der Heilkunde einen exacten Wissenschaftsboden zu gewinnen, ein Streben, welches bereits von vielseitigen und zufriedenstellenden Erfolgen gekrönt ist. Es ist freilich bequemer, mit derben, der urtheilslosen Menge Beifall abgewinnenden Späßen die Medicin als ein leeres Hirngespinst zu schildern, als derselben auf ihrem wissenschaftlichen Entwicklungsgange zu folgen oder an dessen mühsamen Detailarbeiten Theil zu nehmen — aber die Herren, die sich in so wohlfeiler Weise ein breites Publicum zu schaffen wissen, bedenken schwerlich dabei, wie vielen indirecten Schaden sie verursachen, indem sie das Publicum den Aerzten gegenüber in eine ganz ungerechtfertigte Rathlosigkeit stürzen und die ohnedies schwierige Berufsthätigkeit der Letzteren noch dornenvoller machen.

Kehren wir jetzt von dieser Abschweifung, zu der wir Angesichts der immer cynischer hervortretenden Verdächtigungen und Angriffe gegen die practische Heilkunde uns genöthigt fühlten, zu unserm eigentlichen Gegenstand zurück, so hoffen wir hier den Beweis dafür liefern zu können, daß der Fortschritt innerhalb der medicinischen Wissenschaft, wie abstract er auch erscheine, sich dennoch unmittelbar den Forderungen des Lebens dienstbar macht und daß jeder tiefere Einblick in das Wesen der Krankheitserscheinungen auch zu einer erfolgreichern Bekämpfung derselben führt. Allerdings richtet sich diese letztere zunächst auf diejenigen ursächlichen Verhältnisse, denen das in Rede stehende Leiden seine Entstehung und kolossale Verbreitung verdankt, nichtsdestoweniger aber kommt auch dem ergriffenen Individuum die vermehrte Leistungsfähigkeit der Wissenschaft zu Gute, indem sie die Krankheit innerhalb gewisser

Grenzen zu bannen vermag und gefährliche Ausschreitungen derselben verhindert.

Wenden wir uns zuvörderst demjenigen Complex von Ursachen zu, welchem wir unbedingt die größte Einwirkung auf die Erzeugung der Kurzsichtigkeit vindiciren müssen, so gewährt uns derselbe die meiste Aussicht, daß durch ein energisches Eingreifen der mit der öffentlichen Gesundheitspflege betrauten Behörden hier die ergiebigste Abhülfe geschafft werden kann. Wir haben schon in unserm ersten Artikel andeutend hervorgehoben, daß die Unterrichtsverhältnisse, namentlich der männlichen Jugend, den wesentlichsten Antheil daran haben, daß die Myopie bei uns als eine den gebildeten Ständen fast endemisch angehörige Krankheit gelten darf. Wenn wir uns jetzt nicht darauf beschränken, die Wahrheit dieses Sachverhältnisses als bekannt vorauszusetzen oder die enorme Verbreitung der concaven Augengläser als Beweismittel dafür gelten zu lassen, so leitet uns dabei der Grundsatz, daß Angaben, welche als Basis für gesetzliche Bestimmungen dienen sollen, nicht durch ungefähre Schätzung constatirt werden können, sondern eine zwingende Beweisführung durch Thatsachen erfordern. Für eine solche Beweisführung liegt uns durch die Untersuchungen eines tüchtigen Augenarztes, des Dr. Hermann Cohn in Breslau, ein Material von so großer Fülle und Gewichtigkeit vor, daß auch der letzte und leiseste Zweifel über die schädlichen Einwirkungen unserer Schulverhältnisse schwinden muß. Dr. Cohn hat sich der ungemein mühevollen und zeitraubenden Aufgabe unterzogen, die Augen von 10,060 breslauer Schulkindern in eingehendster Weise zu prüfen, und dabei ebensowohl den Zustand des Augenhintergrundes durch Untersuchung mit dem Augenspiegel als auch den Functionszustand der Augen durch Leseproben und alle anderen hierher gehörigen Hülfsmittel festzustellen. Man muß der Geduld und Hingebung Bewunderung zollen, mit welcher Hr. Cohn eine Bestrebung durchführte, als deren Endresultat sich lediglich eine Reihe unscheinbarer Zahlen zeigt, deren innerliche Bedeutsamkeit sich vielleicht nur dem Verständniß der Kenner erschließt, die aber auch für den Laien das unnennbar große Verdienst haben, den von der Gesundheitspflege angeregten und befürworteten Reformen des Schulwesens eine nicht anzuzweifelnde Grundlage verliehen zu haben. Gelingt es, durch die unwiderleglichen Thatsachen, welche Cohn ermittelt hat, der Indolenz, mit der bisher die Sanitätsverhältnisse unserer Schulen behandelt worden sind, ein Ende zu machen, so werden sich vielleicht erst kommende Generationen der Erfolge zu erfreuen haben, die jetzt angebahnt worden, aber die Bedeutung dieser Erfolge wird von Keinem unterschätzt werden, der den Werth einer ungeschmälerten Sehkraft nicht blos für individuelles Behagen, sondern für die Summe wissenschaftlicher und socialer Leistungen zu erkennen vermag.

Die aus den Cohn'schen Untersuchungen hervorgehenden und für die Beurtheilung der uns hier interessirenden Frage wichtigsten Resultate sind folgende: Von den 10,060 untersuchten Kindern waren 1730 nicht

Normalsichtige (Ametropen), mithin mehr als 17%; die Menge der Ametropen in Bezug auf die einzelnen Schulen zeigte sich im entsprechenden Verhältniß zu der wissenschaftlichen Stellung der Schule oder, was dasselbe sagen will, zu der Höhe der Anforderungen, welche die Schule an das Auge stellt; so hatten die Dorfschulen nur etwas über 5% Ametropische, die städtischen Elementarschulen schon nahe an 15%, die Mittelschulen über 19%, die höheren Töchterschulen beinahe 22%, die Realschulen 24%, die Gymnasien nahe an 32%. Von diesen 1730 Ametropen waren 1004 kurzsichtig, wobei wohl zu bemerken, daß alle diejenigen Kinder, deren Kurzsichtigkeit als eine ererbte gelten durfte, und diejenigen, bei denen die Myopie nachweislich der Folgezustand eines frühern anderweitigen Augenleidens war, nicht in jener Zahl mit inbegriffen sind. Besonders wichtig erscheint der traditionellen Anschauung gegenüber die außerordentlich geringe Zahl derjenigen Kurzsichtigen, deren Leiden als auf erblicher Anlage beruhend constatirt werden konnte; unter über 10,000 Kindern gehörten nur 10 dieser Kategorie an, ein schlagender Beweis dafür, daß dieses ursächliche Moment, welchem man gewöhnlich eine sehr große Wichtigkeit beilegt, in der Wirklichkeit fast verschwindend selten zur Geltung kommt. Was nun die Vertheilung der Myopie auf die einzelnen Schulen anbelangt, so machte sich hier wiederum der traurige Vorzug der höheren Bildungsanstalten in der frappantesten Weise bemerklich; während in den Dorf- und Elementarschulen der Procentsatz der Myopen noch ein ziemlich geringer ist, auf den Mittelschulen erst der zehnte Theil der Kinder kurzsichtig ist, steigert sich das Verhältniß auf den Realschulen und Gymnasien dergestalt, daß auf den ersteren der fünfte, auf den letzteren mehr als der vierte Theil der Schüler sich myopisch zeigt. In derselben oder vielmehr in einer noch schlimmeren Weise läßt sich diese, der Intensität des Unterrichts entsprechende Zunahme in der Zahl der Kurzsichtigen in Bezug auf die einzelnen Classen der Realschulen und der Gymnasien constatiren; in den ersteren findet von Sexta bis Prima eine continuirliche Progression von 9 bis 44% statt, so daß beinahe die Hälfte der Primaner kurzsichtig ist; auf den Gymnasien wächst die Zahl von Sexta bis Prima von 12 bis 55%, mithin ist mehr als die Hälfte der Primaner myopisch. (In einem Gymnasium erreichte die Zahl der kurzsichtigen Primaner sogar die erschreckende Höhe von 64,8%, mithin beinahe zwei Drittel der Schülerzahl.)

Den bisher mitgetheilten Ergebnissen entsprechen auch diejenigen, welche auf den Grad der Kurzsichtigkeit Bezug haben. Die Kinder in den Dorfschulen, bei denen überhaupt Kurzsichtigkeit acht Mal seltner ist, als bei ihren städtischen Altersgenossen, bieten immer nur höchst geringe Grade der Myopie dar, eben so die Insassen der Elementarschulen, während in den Mittelschulen, Realschulen und Gymnasien die Häufigkeit der hochgradigen Myopie in steigender Progression zunimmt.

Diese Angaben und Zahlen sind beredt genug, um keines weiteren

Commentars zu bedürfen; es geht aus ihnen bis zur Evidenz hervor, daß bis auf wenige Ausnahmen die Kinder normalsichtig den Schulen überliefert werden, und daß die hier auf das Sehorgan einwirkenden Verhältnisse die Kraft und Gesundheit desselben in hohem Grade beeinträchtigen und zwar um so mehr beeinträchtigen, je höher das Maß der Bildung ist, welches die einzelne Anstalt ihren Zöglingen zu Theil werden läßt. So entläßt die Dorf- und Elementarschule die überwiegende Mehrzahl der ihr zur Ausbildung Anvertrauten, ohne daß ihre Augen Schaden genommen hätten, während die Realschulen und Gymnasien darauf rechnen dürfen, daß mindestens die Hälfte ihrer Abiturienten ihre normale Sehweite eingebüßt haben.

Wie reichlich die auf den Gymnasien ausgestreute Saat aufschießt und fortwuchert, das geht aus dem Resultat der Untersuchungen hervor, welche Dr. Cohn an den Augen der breslauer Studirenden angestellt. Von 410 angehenden Jüngern der Wissenschaft waren 244 kurzsichtig, 32 litten an anderweitiger Beeinträchtigung der Sehkraft und nur 134 (also etwa ein Drittel) sahen normal; daß aber auch dieses Verhältniß noch nicht die schlimmste Entwicklungsstufe in der Häufigkeit der Myopie ausdrückt, ist sicher anzunehmen, da, nach einzelnen Studiensemestern rangirt, die Zahl der Kurzsichtigen in erschreckendem Maße zunimmt; so ergaben sich bei den Studirenden von 2.—5. Semester 58% Myopen, bei denen des 6.—9. Semesters 69%, bei denen, die über die gewöhnliche Studienzeit hinaus als bemooste Häupter ihr 10.—13. Semester absolvirten, sogar 87%. Sehr frappant war die Ermittlung, daß diejenigen Gymnasien, welche die mangelhafteste Beleuchtung der Classenzimmer darbieten, das reichlichste Contingent kurzsichtiger Studirender gestellt haben.

Man ist nun keineswegs zu der Annahme berechtigt, daß die hier in Zahlen ausgedrückten Verhältnisse durch irgend welche Motive bedingt seien, die sich speciell an die Beschaffenheit der schlesischen Schulen knüpfen. Wo immer an anderen Orten ähnliche Untersuchungen eingeleitet wurden, da führten sie zu fast ganz denselben Resultaten, so daß wir die in den Bildungsanstalten der schlesischen Hauptstadt ermittelten Ergebnisse als allgemein giltige ohne Weiteres zulassen und die Behauptung aufstellen dürfen: die Kurzsichtigkeit ist unter den gebildeten Classen unseres Vaterlandes eine weitverbreitete, mehr als die Hälfte der betreffenden Bevölkerung heimsuchende Krankheit, und die Schulen und Universitäten sind die Keim- und Entwicklungsstätten dieses Leidens.

Es würde den dieser Mittheilung gebührenden Raum weit übersteigen, wollten wir uns hier auf eine detaillirte Darstellung aller derjenigen Momente einlassen, durch deren Zusammenwirken das von uns eben genannte traurige Resultat erzeugt wird. Wir müssen uns darauf beschränken, die hervorragendsten derselben namhaft zu machen, um ihnen bei einer Reform unserer äußeren und inneren Schulverhältnisse, deren Nothwendigkeit außer Frage steht, die ihnen zukommende Berücksichtigung zu vindiciren.

Unter allen hier in Betracht zu ziehenden Schädlichkeiten ist die übermäßige Fülle des Lehrstoffes und die dadurch in Anspruch genommene, die Fähigkeit des jugendlichen Organismus übersteigende Thätigkeit unstreitig die bedeutsamste. Die Dorf- und Elementarschulen, welche an diesem Uebelstande weniger leiden, produciren auch eine geringere Anzahl von Kurzsichtigen, während in den unteren Gymnasialclassen, also unter Verhältnissen, die jenen Anstalten gegenüber keine Altersdifferenz darbieten, die Myopie ihre zahlreichen Opfer fordert. Es bedarf keiner Beweisführung dafür, daß die durch die gehäuften Lesestunden und die exorbitanten häuslichen Arbeitspensa bedingte Ueberanstrengung der Augen, die Function derselben wesentlich beeinträchtigt und die erste Grundbedingung für das in Rede stehende Leiden legt.

Ein weiterer, sehr erheblicher Uebelstand, unter welchem die Augen der lernenden Jugend zu leiden haben, ist die geringe Rücksicht, welche man in den meisten Schulgebäuden der Beleuchtung der Classenzimmer in quantitativer und qualitativer Beziehung zu Theil werden läßt. Wir haben eine große Menge von Schulräumen kennen gelernt, aber nur sehr wenige darunter gefunden, in denen sich eine Sorge für genügenden Einfall und rationelle Vertheilung des Lichtes bemerklich machte. Entweder waren die Fenster in nur beschränkter Zahl vorhanden oder ihre Größe war ungenügend, oder die Stellung der Schultische zu den Fenstern war eine falsche, oder die Schülerzahl auf den Bänken eine so große, daß nur die den Fenstern zunächst Sitzenden ein ausreichendes Lichtquantum erhielten, während auf dem andern Ende des Tisches der tiefste Schatten lagerte, kurz, fast nirgends war Sorge dafür getragen worden, daß die Kinder ohne Anstrengung der Augen ihren Schulpflichten genügen konnten. Zartere Rücksichten, wie etwa die auf einen nicht blendenden Anstrich der Classenzimmer, auf Schutz gegen grell einfallendes Sonnenlicht, gegen den verletzenden Reflex gegenüber liegender, in den schreiendsten Farben erglänzender Häuser, habe ich weder erwartet, noch gefunden. — Noch schlimmer steht es mit den für künstliche Beleuchtung getroffenen Einrichtungen; man begnügt sich hier oft mit den primitivsten Auskunftsmitteln, mit flackernden Kerzen, dampfenden Oellampen u. s. w. und selbst da, wo man bis zum Luxus der Gasbeleuchtung vorgedrungen, sind die betreffenden Vorrichtungen so unvollkommener Art, daß sie nicht blos ihren Zweck durchaus unerfüllt lassen, sondern vielmehr den Augen einen direct nachweisbaren Schaden zufügen. — Wir erkennen bereitwillig an, daß die Herstellung einer allen Anforderungen entsprechenden künstlichen Beleuchtung für größere Classenzimmer mit bedeutender Schülerzahl auf sehr bedeutende, namentlich finanzielle Schwierigkeiten stoßen dürfte, eben deshalb aber, meinen wir, sollten die Schulbehörden um so williger nach dem nächstliegenden Auskunftsmittel greifen und durch die Abschaffung des Nachmittagsunterrichts sich von dieser Sorge vollkommen emancipiren.

Schließlich sei noch der unvollkommenen Beschaffenheit der meisten Schultische und Bänke gedacht, welche beim Schreiben und Lesen die

unbequemsten Körperstellungen hervorruft und zu Anstrengungen der Augen Anlaß giebt. Gerade über diesen Gegenstand hat man in neuerer Zeit sehr eingehende Untersuchungen angestellt und zweckmäßige Vorschläge zur Abhülfe gemacht, ohne daß jedoch bis jetzt in der Einrichtung dieser Schulutensilien die alte Gedankenlosigkeit gewichen wäre.

Hier sind die Angriffspuncte gegeben, auf welche sich die Aufmerksamkeit und reformatorische Bestrebung Derjenigen zu richten hat, denen die Fürsorge für die öffentliche Gesundheit anvertraut ist; wir sind innigst davon überzeugt, daß ein rationelles Schulgesetz, welches die erwähnten Uebelstände zu entfernen oder auf ein Minimum zu reduciren weiß, auch im Stande sein wird, der Verbreitung der Kurzsichtigkeit die engsten Schranken zu setzen, ohne deshalb die Summe unserer Volksbildung irgendwie zu beeinträchtigen.

Bevor jedoch auf dem Wege der Gesetzgebung das Uebel an der Wurzel angegriffen wird (und wir sind nicht sanguinisch genug, um uns diesen Termin als nahe bevorstehend zu denken), ist es Pflicht der Eltern und Lehrer, die Einwirkung der vorhandenen Schädlichkeiten dadurch auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen, daß sie einerseits dem Zustande der Sehkraft bei ihren Kindern und Zöglingen eine sorgfältige Aufmerksamkeit und Controle zuwenden, um krankhaften Zuständen gleich bei ihrem ersten Erscheinen die Spitze bieten zu können, andererseits durch zweckmäßige Diätetik der Augen bei den häuslichen Arbeiten die schädlichen Einwirkungen des Schulaufenthaltes wenigstens nicht zu steigern. Gelingt es, den Zeitpunct zu bemerken, in welchem die erste Abnahme der Sehkraft stattfindet, so ist noch eine ärztliche Behandlung der eben debutirenden Kurzsichtigkeit möglich und man kann dann von einem entsprechenden, allerdings nur durch den Augenarzt einzuleitenden Verfahren noch hoffen, daß das Uebel in seinem Entstehen unterdrückt oder auf dem minimalen Entwicklungsgrade, den es bis dahin erlangt hat, erhalten werde. Eine solche Beurtheilung und Controlirung der Sehkraft läßt sich ziemlich leicht, auch von Nichtärzten, erzielen, und zwar am bequemsten dadurch, daß man sich den Abstand merkt, in welchem eine Schrift fließend gelesen wird und den Versuch mit derselben Schrift und unter derselben Beleuchtung von Zeit zu Zeit wiederholt. Wird eine Schrift wie die vorliegende auf $2^1/_2$ — 3 Fuß Entfernung mühelos gelesen, so ist das betreffende Individuum entschieden nicht kurzsichtig, verringert sich diese Entfernung wesentlich, so findet schon Kurzsichtigkeit Statt, welche, wenn der Abstand etwa auf 1 — $1^1/_2$ Fuß reducirt ist, als ziemlich hochgradig bezeichnet werden kann. Bemerkt man, daß bei der zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Leseprobe sich die Distanz merklich vermindert, so liegt die Annahme einer progressiven Kurzsichtigkeit nahe; diese, wie die hochgradige Myopie, machen es entschieden nothwendig, den betreffenden Fall zur augenärztlichen Kenntniß zu bringen, um durch genauere Untersuchung den Sachverhalt näher festzustellen und die geeignete Behandlung eintreten zu lassen.

Außer dieser Controle der Sehkraft Seitens der Erzieher und

Eltern haben diese mit aller Strenge darauf zu halten, daß einem Correctivmittel, welches in der Regel ohne alle Auswahl und Verständniß zur Anwendung kommt, zu seinem Rechte und seiner eigentlichen Geltung verholfen werde. Wir sprechen von dem Gebrauch der Augengläser, deren richtige Application eben so viele Wohlthaten umschließt, als ihre unverständige Gefahren mit sich bringt. In den meisten Fällen verordnen sich die jungen Myopen, sobald ihr Leiden sie zu geniren anfängt, selbst eine Brille und treffen die Auswahl ohne weiteren sachverständigen Beirath aus dem ihnen vom Optiker dargebotenen Vorrath. Maßgebend ist dabei in der Regel, daß die Gläser recht scharf die Umrisse ferner Objecte zeigen, also das Sehen in die Ferne möglichst deutlich und behaglich machen; daß dabei die Objecte meist auch erheblich kleiner erscheinen, wird als ein nicht zu beseitigender Uebelstand mit in den Kauf genommen. Mit diesen Gläsern werden nun die Augen nicht blos auf der Straße, also beim Sehen in die Ferne, bewaffnet, sondern dieselben sollen auch bei der Lectüre und beim Schreiben dienen. Der hierbei begangene Mißgriff ist ein doppelter; das verkleinernde Glas ist zu scharf, sonst würde es eben nicht verkleinern, und das für das Sehen in die Ferne geeignete Correctiv ist für das Sehen auf nahe Objecte vollkommen ungeeignet. In der Regel straft sich die Eigenmächtigkeit in der Auswahl der Brille sehr bald durch erhebliche Zunahme der Kurzsichtigkeit und durch die Nothwendigkeit, in unheilvoller Progression von den schwächeren zu den stärkeren und stärksten Nummern überzugehen. Daraus hat sich die selbst bei Aerzten nicht selten vorkommende Anschauung gebildet, der Gebrauch der Brillen sei überhaupt Kurzsichtigen schädlich und bedinge eine stetige Zunahme ihres Leidens. Dies ist sicherlich nicht der Fall. Der Gebrauch der Brillen, d. h. der verständige und zweckmäßige, ist das einzige Mittel, die mannigfachen Nachtheile der Kurzsichtigkeit auszugleichen und ihre Steigerung zu verhindern, wohingegen der Mißbrauch in der That als eines der schädlichsten und unheilbringendsten Momente angesehen werden darf. — Als erster Grundsatz bei der Anschaffung von Brillen muß gelten, daß ihre Auswahl von einem mit dem Gegenstand vollkommen vertrauten Augenarzte zu bewirken sei; der Optikus, wie erfahren und geschickt er auch in seinem Berufe sei, hat nur dafür zu sorgen, daß seine Gläser kunstgerecht geschliffen und tadellos sich erweisen; mit ihrer Auswahl und Anwendung für das kranke Auge hat er eben so wenig zu schaffen, wie der Apotheker mit der Auswahl von Medicamenten. — Mit Strenge ist darauf zu halten, daß nicht eine und dieselbe Nummer für den Gebrauch auf der Straße und für den bei der Lectüre oder Arbeit benutzt werde; die permanente Anwendung eines und desselben Gläserpaares ist zwar bequemer als das ewige Wechseln, zieht aber sehr bald eine sehr erhebliche Verminderung des Accommodationsvermögens nach sich und somit die Nothwendigkeit zu einer schärferen Brillennummer zu greifen. — Ein sehr wesentlicher Vortheil, welcher nur bei der ärztlichen Auswahl der Brille erzielt werden kann, ist die Berücksichtigung der Verschiedenheit, die sich oft in der Sehweite

beider Augen vorfindet; diese Differenz ist oft sehr erheblich, ohne zum Bewußtsein des Leidenden zu kommen; werden nun beide Gläser gleich gewählt, so gewöhnt sich der Kranke nur mit dem Auge, für welches ein passendes Glas gefunden worden, zu sehen, während das andere fast ganz außer Function tritt. — Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß bei dem jetzt so beliebt gewordenen Gebrauche gebläuter Gläser es nur Sache des Arztes sein kann, zu entscheiden, ob solche überhaupt zur Anwendung kommen dürfen und welche Nüance der blauen Färbung zulässig sei; wir haben oft gefunden, daß die Beeinträchtigung des Lichtes, welcher sich Patienten durch eine eigenmächtige Benutzung tiefblauer Brillen aussetzten, nur durch so heftige Anstrengung der Augen ausgeglichen werden konnte, daß der Vortheil der Brille dadurch wieder verloren ging.

So nothwendig es ist, daß die Brille dem Zustand des Auges aufs Genaueste angepaßt sei, so nothwendig ist es auch, anscheinend kleinlichen Nebenumständen beim Tragen derselben volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Abstand der Gläser von den Augen muß stets durch guten Bügelschluß als ein gleichmäßiger erhalten werden; die Gläser müssen frei von Schrammen sein, das Reinigen der durch den Lidschlag bewirkten Trübung muß häufig erfolgen. Selbst die passendste Brille wird unzweckmäßig, wenn sie lose oder schief sitzt, oder wenn sie, zerkratzt und beschlagen, den freien Blick hindert. Gerade aus diesem Grunde halten wir die Lorgnons für unzweckmäßiger als die Brillen, obschon sie sonst manche Vortheile darbieten; das frei herabhängende Lorgnon ist in der Regel Insulten durch harte Gegenstände ausgesetzt und seine Gläser befinden sich meistens in einem sehr desolaten Zustand; zum Auge geführt; unterliegt es den Schwankungen der Hand oder es wird von einer Klemmvorrichtung zwar auf der Nase festgehalten, federt aber, namentlich bei Bewegungen des Kopfes, hin und her und bietet niemals diejenige Distanz dem Auge dar, in welcher der Lidschlag zwar unbehindert bewirkt werden kann, bei der aber doch das Glas nahe genug anliegt, um die optischen Zwecke zu sichern. Gänzlich zu verwerfen sind die Monocles, jene ovalen oder viereckigen Glasstücke, welche nur durch ein krampfhaftes Zusammenziehen der das Auge umgebenden Musculatur festzuhalten sind und bei denen ein Auge vollständig außer Function tritt. So sehr die Mode auch das Tragen dieser unzweckmäßigen Vorrichtung begünstigen und so sehr die vollendete Eleganz sich in der Grimace manifestiren mag, mit welcher der Incroyable sein Glas im Auge festkneist und abschüttelt, so ernstlich muß man vom hygieinischen (und, nach unserm Privatgeschmack, auch vom ästhetischen) Standpunkte aus die Anwendung dieser Gläser, die mehr Toilettengegenstände als optische Correctivmittel sind, perhorresciren.

Als erstes und wichtigstes Element einer vernünftigen Diätetik der Augen bezeichnen wir die Anwendung einer zweckmäßigen Beleuchtung bei der Arbeit. Je voller, ruhiger und blendungsloser das Licht ist, welches wir auf unsere Arbeitsobjecte fallen lassen, um desto geringer

wird die von der Arbeit in Anspruch genommene Anstrengung der Augen. Von allen Lichtquellen, welche wir für unsere Beschäftigung nutzbar machen, eignet sich das Tageslicht wegen seiner Stärke und Gleichmäßigkeit am besten; nur muß man darauf Bedacht nehmen, daß grelle, directe Sonnenbeleuchtung ausgeschlossen bleibe und daß das Licht von links her auf die Arbeit falle, um diese letztere nicht durch die arbeitende Hand zu verdunkeln. Die Wahl des Arbeitsplatzes einem Fenster gegenüber ist insofern nicht als zweckmäßig zu bezeichnen, als hier das Auge eine größere Lichtquantität empfängt als das Arbeitsobject und zudem häufig neben dem directen Lichte noch reflectirtes von gegenüber liegenden grell angestrichenen Mauerflächen u. s. w. einfällt. Dieses reflectirte Licht ist überhaupt mit Sorgfalt zu meiden und deshalb darauf zu sehen, daß der Arbeitstisch nicht mit glänzenden Gegenständen, namentlich von polirtem Metall, wie wir sie jetzt zur Anfertigung von Schreibzeugen u. s. w. häufig verwendet finden, bedeckt sei. Die Wahl des Arbeitsplatzes mit Lichteinfall von der rechten Seite ist unbedingt zu verwerfen; namentlich fehlen die Damen häufig in dieser Beziehung, insofern ihr Geselligkeitstrieb sie veranlaßt, in einer Fensternische zwei sich gegenüberliegende Arbeitsplätze zu etabliren, wobei die eine der fleißigen Stickerinnen oder Näherinnen allerdings den Vortheil hat, mit ihrem vis-à-vis bequem plaudern zu können, ein Vortheil, der aber keineswegs die mangelhafte und zweckwidrige Arbeitsbeleuchtung aufwiegt.

Die oben ausgesprochene Forderung, daß das Arbeitslicht ein gleichmäßiges sei, wird namentlich von Denjenigen mißachtet, welche der unglücklichen Gewohnheit fröhnen, ihre Arbeiten bis in die tiefe Dämmerung hinein fortzusetzen. Nichts kann dem Auge verderblicher sein, als diese zwar kaum merkliche, aber stetig vor sich gehende Abnahme der Beleuchtungsstärke, durch welche das Auge von Minute zu Minute gezwungen wird, durch Näherrücken des Objectes und Anstrengung des Accommodations-Vermögens den Lichtabgang auszugleichen. Namentlich macht sich dies beim Lesen und bei feineren weiblichen Handarbeiten geltend, während das Schreiben eine bei Weitem weniger das Auge anstrengende Arbeit ist, die auch bei minder genügender Beleuchtung ohne erheblichen Nachtheil fortgeführt werden kann; das Auge hat nämlich bei geübten Schreibern eigentlich weiter Nichts zu thun, als die Richtung der Linien zu controliren, während die Form der Buchstaben fast ohne Mitwirkung des Sehens zu Stande kommt. Darum verdient auch die kleine Schrift, deren sich namentlich die deutschen Gelehrten bedienen, den ihr so oft zu Theil werdenden Tadel nur dann, wenn sie zum Drucke bestimmt ist und durch ihre mikroskopischen Züge das Auge des Setzers mitleidslos in Anspruch nimmt. — Der rasche Uebergang zur künstlichen Beleuchtung, um den Gefahren der Dämmerungs-Arbeit zu entgehen, ist entschieden zu verwerfen; die Natur beider Beleuchtungsarten ist wesentlich different und ihre plötzliche Aufeinanderfolge ermüdet das Auge; lasse man darum dem Dämmerstündchen das Vorrecht behaglicher Ruhe, das

nicht blos seine gemüthliche, sondern auch seine optische Bedeutung hat.

Was nun die künstliche Beleuchtung betrifft, so hört man oft ernstlich darüber discutiren, welches Beleuchtungsmaterial das dem Auge zuträglichere sei; diese Discussion ist eine durchaus müssige: nicht auf das verwendete Material kommt es an, sondern auf die Qualität des aus demselben gewonnenen Lichtes. Dieses muß, wenn es zweckmäßig sein soll, sich in Bezug auf Gleichmäßigkeit, Intensität und Färbung möglichst dem verdeckten Sonnenlichte annähern. Die Technik der neueren Zeit hat es ermöglicht, durch zweckmäßige Brennvorrichtungen sowohl dem Gaslichte, wie dem der Rüböl- und Petroleumlampen die eben erwähnten Erfordernisse in ziemlich befriedigendem Maße zu sichern und es ist deshalb für die Arbeit des Einzelnen ziemlich gleichgiltig, von welchem dieser Beleuchtungsmaterialien er Gebrauch mache. Schwerer fällt diese Frage ins Gewicht, wo viele Flammen in umschlossenem Raume brennen; hier hat man in Betracht zu ziehen, welche Substanz bei ihrer Verbrennung das größte Sauerstoffquantum in Anspruch nehme, die größte Temperatursteigerung herbeiführe u. s. w. So interessant diese Frage ist, so berührt sie doch unsern Gegenstand nicht direct, da unter dem Einflusse einer Arbeitsflamme schwerlich die Beschaffenheit der Zimmerluft alterirt werden kann. — Die Eigenschaften eines guten Arbeitslichtes lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: dasselbe muß zunächst von stetiger Stärke sein und durchaus gleichmäßig brennen; dies findet nur dann statt, wenn der Verbrennungsproceß unter stets gleich bleibendem Luftzustrome vor sich geht; ist der Luftzutritt ein ungleichmäßiger, so gestaltet sich auch die Intensität des Verbrennungsprocesses in jedem Augenblicke verschieden, der Beleuchtungsgrad unterliegt einem fortwährenden Wechsel, mit einem Worte, es gestaltet sich jener Zustand der Flamme, den wir als Flackern bezeichnen und der eben so unangenehm, als für die Augen verderblich ist. Bei offenen Flammen ist dieses Flackern nie zu vermeiden und darum ist das Kerzenlicht und die freie Gasflamme für die Arbeit vollständig unbrauchbar. — Das Arbeitslicht muß links vom Arbeitenden seinen Platz haben und von oben und vorn auf die Arbeit fallen, es darf sich nicht mit den Augen in einem und demselben Niveau befinden, sondern muß mindestens drei bis vier Zoll höher stehen, jedoch nicht so hoch, daß die nothwendige Beleuchtungs-Intensität beeinträchtigt werde. Der Anblick der Flamme selbst ist durch einen Schirm dem Auge zu entziehen, es wird dadurch nicht blos die schädliche Blendung vermieden, sondern auch eine gleichmäßigere Vertheilung des Lichtes erzielt. Am besten eignen sich Schirme aus Milchglas, während die aus mattem Glase weniger zweckmäßig sind; Kuppeln und Schirme aus mattem Glase mit eingeschliffenen hellen Streifen und Figuren sind als direct schädlich zu bezeichnen. In wohlgemeinter aber ganz verfehlter Absicht umgiebt man häufig die Flamme mit undurchsichtigen Schirmen, welche das gesammte Licht auf die Arbeit concentriren, den übrigen Raum des Zimmers aber ganz verdunkeln; bei einer solchen Vorrichtung

hat der Arbeitende, selbst wenn in zärtlicher Fürsorge der Lampenschirm von Außen grün lackirt ist, den Nachtheil, bei jedesmaligem Ausblick von der Arbeit in einen dunklen Raum zu sehen und so dem oft wiederholten schädlichen Eindrucke verschiedener Lichtquantitäten ausgesetzt zu sein. — Bei Gasflammen empfindet der Arbeitende die strahlende Wärme oft in unangenehmer Weise und das anhaltende Arbeiten erzeugt leicht Kopfschmerzen; dem wirkt man durch eine einfache Vorrichtung entgegen, indem man um die dem Gesichte zugewendete Seite des Schirmes oder der Kuppel ein Stück Papier befestigt. — Die Lampencylinder wähle man aus Milchglas oder, namentlich bei stark roth oder gelb brennenden Flammen, aus schwach gebläutem Glase; tiefblaue oder grüne Cylinder, wie sie neuerdings in Mode kommen, sind durchaus verwerflich, da sie die Lichtstärke in hohem Grade verkümmern und außerdem dem Auge statt des möglichst weißen ein gefärbtes Licht zuführen; hat man auch nur kurze Zeit bei einem so zweckwidrigen Lichte gearbeitet, so sieht nachher das geblendete Auge die Dinge bei gewöhnlicher Beleuchtung roth oder orangefarben. Wir warnen ausdrücklich vor dieser Spielerei, weil sie, nach den traditionellen Anschauungen von dem Wohlthuenden der grünen oder blauen Farbe für die Augen, leicht Eingang finden dürfte. — Die Form der Lampe selbst ist von keinerlei Bedeutung; am zweckmäßigsten erscheinen, wegen der leichten Regulirung der Flammenhöhe, die Schiebelampen, nur dürfte es gerathen sein, den gewöhnlich sehr blank polirten Messingsfuß derselben mit einem stumpfen Lack zu überziehen, was freilich dem Gewissen mancher Hausfrau einigermaßen vandalisch erscheinen wird, aber zur Vermeidung des reflectirten Lichtes sich nothwendig erweist.

Gestatte man uns schließlich noch einige Bemerkungen über die Art der Arbeit und des Arbeitens bei künstlicher Beleuchtung. Wir wissen sehr wohl, daß den meisten Arbeitenden die Wahl ihrer Beschäftigung nicht freisteht, nichtsdestoweniger dürfte es aber doch in vielen Fällen in der Möglichkeit liegen, über den Arbeitsstoff so zu disponiren, daß die dem Auge minder schädliche Arbeit auf die Abendstunden verlegt, die mehr die Sehkraft in Anspruch nehmende bei Tage absolvirt werde. Zu den angreifenderen Beschäftigungen gehören das Lesen kleiner Drucke und das Abschreiben, wobei das Auge ununterbrochen von dem Original zum Schriftblatt wandern muß und einer steten Veränderung der Richtung und der Beleuchtung ausgesetzt ist; in ähnlicher Weise schädlich ist das Vergleichen zweier Schriftwerke, das Uebersetzen mit steter Consultation des Wörterbuches; Zeichnen mit farbigen Stiften und Malerei dürften der Natur der Sache nach als Abendbeschäftigung kaum Platz greifen können. Dahingegen ist die freie schriftliche Production, welche ohnedies, der größeren Ruhe und Sammlung wegen, gern in die Abendstunden verlegt wird, auch für das Auge die mindest schädliche, insofern dieses dabei keinem andern angreifenden Einflusse ausgesetzt wird, als dem Lichtreflexe des Papiers. Um diesen möglichst zu mindern, bediene man sich eines nicht glacirten und leicht gebläuten

Papiers (wie es wohl auch zweckmäßig wäre, ein solches für den Schulbücher-Druck einzuführen); die zarten rosenfarbenen oder blaßgelben Luxusblätter, oder solche, auf denen ein Gewirr von Linien-Quadraten das Auge ängstigt, dürften wohl nur in eleganten Damen-Schreibtischen, aber nicht auf dem Arbeitspult des Studirenden sich einbürgern. — In einiger Verlegenheit sind wir, wenn wir dem schönen Geschlecht einen Rath in Bezug auf seine abendliche Beschäftigung ertheilen wollen, da Alles, was unter dem Namen der weiblichen Handarbeit begriffen wird, mehr oder weniger als Augengift zu betrachten; höchstens könnte man das ehrliche Strickzeug, das aber vollkommen seine Salonfähigkeit verloren hat, oder jene vielgestaltigen Häkelarbeiten davon ausnehmen, da bei ihnen das Auge kaum in Function kommt, es sei denn, daß beim Strickstrumpf eine Masche in den Orkus gefallen oder jener kritische Moment des „Abnehmens und Zuspitzens“ gekommen sei, bei welchem auch die abgehärtetsten Frauengemüther in eine gelinde Extase gerathen. Fast könnte man es bedauern, daß die Beschäftigung der eleganten Damen im ancien régime, das unermüdliche Zerzupfen von Seidenläppchen, in Vergessenheit gerathen; dem Auge war diese Thätigkeit sicher nicht schädlich und in Bezug auf ihre Nützlichkeit müssen wir sie allen Stickereien der modernen Damenwelt unbedingt gleichstellen. Jedenfalls aber bitten wir unsere Schönen, im Interesse ihrer eigenen Augen, das ermüdende Sticken mit bunten Farben und glänzenden Perlen bei Lampenlicht zu meiden, ebenso das Nähen auf dunkelgrundigen, das Licht unbarmherzig verschlingenden Stoffen. Ihrem Scharfsinn und ihrer Neigung überlassen wir es, passenden Ersatz für diese verbannten Arbeiten zu finden; in jeder Frau steckt ja eine Penelope, die, auch ohne auf einen Ulysses zu harren, tausend Mittel besitzt, die Zeit zu kürzen.

Wie immer aber auch die bei künstlichem Lichte vollzogene Arbeit geartet sei, so ist es unbedingt nothwendig, dieselbe nicht durch eine bis zur Ermüdung gesteigerte Zeitdauer fortzusetzen. Namentlich jugendliche Individuen müssen von einer solchen Ueberanstrengung, deren schädliche Folgen nicht blos die Augen betreffen, mit Sorgfalt geschützt werden Ist die Masse des Arbeitsstoffes in der That so groß, daß ein Theil der Nachtstunden zu ihrer Bewältigung mit in Anspruch genommen werden muß, so thut man, selbst im Interesse einer verständigen Zeit- und Kraftökonomie wohl daran, nicht in einem ununterbrochenen Zuge fort zu arbeiten, sondern kleinere, aber öfter wiederholte Ruhepausen in die Beschäftigung einzuschieben. Während dieser Pausen, die nur ein bis zwei Minuten zu dauern brauchen, aber mindestens alle Viertelstunden eintreten sollten, lasse man den Blick frei auf entferntere Gegenstände schweifen, ohne sie mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge zu fassen. Als ein besonderes Erquickungsmittel empfindet es das Auge, wenn ihm in einer solchen Pause eine Berührung mit einem in kühles Wasser getauchten Schwamm zu Theil wird. Nach einer solchen Ruhepause und Abkühlung geht das Auge mit erneuter Kraft und Leistungsfähigkeit wieder an die Arbeit und diese kann leicht um so Vieles länger fort-

gesetzt werden, als jene Pausen in Anspruch genommen haben, ohne übermäßig angreifend zu wirken. — Kann man während einer längeren Abendarbeit einen Wechsel in der Beschäftigungsart eintreten lassen, so übt dies einen entschieden wohlthätigen Einfluß aus, der eben sowohl dem Auge als der geistigen Productionskraft und Receptivität zu Gute kommt.

Neben diesen Erfrischungsmitteln für das Auge kennen wir keine anderen; alle vielfach angepriesenen Essenzen, Augenwässer, Schnupfpulver u. s. w. sind, im besten Falle, ohne Nutzen, viel häufiger aber wirken sie durch die in ihnen enthaltenen reizenden Bestandtheile geradezu schädlich ein. Namentlich behaupten wir dies von der sogenannten Romershausen'schen Essenz, einem ziemlich verbreiteten Mittel, dessen Anfertiger es nicht an verlockenden Anpreisungen fehlen läßt; ein gesundes Auge verträgt, wie vieles Andere, auch diese Augenessenz ohne namhaften Schaden, ein krankes und der Schonung bedürftiges aber muß unbedingt vor solcher Insultation sicher gestellt werden.

Indem wir diese Arbeit schließen, sind wir uns dessen wohl bewußt, daß dieselbe nichts weiter enthält, als einige längst bekannte und geläufige Wahrheiten. Nur zu häufig aber führen die Wahrheiten, die ethischen wie die hygieinischen, nur ein ideales Dasein, dieses Dasein auch realistisch zu gestalten, es in das Wissen und Thun der Menschen überzuführen, das ist eine der wichtigsten Aufgaben der belehrenden Literatur; möge dieser Aufgabe auch die Salonfähigkeit nicht abgesprochen werden.

Lieder an Henni.

Von Adolf Strodtmann.

1.

Finster war die Nacht, in der ich lebte,
Seit die Heißgeliebte mir entschwebte,
Die mir Licht und Lust und Leben gab.
Ach, mit ihr war all mein Glück verdorben,
Und es dünkte mich mein Herz gestorben,
Und die weite Welt ein ödes Grab.

Trüb und traurig barg in stiller Klause
Ich mein Leid im blitzgetroffnen Hause,
Das kein frohes Lachen mehr durchklang.
Meines Lebens Sonne war geschieden,
Und nach Liebe nimmer, — nur nach Frieden
Seufzte meine Seele schwer und bang.

Sieh, da tratst auf meinen nächt'gen Wegen
Plötzlich du, o Holde, mir entgegen,
Strahlend wie ein lichtes Engelsbild;
Von der Himmelsgüte Reiz umflossen, —
Und die lieben blauen Augen gossen
Tröstung auf mich nieder süß und mild.

In der Hand den weißen Liljenstengel
Seh' ich blinken; ja, dem Reich der Engel
Bist du hehr und göttergleich entschwebt.
Und die Hände muß ich betend falten:
„Dank, o Götter, daß mit gnäd'gem Walten
Ihr dies Kind von Edens Flur mir gebt!"

Und die Arme breit' ich voll Verlangen
Aus nach dir, dich liebend zu umfangen —
Weh, da bist du wie ein Geist enteilt!
Doch die Welt liegt rings in Morgenhelle,
Und geweiht ist meines Hauses Schwelle,
Drauf dein flücht'ger Elfenfuß geweilt.

Stürmisch fragt mein Herz mit süßem Schrecken:
Bist du nur ein Traumbild, das zu necken
Und zu trügen meine Hoffnung kam?
Göttliche, o kehr zurück, erwähle
Dir zum Tempel diese Menschenseele,
Die entzückt den Himmelsruf vernahm!

2

Und immer noch frag' ich: Ach, bist du ein Traum?
Denn wie Träume kommst du und gehst du;
Auf all meine Fragen erwiderst du kaum,
Und all meine Küsse verschmähst du!

Du huschest herein und du huschest hinaus,
Wie Irrwischflämmchen entschweifen;
Du jagst dich mit mir durch Garten und Haus,
Und läßt dich nicht fassen und greifen.

Du süßes, du liebliches Schelmengesicht,
Und will ich dich küssen und herzen,
So sträubst du und sperrst dich und leidest es nicht,
Und entfliehst unter Lachen und Scherzen.

Du süßes, du liebliches Schelmengesicht
Mit der lerchenliedzwitschernden Kehle: —
Was Lieb' ist, du Kobold, das weißt du wohl nicht,
Und hast keine menschliche Seele?

O hüte dich, hüte Dich, Schelmengesicht,
Schon hat dich die Liebe beim Schopfe!
Das kühle Herzchen, sie achtet es nicht,
Noch den klugen Verstand in dem Kopfe.

Das kühle Herzchen brennt lichterloh,
Der kluge Verstand geht auf Reisen —
Und kehrt er wieder, so wird er froh
Die Lieb' als Herrscherin preisen!

3.

Neckisch fragst du: „Bin ich
Solch ein störrig Kind,
Sag: wie kommt's, daß Alle
Dennoch gut mir sind?

„Sag: wie kommt's, daß stets ich
Aller Liebling bin,
Daß mit mir zu scherzen
Jedem dünkt Gewinn?“ —

Lose Schelmin, höre,
Was der Dichter spricht,
Der vom Buch der Räthsel
Alle Siegel bricht.

Sieh, du gleichst der Quelle
Tief im Waldesgrund,
Die da süß und helle
Klingt wie Kindermund;

Die ein Lied verkündet,
  Das in jeder Brust
Neu die Gluth entzündet
  Todter Jugendlust;

Die in jedem Herzen
  Einen Traum erweckt,
Den mit bittren Schmerzen
  Längst das Grab bedeckt.

Sollen sie's nicht danken,
  Daß in deinem Lied
Sterne, die versanken,
  Neu ihr Auge sieht?

Daß aus deiner Weise
  Tönt ein holder Klang,
Welchen süß und leise
  Jeder Mund einst sang,

Eh' der Ton verhallte,
  Eh' der Stern erblich,
Eh' der Lenz entwallte
  Und die Lieb' entwich! —

Darum sei gepriesen,
  Eh' dein Zauber flieht,
Gruß von Paradiesen,
  Jugendwunderlied!

4.

Du sagst: „Ich bin ein loser Schalk,
  Den kirrst du schwer, o glaube!
Und nimmer wird der wilde Falk
  Zu einer sanften Taube.

„Trotz allem Sträuben, Flehn und Schrein,
  Du mußt, soll es dir nutzen,
Wohl gar dem armen Vögelein
  Die Flügel weidlich stutzen."

O nein! die Liebe lacht und spricht:
  Wer möchte so dich zwingen?
Solch arger Vogler bin ich nicht,
  Heil lass' ich dir die Schwingen.

Ein güldnes Ringlein heft' ich nur
  Dir an die Flügelspitzen;
Das wird, wenn du durchschweifst die Flur,
  Im Sonnenscheine blitzen.

Und unsichtbar ein Zauberband
Ist an dem Ring befestigt,
Das, ob es auch den Reif umspannt,
Dich drückt nicht, noch belästigt.

Frei in den Lüften regst du dann
Dein schimmerndes Gefieder; —
Doch zieh' ich leis das Kettchen an,
So fliegst du rasch hernieder,

Und wirst dich fromm nach Taubenart
Mir auf der Schulter wiegen,
Und bald dein Köpfchen weich und zart
An meine Wange schmiegen.

Die Lieb' ist auch ein loser Schalk,
Sie kirrt dich schon, o glaube!
Und bist du heut ein wilder Falk,
Sie schafft dich doch zur Taube!

5.

(Sie spricht:)

„Du fragst so stürmisch,
Du böser Mann,
Ob ich dich liebe?
Was ficht dich an!
Wie soll ich's wissen,
Und dir es künden,
Da ich mich selber
Nicht fassen kann?

„Sonst hab' ich lustig
Die Welt durchschwirrt —
Nun stockt mein Odem,
Mein Auge flirrt!
So groß das Leben,
So fremd die Wege!
Ach, hat mein Fuß sich
Denn ganz verirrt?

„Ich seh' dich gerne —
Was willst du mehr?
Mit dir zu scherzen
Ist mein Begehr.
Allein dich küssen,
Und mit dir kosen,
Und zärtlich flüstern,
Das fällt mir schwer.

„Nie hab' ich ernst mir
Die Welt beschaut,
Und lachen muß ich,
Nennst du mich „Braut."
Dann wirst du traurig,
Und schiltst mich Thörin,
Und drohst zu scheiden —
O schlimmer Laut!

„Ach, wenn du schiedest,
So raubt' ich hier
Aus deinem Garten
Ein Blümchen dir.
Und wenn's verwelkte,
So käm' ich wieder,
Dich selbst zu stehlen
Auf ewig mir!

„Mußt dich gedulden
Fein still und sacht!
Kann Ja nicht sagen,
Bis ich erwacht —
Doch Nein dir sagen
Könnt' ich wohl nimmer,
Dann wär' ja Alles
Mir finstre Nacht!

„Nun rathe selber,
Wie mir zu Sinn,
Ob ich dich liebe
Und gut Dir bin?
Und kannst du's rathen,
Und kannst du's deuten,
Und mir es künden,
So nimm mich hin!"

6.

Weißt du noch, wie mir dein Mund
Streng die Lippen wehrte,
Als zu küssen ohne Grund
Jüngst ich ihn begehrte?

Leis erröthend hast du mir
Lipp' und Wang' entzogen,
Und ich war drum minder dir
Wahrlich nicht gewogen.

Sprudelnd floß der Rede Quell
Uns im Seelentausche,
Und wir merkten nicht, wie schnell
Uns die Zeit verrausche.

Sprachen viel und sprachen lang,
Tief aus Herzensgrunde,
Bis zum Aufbruch mahnend klang
Uns die Trennungsstunde.

Wie ich nun als Cavalier
Meine Pflicht erfüllte,
Und den Mantel sorglich dir
Um die Schultern hüllte,

Bogst du hold dein Haupt zurück,
Sanft wie Turteltauben,
Und ich durfte dir — o Glück! —
Sacht ein Küßchen rauben.

Und ich fühlte: Was dem Zwang
Jungfräulich sich wehret,
Wird im Liebesüberschwang
Froh und frei bescheeret.

7.

(Sie spricht:)

„Fortgewandert bin ich in ein fremdes Land,
Seine Sprache dünkt mich halb noch unbekannt.

„Nun vor meinen Blicken plötzlich ragt ein Thor,
Und mit zagem Herzen steh' ich still davor.

„Räthselthor, was birgst du — Täuschung oder Glück?
Ein Weg führt hindurch nur, keiner führt zurück.

„Soll ich heimwärts wandern jetzt zum alten Port?
Ach, der alten Heimat Blüthen sind verdorrt.

„Hinter mir verwehte meines Pfades Spur,
Und verschmachten würd' ich auf der öden Flur.

„Manche meiner Schwestern sind hindurchgewallt,
Lang ist in der fremden Stadt ihr Tritt verhallt.

„Keine gab mir Kunde, wie's ihr drin gefiel,
Ob sie dort gefunden ihrer Sehnsucht Ziel.

„Nur von fern herüber schallt ein dunkler Sang.
„„Mußt dein Herz befragen, ob dir's räth den Gang.""

„Herz, mein Herz, was pochst du gar so unruhvoll?
Weiß nicht, was dein Pochen mir bedeuten soll.

„Herz, mein Herz, was hebst du mir so hoch die Brust?
Nur die Lieb' ist Leben, nur die Lieb' ist Lust!

„Nun, so will ich schreiten fröhlich durch das Thor,
Denn der Liebe Engel hält die Wacht davor.

„„Er der mich geleitet aus der Heimat Aun,
Wird im fremden Land mir Heimatshütten baun."

Kritische Bemerkungen über den Feldzug von 1866. *)

III.

Die Vereinbarungen Oesterreichs mit seinen Verbündeten.

Das Verhältniß der kleineren deutschen Staaten zu Oesterreich und Preußen klärte sich allmählig, je nach den einzelnen Phasen, welche die dem Kriege vorangehenden diplomatischen Verhandlungen durchliefen. Besondere Sendungen höherer österreichischer Officiere an die Könige von Sachsen und Hannover, sowie an den Kurfürsten von Hessen machten ihrer Zeit viel von sich reden. Was bei denselben abgemacht, was namentlich für Aufrechthaltung der Souveränität dieser Fürsten versprochen wurde und welche Entschädigungen man für ein Hand- in Handgehen mit der süddeutschen Großmacht in Aussicht gestellt hat, ist nur gerüchtweise bekannt geworden und entzieht sich daher unserer Betrachtung.

Jedenfalls fanden diese Bündnißfragen erst in letzter Stunde ihre endgültige Regelung. Beispielsweise erfährt man, daß am 8. Juni Oberstlt. Beck von der Generaladjudantur des Kaisers von Oesterreich nach Dresden abging, „um die letzten Bedenken zu beseitigen" und die Verhältnisse zum Abschluß zu bringen.

Ferner: „Noch in den Sitzungen der bairischen Kammer am achten und neunten Juni erklärte der Staatsminister von der Pfordten: Baiern würde diejenige der beiden Großmächte bekämpfen, welche zuerst zu den Waffen griffe." Und doch liest man fünf Seiten weiter in derselben officiellen österreichischen Darstellung: „Am neunten Juni traf der bairische Generalstabschef General-Lieutenant von der Tann in Wien ein, um in Betreff der eventuellen gemeinschaftlichen Operationen der süddeutschen Armee und der kaiserlichen Nordarmee eine vorläufige Verständigung herbeizuführen."

Wir enthalten uns jedes Commentars, denn es geht einfach daraus hervor, daß man die Wahrheit noch nicht sagen will, oder nehmen wir lieber an, noch nicht sagen kann. Es ist eben noch zu früh dazu für die Diplomatie, wenngleich der Soldat in Bezug auf den militairischen Theil der Darstellung des Feldzuges bereits rücksichtsloser zu sein vermag. Es muß der Zukunft überlassen werden, in wie weit man in derselben es angemessen finden wird, Verhältnisse aufzudecken, deren Bekanntwerden heutigen Tages vielleicht manchem Betheiligten nicht angenehm berühren dürfte.

Wenden wir uns daher zu denjenigen Punctationen, welche zwischen dem General von der Tann und dem österreichischen Generalstabschef, als Resultat ihrer Verhandlungen, am vierzehnten Juni zu Olmütz entworfen wurden.

---

*) Nach den officiellen Mittheilungen; s. Heft I, S. 91 und Heft II, S 232.

Diese wahren zunächst die fortwährende Selbstständigkeit der 40—50,000 Mann starken königlich baierischen Armee unter ihrem eigenen Oberbefehlshaber, dem Feldmarschall Prinzen Carl von Baiern, dessen Führung sich auch die Contingente der übrigen süddeutschen Staaten anvertraut hatten.

Dann sagt der Artikel drei, und zwar in seiner später abgeänderten Fassung:

„Der baierische Oberbefehlshaber wird die Operationen der unter ihm stehenden vereinigten Armeen nach einem gemeinschaftlichen und einheitlichen Operationsplane, sowie nach den hierauf gegründeten Directiven anordnen und leiten, welche ihm hierfür von dem k. k. österreichischen Obercommando mitgetheilt werden.

„Bei der Feststellung des Operationsplanes wird in gleicher Weise darauf Rücksicht zu nehmen sein, daß die Operationen stets im Einklang mit den Landesinteressen der Staaten der vereinigten Armeen bleiben, und daß eben so auf Deckung der eigenen Gebiete ihrer Kriegsherren Rücksicht genommen werde, als auf Erreichung der Hauptzwecke des Krieges durch möglichste Vereinigung der Streitkräfte."

Die ferneren Artikel ergehen sich darüber,

daß die baierische Armee bis zum fünfzehnten Juni in Franken aufgestellt sein sollte,

daß auch der Friedensschluß in bundesgemäßer Weise erfolgen solle, „und die k. k. österreichische Regierung verpflichtet sich insbesondere, keine einseitigen Friedensverhandlungen mit Preußen zu führen, vielmehr solche Verhandlungen nur unter Theilnahme eines Bevollmächtigten der königlich baierischen Regierung einzuleiten und im Einverständniß mit dieser abzuschließen.

„Für den Fall, daß die nicht vorauszusehenden Wechselfälle des Krieges es unvermeidlich machen sollten, daß bei dem Friedensschluß Territorialveränderungen in Frage kämen, verpflichtet sich die k. k. österreichische Regierung aus allen Kräften, dahin zu wirken, daß Baiern vor Verlusten bewahrt werde, jedenfalls aber nur im gleichem Verhältniß zu allen verbündeten Staaten mit solchen belastet und für etwaige Abtretungen demgemäß entschädigt werde."

Der Inhalt der hier wörtlich angeführten Paragraphen sechs und sieben dieser „militairischen Punctationen" verleiht dem Ganzen eine elegische Färbung; es ist, als ob prophetisch ein Bild der Zukunft auftaucht, das man zu beschwören versucht!

Es ist aber bis hierher in diesen Vereinbarungen nur die Rede davon, daß die Operationen der Armeen des Prinzen Carl von Baiern „nach einem gemeinschaftlichen und einheitlichen Operationsplan", sowie „nach den hierauf gegründeten Directiven" angeordnet und geleitet werden sollten, welche hierfür das k. k. österreichische Obercommando mittheilen würde. Gleichzeitig jedoch haben indeß auch beide Generalstabschefs an demselben Tage Vereinbarungen in Bezug auf die wirklichen Operationen getroffen, die, wenngleich sie — selbst in ihrer

beschränkten Gestalt — nicht zur Ausführung gelangten, doch von solch' hohem Interesse sind, daß wir die hauptsächlichsten Puncte in ihrem Wortlaut hier anführen müssen.

Zunächst wird in denselben gesagt:

1) „Die k. k. österreichische Nordarmee wird — unvorhergesehene Ereignisse abgerechnet — mit Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli im nordöstlichen Böhmen zwischen der oberen Elbe und der Iser — das Riesengebirge vor der Front — concentrirt sein.

„Nachdem eine Operation mit getheilten Kräften unter Umständen mit Wagnissen verbunden ist, weil der Gegner mit Benutzung der centralen Stellung an der Elbe die getrennten Armeen einzeln schlagen kann, während hingegen die erwähnte Aufstellung zwischen Elbe und Iser mit vereinter Kraft, sowohl für eine etwaige anfängliche Defensive, als auch für eine energische Offensive alle Bedingungen erfüllt, so erachtet man es von höchster Wichtigkeit, daß die unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Prinzen Carl von Baiern, königliche Hoheit, stehenden Streitkräfte in möglichster Stärke und möglichst bald mit der k. k. Nordarmee in mehrgedachter Stellung in unmittelbaren Anschluß treten.

2) „Zu diesem Behufe wird sich die königlich baiersche Armee, möglichst bald, in der Richtung Bayreuth-Schwandorf, sowie an sonstigen passenden Orten längs der Eisenbahn zusammen ziehen, um im geeigneten Zeitpunct mit den noch beizuziehenden Truppen des achten deutschen Bundesarmeecorps oder sonstigen Contingenten den Marsch zur Vereinigung mit der k. k. Nordarmee anzutreten.

— — — — — — — — — — — —

(§. 3 und 4 beziehen sich auf Eisenbahnangelegenheiten und Verpflegung.)

5) „Sollte die oben angedeutete Operation zur Vereinigung beider Armeen in Folge von militairischen oder politischen Ereignissen nicht mehr rechtzeitig ausgeführt werden können, so werden auf Grundlage des Punctes 3 der oben erwähnten militairischen Punctationen, weitere Maßnahmen neuer Vereinbarung vorbehalten."

Das österreichische officielle Werk fügt hinzu:

„Diese Vereinbarung, die einen der Hauptgedanken der österreichischen Kriegführung klar darlegt, hatte offenbar die lauterste Loyalität auf Seite der Verbündeten zur Voraussetzung."

Treten wir diesem Hauptgedanken näher.

Man spricht zunächst aus, daß die österreichische Nordarmee um Ende Juni in Böhmen, und zwar zwischen der oberen Elbe und der Iser — mithin auf dem rechten Elbufer — dem Riesengebirge gegenüber, concentrirt sein werde. Man erwähnt weiter, daß dort vielleicht anfänglich vertheidigungsweise verfahren werden müßte, läßt aber gleichzeitig durchblicken, daß man eigentlich beabsichtige, von diesem Theil Böhmens aus den Angriff zu eröffnen.

Bis hierhin kann man sich einverstanden erklären und das Beabsichtigte auch für richtig und zweckmäßig anerkennen. Aber es wird

nunmehr weiter die Forderung gestellt, daß die südwestdeutschen Armeen unter dem Oberbefehl des Prinzen Carl von Baiern in möglichster Stärke und möglichst bald mit dem österreichischen Heere zwischen Iser und oberer Elbe „in unmittelbaren Anschluß" treten solle. Letztere Worte können eben nichts Anderes bedeuten, als daß sich seine Armeen ebenfalls auf dem rechten Elbufer mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen hätten.

Bestände die Kunst, Krieg zu führen, in weiter Nichts, als alle Kräfte zusammenzuraffen, sie auf einer einzigen Stelle zu vereinen und nun entweder den Gegner zu erwarten oder ihm rücksichtslos entgegen zu rennen, alsdann wäre es entsetzlich leicht, Heere zu führen und alsdann hätte man auch im vorliegenden Falle Recht gehabt, zunächst nur an die Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte in Böhmen, rechts der Elbe, zu denken.

Aber so einfach ist die Kunst, Kriege zu führen, nun doch nicht. Stiegen auch, je mehr Streitkräfte zur Entscheidung herbeigeführt wurden, die Chancen, so gaben sie doch niemals die Gewißheit des Sieges. Es fragte sich, wenn die Hauptschlacht unglücklich ausfiel: was dann kommen würde? — Wohl durfte Kaiser Napoleon am Tage von La Belle Alliance seine letzte Reserve zur Entscheidung führen, denn seine politische Lage erlaubte nicht, daß er eine Niederlage erlitt. Eine solche war mit seinem Untergange gleichbedeutend. Und gleichgiltig für Menschenleben, Alles nur seinen egoistischen Plänen opfernd, setzte er, als verzweifelter Spieler, das Letzte, was ihm geblieben, auch noch ein. So handeln durfte ein Napoleon, aber auch nur in der Lage, in welcher er sich im Juni 1815 befand; niemals aber darf ein commandirender General beim Beginn eines Feldzuges seine Operationen derartig einrichten, daß er bei demselben Alles mit einem Wurfe wagt.

Gesetzt den Fall, die vereinigten Armeen des Feldzeugmeisters Benedek und des Prinzen Carl erlitten auf dem rechten Elbufer eine Niederlage, so konnten die Truppen des Letzteren ihre Verluste doch nur aus der Heimat wieder ersetzen. Wie sollte man aber dorthin gelangen? Mit besiegten Armeen macht man unter den Augen des folgenden Gegners keine Flankenmärsche und ein solcher, von ganz bedeutender Ausdehnung wäre erforderlich gewesen, wollten Baiern, Württemberger u. s. w. nunmehr das eigene Vaterland noch decken. Gewannen die preußischen Armeen eine Schlacht in Böhmen auf dem rechten Elbufer, so konnten ihre Gegner nach Olmütz oder auf Wien und hinter die Donau zurückgehen, der Südwesten von Deutschland fiel jedoch den Siegern fast widerstandslos in die Hände. Hiermit aber ward den süddeutschen Armeen die Möglichkeit genommen, sich zu retabliren und diese Staaten, welche vermöge ihrer Machtverhältnisse wohl in der Lage waren, die eigenen Interessen zu vertreten, stiegen statt dessen zu einem Niveau herab, auf welchem ihre Heere Hülfstruppen Oesterreichs und sie selbst nur Vasallen des Kaiserstaates geworden wären.

Diese Zumuthung erforderte von den südwestlichen Staaten eine

Hingabe an die Interessen Oesterreichs bis zu dem Grade einer völligen Preisgebung des eigenen Landes und der eigensten Interessen.

Erläutert wird dies noch dadurch, daß der Entwurf zu den zuerst angeführten Punctationen dem Baron Henikstein mit folgenden Bemerkungen des Grafen Mensdorff eingehändigt wurde:

„Hauptsache wäre, unsrerseits darauf hinzuwirken, daß sich die bairischen Truppen in operativer Hinsicht mehr dem kais. österreichischen Armeecommando unterordneten, mit der gehörigen Rücksicht auf die in der Correspondenz mit dem Prinzen Carl von Bayern zu beobachtende Form und mit weniger Rücksicht auf die Deckung des eigenen Gebietes der verschiedenen Regierungen. Letztere können auch nicht besser gedeckt werden, als durch ein Auftreten mit Uebermacht und eine beschleunigte Herbeiführung der Niederlage des Feindes."

Man vergaß gänzlich, daß letzterer dabei auch mit zu reden hatte und es im Bereich der Möglichkeit lag, daß seine Niederlage nicht erfolgte.

Man darf sich daher gewiß nicht wundern, sondern wird es sehr natürlich finden, daß man in München auf den zweiten Theil der Vereinbarung nicht einging. Bereits am achtzehnten Juni wußte man das in Wien und war Feldzeugmeister Benedek verständigt, daß die königlich bairische Regierung nicht gesonnen wäre, ihre Truppen nach Böhmen abrücken und vereint mit der Nordarmee agiren zu lassen.

Vergegenwärtigen wir uns, daß man am vierzehnten Juni zu Olmütz Vereinbarungen zu gemeinschaftlichen Operationen entwarf, die erst genehmigt werden mußten — und deren wesentlichster Kern überhaupt nie genehmigt worden ist — und daß an demselben vierzehnten Juni in Frankfurt am Main der Antrag eingebracht wurde, welcher Preußen entweder zu einem demüthigenden Zurückweichen oder zur Erklärung des Krieges zwang. Man wird auch hier unserm frühern Ausspruch die Bestätigung nicht versagen: die österreichische Diplomatie hatte sich übereilt, sie hatte die Angelegenheiten zu frühzeitig zum Bruch gereift.

In Folge dieses Antrags wurde am fünfzehnten Juni von Preußen den Regierungen von Hannover, Sachsen und Kurhessen ein Ultimatum gestellt und noch an demselben Abend auch der Krieg erklärt.

Nur das einzige Königreich Sachsen befand sich dieser Eventualität gegenüber gewaffnet, Hannover und Kurhessen waren nicht in der Lage, derselben zu begegnen. Die beiden großen Gruppen, welchen die Unterstützung dieser vorgeschobenen Posten aber zufiel, waren durchaus nicht im Stande, eine solche zu bieten und nicht einmal darüber im Klaren, wie sie bei dem gemeinschaftlichen Ziele — der Niederwerfung Preußens — übereinstimmend zu handeln hatten.

Unter solchen Auspicien begann der Krieg.

Die bisher dargelegten Verhältnisse bieten einen neuen Beleg über den Charakter der Coalitionen. Zählt ein mächtiges Reich einen kleinen Staat zu seinem Verbündeten, so kann dieser sich nur rücksichtslos dem

ersteren hingeben. Allein zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen, wird dieser es darauf ankommen lassen, Alles zu opfern und nur in der Anlehnung mit jenem sein Heil suchen müssen. So war es mit Sachsen, Hannover und Kurhessen. Bringt aber der kleinere Staat einen bedeutenden Zuwachs von Streitkräften mit, wie hier Baiern in Verbindung mit den übrigen Ländern im Südwesten von Deutschland, so gewinnt er auch das Recht, seine Interessen in Bezug auf die Deckung des eigenen Gebietes mit in den Vordergrund gestellt zu sehen. Man kann dann unmöglich von ihm verlangen, daß seine Söhne auf einem fremden Kriegsschauplatz zur Deckung eines fremden Landes kämpfen und bluten, während die eigene Heimat widerstandslos preisgegeben wird. Dies sind Billigkeitsrücksichten, die man beachten muß, und die sich rächen, wenn man sie nicht berücksichtigt. Hier geschah es dadurch, daß ein gemeinschaftliches Handeln überhaupt nicht zu Stande kam. Ein solches wäre zu erreichen gewesen, wenn man die indirecte Kriegserklärung nicht hinschleuderte, bevor die vorgeschobenen Staaten kriegsbereit waren und die beiden Hauptgruppen ihre Heere zur Unterstützung weit genug vorgeschoben hatten.

Der Regierung des Königreichs Sachsen kann man es nachrühmen, daß, nachdem sie überhaupt einmal Partei genommen, sie in voller Erkenntniß der Lage gehandelt hat. Die Kriegserklärung fand die sächsische Armee gerüstet und die Regierung bereit, die Consequenzen der Situation, in welche man sich begeben hatte, auch völlig zu tragen. Mit eigener Kraft konnte man allein nichts leisten und gab sich daher dem großen Staate, welchem man sich angeschlossen, auch völlig hin. Das große Opfer wurde gebracht, das Land ohne Schwertstreich dem Gegner preisgegeben, und wenn auch der Feldzug unglücklich ausfiel, Sachsens Söhne bewährten auf österreichischem Boden den Ruhm hingebender Tapferkeit und strenger Disciplin. Der Lohn dafür blieb nicht aus. Sie haben außerdem in ihren ehemaligen Gegnern nicht blos das Gefühl der aufrichtigsten Hochachtung hervorgerufen: sie haben auch die Ueberzeugung geweckt, daß die Consequenzen der nach dem Kriege neu geschaffenen Situation von ihnen eben so aufrichtig und ehrenvoll getragen werden, als wie die der alten getragen worden sind.

(Wird fortgesetzt)



Römer im Laden um ein Gefäss feilschend.

Nach einer Zeichnung von O. Knille. Gezeichnet von A. Ramsthal. Gestochen von Th. John.

Römer im Laden um ein Gefäß feilschend.

Zu dem Holzschnitt nach **O. Knille.**

Wir bringen in diesem Heft die Fortsetzung der römischen Scenen nach Knille's Zeichnungen, deren erste, ein Römer aus wilder Gesellschaft vor dem Bacchusbilde vorbei in sein Haus zurückkehrend, in unserm ersten Heft (December) vorgeführt worden ist. Zwei Römer der Kaiserzeit, in deren Angesichtern aber noch die edlen Züge der großen Ahnen fortleben, von ihrem Negersklaven als Lakai gefolgt, sind in den offenen Laden eines Vasenhändlers getreten, um eine Trinkschale aus getriebenem Silber zu kaufen; diese Schale wird wohl heute die Abendtafel einer Dame schmücken, welche durch Schönheit berühmter ist als durch Tugend. Wundersam contrastirt gegen die beiden Aristokraten der ganz plebejische Verkäufer. Das ungepflegt unter der bunten Mütze sich sträubende Haar, die ohne alle Zierlichkeit umgeschlagene Tunica, die würdelos vorgebeugte Haltung, besonders aber die zwei rechnend ausgereckten Finger verrathen den Menschen ohne Erziehung. Man liest der Figur ihre ganze Lebensgeschichte ab. Der Mann ist Sklavensohn, ist selber einst Sklave gewesen, hat sich aber bei seinem Herrn durch strenge Aufsicht auf das andere Gesinde insinuirt und seine Freilassung erlangt. Dem Herrn, der zu lustig lebte, gings schlecht, der Intendant aber hatte sich etwas erspart, und bei der Auction kaufte er die Kunstsachen des alten vornehmen Hauses, besonders die bemalten griechischen und apulischen Thonvasen, die man links auf den Gestellen sieht. Denn diese Waare ist im kaiserlichen Rom rar geworden. Solche Vasen kamen ungefähr 250 vor Christus aus der Mode, die Töpferwerkstätten zu Pola, zu Korinth, auf dem Kerameikos zu Athen mußten geschlossen werden, und Griechenland büßte damit eine seiner blühendsten Industrien ein. Die Millionen Vasen, welche dort einst fabrizirt wurden, waren unter der Erde verschwunden, da man sie oft in ganzen Massen den Todten ins Grab mitgab, und aus diesen Grüften hat erst unsere Zeit sie mit Bewunderung wieder hervorgeholt. Im kaiserlichen Rom waren sie also als Antiquitäten sicher gerade deshalb werthvoll, weil Niemand sie mehr zu machen verstand, und die allerschönsten Exemplare stellte man auf besonderen Gestellen zum Schmuck der Putzzimmer auf. Mit diesen Vasen also begründete der Mann sein Glück. Aber er brauchte Neues, er brauchte einen modernen Artikel: er hatte Mittel, nun selbst ein paar Sklaven zu kaufen, er steckte sie in ein kleines Gefängniß, das er sich aufbaute, und ließ sie da auf die Töpferscheibe einüben. Anstatt der ältern griechischen Mode der bemalten Thongefäße war nämlich in Italien die alt-einheimische Vorliebe für solche Schalen und Becher

wieder erwacht, die plastisch mit Sculptur verziert waren. Und dabei gelang unserm Speculanten ein seltener Fund. Bei einer politischen Emeute in Alexandria hatte ein junger freigeborner Künstler griechischen Blutes sich betheiligt, er wurde dafür öffentlich als Sklave verkauft. Den schaffte der kluge Fabrikant sich an, und dieser machte ihm für seine Gefäße hinfort die Modelle für Ornamente, die erst in Thon gebacken, bald, wie das Geschäft immer besser ging, in Erz gegossen, zuletzt in Silber ciselirt wurden. Diesen Künstler sehen wir freilich im Laden nicht; die Fabrikanten haben in alter und neuer Zeit bei ihren Ausstellungen der schönsten Kunstgewerbe sich klüglich gehütet, die Zeichner oder die ausführenden Arbeiter dem Käufer vorzuführen. — Das geht ja durch, von der Fabrikarbeit im Ergastulum des antiken Roms bis zur Pariser Ausstellung von 1867! Und anders wird es nicht werden, bis die Association der Arbeiter ihnen den Fabrikbetrieb mit eigenem Capital verschaffen wird. Während also die beiden Dandies die Arbeit seines Gedankens einkaufen und der ehemalige Sklave den Gewinn dafür einstreicht, sitzt der freigeborne Künstler in Ketten und modellirt für einen Tafelaufsatz einen Herkules, der mit der Rechten fest die Keule greift und in der Linken die goldnen Aepfel der Hesperiden auf seinem Rücken hält, als fragte er sich, ob er sie seinem Brotherrn geben soll und nicht lieber für sich behalten. Es ist die alte Frage des Proletariats, ob in der Tunica des Sklaven oder im Kittel des modernen Fabrikarbeiters.

Die Noth in Ostpreußen.

Mittheilungen eines Ostpreußen. Geschrieben Februar 1868.

I.

Es ist längst allgemein anerkannt, daß das Urtheil an der Oberfläche haften bliebe, wenn man die Ursache des ostpreußischen Nothstandes allein in der Mißernte des Jahres 1867 suchte, welche übrigens als die dritte und freilich schlimmste auf die Mißernten der Jahre 1864 und 1865 gefolgt ist. Um zu verstehen, wie eine Mißernte im Stande war, derartige Zustände, wie die, welche wir zu schildern beabsichtigen, hervorzurufen, muß man den schon erschöpften und kranken Boden kennen, auf welchen dieses letzte Mißgeschick traf. Ein kräftiger Organismus widersteht einer Verletzung, welche dem siechen tödtlich wird.

Die an Flächenraum größte Provinz des preußischen Staats, die Provinz Preußen, mit fruchtbarem Ackerlande gesegnet, hat verhältnißmäßig die niedrigste Bevölkerungsziffer, wenn man Pommern ausnimmt. Mit 2557 Einwohnern auf die Quadratmeile bleibt sie um mehr als die Hälfte unter der Rheinprovinz, welche deren 6874 zählt. Dies Verhältniß hat sich seit 50 Jahren nicht geändert. Die ganze Provinz besitzt nur drei Städte mit mehr als 20,000 Einwohnern, Königsberg, Danzig und Elbing. In den letzten 50 Jahren hat sich die Bevölkerung dieser drei Städte um resp. 66, 77, 54 % vermehrt, während dies bei Magdeburg, Breslau, Posen, Cöln, Frankfurt a. O., Stettin, Berlin, Görlitz und Crefeld um resp. 101, 119, 123, 130, 161, 188, 220, 244 und 271 % der Fall war; ja, in diesen 50 Jahren hat es sogar für Königsberg Zeiträume der Bevölkerungsabnahme gegeben, so 1825, 1831, 1849. In gleicher Langsamkeit nahm der Wohlstand der Provinz zu: die Sparkasseneinlagen betrugen Ende 1864 bei uns pro Kopf 18 Ngr. 3 Pf., während in Pommern 4 Thlr. 2 Ngr. 6 Pf., in Westphalen sogar 11 Thlr. 17 Ngr. 1 Pf. auf den Kopf kamen. Die Zahl der Actiengesellschaften betrug in der Provinz Preußen Ende 1865 nur 4; in Pommern gab es deren 21, in Brandenburg 31, in Westphalen 34 und in der Rheinprovinz 94.

Der Wohlstand unserer Städte ist ganz und gar auf das Gedeihen der Landwirthschaft angewiesen und diese befindet sich ganz entgegengesetzt den bisherigen Anschauungen im Betreff ihres Ertrages ebenfalls hinter den anderen Provinzen. Bei der Regulirung der Grundsteuer ist nach der Zeitschrift des statistischen Büreaus ermittelt, daß der Reinertrag aller Benutzungsarten des Bodens, als Ackerland, Wiese, Weide

und Wald bei uns weit von dem aller anderen Provinzen, zum Theil von den gesegnetsten, wie Westphalen und Rheinland, um das Doppelte und Dreifache übertroffen wird.

Wie ist dieser Zustand zu erklären? Eine treffliche, allgemein anerkannte Denkschrift des Vorsteheramts der königsberger Kaufmannschaft, der wir auch die obigen statistischen Daten entnommen, weist in überzeugender Weise nach, daß nicht Mangel an Unternehmungsgeist und Wirthschaftlichkeit der Bewohner, sondern lediglich die ungünstige Einwirkung staatlicher Verhältnisse diesen Zustand hervorgerufen hat. Die Zoll- und Handelspolitik hat uns die Hauptbedürfnisse unseres Handels, Steinkohlen und Eisen, die wir auf's Billigste und Beste aus Großbritannien und Schweden beziehen konnten, vertheuert, während diese Producte in der Rheinprovinz, Westphalen und Schlesien, durch die Erhöhung ihres Werthes, einen um so größeren Wohlstand erzeugen konnten. Unser Eisenverbrauch von 30 Pfund pro Kopf steht weit hinter dem Durchschnittsverbrauch des preußischen Staats von 58 Pfund pro Kopf zurück. Der Zoll vertheuert das Eisen um 20 Sgr. pro Centner, und die Provinz zahlt jährlich bei dieser einen Zollposition mehr als 600,000 Thlr. Zuschuß. Die Wirkung auf die Industrie durch Vertheuerung der Werkzeuge und Maschinen ist klar; in ähnlicher Weise hat die Besteuerung des Rohrzuckers zu Gunsten der Rüben-Industrie unsern Wohlstand beeinträchtigt. Es ist noch nicht viele Jahre her, daß die sieben Raffinerien indischen Zuckers, welche in unserer Provinz in schwunghaftem Betriebe waren — in Königsberg allein drei —, die zahlreiche Arbeiter beschäftigten und eine große Zahl von Schiffen mit Rohrzucker nach unserem Hafen zogen, eine nach der andern der Begünstigung der Rüben-Industrie unterliegen mußten. Dazu kam, daß wir auf das Meer, als unser einziges Verkehrsgebiet, angewiesen waren; denn das einzige Land, das wir als unser natürliches Exportgebiet betrachten durften, das unserer Industrie einen lohnenden Markt schaffen konnte, Rußland, war und ist uns hermetisch verschlossen. Wenigstens der Transithandel von und nach Rußland hätte uns zu Theil werden müssen, aber Jahrzehnte lang erhob der Zollvereinstarif (bis zur neuesten Reform) fast von allen Gegenständen Durchgangsabgaben und von den wichtigsten russischen Producten, als Getreide, Flachs, Hanf, Talg nicht unerhebliche Eingangszölle, so daß Ein- und Ausfuhr Rußlands von selbst auf die russischen Seehäfen gelenkt wurde.

Die Provinz hätte einigen Ersatz wenigstens in guten Communicationen finden können. Aber auch in dieser Beziehung stehen wir hinter allen anderen Provinzen zurück. Mit der geringsten Meilenzahl von Eisenbahn, mit 7 auf 100 Quadrat-Meilen, nehmen wir die tiefste Stelle ein, während die Rheinprovinz deren fast fünfmal soviel besitzt; in ähnlicher Weise rangiren wir mit den Chausseen. Es giebt viele Kreise in unserer Provinz, die 8 — 10, einige, die 16 — 20 Meilen zum Theil unchaussirter Wege zu machen haben, um die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Die Hälfte der Provinz hat die Transport-

kosten für Getreide bis Königsberg auf 6 — 12 Sgr. pro Scheffel zu veranschlagen, also mehr denn doppelt so viel, als die Transportkosten von Königsberg nach England. Erwägt man aber, daß uns die Eisenbahn erst 15 Jahre später (1853) erreichte, als der Eisenbahnbau im preußischen Staate begonnen hatte (1838), daß, als sie uns erreichte, bereits 600 Meilen Eisenbahn in Preußen im Betriebe waren, so wird man begreifen, wie weit wir in unserer wirthschaftlichen Entwickelung hinter den anderen Provinzen zurückbleiben mußten. Die Denkschrift des königsberger Vorsteheramts, der wir überall in dieser Darstellung gefolgt sind, nimmt an, daß die schwache Entwicklung unserer Provinz seit kaum 20 Jahren begann, wenn die der anderen 50 Jahre alt ist.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß, abgesehen von dieser allgemein ungünstigen Situation, in den letzten vier Jahren sich Calamitäten vereinigten, die selbst einen gesünderen Organismus tief erschüttern mußten: die beiden schlechten Ernten von 1864 und 1865, die Blokade des Jahres 1864, der große Krieg von 1866, die schwere Choleraepidemie desselben Jahres und anhaltende Geldkrisen.

Die Absicht dieses trüben Bildes konnte nicht sein, Mitleid mit der so zurückgesetzten Provinz zu erregen, oder dem Neide den bevorzugten gegenüber, Ausdruck zu geben. Der Autor dieser Zeilen verlangt in regelmäßigen Zeiten und in natürlichen Verhältnissen nichts von der Initiative des Staats; er huldigt in dieser Beziehung vollständig den modernen volkswirthschaftlichen Anschauungen. Aber die Zeiten sind nicht regelmäßig und die Verhältnisse nicht natürlich. Vor allen Dingen handelte es sich darum, ehe dargestellt wurde, was eine Mißernte bewirkte, darüber aufzuklären, wer von ihr betroffen wurde.

II.

Die Witterungsverhältnisse des Jahres 1867 ließen sofort vom Momente der Frühjahrsbestellung Schlimmes befürchten. Der Winter dehnte sich bis Ende Mai aus, noch der 25. des „Wonnemonats“ brachte uns dichtes Schneegestöber. Kaum war die Saat in der Erde, als lang andauernde wolkenbruchartige Regengüsse den größten Theil der Provinz überströmten Zwei Mal traten Bäche, Flüsse und Ströme über die Ufer, um Johannis während des ersten Heuschnitts und Anfangs September während der Grummeternte; das gemähte Heu ward fortgeschwemmt, das noch stehende Gras mit Schlamm überzogen. Damals wurden die am kurischen und frischen Haff belegenen Ortschaften in den Kreisen Memel, Heydekrug, Niederung, Labiau, Fischhausen, Königsberg, Heiligenbeil und Braunsberg am schwersten betroffen. Das kurische Haff trat über den nördlichen Theil des labiauer Kreises aus und bedeckte mit seinen Wogen fast das ganze zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehörige Delta zwischen dem Ruß- und Gilgestrom und alle uneingedeichten Niederungen, zusammen über 200,000 Morgen; nicht nur die Wiesenerträge, auch die Gartenfrüchte, namentlich die Zwiebeln, welche sonst für viele Bewohner der Niederung das Tauschmittel zur Erlangung

des erforderlichen Brodgetreides bilden, wurden vernichtet. Aber auch die von den Haffen entfernten Gegenden, namentlich alle Kreise mit schwerem, sonst fruchtbaren Boden, Tilsit, Ragnit, Insterburg, Pillkallen, Stallupönen, Gumbinnen, Darkehmen, Goldap, Angerburg, Oletzko im Regierungsbezirke Gumbinnen, ferner Wehlau, Friedland, Gerdauen, Rastenburg, Pr. Eylau und Mohrungen im Regierungsbezirke Königsberg haben in Folge kalter und nasser Witterung den größten Theil ihrer Ernte verloren. Das Getreide lieferte spreuartige Körner, die Kartoffel oft nicht die Saat. Die Scheunen, sonst für den ländlichen Arbeiter die Stätten seiner Arbeit und seines Erwerbs, waren leer; sein Brennmaterial, der Torf, verloren.

Diese prägnante und erschöpfende Schilderung der Mißernte entnehmen wir der Einleitung zu einem Aufrufe, welcher die Unterschrift des Oberpräsidenten Eichmann trägt; dadurch erhält diese Schilderung den Werth einer officiellen Auslassung. In Ziffern ausgedrückt, stellen sich die Erträge der einzelnen Fruchtgattungen im Verhältniß zu einer Mittelernte so heraus:

	Reg.-Bez. Königsberg:	Reg.-Bez. Gumbinnen:	Ganze Monarchie:
Weizen:	0,28	0,40	0,77
Roggen:	0,58	0,48	0,75
Gerste:	0,80	075	0,88
Hafer:	0,85	0,74	0,97
Erbsen:	0,50	0,40	0,90
Bohnen:	0,79	0,49	0,87
Buchweizen:	0,35	0,70	0,80
Kartoffeln:	0,39	0,31	0,71
Raps (Rübsen)	0,63	0,65	0,67
Rüben u. Kohlgewächse:	0,50	0,41	0,77
Wiesen, in allen Schnitten zusammen:	0,77	0,78	1,07
Klee:	0,78	0,88	1,05.

Die Qualität des Geernteten war schlecht. Der Regierungsbezirk Gumbinnen hatte bei Weitem die schlimmste Mißernte.

Früh war bei der abnormen Witterung des Sommers diese Mißernte vorherzusehen. Aber man unterschätzte bis in den Spätsommer hinein die Größe des Unglücks; man sagte Theuerung voraus, aber nicht Mangel; Entbehrungen, aber nicht Hunger. Es gab in der Provinz eine Corporation, welche früh das Unglück in seiner ganzen Größe nahen sah und ihrer Ueberzeugung sofort freimüthigen Ausdruck gab: es war das Vorsteheramt der Kaufmannschaft zu Königsberg. Diese aus der Wahl der Kaufleute Königsbergs hervorgegangene Behörde hatte sich seit Jahren, durch reges Reformbestreben, hohe volkswirthschaftliche Einsicht und mannhafte Unabhängigkeit der Gesinnung einen rühmlichen Namen weit über die Grenzen Preußens erworben. Auf deutschen Handelstagen und kaufmännischen Conferenzen der preußischen Corporationen ward unser Vorsteheramt stets ausgezeichnet. Das frühzeitige Auf-

treten dieser freien bürgerlichen Behörde an den Pforten des Nothstandes sei der Vergessenheit und dem Actenstaube entrissen; ihr allein ist es zuzuschreiben, daß man schon im August des vorigen Jahres auf den unausbleiblich drohenden Nothstand aufmerksam gemacht worden ist und daß man schon im October die ersten Maßregeln traf, ihm zu begegnen.

III.

Um den Nothstand, wie er sich auf dem platten Lande, den kleinen Städten und der Hauptstadt der Provinz gestaltete, in seinem ganzen Umfang zu begreifen, kommt es zunächst darauf an, die wirthschaftliche Lage der ländlichen Arbeiter, welche manche provinzielle Eigenthümlichkeiten bietet, zu betrachten.

Wir unterscheiden auf dem Lande fest engagirte, contractlich verpflichtete Arbeiter — die Contracte gelten gewöhnlich auf ein Jahr — die sogenannten Festleute und die freien Arbeiter, die sogenannten Losleute. Die **Festleute** finden wir auf den Gütern; sie erhalten vom Gutsherrn eine Stube, freies Brennmaterial, Weide für eine Kuh, ein wenig Kartoffelland (150 Ruthen) und Gartenland, ein Deputat von etwa 15 Scheffel, von der Drescharbeit den 10ten Scheffel (beim Dreschen mit dem Flegel) oder den 15ten (beim Dreschen mit der Maschine), und einen Tagelohn von 4 Sgr. für den Mann, und 3 Sgr. für die Frau. Diese Festsetzungen unterliegen je nach der Oertlichkeit kleinen Modificationen. Die Losleute, die freien Arbeiter, wohnen auf den Dörfern bei den Bauern zur Miethe und arbeiten gegen Tagelohn, wo sich eine für sie geeignete Arbeit findet, sei es bei den Bauern oder Gutsbesitzern, beim Chausseebau oder in den Forsten. Sie ziehen Gräben, stechen Torf, sind bei der Ernte, dem Dreschen thätig. Einige von ihnen besitzen etwas Kartoffelland oder haben es gepachtet, viele ein eigenes Häuschen (Eigenkathner).

Unter diesen freien Arbeitern, den Losleuten, — der Kreis Gumbinnen zählt deren allein 3000 — haben wir die Hauptstätte des Elends zu suchen. Wohl kommen Fälle vor, in denen auch der Gutsherr seinen Festleuten gegenüber auf die Unmöglichkeit, seinen contractlichen Verpflichtungen zu genügen, hinweisen muß oder die Festleute, um nicht vollständiger Nahrungslosigkeit zu verfallen, genöthigt sind, Vorschüsse an Naturalien anzunehmen, welche sie auf längere Zeit hinaus durch Arbeit abtragen müssen. Aber dergleichen Fälle gehören zu den Ausnahmen; es liegt im eigensten Interesse des Gutsherrn, wenn er sich noch irgendwie zu halten vermag, sich seine Arbeiter zu erhalten und den Festmann, dessen Ansprüche überdies das Gesetz bevorrechtet, nicht untergehen zu lassen. Der Losmann, der freie Arbeiter, ist auch dem Elend gegenüber frei. Alle Berichte aus den vom Nothstande ergriffenen Gegenden haben dasselbe tragische Gepräge.

Diese Unglücklichen durchziehen, da mit dem Spätherbst die Noth einbrach, in Bettlerschaaren das Land und die kleinen Städte. Keiner,

der selbst noch Speise und Trank sein nennt, bringt es über das Herz, den Jammergestalten etwas Speise abzuschlagen, wenn auch die Summe des täglich Verabreichten und die Summen aller Tagesgaben ein ganz erkleckliches Opfer repräsentiren. Und da die Winterkälte einbrach und mit dem letzten Tage des alten und dem ersten des neuen Jahres einen selbst in unseren Gegenden mächtigen Grad (am 1sten Januar — 25°) erreichte; da kauert die hungernde Familie in ungeheiztem Zimmer, dessen Wände von Eisüberzug verglast sind, in unsäglichem Jammer. Das Zimmer ist ungeheizt: denn die nasse Witterung des Sommers hat die Gewinnung des Torfs auf ein Minimum reducirt, wenn ihn der Arbeiter selbst bezahlen konnte. Das verzweifelte Geschrei der Kinder nach Nahrung, die stumpfe Apathie der Eltern, die zerlumpten Betten, die fast in Fetzen zerfallende Kleidung, draußen das Geheul des Sturms und das dichte Schneegestöber; das sind die einzelnen Züge des Jammerbildes, die uns in allen Mittheilungen wiederkehren. Oder der Mann ist hinaus, um Arbeit zu suchen; er hat sie nicht gefunden, Dank der großen Concurrenz seiner Schicksalsgenossen und kehrt ohne Trost und Gabe heim, oder er fand sie vielleicht Meilen weit von seinem Wohnorte; aber der kärgliche Tagelohn ist von seinen eigenen Bedürfnissen aufgezehrt, und er bringt nichts heim, als den Keim der Krankheit, die er sich durch Arbeit in tiefem Schnee und dünnster Bekleidung zuzog. Inzwischen hat der grimmigste Hunger Mutter und Kinder zum Betteln hinausgetrieben, oder die Mutter hat die Kinder allein hinausgesandt, und — was vorgekommen ist — erwartet vergeblich ihre Heimkehr; der Frost hat die entkräfteten Körper getödtet. Oder der Witterungswechsel giebt dem trüben Bilde eine andere, nicht minder trübe Färbung. Mit der zweiten Hälfte des Januar trat Thauwetter ein; die gewaltigen Schneemassen schmolzen und die Niederungen wurden in Wassermassen ertränkt. Die Hungernden flüchten aus den kalten Zimmern auf die kalten Böden, und schauen auf das trostlose Wassermeer stumpf hernieder. Neuer Frost bringt die Wassermassen zum Stehen, aber die Decke ist nicht fest genug, um zu tragen, und die Unglücklichen sind in Gefahr, von aller menschlichen Hülfe, die sich bereits aller Orten zu regen beginnt und gerade auf sie und ihren trostlosen Zustand aufmerksam geworden ist abgesperrt unterzugehen. Wir haben ein solches tragisches Bild aus dem labiauer Kreise später vorzuführen.

Die Verzweiflung führt zu Verbrechen gegen das Eigenthum; ein Fall von Kindermord, Fälle von Selbstmord werden berichtet. Und dabei wächst die Zahl der Elenden täglich; zu den schon längst Arbeitslosen gesellen sich noch solche, die erst heute arbeitslos wurden und es noch morgen und viele Tage nach morgen — wenn der Frost anhält und jede Arbeit im Freien verhindert — sein werden, und welche die Arbeit, wenn sie endlich möglich sein und überall in Angriff genommen werden wird, arbeitsunfähig, entkräftet, siech finden wird; herrenloses Gesinde, von den Bauern entlassene Knechte, denn die eigene Noth

zwingt, sich jedes entbehrlichen Hausgenossen, der den kümmerlichen Vorrath um so schneller aufzehren hilft, schnell zu entledigen.

Derartige, wahrhaft herzzerreißende Berichte laufen aus zahlreichen Kreisen der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg ein. Glaubwürdige Männer, die zum Theil ihren hochgeachteten Namen genannt, verbürgen die Wahrheit. Einzelne Proben mögen genügen. Erschöpfendes anzustreben ist unmöglich, wenn man nicht über die Tragödie ein vielbändiges Werk schreiben will. Haben überdies doch die meisten Erzählungen eine erschreckende Familienähnlichkeit.

Der vormalige Abgeordnete, Gutsbesitzer Donalies, besuchte als Vorsitzender des stallupöner landwirthschaftlichen Vereins auf Anregung des berliner Hülfscomités unter andern das Dorf Schillupönen, um diejenigen Personen zu ermitteln, die spinnen können und wollen. Er führt uns in 22 ärmliche Stuben, meistens von Losmännern bewohnt. Es sind 80 Personen, unter ihnen 41 Kinder. Er findet unter ihnen 27 Personen, die spinnen können und wollen. Nur zwei Stuben sind geheizt; in vielen sind sieche Kinder und Erwachsene. Der Besuch fand zur Zeit der grimmigsten Kälte statt. Und dies Schillupönen ist ein freundliches Dorf von 17 Höfen mit gutem Boden, ¼ Meile von Trakehnen, dem berühmten Gestüt. Das Dorf bietet bei Weitem nicht das Bild des tiefsten Elends. Und die Mildthätigkeit der Landleute bringt dabei in diesem Kreise die größten Opfer. Herr Donalies hat festgestellt, daß durchschnittlich von jedem Bauer täglich 3 Metzen Mehl, im Geldwerthe von 11 Sgr., löffelweise an Bettler gegeben werden. Dies ist eine Classe von Besitzern, über denen 170 beim stallupöner Kreisgericht eingeleitete Subhastationen schweben.

Der Gutspächter Herr Papendieck, Sohn des verstorbenen Abgeordneten, berichtet aus Lauth, einem Dorfe in der Nähe Königsbergs, über die Lage von 50 Familien mit dem ewigen Refrain: kein Holz, keine Kartoffeln, also Frost und Hunger. Die Unglücklichen liegen fast nackt in den Betten, um sich vor Kälte zu schützen und den Hunger zu verschlafen. Oft kehrt die Mittheilung wieder, daß den Kindern Hände und Füße erfroren sind.

Die Gemeinde Ruß, Kreis Heydekrug, ist meist von kleinen Grundbesitzern, Fischern, Schiffern und zahlreichen Losleuten bevölkert. Der ganze Reichthum der Grundbesitzer, ihre Wiesen, sind durch die vielfachen Ueberschwemmungen ertraglos geblieben; das Heu größtentheils fortgeschwemmt, das wenige, ihnen gebliebene, schlecht, zum Theil ganz verdorben; für den Erlös des Heus kauften sie sonst Getreide, das in Ruß selbst nur spärlich auf höher gelegenen Punkten gebaut wird; jetzt sind sie es nicht im Stande; den Schiffern mangelte es im vergangenen Jahre an Frachten, sie haben nichts für den Winter, das Fischergewerbe liegt darnieder, da der Fischfang wenig lohnend war; die Losleute, welchen sonst der Holzhandel reichlichen Verdienst gab, haben für den Winter nichts erspart, da der Holzhandel im Herbste sehr beschränkt war. Einige haben beim Chausseebau Beschäftigung

gefunden, aber der Tagelohn von 10 Sgr. ernährt sie nur selbst, nicht ihre Familie (und der Tagelohn für das Einschlagen in den Forsten ist noch viel geringer). Eine Menge entlassener Mägde und Knechte vermehrt die Zahl der Arbeitlosen. Die Folge ist einfach. Allgemeiner Hunger und Schaaren von Bettlern. Dieser gedrängte Auszug aus einem Berichte vom 16ten Januar d. J. giebt ein Bild, das sich tausendfach wiederholt.

Ein junger Geistlicher in Litthauen schilderte seinen Besuch in einem Litthauenschen Dorfe, in dem er einem Typhuskranken das Abendmahl reichen sollte. Die Stube mit aufgeweichtem Fußboden, die Wände naß und schwarz wie ein Schornstein, im ganzen Raum ein Tisch, ein Schrank voll Schmutz und Staub, ein Spinnrocken, eine Ofenbank und in einer Ecke ein Bett. Die Jammergestalt im Bette lag mit halbgebrochenen Augen. Das einzige Stück Bett war ein Kopfkissen, sonst nur Stroh und Lumpen. Die Kinder wurden auf die Aufforderung des Geistlichen gerufen; sie krochen aus dem zum Kochen eingerichteten Feuerungsraum des Ofens hervor, einer im Hemde, der andere halb bekleidet, beide schwarz wie die Neger. Der unglückliche Kranke war Gärtner seines Gutsherrn.

Ein von dem königsberger Provinzial-Nothstandscomité nach dem labiauer Kreise ausgesendeter Vertrauensmann, einer unserer intelligentesten Gutsbesitzer, berichtet, was wir auszüglich mittheilen. Der intelligente Beobachter erklärt von vornherein, daß er gegen die bisherigen Nothstandsberichte mißtrauisch gewesen, weil sie entweder von Betheiligten herrührten, oder solchen, welche die gewöhnliche Beschaffenheit dörflicher Hütten nicht aus eigener Erfahrung kennen und dem Nothstande zuschreiben, was auch in besseren Zeiten gewöhnliches Vorkommniß ist.

In Labiau senkt sich das Terrain zum Deinefluß und dort beginnt jene Niederung, welche sich längs des Haffs und den Mündungen der Deine, des Trieber, der Gilge, des Nemonien zieht und in ihnen die Abwässerung eines großen Theils von Litthauen aufnimmt. Jeder Regen schadet hier doppelt; er vernichtet die Ernte und bedroht durch Ueberschwemmung Leben und Gesundheit der Bewohner; denn auch die Höhen senden ihre Niederschläge hinunter. Im vergangenen Sommer nöthigte dreimaliges Hochwasser dreimal die Bewohner der tiefen Niederung ihre Wohnungen zu verlassen und auf die Böden zu flüchten. Hier wird kein Ackerbau betrieben, die armen Bewohner fristen ihr Leben durch Heugewinn und Zwiebeln in kleinen Gärten. Der strenge Winter kam. Er hatte das Gute, daß die Communication mit Labiau auf dem Eise der Gräben, Canäle, und überstauten Wiesen möglich wurde; so wurden die entferntesten Niederlassungen mit Lebensmitteln versorgt; denn in jenen Gegenden war absolut nichts gebaut.

Da trat das plötzliche Thauwetter ein; bei heftigem Regen und Stauwind kamen die ungeheuern Schneemassen ins Schmelzen; die mit Eis belegten Flußmündungen, die verwehten Brückenjoche gestatteten den freien Wasserabfluß nicht, und in einer Nacht stieg das Wasser

um 4—5, ja! stellenweise um 6—7 Fuß. Mitten im Januar mußte Alles abermals auf den zugigen, unheizbaren Boden flüchten. Da trat wieder leichter Frost ein; die unabsehbare Wassermasse bedeckte sich mit einer dünnen Eiskruste, nicht stark genug, um die Fortbewegung auf ihr zu gestatten, zu stark, um das Fahren mit Booten zu ermöglichen. Die Communication war vollständig unterbrochen. So ist der Zustand noch heute (der Bericht ist vom Ende des Januar). Der Frost ward stärker, man versuchte den nächsten Ortschaften Nahrungsmittel auf Handschlitten zuzuführen. Die Leute stiegen hinab von den Böden und eisten fußdicke Schollen aus ihren Stuben. Von Labiau aus übersieht man ein unendliches Eismeer mit den daraus hervorragenden Häusern; aber hinten, in der meilenweiten Ferne, wohin das Auge nicht reicht, und leider! auch nicht die helfende Hand, sondern nur der schaudernde Gedanke: da harren Tausende von Menschen, hungernd, frierend in hoffnungslosen Kampf mit den Elementen, und wenn es endlich gelingen wird, zu ihnen zu bringen, woran rastlos gearbeitet wird — so kommt die Hülfe vielleicht schon zu spät — „das Starre, Todtenähnliche des ganzen Anblicks wird unterstützt durch das durchgängige Stillstehen aller Windmühlen, die sonst im Winter das einzig Belebte und Belebende einer Landschaft sind — sie haben nichts zu mahlen." Und um wie viel Nothleidende handelt es sich? Das kreisständische Comité des Kreises Labiau meldet dem königsberger Provinzialcomité unter dem 24ten Januar, daß in den ärmsten Theilen des Kreises, links des Deineflusses, 16,000 Menschen der Hülfe bedürfen.

IV.

Dem Hunger und dem Froste gesellte sich bald ein drittes Elend hinzu, wie es bei zunehmender Entkräftung des Körpers durch mangelnde oder längere Zeit unzureichende Nahrung und dem deprimirenden Einflusse hoher Kältegrade nicht ausbleiben konnte: der Typhus. Gerade dieses Uebel bildete bald den Gegenstand eines erbitterten Kampfes zwischen der liberalen und officiösen Presse, welcher vorzugsweise die Feststellung des Begriffs: Hungertyphus betraf. Dieser Streit war und ist ein ziemlich müssiger. Denn der Hungertyphus ist keine besondere Species des Typhus, es ist Typhus, wie jeder andere, und wenn er sich auch in einer hungernden Bevölkerung gemeiniglich unter der Form des exanthematischen Typhus, des sogenannten Fleckfiebers, wie in Irland und Oberschlesien, gezeigt hat, so kann unter einer solchen Bevölkerung auch jede andere Form des Typhus sich verbreiten. Auch ist es für die Würdigung der öffentlichen Gefahr vollkommen gleichgiltig, ob der Typhus durch den Hunger entstanden oder ein anderweitig entstandener Typhus in einer nothleidenden Bevölkerung nur die ausreichende Disposition zu Massenerkrankungen und zur Erzeugung eines Contagiums welches, daß sodann in allen Schichten der Bevölkerung, bei Hungernden und Wohlgenährten, Entkräfteten und Vollkräftigen Eingang fand. Daß aber eine weit verbreitete Epidemie vorhanden war und

ist, läßt sich mit Grund nicht bezweifeln. Wir fassen an dieser Stelle sogleich die einzelnen Mittheilungen über die Erkrankungsfälle auf dem Lande und in den kleinen Städten zusammen, ehe wir uns noch besonders mit dem Nothstande der kleinen Städte beschäftigen; denn die beiderseitigen Erkrankungen hängen durch Einschleppung des Contagiums vom Lande her so nahe zusammen, daß es unnatürlich wäre, sie zu trennen.

Schon am Anfange des Jahres zeigte sich Typhus im städtischen Lazareth in Gumbinnen, in Lötzen und in Rhein. In letzter Stadt war er von arbeitslosen, im fürchterlichsten Grade nothleidenden Chausseearbeitern eingeschleppt, und wüthete dann unter der stätischen Bevölkerung. Man sah sich genöthigt, den Oberpräsidenten um Zusendung eines Arztes zu bitten. Das Verlangen wurde gewährt, aber der hingesendete Arzt, Dr. Kuwert, ein junger, hoffnungsvoller Mann, ward bald selbst ein Opfer der Seuche, und bis zu dem Augenblick, da wir Dieses schrieben, Anfang Februar sind noch 5 andere Aerzte in Ostpreußen demselben Schicksal verfallen; wohl nicht die Letzten, von denen zu berichten sein wird. In derselben Stadt erkrankte auch der dort stationirte Gensdarm und zwei Polizeidiener. Die unglücklichen Chausseearbeiter, welche die Krankheit eingeschleppt hatten, waren bei der Stadt, fast völlig von Kleidung entblößt, im Lanker Walde in Erdhöhlen auf elendem Strohlager aufgefunden, wie es eine Erklärung der Rheiner Sanitätscommission vom 8ten Januar bezeugt. Am 12. Februar gab es in der Stadt Gumbinnen 23 Typhuskranke, im Dorfe Schmilgen 30, in Ischdaggen 18, in Kubbeln 2. Im Dorfe Weywern erkrankte der Lehrer, der die Suppenanstalt verwaltete; die Communikation mit dem inficirten Hause verursachte die Erkrankung vieler Armen, die sich dort Suppe holten und zahlreiche Schulkinder.

Im Dorfe Springen bei Gumbinnen wüthete der Typhus aufs Heftigste. Mitte Januar gab es bereits in einem Hause sechs Erkrankungen und waren drei Todesfälle berichtet. Unter 300 Einwohnern waren nach dem Berichte des Dr. Hoogeweg in Gumbinnen aus dem Anfang des Januar 10 Erwachsene erkrankt. Losleute aus Springen, die aus Lötzen von der Arbeit zurückkehrten, übertrugen den Typhus auch nach Wilken, ebenfalls im Kreise Gumbinnen gelegen. Der wohlhabende Krugpächter daselbst war das erste Opfer, zwei weitere Erkrankungen und ein Todesfall wurden zu derselben Zeit berichtet. Die Armen kümmern sich nicht um die Beerdigung der Verstorbenen, machen einfach dem Ortsschulzen Anzeige und gehen dann wieder zum Betteln aus.

In dem kleinen Städtchen Liebstadt von 2300 Einwohnern waren nach einem Bericht vom 21. Januar d. J. 150 Typhuskranke, eine wahrhaft enorme Zahl, und auch in der ländlichen Umgegend herrschte die Krankheit. Unter den Kranken befand sich auch der Arzt. Die Typhusform war größtentheils die exanthematische.

Das Königsberger Provinzialcomité empfing unter dem 14. Januar d. J. einen Bericht aus Bischofstein, nach welchem auch dort zahl-

reiche Arbeiter, die im Herbste an der Südbahn gearbeitet und jetzt brodlos herumirren, vom Typhus heimgesucht sind. Die Krankenpflege in dem kleinen Städtchen ist die ärmlichste. In zwei mangelhaft erleuchteten Zimmern von 10 Fuß im Quadrat und 6 Fuß Höhe werden 9 Kranke, unter ihnen 5 Typhuskranke, behandelt. Nach einem neuesten Berichte des Johanniterordens wurden in Bischofsstein vom December v. J. bis zum 7. Februar d. J. 162 Typhuskranke behandelt. Noch am 7. Februar sind 38 Kranke im dortigen Lazareth. Die Epidemie ist noch im Steigen.

Im Insterburger Kreisgerichtsgefängniß waren Anfangs Februar 18 Typhuskranke, übrigens größtentheils in der Besserung. In fast allen Ortschaften des Angerburger Kreises herrschte Typhus, der in Orgreken nach einem officiellen Berichte unter 19 Erkrankten 4 Personen tödtet. Aus Dlugikont bei Bialla wird das Provinzialcomité unter dem 25. Januar d. J. um Zusendung von Aerzten ersucht; in Johannisburg sei nur ein alter 70jähriger Kreisphysikus, der Arzt in Bialla, sowie der Kreischirurgus in Johannisburg lägen am Typhus darnieder. Die überfüllten Lazarethe, sowie die sonstigen Kranken in sieben Kirchspielen seien ohne ärztliche Hülfe. Des Arztes entbehren also 15,000 Seelen.

Demselben Comité meldet endlich das Localcomité in Zinten, einem sehr kleinen Städtchen, unter dem 18. Januar, daß augenblicklich 60 Typhuskranke in der Stadt weilen. Auch in der Nähe Königsbergs, im Tannenkrug, brach der Typhus aufs Bösartigste aus. Ueberall sind Desinfectionen angeordnet, und die Königsberger Polizei verlangt von den Aerzten, ganz wie zu Zeiten der Choleraepidemien, die Meldung jedes einzelnen Erkrankungsfalles.

Nachzutragen ist noch das Auftreten des Typhus in Frauenburg, wo der Stadtälteste und der Arzt, Dr. Erbe, starben; der Bürgermeister mit Frau und Kind lagen schwer darnieder.

In neuester Zeit ist der Typhus auch im Inquisitoriatsgefängniß ausgebrochen. Die edle Gräfin Stolberg unterlag am 17. Februar, aus Ostpreußen heimgekehrt, dem Typhus, ein beredtes Memento mori für Alle, die noch an Uebertreibung glauben.

Die in solcher Weise leidende Bevölkerung ließ sich übrigens zu keinen Excessen hinreißen und ertrug ihre Leiden im Ganzen geduldig, sei es, weil das Naturell des ostpreußischen Landmannes überhaupt ein sehr ruhiges ist, sei es, daß Agentien, wie Frost und Hunger, wahrlich eher deprimirend, als aufregend wirken. Man berichtet von einzelnen kleinen Krawallen, als Arbeiter keine Arbeit erhielten, weil schon die bestimmte Zahl angestellt war, und in einem andern Falle, als der von den schlesischen Hüttenwerken und Gruben hergesendete Beamte die sich zu spät Meldenden, welche nach Schlesien übersiedeln wollten, abweisen mußte. In keinem Falle durfte Gewalt zur Beschwichtigung der aufgeregten Arbeiter angewendet werden. In letzter Zeit soll sich eine gewisse Aufregung auf dem Lande merkbar machen, da dort das Gerücht verbreitet ist, der König habe große Summen zur Unterstützung der

Nothleidenden hingesendet, welche „die Herren" für sich behielten oder nach Willkür vertheilten. Auch soll nicht geleugnet werden, daß die nothwendige Unterstützung der Darbenden vielfach demoralisirt hat, und in Einzelnen die Pflicht, für sich und die Ihrigen durch eigene Thätigkeit zu sorgen, auch für bessere Zeiten in den Hintergrund drängen wird. Aber derartige Erscheinungen sind von jedem Nothstand untrennbar und mit materiellem Wohlbefinden stellt sich auch das moralische Gleichgewicht wieder her.

Ehe wir aber von dem Nothzustande auf dem Lande zu dem in den kleinen Städten übergehen, dürfen wir es nicht versäumen, noch einen Blick auf die bäuerlichen und größeren Besitzer zu werfen. Hier ist der Nothzustand nicht minder schwer, wenn auch in anderer Gestalt. Es handelt sich nicht um Frost und Hunger, aber um vollständigen Ruin. Drei Mißernten in vier Jahren haben selbst den nicht mit Schulden belasteten bäuerlichen Besitz tief erschüttert. Die Wintersaat zu bestellen verbot die nasse Witterung, zur Sommersaat, welche den Schaden einbringen soll, fehlt das Saatkorn, welches die unerbittliche Noth aufzuzehren nöthigte. Der hoch verschuldete Grundbesitz — und dies ist bei fast allen für hohe Preise acquirirten Gütern der Fall — geht sicherem Untergang entgegen, wenn nicht in außerordentlicher Weise geholfen wird. Uns sind Fälle bekannt, in denen Privatleute mit bedeutendem Vermögen, das sie in ländlichen Hypotheken angelegt hatten, durch permanentes Ausbleiben der Zinsen selbst in Nothstand geriethen.

Mehrere hochgeachtete Gutsbesitzer des Gumbinner Kreises erlassen unter dem 25. Januar einen Aufruf, in welchem sie das zweite und größere Stadium des Nothstandes vorhersagen und ihnen Glauben zu schenken bitten, ehe Schaaren von Grundbesitzern Haus und Hof verlassen, um mit dem Bettelstab umherzuwandern. Es komme nicht mehr darauf an, aus Sorge um den Credit irgend Etwas zu verbergen. Der Real- und der Personalcredit sei nicht mehr zu beschädigen, denn er existire nicht mehr. Es wird nunmehr der Vorschlag gemacht, daß in jedem Kreise die Kreisausschüsse und Kreisarmencommissionen den Vermögenszustand aller hülfsbedürftigen Wirthschaften ermitteln sollen. Jeder Gutsbesitzer soll daher angeben, wie viel er an baarem Gelde, an Brodgetreide für sich und seine Leute, an Saatgetreide unumgänglich nöthig gebrauche, und wie viel Winterung er im vergangenen Herbste bestellte, wie viel er unbestellt ließ. Von diesen Ermittelungen soll keine Kategorie der Grundbesitzer, weder Bauer noch Gutsbesitzer, ausgenommen werden. Die Unterzeichner sagen als Resultat erschreckende Zahlenverhältnisse voraus. Aber nur auf diesem Wege würde man die Größe des Nothstandes übersehen können. „Wenn der Landmann in diesem Frühjahr nicht säen kann, kann er auch nicht ernten, und bleibt ein Bettler auch im nächsten Jahr."

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Verlobte.

Eine Liebesgeschichte von **Werner Maria.**

I.

In einer kleinen Stadt war der Frühling zum Sommer erblüht — überall sproßten die Gärtchen hoch auf — rankende Rosen klommen empor, prächtig schwer von schwellenden Knospen, hier und da lockende Lauben bildend. In der einen, dicht neben den Nachtigallen, saßen zwei Liebende — Brautleute — Verlobte; eben hat er ihr den Ring gegeben, der sie binden soll — ein unscheinbares Dingelchen, noch von der Mutter her. Sie hat's genommen, geküßt und angesteckt; es wird Keinen Wunder nehmen, daß sich die Beiden verloben; Jeder hat es kommen sehen. —

Schon von klein auf war das Pärchen unzertrennlich mit einander herumgezogen, vorauf meist die schöne Veronika, hinterdrein, ganz in Anbetung versunken, Nachbars blonder Johannes, der beste Junge im Städtchen. Johannes schien etwas zart für einen Mann, aber schlank und wohlgewachsen. Das Volk sagt von seinesgleichen: „Die Mutter sieht ihm noch aus den Augen."

Er war ein rechtes Kind der Hoffnung und Erwartung gewesen; sein Vater, Drechsler am Ort, ein kunstreicher Mann, dessen Talent weit über sein Handwerk ging, versprach sich in dem Sohne die Erfüllung seines heißesten Wunsches; ihm hatten alle Mittel gefehlt, sich zum Künstler auszubilden. —

Mühsam sich heranfarbeitend, war er alt und grau, als sein unermüdlicher Fleiß sie erworben. „Der Bengel soll Alles haben", sagte er wohl zehnmal am Tag; „lernen kann er, so lange noch ein Dreier in meiner Tasche steckt und ein ordentlicher Künstler werden, müßte ich mir's auch am Munde absparen."

Der Kleine schien wirklich des Vaters Gabe geerbt zu haben; kaum konnte er einen Stift halten, so malte er Alles voll, Tische, Stühle, Bänke und wofür sonst ein Junge Schläge bekommen, dafür bekam er Lob über Lob. Schlagen hätte ihn auch schwer Jemand können, sanft, wie er war, die Augen gleich voll dicker Reuethränen. Nie hat er den Eltern einen Tag des Kummers gemacht, nie irgend wem im Haus, nicht einmal dem knurrigen Spitz, oder dem alten Kater, der so leicht Alles übelnahm.

Als Vater und Mutter von der Erde mußten — sie folgten bald auf einander — stand der Johannes da, wie ein köstliches junges Stämmchen, reiche Frucht versprechend.

Alle Lehrer lobten ihn, man wußte nicht, war's mehr, weil sie ihn liebten, oder weil er so große Anlagen zeigte.

Voll Hoffnung kam er zurück von den Akademien; er durfte die Preisbewerbung mitmachen, die Stadt sah schon den Lorbeerkranz auf seiner Stirn und zum ersten Mal hatte er gewagt, der Veronika von Liebe zu sprechen; freilich, warten mußten sie mit der Hochzeit, bis er sie ernähren konnte. Schwer schien ihnen das nicht, sie waren jung und hatten Zeit; der Mutter Veronikas wußten sie die Sache leicht annehmbar zu machen. Hatte diese doch selbst ihre unvernünftige Liebe geheirathet und keinen Augenblick des Schmerzes dadurch empfunden, als den einen unsäglichen, da sie ihr den Geliebten brachten — todt — vom Schlachtfeld her — die Augen geschlossen, die keinen Blick mehr werfen würden auf sein Kind, das sie unter dem Herzen trug. — Der ganzen Familie zuwider hatte sie geheirathet; man überließ sie ihrem Schicksal, der Armuth, den Entbehrungen. Sie fühlte nur die eine: ihn missen zu müssen, Tag für Tag. —

Veronika wurde geboren. —

Kind und Pflanze merken den Boden, der sie empfängt und entfalten sich danach; wie ein ferner Ton, ein unenthülltes Geheimniß, drang die Ahnung, daß nicht Alles heiter sei in der Welt, an ihr fröhliches Gemüth. Kinder trösten schon, um das Lächeln wieder hervorzurufen, welches sie über Alles lieben. Veronika that es von früh auf; alle kleinen Freuden trug sie für die Mutter zusammen. Die Gewohnheit, Trost zu bringen, wurde Eins mit ihrem Leben. Johannes half ihr redlich: es war der Anfang ihrer Liebe.

Heute zum ersten Mal hatten sie Alles um sich her vergessen, ganz versunken in einander sagten sie, daß sie sich lieb hätten, unaufhörlich, wie die Wellen im Meer immer dasselbe rauschen, ohne eintönig zu werden. -

Die Mutter ließ den Strickstrumpf sinken und hörte zu; ihr schien, sie wäre wieder jung, der Geliebte neben ihr. „Ein Anderer war er doch", sagte sie sich, stolz an ihn zurückdenkend; „wenn Der Einen so in die Arme nahm, war's, als wäre man unter Dach und Fach."

„Komm", sagte endlich Veronika, „ich will Dir jetzt auch einen Ring geben, damit ich Deiner sicher bin." Sie gingen hinauf in ihr Stübchen, lange kramte sie unter ihren sogenannten Schätzen; zuletzt brachte sie eine Art Kette hervor — fünf Ringe — künstlich zusammengelegt, bildeten sie einen Reif. „So", sagte sie und steckte ihm den Reif an; „Du darfst ihn nie wieder abthun, ich allein weiß ihn wieder einzurichten — fünffach bist Du gebunden."

Johannes lachte. „Es wird keine Noth haben", meinte er, „ich hänge Dir an, wie das Blatt dem Zweig, auch ohne Ring; läßt es los, muß es verdorren."

II.

„Denke Dir, mein Kater ist fort!" rief Veronika den nächsten Tag der alten Marthe zu, die dann und wann einen Dienst für sie that; sie

war aus dem elterlichen Hause des Johannes wie ein letzter Eckstein übrig geblieben.

„Desto besser", antwortete die Alte und ihre weiße Sturmhaube nickte zustimmend. „Ein unnützes Thier, vor jeder Ratze lief's, nichts konnte es, als einem zur Unzeit zwischen die Beine kommen."

„Das Schlimmste ist", sagte das Mädchen, „ich glaube, ich bin Schuld daran, nie würde ich es mir verzeihen, stürb' es meinetwegen."

„Ich geb' Dir Absolution", rief die Alte; „Du und der Johannes macht die Fenster auf, setzt die Fliegen hinaus, damit doch ja das Ungeziefer nicht umkomme — — ein Glück, daß noch Andere auf der Welt sind, die dergleichen todtschlagen."

„Es wär' mir zu leid, wenn er verunglückt wär'", fing das Mädchen wieder an; „Du weißt, ich öffne ihm sonst das Heuställchen zur Nacht, gestern habe ich's über den Johannes vergessen."

„Nu", lächelte die Alte, „wenn Du erst eine Wirthschaft hast und wer weiß, was Alles, wirst Du nicht jede Katze zu Bett bringen können."

„Es ist so schlecht von mir", fuhr Veronika fort, „über die eine Liebe die andere zu vergessen."

„Das ist mir doch zu arg", rief Marthe; „Johannes und der Kater zusammen!"

„Liebe ist Liebe", sagte das Mädchen, „im Kleinen wie im Großen."

„Ein anderes jammervolles Thier ist bald wieder zu bekommen, an dem Du es wieder gut machen kannst — Katze ist Katze —" antwortete die Alte.

„Du verstehst mich nicht", rief das Mädchen; „mein Kater muß es sein, kein anderer — weder der elendeste noch der schönste."

„Da ist er schon", fiel Marthe ein; „Unkraut vergeht nicht."

„Es ist mir wie ein Stein vom Herzen", sagte Veronika, „daß er da ist; nie hätte ich es mir vergeben."

„Mögen alle Steine, die Du darauf zu tragen hast, so leicht sein", murmelte die Alte; „geht die Jugend gleich ins Zeug mit ihrem Gewissen, später wird man hartherziger und Mancher, der seiner Katze nicht weh gethan hätte, verletzt seinen Nebenmenschen ohne alle Reue."

Mit unermüdlichem Fleiß trieb Johannes seine Kunst. In der großen Stadt, wo Vieles, was er sah, so unerreichbar schien, wollte ihm schon der Muth sinken. Manchen Tag sah er dort den Sackträgern zu und beneidete sie um ihre handfeste Beschäftigung. Wenn sie sich zur Ruhe legten, hatten sie etwas vollbracht und er, wie im Kampf mit unfaßbaren Mächten, unsicher — zweifelhaft — ob er einen Schritt vor- oder rückwärts gekommen.

Hier ging es eher — er war der Beste. Das Selbstvertrauen, dem Künstler so nothwendig, wie dem Menschen die Beine zum Stehen, gewann ihn wieder

Zum tausendsten Male fing er an, die Geliebte zu malen; ihr Bild war in jedem Winkel seines Herzens. Wenn er die Augen schloß,

konnte er sie rufen, wann er wollte, da stand sie, lächelte und sah ihn an mit diesem langen klugen Blick, den er an ihr kannte.

Nie aber gelang es ihm, ihn mit dem Pinsel festzuhalten; das war sie nicht, ihre Züge schienen ihm vielleicht desto unheimlicher, weil etwas Fremdes darin. Immer endigte es damit, daß er das Bild zerriß — geduldig stand sie ihm wieder, ihre Schönheit verlockend zu neuen Versuchen, wie die der Loreley. Scheiterte ihr armer Schiffer, tröstete sie ihn auf Kosten der Kunst.

„Nimm es Dir nicht so zu Herzen, es ist nicht des Kummers werth: Du bist gerade, als ob mir's weh thun müßte, daß Du mir die Nase etwas schief in das Gesicht gestellt hast, meine bleibt deshalb doch gerade und gehört Dir ja auch."

In diesen Nöthen kamen zwei Briefe. —

Der eine: Johannes solle kommen, bei der Preisbewerbung sein Heil versuchen. —

Der andere für Veronikas Mutter; ihre Hand zitterte, als sie ihn öffnete: es waren Schriftzüge, bekannt und doch lange nicht gesehen. —

Ihre ältere Schwester schrieb, bei der sie erzogen war, die Einzige, die noch lebte von Allen, die sie damals undankbar verlassen hatte.

„Ich bin alt", schrieb sie, „krank; ich sterbe, da wird man versöhnlich und hat genug an dem letzten Kampf, der einem bevorsteht. Wir hatten uns lieb, Käthchen, und doch, was hat es uns eingebracht? Nichts als böses Blut, Kummer und Noth; zu bessern ist es nicht mehr, vergangene Zeit nicht wieder zu haben — es thut mir leid, was an mir ist, daß es so kam. Man braucht keine Strafpredigt, wenn man alt ist, klar liegt Alles vor Einem, wie man gewesen ist, wie man hätte sein können und wie Alles aufeinander gefolgt ist, wie die Nacht dem Tage. Ich verlange nicht, daß Du kommst; ich fürchte alle Unruhe, aber ich möchte ein Zeichen haben, daß Du in Frieden mit mir bist. Schicke mir Dein Kind. — Gemiethete Leute pflegen mich; das ist doch hart, nicht wahr, und ich habe es nicht um Dich verdient; schicke mir Deine Veronika, ich werde sie Dir nicht lange vorenthalten . . . . ."

„Du gehst", antwortete die Mutter auf Alles, was die Tochter von Bitten und Flehen hatte, um sich nicht von ihr zu trennen.

„Weiß der liebe Himmel, wo ich die Angst vor da draußen her habe", sagte Veronika; „gerade als stände Einer hinter der Thür und wollte mich anpacken, so wie ich heraustrâte."

„Furchtsam warst Du immer", meinte die Mutter, „eh' man Dich als Kind um eine unbekannte dunkle Ecke bekam, mußte man ziehen wie sehr, und wär' der heilige Christ dahinter gewesen."

„Nur das Neue schreckt mich", rief Veronika, „das Fremde; alles Gewohnte wird mir lieb, nie möchte ich mich von der Stelle rühren, nie fort von hier, bleiben, wo mich Alles kennt, bei Dir, bei dem Johannes — bis ich fort muß von der Welt."

„Du meinst", sagte die alte Frau, „hier sei die Heimat Deines Glücks und es Dir sicherer, als sonst wo — aber mitten im Gewohnten

kann Alles neu und fremd werden. — Als Dein Vater sterbend vor mir lag, war dies Stübchen mir lieb und gewohnt wie Dir, wenngleich ich nur kurze Zeit darin gelebt — mit seinem Tod schien es verwandelt. Nie wieder habe ich das alte Heimatsgefühl darin gefunden. Man braucht nicht weit zu gehen, um derlei zu erfahren; es passirt alle Tage, dem Einen früh, dem Andern spät, einmal gewiß, wenngleich Mancher glaubt, hindurchzuschlüpfen .... Denke das nie, Veronika; wo Du auch bist, halte Dich gerüstet."

An einem sonnigen Morgen, den noch bethauten Strauß aus dem Gärtchen in Händen, brachte Johannes seine schöne Braut zu der alterthümlichen Postkutsche, die von diesem Krähwinkel auf die civilisirte Weltstraße führte; er sah mit Vergnügen, wie ihr anziehendes Gesicht gefiel, Jeder suchte ihr behülflich zu sein, freundlich folgten ihr die Blicke.

„Johannes", flüsterte sie dem Geliebten zu, „ich habe gar nicht geglaubt, daß fremde Leute so vertraut mit Einem sein könnten. Mir ist, als wären sie mir Alle gut; im Städtchen wissen sie oft die ganze Lebensgeschichte in- und auswendig und macht man nicht zu rechter Zeit Besuch, kennen sie Einen doch nicht, wenn man über die Straße geht."

„Siehst Du", antwortete er, „es ist nicht so schlimm da draußen. Am Ende gefällt es Dir besser, als zu Haus."

„Es ist nicht zu vergleichen", antwortete sie; „es ist eben zu Haus. Das ist besser, als Alles."

Wie in einem wundervollen Mährchen enthüllte sich ihr Schönheit auf Schönheit; Niegeahntes lag in dem Neuen. Als hätte sich ihr ganzes Wesen umgewandelt, sah sie begierig hinaus auf den sich zwischen Hügel und Thal windenden Weg, statt sich zu fürchten, freudig erregt bei jeder neuen Wendung. —

Je schneller es ging — längst hatten sie die alte Postkutsche bei Seite gelassen — desto lebendiger wurde Veronika. „Mir ist, als wäre ich beim Fliegen, Johannes", sagte sie, „als hätte ich geschlafen und wäre heute erst aufgewacht."

Wie sie der Stadt näher kamen, gesellte sich ein junger Mann zu ihnen, älter als Beide. Veronika fiel etwas auf bei ihm; wenn er nicht aufmerkte, sah sie ihn verstohlen lange an — seine Züge erinnerten an ein geliebtes Gesicht; aber welches? wo hatte sie es gesehen? Es blieb ihr ein Räthsel und zog sie darum doppelt an. Denn auch sonst gefiel er ihr. Freundlich kam er mit Johannes in ein Gespräch, beide waren Künstler; das gab gleich eine Art Verwandtschaft.

Gewandter als der Verlobte, verschaffte er der schönen Veronika allerlei Vorzüge, die Johannes zu schüchtern war, zu erringen.

Wie unter seinen Flügeln fanden sich Beide, und als er sie beim Aussteigen im Menschengewühl verließ, fühlten sie sich ordentlich verlassen.

„Seit wann bist Du so gut Freund mit Dem?" rief dem Johannes ein Maler zu, der ihn von der Akademie her kannte.

„Seit heute", antwortete der junge Mann; „wir fuhren mit einander. Weißt Du, wer er ist?"

„Bei meinem Pinsel, das weiß ich!" rief der Künstler. „Dein Ideal ist es, Deine Schwärmerei, Der, nach dem Du Dich immer gesehnt hast", und er nannte einen Namen von hohem Klang in der jetzigen Kunstwelt.

„Darum", fiel Johannes ein, „fühlte ich mich so zu ihm hingezogen; auf den ersten Blick hatte er mich gewonnen."

Veronika war voll Interesse dem Gespräch gefolgt. „Hast Du nichts bemerkt?" frug sie, als sie allein waren. „Dein neuer Freund heißt wie meine Tante; wenn er mein Vetter wäre!" Die Aehnlichkeit ging ihr wieder durch den Kopf und der Wunsch, daß er ihr verwandt sein möchte.

„Wahrhaftig", rief der junge Mann, „daran dachte ich noch nie; sie nannten ihn fast immer beim Vornamen. Desto besser, dann habe ich durch Dich ein Recht an ihn. —"

Endlich war der gefürchtete Tag zu Ende; Johannes verließ sie; die Tante sollte sie erst am nächsten Morgen sehen. Der Lärm der Fahrt brauste noch vor ihren Ohren, wie ein wüstes Getöse; sie sehnte sich nach ihrem beschränkten Stübchen und fühlte sich wieder einsam, unsicher, ausgesetzt in kleiner Barke auf weitem Meer.

III.

„Du siehst gerade aus, wie eine der Unsrigen, Käthchen", sagte die Kranke, fortwährend ihren und der Mutter Namen verwechselnd. „Augen, als hättest Du sie dem Leonhard aus dem Gesicht gestohlen; Du brauchst Dich dessen nicht zu schämen", fuhr sie fort, als Veronika zu Boden sah, „es möchte Mancher ihm ähnlich sehen. — Dort hängt sein Bild; damals war er freilich noch ein Kind."

Veronika hob den Kopf; ein schöner Knabe in blondem Haar sah auf sie herab; die Tante hatte Recht: wunderbar verwandt war ihr der Blick dieser Augen.

„Du kennst ihn noch nicht, aber er kommt gewiß."

„O doch!" antwortete das Mädchen, Alles errathend. „Wir sind die besten Freunde: er fuhr mit mir zu gleicher Zeit nach der Stadt. Die Augen müssen uns wohl zusammengebracht haben, denn wir waren gleich sehr vertraut, obgleich Keiner wußte, wer der Andere war. Er wird sich gut wundern, wenn er den Kuckuck im Neste findet."

Indem trat der Vetter ein. „Dem Himmel sei Dank, daß Du die fremde Verwandte bist", sagte er fröhlich, „vor der mir schon seit acht Tagen graut; Du glaubst nicht, welches Ungethüm mir meine Phantasie vorgezaubert hatte."

„Weißt Du denn, ob nicht der Teufel in mir steckt?" frug sie lächelnd.

„Vor Teufeln in blauen Augen fürchte ich mich nicht, wenngleich es oft die schlimmsten sind. Du gefielst mir gleich; am liebsten hätte ich

Dich unter meinen Schutz genommen, statt des blonden Kunstjüngers, der Dich begleitete."

Der Name gefiel ihr nicht; ernsthaft zeigte sie auf das silberne Ringelchen. „Johannes ist mein Verlobter."

„Du hast Dich früh gebunden."

„Er will den Preis erwerben", fuhr sie fort, „und dann heirathen wir gleich."

„So?" sagte er amüsirt, „und lebt dann von der Luft oder von Oelfarben und Leinewand; denn er sieht mir nicht aus, wie ein Crösus."

„Geld wird er erst verdienen."

„Da werdet ihr wohl noch ein Weilchen warten müssen; Du Nichts — er Nichts, das Capital auf Zinsen gelegt, bringt wieder Nichts."

„Gut", sagte sie, „so warten wir; übrigens kannst Du viel für uns thun. Er verehrt Dich; versprich mir, ihm dann und wann zu helfen, sei's mit Rath, sei's mit der That."

„Schön", antwortete er, „machen wir ein Bündniß. Was ich ihm Gutes anthue, thust Du mir Gutes an; Etwas muß ich doch davon haben."

Er bot ihr mit seinem fröhlichen sonnenhellen Blick die Hand und sie schlug ein. Man sah ihm an, daß er aller Menschen Liebling war; ein Zauber lag auf ihm, der Zauber einer reichen Natur, die mehr konnte, als andere Menschen, die, wenn sie auch noch so viel empfing, immer selbst noch mehr gab und wie befruchtender Regen aus dem dürrsten Boden tausend Keime hervorlockte.

Veronika spürte es — als er fort war, frug sie: „Darf ich den Johannes morgen zu Dir bringen?"

„Jawohl", antwortete die Tante.

„Stell' ihn Dir nicht etwa wie den Leonhard vor", sagte sie kurz.

„Wie sollte ich? Einer ist nie wie der Andere; warum soll er gerade eben so sein?"

„Johannes ist schüchtern, aber er hat ein Herz von Gold", und sie fing an, tausend kleine Züge von ihm zu erzählen, die das bewiesen und die sein Leben durchzogen, wie ein rother Faden.

„Du brauchst ihn gar nicht so herauszustreichen", sagte die Tante, „genug, daß Du ihn liebst. — Nichts fürchte ich mehr, als Zweie zu trennen, die sich lieben."

„Es geht auch nicht", sagte Veronika.

„Man sieht es doch oft genug in der Welt", fuhr die Tante, ihren Erinnerungen folgend, fort; „warum sollte es nur in dem einen Falle nicht gehen? — Wie konnte ich glauben, daß vier Wochen genügten, Alles auszulöschen, was ich in Jahren an Deiner Mutter gethan! — Wie viel Rechte hatte ich an ihr Gefühl — wie wenig er — aber das Herz ist nicht zu berechnen — treulos und hartnäckig zugleich — Keiner soll sich darauf verlassen! Deiner Mutter übriges Leben, wie Nichts — Alles zusammengedrängt in die kurze Zeit, die sie mit Deinem Vater zusammen war — todt waren wir, die Lebendigen — für sie lebte der Todte. — Trau Deinem Herzen nicht, Veronika!" —

„Es hat mir noch nie einen Streich gespielt", wollte sie sagen aber der Kater fiel ihr ein.

„Die Tante hat Recht", dachte sie. „Es geht Einem wunderlich damit; plötzlich hat es Einem die Seele verwirrt, man thut, was man noch gestern für unmöglich hielt und nennt gut, was schlecht ist . . . ."

Mit jugendlicher Liebe und Begeisterung schloß sich Johannes dem älteren Künstler an, der so weit über ihm war, daß er nie versuchte, den Vergleich zu ziehen. Bewundernd stand er neben ihm, ohne Neid, und sah dem Schaffen zu, das vor ihm sich entfaltete, sicher und gewiß, wie im Sommer der Rosenstrauch Blüthen bringt. — Oft frug er ihn, ob es ihm immer so leicht geworden wäre?

„Nein", antwortete Leonhard, „Keiner schüttelt es aus dem Aermel, aber erzwingen läßt es sich auch nicht; man versucht es eben, nimmt einen Anlauf, springt; kommt man über den Graben, gut — wo nicht, fällt man hinein."

„Du fällst hinein", dachte er beim Johannes, „oder ich müßte mich sehr irren" — aber er sagte es nicht. Kläglich kamen ihm seine Versuche vor. „Wenn ich ihm Gutes rathen sollte, wie ich der Veronika versprochen, ich riethe ihm eher Dachdecker oder Maurerpolier zu werden, als Maler. Derlei kann man aber nicht gut so gerade heraus sagen; er wird schon bald genug selbst dahinter kommen."

Oftmals faßte er des Johannes und der schönen Veronika Schicksal in's Auge und wunderte sich, was daraus werden sollte.

„Ein verdrehtes Paar", meinte er, „als wenn Spatz und Nachtigall sich zusammen thun wollten — nur die Menschen verstehen sich so ohne allen Instinct zu verlieben. Ernähren kann er sie übrigens auf diese Weise nie, es wird wohl solche Verlobung werden, die sich hinzieht, wie eine Pappelallee, ohne Ende; das Resultat: ein vertrocknetes Vergißmeinnicht und eine bessere Heirath! Ich wünsche es ihr; sie ist für etwas Höheres bestimmt mit diesem lieblichen Gesicht."

Täglich fand er mehr Gefallen an der schönen Veronika. Die Grazie ihrer Seele antwortete der äußeren Gestalt; als Mensch, als Künstler wurde er immer von Neuem entzückt. Bald in dieser, bald in jener Lage erschien sie ihm als Bild; er malte sie in Gedanken, seine Phantasie war ganz von ihr erfüllt.

„Veronika", frug er eines Tages, „willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Zwei für einen", antwortete das Mädchen.

„Ich möchte Dich malen."

„Gut", meinte sie, „da bleibe ich in der Uebung. Johannes hat mich ordentlich auf das Stehen einstudirt. Du findest kein besseres Modell."

„Johannes", wiederholte Leonhard nachdenklich, „den hatte ich ganz vergessen; der muß wohl auch noch gefragt werden?"

„I bewahre", sagte sie, „den frag' ich nie um Etwas; höchstens fragt er mich. Wir wollen ihm eine Ueberraschung machen; Du glaubst

nicht, wie lange er sich schon abgequält, mein Bild herauszubekommen; es ist ein ordentliches Elend, es mit anzusehen. Wie wird er sich freuen, wenn es Dir gelingt."

Leonhard war etwas zweifelhaft darüber.

„Morgens kommt er nicht", meinte er, „wir könnten es recht gut heimlich machen. Nebenan bei der Mutter ist ein Zimmer, das hat schönes Licht, — wenn Du es verantworten willst? —"

„Gewiß", rief sie, „Du nimmst es zu schlimm mit der Verlobung! Johannes hat das Zeug nicht zum Tyrannen; wenn ich darauf gerechnet hätte, würde ich mich verzählt haben. Ich halte es auch nicht für nöthig, daß über der Haushaltung ein gestrenger Herr schwebe, wie eine geladene Wetterwolke, alle Gemüther in Furcht und Schrecken haltend, ob sie auch das ihm Angenehme thun. Was ich thue, ist Johannes angenehm und umgekehrt." —

Am nächsten Tag fingen sie an —

Es war eine schöne Zeit für Beide. Er lernte jeden Zug ihres reizenden Gesichts auswendig und sein Pinsel strich ordentlich mit Liebe schmeichelnd an den Grübchen in den Wangen vorüber, an den zierlichen Mundwinkeln und ernstgewölbten Brauen.

Schöne Leute malen, ist gefährlich für den Künstler.

Auch sie lebte in anderer Luft. Sein Geist nahm sie auf seine Fittiche und entrückte sie ihrer begränzten Umgebung. Ihr war als sei sie ein Stück höher gen Himmel gerückt. Vieles, dem sie sonst ihre Blicke geschenkt, blieb als niedrig und unbeachtet am Boden. Wie damals auf der Reise, schien ihr, sie lerne fliegen. Manchmal wurde ihr etwas bang nach Haus, meist aber folgte sie seinen Erzählungen wie ein Kind, das Wunder hört.

Er malte sie auf ihren Wunsch mit einem Myrthenzweig in der Hand; „das wird dem Johannes Spaß machen", meinte sie, „wenn wir dann alt und grau sind, steh ich immer noch da, als seine junge Braut."

Die Mutter hörte die Beiden oft von ihrem Lager aus aufjauchzen vor Fröhlichkeit.

„Er wird sich wohl etwas in sie vergucken", sagte sie sich, „die Maler thun das öfter mit ihrem Modell; aber das ist keine gefährliche Liebe. Kommt ein Neues, Schöneres, ist das Alte vergessen. Schade daß das Mädchen versprochen ist; sie wär für meinen Leonhard wie geschaffen und er für sie."

Auch der Johannes sah das — freilich mit anderen Augen. Liebe ist scharfsichtig und wie Einer bei dem Andern die Krankheit leicht erkennt, an der er selbst leidet, erkannte Johannes den Zustand Leonhards. Abends kam der Verlobte meist, dann machten die Drei miteinander einen Gang vor das Thor. Im Gespräch flog das Wort zwischen Leonhard und Veronika hin und her wie zwitschernde Schwalben; Johannes hatte eine langsame Zunge.

Angeboren war es ihm, den Platz zu räumen, so wie Einer kam, den er für höher hielt, und da er alle für höher hielt, war er immer

im Hintergrund. Leonhard gewöhnte sich, Veronika zu führen, neben ihr zu sein, als gehöre sich das so und das Verhältniß der Verlobten verwirrte sich vor seinen Augen.

Bei der warmen Herbstsonne saßen sie oft vor dem Thore, wo die Bäume goldig große Hallen bilden und die Vorstädte den Charakter des Dorfs annehmen.

Johannes war noch stiller als sonst, immer nebelhafter wich das vor ihm zurück, nach dem er rang — Entmuthigung gewann ihn, wie der Winter das Laub; um sich her sah er jüngere Leute, Kinder, die mit ihm den Studienweg eingeschlagen, weit vorausgeeilt, ihn überflügeln, er zurück wie ein Schwacher ohne Aussicht ihnen nachzukommen. Ihm war, als müßten sie sich umdrehen, ihn zu verspotten; unwerth schien er sich, wie das Messer, das keine Schärfe hat.

Seine Seele dürstete nach einem Tag des Gelingens.

Veronika tröstete: „er wird kommen!" Leonhard wußte: er kommt nie. Manchesmal hatte er leise angefangen, der Braut von seinen Zweifeln zu sprechen.

„Sage ihm nichts davon", bat sie ihn; „wenn er sich selbst aufgiebt, ist er verloren; wer ihn dahin bringt, hat ihn auf dem Gewissen. — Man muß ihm zureden, wie man den Kindern zuredet. Als er klein war, erzählte seine Mutter, hat er sich das Laufen nicht zugetraut — Beine hatte er stramm genug dazu, immer an der Schürze hielt er sich, weinte und fiel wenn man ihn losmachte. Da nahm sie eines Tag's ein Schälchen Milch. Johannes, sagte sie, der Spitz soll's haben, wenn du's ihm allein bringst, sonst kann er hungern. Da faßt er die Schaale zitternd mit beiden Händchen, wackelt hin und von dem Tag hat er laufen können."

„Und da willst Du nun der Spitz sein, der ihn laufen lehrt?"

„Etwas der Art wohl", antwortete sie, „und Du sollst ihm das Schälchen in die Hand geben."

IV.

Sie saßen wieder auf ihrer Lieblingsbank, die Sonne war versunken, die Erde leuchtete erröthend noch einmal auf; vor ihnen lag ein weiter Platz, begränzt von elenden Häusern, an denen hie und da die Fenster goldig schimmerten. Nur von fern drang der Lärm der Stadt zu ihnen.

Im Sande kugelten sich die zerlumpten Kinder der Umgegend.

Leonhard sah bald hier bald dort malerische Gruppen. „Wie gut ihnen die zottlichen Fetzen stehn und die verwilderten Haare!"

„Schön findst Du das?" rief Veronika; „mich überkommt eine wahre Sehnsucht, sie zu kämmen und abzuseifen, bis sie dasitzen, hübsch ordentlich mit blanken Gesichtern und glatten Haaren. Sieh nur, wie sie sich untereinander prügeln, die wilden Rangen; das Mädchen, wie

es den armen verwachsenen Kleinen schlägt. Duld' es nicht, Johannes hilf ihm!"

Er ging an die Befreiung, obgleich die Buben einen Kreis um ihn schlossen und ihn verhöhnten, das Mädchen sich an ihn hing. Glücklich brachte er den Kleinen heraus, der immer jämmerlicher schrie, da er sah, daß es ihm Hülfe brachte und setzte ihn der Veronika auf den Schooß.

„Pfui", sagte Leonhard; „nimm ihn doch fort! Siehst Du nicht, wie schmutzig er ist?"

„Er ist ja so malerisch!" rief Veronika amüsirt; „Du mußt Dich nur etwas fortrücken, um wieder den richtigen Standpunkt zu bekommen."

Das Bübchen fing indeß an, unter fortwährenden Thränen ein dickes Stück Brod mit großer Hast hinunter zu stopfen.

„Was!" sagte Veronika, willst Du der Schwester kein Stückchen abgeben? war das der Grund zum Streit? —"

Eilfertig und verlegen nahm der Kleine den letzten Bissen vom Munde und bot ihn der Schwester; „da Josephe", sagte er einladend schmeichelnd; aber das Mädchen schlug auf die magere kleine Hand, daß der kostbare Brocken in den Sand fiel.

„Ich eß' kein Bettelbrodt", sagte sie.

Beschämt zog er die Hand zurück.

„Sie hatte so viel", stammelte er erröthend; „die Frau! einen ganzen Korb voll — sie gab's, eh' ich bat, gewiß, Josephe", fuhr er betheuernd fort, „ich war ganz still."

„Lüge noch", rief das Mädchen, „das geht Alles zusammen; ich habe gesehn, wie Du ihr nachliefst, sie am Rock ziehend, winselnd, bettelnd, dreimal stieß sie Dich fort, dann warf sie's Dir hin, die Mutter beschimpfend, wie man's dem Hund hinwirft, den man los sein will."

„Ich war so sehr hungrig", stotterte das Kind.

„Zu Haus werd' ich's sagen", eiferte Josephe; „die Mutter soll Dich noch ärger schlagen, wie das erste Mal."

„O thu' das nicht, thu' das nicht", schluchzte der Kleine; „ich will es auch nie wieder thun."

„Ich geh' mit Dir", tröstete Veronika, des Vetters nicht achtend, der der Sache ein Ende machen wollte.

„Warum willst Du Dich hineinmischen?" rief Leonhard; „was geht es Dich an, ob der Junge Prügel bekommt? der bekommt gewiß alle Tage welche; wenn Du dich um alle kümmern willst, denen es schlecht geht, würdest Du nie des eigenen Glücks froh werden. Sei zufrieden, daß Du draußen stehst — geborgen! sollen wir alles Elend, an dem die Welt nun einmal krankt, mitempfinden?" —

„Ich kann nicht anders", antwortete Veronika; „ihr Geschrei klingt mir immer vor den Ohren, ich helfe mir dadurch, daß ich ihnen helfe; komm Johannes, wir wollen dem Jungen die Prügel ersparen, wenn wir können."

Leonhard folgte. — Sie klopften wohl dreimal an die alte Thür.

„Die Mutter kann fremden Besuch nicht leiden", sagte Josephe.

„Es ist vielleicht eine Bestellung", hörte man drinnen sagen; „öffne doch Tonina!" —

„Wer sollte Dir noch Etwas bestellen?" war die Antwort; „Du machst ja nichts fertig. Da ist noch das Schild für den Bäcker und das andere, sie können froh sein, wenn sie es überhaupt bekommen!" —

Aber die Thür wurde doch aufgemacht. — Vor ihnen stand eine junge Frau, südländisch reizend, das Hemd hing ihr nachlässig um die schönen Schultern, ein dunkelrothes zerissenes Tuch darüber geworfen. Der Kleine schlüpfte scheu neben ihr durch die Thür — eh' Veronika noch reden konnte, fuhr sie leuchtendes Auges auf Leonhard zu, ihn jubelnd in italienischer Sprache begrüßend. — Nichts sah sie, als ihn, mit südlicher Lebendigkeit auf ihn einredend.

„Welche Wonne!" sagte sie, „Einen zu sehn aus der guten alten Zeit, aus der Zeit, wo wir noch im Paradies lebten. Mir ist als hätt' ich ein Stück wieder davon, kann ich nur mit Euch darüber reden — in meiner Sprache reden, hier versteht mich Niemand, kaum meine Kinder — und was wissen sie auch davon? Ihr aber wißt es, wie ich geliebt wurde, gepriesen. Entsinnt ihr Euch des Abends in San Carlo, des Blumenregens und des Ständchens — nicht wahr es war schön?"

„Tonina", unterbrach sie Leonhard, „wohl erinnere ich mich; aber wie kamt Ihr hierher, wie konntet Ihr so herunterkommen?"

„Das müßt Ihr doch am besten wissen!" sagte sie; „seid Ihr nicht von den Vielen gewesen, die mir widerriethen, den Giuseppe zu heirathen? Ihr meintet es gut mit mir, jetzt weiß ich es — es konnte Nichts aus ihm werden! Die Kinder und ich, wir verkommen; er ist krank — der Doctor sagt, es sei die Schwindsucht. — Denkt nur nicht, daß ich's Euch sage, um ein Almosen zu haben. Ihr kennt mich, es ist meine Art nicht, mir ist nicht zu helfen: aber kommt herein; er soll Euch sehn! sehn was für ein stattlicher Herr Ihr geworden seid. Damals war't Ihr noch ein Bürschchen wie er, wer hätte sagen können, daß es so kommen würde!" —

„Malt Euer Mann noch?" frug Leonhard.

„Ja", sagte sie verächtlich; „Bilder für die Schenke, für die Läden! Er hatte kein Talent; ich hab' im kleinen Finger mehr für meine Kunst. Mich hat er drum betrogen, ich hätte ihn eh'r ernähren können, als er mich, aber er wollte mich ganz für sich allein haben. Jetzt ist's zu spät; in dem grauen Wetter ohne Himmel ist mir das Singen vergangen; nicht sich allein, uns beide hat er zu Grund gerichtet. Gott verzeih's ihm. — Ist das Eure Braut?" frug sie endlich auf Veronika deutend, die scheu zurückgetreten war.

„Nein", antwortete Leonhard; „so gut ist es mir nicht geworden; eines Künstlers Braut ist sie aber doch."

„Poverina!" sagte die Italienerin, Johannes mit ihren dunklen Augen unter scharfgezeichneten Brauen musternd.

Das Mädchen drückte sich an den Verlobten. — „Laß uns gehen", flüsterte sie; „was wollen wir hier?"

Johannes aber, wie geheimnißvoll festgebannt, zog sie mit in das elende Stübchen.

Joseph, der Schildermaler, stand verlegen von der Staffelei auf, als sie eintraten. Unbehaglich zog er den Pinsel durch die Hand.

„Kennst Du mich nicht? ich bin Leonhard", rief der Künstler freundlich auf ihn zugehend; „denkst Du nicht mehr an Italien? an die Abende in Sorrent, wo wir Brüderschaft tranken?" —

„Kennst Du ihn nicht?" fuhr Tonina dazwischen; „ich kannt' ihn gleich! In ihm ging mir meine ganze Jugend auf; er saß neben mir bei dem großen Abendessen, das die Studenten mir gaben, als ich die Lucia gesungen. Weißt Du nicht mehr, wie wir die Veilchen in den Champagner thaten und nachher in Gondeln das Wasser hinunterfuhren, mit den bunten Lampen und der schönen Musik! wie kann man so etwas vergessen! —"

„Es liegt so viel dazwischen, Tonina", sagte Joseph, sich entschuldigend. — „Der Herr ist sehr gütig, daß er zu uns kommt; vielleicht giebt er uns Etwas zu verdienen, wenn er uns von Italien her kennt — wir sind es besser gewohnt und sind in Noth!"

„So ist er", flüsterte Tonina Leonhard zu, „bettelhaft und unterthänig; kein Funken Stolz in ihm — er nähme das Brod, wo er es kriegen könnte. Denkt wie mir dabei zu Muthe ist! Oft sag' ich's ihm gerad' heraus, daß ich nichts von ihm halte!"

„Damit werdet Ihr es nicht besser machen, Tonina. — Was könntest Du für mich malen, Joseph?"

„Eine Tafel mit Blumen, wenn ich wählen dürfte, .. wenn es Tonina recht ist", antwortete der Gefragte. „Seit Italien malte ich keine und ich liebe sie so sehr."

„Ich erinnere mich", sagte Leonhard; „Ihr maltet sie am Liebsten, ich dachte es sollte Euer Fach werden?"

„Tonina litt es nicht; Historienmaler sollt ich sein; Blumen wären für die Weiber."

„Ist es nicht so?" frug die Italienerin; „wärt Ihr Maler geworden, wenn Ihr nichts als eine Tulpe hättet herausbringen können?"

„Es ist Nichts gering in der Kunst", sagte Leonhard; „wäret Ihr nur bei den Blumen geblieben! Vielleicht wenn Du wieder da anfingst, wo du es gelassen hast, Joseph?"

Der Maler schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

„Gebt Euch keine Mühe mit ihm", fiel Tonina ein; „er kennt Euch nicht; er hat Alles vergessen, was er war — was er werden wollte. Aber mir zu Liebe könntet Ihr doch einmal wiederkommen; es ist für mich solche Seligkeit, mit Euch von der alten Zeit zu reden, italienisch zu reden, ich vergeh' hier vor Sehnsucht nach meiner schönen Heimath."

„Laßt den Joseph die Tafel für mich malen, Tonina", antwortete Leonhard; „ich werde kommen, nach Euch sehn. —"

Die Verlobten folgten ihm stumm hinaus, sie hatten kein Wort gesprochen, draußen athmete Veronika tief auf, als habe sie die eingeschlossene Luft des Stübchens bedrückt.

„Ihr hättet sie sehen sollen", fing Leonhard an; „die reizende Sängerin, auf den Händen getragen wo sie hinkam, gefüttert mit Schmeicheleien und Bewunderung! Erst ein paar Mal war sie aufgetreten, ihr Stern war im Steigen — sie hatte sich in sein blondes Heiligengesicht verliebt, in seine zärtlichen Worte; wie die jungen Tauben girrten sie unter Myrthen und Orangen."

„Sie liebten sich", sagte Johannes; „worauf soll man sich verlassen, wenn nicht darauf? —"

„Darauf am wenigsten", antwortete Leonhard; „besonders wenn die Liebe, wie hier, an Jugend und an Glück gebunden ist. Er wußte, daß er ihr geistig nicht ebenbürtig war — das fühlt sich — und daß das Leben, was er ihr zu bieten hatte, dem armen Schmetterling die Flügel zerdrücken mußte."

„War sie nichts Besseres, als ein Schmetterling, verdiente sie ein solches Ende", rief Veronika; „hätte sie nur ein Stückchen Herz, müßte sie sich doch am wohlsten fühlen bei Einem, der sie liebt, wie dieser arme Mann."

„Sei gerecht", fuhr Leonhard fort; „soll sie das für Liebe halten, daß er sie zu sich herunterzieht? Mochte er mit seinem bischen Talent Künstler werden, wenn es ihn gelüstete, auf diesem dünnen Seile über den Abgrund zu balanciren; aber so Einer muß allein bleiben und ist nicht berechtigt, ein anderes hoffnungsvolles Dasein an das seine zu binden."

V.

Der Tag der Entscheidung kam. Das Preisbild war gekrönt — durch Leonhard wußte Veronika wer es war — nicht Johannes! Sie hatte es auch nicht geglaubt, daß er es sein würde und fürchtete sich schon vor dem Augenblick. —

„Ich wollte, er machte sich nichts daraus", sagte sie; „es ist doch keine Sünde, schlechte Bilder zu machen. Ich lieb' ihn darum nicht um ein Haar weniger."

Als er kam, umschlang sie ihn schmeichelnd:

„Laß denen ihre Lorbeeren", rief sie, „und begnüge Dich mit meiner Liebe!"

„Schade, daß man nicht von Liebe leben kann", sagte Leonhard.

„Ohne Liebe auch nicht", entgegnete sie; „Mancher hungert darnach fast zu Tode."

„Ich habe noch Keinen gesehn, der daran gestorben wäre", meinte Leonhard; „aber Mancher, der in der Noth umkam."

„Man merkt es nur nicht so in der Welt", rief sie; „die Herzen sind nicht, daß jeder hineinsehn kann. Wer weiß, wo eins darbt? Ich

würde mich leicht zu Tode hungern — wir bleiben zusammen, Johannes! es mag gehen wie es will."

„Wann werd' ich Dir endlich sagen können, komm! hier ist Dein Haus!" begann der Verlobte kleinmüthig; „ich werde es nicht leichtsinnig thun, wie der Joseph, der seine schöne zarte Frau in das Unglück brachte! —"

„Vergleich uns nicht", bat sie; „ich bin nicht ehrgeizig. Male Du meinethalben Blumen, — Mäuse — was weiß ich? — wenn wir nur zusammen kommen."

„Vorher hat Tonina das gewiß auch gesagt", fing Leonhard an; „es ist die Rede aller Verliebten."

„Seht mich an", unterbrach sie ihn; „bin ich wie diese Lotosblume? nur gemacht, um an warmen Sommernächten genußreich im Mondschein zu schaukeln? ich kann arbeiten! —"

Beide junge Männer blickten unwillkührlich hin; derselbe Gedanke durchfuhr sie. —

Es giebt Menschen, die wie die Lastthiere gemacht scheinen, die Mühe der Welt zu tragen, keiner findet ein Mißverhältniß in ihrem Schicksal. — Andere, wie junge prächtige Schwäne, die man sich nur denken kann, in edelster Umgebung sich bespiegelnd im klaren Wasser — leichte Kreise ziehend im Element, das ihnen eigen ist. So erschien ihnen Veronika; ihre Schönheit verführte dazu.

„Könntest Du es doch versuchen, Johannes", fuhr sie fort; „und setztest genug Vertrauen in mich!"

„Mir traue ich es nicht zu", erwiederte er. „Dich sollte ich sehn, vor der Zeit alternd, durch Müh' und Noth? Dich abquälend meinethalb Tag und Nacht! alles ertrüg' ich eher, als das!" —

„So warten wir", sagte sie, „und verlieren die Geduld nicht. Endlich muß doch der Tag kommen."

Als Johannes fort war, rief sie den Leonhard. „Ich hätte einen eigenthümlichen Wunsch; ich möchte das Bild sehen, das ihm solchen Schaden gethan hat; bös eifersüchtig bin ich darauf, die ganze Kunst wird mir verleidet, weil sie sich immer zwischen uns drängt."

„Willst Du die Wahrheit hören?"

Sie nickte. „Nicht die Kunst trennt Euch — seine Untüchtigkeit; er wird nie ein großer Maler werden."

„Jeder kann nicht Raphael sein", erwiederte sie; „wie viel Kleinere helfen sich durch!"

„Es ist ein Hazardspiel; man muß Glück dazu haben; Johannes sieht mir nicht danach aus."

„Leonhard!" rief sie, „Du bist hart und ungerecht gegen ihn — wenn ich nicht wüßte, daß Du uns lieb hast! . . ."

„Wer die Wahrheit geigt", antwortete er, „dem wird die Fidel um die Ohren geschlagen. Komm, sieh' selbst, was Du davon hältst."

Sie gingen durch die dichtgedrängten Säle; die Menschen zeigten sich die Beiden untereinander, ihn wegen seiner Berühmtheit, sie wegen

ihrer Schönheit; jeder wußte es vom andern und freute sich daran. Veronika mußte ihn erinnern, wohin sie wollten; er hatte etwas Anderes in Gedanken: sein Bild sollte sie sehen — ein Meisterwerk, das Juwel der Ausstellung — süß, wie ein Kuß, sollte ihm ihr Lob sein.

Noch einmal warnte er sie. „Des Johannes Bild wird Dir keine Freude machen; es ist ganz verfehlt, solch' ein Bild verletzt, die ihn lieb haben, wie ein bekanntes Antlitz, verzerrt und entstellt — ein mißlungener Sprung zum Besten — er muß einen neuen Anlauf nehmen.“ —

Als sie davor standen, fehlte es nicht an scharfen, treffenden Witzworten, Urtheilen, Gelächter. Eins begriff Veronika nicht: daß Johannes nichts von dem warmen Gefühl, das er so voll und reich besaß, dem Bilde hatte mitgeben können; kalt, nüchtern, schlecht gezeichnet, schlecht empfunden, stand es vor ihr.

„Da ist gar nichts von ihm drin“, sagte sie; „es ist wie von einem Fremden; es muß ein großer Kummer sein, wenn man so wenig herausbringt, was in einem liegt.“

„Ein Stummer muß nicht reden wollen“; bemerkte Leonhard.

„Der Arme! aber die Stummen lernen reden.“

„Nothdürftig“, antwortete er; „ein Stottern bleibt es immer.“ —

Schweigend ging sie neben ihm her, den anderen Bildern nur zerstreute Blicke schenkend. Von Einem fühlte sie sich plötzlich dennoch gefesselt — sie blieb stehen; es war eine Hagar in der Wüste, der Augenblick, als die Quelle dem dürren Boden entspringt, und die Mutter den Knaben tränken kann.

„Wenn er dies gemalt hätte“, rief sie; „ich könnte es verstehn! welche Fülle des Erbarmens, des Trostes, welch' wahres, einfaches Gefühl! — Du mußt noch Geduld haben, ich kann nicht los davon!“

„So lang Du willst“, sagte er erfreut; „je länger, je besser — es ist mein Bild!“ —

„Deins!“ wiederholte sie; „wie glücklich Du bist — in Deiner Hand hast Du die Seelen, die Macht, ihnen wohlzuthun, wie keiner, — ich kann nicht sagen, wie es mich erquickt hat!“

Leonhard that es sehr wohl, das aus ihrem Munde zu hören.

„Ich war traurig“, fuhr sie fort; „die Stummen betrübten mich, dieses bedrückende Schweigen, das auf so vielen Menschen liegt. Du hast den Zauber gelöst. Ist es nicht gleich, wer es sagt, wenn es nur Einer ausspricht — einer für alle? In Deinem Blilde find' ich den Johannes wieder. — Sah er es? -- so denkt er! — so fühlt er!“ —

„Er sah es und sprach wie Du“, antwortete Leonhard.

„Es ist gleich, wer es gemalt hat, wenn es nur da ist!“

„Persönlich hätte, der es gemalt, auf diese Weise wenig Dank davon.“ —

„Persönlich!“ wiederholte sie, „braucht er das? ich dächte, es müßte ihn nur demüthigen oder eitel machen; er ist wie die Apostel.

Glaubst Du, daß es ihnen gefallen hätte, wenn man ihnen an Ort und Stelle gesagt, sie hätten schön gepredigt? Der heilige Geist redet hier und dort." —

VI.

Das Mißlingen ist wie Gift für manche Naturen. Immer öfter verglich sich Johannes mit dem Schildermaler Joseph. Es wurde eine fixe Idee, eine Krankheit. Mit scharfer Kritik setzte er sich herab, und wie ein Stern durch die Dunkelheit immer leuchtender wird, tauchte ein andres Bild vor ihm auf, ihn überstrahlend, ihn verdrängend. Welche glänzende Zukunft konnte Leonhard der Geliebten bieten! — Er verehrte den Künstler, seine Bewunderung ward noch gesteigert durch die eigene Ohnmacht; wer kennt besser die Schwierigkeit der Kunst, als der in der Mitte inne halten mußte? Sollte er auch sein letztes Gut verlieren? Durfte er es behalten? — Wenn er Platz machte, würde nicht bald der Liebling aller das Herz gewinnen, das nur Mitleid noch an ihn fesseln konnte? —

Mehrere Tage blieb er zu Haus; die arme Veronika wartete vergeblich auf ihn.

„Leonhard", sagte sie, „Du hast uns Beide lieb; geh' zu ihm, vielleicht ist er nicht wohl. — Ich kann es mir gar nicht erklären!" —

Der Künstler fand Johannes inmitten bezeichneter Blätter, angefangener Skizzen, einige verbrennend, andre zerreißend. Eine Art Zerstörung war um ihn her. „Ich dachte, Du wärst krank", fing Leonhard an.

„Am Ende bin ich es auch", antwortete Johannes; „böse Gedanken verfolgen mich und lassen mir keine Ruhe. Zum Beispiel: ich müsse Veronika noch ein Mal ihr Schicksal in die Hand zurückgeben."

Eine wunderbare Erschütterung ergriff den Freund. Zum ersten Mal stand die Möglichkeit vor seiner Seele, das zu erreichen, wonach Alles in ihm verlangte. Bis jetzt hatte er nicht gewagt, es zu denken; schnell sammelte er sich aber und sagte: „Du meinst es nicht, Du kannst es nicht; es wäre ein Aufgeben Deiner selbst." —

„Anders versteh' ich es auch nicht", antwortete er; „ich bin dann nicht mehr werth, als die Pflanze ohne Wurzel — es ist so das Letzte, das mich an das Leben bindet."

„Du hättest sie nie geliebt, wenn Du dich so leicht von ihr trennen könntest."

„Einer liebt nicht wie der Andere", sagte Johannes. „Erst ihr Glück — dann mein's — was ist an mir gelegen?"

„Weil Du ihres Herzens so sicher bist, spielst Du den Großmüthigen. Du weißt recht gut, daß, wenn auch ihre Liebe vergehn könnte, ihr Mitleid läßt nicht von Dir. Je elender Du bist, je fester bindest Du sie."

„Aus Mitleid", rief er, „soll sie mich nie heirathen; schütze sie

davor, Leonhard, wenn ich nicht klar genug sehen sollte, um recht zu handeln. Man sagt, die Liebe macht blind; ich sah es an dem Joseph; sei Du mein wahrer Freund, rufe mich an, zeige mir das Ende." —

„Laß die Zeit darüber hingehn", antwortete er ausweichend; „die bringt alles in Ordnung. Veronika wartet auf Dich, ich malte ihr Bild; es wird Dir Freude machen."

Er versprach zu kommen.

Das Bild war fast vollendet; es schien mit Licht und Seele gemalt. Viele Stunden hatte es Leonhard und Veronika zusammen gebracht, er näherte sich ihr immer mehr; jeden Zug des Gesichts kannte er auswendig, jeden Zug ihrer Seele, wie er glaubte — aber eine Seele erkennt die andere nur, so weit sie selbst reicht.

Er liebte Veronika; seine Mutter sah die wachsende Macht. Es wurde ihr klar, daß es sich um etwas Anderes handle, als eine vorübergehende Entzückung. Sie warnte ihn.

„Halte Dich zurück, so lang' es noch Zeit ist; ein Augenblick ist immer da, in dem man es noch kann, wenn der versäumt ist, giebt es keinen Halt mehr. Sie gehört einem Anderen, nur auf unedle Art kannst Du sie erwerben; ist es viel verschieden, ob Du einen mit körperlicher oder geistiger Kraft verdrängst von dem Platz, der ihm zukommt?"

„Bis jetzt hab' ich mir allein Schaden gethan", antwortete er; „sie liebt mich nicht — jetzt noch nicht", dachte er bei sich. Es wäre die erste Schranke gewesen, die er nicht hätte übersteigen können; gewöhnt wie er war, überall der Erste zu sein; und die Hoffnung, sie zu besitzen, dämmerte seit der letzten Unterredung mit dem Johannes.

Der Schluß sollte mit dem Bilde gemacht werden. —

„Was fangen wir zusammen an, wenn es fertig ist?" frug er Veronika; „denn zusammen müssen wir Etwas treiben, wir sind gewöhnt an einander, wie zwei Pferde im selben Zug."

„Mir soll es recht sein", antwortete das Mädchen; „Johannes kann ja in den Morgenstunden doch nicht kommen. Ich bin schon ganz klug durch Dich geworden, im Städtchen werden sie denken, ich sei vertauscht."

„Nur weil der Johannes nicht kommt, nimmst Du mich", sagte Leonhard.

„So war es nicht gemeint", rief sie; „Du weißt recht gut, wie gern ich bei Dir bin; das steht auf einem ganz anderen Blatt. Zum Schwatzen, zum Erzählen, taugt keiner, wie Du; davon versteht der Johannes so gut wie gar Nichts, hat auch keine solche Reisen gemacht, Löwen geschossen und Straußen geritten."

„Wir müßten zusammen reisen", sagte er; „wie wollt ich Dir Alles zeigen, erklären! Mit dem Johannes wirst Du wohl gleich begraben werden, in dem kleinen Nest von Stadt, wirst Nichts zu sehn bekommen von der schönen Gotteswelt rings umher, wirst leben wie eine kleine Ameise, Stück für Stück zusammenschleppend für die Wirth-

schaft — gebannt an den kleinen Haufen Erde, den ihr bewohnt und über den ihr nicht hinaus sehen könnt."

„So wird es wol sein", sagte sie lustig; „aber umwachsen ist unsere Wohnung von duftendem Thymian und die winzigsten Gräser und Blumen, die ein Größerer kaum beachtet, geben einen herrlichen Park für solche kleine Ameisen. Mir paßt die Beschränkung; hier ist mir Alles zu weit, weil ich eben klein bin."

„Wann denkst Du denn, daß der Johannes wird heirathen können?"

„Ich denke Nichts darüber", antwortete sie; „ich warte. — Eine Weile wird es wohl noch dauern — Du hattest Recht, mit seiner Kunst ist er auf einem Holzweg. Könntest Du ihm nicht die rechte Straße zeigen?"

„Wenn er Dich bald heirathen soll, muß er kurzum machen und Handwerker werden."

„Nein", sagte sie erschrocken; „ich will ihm nicht im Wege stehn — er soll sich alle Zeit lassen. Mancher Künstler hat sich langsam heraufgearbeitet — wie müßte es seinen Vater kränken, wenn er dächte, daß Johannes meinethalb übereilt, die Vorzüge aufgegeben, die er so mühsam für ihn erworben hat?"

„Was werdet Ihr denn thun?" frug Leonhard.

„Warten", rief sie eifrig; „warten, bis endlich die Zeit kommt, daß er mich ernähren kann."

„Warten ist höchst langweilig", gab er zur Antwort. —

„Langweilig!" griff sie auf — „warten wir doch unser lebelang auf den Himmel und werden nicht müde!" —

„Müde werden wir oft", fiel er ein; „der Himmel und Dein Glück ist beides fern."

„Fern — aber in Sicht", sagte sie — „sowie man die Augen aufschlägt, ist's über Einem und man reckt die Hände danach, bis man es hat."

Als sie die Worte sprach, öffnete Johannes die Thür. Mit einem Sprung war sie in seinen Armen, zog ihn vor das Bild und sagte: „Hier bin ich zwei Mal — einmal gehör' ich dem Leonhard und einmal Dir — so schön auch sein Theil ist, Deines ist im Leben besser zu gebrauchen!" —

Stumm stand Johannes vor dem Bild; es war ihm wie aus der Seele gestohlen, wie ein Stück von der Geliebten, an der er kein Theil hatte.

Er konnte sie nicht so zeichnen — Ein Andrer konnte es. Eifersüchtig war er auf das Bild. Zum ersten Mal wurde ihm ganz klar, wie es sein würde, wenn ein Anderer sie selbst besäße, wenn der andere Leonhard wär'! Alle Vorsätze schwanden — die Natur allein sprach. Wie eine Löwin, die das Ihre sich entreißen sieht, dachte er nur daran, sein Recht zu vertheidigen; eine unbekannte Kraft erfüllte seine Seele — was kümmerte ihn alles übrige, wenn sie zwei zusammen sind —

ist das nicht für beide das höchste Glück, das sie erringen können? Fest hielt er sie an sich gedrückt. —

„Vergiß, was ich Dir sagte, Leonhard", rief er; „ich kann es nicht. Es ist uns nicht zu helfen; wir sind nicht mehr zu trennen!" —

„Das wußt ich gleich, daß das nur leere Worte waren", bemerkte Leonhard — „entsagende Liebe! Mir ist sie noch nicht begegnet."

„Ich versteh Euch nicht! wer denkt denn an Trennung?" frug Veronika; „wer hält es für nöthig? Du doch nicht Johannes?" —

Ich fürchtete für Dein Glück", sagte er.

„Mein Glück bist Du", rief sie; „willst Du mich von meinem Glück trennen?"

„Dein Elend bin ich — an mein jämmerliches Schicksal bist Du gekettet, an Einen, der wie ein schlechter Groschen nichts werth ist, nichts mehr gilt in der Welt — verachtet wirft man ihn weg, den belächelnd, der ihn aufnimmt. — Wie natürlich ist der Wunsch, den geehrt zu sehn, den man liebt. Dir wird es anders gehn, Veronika; man wird Dich geringschätzen!"

„Weil Du schlechte Bilder malst?" antwortete sie lächelnd; „das werde ich ertragen, ich würde es nicht besser machen, fing' ich an!"

„Grausam ist die Kunst", fuhr Johannes zu Leonhard gewendet fort — „den, der unberechtigt ihr nahe tritt, brandmarkt sie ohne Gnade! Viele gehen herum, nicht höher in der Seele, aber ein Schleier liegt darüber; unser Einem ist er weggerissen. Jedes Kind kann auf uns zeigen und sagen: so steht es mit ihm, so viel ist er werth — da ist seine Grenze — mit rohen Fingern wird alles betastet, was der Andere in der Brust verschließt; nur dann und wann, in heiligen Stunden, es dem Freunde enthüllend, der ihn versteht." —

„Es ist eine Schlacht der Geister", rief Leonhard; „wer Wunden fürchtet, bleibe zu Haus — nicht Jeder kann siegreich herauskommen Wie groß ist der Lohn! Schöner das Land, das erobert wird, als alle Reiche der Welt — nachher kein Markten um die Regierung, die Macht, wie in irdischen Verhältnissen! Ungezwungen beugen sich alle gern — glücklich, daß Einer da ist, der für sie denkt. Nicht das Niedrige umschleicht und umkriecht den Sieger; Geistesadel schaart sich wie eine Familie um den Glücklichen! — Hätt' ich mein Schicksal noch ein Mal unsicher in der Hand, wieder würde ich Alles daran setzen — mein Leben — mehr als mein Leben! Denn Du hast Recht: wer es versucht und nicht erringt, der ist schlimmer als todt!"

„Ich hätte mich nie daran gewagt", sagte Johannes kleinmüthig; „für mich das verborgene Leben, nur dem Nächsten sichtbar! hätte ich es wählen dürfen; aber wer wählt sich sein Schicksal? unbewußt wird man in den Weg gedrängt, den man gehen muß, oft der, der einem der schwerste dünkt, und auf dem man vielleicht nie einen Brocken Glück nach seinem Geschmack findet."

(Schluß folgt.)



Zwei Lorbeergekrönte.

Alfred Tennyson. Victor Hugo.

Zwei Lorbeergekrönte.

Skizze von R. Waldmüller-Duboc.

Als ich den vorigen Winter auf der Insel Jersey zubrachte, ahnte mir wenig, zwischen welche absonderliche Gegensätze ich mitten hinein gerathen war, — hier der Flüchtling von Guernsey, dort auf der Insel Wight der Poet der Königin Victoria.

Den Einen habe ich später in seiner schönen Siedelei kennen gelernt, den berühmtesten Lyriker Frankreichs, Victor Hugo. Ich sehe ihn noch in seinem Roccoco-Empfangszimmer mir gegenüber sitzen, in Stimme und Haltung, trotz seiner ergrauten Haare, noch fast jugendlich, die feinen Hände auf den Armlehnen seines mächtigen rothsammetnen Fauteuils ruhend, die klugen bohrenden Augen auf den Besucher gerichtet, der, trotz seines französischen Namens, nicht zugeben wollte, daß man das linke Rheinufer, um die Welt zur Ruhe kommen zu lassen, an Frankreich abtreten sollte, ja, der kein Hehl daraus machte, daß Victor Hugo's Aeußerung: „vous verrez: puisque Mr. Bismark a parlé — Mr. Bonaparte reculera“ ihm durchaus nicht unerfreulich klang.

Denn eben vorher war uns Bennigsen's Interpellation in Betreff Luxemburgs durch die Zeitungen bekannt geworden und die abermalige Niederlage der französischen Rheingelüste galt aller Orten für ausgemacht, mir und ohne Zweifel jedem Deutschen, welcher sich in der Fremde befand, eine wahre Herzenserquickung.

Ich wußte damals freilich nicht, in welchem Grade Victor Hugo sich bereits vor Jahren eben in Sachen der Rheinufer-Frage in den Vordergrund gestellt hatte, wie sehr er in diesem Streite Wortführer war und ist. Denn, abgesehen von seiner jetzigen Verurtheilung jedweden Krieges, womit denn doch die bekannten Vorbehalte des Genfer Friedens-Congresses verbunden sind, enthielt schon sein Annectirungs-Pionier „Le Rhin“ (vom Jahre 1842) die sämmtlichen Ideen, mit denen der Chauvinismus und Victor Hugo selbst noch heute die eine Seite unseres lieben Rheinstromes als französisches Eigenthum reclamiren. Nicht nur haben wir in jenem Buche schon den Traum einer Universal-Sprache (la France… reine désormais par… sa langue universelle au 19me siècle… ayant ses grands écrivains pour Papes); nicht nur haben wir dort schon die Behauptung: Paris sei das Hirn der Welt (Vienne, Berlin, St. Petersbourg, Londres ne sont que des villes; — Paris est un cerveau); nicht nur haben wir daselbst bereits die Mißachtung alles nicht Französischen, selbst die der geistigen Leistungen der Schwester-Nationen (Notre literature n'est pas seulement la première, elle est la seule); wir werden auch belehrt, unser großes deutsches Befreiungs-

jahr sei zuletzt doch nur ein Mißverständniß gewesen, über welches man sich endlich vernünftig einigen werde (le grand malentendu de 1813 devrait finir par s'éclaircir), und wir werden bedeutet, die Herausgabe des linken Rheinufers sei der Beginn des ewigen Friedens. Es ist seit dem Erscheinen jenes Buches kein einziger neuer Grund ausfindig gemacht worden, um dessen Willen wir den Franzosen jene Morgengabe darbringen sollen. Ohne ihre Quelle zu nennen, beuten die Chauvinisten unablässig dieses eine Buch aus. Die Regierung Mr. Bonaparte's selbst, so oft sie eine Schwenkung gegen den Rhein hin versuchte, ist zum Plagiarius Victor Hugos geworden.

Und in der That steht die französische Demokratie, so weit sie in Victor Hugo ihren Propheten verehrt, auf so specifisch nationalem Grund und Boden, daß Diejenigen diesseits des Rheins, welche ihm als Politiker zujubeln, bei einer etwas genaueren Kenntniß der tief reichenden Differenz zwischen französischer und deutscher Anschauung ihre Sympathien denn doch wol etwas herabstimmen würden. Schon das Verhältniß jener französischen Demokratie zum Katholicismus trennt sie vollständig von der deutschen — ein Verhältniß, welches z. B. auch darin seinen Ausdruck findet, daß Victor Hugo zu den Gründen, warum die Preußen nicht an den Rhein gehören, in dem erwähnten Buche auch denjenigen zählt, daß Preußen — hugenottisch sei (ces braves riverains catholiques possédés par des huguenots)!

Doch das sind pensées d'escalier. Als ich den Flüchtling von Guernsey besuchte, lagen mir diese Reflexionen sehr fern. Dagegen beschäftigte mich sein auf der Insel Guernsey spielender Roman, „les travailleurs de la mer", den ich kurz zuvor gelesen hatte. Daß ich's nur gestehe, ich fürchtete, meine Ansichten über denselben zum Besten geben zu müssen. Ich hatte aber bei der Lectüre recht wenig Freude gehabt und wäre also gegen die zahlreichen Lobredner des berühmten Mannes zu einer gar unleidlichen Ausnahmefigur geworden. Die Politik sorgte glücklicherweise dafür, daß wir auf literarische Gegenstände gar nicht zu sprechen kamen, an sich eigentlich etwas Selbstverständliches, da ja der Ausgangspunct Victor Hugo's, jenes schon citirte Wort: die französische Literatur ist nicht nur die erste Literatur der Welt, sie ist geradezu die einzige, — da dieser Fundamentalsatz Victor Hugo's, sage ich, jeden Gedankenaustausch dieser Art zu einer scharfen Polemik machen müßte. Hierfür fehlten aber wieder sehr wesentliche Bedingungen, da der große Bewunderer unseres deutschen Rheines .... nie deutsche Bücher gelesen hat!

Auch „Les travailleurs de la mer" blieben somit unbesprochen. Sie bieten mir aber, wie das ganze Wesen Victor Hugo's, eine so nahe liegende Gelegenheit zu Vergleichungen mit dem poeta laureatus der Engländer, daß ich an jenes Buch einige Betrachtungen knüpfen möchte.

Und hier will mich's bedünken, als ob die bedeutendste unter Tennyson's neueren Dichtungen den nämlichen Gegenstand, an welchem Victor Hugo sich versuchte, nicht nur zufällig behandelt. Wie in den

travailleurs die Inselbewohner in ihren Alltagsfreuden und Nöthen vorgeführt werden, die Residenz aber nicht zu Worte kommt, so auch in Tennyson's „Enoch Arden". Beide Dichter verlegen ihre Erzählung in eine verhältnißmäßig nahe Vergangenheit, suchen sie aber doch, wenigstens dem Datum nach, in eine Perspective zu rücken, welche fern genug ist, um uns nicht unmittelbar als das Heute und Gestern unserer Zeitungslectüre anzumuthen. In beiden Dichtungen wird ein Schiffbruch der Angelpunct, um welchen sich die Hauptbegebenheit dreht. In beiden wird der Held zu einer Art Robinson, dem sich die Thiere vertraulich zu gesellen beginnen. In beiden ist Entsagen, heroischer Verzicht Ausgang und Ende aller Verwickelungen.

So weit die Aehnlichkeiten. Daß Tennyson seine Dichtung eine Idylle benennt, Victor Hugo die seine einen Roman, thut diesen Aehnlichkeiten keinen Eintrag. Auch „Les travailleurs de la mer" sind ein Idyll — wennschon die Rücksicht auf das französische Lesepublicum dem Verfasser die Romanform aufnöthigte, nicht zum Vortheil seines Werkes freilich.

Und hier beginnen die sehr charakteristischen Unähnlichkeiten. Der Held Victor Hugo's ist, wie man sich erinnern wird, ein junger Seemann. Er liebt ein junges Mädchen, die Tochter eines alten Capitains, und zwar sehr im Stillen. Da trifft sich's, daß dem Capitain ein Schiff verloren geht, das erste Dampfboot zwischen St. Malo und Guernsey; es sitzt auf einer der unzähligen Klippen des passage de la déroute und das Meer ist bereits eifrig darüber aus, das Wrack zu zertrümmern. Vielleicht ließe sich aber wenigstens die Maschine retten, — so meint der Capitain und verheißt denn auch Demjenigen, welcher dieses Werthstück bergen hilft, seine Tochter. Der junge Mann leistet das in der That; da er aber natürlich Alles allein fertig bringen muß — wem sollte das Mädchen sonst zufallen? — so dauert die Sache gewaltig lange und in der Zwischenzeit stiehlt ein junger englischer Geistlicher das Herz des Mädchens. Der mit der Maschine Heimgekehrte belauscht denn auch unversehens eine nächtliche Laubenscene und beschließt, zu entsagen. Aber so leichten Kaufs soll er nicht davon kommen. Der alte Capitain will sein Wort einlösen; seine Tochter soll den Retter der Maschine heirathen. Der Letztere jedoch beschließt in seinem Herzen eine romantischere Wendung und zwar, indem er seinen eigenen Verzicht noch durch eine zu Gunsten der Liebenden ins Werk gesetzte Ueberlistung des ehrlichen Alten krönt. Er läßt sich demnach den Heirathsconsens von ihm schriftlich und zwar in einer Fassung ausstellen, welche eine Unterschiebung des jungen Liebhabers aus der Laube ermöglicht. Mit diesem Papier versehen, treten die drei jungen Leute vor den Altar und setzen es durch, daß der junge Geistliche und das junge Mädchen sofort, ohne Wissen des Vaters, eingesegnet werden. Der Angeber dieses Auskunftsmittels befördert das glückliche Paar dann an Bord eines Schiffs, zieht sich darauf an eine einsame Uferstelle zurück, wartet dort die Fluth ab und ertränkt sich in dem nämlichen Augenblicke, wo das liebende Paar vorüber segelt.

Man wird wol kaum zu viel sagen, wenn man für diese Geschichte den Titel „Les travailleurs de la mer“ als nicht sonderlich zutreffend erklärt. Die Canalinseln haben bekanntlich ein sehr nebliges Klima, und so wäre, bei der wunderlich unpraktischen Weise, wie der Capitain seine Dampfmaschine wiederzuerlangen und der junge Seemann seine Geliebte zu erwerben sucht, ohne Zweifel ein Titel vorzuziehen gewesen, welcher diese Seite der Hauptfiguren kurzweg bei Namen nennt. Das Buch könnte danach etwa „Der Spleen“ heißen.

Die Wahrheit aber ist, daß trotz dem Nebel die Köpfe dieser „hugenottischen“ Inselbevölkerung ganz absonderlich klar sind; daß sie als tüchtige Piloten, als zuverlässige Matrosen, als wetterkundige und gefahrentrotzende Fischer im ganzen Canal eines vortrefflichen Rufes genießen; daß sie keine Spur von Phantasten sind, vielmehr nüchtern, zäh, pflichtenstreng, arbeitsam, mit einer starken Dosis von Familiengefühl und Anhänglichkeit an die kleine Scholle, der sie entstammen. Durch ihre von Walter Raleigh geschaffenen Beziehungen zur neuen Welt, wo sie in Newfoundland und an anderen Orten ansehnliche Factoreien unterhalten, gesellt sich jenen Eigenschaften noch ein Zug von Weltfahrerthum, der ihnen bei etwaigem Engewerden ihrer heimischen Verhältnisse vortrefflich zu Statten kommt. Ich habe Ackerknechte gekannt, die, weil ihnen etwas in die Quere kam, von heute auf morgen sich durch Verdingung auf einen Indienfahrer eine völlig neue Existenz schufen. Das spielt nicht den Heroischen und nimmt sich schließlich mit Grazie das Leben, sondern es wirft das Grabscheit von sich und wendet den alten Verhältnissen den Rücken; es geht zur See und weiß, daß, wo das Schiff landen wird, auch ein völlig neues Dasein in Aussicht steht. So etwa habe ich diese Canalinsulaner kennen gelernt und Leute, welche seit Jahren in ihrer Mitte leben, bestätigen mir, daß man sie nicht viel anders auffassen darf.

Da mag es nun Tennyson getrieben haben, aus seinem Erfahrungsschatz über die Sitten und Gefühle der Canalinsulaner, in deren Mitte er allsommerlich weilt, ein dem Leben schlichte und wahre abgelauschtes Bild herauszugreifen, und so dichtete er uns den „Enoch Arden.“

Ich könnte hierbei Partei scheinen, denn durch meine Uebersetzung hat sich unsere Literatur dieses kleine Werk ohnlängst angeeignet Ueber den Eindruck aber, welchen es in Deutschland hervorbrachte, gehen mir so vielseitige Kundgebungen zustimmender Art zu, daß ich füglich auch meiner Bewunderung desselben wol unverhohlenen Ausdruck gönnen darf, zumal ja das Uebersetzen eines in Blank-Versen geschriebenen Gedichts keine hinreichend schwierige Leistung ist, um großer Erwähnung werth zu sein und mir die empfehlende Würdigung des Originals zu verbieten *).

*) Es sei uns gestattet, in Form einer redactionellen Anmerkung hier hinzuzufügen, daß das Werk des englischen Dichters in der trefflichen Uebersetzung unseres verehrten Mitarbeiters eine so beifällige Aufnahme in Deutschland gefunden hat, daß

Als Gegenstück zu den Travailleurs de la mer mag hier daher zum Wenigsten eine kurze Skizze Enoch Arden's folgen. Das Gedicht beginnt mit der Enoch'schen Schilderung eines armseligen kleinen Hafenorts. Aus zwei Nachbarknaben, welche einer kleinen Spielkameradin zugethan sind, werden dann im Laufe der Zeit zwei Freier, deren Einer, Enoch Arden, in seiner raschern und beherztern Weise das Mädchen zum Weibe gewinnt. Aber es fehlt an allen Enden. Das Fischergewerbe reicht nicht für die wachsenden Bedürfnisse des kleinen Haushalts aus. Und so entschließt sich Arden, sich nochmals als Seemann zu verdingen und um den Preis einiger Jahre der Gefahren und Entbehrungen die künftige bessere Lebensstellung seiner Kinder zu erkaufen.

Dieses Ringen für die geistigen Bedürfnisse seiner Kinder ist recht eigentlich ein der Volksseele abgelauschtes Thema, wie es drüben in England und ja auch bei uns in der arbeitenden Classe das ganze Jahr lang Mütter und Väter in Mühen und Opfern aller Art beschäftigt. Es zum Motiv von Handlungen zu verwerthen, aus welchen ein hochtragischer Conflict herauswächst, war ein Gedanke so glücklicher Art, daß unsere Theilnahme dem Gegenstande sofort gesichert ist.

Aber der in die Ferne Gezogene kehrt nicht wieder. Sein Schiff ist verloren gegangen und obschon Arden's Gattin Jahrelang auf ein Wunder hofft, giebt auch sie ihn doch endlich als einen Verschollenen auf.

Wie sie dann durch die Noth einerseits, noch mehr aber durch jenen Wunsch ihres verlorenen Gatten: seine Kinder aus Unwissenheit und Bettelhaftigkeit herauszuheben, wie sie durch solche Beweggründe zum Eingehen einer neuen Ehe bestimmt wird und wie, deren glücklicher Gestaltung gegenüber, sich das Loos des Verschollenen und nun endlich doch Zurückkehrenden bis zur erschütterndsten Tragik verdüstert, — das hier auszuführen, würde über den Zweck der in diesen Andeutungen festgehaltenen Parallele hinausgreifen.

Sei hier nur noch als charakteristischer Zug der englischen Dichtung hervorgehoben, daß dem Liebeshandel der jungen Leute kaum mehr Wichtigkeit und Erheblichkeit gegönnt ist, als wir etwa dem Nesterbauen der Vögel zuerkennen; wieder ein dem Leben der Armuth mit Treue Abgelauschtes. Solcher Art stehen wir sofort auf dem Boden der Familie, ein in der Poesie so wenig ausgebeutetes Gefühlsgebiet, dem wir Alle dennoch unsere besten und lautersten Regungen verdanken.

In seinen „Misérables“ hat Victor Hugo diese nämliche Empfindungswelt theilweise mit großer Innigkeit zu Worte kommen lassen, aber die väterliche Liebe geräth dort nach und nach in die Irrgänge jugendlich begehrlicher Eifersucht und der Zauber der reinen Beziehungen zwischen der Liebe des Vaters und der Liebe der Tochter verkehrt sich dadurch in ihr Gegentheil. In den Travailleurs wird jene Saite des Familienlebens, obschon dem Fischer- und Schifferleben so durchaus eigen, kaum nur

---

bereits die zweite Auflage desselben vorliegt: „Enoch Arden, ein Idyll von A. Tennyson. Deutsch von R. Waldmüller (E. Düboc). Hamburg, 1868. 2. Aufl.“ Die Red.

gestreift. Die Tochter des alten Capitains wird zu einer Art Jessika, welche den Vater betrügt und verläßt, und der Held dieser Geschichte basirt sein Heldenthum auf die Förderung dieser Escapade.

Aber noch nach einer andern Seite ist die englische Dichtung von der französischen wesentlich unterschieden, ich meine nach der Seite des Religiösen. Der Held Victor Hugo's ist ein Freigeist und sein Gegensatz, der Aberglaube der Inselbewohner, befaßt sich einzig mit Spukgeschichten, behexten Häusern und verwunschenen Bäumen. Keine noch so flüchtige Spiegelung des stark religiösen Gefühls, das dem Seemannsleben, wie allen ähnlich gefahrbedrohten Existenzen eigen ist, das aber vor Allem die Bewohner der normännischen Inseln auszeichnet.

Und wie könnte es auch anders sein? Waren sie doch immer und immer wieder die Zufluchtsstätte aller französischen Ketzer; nahmen sie doch Alles auf, was dem französischen Krummstab entfloh; haben alle bedeutenderen Kanzelredner unter diesen Abtrünnigen doch auf den, immer mit der Besetzung ihrer Pfarren auf das französische Mutterland angewiesenen Inseln Jersey, Guernsey und Serk Amt und Stellung gefunden; und liegt doch schon darin eine Gewähr für den immer lebendig erhaltenen kirchlichen Geist dieser Anti-Päpstlinge. Ja, geht doch die Intoleranz gegen den Katholicismus auf Jersey so weit, daß Katholiken kein Eigenthum erwerben dürfen, und hat diese Insel auf ihren vier Quadrat-Meilen doch nicht weniger als vierundzwanzig anglikanische Kirchen und Tempel, dazu noch zweiunddreißig methodistische und anderen Secten gehörige Kapellen und Betsäle.

Und Guernsey ist in diesem Puncte nur soweit von Jersey verschieden, als sein Flächenraum und die Bevölkerung auf diesem eine geringere Ziffer ausweist.

Auch nach dieser Seite hin ist Enoch Arden weit vollständiger der Typus eines Travailleur de la mer, als irgend eine der unter jener Bezeichnung eingeführten Seemannsfiguren des französischen Dichters.

Wenn ich die Lebensgeschichte des Letztern selbst hier noch derjenigen des englischen Dichters gegenüberstellen könnte, so würde mein Gegenstand, wie ich glaube, durch manches Schlaglicht an Deutlichkeit gewinnen. Doch komme ich hierbei nach beiden Seiten in die Enge. Zwar hat mich weder Neugier, noch bewundernde Verehrung in das Haus Victor Hugo's geführt, sondern einzig Theilnahme für das Loos des Verbannten, und ich habe mit Befriedigung die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses Loos ein verhältnißmäßig glänzendes ist. Dennoch und ob wir kaum eine halbe Stunde einander gegenüber saßen, widerstrebt es mir, Denjenigen, über dessen Schwelle ich ungerufen trat, anders, als in seinen der Oeffentlichkeit angehörenden Werken zu kritisiren.

Mit Tennyson steht es nicht ganz so. Er ist mir persönlich fremd. Was ich über ihn weiß, kann ich mit um so größerer Unbefangenheit mittheilen, als es kaum wirklich Intimes ist. Denn wenige Dichter mögen mit gleich reizbarer Scheu, wie dies bei Tennyson der Fall ist, ihrer Mitwelt das Recht bestritten haben, sie als öffentliche Charaktere

aufzufassen. Ich besitze einen Brief Tennyson's, worin er kurzweg die Meinung ausspricht: die Biographie eines Menschen könne erst nach dessen Tode geschrieben werden. Da, mein' ich, hätten wir dann nichts als Nekrologe. Mit großer Entschiedenheit verwahrt er sich in mehreren seiner Dichtungen ganz ähnlich gegen die Neugier des Publicums. Eins dieser Gedichte mit dem Epitaph Shakespeare's als Motto:

„cursed be he that moves my bones“,
(„Verflucht sei Derjenige, welcher an meine Gebeine rührt“,)

geht so weit: auch über das Grab hinaus, das Privatleben des Dichters der Beurtheilung zu entziehen. Es ist „to —“ überschrieben und lobt einen Freund, der, obschon mit aller dichterischen Begabung ausgestattet, doch der Poesie sich nicht zugewandt habe. Denn, heißt es weiter, nicht nur gewannest Du dadurch dauerhafteren Lorbeer, als der meine, Du entgehst auch dem Loose Derjenigen, welche der Dichterkranz schmückt, und weder Narr noch Schurke werden Dein Grab zum Tummelplatz ihrer Orgien machen. Oder kann der Dichter jetzt, wie vor Zeiten, dahingehen, ohne daß, noch ehe er kalt ist, die Schmähsucht sich seines Andenkens bemächtigt? „Zeige aller Welt die Fehler, die er verbarg“, so heißt es jetzt, „brich Schloß und Riegel auf! Verrathe sein Vertrauen! Laß Dir nichts zu heilig sein! Das vielköpfige Thier möge doch ja Alles erfahren!“ — O schmachvoll! War's denn nicht der Werth seines Sanges, was uns erfreute? war sein Leben denn ein öffentliches? war er ein wappenstolzer Staatsmann, war er ein König? — Nein, sein Bestes gab er der Nation, sein Schlimmstes behielt er für sich. Und darum Fluch über die Narren und Schurken, welche seiner Asche keine Ruhe gönnen. Machen sie doch beneidenswerth das unbeachtete Loos der kleinen Sänger in Busch und Hag, verglichen mit dem Loose Desjenigen, welcher mit seinem Sange laut und langathmig himmelan wirbelt und auf der Tempelschwelle des Ruhms in die Klauen des Aasgeiers geräth, der das Herz des Sängers vor der gaffenden Menge zerfetzt.“

So Tennyson über das schonungslose Eindringen in die Geheimwelt des Poeten.

Daß er für ihn, den Poeten, überhaupt eine völlige Ausnahmsstellung beansprucht, geht aus manchem andern seiner Gedichte hervor; seine Auffassung des Dichters von Gottes Gnaden ist vielleicht die stolzeste, welcher je ein Dichter Ausdruck gab. So läßt er in The poet's Song den Dichter nach einem Regen ins Freie treten und aufs Land hinausziehen, während von den Thoren der Sonne ein leiser Wind haucht und zarte Wolkenschatten über die Weizenfelder dahinstreichen Nun setzt sich der Dichter an einer einsamen Stelle nieder und stimmt eine laute und liebliche Weise an, so daß der Wildschwan hoch in den Wolken im Fluge inne hält und die Lerche aus der Luft herunterschwebt, um sich zu den Füßen des Singenden niederzulassen. Und ebenso unterbricht die Schwalbe ihre Insectenjagd, die Schnecke schlüpft unter ein Zweiglein; mit dem Federflaum an dem blutigen Schnabel und sein Opfer unter dem kralligen Fuße steht der Habicht lauschend da und die

Nachtigall denkt: ich habe manch ein Lied gesungen, aber keines von so fröhlichem Klange wie dieses, denn er singt, was werden wird, wenn die Jahre dahin gegangen sind — when the years have died away.

Man kann die Macht der Poesie nicht auf eine höhere Staffel heben, denn hier wird keine Persönlichkeit aus der Fabelwelt gefeiert, nicht Linos, nicht Orpheus, nicht Amphion, nein, „der Poet“.

Und ebenso verherrlicht Tennyson die Poesie in dem schwungvollen Gedicht The poet, das mit den Worten anhebt:

„Unter einem goldenen Himmelsstrich wurde der Dichter geboren, mit goldenen Sternen über seinem Scheitel. Und der Inbegriff alles Hasses, alles Spottes, aller Liebe — mit allem Diesen war er ausgerüstet.“

Oder wie es wohlklingender und prächtiger lautet:

The poet in a golden clime was born,
With golden stars above;
Dower'd with the hate of hate, the scorn of scorn,
The love of love.

Mit dieser hohen Meinung von der Sendung und dem Berufe des so Begnadeten stimmt es denn auch, wenn er, weit entfernt, sich mit der Kritik in ein erträgliches Verhältniß zu setzen, dieselbe gleichsam von der Höhe einer Wolke herab behandelt.

„Verstimme nicht das Gemüth des Dichters, ruft er dem Krittler zu, Du, mit dem seichten Witze; verstimme es nicht, denn Du kannst es nicht ergründen. Immer sollte es hell und sonnig sein und wie ein crystallner Fluß dahin fluthen; hell wie das Licht und klar wie der Wind. — Sophist, Du mit der finstern Braue, tritt nicht näher heran; heilig ist dieser Boden. Lächeln der Falschheit und frostiges Höhnen gehören nicht hierher. Ich will heiliges Wasser in die würzigen Blüthen der Lorbeerbüsche träufeln, welche dies Gebiet umgrenzen. Bei Deinem grausamen Zurufe würden die Blumen welken, denn in Deinem Auge ist Tod, in Deinem Athem ist Frost . . .“

Und dann wird der Quell beschrieben, welcher in des Gartens Mitte sprudelt und ein Lied von nimmer sterbender Liebe singt — „das Du, Sophist, aber nie hören wirst, denn Dein Gehör ist zu stumpf. Du bist zu schmutzig von Sünde, — in die Erde zurück entwiche der Quell, wenn Du ihm nahe kämst.“

Ich halte diese Gedichte für so bezeichnend, daß sie, obschon ihre Kraft und Schönheit durch die Uebertragung das Beste einbüßten und trotzdem sie mehr die reizbare, als die verständig abwägende Seite des Dichters veranschaulichen, mir hier nicht fehlen zu dürfen schienen.

Sie zeigen Tennyson nicht nur in der heute im Allgemeinen so wenig respectirten Abzirkung des dichterischen Priesterthums, sie geben auch den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Ernst, der ihm innewohnt, zu der — man darf es wohl so nennen — keuschen Hoheit seiner Muse und zu der seitab stehenden Weise, wie er sich zu seinen Erfolgen verhält.

Nie hat er mit der Kritik und dem Publicum unterhandelt; daß er

der ersteren es geradezu unmöglich machte, ihn mit Wohlwollen aufzufassen, beweist jenes eben citirte Gedicht. Und so ist sie seinem ersten Auftreten — und dies wunderliche Gedicht fällt schon in die erste von ihm herausgegebene Gedicht-Sammlung — denn auch mit herber Strenge begegnet. Sie hat den Stab über ihn gebrochen und ihn nahezu an seiner Kraft verzweifeln gemacht, obschon jene erste Sammlung des zwanzigjährigen Jünglings bereits die jetzigen Lieblinge des englischen Publicums, „Little Lilian", „Mariana", „Claribel", „The Arabian Nights" und andere Lieder von höchst eigenartigem Reize enthielt.

Aber schon zwei Jahre darauf wagt er sich von Neuem in die lorbeerwinkende Arena; im Jahre 1832, also zweiundzwanzig Jahre alt, denn Tennyson ist 1810 in Lincolnshire als der Sohn eines Geistlichen geboren.

Es ist fast unbegreiflich, wie ihm auch diese zweite Sammlung nicht Bahn brach, sind doch „The Lady of Shallot", „The Miller's daughter", „The May Queen", „The Goose", vor Allem „Margaret", sämmtlich aus dieser Sammlung stammend, jetzt die populärsten Gedichte Tennyson's.

Am Gedankenreichsten und Großartigsten muthet mich in dieser Sammlung „The palace of Art" an, worin das Wonnehaus und der Zaubergarten einer Seele geschildert werden, welche mit der Wissenschaft und der Kunst sich von der Menschheit absondert und in diesem Bunde sich selbst genug zu sein glaubt. Nach und nach zehrt ihr Feuer sich aber auf, ihre selbstsüchtige Abgeschlossenheit wird ihr zum Fluche, Sehnsucht nach Leid und Lust der Menschen nimmt ihr die Ruhe und den Frieden, und das prächtige Schloß, das sie als Herrin bewohnt, deucht ihr ein Kerker. Ich setze die letzten drei Verse hierher, da sie einen tiefen Blick in das Gemüth des Dichters gestatten und den Kampf erkennen lassen, welchen er kämpfte, ehe er mit seiner reizbaren Natur vom Neuem auf den Markt des Lebens hinaustrat Nachdem er die Qualen der in ihrer Pracht vereinsamten Seele geschildert hat, fährt er nämlich fort:

„Sie stöhnte: ach, mein Eingeweide glimmt,
Nichts giebt mir Antwort, nichts ringsum!
Was ist's, das meine Sünde von mir nimmt,
Bevor ich todt und stumm?

Dann, als zu Ende nun der Jahre vier,
Ließ sie den Prunk der Majestät,
Und sprach: Baut dort im Thal ein Hüttchen mir
Zu Buße und Gebet.

Ihn aber, den Palast, reißt ihn nicht ein,
Noch nicht, den Bau, so glatt gebühnt,
Vielleicht ziehn Andre einst mit mir hinein,
Wenn meine Schuld gesühnt."

Schon um dieses einen ohnehin wunderbar phantasiereichen Gedichts willen muß Tennyson jedem Freunde der Poesie von hohem Interesse sein. Wer eine Ahnung davon hat, in welchem Grade das gestaltende Gedankenleben und Weben des Dichters ihn, dem Witz und der Klugheit

der Welt gegenüber, hülflos und absonderlich machen kann, der wird dem Weh, das sich hier mit so harter Selbstanklage Luft macht, seine Theilnahme nicht versagen.

Aber es sollte ihm in der That nicht erlassen werden, seine Schuld „in Buße und Gebet“ zu sühnen. Die Mängel seiner Dichtungen hatte man mit so unerbittlicher Strenge ausgespäht und verurtheilt, daß die ihnen gesellten Vorzüge kaum beachtet worden waren. So ging er denn selbst über sich in's Gericht und warf den ganzen unverkauften Vorrath seiner gedruckten Gedichte in's Feuer. Dann schwieg er volle zehn Jahre.

Aus dieser schweren Prüfungszeit — Nichts giebt mir Antwort nichts ringsum — stammt u. A. jenes berühmte Gedicht, „Die beiden Stimmen“, das den Dichter mit Selbstmordgedanken beschäftigt zeigt. Es beginnt etwa in folgendem Tone:

„Es sprach zu mir ein Stimmchen klein:
So tief im Elend steckst Du drein,
Wär's denn nicht besser: nicht zu sein?

Drauf ich zum Stimmchen: Was gemacht
So wunderkunstvoll, so durchdacht,
Wie würf' ich's hin in ewige Nacht!“

Nun sucht das Stimmchen Alles, was das Leben bietet, in seinem Werthe in Frage zu stellen und, jeden dagegen erhobenen Einwand in langer und gründlicher Beweisführung entkräftend, versenkt sie sein Gemüth tiefer und tiefer in Hoffnungslosigkeit und Lebenszagheit, bis endlich, als ihm schon der Muth völlig versagen will, die Sonntagskirchenglocken in sein Ohr tönen und damit ein anderes Stimmchen zu Worte gelangt, das ihn schließlich mit dem Leben aussöhnt.

Es mag hier noch ein Gedicht mitgetheilt werden, das jener selben dritten Sammlung entnommen ist, da es an Tiefe des Lebensüberdrusses von wenig anderen modernen Gedichten übertroffen werden dürfte. Wie alle vorausgegangenen Citate gebe ich es, in Ermangelung besserer Uebersetzungen — die Herzberg'sche hat wenigstens das Verdienst genauer Kenntniß des Englischen und ziemlicher Vollständigkeit der bis zum Jahre 1842 reichenden Gedichte — in eigener Uebertragung, ohne dabei unerwähnt zu lassen, daß sich das Original dadurch nur in einer großen Abschwächung wiedergegeben sieht. Die englische Sprache ist durch ihre kurzen Worte zu weit knapperem Ausdruck befähigt, als die deutsche und ein auf bestimmtes Sylbenmaß begrenztes englisches Gedicht kann daher nie ohne Einbußen mannigfacher Art ins Deutsche übertragen werden. Gewisse Weichheiten des Englischen, in denen oft der eigentliche Reiz der Melodie verborgen liegt, gehen ohnehin beim Verpflanzen in unsere kräftigere Sprache ohne Hülfe verloren und so dürften z. B. poetische Schneeflocken, wie Little Lilian, unter der Hand des Uebersetzers schier unausbleiblich zerfließen.

Das erwähnte Gedicht „Come not when I am dead“ enthält etwa Folgendes:

„Komm' nicht, wenn ich nun todt
Und netze nicht mein Grab mit eiteln Zähren
Tritt nicht um's Haupt mir ohne Noth,
Stör' nicht den Staub, dem nichts du woll'st gewähren.
Mein sei des Sturmes Lied, des Hähers Schrei, —
Geh du — vorbei.

Kind, elend wie ich bin, was wäg' ich's lang:
Ob du an mir gefehlt, — gesündigt hast?
Nimm wen du willst, — die Zeit, sie macht mich krank
Und Rast nur heisch' ich, Rast.
Geh', schwaches Herz, — laß liegen mich, wo's sei,
Und geh vorbei."

Man wird in der Darstellung, wie ich sie von Tennyson gebe, wenige Züge aus dem Bilde wiedererkennen, das man sich im Allgemeinen auf dem Festlande von dem englischen Hofpoeten gemacht hat. Auch halten diesem melancholischen Stirnfalten und Wimpernsenken gar munteres Lächeln und gar helle Blicke versöhnend die Waage. Wenn er zu seinem Glücke von dem herben Becher der Schmerzen nicht nur flüchtig genippt, sondern Vieles und Arges gekostet hat, so ist doch die sonnige Begabung, welche ihm innewohnte, auch des tiefsten Wehs immer wieder Herr geworden und da er weit mehr die Welt, wie er sie in heiterstem Farbenglanze überblickt, abspiegelt, als sich selbst, so haben seine Schildereien etwas von der hellen Daseinsfreudigkeit der venetianischen Meister.

Jene dritte Sammlung seiner Dichtungen erschien im Jahre 1842. Vor Allem „Locksley Hall", ein langes Gedicht, in welchem eine Art Paul Clifford oder Karl Moor mit der Welt abrechnet, wurde rasch der Liebling aller mit den Formeln und Fesseln der Gesellschaft Unzufriedenen — und wer, unter Umständen, ist das nicht? — und bald war der geschmähte Barde von Lincolnshire der beliebteste Dichter Englands

Von nun an blieb sein Glücksstern in stetem Steigen. Als im Jahre 1850 Wordworth starb, ernannte die Königin Tennyson in Wordworth's Stelle zum „poet laureate" und auch Prinz Albert, ihr Gemahl, zog ihn in den Kreis der ihm Näherstehenden.

Eine Auflage seiner Gedichte war inzwischen der andern gefolgt. Im J. 1853 erschien bereits die neunte und seitdem hat seine Beliebtheit eher zu- als abgenommen.

Man würde zu viel sagen, wollte man die ihm durch die Gnade der Königin bewilligte Würde als etwas die Dichtungen Tennyson's durchaus nicht Beeinflussendes bezeichnen. Niemand verschließt sich völlig gegen die Einwirkungen seiner Umgebung Aber wenn diese Einflüsse beispielsweise in seiner neuesten Gedichtsammlung nachgewiesen werden müßten, so würde man doch große Mühe haben, irgend eine höfische Strömung darin zu entdecken. Viel eher wäre wohl der Schluß gerechtfertigt, daß die ernst-humane Richtung der hohen Gönnerin Tennyson's und ihre Theilnahme für das Wohl und Wehe des ganzen Volks, über das sie herrscht, auch des niedern, unwillkürlich auf die Muse des ihr nahestehenden Dichters zurückwirkt. „Enoch Arden", das Hauptstück dieser Sammlung, ist so völlig aus der Empfindungswelt des Volks her-

ausgedichtet, wie nur irgend ein Lied, das sich das Volk selber dichtete, und es hat in einigen, besonders empfindlichen Kreisen sogar durch die Doppelehe Anna Lee's nicht geringen Anstoß erregt. — In „Aylmer's Field" werden die ewigen Rechte des Herzens gegen die stolzen Schranken der aristokratischen Vornehmheit mit fast ungestümer Leidenschaft vertheidigt. In „Sea-dreams", dem dritten Stück der Sammlung, wird uns ein durch fremde Schuld verarmter londoner Commis sammt Weib und Kindern vorgeführt, wie sie durch verständiges Auffassen ihres Schicksals sich aus Haß und Verdrossenheit wieder zu Arbeitsfreudigkeit und Lebensmuth empor ringen. Nirgend auch nur ein Hauch von baronlichem Bewußtsein, ungeachtet des, so scheint es, dem Dichter nicht zu ersparen gewesenen Titels „Baronet". Ueber die ohnlängst durch W. Scholz mit gutem Geschick verdeutschten Königs-Idyllen und manches Andere, das zwischen seinen ersten drei Sammlungen und seiner letzten liegt, muß ich hier hinweg gehen. Der größere Theil seiner Dichtungen, weil vorwiegend lyrisch, und somit nicht ohne Beeinträchtigung sprachlicher und nationaler Eigenartigkeiten übertragbar, wird wol nicht füglich zum Verpflanzen taugen.

Will man zum Schluß von den Dichtungen noch einmal auf die Person des Dichters zurückgeführt werden, so sei, nach einer mir vorliegenden Photographie, sein Aeußeres als dasjenige eines sinnig drein schauenden, ansehnlichen, aber schmucklos einfachen Mannes beschrieben, mit vollem, dunklen, lockigen Haupthaar, reichem, dunklen Vollbarte, schwarzen Augen, hoher, tiefgefurchter Denkerstirn, starker, wohlgeformter Nase und schmalen Wangen. Die Freunde Otto Ludwig's werden bei dem Bilde Tennyson's an den Dichter des Erbförsters erinnert, nur daß nicht, wie bei Otto Ludwig, ein tiefkranker Zug den wohlthuenden Eindruck beeinträchtigt.

Damit übrigens auch dem Ruhm und den Ehren, von deren Glanze man sich die Gestalt des Lorbeergekrönten umflossen und umfluthet denken mag, nicht ihre Kehrseite fehle, sei hier noch erwähnt, daß Zuneigung, Bewunderung und vor Allem Neugier dem Vielbeneideten seit Langem keine ruhige Stunde mehr gegönnt haben. Er hat sich daher neuerdings entschließen müssen, seinen Landsitz auf dem entlegensten Westende der Insel Wight, wenigstens während der Reisezeit, wo dies „Sommer-Eiland" von Fremden schwärmt, Preis zu geben, um in seinem neuen Haus in der Grafschaft Surrey den Herbst und Winter zu erwarten, der ihn wieder nach Farringford House und der Freshwater-Bay zurückführt. Und so hätten wir uns denn auch diesen Lorbeergekrönten als eine Art von Flüchtling vorzustellen!



Zwiegespräch.

Nach einem Bilde von W. Amberg. Gestochen von R. Brendamour.

Zwiegespräch.

Nach dem Englischen des **Thomas Moore.**

Er. — Was der Schmetterling der Blume,
Sucht er Honig, süß und fein,
In der Blüthen Heiligthume:
Das, mein Lieb, will ich Dir sein.

Sie. — Was die Wiese, grün umdüstert,
Ist dem lust'gen Bach, der ihr
Grüße haucht und Küsse flüstert:
Das, Geliebter, bin ich Dir.

Sie. — Aber, soll ich trau'n dem Diebe?
Schmetterling fliegt weiter — ach!
Und wenn Kuß vorbei und Liebe,
Wandert treulos auch der Bach.

Er. — Ja, weil einst die Blüthenringe
Welken sammt der Wiese Grün:
Auf drum, Bach und Schmetterlinge —
Küßt und trinkt, so lang sie blüh'n!

J. R.

Winter in den Alpen.

Von August Silberstein.

„Es muß doch reizend in *** jetzt aussehen!" sagte ein Freund zu mir. „Dort, wo wir im Sommer die herrlichen Wanderungen gemacht, wo wir im Sonnenglanze und Abendglühen geruht, wo wir gejagt und in Sennerhütten übernachtet!"

„Haben Sie nie einen Winter in den Alpen gesehen?" frug ich.

„Niemals! Ich möchte die grünen Höhen mit Schnee bedeckt, die Tiefen der Felsenrisse, welche im Sommer dunkel starren, weiß gezeichnet sehen . . . ."

„Möchten Sie aber auch dorthin, wo weder Schlitten noch Reitpferd zu bringen vermögen, zu Fuße, bis über die Kniee im Schnee waten? Möchten Sie mühselig jeden Schritt erkämpfen; möchten Sie den treibenden Flocken und dem eisigen Sturm widerstehen?"

„Ich will!"

„Wir haben heuer einen strengen Winter, wie selten."

„Gerade deshalb!"

„Wolan, so rüsten Sie zur Reise!"

Ich nenne absichtlich weder Gebirgszug noch Oertlichkeit und Richtung, weil es gleichgiltig ist, welches Stück Alpenwelt genommen wurde, und das Nennen eines Namens den Augenpunct fixiren würde, während das, was in der einen Alpenlandschaft vorgeht, gleichfalls in der andern geschieht, somit: was für die eine gilt, auch für die andere zu gelten vermag.

Wir fuhren die vielen Meilen Eisenbahnweges, dann machten wir auf der letzten Einbruchstation Halt.

„Ist kein Schlitten von *** da?"

Die vermummten Schlittenführer des Flach- und Hügellandes lachten. In ihrer trostlosen Passagierlosigkeit war ihnen diese hier naive Frage doppelt amüsant.

„Von dort kann seit mehr als zehn Tagen kein Schlitten heraus!" war die Antwort.

„Und wie wär's mit dem Hinein?" frug mein abenteuerlustiger Freund.

Die Befragten nahmen dies abermals für Unkunde und wurden wieder heiter. Sie erzählten, daß zehn Minuten von hier Frachtschlitten schon zwei Wochen ständen und nicht weiter vermöchten, bis eines schönen Tages wenigstens das Wehen aufhören und man das Ausschaufeln versuchen werde.

Das waren also schöne Aussichten! Gereist waren wir aber einmal, die Stadt lag viele Meilen weit hinter uns, über die breiten Thäler, welche uns umringten, in den Nebel hineinsehen und dahinter erst die hohen Berge in schattenhaften Umrissen entdecken, dies mochten wir

nicht. Wir feuerten also unsere Abenteuerlust gegenseitig an und unser Entschluß stand bald fest, ins so lange Unerforschte hineinzubringen!

Wir wollten Schlitten oder Saumpferde nehmen, wo und so weit es ginge, und uns dann auf unsere Füße und Manneskraft verlassen, wo jeder andere Beistand enden sollte.

Gesagt, begonnen!

Die Entschiedenheit der beiden Männer regte bald einen Schlittenführer an. Er mochte wol auf unsere Kosten eine Fahrt wagen und sich die Schlucht, in welche wir hineinmußten, in dieser Jahreszeit besehen; er stellte aber die Bedingung, daß wir ihn nicht weiter zu fahren zwängen, als es überhaupt räthlich erschiene und für seine Thiere zu gefährlich beginne.

Die Bedingungen eingegangen, verhüllten wir uns, im eisigen Winde, welcher Schneenadeln dicht trieb, so fest als möglich. Doch schon nach den ersten hundert Schritten der Fahrt hieß es: von der Landstraße herab! Die Pferde stutzten und weigerten sich vor den aufgewehten Bergen zu sehr. Das Schellengeklingel hatte keinen harmonischen Accord, machte im Gegentheil wirren, unangenehm ermüdenden Lärm. Der Kutscher entdeckte seldeinwärts Ackerstellen, welche vom Winde ausgefegt waren und begann darauf seine Schlängel-, Kreuz- und Querzüge. Wir aber auf dem Schlitten hopsten und wogten, fuhren in die Höhe und wurden wieder zurückgeworfen, denn wir wurden über die festgefrorenen aufgewühlten Ackerfurchen, Grenzscheiden und Gräben geschleift.

Wo die Berge enger aneinander rücken, da hatte der Wind sein doppelt ergrimmtes Spiel, hob ganze Schneeberge, zerstäubte sie, warf sie wieder herab und so mag man sich einen sibirischen Hexen-Sabbath ausmalen!

Endlich, ganz zwischen den Bergwänden, war es ruhiger. Aber welches Bild der Verlassenheit und Vereinsamung! Die Tannen und Föhren am Wege staken tief im Grunde; würde nicht der zur Seite abstürzende Wassergraben, die Felsenrinne, den Weg zeigen, es wäre unmöglich, ihn zu finden!

Wo ist da eine Straße? Wo ist da ein Gelände? Wo sind die Wege, welche Hunderte von Fußreisenden und Spaziergängern in lachender Jahreszeit gezogen, auf welchen die Wagen aller Art so lustig gerollt und auf denen wir, umduftet von der Alpenflora, umrauscht und gekühlt vom Bergstrom, gewandelt?

Sie waren verschwunden, sie lagen eine Klafter tief unter uns. Wir hatten uns immer an den Bergwänden zu halten; denn, ob blos Schnee aus den Tiefen heraufreiche, oder sich auf einen Straßengrund stütze, war unentscheidbar.

Und die ersten Hütten! Auf der einen Seite, wenn sie an einer Berglehne standen, waren sie nicht vom Berge zu trennen, nur vorn an der Thür und den Fenstern waren sie mühselig durch die Bewohner vom Schnee befreit, welcher sie aber in einiger Entfernung wieder wie eine Mauer umgab.

Und darin wohnen Menschen, welche zur Arbeit gehen sollen, Menschen, welche Hülfe bedürfen, Kinder, denen Schulbesuch nöthig wäre, kranke Mütter, arzneibedürftige Greise und Greisinnen, Kranke und Elende! — Ihr Städter habt gar keine Ahnung von den tausend Wohlthaten und Bequemlichkeiten, welche Euch die Stadt bietet, lediglich durch ihr Bestehen und Euer Hausen darin, die Ihr aber gar nicht schätzet und beachtet!

Die muthigen, kräftigen Thiere, welche uns vorwärts zu bringen bestimmt waren und ihr Möglichstes thaten, trieften in der eisigen Luft vom Schweiße. Der Kutscher schrie fortwährend: „Es geht nicht!" wurde aber von uns immer muthig belehrt, es gehe doch! —

„Wenn mir aber eines die Füße bricht?" war seine Frage; und das Mitleid mit den Thieren bewog unsere eisigen Herzen.

Der Schnee, welcher in verschiedenen Zeiten und Lagern sich aufschichtet, erhält auch mehrere gefrorene Decken, die sich übereinander dahinziehen. Der starke Hufschlag tritt sie durch; zugleich aber eilt das Thier vorwärts; die harte engeinfassende Deckenkante schneidet und bricht die Füße — ein solch' unglücklicher vierfüßiger Arbeiter ist dann verloren und es bleibt nichts, als ihm mitleidig mit Flinte oder Beil den letzten Rest zu geben!

Da schüttelten die Rosse — da bäumten sie widerwillig!

Wir mußten aussteigen und die Thiere beim Zügel fassen. Durch Zureden gelang es, sie wieder über eine hohe oder tiefe Stelle zu führen, darüber hinaus winkte ja abermals ein versprechenderes Stück! Dann mußten wir wieder den Schlitten heben und ihn aus der schiefen Bahn herausziehen, in der wir schon mehr übereinander hingen, als nebeneinander saßen. Der Schnee von der Berglehne füllte zuweilen unsern Schlitten.

Dann konnte ein Roß gar nicht mehr aus der Tiefe. Es mußte ihm ein Fuß herausgehoben und auf eine geballte Decke gelegt werden, ein Gleiches unter dem Bauche und bei einem Hinterfuße geschehen. Mit ähnlicher Arbeit und Emporreißen am Zügel gelang es.

Wir mußten endlich ausspannen, ein Pferd hinter dem andern schön führen und am Zügel fassen, dann abermals zurückgehen und den Schlitten holen, hinter uns daherziehen. Dafür aber ging es ein Weilchen wieder, daß die Kufen glatt in der gefrorenen Bahn liefen und brummten, wie riesige Baßsaiten, zu deren tiefem Grundthema die lustigen Schellen die heiteren Variationen spielten!

Abermals an einer „Schneewehe" angelangt, keuchten die Thiere, stampften, warfen die Köpfe, bogen nach dem Abgrund, wenn man sie vorwärts treiben wollte — sie zitterten und trieften am ganzen Körper „aussteigen oder zurückkehren!" lautete des Führers unabweisliche Forderung.

Wir waren in der Nähe einer Brücke und eine Viertelstunde weit von einer mir bekannten Jägerhütte.

„Vorwärts!" galt unsere Losung und unsere eigene Kraft sollte den Rest vollbringen!

So halfen wir noch ausspannen, die Thiere zurückweisen, denn

auf dem schmalen Wege vermochten sie nicht sammt dem Fahrzeuge umzudrehen, den Schlitten selbst zu kehren — und dann wateten und stampften wir vorwärts!

Kein frischer Menschentritt war sichtbar. Alle Fußspuren waren wieder überschneit und trat man in eine hinein, so konnte man sicher sein zu wanken, zu taumeln oder durchzubrechen.

Also blindlings in die weiße Decke — und das war das Gerathenste!

Wir sanken bis über die Kniee, bis an die Hüfte, wir halfen uns wieder heraus. Wir kamen an den Jäger und wußten ja, daß er keine Pferde besitze. Wir waren abenteuersüchtig und rüstig; und so rückten wir das Ziel hinaus, um eine halbe Stunde weiter, wo wir abermals eine Hütte zu finden wußten.

Die Sonne, welche während des ganzen Winters hier nicht in die Tiefe zu dringen vermag, beleuchtete plötzlich, wie in außerordentlicher Laune, matt einen der höchsten Grate!

Wir waren endlich vor der Hütte — dicht in der Nähe war eine Lawine niedergedonnert und noch schwebte ein Theil eingekeilt zwischen riesigen, alten Baumstämmen, auf nicht entfernter Höhe. Wäre die furchtbare Last ganz niedergegangen, so wäre eine Familie, mehr wie ein halbes Dutzend Menschen, zermalmt, begraben, rettungslos unter den Trümmern des Hauses verloren gewesen! Kein Hilfeschrei kann gehört werden, keine Menschenhand erbarmend sein!

Jetzt wirbelte doch der Rauch aus dem Dache und die Menschen sahen auf den drohenden Tod! So vertrauensvoll vermag man gegen die Gefahr zu sein, der man oft entgangen!

Vorwärts stürmten wir — wir wollten in den **hof nach ***, zu der befreundeten Familie, zu dem Pfarrer, zu dem Jäger, zu all' den armen aber braven Freunden in den bekannten zerstreuten Alpenhütten!

Und so stampften wir fort und fort; von einer Station zur andern machten wir uns Muth, bis wir uns das Wort gaben, nicht zu rasten und nicht zu ruhen, bis wir das letzte Ziel erreicht.

Der Oberleib rann vom Schweiße — vom Knie abwärts klirrte das Eis. Wir sahen sonst so stolzes und scheues Hochwild rings stumpf und mühselig sich schleppen und am harzigen Tann kümmerlich äsen; wir sahen Hasenspuren und Fuchsspuren — es fehlte nur noch der Wolf!

Keine Menschenseele begegnete uns — bei Nachfrage an den Hütten erfuhren wir, daß seit acht Tagen nur eine einzige Person nach der Kirche zu *** gegangen sei! Und so dämmerte der Abend, die zerklüfteten weißen Alpen wurden grau und düster, neben uns und unter uns rauschte das rastlose Wildwasser in der Felskluft!

Der beste Weg war jener gerade an dem Streif, worunter sich das hölzerne Straßengeländer vermuthen ließ. Dieses hatte einmal oder öfter gethaut und war dann wieder eingefroren. Hierauf lag der spätere Schnee fest und man konnte höchstens bis drei Schuh tief zu den Geländerbalken einsinken. Die einbrechende Dunkelheit machte diesen Grenzweg an der Tiefe immer unrathsamer, und so vorwärts — gleichgiltig,

geht es bis zum Gürtel, oder dann wieder nur bis zum Knie — wie gesagt, Einer half dem Andern!

Ach, wie wehmüthig stand mein Freund vor dem Wirthe — eine kleine Stunde vom Ziele! Nichts da! Kein Aufthauen am Ofen und neues Frieren! Nur nicht rasten im Wandern — immer vorwärts, wenn auch langsam, aber bis ans Endziel!

Und ehe die vierte Stunde des Marsches vollendet — stampften unsere eisklirrenden Füße am hölzernen Vorbau und Treppengeländе — gerade im Hofe waren wir am tiefsten in die zusammengewehten Schneeberge gesunken — öffneten die Thür und traten ein.

Gespenster und Luftgestalten erblickt man mit nicht weniger Erstaunen und fast Erschrecken als uns!

„Ist es möglich?!"

„Seit so vielen Tagen war weder Mensch noch Thier außer dem Hofe und Alpenthale!"

Und so machten wir uns, bestens unterstützt, heimisch!

Erst im Sitzen und Wärmen fühlte man die Glieder knacken und aus den Fugen, denn ein solches Rutschen und unsicheres Treten stellt die höchsten Anforderungen an den Körper. Das Eis von Haaren und Bärten kam erst spät zum Schmelzen — es klirrte und klapperte lange bei den Bewegungen.

Es ist gleichgiltig für den Leser, was wir ferner im Freundeskreise erlebten. Aber sie wollen das Schauspiel der Natur mit uns genießen!

Ein Jägerbursche führte uns an die Stelle, wo vor wenigen Tagen einige Gemsen von den Felswänden „eingebrochen", heruntergestürzt.

Ach, die armen Hirsche, Rehe und Gemsen! Es geht ihnen diesmal gar schlecht! Während man ihnen sonst mehrere Stunden weit in die Höhen nachsteigen muß — sahen wir sie jetzt rings stehen, wie die weidenden Hausthiere. Sie sind bis zum Bauche eingesunken, sie haben nichts zu essen, sie sind zaunbürr und tragen nur die Decke über den Knochen. Wer kein Wilddieb ist oder Vertilger, der schießt jetzt kein Wild. Es liegt keuchend im tiefen Schnee und friert fast ermattet auf seinem Nachtlager an. Man könnte es mit dem Knüttel erschlagen! In der That brachte ein Jäger zwei Hasen, die er und ein Bursche in einem Wassergraben mit dem Stocke erlegt. Das Edelwild bricht in den eisigen Lagern häufig die schlanken Knochen und verdirbt. Es sucht mühselig die untersten Zweige der Tanne, die es sonst verschmäht, die Rinde der Stauden, um sich erbärmlichst zu fristen. Wir sahen Edelwild- und Hasenspuren bis an die Fenster der Menschenwohnungen, an die Misthaufen und Hausviehställe! —

Die Schußrohre der Jäger lagen ruhig, oder harrten nur der Geier, welche man heftiger kreischend und in größerer Zahl über dem Wilde lauern sah.

Der Jäger ließ Tannengrün kurz schneiden, ja, Heu zutragen und zuführen, um es auf die Höhen zu vertheilen, damit das arme Wild nicht ganz verkomme und verderbe.

So wurde aus dem Verzehrer ein Ernährer! —

Und wie ging es in den Hütten? — Wir stampften mühselig zu den Einsamen. Nur mit Schneereifen (einem hölzernen Kreise an den Füßen) konnten sie die Hütten verlassen Wo das Fenster nicht freigemacht werden mußte, war es sicherlich vom Schnee überragt. Die Greise, welche uns erstaunt begrüßten, erinnerten sich keines ähnlichen Winters und ungeheueren Schnees.

Ich frug scherzend nach ihren mir bekannten Sommeralpenhütten. — Man konnte ja nach einzelnen Höhen, worauf sie standen, sehen. Aber dort war keine Spur einer Hütte, sie waren sämmtlich tief im Schnee eingegraben und werden heuer um Wochen später zu beziehen sein — dies auch nur, wenn die Sonne recht frühzeitig thätig ist!

Vor der Sonntagskirche klang kein Schlittengeläute — es war nicht möglich, aus der Ferne zu kommen. Doch waren Männer, mehrere Stunden weit, zum Gottesdienste mühselig gestampft. Sie erzählten von dieser und jener Hütte, welche ganz begraben war, welche verlassen werden mußte, und endlich von solchen, welche „drüben", da oder dort, weggerissen, wo Weiber, Männer und Kinder elend, rettungslos durch Lawinen zu Grunde gingen!

Was die Stürme jetzt verschonen, werden später noch die Thauwetter heimsuchen. Dann werden die reißenden Wildwässer kommen, ein- und durchbrechen!

In den Hütten der Alpenarbeiter herrscht Noth und Elend. Wochenlang keine Arbeit möglich, ja selbst kein Weg, um aus der Ferne Vorrath zu holen. Ein Reicher ist, wer einen kleinen Mehl- oder Schmalzvorrath, oder gar ein Stück Fleisch im Rauchfange hängen hat.

Seen, welche nur in außerordentlichen Zeiten frieren, sind heuer gefroren. Bäume bersten in der Kälte und wir haben solche geborstene Rinden genug gesehen. Eiszapfen von Klafterlänge und derartig halbem Durchmesser sind häufig. Ja, zuweilen hängen solche ganze Cascaden von den nahen Felswänden. Die Zweige beugen sich, um nicht unter der Schneelast zu brechen.

Sonnenblicke sind selten, werden monatelang ganz entbehrt und jetzt nur sehr selten auf den äußersten Höhen begrüßt.

Die Seelsorger müssen aber doch in die auf mehrstündigen Strecken zerstreuten Alpenhütten, den Sterbenden Trost bringen — ebenso müssen die Aerzte in Nacht und Nebel dahin. Nicht aber etwa um Lohn, sie müssen zuweilen noch in die Tasche greifen, um die aller Mittel baaren Hilflosen nicht ganz zu Grunde gehend zu wissen!

Nur die Gebirgswasser rauschen rastlos aus den Höhen, Schluchten und engen Thälern heraus in die Weite, zu den Strömen und Ebenen, wo die Städte, wo die begünstigten Menschenwohnungen liegen.

Mögen die Wasser in ihrem Murmeln von den Alpen erzählen, dem Elend, das sie gesehen, und Mitleid erwecken in allen behaglichen Stuben und warmumkleideten Herzen!

Die Dorfcoquette.

Eine Erzählung von **Friedrich Spielhagen.**

(Schluß.)

Der Hause zog weiter, ich setzte langsam meinen Weg fort, als plötzlich, wie ich eben einen Hohlweg passirt bin, der ziemlich steil aufwärts führt, Konrad vor mir stand. Mein Schrecken war groß; ich konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken. — Fürchten Sie sich nicht, sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat. Ich deutete nach der Richtung, in welcher der Hause gezogen, dessen verworrene Stimmen noch deutlich zu uns hinaufdrangen. Er begriff sogleich, was ich wollte, denn er warf einen finstern Blick nach jener Seite und sagte: Wenn Sie sich nur nicht vor mir fürchten! — Das thue ich nicht, erwiederte ich. Sie sehen es; aber ich möchte nicht gern, daß man Sie ins Gefängniß würfe, um meiner Kinder willen nicht. — Ja, ja! sagte er.

Er wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Augen. Ich sah ihn jetzt erst genauer an. Er war sehr bleich und abgemagert, der starke Bart, den er immer trug, hing ihm in Zotteln um das verwüstete Gesicht; sein dicker Flausrock und die hohen Stiefel zeigten die Spuren von Nächten, die im Walde oder in einsamen Hürden zugebracht sein mochten. Es war wieder der Konrad, der vor drei Jahren auf unserer Schwelle erschienen war, und um ein Stück Brot gebeten hatte, das ihn vor dem Verhungern schützen sollte. — Armer, armer Mann! sagte ich unwillkürlich

Der mitleidige Ton, in dem ich die Worte gesprochen, mußte ihm in die tiefste Seele gedrungen sein. Ein Stöhnen, das mir durchs Herz schnitt, drang aus seiner breiten Brust, die sich krampfhaft hob und senkte; im nächsten Augenblick lag er vor mir auf den Knieen und küßte den Saum meines Kleides zu wiederholten Malen; dann sprang er auf und war alsbald in dem dichten Gehölz, aus dem er herausgetreten war, verschwunden. Ein paar Mal hörte ich die Zweige knacken, gerade wie wenn ein Hirsch in der Flucht durch die Büsche bricht, und nun war Alles still. Ich hätte glauben können, meine aufgeregte Phantasie habe mir die Scene, die ich soeben erlebt, vorgespiegelt.

Die sonderbare Begegnung gab mir viel zu denken; aber ich hütete mich wohl, gegen irgendwen davon zu sprechen. Daß Konrad sich nur so lange in der Gegend versteckt gehalten und allen Verfolgern getrotzt hatte, um mich noch einmal zu sehen, um mir in seiner Weise zu sagen, wie tief er seine Unthat bereue, war offenbar. Ich hielt mich überzeugt, daß er nun das gefährliche Terrain verlassen habe, und der Erfolg schien

mir Recht zu geben. Wenigstens fand man in den folgenden Wochen auch nicht die leiseste Spur von ihm; der Eifer seiner Verfolger erlahmte man begann bereits gelegentlich von etwas Anderem zu reden.

Unterdessen war auch in die Wirthschaft nach und nach die Ordnung zurückgekehrt. Ein neuer Verwalter war engagirt worden, ein einfacher, bescheidener Mann, der emsig seiner Pflicht oblag und seiner Aufgabe gewachsen schien. Das Vorwerk wurde von hier aus verwaltet, was jetzt nicht mehr so schwierig war, da der Onkel die Güte gehabt hatte, das kostspielige und lästige Gestüt zu übernehmen und auf sein Gut zu überführen. Er kam zuweilen herüber, mir mit Rath und That beizuspringen; ich selbst war viel draußen auf dem Felde, bald im Wagen, bald zu Pferde und sah nach dem Rechten, oder gab mir wenigstens davon den Anschein, was manchmal auf dasselbe hinauskommt.

Bertha hütete schon längst nicht mehr das Bett; die Wunden waren abgeheilt, aber um ihren Gemüthszustand sah es desto trauriger aus. Noch immer, so oft ich unerwartet zu ihr kam, fand ich sie in Thränen; das Mädchen, das bei ihr schlief, sagte, daß sie halbe Nächte lang in ihrem Bette sitze und weine. Keine Bitten konnten sie vermögen, das Zimmer zu verlassen, und wenn ich mich über ihr Gebahren zornig stellte, sah sie mich so kläglich an, daß ich sie, wiewohl ungern, gewähren ließ. Ein verwundeter Vogel kann sich nicht ängstlicher in die Büsche drücken, als sich das arme Mädchen den Blicken Aller verbarg; und wenn man dann sich erinnerte, wie sie früher gewesen war: wie keck und zuversichtlich, wie lachlustig und übermüthig, konnten Einem wol selbst die Thränen in die Augen kommen.

Sie werden es verzeihlich finden, daß ich in solcher Lage auf das Gemüth eines Mädchens, das bis dahin so ganz in Leichtsinn und Eitelkeit aufgegangen war, mit kleinen und kleinlichen Mitteln zu wirken suchte, ihr zum Beispiel gelegentlich etwas Schmeichelhaftes über ihr gutes Aussehen sagte: daß ihre Augen schöner seien, als je und daß ihre schlanke Gestalt mir noch zierlicher erscheine. Eines Tages ordnete ich ihr selbst das reiche Haar und arrangirte ihr ein schwarzes Flortuch, welches ich ihr um den Kopf band, so daß auch nicht die mindeste Spur der grausamen Verstümmelung zu bemerken war. Sie sah in der That ganz reizend aus, ich führte sie mit sanfter Gewalt vor einen Spiegel und fragte sie freundlich, ob sie auch so nicht glaube, sich vor den Leuten sehen lassen zu können? Wie erstaunt war ich, als sie, die noch eben bei meinem sanften Zuspruch gelächelt hatte, jetzt in heftigste Thränen ausbrach, mit leidenschaftlicher Dankbarkeit meine Hände küßte, und schluchzend versicherte: sie könne nie wieder glücklich werden, und wenn auch kein Mensch wüßte oder je erführe, was mit ihr geschehen sei.

Gieb Acht, sagte der Onkel, dem ich diese Scene mittheilte: es kommt, wie ich gesagt! Sie hat nicht hören wollen, nun hat sie gefühlt. Solche Leute sind wie die Kinder. Ein Kind, das gezüchtigt ist, ist nicht beleidigt, sondern einfach erschrocken, gedemüthigt, zur Raison gebracht. Das ist ihr Fall. Nächstens wird sie Dir erklären, sie könne nur den

Einen lieben, der ihr die Ohren abgeschnitten, oder höchstens den Andern, dem sie zutraue, daß er ihr im betreffenden Falle auch die Nase abschneiden würde.

Es schien, daß der alte Herr, der stets geneigt war, die ganze Welt für unvernünftig zu erklären, in diesem Falle einmal wieder Recht haben sollte.

Meine Bemühungen hatten wenigstens den Erfolg gehabt, daß Bertha jetzt anfing, sich im Hause mit einiger Freiheit zu bewegen. Eines Tages fand ich sie in einem Raume, der zur Aufbewahrung von allerlei Sachen diente, und wohin auch die wenigen, welche Konrads Eigenthum gewesen waren und die er auf seiner Flucht sämmtlich zurückgelassen hatte, gebracht waren. Ich sah, wie sie davor stand, in der Haltung Jemandes, der vor einem geliebten Grabe weint und betet. Da sie mich nicht bemerkt hatte, zog ich mich leise wieder zurück, nicht wenig erstaunt über das, was ich gesehen, und eigentlich außer Stande, es mir zu erklären, wenn ich mich nicht zu der Ansicht des Onkels bekennen wollte: „Diese Menschen seien aus Widersprüchen zusammengesetzt."

Nicht lange darauf ereignete sich ein Vorfall, der mir gewissermaßen ein Schlüssel zu Konrads räthselhafter That wurde. Die alte Anne-Kathrin hatte sich in ihrem Hexenhochmuth hier und da gerühmt, daß sie es der „Bertha" eingebrockt habe, und daß Andere sich vor ihr hüten möchten, wenn sie nicht wollten, daß sie ihnen ebenso mitspiele. Man hatte Notiz von diesen Reden genommen, ein besonders Kühner hatte die Alte denuncirt und ein junger Assessor, der als Untersuchungsrichter in dem Falle fungirte, das dumme böse Weib wirklich zu einem Geständniß vermocht. Mir war es eine förmliche Beruhigung, zu wissen, daß jenes Teuflische in Konrads That nicht aus ihm selbst stammte, daß es ihm in schlimmer Stunde von einem Satan in Menschengestalt gelehrt war. Ich hielt es für meine Pflicht, die Entdeckung Bertha mitzutheilen. Sie sah mich mit großen, starren Augen, die sich während meiner Erzählung mehr als einmal mit Thränen füllten, an. Als ich zu Ende war, drückte sie ihr Gesicht in die Hände und schluchzte: Gott sei gelobt: Ich wußte ja, daß er nicht so schlecht war!

Von diesem Tage wurde ihr Blick freier, ihre Haltung straffer; ihr Auge bekam wieder etwas von dem alten Glanz, wenn es auch nicht mehr so übermüthig wie früher lachte, auch dann nicht, als einige Wochen später Jemand, den sie sonst, ohne zu lachen, kaum ansehen konnte, ihr einstiger Clavierlehrer, unser Pfarradjunct, jetzt schon seit lange wohlbestallter Pastor, auf den Hof kam, mit breitkrämpigem Hut, den Wanderstab in der Hand, wie es sich für den Nachfolger der Apostel ziemte.

Ich war über diesen Besuch einigermaßen erstaunt; der junge Pfarrer hatte, seitdem er sich vor vier Jahren so tapfer aus den Schlingen zog, die ihm Satan gelegt, nie wieder bei uns sehen lassen und auch sonst jede Begegnung sorgfältig vermieden. Uebrigens hatte er sich nicht eben verändert; er war vielleicht nicht mehr ganz so mager und verblaßt,

aber seine Schüchternheit und Unbeholfenheit hatte er auf seiner einsamen Landpfarre bestens conservirt. Jetzt saß er mir auf der Kante des Stuhls, ganz wie in alter Weise, gegenüber, drehte, ganz wie in alter Weise, den unglücklichen breitkrämpigen Hut über den zusammengepreßten spitzen Knieen und starrte mich, den blassen Mund halb geöffnet, durch die runden Brillengläser an, es mir überlassend, wie ich es für schicklich erachten würde, die Unterredung, die er nachgesucht, zu beginnen.

Natürlich that ich meine gesellschaftliche Schuldigkeit und unterhielt, so gut ich konnte, meinen verstäubten Gast, der gelegentlich Ja und Nein, Nein und Ja, wie es paßte, oder auch nicht paßte, dazwischen warf, bis ich endlich, von all den vergeblichen Versuchen erschöpft, mir die Bemerkung erlaubte, es komme mir vor, als ob er irgend etwas auf dem Herzen habe, und es sei vielleicht am Besten, wenn er mir ohne Weiteres den Gegenstand seiner Préoccupation mittheile. Hier fing der Hut an, sich in einer beängstigend schnellen Weise zu drehen, die großen Füße scharrten hin und her, der kurzgeschorene Kopf begann sich auf und nieder zu bewegen, als wolle er sich im nächsten Augenblick von dem weißen Halstuch ablösen, der große Mund schnappte ein paar Mal nach Athem und dies war es nun. Er kam, um Bertha zu seinem christlichen Eheweibe zu begehren, mit einem Herzen, aus dem, wie er hoffe, eine vierjahrelange Reue und Buße den letzten Rest irdischer Hoffahrt und Eitelkeit getilgt habe. Nun aber, fuhr er fort, und er faltete dabei fromm seine Hände, hat mir der Himmel selbst ein Zeichen gegeben, daß meine Prüfungszeit zu Ende ist. Was mich damals zu der Jungfrau lockte: ihre sündige Schönheit — das ist dahin. Der Himmel, dessen Wege unerforschlich sind, hat sich eines schrecklichen Werkzeugs bedient, um aus dem Wege zu räumen, was uns trennte. Die Hartgeprüfte darf des Hartgeprüften Ehegemal werden; was sie in den Augen der Andern abscheulich macht, das macht sie mir lieblich; und auch hier wird es heißen, daß der Stein, den die Andern verworfen haben, der Eckstein unseres zeitlichen Glückes, und hoffen wir in Demuth, unserer ewigen Seligkeit geworden ist.

Ich hatte, während der wunderliche Mensch so sprach, durch die Fenster des Gartenzimmers, in dem wir saßen, Bertha in einiger Entfernung zwischen den Beeten gehen sehen. Jetzt wandte sie sich gerade um und kam auf das Haus zugeschritten. Die Mittagssonne schien hell in ihr schönes, von dem dunklen Flortuch, das sie jetzt beständig trug, herrlich eingerahmtes Gesicht. Ich nahm den Aufgeregten bei der Hand, führte ihn an das Fenster, deutete durch die hohen Blattgewächse nach der Gestalt im Garten und sagte: Glauben Sie wirklich, daß es keine Sünde sei, dieses Mädchen zu lieben?

Die Wirkung meiner einfachen Kriegslist war unbeschreiblich. Er wurde roth, er wurde blaß, er murmelte abgerissene Worte; ich glaube, er nahm, was er sah, für ein Blendwerk der Hölle, für eine neue Versuchung, die er mit kräftigen Gebeten zu beschwören suchte.

Da er wirklich ein guter Mensch war, so jammerte mich seiner, und

in Anbetracht, daß er unter den Händen einer klugen Frau sich am Ende doch noch formiren könne, beschloß ich, die Angelegenheit, so lächerlich sie auch schien, ernsthaft zu nehmen. Ich versuchte also, ihm seinen frommen Schrecken auszureden, was wirklich — mir zum Beweise, daß er nicht ganz so albern war, wie er sich stellte — einigermaßen gelang. Sein Heil bei Bertha selbst zu versuchen, wie ich ihm rieth, gestattete freilich seine Aengstlichkeit nicht. Ich entließ ihn mit dem Versprechen, Bertha zu sondiren und ihm schriftlich zu melden, ob er seine Bewerbung fortzusetzen oder aufzugeben habe.

Bertha that, was ich freilich erwartet hatte: sie wies den Antrag des Pastors entschieden, ja mit förmlichem Abscheu zurück. — Ich bin ja verlobt, gnädige Frau! sagte sie. — Wenn Du Dich so fühlst, erwiederte ich, bist Du es freilich, sonst nicht; ein Band, das so roh durchschnitten ist, hält nur noch, wenn man es geflissentlich wieder zusammenknüpft; und vielleicht auch dann nicht mehr. Du kannst, was geschehen ist, nie vergessen oder vergeben. Du kannst Deine Hand nie vertrauensvoll in eine Hand legen, an der Dein Blut geklebt hat. Er hat kein Recht mehr an Dich, weder ein ganzes noch ein halbes. Und es scheint mir auch ganz unmöglich, daß er selbst es je wagen könnte, sich Dir wieder zu nähern. Sollte er es aber, so stehst Du unter meinem Schutz; ich werde Dich jetzt besser zu behüten wissen, als damals.

Ich hatte mit Willen so energisch gesprochen, weil ich zu bemerken geglaubt hatte, daß, was sie jetzt zu Konrad zog, viel weniger zu spät erwachte Liebe — die ich überdies unter solchen Umständen für unmöglich hielt — als vielmehr Furcht sei — Furcht vor dem dämonischen Menschen, der sie zu finden wissen würde, wenn sie je versuchen sollte, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen. — Bertha räumte das zum Theil ein. — Ja, ich fürchte mich vor ihm, sagte sie; ich weiß auch, daß Niemand mich vor ihm beschützen könnte — auch Sie nicht, gnädige Frau; er ist wie der Blitz. Ich weiß, daß er plötzlich dastehen würde, gleichviel wo: auf dem Felde, zwischen dem Korn, im Walde unter den Bäumen, im Garten, im Dorf, in der Kirche, hier im Zimmer, überall, und daß ich dann vor Schreck sterben würde, auch wenn er mich nicht tödtete. — Du bist ein Feigling, Mädchen! sagte ich. — Ach ja, erwiederte sie; und dann setzte sie leise hinzu: ich wollte nur, ich hätte es früher gewußt, dann wäre dies Alles nicht geschehen und wir hätten glücklich sein können, anstatt daß ich uns nun Beide so unglücklich gemacht habe.

Schreibe dem Pfaffen ab und richte die Hochzeit für den Andern an, sagte der Onkel, als ich ihm diese Unterredung mittheilte.

Ein Vierteljahr war vergangen, Konrad war und blieb verschollen. Man nahm im Dorf an, daß er nach Amerika ausgewandert sei. Bertha schüttelte den Kopf; ich fand es ebenfalls unwahrscheinlich. Er hatte ein Verbrechen zu sühnen, und wie ich ihn kannte, mußte das da geschehen, wo es begangen war: auf heimischer Erde, an welche diese elementarische Natur auch ohne dies mit unzerreißbarer Kette gefesselt war. Er hatte mir einmal, als ich ihn fragte, warum er nicht in der Fremde sein Glück

versucht habe, geantwortet: ich könnte ebenso gut ins Wasser gesprungen sein.

Da erhalte ich eines Tags einen Brief von meines Gatten Vetter Herbert, den jetzt als Regierungsrath ein etwas reactionärer Duft umgiebt, der aber damals — im Jahre neunundvierzig — als junger Auscultator für Freiheit und Recht eine Schwärmerei entwickelte, zu welcher die Furcht vor dem Examen und die plebejische Liebe zu einem hübschen Bürgermädchen, von welcher die Eltern nichts wissen, und sehr aristokratische Schulden, die sie nicht bezahlen wollten, nicht wenig beitragen mochten. Uebrigens hatte er sich, seine Verzweiflung an der bösen Welt auszutoben und nebenbei seine unnatürlichen Eltern um so empfindlicher zu bestrafen, ein würdiges Feld ausgesucht. Er diente seit dem Frühjahr in der schleswig-holsteinschen Armee. Sein Brief, der, wie immer, die vielaktige Tragikomödie seiner Schulden behandelte, in welcher er mir, ich weiß nicht welche Rolle zuertheilt hatte, war aus dem Lager vor Fridericia datirt. Der Schluß lautete ungefähr so: Uebrigens habe ich hier ein Individuum gefunden, das, nachdem es meinen Namen erfahren, sich zu meiner Escadron hat versetzen lassen und mir seitdem unschätzbare Dienste leistet. Neulich hat er mich bei einem Ausfall, den die Dänen machten, und bei dem ich in wirkliche Gefahr gerieth, herausgehauen, daß die ganze Armee davon spricht. Ich habe ihn zum Sergeanten befördert und er kommt fast nicht mehr von meiner Seite. Er ist der famoseste Reiter, den ich kenne und dabei der wunderlichste Kerl von der Welt. Ich vermuthe manchmal, daß er seinen Vater erschlagen, oder sonst ein gräuliches Verbrechen auf dem Gewissen hat. Zu einem Kameraden hat er einmal geäußert, er sei unserer Familie auf Tod und Leben verpflichtet; ich vermuthe, daß er einer der unzähligen Clienten Ihres verstorbenen Gatten gewesen ist. Er nennt sich Konrad und Niemand weiß, wie er sonst heißt, oder woher er stammt. Können Sie mir über diesen seltsamen Vogel Auskunft geben?

Ich beantwortete diesen Brief sofort. Konrads That erwähnte ich natürlich nicht. Ich sagte nur, daß der Mann bei uns gedient habe. Herbert könne sich in jeder Beziehung auf ihn verlassen; doch möge er vermeiden, den scheuen Menschen durch Fragen vollends einzuschüchtern, am besten werde er thun, sich nicht merken zu lassen, daß wir von seinem Aufenthalt unterrichtet seien. Jedenfalls aber bäte ich dringend, den Mann auf keinen Fall aus den Augen zu verlieren und mir von Zeit zu Zeit über ihn weitere Mittheilung zu machen.

Diese weitere Mittheilung ließ lange auf sich warten. Die Schlacht von Fridericia war geschlagen, der Waffenstillstand war proclamirt. Ich wußte, daß Herbert den Dienst und die Freiheitsschwärmerei quittirt hatte, als reuiger Sohn in die Arme seiner Eltern zurückgekehrt war und auf dem Parquet der berliner Salons in Frack und weißen Glacés Buße that für seine schleswig-holsteinschen Extravaganzen. Was aber war aus Konrad geworden? Ich schrieb wieder und wieder an Herbert. Endlich kam eine Antwort. Er habe so lange gezögert, da er an mich

nicht schreiben könne, ohne die peinlichste Episode seines Lebens zu berühren, an die er sich jetzt, selbst nach so langer Zeit — es waren kaum drei Monate seitdem vergangen! — nur ungern erinnern lasse. Auch hätte er mir am liebsten verschwiegen, was er nun freilich, da ich so in ihn dringe, mir in Betreff meines Protégé's mitzutheilen gezwungen sei. Der arme Mensch sei in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli gefallen. Er selbst habe ihn mit gespaltetem Schädel vom Pferde sinken sehen, doch sei das Getümmel zu groß gewesen, und er wisse nicht, was aus dem Leichnam geworden. Vermuthlich sei derselbe in die Hände der Dänen gefallen.

Dieser Brief stimmte mich sehr ernst. Für den Mann selbst freilich hätte ich mir kein besseres Ende denken können, als den Tod für eine große und gute allgemeine Sache, nachdem er in eigner Sache durch eine That des Wahnsinns seine Ehre so schlimm befleckt hatte. Ja, in diesem Sohne des Volkes, den niedrig geborenen, unter Kümmernissen aller Art herangewachsenen, in jeder Weise mißhandelten und gehudelten, hatte ein tiefes, starkes Gefühl für Ehre und Recht gelebt, das sich wohl einmal von dem brausenden Herzen verwirren lassen, das aber niemals und durch nichts auf die Dauer unterdrückt werden konnte. Seine Rechnung war abgeschlossen, und, wenn es nach mir ging, so hatte er seine Schuld reichlich bezahlt. Aber das Mädchen, das er so heiß geliebt? Wie sollte ich ihr die schlimme Kunde mittheilen? In meiner Noth fiel mir ein, es sei trotzdem eine Möglichkeit, daß Konrad noch lebe und daß man die Pflicht habe, gründliche Nachforschungen anzustellen. Ich that es. Ein höherer Offizier in der schleswig-holsteinschen Armee, ein Jugendfreund meines Gatten, an den ich mich wandte, nahm sich der Sache mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit an; aber er war nach einigen Wochen gezwungen, mir die Aussage des Vetters zu bestätigen. Leute, die er abgehört, Kameraden Konrads, hatten ihn für todt auf dem Kampfplatze gelassen. Er sandte mir sogar die seitdem veröffentlichten Listen, in welchen ein Sergeant, genannt Konrad, Geburtsort unbekannt, als vor Fridericia gefallen, aufgeführt war. Ich mußte mich entschließen, Bertha zu sagen, was sie doch einmal erfahren mußte.

Daß sich ihr Herz vollständig gewandelt hatte, daß sie sich fortwährend mit dem Bilde des einst so arg Verschmähten innerlich beschäftigte, wußte ich, dennoch hatte ich nicht geglaubt, der Schlag könne sie so hart treffen. Sie war vollständig außer sich, ihr Jammer zerriß mein Herz. Sie klagte sich an, daß sie ihn in den Tod getrieben habe, daß sie seine Mörderin sei. Ich habe nie wieder einen so wilden Ausbruch der Verzweiflung gesehen, als bei diesem Mädchen, dem ich früher die Fähigkeit jeder tieferen Empfindung abgesprochen hatte. Sie lag auf der Erde, raufte sich das Haar, bat, daß man sie tödten möge; sie war wirklich einige Tage am Rande des Wahnsinns. Plötzlich — an einem Morgen — erschien sie vollständig gefaßt und erklärte, Konrad sei nicht todt. Er sei ihr in der Nacht erschienen, schwer verwundet, aber doch lebend, und wenn dies auch keine Erscheinung, sondern nur ein Traum

gewesen sein sollte, so sei er doch auf keinen Fall gestorben. Es sei ja auch ganz unmöglich, daß er gestorben sei.

Ich ließ sie ruhig gewähren und hieß auch die Andern, nicht weiter in sie zu dringen; im Stillen verwundert über die dämonische Gewalt, mit welcher jener seltsame Mann die leichtbewegliche Seele dieses Mädchens, so oder so, in Furcht und Liebe, bis über das Grab hinaus an sich zu fesseln gewußt hatte. Der Onkel brummte: der Mensch sah immer aus wie ein Vampyr. Unser Einer glaubt nicht an Vampyre; die Leute aus dem Volke verstehen sich besser darauf.

Der Onkel mochte das leichtsinnige Wort auch gegen Andere ausgesprochen haben. In Kurzem galt es überall in der Runde für eine ausgemachte Thatsache, daß der Konrad Krüger, der im schleswig-holsteinschen Kriege getödtet sein solle, schon um deßwegen gar nicht habe getödtet werden können, weil er überhaupt nie gelebt habe, sondern ein Golem gewesen sei, der sich von Zeit zu Zeit mit warmem Menschenblut auffrischte. Die arme Bertha wisse davon ein Wort mitzusprechen; sie habe das Ungeheuer gezeichnet. Und wenn man sie eines Morgens todt im Bette finde, so werde man auch wohl, ohne lange zu suchen, wissen, wer ihr Blut und ihre Seele geholt habe.

Das ist schändliches, gotteslästerliches Geschwätz, sagte der neue Verwalter. Man muß dem armen Mädchen zeigen, daß nicht alle Menschen so unsinnig und schlecht sind; sie muß ja sonst in ihren jungen Jahren an der Welt verzweifeln.

Der brave Mann nahm sich die Sache der von den Leuten scheu Gemiedenen sehr zu Herzen. Er trug sich einige Wochen mit den verschiedensten Mitteln, dem Mädchen Ehre und Reputation, wie er sich ausdrückte, wieder zu verschaffen. Endlich glaubte er das einfachste aufgefunden zu haben, und ging hin und fragte, ob sie sein Weib werden wolle? Herr Müller war ein stattlicher Mann, etwas hölzern und plump, aber durchaus brav und nicht ohne Vermögen. Die Partie war in jeder Beziehung annehmbar, und wer sich so, wie er, über das Vorurtheil der Menge wegsetzen konnte, bewies schon dadurch allein, daß er Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte. Bertha erkannte das Alles auch vollständig an, wies aber den Antrag mit großer Entschiedenheit zurück. Und wenn Konrad todt wäre, sagte sie, ich würde keinen Andern heirathen; ich würde ja keine ruhige Minute haben.

Dabei blickte sie so seltsam, und sprach so geheimnißvoll, als stände Jemand hinter ihr, der nicht hören dürfe, was sie sage, und vor dem sie doch keine Geheimnisse haben könne. Glaubte sie auch an die Vampyrsage? es blieb kaum eine andere Annahme übrig. So viel war sicher: für sie lebte Konrad; für sie handelte es sich nur darum: wann er zurückkäme. Unterdessen bereitete sie sich nach bestem Gewissen darauf vor, indem sie, eins nach dem andern, die hübschen Kleider bei Seite that, an welche sie nun schon so lange Jahre gewöhnt war, und sich dafür solche vom einfachsten Schnitt und Stoff zurecht machte. Auch das schwarze Flortuch, das ich ihr selber arrangirt hatte, bat sie mich,

mit einem aus Wolle vertauschen zu dürfen. So werde ich ihm besser gefallen, sagte sie; ich muß mich ja meines Putzes schämen, wenn ich seine Sachen ansehe.

Diese Sachen betrachtete sie als heilige Reliquien, sie säuberte und putzte beständig daran und ließ sie eines Tages in einen andern Raum bringen, da es in dem, wo sie bisher gelegen, zu feucht und zu kalt sei. Sie sprach es nicht aus, aber ich bin überzeugt, es war dabei ein Aberglaube im Spiel; vielleicht, daß es Konrad, wo er auch immer sei, weniger kalt habe, wenn seine zurückgebliebenen Kleider in einem warmen Zimmer aufbewahrt würden.

Armes Kind, dachte ich, Dein Bräutigam liegt da oben in der dänischen Erde, und die Erde ist nun hart gefroren und die Schneeflocken wirbeln darüber hin und hüllen ihn und Alle, die mit ihm gefallen, in ein spätes Leichentuch!

Und so trat ich an einem hellkalten Januarnachmittag vor die Hausthür, nach den Kindern zu sehen, die, in ihre Pelzchen gehüllt, seit einer Stunde auf dem Hofe spielten. Ich hatte im Zimmer ihren lauten Jubel gehört, und sie deshalb länger als sonst wohl draußen gelassen. Plötzlich waren sie still geworden und das hatte mich aufgeschreckt.

Da standen sie in einiger Entfernung um einen Bettler, der eben auf den Hof gekommen sein mochte. Der Diener hatte die Kinder allein gelassen; der Mann sah nichts weniger als vertrauenerweckend aus, ich ging mit raschen Schritten auf die Gruppe zu, schon von ferne die Kinder bei Namen rufend. Sie kamen nicht, ich sah, daß Adda, die sonst die Schüchternheit selbst war, den fremden Mann bei der Hand festhielt und sich augenscheinlich Mühe gab, ihn nach dem Hause hin zu ziehen, während Emilie und Otto jetzt voraus sprangen: Mama! Mama! er ist wieder da; er will uns wieder ein Vogelbauerchen machen; er will mich wieder auf dem Hottepferd reiten lassen!

War es möglich? war dieser Mann in dem schäbigen Soldatenmantel, dieser elende Krüppel, dem Krankheit und Hunger aus dem verwüsteten, fürchterlich entstellten Gesicht blickten, — war das wirklich Konrad?

Und wie ich noch, vor Schrecken wie festgebannt, dastehe, kommt eine Gestalt, die gleich nach mir aus der Hausthür getreten war, an mir vorüber und stürzt mit einem wilden Freudenschrei dem Krüppel an die Brust, der sie mit seinem einen Arm umfängt und sein bärtiges Haupt weinend auf ihre Schulter sinken läßt.

Meine Geschichte ist aus, denn, wenn ich Ihnen erzählen wollte, wie sich der kühne Mann aus der dänischen Gefangenschaft gerettet, wie er auf dem weiten Wege hierher mehr als einmal vor Krankheit und Schwäche liegen geblieben ist und zu sterben geglaubt und sich dann immer wieder aufgerafft und endlich bis zu uns geschleppt hat, um aus meinem, um aus Bertha's Munde zu hören, daß ihm die Blutschuld, die er in einer Stunde des Wahnsinns auf sich geladen, nun vergeben

sei — wollte ich Ihnen das Alles erzählen, würde ich heute Abend nicht mehr zu Ende kommen. Im Dorf hat man dem Konrad seine That nicht vergessen, aber man findet es zweckmäßig, beide Augen zuzudrücken, denn er ist auf dem Bauerhof, den er sich im Anfang mit meinem Gelde gekauft, durch eisernen Fleiß und weise Sparsamkeit ebenso wie durch sein großes ökonomisches Talent einer der wohlhabendsten Leute im Dorfe geworden, der eine bedeutende Ackerwirthschaft musterhaft verwaltet, und an dessen Thür kein Nothleidender je vergebens pocht. Die Gerichte haben ihn unbehelligt gelassen; wo kein Kläger ist, ist eben auch kein Richter. Bertha hat am wenigsten Ursache, sich über ihn zu beklagen. Er liebt sie noch, nachdem ihnen sechs schöne Kinder erblüht sind, mit der ganzen Leidenschaft seiner starken wilden Seele. Sie ist vollkommen glücklich, und wenn der Dämon der Eifersucht in ihm sich wieder einmal aufbäumt — was allerdings von Zeit zu Zeit noch geschieht — dann hebt sie die Arme gleichzeitig und führt die Hände in einer eigenthümlichen, unendlich anmuthigen Weise nach den Seiten des Kopfes, so daß sie mit den Fingerspitzen das schwarze Tuch, das sie stets trägt, rechts und links berührt. Ich selbst habe die Geste einmal gesehen, und die Wirkung beobachtet, die sie auf den Mann ausübt. Eine tiefe Glut schoß in sein Gesicht; er beugte das Haupt, und wollte sich entfernen, als seine Frau ihm nacheilte, ihn mit den Armen umschlang, und mit einem herzlichen Kuß die so schnell herbeigeführte Versöhnung besiegelte. —

Die muntere Gesellschaft um den runden Tisch war, während die verehrte Frau also erzählte, stiller und stiller geworden. Einer nach dem Andern war aufgestanden und leise herangetreten, zuletzt hatten sich Alle, aufmerksam horchend, um uns gruppirt. Jetzt, als die Dame schwieg, ging eine Bewegung durch die Gruppe; der lange Lieutenant v. Prinzhelm seufzte tief und sagte: Auf Ehre, ein süßes Weib, ein famoses Weib, wenn sie auch jedesmal grausam spröde thut; aber der Mensch, der Konrad, ist, trotz Allem, was Sie ihm nachrühmen, ein sündhaft häßlicher und ganz desperater Kerl, und sein kleines reizendes Weib hat mir immer in der Seele leid gethan. Sie haben ihn viel zu milde behandelt, gnädige Frau; wahrhaftig, das haben Sie!

Das müssen Sie nun schon der Mama zu gute halten, sagte Otto lachend. Sie macht es mit allen Menschen gerade, wie sie es mit uns Kindern machte, wenn wir unartig waren. Erst wollte sie zornig sein und eine Strafpredigt halten und dann besann sie sich und dachte: die armen Dinger! das will sich doch austoben! und gab uns einen Kuß und ließ uns wieder laufen.

Ja, ja, sagte Emilie; Mama ist eine unverbesserliche Idealistin.

Und sie hat auch diesmal, wie gewöhnlich, allzu rosa gemalt, meinte Adda.

Die Dame hatte, in ihren Fauteuil zurückgelehnt, und mit den guten, geistvollen Augen von Einem der Sprechenden zum Andern blickend, ruhig dagesessen. Jetzt wandte sie den Kopf ein wenig zu mir

und sagte mit schalkhaftem Lächeln: Hören Sie wohl! das ist die Strafe für meine Vermessenheit! Ich habe euch Poeten getadelt, daß ihr die Wahrheit nicht sagen mögt; jetzt machen mir meine eigenen Kinder denselben Vorwurf. Wenn Sie also die Geschichte weiter erzählen — und das können Sie ja doch nicht lassen — nehmen Sie um Himmelswillen die Farben nicht noch heller!

Ich werde sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, genau so weitererzählen, wie ich sie von Ihnen gehört habe, sagte ich.



PARISER MODEN FÜR APRIL.

...rücklich für den Salon in Paris ausgeführt

Paris und die Mode.

Paris, Mitte März 1868.

Das Interessanteste, wovon ich sofort sprechen muß, ist die Generalprobe des Hamlet, die vergangenen Sonnabend in der großen Oper stattfand und zu der man nur mit Einladungskarten Zutritt erhielt. Bei solchen Gelegenheiten bietet vor Allem der Saal einen glänzenden und pikanten Anblick, denn neben den elegantesten Damen in luftiger Balltoilette befinden sich alle Berühmtheiten, welche die Kunst und Literatur, die aristokratische und officielle Welt aufzuweisen hat, so daß die Künstler, welche, mögen sie sonst noch so berühmt sein, einer neuen Rolle gegenüber immer ein wenig befangen sind, in der That das neue Werk einer Versammlung von Königen und Königinnen vorlegen.

Herr Ambroise Thomas, Professor am Conservatorium, Componist von Caid, Sommernachtstraum und Mignon, ist ein vortrefflicher, sehr gelehrter Instrumentalist, vielleicht sogar etwas zu gelehrt. Der Hamlet wird ohne Zweifel seine gelungenste Composition sein, trotzdem man ihn eben nicht ein Meisterwerk an Inspiration und Melodien nennen kann. Zum großen Glück sichert Fräulein Nilßon Herrn Thomas einen glänzenden Succès. Diese anmuthige Sängerin ist für die Rolle der Ophelia wie geschaffen. Der blonde, träumerische Kopf, die kalten, feinen Züge dieser jungen nordischen Künstlerin passen vortrefflich für die Figur der Tochter von Polonius. Auch erntete sie schon beim ersten Auftreten reichen Beifall. Doch als sie im vierten Act mit aufgelösten Haaren, starrem Blick und den seltsamsten Gesten in unbeschreiblich ergreifender Weise die Wahnsinnsballade sang, da erhob sich der ganze Saal wie ein aufbrausendes Meer, alle Hände klatschten Beifall und die ganze, so auserlesene Zuhörerschaft rief unter stürmischem „Bravo!" zu wiederholten Malen die vortreffliche Sängerin. Es ist also ein doppelter Succès, Succès für den Componisten und Succès für die Sängerin. Auch versichert man, daß Herr Perrin, der Frl. Nilßon für den Monat Mai Urlaub gegeben hatte, Schritte thun wird, um sie von ihrem Engagement in England bis zum Monat Juni loszumachen. Bekanntlich war Frl. Nilßon bisher bei dem Théâtre lyrique und ist dieses triumphale Auftreten im „Hamlet" ihr erstes Debüt bei der großen Oper. Doch genug dieser Schilderungen. Gehen wir zu den wichtigen Tagesereignissen der eleganten Welt über.

Es ist nicht meine Schuld, ich thue es nicht absichtlich; aber ist es denn möglich, eine pariser Chronik zu schreiben, ohne immer wieder jener großen Dame zu begegnen, die nun einmal zur „Unvermeidlichen" geworden? Ich werde mich hüten, ihren Namen zu nennen; aber Jeder

weiß, wen ich meine, und überdies ist es der „Figaro“, dem ich das Wort gebe:

„Die Empfangsabende der österreichischen Gesandtschaft haben am Donnerstag begonnen. Wie in den vergangenen Jahren stand auf den Einladungskarten zehn Uhr. Gegen halb elf Uhr fingen die Gäste an sich einzufinden. Die Aristokratie der ganzen Welt war in dieser Soirée repräsentirt, die bewunderungswürdig ist, was Eleganz, Titel, hocharistokratischen Anstrich des Hauses und Liebenswürdigkeit der Wirthe betrifft.

„Die Prinzessin von Metternich in tiefer Hoftrauer trug mit der ihr angebornen Grazie ein schwarzes Tüllkleid, darauf schwarze Atlas- und Mohrgarnirung, ohne jeden Schmuck, graue lange Handschuhe à la Josephine, Jetkreuz um den Hals an einem schwarzen Sammetbändchen; in den Haaren ebenfalls schwarzes Sammetband.

„Die ganze Diplomatie war vertreten.

„In dem großen Salon bemerkte man die geschmackvollsten Toiletten und die anmuthigsten Erscheinungen. Frau von Montgommery in weißem Atlas, die beiden Fräulein Heroé, deren blendend zarter Teint sie als Albions Töchter verrieth, die Gräfin von Germiny in grauem Atlas mit weißen Atlasschleifen und gelben Rosen in den Haaren. Gräfin von Castellane in weißer Atlasrobe mit Marabouts, Schärpe mit grünem Laubwerk gestickt, Diamanten in den Haaren. Mme. Feydeau, Coiffüre Louis XIV., Spitzen durch die Locken gewunden, weiße Robe und blaue Corsage. Herzogin von Otrante in schwarzer Robe mit Veilchen. Gräfin von Sayre, süßlila Atlaskleid. In dem großen Thronsaal die Herzogin von Lesparre, Prinzessin Stourza und Ypsilanti, Marquise von Aubigny, Gräfin von Grammont, von Pourtalès, von Wendland u. s. w. u. s. w. Die österreichische Gesandtschaft besitzt das Geheimniß, ohne jedes künstliche Mittel, nur durch intime Conversation und Promenade von einem Saal zum andern, die Elite der pariser und auswärtigen Welt um sich zu versammeln und zu fesseln.“

Diese Mittheilungen sind für die pariser Mode belehrend, doch bin ich glücklich, sie nicht selbst gegeben zu haben. Man könnte mich verdächtigen, indiscrete Blicke in das Privatleben zu werfen, und man weiß, unsere Kammer hat soeben ein Gesetz entworfen, welches das Privatleben mit einer dreifachen, undurchdringlichen, chinesischen Mauer umgiebt. Künftighin dürfen die Zeitungen wohl erzählen, daß Herr XXX auf dem Tuilerienball einen gestickten Frack und Schnallenschuhe trug, weil dieses Costüm officiell ist und in das Bereich des öffentlichen Lebens gehört. Aber Niemand wird mehr wagen, von dem Hausrock derselben Persönlichkeit zu sprechen, weil er das Privatleben berührt.

Was uns Damen betrifft, so verlieren wir nicht viel dabei, denn in unserm öffentlichen Leben sind wir immer glänzender, als in dem Privatleben. Sicherlich würden wir erröthen, uns zu Hause in dem Anzug sehen zu lassen, in dem wir auf dem Tuilerienball oder im Hôtel de Ville brilliren. Unser Privatleben würde also für unsere Verehrer

weniger interessant sein. Der Figaro liefert uns den schlagendsten Beweis dafür in seiner Mittheilung über die schönen Damen, die er auf der österreichischen Gesandtschaft gesehen. Keine von ihnen wird sich verletzt fühlen, daß man ihrer erwähnt, und vielleicht gar Manche hat den Journalisten um die Gunst gebeten, genannt zu werden.

Ja, liebenswürdige deutsche Leserinnen — Sie, die Sie Ihren ganzen Liebreiz in Ihrer Häuslichkeit entfalten, Sie werden schwer fassen können, daß es angesehene Damen giebt aus guten Familien, oft sehr tugendhafte, die vor Lust vergehen, von der Menge gekannt zu sein und sich einen Namen zu machen! Sie werden sehen, daß diese Damen, wenn während ihres Sommeraufenthaltes in Baden ihnen die Nummer des „Salon", in der ich den verkürzten Auszug des Figaro gebe, in die Hände fällt, entzückt sein werden, daß ihr Ruf bis jenseits des Rheines gedrungen ist. Weshalb? ich frage Sie. Es wäre mir begreiflich, wenn sie, noch unverheirathet, irgend einen Prinzen von Coburg zu heirathen wünschten, oder Schauspielerinnen, ein Engagement in Berlin oder Wien suchten. Aber sie sind größtentheils verheirathet, Familienmütter und reich!

Diese Damen erinnern mich — hony soit qui mal y pense! — an den Zug des Fastnachtsochsen; nicht — ich bitte zu verzeihen! — an den Ochsen selber, sondern an die Begleitung, in welcher er diesmal glänzender denn je die pariser Straßen durchzog. Unter den Masken, die hier figurirten, befanden sich viele hübsche Damen, die Göttinnen, Odalisken oder Amazonen darstellten und die in ihren leichten, wie aus Seidenpapier gewebten Costümen gleich Espenlaub zitterten, bei einer Kälte, die uns Schaulustige zu Muff und Pelzkragen wieder Zuflucht nehmen ließ. Was mag aus ihnen geworden sein nach ihrer dreitägigen Qual? Leben sie noch oder sind sie gestorben wie Ophelia und — die boeufs gras selber, nachdem sie Blumen der Bewunderung gepflückt haben?

Sie haben gewiß auch in Deutschland schon von dem kleinen Stück Valentin und Valentine gehört, das in dem Theater des Prince Eugène gespielt wird und das man zunächst Alexander Dumas zuschrieb, der sich beeilte, seine Vaterschaft zu widerrufen. Das Stück ist von Frau Max von Bourbon und enthält eine Theorie zur Naturgeschichte der Frauen, die ich meinen Leserinnen, ihrer Originalität wegen, mittheilen muß. Es ist die Geschichte einer Blumenverkäuferin, die zunächst unter dem Namen Valentin als Mann verkleidet auftritt, und dann in Frauenkleidern als Valentine. Nachdem sie durch den Blumenhandel reich geworden ist, heirathet sie einen jungen Grafen, ihren ersten Beschützer, der unterdeß sich mit einer Dame du lac ruinirt hat. Um diese Heirath wahrscheinlicher zu machen, erklärt die Verfasserin in einer Tirade, daß jede Frau ein geborner „Gentilhomme" oder „Gentleman" sei, d. h. welchen Ursprunges immer und welche Erziehung sie gehabt; jede Frau ist im Stande — Gräfin zu werden! Das ist sehr schmeichelhaft für uns, nicht wahr? Doch wem verdanken wir diese Elasticität der Gleichstellung im Range? Größtentheils der Toilette!

Denken wir uns zum Beispiel eine kleine, hübsche Bäuerin und lassen wir sie beifolgende Toiletten anlegen, die unser Zeichner so geschmackvoll interpretirt hat:

Kleid aus granatrother Popeline mit Doppelrock, der, vorn ausgebogt, Schürze bildet, mit Franzen garnirt und an jeder Seite mit einer großen Posamentirrosette aufgenommen ist, von der lange Enden herabfallen und die mit einem Bande in Verbindung stehen, das die



Schleppe des Oberkleides, einen Schooß bildend, aufnimmt. Schleife mit Franzenbesatz hinten an der hohen Corsage. Stehender, dichter Kragen. Weißer Tüllhut mit langen Tüllenden und rother Blume.

Visitentoilette. Perlgraues, seidenes Kleid mit reichem Faltenwurf hinten. Schwarze Grosgrainmantille mit breiter Spitzengarnirung und weiten Aermeln. Weißer Spitzenhut mit rosa, geschmackvoller Bandgarnirung und einem Rosenbouquet vorn.

Robe aus perlgrauem Taffet mit schräglaufenden Streifen, die Volants bilden, mit violetten Atlasrollen und Knöpfen garnirt. Paletot aus Pouls de soie mit Sammetgarnirung, Täschchen und angefalteter Schooß. Perlgrauer Hut mit leichtem violetten Feuillage und Tüllenden, die mit Franzen befeßt sind.

Robe aus königsblauer Seidenserge, ohne Schleppe, mit vielen Falten hinten. Schwarzer Taffetpaletot (modernster Schnitt) mit eng anschließender Corsage, die mit einem Gürtel und Schleife endet. Die vordern Theile des Paletots laufen in zwei Streifen aus, deren jeder durch eine Schleife hinten zusammengehalten ist und graziös auf das Kleid fällt. Kleines Hütchen mit Feldblumenstrauß; dazu hoher Chignon mit hängenden Locken.

Rosa duftiger Tüllhut mit Apfelblüthen und Bändern mit gleicher Zeichnung. Lockenchignon.

Bismarckbandhut mit niedrigem Kopf und breiten Taffetenden, Franzen daran.





Glauben Sie nun, meine Damen, daß unsere Bäuerin diese Toiletten wie Sie und ich tragen wird?

Sie lächeln. Das ist doch die Idee der Verfasserin von Valentin und Valentine, die der Wahrheit näher rückt, wenn man sie, meine ich, folgendermaßen modificirt: Jede gleichzeitig hübsche und geistreiche Frau ist ein geborner „Gentilhomme", unter der Bedingung, daß — sie eine vortreffliche Schneiderin hat!

Vergangenen Montag fand eine große Feierlichkeit Statt, die jedes Jahr alle eleganten Damen von Paris versammelt, welcher socialen Stellung sie auch angehören, vorausgesetzt, daß sie reich sind.

Ich spreche von der Ausstellung der Frühjahrsnovitäten in den Läden des Louvre. Die umliegenden Straßen, wie Rue St. Honoré, de Rivoli, Place du Louvre, waren fast unzugänglich durch das Zuströmen von Damen in Equipagen und Damen zu Fuß. Die Herren wagten sich nur mit Zagen in dieses Gedränge, das allerdings dieses Jahr weniger gefahrdrohend durch die gänzliche Abwesenheit von Crinolinen

erschien, aber um so unbequemer wegen der Länge der Schleppen. Nie sah ich so viel Damen beisammen. Man hätte glauben können, eine Emeute, eine Damenrevolution sei im Anzuge.

Die Trottoirs längs des Louvre waren so überfüllt, daß man, wie im Theater, Queue machen mußte, um in die Läden zu gelangen.

Könnte ich meinen Leserinnen einen Begriff geben von den Bergen neuer Stoffe, welche die Neugierde von Eva's Töchtern fesselten! Die reichsten Spitzenkleider und Seidenstoffe, unter letzteren hauptsächlich glatte und geblumte Foulards in allen Farben, sehr empfehlungswerth zu Frühjahrstoiletten, lagen da in geschmackvoller Auswahl. Als besonders preiswürdig kann ich die Robe Marie Antoinette empfehlen, aus Foulard des Indes zu 59 Franken. Sie erhalten dazu beim Kauf das Modebild und den Schnitt. Das Kleid ist an der Seite mit kleinem Volant aufgenommen und unter ihm ist ein Unterzug von gleichem Stoffe. Die Toilette Lea besteht aus schwerem Seidenstoff mit großen Blumen, auch Doppelrock, wovon der unterste aus schrägem Atlas, schwarz und orange, angefertigt ist. Lange, breite Atlasschärpe. — Leichte Organdikleider mit Veilchen- oder Rosenplein, Volants mit gleichen Blumenguirlanden zur Garnirung der Taille und Jupe à 15 Franken 50 Cent., oder Mousselinkleider mit duftigen Zeichnungen. Ebenso für Stadttoilette Seidenserge in allen Nüancen.

Das Artilleriemuseum ist nichts neben dieser reichen Sammlung anmuthiger Waffen, mit denen die Pariserinnen ihren Frühjahrsfeldzug zu machen gedenken.

Man mag sagen, was man will, daß wir im Frieden leben; die Politiker verbreiten das Gerücht. Wenn man die Rüstungen sieht, welche die Läden des Louvre machen, so erkennt man leicht, daß der Horizont sich verfinstert und daß der Krieg im Anzuge ist.

Die armen Herren! Ich beklage sie im Voraus: die Ehemänner, weil sie mit ihrer Börse, die jungen Leute, weil sie mit ihren Herzen bezahlen werden.

Ach, wäre ich Herr! . Doch nein, ich thäte wie die Anderen. Ich würde einsehen, daß die Frau da ist, um zu bezaubern, und ihr noch danken für die Liebenswürdigkeit, mit der sie mir zu gefallen weiß

Eugénie de Marville

Im Rauchzimmer.

M. Maire hat Etwas auf dem Herzen. Man sieht's ihm an, daß er eine Mittheilung zu machen hat. Weiß Gott, was es sein mag. Aber schwer wird's ihm und er rückt auf seinem Sessel unruhig hin und her. Alle Welt wird aufmerksam. „Nun, nun, was giebt's, M. Maire?" ruft man. „Nichts!" erwiedert er, indem er uns durch die gleichgiltigste Miene von der Welt zu täuschen sucht. Er ist offenbar noch nicht einig mit sich selbst. „Haben Sie das hübsche Bild gesehen in der letzten Nummer vom . . . ja, was weiß ich! Ich bin heut so zerstreut... vom „Journal pour rire" oder von Gavarni's nachgelassenen Werken. Scene: Monsieur Martin, in einer schwarzseidenen Schlafmütze, erhält einen Brief, den ein Straßenjunge bringt. Er setzt seine Brille auf und liest ganz laut: „An Herrn, Herrn Martin — O! ich bitte Dich, ein Wort des Erbarmens! ein Wort des Herzens! Ich habe so viel geweint, daß ich keine Thränen mehr habe . . . . Martin! Du weißt also nicht, wie weit die Verzweiflung eines mißhandelten Frauenherzens gehen kann? . . ." „Nein!" sagt Mr. Martin in der schwarzseidenen Schlafmütze; „aber vier Treppen hoch, hinten heraus, wohnt noch ein anderer Martin. Vielleicht weiß der's."

„Sie werden sich in der Adresse geirrt haben", scherzt Mr. Mayor; „der Brief wird an M. Maire gewesen sein . . ." Er meint wirklich den Grund von seines werthen Rauchcollegen Unruhe gefunden zu haben. Aber dieser ruft: „Narrenspossen!" und ist verdrießlicher, als zuvor. Um ihn zu erheitern, bittet Mr. Mayor um die Erlaubniß, ein paar Zeilen aus dem Bericht der „Pall-Mall Gazette" über das große Pferdefleisch-Diner zum Besten geben zu dürfen, welches neulich im Langham-Hotel zu London celebrirt worden ist. Der Bericht beginnt damit, zu sagen, die größte Schwierigkeit des Diners habe zuerst darin bestanden, daß man keinen Metzger in London finden konnte, welcher die für das Mahl bestimmten Opfer habe schlachten wollen. Dann, nachdem ein Thierarzt auf dem Lande diese Function glücklich vollzogen, konnten die Hippophagen kein Hôtel finden, welches seinen orthodoxen Speisesaal durch eine solche Gasterei hätte entweihen wollen. Und endlich, als die Schwierigkeiten sub. 1 und 2 überwunden, tauchte sub. 3 die Schwierigkeit auf, würdiger Männer genug zu finden, um den endlich gefundenen großen Saal des Langham-Hôtels zu füllen und die endlich geschlachteten Thiere zu essen; und noch auf der Treppe, sagt der Berichterstatter, mußte man einige schwache Brüder damit beruhigen, daß man ihnen zu verstehen gab, auf einem Seitentisch wären, für alle Fälle, einige Puter und andere Rettungsmittel zur Hand. Das Menü begann mit „le consommé de cheval à l'A. B. C." Der Berichterstatter sagt nichts über die Güte dieser Pferdesuppe; so nehmen wir an, daß sie ihm geschmeckt habe. Doch in den Ausdrücken des höchsten Preises redet er vom Filet, welches der Suppe folgte: „Le filet de Pégase rôti." Dieses Filet „vom gebratenen Pegasus" schmeckte ganz eigenthümlich; es hatte nicht

mehr Aehnlichkeit mit Rindfleisch, als mit Hasenfleisch, Etwas zwischen beidem und erinnerte in seinem Aussehen an Rothwild. Der Pegasus, dessen Filet die Herren des Langham-Hôtel so sehr entzückte, hatte, bevor er gebraten worden, zwanzig Jahre lang als Droschkenpferd gedient. Auch Bucephalus, das berühmte Roß Alexanders des Großen, erschien in der Gestalt von Pasteten: „les petits pâtés à la moëlle Bucephale", aber wir werden nicht unterrichtet, ob Bucephalus, da „das Rittermark noch in seinen Knochen", eine Droschke bedient habe, ein Gig oder einen von Pickford und Co.'s schweren Karren, — oder ob, wenn es ein Reitpferd gewesen, einer von Barclay und Parkin's Brauknechten oder des Herzogs von Sutherland Jockey darauf gesessen. Weniger den Erwartungen entsprach der Lendenbraten eines jungen Pferdes von 4 Jahren, obwol man das Meiste daraus machte. Dieser Braten wog 280 Pfund, hatte von 7 Uhr des Morgens bis 6 Uhr des Abends gekocht und ward durch die Mitte der großen Halle getragen auf den Schultern von vier Köchen in fleckenlos weißen Kappen und Schürzen, unter Vorantritt eines Hornisten in der Beef-Eater-Uniform, welcher die Melodie von „The Roastbeef of old England" blies. Allein trotz der Musik und der Uniform und trotz seiner 12 Stunden auf dem Feuer war das junge Roß zäh wie Leder und der Berichterstatter schließt daher mit der Moral: „daß es die alten Pferde seien, welche man essen solle."

„Der Mann soll nach Berlin kommen!" wirft M. Maire mißmuthig ein. „Wissen Sie was? Schreiben Sie an Ihren Freund von der Pall-Mall Gazette, daß die Gesellschaft ihr nächstes Diner hier hält, meinetwegen in dem Prachtsaal und Ehrenhof von Mühling's Grand Hôtel de Rome. Es wäre eine wahre Wohlthat, wenn sie uns auf diese Weise unsere Droschkenpferde aufäßen!"

„Mein lieber Freund", erwiederte Mr. Mayor ganz gelassen, „ich will Ihnen sagen, was Dr. Johnson einmal sagte, als er von einem gewissen Diner nach Haus kam: es war ein ganz gutes Diner, ohne Zweifel; aber es war kein Diner, zu dem man einen Menschen einlädt."

„Und was beweist die Geschichte vom Dr. Johnson, wenn Sie sagen: Pferdefleisch ist Trumpf? Nicht mehr, als die Geschichte von M. de Chauvelin ... Sie kennen sie doch? M. de Chauvelin bekam eines Abends, als er am Ecartétisch saß mit Ludwig XV. („und der Dubarry?" interpellirt der boshafte Mr. Mayor. — „Ach was! gehen Sie mir damit!" macht M. Maire) — also er bekam einen Schlaganfall. Als man ihn umfallen sah, rief Jemand aus der königlichen Umgebung: „Herr von Chauvelin ist unwohl." — „Unwohl?" sagte Ludwig XV., indem er sich gleichgiltig umwandte und ihn ansah; „er ist todt! Tragt ihn hinaus — Schüppen ist Trumpf, meine Herren!"

„Ludwig XV. war ein Philosoph, aber er war es meistens nur, wenn es Andere betraf. Da lob' ich mir Gabriel Klein; er war zwar nur ein Tagelöhner, aber seine Philosophie war erhabener, als die des Königs. Hören Sie seine Grabschrift:

Hier liegt der Leichnam des Gabriel Klein,
Welcher starb im Jahre achtzehnhundert und ein.
Bitte für seine Seele, oder laß es auch sein,
Denn es ist Alles Eins für Gabriel Klein,
Welcher starb im Jahre achtzehnhundert und ein."

Das Thema der Grabschriften wird nun lebhaft discutirt im Rauchzimmer. Jeder hat sich, auf irgend einer seiner Reisen, irgend einen komischen

Vers in sein Taschenbuch notirt. Einer citirte folgenden von einem Kirchhof in Irland:

Hier liegt Lady O'Loaney,
Die Großnichte Burke's, gemeiniglich genannt „der Erhabene",
Sie war friedlich, mildherzig und tief religiös.
Auch malte sie in Wasserfarben
Und sandte verschiedene Bilder zur Ausstellung.
Sie war erste Cousine der Lady Jones,
Und solcher ist das Himmelreich.

Ein Anderer hat wirklich und wörtlich folgende Terzine auf dem Stein eines Dorfkirchhofes entdeckt:

Hier liegt Frau Henriette Hahn,
Die niemas ihren Nächsten wehgethan,
Nicht gleich dem Weib, im Grabe nebenan!

Worauf ein Dritter bemerkte, daß dieser Vers nicht besser und nicht schlechter sei, als einer, den er gleichfalls auf dem Denkmal eines biedern Dorfbewohners gefunden:

Er lebt' und starb die Zierde der Gemeinde,
Er liebte seine Freunde und haßte seine Feinde.

„Das Beste aber, was ich kenne", ruft nun Mr. Mayor, „ist die folgende Strophe:

Hier harrt zusammen mit seiner Frau
Der Auferstehung Martin Blau.
Sein Name war Martin Grün. Doch schaut
Das hätte sich nicht gereimt auf Frau.

„Wenn Sie von Reimen reden", sagt M. Maire, den das Gespräch von den Todten noch melancholischer gemacht, „so müssen Sie doch den letzten Witz von Charles Nodier kennen! Als er in seiner letzten Krankheit zu Bette lag, versuchte ein Freund ihn mit der Hoffnung auf baldige Genesung zu trösten. Nein! rief der Kranke, jetzt grade, in diesem Augenblicke, habe ich zum erstenmal den Reim auf meinen Namen gefunden:

Charles Nodier
Hodie.

Und er starb an demselben Tage."

Offenbar hat dieser „traurige Scherz" den Busen unsers Freundes ein wenig erleichtert; auf jeden Fall hat er ihn auf den rechten Weg gebracht und — was wir lang erwartet! — er bricht nun plötzlich aus in jenes: „Meine Herren", welches wir als Vorboten wichtiger Ereignisse so wol an ihm kennen. „Meine Herren", sagt er, „da wir nun einmal bei dem Gegenstand von Reimen und Literatur sind, wie wär's, wenn wir dabei blieben?"

Alles sieht sich erstaunt an. Denn, wie schon früher gesagt, M. Maire steht in dem Rufe, die Literatur nur „bei Schuberts" (Berlin, Charlottenstraße, dem Schauspielhause gegenüber) zu protegiren. Und so kommt es denn auch heraus. Dort, an der Tafelrunde des kleinen Eckzimmers, links, hat er am vergangenen Sonntag Abend Jemanden kennen gelernt, der sich sehr für den „Salon" interessirt und M. Maire gebeten hat, ihn zur Aufnahme in das Rauchzimmer vorzuschlagen und dieser Jemand ist ein — Recensent.

Sofort fallen nun allerlei böse Redensarten in unserm sonst so friedlichen Cirkel. Der Eine ruft mit Geibel:

„Damit die Esel und Recensenten
Doch auch für sich 'was finden könnten."

Der Andre wird sogar grob wie Goethe und ruft:

„Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund: es ist ein Recensent!"

Aber der Präsident greift zur Glocke und sagt, daß man über diesen Antrag grade so gut abstimmen müsse, wie über jeden andern, und daß er, wenn man dem Manne sonst nichts Böses nachsagen könne, nicht einsehe, warum man ihm den Eintritt verwehren solle.

Es wird hierauf zur „Kugelung" geschritten (wie Freund Auerbach und die „Berliner Presse" das Wort „Ballotage" verdeutschen) und das Resultat derselben ergiebt: der Recensent ist aufgenommen, aber unter folgenden Bedingungen:

1) Er darf höchstens alle Vierteljahr einmal sprechen;
2) Er darf nicht maliciös sein;
3) Er darf in der nächsten Sitzung seine Antrittsrede halten.

M. Maire wird beauftragt, dem Betreffenden diese Mittheilung zu machen, und ein Mitglied schlägt vor, ihn mit den Worten Uhland's zu begrüßen:

Recensent, Du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen
Des Verlegers Ehrensold!

Der Salon.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg.

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

XIV. Die Freunde.

Frank Herbert war ein Sprößling in der Seitenlinie des großen Hauses der Herberts von Pembroke und Montgommery, welches berühmt schon in den frühen Tagen der Plantagenets, seinen Sitz hatte in dem romantischen Theile von England, wo in die mit Lorbeeren und Myrthen bekleideten Landschaften der südwestlichen Küste die blauen Felshäupter der walisischen Gebirge hineinschauen. Zweien, nicht minder alten und erlauchten Geschlechtern, den Marquis von Worcester und den Grafen von Powis hatten, durch Heirath, die Herberts ihren Namen mitgetheilt; und mehrere Familien von Baronen, Baronets und Esquires, die letzten Ausläufer gleichsam dieses gewaltigen Stammes, führten ihn ebenfalls.

Dieses weitverzweigte Geschlecht, welches im Laufe der Jahrhunderte sich ausgestreckt hatte von dem Südwesten Englands, hier bis nach Nordwales, dort bis in die Mittellandgrafschaften, sollte durch den Bürgerkrieg nicht minder zerrissen werden, als die meisten anderen. Auf beiden Seiten der kriegführenden Gewalten standen Herberts. Henry Herbert, fünfter Graf und erster Marquis von Worcester, war Katholik und gleich seinem Sohn, dem Grafen von Glamorgan, fanatischer Anhänger des Königs; Philipp Herbert dagegen, vierter Graf von Pembroke und erster von Montgommery, saß im Parlament zu Westminster, während der Vetter dieses Grafen, Frank Herbert, bei der Armee stand, so daß man also sagen kann, die Worcesters seien Royalisten und die Pembrokes, um uns dieses einmal gebräuchlichen Namens zu bedienen, Rundköpfe gewesen.

Das gräfliche Haus der Pembrokes, diese Hauptlinie der Herberts, zu welcher auch Frank gehörte, war eines der berühmtesten in der Geschichte von England. Die Namen von Staatsmännern und Philosophen,

von Dichtern und Denkern haben dasselbe reichlich illustrirt. Die Männer haben sich immer durch Tapferkeit und ritterlichen Charakter, die Frauen durch Anmuth und fromme Sitte ausgezeichnet. Die Gräfin Marie, gleich ihrer großen Ahnfrau, Gundred, der Tochter Williams des Eroberers, „ihrem Gott eine Marie, ihrem Nachbar eine Martha", war eine der edelsten Frauen an den Höfen von Elisabeth, und Jacob I., die Schwester eines Dichters und eines Soldaten, Sir Philipp Sidney's, welcher im Befreiungskrieg der Holländer gegen die Spanier auf Seiten der Freiheit fiel; selbst eine Dichterin und Freundin von Dichtern — von Spenser, der in seiner „Feenkönigin" sie als Schäferin besingt:

„Die schönste Schäferin, die damals lebte,
Und höchst verwandt in Form und Geist
Dem theuern Bruder . . ."

und von Ben Jonson, dem Freund und Zeitgenossen Shakspeare's, der ihre Grabschrift schrieb:

„Unter diesem Trauerschild
Liegt, die aller Verse Bild,
Sidney's Schwester, Pembroke's Ahne.
Tod! eh' Deine schwarze Fahne
Einer winkt, so gut und hehr,
Trifft Dich selbst der Zeiten Speer!"

Der Sohn dieser weisen und schönen Gräfin, William, dritter Graf von Pembroke, war eine Zierde der höfischen Kreise zur Zeit von Jakob I., ein feiner Staatsmann, ein Gelehrter, und er starb, fünf Jahre nach dem Regierungsantritt Karl's I., lange noch vor dem Ausbruch des traurigen Zwistes, in welchem sein Bruder Philipp, der Erbe seiner Titel, Front machte gegen den König, der ihn frühe schon ausgezeichnet, indem er zu der ererbten die neue Grafenkrone von Montgomery hinzufügte. — Da war ferner in dieser Familie das in der Literatur und der Geschichte der „noblen Autoren" so hervorragende Brüderpaar George Herbert, „der heilige George Herbert" genannt, ein Geistlicher und ein Hymnendichter von bleibender Bedeutung, so wie dessen älterer Bruder, Edward, Lord Herbert von Cherbury, in seiner Jugend ein tapferer Soldat, ein gewandter Diplomat, ein Ritter, „dessen Ritterthum aus den reinsten Quellen der Feenkönigin von Spenser abgeleitet war", in seinen reiferen Jahren ein Philosoph, Verfasser des lateinisch geschriebenen Werkes „Ueber die Wahrheit", dessen großen Grundsätzen getreu, schon tief im Bürgerkrieg, er starb als ein Anhänger des Volkes und seiner Repräsentanten. — Auch Thomas Herbert, damals noch ein Commoner, und viel später erst geadelt, ein Reisender, welcher in Begleitung einer Gesandtschaft das ferne Hochasien besucht und die Wunder jener unbekannten Länder in einem sehr großen und schweren Folianten beschrieben hat, lebte zu jener Zeit noch in der aufrichtigsten Freundschaft mit dem Chef seines Hauses, dem Grafen von Pembroke und Montgomery, und ging, frei von Eigennutz und seinem Herzen folgend, zu dem König erst über, als er von diesem Nichts mehr zu hoffen hatte.

Unter solch edlen Traditionen und mit dem Beispiel so viel bedeutender Ahnen und Verwandten war Frank Herbert erwachsen, hatte sich die Bildung seines Geistes und Charakters vollendet. Sein Vater war gestorben vor dem Ausbruch des Krieges. Seine Mutter, eine Dame aus dem Hause der Manners, und durch die Verheirathung ihrer Base Katharina, in erster Ehe, eng liirt mit dem Hause der Buckingham, lebte noch in Merton Hall.

Aber welch' ein Unterschied zwischen dem jungen Buckingham und dem jungen Herbert, welche sich flüchtig auf der Universität begegnet, und sich nur kennen gelernt hatten, um einander tief abzustoßen! Zwischen dem sittlichen Ernst des Einen und der frivolen Leichtfertigkeit des Andern wäre keine Versöhnung möglich gewesen, auch wenn der Krieg sie nicht auf die beiden entgegengesetzten Seiten gerissen hätte.

Frank Herbert war nach dem Ausdruck jener Zeit, und wie wir gesagt haben, ein Rundkopf, obwol die Bezeichnung, wenn man sie wörtlich nehmen wollte, schlecht auf ihn gepaßt haben würde. Denn er hatte das schönste kastanienbraune Haar in großer Fülle, es bildete den Schmuck seines Hauptes und er pflegte es auf das Sorgsamste. Wol hatte er sich dadurch den Zeloten der Partei, zu der er gehörte, verdächtig gemacht. Diese hatten aus den Anfängen des Puritanismus die äußeren Zeichen desselben bewahrt. Damals, als die finstere Secte, welcher England seine Freiheit dankt, zuerst getrieben ward, mit der religiösen Opposition die politische zu verbinden, und dadurch eine Partei ward: da suchten die feurigsten Mitglieder derselben, Männer und Frauen, Etwas darin, sich von den herrschenden Kreisen durch eine ganz eigenthümliche Art der Kleidung, des Betragens, der Sprache zu unterscheiden. Und ganz besonders deuteten sie diesen Unterschied durch den Schnitt ihres Haares an. In jener Zeit, wo sie in der Verachtung selber, mit der man sie behandelte, ein Märthyrium sahen, welches sie glücklich waren, auf jede Weise herauszufordern: da gab es wol keinen Puritaner, was immer seine Stellung, sein Rang und sein Vermögen sein mochte, welcher das Haar nicht so kurz getragen hätte, daß es die Ohren nicht mehr bedeckte. Die Geistlichen und viele Andere rasirten es sogar ganz kahl und rund um den Kopf herum ab, und ließen nur einzelne kleine Spitzen stehen, was ihnen allerdings ein lächerliches Aussehen gab und den Spottnamen der „Rundköpfe" verschaffte. Für sie jedoch war es ein politisches Abzeichen, eine religiöse Observanz.

Diese Zeit war vorüber. Eine Partei, welche unterdrückt ist, bedarf vielleicht der Erkennungszeichen; eine Partei, welche herrscht, muß sie abwerfen, wenn sie nicht in den Aeußerlichkeiten untergehen will. Frank Herbert, mit seinem ausgebildeten Sinn für das Schöne, waren diese ridicülen Spielereien gerade zuwider. Er schnitt sich nicht „die royalistischen Locken" ab und redete weder in dem Jargon, noch in dem näselnden Ton der „Heiligen", von welchen der Satyriker gesagt, daß das „neue Licht auf ihrer Nase gespielt habe, wie auf der Drohne eines Dudelsackes." Er sah und alle anderen weiterblickenden, energischen und

vorurtheilsfreien Geister, indem sie sich mehr und mehr um den Mittelpunkt der Revolution schaarten, die als ein Zweites aus diesem Bürgerkrieg hervorgehen sollte: sie Alle sahen mit ihm ernstere und größere Ziele voraus, als diejenigen waren, an welchen die beschränkten und despotischen Interessen hingen. Der Bruch dieser großen Partei, welche zuerst einmüthig gegen den Tyrannen marschirt war, manifestirte sich auch in solch' kleinen und scheinbar unerheblichen Dingen. Der große Mann, welcher dem innern Menschen zum ersten Mal seine volle Freiheit gab, konnte nicht verlangen, daß er sich unter dem Druck äußerer Formalitäten beugen müsse. Sein Stab und seine Armee, wiewol sie sich in der Disciplin immer fester und enger aneinanderschloß, entsagte doch zugleich jener düstern Monotonie, um sich mit Roth und Gold und allen den Farben zu schmücken, welche einen so mächtigen Einfluß auf die Phantasie der Soldaten haben. Er war der Ansicht, daß man ein guter und frommer Mann sein, das Vaterland und die Freiheit lieben könne, ohne darum mit den urbanen Sitten des Lebens zu brechen.

Frank Herbert, obwol einer Familie von Dichtern entsprossen, war kein Dichter; aber er liebte die Dichter. Er liebte die Historiker. An den Abenden vor der Schlacht, im Lager und am Wachtfeuer las er die „Annalen" und „Historien" des Tacitus. In der Geschichte der bürgerlichen Wirren und Kriege von Rom suchte er Trost für das Elend, zu dessen Zeuge ihn sein Schicksal gemacht, für ein Leben, welches, wie er glaubte, bestimmt sei, in dieser Wüstenei von Blut und Verwirrung zu verrinnen, anstatt daß er es, in der Beschäftigung mit der Wissenschaft und der Natur, zu einer friedlichen Vollendung ausgebaut hätte. Der Frieden! — das war mitten im Kriege sein heißer Wunsch. Oft — während die Waffen um ihn klirrten — dachte er an seine stille Heimat, an dieses trauliche Schloß seiner Väter, die schattigen, alten Bäume, die klaren Seespiegel im Park. Dort, mit seinen Büchern und einer schönen, liebenden und geliebten Gefährtin seine Tage zu verbringen — das war immer sein Traum gewesen, an dem er um so mehr festhielt, als die Wirklichkeit ihn davon zu entfernen schien. Aus der Lectüre des Tacitus schöpfte er neuen Muth für die Zukunft, neue Kraft für die Gegenwart; aber er bestärkte und befestigte sich dadurch auch in der einzigen Idee, von welcher er das Heil der Staaten, das Glück der Völker erwartete: dem Republikanismus!

„Vir magnus, quantum licebat", pflegte er zu sagen, wie sein Schriftsteller in dem Leben Agricola's: ein großer Mann, so weit man überhaupt groß sein kann in einer Monarchie. Denn aus den Schriften, die er gelesen, aus dem Studium der Classiker und Geschichtswerke, sowie dem eigenen Nachdenken, hatte er die Ueberzeugung geschöpft, daß die Persönlichkeit des Menschen zu dem vollen Maß der in sie gelegten Fähigkeiten, dem ganzen Umfang ihrer sittlichen Größe nur erwachsen könne, wo kein Willkürgesetz ihr mehr hemmend in den Weg trete, wo der höchste Wille nicht länger der des Einzelnen ist, welcher, um sich zu legitimiren, seine Glorie gleichsam erst vom Himmel borgen muß, son-

dern der der Gesammtheit, des Volkes, welchem die Machtfülle naturgemäß gegeben scheint.

Doch waren es nicht diese Betrachtungen, die ihn bestürmten, als er jetzt vom Schloßhügel herab wieder in die trauliche Stube des Pfarrers trat, der ihn erwartete.

Frank Herbert hatte dem Schloßherrn und Olivien bis hinauf zum Thore das Geleit gegeben. Hier hatte er sich von ihnen verabschiedet. Hier hatte die Hand des Mädchens einen Augenblick in der seinen geruht und dann war sie gegangen und verschwunden unter dem düstern Bogen, der sich jenseits der Brücke in der Mauer wölbte.

Wer will sagen, daß es nicht solch' ein Augenblick sei, welcher oft über das ganze Leben nach ihm entscheidet? Doch ist er wie ein Pfeil; man fühlt ihn erst, lange nachdem er schon tief im Herzen sitzt.

Des Pfarrers Stube war immer wie ein stimmungsvolles Bild. Man konnte sie nicht betreten, ohne sogleich die Neigungen Dessen zu erkennen, der darin wohnte, und von der Harmonie, die seine Seele erfüllte, sich selber angesprochen zu fühlen. Da herrschte keine peinliche Ordnung, aber vollkommene Eintracht. Ein jedes Ding schien mit dem Platze, der ihm geworden, zufrieden und weckte Zufriedenheit in dem Beschauer. Die höchste Einfachheit charakterisirte Das, was darin nothwendig und Das, was allenfalls zum Schmuck diente; woher auch hätte der Pfarrer der verfolgten Kirche mehr nehmen sollen? Doch es fehlte nicht und der gute Doctor vermißte kaum Etwas. Im Hintergrund des Zimmers, in einer von seinen Ecken zusammenstoßend, breitete sich nach beiden Seiten eine Bücherwand aus, welche, da sie so hoch war, daß sie die Decken berührte, gleichsam ein zweites Zimmer bildete. Da zu sitzen war des Doctors größter Genuß; der einzige, der ihm geblieben, aber auch ein unvergänglicher. Umgeben von seinen Büchern, sah er die Welt nicht mehr. Hier hatte die Weisheit ihre Schätze, die Dichtung ihre Reichthümer, die Philosophie ihre Tröstungen und die Geschichte ihre Erfahrungen für ihn aufgehäuft; er brauchte nur hierhin oder dorthin zu greifen, so sprach ein großer Gelehrter oder ein großer König zu ihm. Hier fand sein Herz die Ruhe, die draußen ihm verweigert war. Denn wenn das Antlitz dieses guten, frommen Mannes auch mild lächelte und stets bereit schien, auf fremdes Leid zu achten, so war doch sein eigenes Innere nicht frei davon, sondern trug einen tiefen Schmerz, stumm und hoffnungslos. Hier schwieg die Stimme des Bürgerkrieges. Hier war Frieden. Neue Zeitalter, bessere, glücklichere bauten sich aus diesen Blättern auf; ein gelobtes Land, das er von ferne sah, gleich Mose'n. Was betrübte es ihn auch, daß er es nicht betreten sollte? Lag es doch da und mit einem wehmüthigen Lächeln durfte er weit hinaus schauen und an seiner Schönheit sich weiden. Hier lebte er, der eisernen Wirklichkeit entrückt, ein Traum- und Zukunftsleben. Hierher flüchtete er aus den Widersprüchen der Gegenwart, welche diesen erhabenen Zeugen der Jahrtausende, diesen großen, stummen Richtern gegenüber sich zu lösen begannen. Hierher war er auch an diesem Nach-

mittag gekommen, nachdem auf dem Kirchplatz der Tumult sich verlaufen. Unter seinem Fenster scharrten noch die Rosse, waren die Reiter beschäftigt, sich und die Thiere zum Abmarsch, sobald er commandirt würde, fertig zu machen. Doch es störte den Pfarrer nicht. Er saß zwischen seinen Büchern. Die Nachmittagssonne fiel durch das Fenster herein, welches gegen Westen ging, und ihre Strahlen schimmerten um die Rücken und Titel, um das Braun und Roth, das Leder und den Sammet, welcher die Wände bekleidete. So saß er noch, als Frank Herbert eintrat.

Dieser blieb einen Augenblick in der Thür stehen.

„O!“ rief er, „daß ich mit Dir tauschen, daß ich hier bleiben könnte, wie Du!“

Der Pfarrer erhob sich und legte das Buch, in welchem er gelesen, auf die Büchertreppe.

„Frank“, sagte er, indem er ihn zu sich auf eine gepolsterte Bank niederzog, „das wäre schön, wenn wir das Leben gemeinsam so hätten genießen dürfen. Es war der Traum unserer Schuljahre!“

Sie blickten von der Bank, auf welcher sie saßen, durch das Fenster in die Landschaft hinaus gegen den Schloßhügel, über dessen grüner Bewaldung die Thürme von Childerley sichtbar wurden.

„Solch ein Leben“, sprach Frank, „wie es der Poet geschildert, in den Grenzen der Heimat, patriae fines, und die trauten Saatfelder bebauend, arva dulcia. Sieh, wie die Sonne lacht, wie die Wiesen grünen — glückliche Menschen könnten in diesen Gefilden wohnen, glücklich sollten wir Alle sein! Aber durch diese zarte Frühlingspracht wird bald der rauhe Soldat stampfen, impius miles, und zertreten wird, was kaum geboren . . . En, quo discordia cives perduxit miseros! . . . Siehe, wohin der Hader die unglücklichen Bürger geführt hat! . . .“

„So wünschest auch Du den Frieden?“ fragte der Doctor.

„Ein Frevler, der einen andern Wunsch hegt!“ rief Frank.

„Du, mitten in dem Glanz der Waffen“, fuhr der Pfarrer fort, „auf dem Wege des Ruhmes und der Triumphe?“

„Ein Ruhm“, erwiederte Frank Herbert, „der statt des Lorbeers uns den Trauerflor reicht! O Freund, in einem Bürgerkriege giebt es keinen Triumph. Es ist die bittere Nothwendigkeit, der wir gehorchen.“

Der Pfarrer umarmte den Genossen seiner Jugend. „Ich erkenne Dich, Frank, an diesen Worten wieder!“ sagte er.

Unruhig, in großen Schritten, durchmaß dieser das Zimmer des Pfarrers. „Ja!“ rief er, „seit diesem Morgen, seitdem ich dieses Thal betreten, dieses Dorf, seitdem ich Dich wieder gesehen und . . . und . . .“ er blieb stehen und schaute durch das Fenster nach dem Hügel hin . . . „seitdem ist dieses Weh in mir wieder erwacht, lebhafter, denn je . . . Warum . . .“ und dabei preßte er die Hände heftig über der Brust zusammen und sein Gesicht zuckte schmerzhaft . . . „warum mußten wir uns so begegnen? . . .“

Der Pfarrer verstand den Jugendfreund nur halb. „Wenn der

Wunsch nach Frieden in Deiner Partei so lebhaft ist, als Du ihn äußerst, was hindert Euch, ihn unserm schwergeprüften Vaterlande wieder zu geben? Er liegt in Eurer Hand!"

„Pax Samnitica, pax infida, pax incerta!" rief Frank bitter, „wer mag an einen solchen Frieden denken! . . ."

„Erinnerst Du Dich nicht", fiel der Pfarrer ein, „dieses großen Wortes von Cicero, wo er von dem Bürgerkriege spricht und sagt: daß der unbilligste Frieden dem gerechtesten Kriege vorzuziehen sei — Iniquissimam pacem justissimo bello antefero. Er sah voraus, der große Bürger und Senator Roms, daß der Ausgang des Kampfes, im Falle der Niederlage, die Aechtung, und im Falle des Sieges die Knechtschaft sein würde; und diese Lehre hat er mit seinem Blute bestätigt!"

„Und will denn Deine Partei den Frieden?" fragte Frank. „Ist es denn möglich, auch mit Euch nur zu verhandeln, wo Dein König mehrfach erklärt hat, daß man Rebellen sein Wort nicht zu halten brauche?"

„Wenn das Wort eines Mannes zwei Deutungen zuläßt", versetzte mild der Pfarrer, „so geziemt es einem Gentleman, die zu wählen, welche für jenen die ehrenvollste ist. Wer einen Waffenstillstand schließt, giebt dem Andern, mag er es auch bisher verweigert haben, damit den Namen eines kriegführenden Theiles; und mit dem Worte Rebell fällt auch jede gehässige Deutung fort, welche früher vielleicht daran geknüpft gewesen."

Ungläubig schüttelte Herbert den Kopf. „Ich will Dir nicht wehe thun", sagte er; „denn er ist Dir theuer, dieser Mann, den Du König nennst. Aber was ist er uns? Hat er uns nicht tausend Mal die Treue gebrochen, von jenem Augenblick an, wo er vor nunmehr sechzehn Jahren und vor vollem Parlament das Document, welches Englands Freiheit verbriefen sollte, die petition of rights, öffentlich bestätigt und heimlich verleugnete — von jenem Augenblick an bis zu dem Tage, wo er in London eine Verschwörung einging mit der Armee gegen sein Parlament, eine Verschwörung, welche durch den Verrath eines seiner Hauptleute vereitelt ward, aber den Anlaß zu seiner Flucht und das Signal zum Bürgerkriege gab? . . . Aber ich will nicht weiter davon reden. Ich weiß, vor wem ich stehe!"

„Wollte Gott", sagte der Pfarrer, „daß es mit Worten auszufechten wäre! Doch wozu jetzt noch die Beschuldigungen Deiner Partei beantworten oder die der meinigen wiederholen? Diese Zeit ist vorüber, und durch den unsäglichen Jammer eines Bürgerkrieges, durch die Leidenschaft, die Erbitterung — aus den zerstörten Städten, den verwüsteten Landschaften, den Häusern zahlloser Beraubter, aus den Schlössern, deren Herren erschlagen, deren Söhne flüchtig, aus den Hütten — überall hörst Du nur noch diesen einen Ruf, wie den letzten Seufzer eines Sterbenden: Frieden!"

„Ich weiß es", erwiederte Frank Herbert traurig; „tausend Hoffnungen vernichtet der unbarmherzige Krieg, tausend Wünsche, die wie Frühlingskeime sich nach dem Lichte drängten. Doch es handelt sich in

den großen Tagen der Entscheidung nicht um Leben und Glück der Einzelnen; war denn nicht auch das ein Glück, sein Leben haben hinwerfen zu dürfen im Dienste der höchsten Idee? Wir haben manch' edles Opfer bestattet. Pym ruht, von den Kränzen des Volkes bedeckt, unter Fürsten. Hampden fiel auf dem Schlachtfeld. Diesen Namen sind wir es schuldig, die Sache der Freiheit siegreich durchzusetzen und ihre Fahne zu pflanzen auf einen festen, unerschütterlichen Felsen. Die Todten haben unser Wort; den Lebenden müssen wir es halten."

„Wer verlangt, daß Ihr das Gegentheil thun sollt? Auch wir glauben, die Freiheit zu lieben!"

„Ihr glaubt es! Und doch sprecht Ihr immer nur vom Rechte des Herrschers, der besten Form der Herrschaft. Ich aber sage Dir, nicht beherrscht zu werden, sondern frei zu sein, ist der Völker erstes Bedürfniß!"

„Die Freiheit ist das eine Bedürfniß und das Gesetz das andere", sagte der Pfarrer; „sollte nur im unermeßlichen System der Welten der göttliche Wille sich manifestiren und diese kleine Welt der Menschen davon entbunden sein; — sollte Schönheit und ewige Harmonie nur im Himmelsgebäude wohnen, und in dem Gebäude dieses Staates der fratzenhafte Zufall?"

„Um so schlimmer, wenn Du es Absicht nennst, daß der Himmel und die Vorsehung im Staate eine gewisse Familie, in der Kirche eine gewisse Kaste von Ewigkeit und für die Ewigkeit so begnadet haben sollte, um ihr ein göttliches Recht zu geben, unverletzbar und unverlierbar. Und wer sind denn Diejenigen, welche sich zur Vertheidigung dieses Rechtes auf Gott berufen? Sind es nicht die Ungläubigen, die von Gott Nichts wissen, denen Nichts heilig ist, als das Vergnügen; die Spötter, welche mit der Moral ihr Spiel treiben, die frivolen Höflinge, welche von dem Strahl der Sonne leben, die jetzt im Untergehen begriffen, die feilen Werkzeuge des Tyrannen, welche sich vom Mark ihres Volkes mästeten und die ungerechten Steuern, die man von Jenen erpreßte, in Trinkgelagen, herrlichen Kleidern und prächtigen Maskenaufzügen vergeudeten? Nein! für das Volk haben wir die Waffen ergriffen; das Volk steht hinter uns und ihm allein sind wir verantwortlich für jedes Recht, welches man ihm zu lange schon vorenthalten."

„Mir bangt nicht", entgegnete der Pfarrer, welcher der steigenden Erregung seines Freundes gegenüber ruhig blieb, „mir bangt nicht vor Dem, was ich verlieren soll. Was ewig ist in den Principien, zu denen ich mich bekenne, wird Dich und mich überleben. Aber es wäre vielleicht weise, vielleicht menschlich, wenn jede der beiden Parteien die gegebenen Thatsachen acceptiren und Das fallen lassen wollte, was durch die Gewalt derselben verurtheilt ist."

„Die Geschichte", bemerkte Frank mit spöttischem Lächeln, „hat mir noch kein Beispiel davon gegeben, daß die Könige auch nur ein Titelchen ihrer angemaßten Privilegien freiwillig und ehrlich geopfert hätten."

„Angenommen, Du hättest Recht. Studiren wir denn aber nur darum die Geschichte, um sie beständig zu wiederholen? Sind wir verurtheilt, die Copisten der Vergangenheit zu sein? Wir stehen an einem Wendepunkt der Zeiten. Neue Bildungen bereiten sich vor. Wir können nicht mehr dahin zurück, von wannen wir gekommen. Wir müssen vorwärts. Mir ist, als ob ich durch den entfernten Waffenlärm bis hierher in meine stille Stube das Werden noch ungeborner Schöpfungen belauschen könnte. In solchen Zeiten, wo neue Ideen sich losringen wollen aus dem Schooße der chaotisch gährenden Elemente, läßt Gott zuweilen einen Mann erstehen, der, mit der vollen Macht der Persönlichkeit bekleidet, der erstaunten Welt plötzlich ihre Ziele zeigt, ihr sagt, was sie will, — ihr vorschreibt, was sie muß. Seinen weiten und mächtigen Geist drückt nicht die Befangenheit, mit welcher die Masse sich schleppt. Sein kühner Blick geht den Ereignissen voraus. Er folgt nicht der öffentlichen Meinung; er macht sie. Die kleinlichen Schulunterschiede der Parteien werden lächerlich vor der Größe dieses Mannes. Die Nation, welche ihn anfänglich nicht beachtet, hierauf ihn mit allen Waffen der Verachtung, des Hohnes, der Satyre bekämpft, ihn abwechselnd einen Träumer und Idealisten oder einen rohen Mann der Gewalt, einen Verächter des Rechtes genannt hat: sie steht nun auf einmal beschämt vor dem Heldenthum dieses Mannes. In der Erkenntniß desselben schwindet jeder Parteiunterschied, die selbstaufgerichteten Vorurtheile fallen zusammen wie Kartenhäuser, — für einen langen, sonnigen Augenblick herrscht das beseligende Gefühl brüderlicher Einheit — und Alles jauchzt Demjenigen zu, welcher von der Vorsehung selber erwählt schien, um die Geschicke seines Volkes in neue, glorreiche Bahnen zu lenken und den Körper des Jahrhunderts für ewig mit dem Stempel seines Genius zu zeichnen, so daß man es fortan nur nach ihm benennen wird. — England hat einen solchen Mann. Er heißt —"

„Cromwell!" jubelte Frank Herbert. „Nur von ihm konntest Du sprechen, nur an ihn denken — o, mein Freund, was trennt uns noch, wenn Du diesen Namen genannt?"

„Alles!" erwiederte der Pfarrer wehmuthsvoll, „und nur die Liebe zum Vaterland noch verbindet uns! Aber das ist ein unzerreißbares Band. In ihr allein, wenn überhaupt, können wir uns wiederfinden. — Frank", setzte der Pfarrer dann hinzu, „Du gehst und Dein Weg ist Dir vorgeschrieben. Aber halte das Wort fest, welches ich Dir jetzt sagen will; denke zuweilen daran. Vielleicht, daß Du Dich damit befreundest und zur Erfüllung beitragen kannst. Ich habe nur noch diese Hoffnung: ein Begegnen des Königs mit Cromwell!"

Erstaunt blickte Frank Herbert den Freund an. „Der König und Cromwell!"

„Ja", fuhr der Pfarrer fort, „der König hat diesen großen Mann noch niemals gesehen. Er hat immer nur von ihm gehört in den spöttischen und verkleinernden Schilderungen jener Männer, die weder ein Verständniß von seiner Größe, noch einen Begriff von seiner immensen

Macht und Bedeutung haben. Ich weiß, daß es ein letztes, ein verzweifeltes Mittel ist. Aber sind wir denn in der Lage, noch wählerisch sein zu dürfen?"

„Unmöglich!" rief Frank Herbert. „Der Absolutismus und die Freiheit! Cromwell und Karl I.! Die Souveränität des Volkes und der König von Gottes Gnaden!"

„Von Gottes Gnaden!" wiederholte der Pfarrer, indem er voll Inbrunst die Arme erhob und, die Hände über der Brust faltend, himmelwärts blickte. „Wer dieses Wort richtig verstände! In ihm liegt die Lösung unseres Conflictes! In ihm der Frieden, das Heil und die Zukunft. Durch Blut, durch Elend und Bürgerkrieg wandern wir hin zu ihr. Wer weiß, ob **wir** sie noch schauen werden? Aber kommen wird sie, sie muß kommen, diese Versöhnung zwischen dem Gesetz und der Freiheit, zwischen diesen Gegensätzen, die jetzt so unvereinbar scheinen. **Das** wird der wahre Covenant sein, wenn der König und das Volk sich die Hand geben zum vollen und aufrichtigen Friedensschluß, zu gegenseitiger Achtung, zu gegenseitiger Liebe, der Gleiche dem Gleichen. Dieses Bündniß wird noch dauern, wenn jene Ligue, die der Fanatismus geschlossen, nur wie eine Sage klingt; wenn die Pergamente, auf welche jener geschrieben, längst schon an den Wänden unserer Bibliotheken modern, so wird dieser in den Herzen sein und lebendig mit dem Leben selber sich forterben. O, daß ich diesen Segen wahren Ruhmes für die Könige, wahren Glücks für die Bürger, auf Dich herabflehen könnte, auf Dich vor Allem, mein geliebtes Vaterland!"

In die weihevolle Stille dieses Augenblicks schmetterte von draußen die Trompete.

„Sie sind fertig zum Aufsitzen", sagte Frank; „die Schaar verlangt nach ihrem Führer. Aus den goldenen Träumen von Glück und Frieden ruft mich der Krieg zurück. O, mein Freund — wie schwer nach diesem kurzen Wiedersehen wird mir der Abschied. Aber der Soldat gehorcht dem Befehl der Pflicht allein, nicht seinem Herzen. Liebliche Gebilde tauchen auf, auch ihm erscheint es plötzlich einmal wie ein Winken und Grüßen ungekannter Wonne. Auch in ihm, unter dem Harnisch, regt es sich wol wie ein Ahnen unendlicher Seligkeit. Aber auch das war nur ein Traum. Er muß fort! Er reißt sich los! . . ."

Und er öffnete das Fenster, durch welches im Abendwind die süßen Düfte der Frühlingslandschaft wehten. Vom Feuer des Sonnenuntergangs vergoldet stand schon auf der Höhe des Hügels, von leuchtendem Grün umgeben, die Burg von Childerley. Er zögerte einen Augenblick. Dieser junge Ritter, mit dem Ausdruck der Stärke, der Entschlossenheit in jeder Bewegung, schien unentschlossen mit sich selber zu kämpfen. Endlich aber, übermannt von der Schwäche, der er nicht trotzen konnte, zog er den Freund an sich und als ob er ihm ein Geheimniß anzuvertrauen habe, sprach er:

„Willst Du der Dame jenes Schlosses sagen — willst Du ihr sagen, daß ich diesen Tag niemals vergessen würde, möchte auch die

Zukunft bringen, was sie wolle. Nicht ihr gebieten wir, aber unserm Herzen!"

Mit wehmüthigem Tone sagte der Pfarrer leise: „Wir gebieten ihm; aber es stirbt an den Folgen dieses Zwanges . . ." Dann aber, als ob er sich auf einer selbstsüchtigen Regung betroffen, die er sich niemals verziehen haben würde, setzte er hinzu, fragend: „Olivia?"

„Das ist der Name, der mir theuer bleiben wird!" entgegnete Frank.

Da sah der Pfarrer ihn groß und freudig an. Nachdem er eben, wenn auch noch so flüchtig, an sich gedacht, war es ihm innerstes Bedürfniß, diesen Egoismus wieder gut zu machen. Mit einer gewissen Heftigkeit bemächtigte sich sein lebhafter Geist dieses neuen Gedankens — welche Möglichkeiten sprangen sogleich vor seinem Blick empor!

„Warum bleibst Du nicht", drang er in den Freund, „vielleicht nur noch diesen Abend, um es ihr selber zu sagen?"

„Ich bin Soldat! Ich muß an diesem Abend noch auf dem Weg zwischen hier und St. Ives mit einem Detachement von Cromwell's Regiment zusammentreffen, welches Claypole commandirt. Du kennst doch Claypole? Ein trefflicher junger Mann aus Northamptonshire. Man sagt, daß Cromwell ihn für seine zweite Tochter Elisabeth bestimmt habe."

Dieses Wort, achtlos und leicht hingeworfen, fuhr wie ein Speer in das Herz des Pfarrers. Es blutete, aber nach Innen. Niemand sah es oder wußte davon. Sein Antlitz ward bleich und seine Lippen zitterten.

Doch so sehr wußte er sich zu beherrschen, daß Frank von dieser Veränderung nicht das Mindeste bemerkte.

„Wenn Du mir einen letzten Dienst erweisen willst", fuhr er fort, — „denn wer weiß, ob wir uns wiedersehen! Tapfre Leute sind vor mir gefallen und ich beanspruche kein besseres Loos. Doch ein Andenken möchte ich der Dame hinterlassen. Willst Du ihr diesen Band in meinem Namen geben? Er ist mir sehr theuer gewesen und wird auch ihr ein freundliches Erinnern sein."

Der Pfarrer nahm das kleine, in purpurnem Sammet gebundene und reich vergoldete Büchlein, das Herbert ihm gab und versprach, es treulich zu überbringen.

Dann schieden sie, wie Freunde scheiden, von denen der Eine in den Krieg zieht und der Andere, der zurückbleibt, ihm Sieg nicht wünschen darf! . . .

Hinter dem Schloß und Hügel von Childerley ging die Sonne nieder. Im Glühen jener Zinnen glaubte Frank Herbert noch das Bild der Waldeskönigin zu erblicken, welches ihn so sehr bezaubert.

Im Thale begann es schon zu dunkeln. Einsam in der Dämmerung saß der Pfarrer am noch geöffneten Fenster. In seiner Hand hielt er das Buch, welches Frank ihm für Olivia gegeben. Auf dem Titelblatte standen folgende Worte:

„Die Gedichte von John Milton."
London, A. D. 1645.

XV. Im Royalistenlager.

Gern würden wir unsern Leser in das Schloß von Childerley zurückführen, für welches er, wenn wir uns nicht betrügen, bereits eine Art von Heimatsgefühl gewonnen hat. Das Interesse, welches er, wie wir uns schmeicheln, für die schöne Manuella gefaßt hat, wird ihn wünschen lassen, sogleich zu erfahren, wie der biedere Knight, welcher selber Niemanden täuschte, die Entdeckung aufnahm, daß er selber getäuscht worden und welchen Empfang er der heimatlosen Pilgerin bereitet. Es würde, so denken wir, dem Leser wohlthun, die sanfte, liebliche Olivia an dem Lager der Unglücklichen zu sehen, durch ein Gefühl an sie gekettet, welches etwas Anmuthsvolles hatte und um so mächtiger auf sie wirkte, da sie selber von Träumen umgaukelt ward, die sie weit hinaus lockten in die unbestimmte Ferne. Vielleicht würde man auch dagegen Nichts haben, noch eine Weile den jungen Obristen zu begleiten, der mit dem letzten Blicke die Zinnen des Schlosses begrüßend, sich von Childerley nicht minder schwer zu trennen schien, als es uns in der That wird.

Allein so geht es im Roman und im Leben: daß man nicht immer da bleiben kann, wo man am Liebsten sein möchte.

Wol oder übel müssen daher unsere Leser sich bequemen, einen Zwischenraum von vielen Meilen (englischen zum Glück) und mehreren Wochen wenigstens zu überspringen. Wir sind nicht mehr in dem bekannten Lande des Cam, in welchem wir bisher gewandert, sondern in der Grafschaft Leicester; nicht mehr im Monat Mai, sondern Juni. Die Rosen blühen auch hier, in den lieblichen Thälern um Bardon Hill; Wiesen von ungemeiner Pracht und schimmernd im smaragdenen Grün bedecken die Ufer der Flüsse — der Avon entspringt hier, Shakespeare's Avon, der von hier, aus dem Hügelland, hinabfließt nach Warwickshire und Stratford — Stratford am Avon. Aber wer hatte dazumal, im Juni des Jahres 1645, Sinn für Rosen und für Dichter?

Der einsame Reiter gewiß nicht, den wir auf der Landstraße sehen, die nach Market Harborough und von da nach Leicester führt, der Hauptstadt dieser Grafschaft. Hier ist dem Leser Alles neu: die Landschaft, die Verhältnisse, der Boden selber. Aber es ist so angenehm, in einer fremden Umgebung einen alten Bekannten zu finden; und wer anders sollte der einsame Reiter sein, als unser Freund Sir Harry Slingsby, den wir im Streit mit dem jungen Herzog von Buckingham in dem Walde von Longstow verlassen haben?

Nicht länger trägt er die Verkleidung eines Bauern, in welcher wir ihn zuletzt erblickt, denn sein Pferd tritt hier gut royalistischen Boden. Leicester ist in der Hand des Königs; Seine Majestät selber weilt dort und seine Armee lagert in der Nähe.

Doch fehlt auch der Herzog in der Begleitung Sir Harry's. Noch an demselben Tage, wo jener Liebeshandel mit einer Abenteuerin, wie Sir Harry sagte, beinahe die Veranlassung geworden wäre, daß die

Botschaft der Königin in Feindes Hände gefallen wäre; ja fast noch in derselben Stunde hatte Buckingham, wie ein trotziger Knabe, der er war, sein Pferd in eine andere Richtung geworfen und dem ältern Kameraden als Scheidegruß zugerufen: er wolle seinen Weg schon ohne ihn machen und er werde auf jeden Fall vor ihm im königlichen Lager sein und ihm dort einen guten Empfang vorbereiten.

„Nimm Deinen Weg, wohin Du willst", hatte Slingsby dann gedacht, „und wenn sie Dich fangen, so ist auch nicht viel daran gelegen. Je weniger solcher Bursche auf der Welt, um so besser."

Vorsichtig und bedächtig hierauf, wie er es der hohen Wichtigkeit seines Auftrages schuldig war, und mehr an die Sicherheit seiner Depeschen, als an die seiner Person denkend, hatte er seine Reise fortgesetzt. Von dem Schloß eines gesinnungstüchtigen Cavaliers begab er sich heimlich, bei Tage rastend und bei Nacht reitend, zu dem eines andern — aus Bedfordshire nach Buckinghamshire und von Buckinghamshire nach Oxfordshire. Als er aber, nach ungefähr sechs oder sieben Tagen, in die Nähe von Oxford gekommen war, wo der König Hof gehalten in Christ-Church-College, da vernahm er, daß Seine Majestät soeben mit allen Truppen die Stadt nordwestwärts verlassen habe, während von Südosten die Parlamentsarmee sich unter Fairfax nahe. Nun gerieth der brave Ritter in die höchste Gefahr, entweder in Oxford eingeschlossen zu werden, da der Feind rings um die Stadt den Blocus legte, oder demselben gerade in die Hand zu laufen, was noch viel schlimmer gewesen sein würde.

In demselben Maß, als die Schwierigkeiten seines Marsches sich vermehrten, veränderte sich natürlich auch die Schnelligkeit desselben, von welcher übrigens auch bisher, nach dem Gesagten, nicht viel Rühmens zu machen war. Tagelang mußte er jetzt in den Schlössern gleichsam vor Anker liegen, wie ein Schiff, welches guten Fahrwind erwartet. Dabei nahmen die Truppenbewegungen der Rebellenarmee mehr und mehr einen zugleich großartigen und furchtbaren Charakter an. Er wußte ein Lied davon zu singen; denn er konnte von den verschiedenen „Priesterhöhlen", die nun sein Hauptquartier bildeten, Alles in der unmittelbarsten Nähe beobachten, viel näher oft, als ihm — wiewol an seiner Tapferkeit und Loyalität kein Zweifel — lieb gewesen. Die Cavaliere hatten gut spotten über diese neue Armee, die sie noch nicht kannten. Er kannte sie; er sah sie, so zu sagen, rings um sich erstehen und aus dem Boden wachsen. Um die Presbyterianer vom Ruder zu verdrängen, die Lords und Heerführer, welche wenigstens doch noch die Namen großer Häuser führten, Robert Devereux, Graf von Essex und Eduard Montague, Baron von Kimbolton und Vicomte Manchester, um sich, mit einem Wort, wie die Cavaliere höhnisch sagten, der einzigen großen Generale zu entledigen, die sie überhaupt besaßen, hatten es die Independenten, „Brandstifter und Mordbrenner" im Parlament (mit diesem Namen beehrte man von royalistischer Seite dieselben) durchgesetzt, daß kein Mann in England zugleich Volksvertreter und Commandeur in der

Armee sein solle. Sie nannten diese Bill die „Selbst-Entsagungs-Acte"; aber ha, ha, ha! — es war zum Lachen, sagten die Cavaliere: „der Lord der Sümpfe" (so nannten sie Cromwell) hatte diese Maßregel zu umgehen gewußt, einen Monat nach dem andern bestätigte das Parlament ihn in dem Commando, welches er trotz der genannten Acte behielt, und das Resultat war die „Neue Noddel-Armee", wie sie seine „new model army" carrikirten, eine Armee von „Dickköpfen", Bauern und predigenden Handwerksleuten. Die Armee von Marston-Moor, sagten sie, bestand doch noch zum Theil aus Miethstruppen vom Continent und alten Söldlingen, die den Dienst verstanden. Aber dieser Betteltrupp aus der City und den Grafschaften, die noch kein Pulver gerochen, Lehrjungen und Pächterssöhne — die sich nicht einmal untereinander vertragen konnten und deren beide Höchstcommandirende, Fairfax und Cromwell, sich sogar neulich mit Stöcken geprügelt hatten!

So sprachen die Royalisten. Aber Sir Harry hatte eine andere Geschichte zu erzählen. Während seiner unfreiwilligen Kreuz- und Querzüge in den vom Feind besetzten Landstrichen in manch' einer Nacht, wo er sich durch die feindliche Postenchaine durchgeschlichen, hatte er mehr von der Wahrheit gelernt und es war seine Absicht, Nichts davon zu verschweigen, sobald er nur die Gelegenheit habe, vor Seiner Majestät zu erscheinen.

Er war nicht mehr weit vom Ziel. Es war am 13. Juni, an einem Freitag, und später Nachmittag, wo er auf der Landstraße dahinritt, wie wir beschrieben haben. Hier war er in Freundesland. Ringsum lagerten die königlichen Truppen. Er hatte die Vorposten schon passirt. Da war Market Harborough, das Hauptquartier des Prinzen Ruprecht, und kaum zwei Stunden weiter Leicester mit der Infanterie des königlichen Heerkörpers.

Die Straße führte hier an einem Wäldchen vorüber; sobald das zurückgelegt war, hatte man einen Ausblick über die Gegend und das Städtchen lag dann vor dem Reisenden. Die Sonne stand schon jenseits des Gehölzes und durchsprühte die Wipfel, Kronen und Stämme desselben mit ihrem purpurnen Sommerlicht. Als Sir Harry sich den ersten Bäumen nahte, hörte er — und sein Pferd hörte es auch, denn es spitzte die Ohren — einen Lärm aus dem Walde, ein Lachen und Singen und Hufgestampf, welches ihn einen Augenblick stutzig machte. Er war zu vorsichtig, um selbst hier, auf anscheinend so sicherm Terrain, nicht zu halten und zu lauschen. Allein der Gesang, der nun näher kam und deutlicher ward, beseitigte seinen letzten Zweifel. Es war ein Spottlied auf die Parlamentsarmee, und wer konnte ein solches singen, wenn es nicht Royalisten waren? Er ließ daher sein Pferd nur langsam schreiten, um sie hier zu erwarten, im Herzen froh, jetzt wieder die Freunde zu begrüßen; aber auch bekümmert, sie so verblendet zu sehen, einem Feind gegenüber, der weniger verächtlich war, als sie glaubten.

„March, march, pinks of election", klang es in jener lustigen Sangweise, welche unter dem Namen von „David Lesley's Marsch" da-

mals populär war im Royalistenlager und als eine nationale Reminiscenz sich noch heut in den Liederbüchern findet.

Marsch, marsch, Tölpel vom Geist erwählt,
Warum, zum Teufel, parirt Ihr nicht Ordre?
Marsch, marsch, Hunde vom Geist beseelt,
Eh die blauen Mützen sind üb'r dem Border!
„Eine feste Burg" allestund
Singet durch Nas und Mund.
Nieder die Kirche! und bringt sie zum Schweigen!
Würgt die Brut, schlachtet sie.
Tanzt in Blut bis zum Knie.
Töchter von Schottland! auf, schürzt Euch zum Reigen!

Sir Harry kannte den Sang, der auf die Siege Montrose's, „des schwarzen Markgrafen", in den schottischen Gebirgen anspielte, die Hoffnung auf eine baldige Vereinigung seiner Hochlandsschaaren mit dem königlichen Heer aussprach und schon im Voraus triumphirte, wie die „Schnapphähne", „die Misthaufen der Heiligkeit", die schottischen Presbyterianer, welche, durch den Covenant mit der Parlamentsarmee verbunden, unter Lesley im Norden standen, Reißaus nehmen würden, sobald die „blauen Mützen" der Clans sich an der Grenze zeigen würden, dem hochberühmten „Border" zwischen Schottland und England.

Lumpig und bettelhaft,
Schmutzig und bettelhaft,
Dinge des Elends, zum Hohn und Gelächter!
Glücklich Geschlecht, sei froh!
Nie schien die Gnade so,
Wetzet die Messer, ihr heiligen Schlächter.

Unter diesen Klängen sprengte die Reiterschaar aus dem Wald, an deren Spitze Prinz Moritz ritt, der jüngere Bruder des Prinzen Ruprecht, der Gefährte seiner Waffenthaten und Abenteuer, und gleich ihm, treu dem König, ihrem Oheim, während der Kurprinz, ihr älterer Bruder Karl Ludwig, ein Kurprinz ohne Land, da die Kaiserlichen sich in die Pfalz gelegt (übrigens ein kluger Mann), neutral blieb zwischen König und Parlament, um sich zur geeigneten Stunde für Denjenigen entscheiden zu können, welcher ihm am Sichersten wieder zu seinem Lande verhelfen möchte. Denn die Depossedirten haben immer ihren eigenen Codex des Anstands und der Ehre gehabt.

„Ei, sieh da, Sir Harry Slingsby!" rief der Prinz, als er, von seinen Cavalieren umgeben, an der Lisière des Waldes den Ritter erblickte. Sie hatten sich einen guten Nachmittag gemacht, waren spazieren geritten, hatten mit den hübschen Pächterstöchtern und Bauernmädchen in den Dörfern geschäkert, hatten gesungen und getrunken und sich amüsirt, wie brave Cavaliere, die sie waren.

„Halloh, Sir Harry Slingsby!" riefen sie, indem der Ritter näher kam, den Prinzen ehrfurchtsvoll salutirend; „wohin, um Alles in der Welt, wollt Ihr so eilig?"

„Zu Seiner Majestät", erwiederte der Gefragte, „mit Depeschen aus Paris!"

„Die Depeschen werden willkommen sein", sagte der Prinz, ganz jovial und drehte die Spitze seines Schnauzbartes nach Oben, „aber Ihr, armer Mann, ich fürchte, daß Ihr zu spät kommt!"

„Wie so das?" fragte der Ritter betroffen.

„Als ob Ihr es nicht wüßtet", versetzte der Prinz, „daß Ihr einen kleinen Handel gehabt mit Seiner Gnaden von Buckingham, und daß der Herzog acht Tage, — was sag' ich? vierzehn, vor Euch hier gewesen. Der zuletzt Kommende hat immer Unrecht, mein wackerer Sir!"

„Ich will nicht hoffen", brauste der Ritter auf, „daß das Geschwätz eines Knaben, eines . . ."

„Pst! pst! mein lieber Sir Harry; Ihr solltet niemals vergessen, daß der Vater Seiner Gnaden des Königs unvergeßlicher Freund gewesen . . ."

„Eben deswegen sollte dieser Sohn . . ."

„Lasset mich ausreden, Sir Harry; und daß dieser Sohn hoch steht in der Gunst Seiner Majestät . . . Doch, was kümmert es mich?" setzte der gutmüthige Prinz hinzu; „wir sind immer gute Kameraden gewesen. Wißt Ihr noch, wie wir zusammen hinter dem flüchtigen Gesindel auf schäumenden Rossen nach Reading hineinjagten? Wenn man uns hätte reiten lassen und gefolgt wäre, so würde der König heut in Whitehall zu London sein, statt in dem elenden Dorfe Lubenham bei Leicester. Hier, mein Freund, ist ein Tropfen für Euch!" und er reichte ihm brüderlich das Trinkhorn hin — „trinket! es ist guter Sect darin, wie es im Liede heißt:

Nach altem Weine thu' Dich um,
Guter Sect ist unser Studium,
Unser Lehrer ist Aristippus!"

Und dabei trällerte der lustige Prinz noch ein paar Verse aus dem Studentenliede, welches er in Oxford gelernt und häufig mit denen Studiosen gesungen hatte, die seit des Königs Hofhaltung daselbst nur noch in Koller und Kanonen und statt der Bücher unter dem Arm, mit den Rappieren gingen.

Traurig aber und gesenkten Hauptes ritt Sir Harry neben den Prinzen, welcher ihn vergeblich mit diesen und anderen Liedern aufzuheitern suchte, während die Cavalcade munter dahin trottete, den Wald hinter sich ließ und, nachdem die letzte Biegung gemacht war, das Städtchen Market Harborough vor sich in der Abenddämmerung liegen sah. Als sie in die Straßen einritten, wurden schon hier und da die Lichter angezündet. Alles wimmelte von Militair; Dragoner und Kürassire schleiften mit den langen Säbeln über das Pflaster. Man hörte Gezänk und Geschrei zwischen Soldaten und Bürgern. Mädchenstimmen riefen um Hülfe, „'s ist nicht so ernst gemeint", lachte Prinz Moritz im Vorrüberreiten und trällerte, der Gelegenheit gemäß, den Refrain des neuen Liedes, welches Sir Richard Fanshaw, der Secretair des Prinzen Ruprecht, neulich gedichtet, „das gerade Gegentheil!" — Jedes Wirthshaus, welches sie passirten, war gedrängt voll; bis auf die Fensterbänke

saßen die lärmenden Gäste. Die Zinnbecher klirrten, die Würfel rollten, es wurde gepascht und hazardirt. Auf dem Markte war die Wache. Sie trat unter's Gewehr vor dem Prinzen Moritz. Durch die offenen Bogenhallen des Gebäudes sah man im Innern desselben die königlichen Fahnen und Standarten, auch die Fahne der Königin darunter, reich gestickt mit der Krone in der Mitte und achtzehn Lilien in Gold rings-um eingewirkt. Gegenüber, in dem größten Wirthshaus des Städtchens, war das Hauptquartier des Prinzen Ruprecht, des Höchstcommandirenden. Bei der Ankunft vor demselben vernahm Prinz Moritz, daß Seine Hoheit nebst der ganzen Suite auf die Jagd geritten und noch nicht zurück sei. Die Jahreszeit war, wo man sonst das Wild zu schonen pflegte. Allein die Cavaliere mußten sich unterhalten; was hätten sie sonst anfangen sollen in der Langweiligkeit des Lagerlebens?

Prinz Moritz schlug seinen Begleitern vor, der Jagdpartie, die nicht mehr weit von der Stadt sein konnte, entgegenzureiten; und Sir Harry begab sich allein in die große Halle des Wirthshauses, welche zu ebener Erde lag.

Da saß er nun, nach der langen gefahrvollen Reise, müde, erschöpft, eine Kanne Weines vor sich. Aber er berührte das Getränk nicht. Er war am Ziele. Das Haupt in die Hand gestützt, sah er trübe vor sich nieder. Sein Herz weissagte ihm nichts Gutes. Viele von seinen Freunden fehlten ihm. Die Weisen und die Guten waren auf den Schlachtfeldern geblieben, oder elender Intrigue zum Opfer gefallen. Lord Falkland, der edelste Patriot, war nicht mehr. In einer der letzten unglücklichen Schlachten hatte er den Tod gesucht und gefunden. Feierlich, wie zu einem Feste, hatte er sich am Morgen dieses Tages geschmückt. „Wenn ich heute getödtet werde“, sagte er mit traurigem Vorgefühl, „so will ich nicht, daß man meinen Leichnam in schmutziger Wäsche finde.“ Von seinen Feinden nicht minder betrauert, als von seinen Freunden, entdeckte man ihn, am dritten Tage nach der Schlacht, unter einem Haufen Gefallener, mit zerschmetterter Schläfe — das reinste Opfer des Bürgerkrieges. — Der Kanzler Hyde, nachmals Lord Clarendon, irrte fern, mit dem Prinzen von Wales, in den westlichen Grafschaften; der edle Graf von Derby, mit seiner heldenmüthigen Gattin, Louise de la Tremouille, aus dem französischen Hause der Thouars, saß, wie in einen Felsenkerker, auf der Insel Man, den Märtyrertod erwartend, der ihn bald in seiner eigenen Stadt Bolton-le-Moor und auf einem Schaffot werden sollte, welches aus den Trümmern seines Schlosses Lathom-House gezimmert war.

Diese und viele andere trübe Bilder und Befürchtungen gingen an den Augen Sir Harry Slingsby's vorüber, indem er so saß, den Kopf in die Hand gestützt. Was auch hatte er, nach den Andeutungen des leichtsinnigen jungen Prinzen, hier zu erwarten? Nur zu deutlich ward es ihm, je mehr er darüber nachdachte, daß Prinz Ruprecht, eifersüchtig auf die Gewalt, die er jetzt vollkommen in Händen zu haben schien, jeden Schritt der Königin mit Mistrauen betrachten und Jeden,

der in ihrem Namen handelte, zu beseitigen suchen würde. Denn so kleinlich faßte man damals, mitten unter den großen, welterschütternden Ereignissen, in der Umgebung Karl's I., die Verhältnisse auf.

Da ließen sich von draußen schmetternde Fanfaren vernehmen. Die Jäger kehrten heim und mit ihnen viel schöne Jägerinnen. Denn auch an Damen fehlte es nicht im Heerlager der Royalisten. Die schöne Herzogin von Richmond, Buckingham's Schwester, hatte ihren Gemahl begleitet — man sagte, mehr des Prinzen Ruprecht, als ihres Gemahls wegen. Doch ist die Chronique scandaleuse immer geschäftig gewesen! — Auch Lady Isabella Thynne war da, und Lady d'Aubigny, „das witzige Käthchen", deren Gemahl schon 1642 gefallen, die aber dadurch weder ihren Witz noch ihre Schönheit verloren hatte. In langen Reitkleidern, mit Peitschen in den zarten Händen, kamen sie in die Halle, die sich nun plötzlich mit der Blüthe des Royalistenadels von England füllte. Welch' ein Glanz von Jugend und Schönheit drängte sich durch die Thür dieser Marktschenke, welch' eine Fülle von süperber Kraft und Bravour, von Uebermuth, bereit mit den Gefahren zu scherzen, von Leichtsinn, von Loyalität! Stolz trugen sich all' diese Köpfe, von welchen einige bestimmt waren, sehr bald zerschmettert zu werden, sei es von Kugel oder Beil. Ein keckes Hazardiren und Herausfordern war in allen Gesichtern. Seht! schienen sie zu sagen, das Leben ist eine Masquerade. Gestern tanzten wir zu Whitehall in den Sälen von Inigo Jones, banquettirten wir in den Festhallen, die Rubens geschmückt. Federn und Diamanten und prachtvolle Roben waren unser. Wir pflückten Rosen im Park von St. James. Wir gondelten auf der schönen Themse von Richmond. Und heute? — Der König will es so: „poverty's a royal thing" — Armuth ist ein königliches Ding. Gott erhalte den König!" Stolz gegenüber standen sie dem Schicksal, welches sie zu zerbrechen beschlossen hatten; sie bettelten nicht um seine Gunst. Sie verachteten den Feind, der sie schlagen konnte, nicht erniedrigen. Ungebeugt gingen diese feinen, aristokratischen Gestalten dem Schlachtfeld, der Ungewißheit des nächsten Tages, dem Kerker und dem Tod entgegen, — sie, die, auf der Leinwand Van Dyk's fortlebend, uns heut noch, wenn wir sie in den Schlössern von England erblicken, mit dem Zauber, der ihnen eigen war, fesseln und ihre traurige Geschichte mit dem lieblichsten Lächeln erzählen, mit einem leisen Zug von Ironie, von Wehmuth, von Festigkeit in den Gesichtern, als habe der Maler in die Zukunft gesehen. Die reizenden Frauen, für den Luxus und das Vergnügen erzogen in fürstlichen Schlössern, theilten jetzt die Gefahren und das harte Leben der Männer. Aber die Musen waren ihnen gefolgt; die Schauspieler von beiden Theatern der Hauptstadt und die Dichter. Auch Richard Lovelace war da, der adelige Sänger der Liebe, so schön und so treu, dem König wie der Geliebten seines Herzens, — er, der gekommen war, um noch einmal in dem letzten Schimmer von Alt-Englands Herrlichkeit zu schwärmen und dann zu sterben, allein, elend und verlassen, in Gefängniß und Armuth. Von der lieblichen

Miß Lucy Sacheverell, der von ihm hochgefeierten „Lucasta“ (denn damals waren die Dichter keusch und nannten den Namen ihrer Geliebten selbst in den Versen nicht) hatte er sich losgerissen, um sein Loos mit dem seines Königs zu vereinen — aber ein rührendes Lied, das er beim Abschied gedichtet, gab Kunde von dem Kampf, den er gekämpft, als er ihr und dem Glück entsagte. Dieses Lied ward bald ein Lieblingslied seiner Zeitgenossen und auch jetzt, in diesem Augenblick, während die große Halle des Hauptquartiers sich mit den bunten Schaaren des Kriegs und der Liebe bevölkerte, klang es aus einem der Seitengemächer. Denn Harfenspiel und Gesang waren überall im Royalistenlager.

Als ich in den Krieg ging.
An Lucaste.

Sag' Holde nicht, daß grausam ich,
Weil ich dem Heiligthum
Der keuschen Brust entfloh und mich
Gewandt zu Krieg und Ruhm.

Die neue Herrin ruft — der Schwarm
Der Reiter im Gefild;
Und fortan nur führt dieser Arm
Das Schwert, das Pferd, den Schild.

Doch ob ich treulos auch entfloh,
Verzeih, was mir so schwer!
Dich Theure liebt ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr!

Die letzten der von der Jagd Heimgekehrten, waren in den Saal getreten. Unter ihnen befand sich auch George Villiers, Herzog von Buckingham, und sein jüngerer Bruder Lord Francis Villiers, ein Jüngling von sechzehn Jahren, noch hübscher, noch ausgezeichneter in äußerer Erscheinung und in geistigen Anlagen als George. Auf den Arm des Herzogs gelehnt, ging Elisabeth, Gräfin Dysart, von allen Damen, die dem Hof Karl's I. auch in diesen Tagen des Unglücks gefolgt waren, wenn nicht die schönste, so doch die anmuthigste, die spirituellste, die genialste. Solch' ein feines, graziöses Lächeln war immer auf ihrem zarten Gesicht. Der Mund und die Nase waren von dem edelsten Schnitt. Die Stirn war weiß und die Farbe der Wangen von dem Roth jener Rosen, die das ganze Jahr blühen. Ihr Auge war tief und dunkel. Etwas Schalkhaftes war in dem Grübchen ihres Kinnes, etwas bestrickend Gewinnendes in dem Ton ihrer Stimme. Sie nahm das Leben nicht ernst, man sah es; aber ihr war eine große Gewalt über sich und über Andere gegeben. Die zierlichsten Hände spielten mit dem goldenen Knopf ihrer Reitpeitsche, die kleinsten elegantesten Füßchen wurden sichtbar, als sie das lange Reitkleid darüber ein wenig emporhob. Sie war die Gemahlin eines alten Herrn, Sir Lionel Tollemache, der ihr übrigens bald den Gefallen that, zu sterben. Sie war Gräfin aus ihrem eigenen Recht; Karl I. hatte ihren Vater, seinen Erzieher, da er noch Prinz von Wales, geadelt und die Tochter zur Gräfin gemacht.

„Und nun, Mylord“, sagte sie beim Eintreten, indem sie sich an Francis Villiers wandte, der zu ihrer Linken ging, „was hören Sie von der schönen Mrs. Kirke; und wie ertragen Sie's so lange fern von Ihrer Holden?“

Die Gräfin scherzte. Alle Welt im Lager scherzte über die schwärmerische Verehrung, welche der kleine sechzehnjährige Cavalier einer Dame zollte, die unter dem Namen „Circe“ sich einiger Berühmtheit erfreute in den Annalen jener Zeit und im Rufe stand, die etwas substantiellere Neigung des Prinzen Moritz mehr zu begünstigen, als die platonische des jungen Lords. Dieser aber, mit dem Eifer der ersten Liebe, die sich besonders gern einen reifern Gegenstand für ihre harmlose Huldigung erwählt, nahm die Affaire höchst ernst; hatte kurz bevor die königliche Armee die Stadt Oxford verließ, seiner „Circe“ ein blaues Band aus den Locken geraubt, welches er seitdem treulich auf dem Herzen trug, und welches er auch jetzt mit der Hand berührte, indem er, sich vor der schönen Gräfin galant verneigend, die letzten Verse des „Liedes an Lucasta“ wiederholte:

Dich, Theure, liebt' ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr!

Die schöne Gräfin lächelte, sich fester auf den Arm des Herzogs stützend, der sie rasch und sicher durch die wogende Menge der Damen und Cavaliere, der Uniformen von allen Gattungen und der Schleppenkleider führte, die sich überall schon durcheinander drängten. Auch George Villiers trug, wenn nicht das blaue Band seiner Geliebten auf dem Herzen, aber ihr Bild noch in dem Herzen. Er hat sich, im spätern Leben, keine besondere Meinung für die Beständigkeit seiner Gesinnungen, weder in der Liebe noch in der Politik erworben; aber man bedenke, daß er, ganz im Anfang seiner Laufbahn, nicht mehr, oder noch nicht so viel als 19 Jahre zählt und man wird es vielleicht selbst bei ihm begreiflich finden, daß er nach vier Wochen noch immer für die Eine schwärmte, die er sich erkoren! Und zudem war es so piquant, wie die Gräfin Dysart mit seinem Lächeln sagte! Buckingham hatte die Gräfin zu seiner Vertrauten gemacht. In der That, sie erinnerte sich des jungen Mädchens, des Hauses ihrer Eltern und des Abends, wo vor der Königin das Schauspiel „Romeo und Julie“ durch eine wandernde Komödiantengesellschaft aufgeführt worden war. „Es war ein hübsches Kind damals“, sagte die Gräfin, „sie hatte so schöne, dunkle Augen“ — und dabei ließ die Gräfin ihre eigenen schönen dunklen Augen wundervoll spielen, daß sie funkelten wie die Facetten von Edelsteinen. Die Idee, daß die junge flüchtige Schönheit zu ihr gewollt habe, amüsirte sie. „Warum nicht?“ sagte sie; „man würde dann vielleicht durch eine Andere diejenige Anziehungskraft ausgeübt haben, die uns selber — leider! nicht gegeben ist!“ Und dabei ließ sie ihr unwiderstehlich reizendes Gesicht durch den Saal wandern mit einer Siegesgewißheit und warf ihre prachtvollen Locken nach hinten auf den schöngeformten Nacken, daß George Villiers rief: „Madame! ermessen Sie

die Treue meines Herzens und die Tiefe meiner Liebe, wenn ich, mit Ihnen am Arme, doch noch an Jene zu denken vermag!"

„Sagen Sie mir nur, Herzog", fuhr die Gräfin fort, sein Compliment huldreich erwiedernd, „aber sagen Sie mir die Wahrheit: haben Sie das Mädchen entführt oder . . . oder . . . aber Herzog: die Wahrheit! — hat das Mädchen Sie entführt?"

„Mylady", versetzte der junge Lord — „bei dem Stern des heiligen Georg! wenn ich es selber weiß! Sie haben mich auf das Wort eines Cavaliers gefragt, und ich muß Ihnen demgemäß antworten. Eine Weile habe ich geglaubt, daß es den Betheuerungen meiner aufrichtigen Liebe, verbunden mit einigen anderen glücklichen Umständen, die meinen Sieg zu begünstigen schienen, gelungen sei, Eindruck auf das harte Herz dieser Schönen von Israel zu machen; bis in jener verwünschten Dachkammer des Schlosses von Childerley, wo sie mir das Gegentheil erklärte. Wem soll ich nun glauben, Mylady — den Wünschen meines Herzens, oder den Worten jener Spröden?"

„Das fragen sie mich, Mylord?" entgegnete die Gräfin. „Ich sollte denken, jeder Mann habe das Schicksal jeder Frau in seiner Hand!"

Sie sagte das mit einem so leisen Anflug von Spott, daß Jeder, der weniger verliebt gewesen, als es der Herzog an diesem Tage noch war, wol gemerkt haben müßte, sie meine, wie vorhin Prinz Moritz: „das gerade Gegentheil." Ihr schöner stolzer Mund schien zu sagen: „ich, mit meinen Augen, habe Euer Schicksal in der Hand! Wartet nur! ich will Euch ihre Macht schon fühlen lassen! . . ."

Das schien sie zu sagen; aber in Wirklichkeit sagte sie: „Ihr seid die Herren der Welt, erobert sie; wenn Ihr's nicht thut, so ist die Schuld Euer!"

„Wissen Sie, Gräfin", erwiederte der Herzog, „daß ich mir genau das in den Kopf gesetzt habe, was Sie sagen?"

„Du Narr!" dachte die Gräfin; „welches Weib von einigem Geist und Ehrgeiz wird aus Dir nicht ihren Sklaven, ihren Fußstuhl machen?" Laut sagte sie: „Bravo, Herzog, das sieht Ihnen ähnlich! Und, auf mein Wort! es wäre doch einmal etwas Besonderes, eine hübsche Jüdin an unserm Hof zu haben! Es wäre ein allerliebster Spaß!"

Der junge Herzog war in seiner besten Laune. Seine grauen Augen, die fortwährend ein Abenteuer zu suchen schienen, sein Mund, der sich am liebsten öffnete, um den Damen eine Artigkeit, oder den Herren eine Malice zu sagen; seine ganze Gestalt, indem sie dahin schritt, strahlte vom Uebermuth der Jugend. In reicher Fülle ringelte sich sein kastanienbraunes Haar auf den gezackten Spitzenkragen herab, der die Brust und die Schultern zur Hälfte bedeckte; auf seinem Habit von braunem Sammet funkelte der Stern des heiligen Georg in Brillanten, welchen Henriette Maria ihm einst gegeben, und unter dem linken Arm trug er den spanischen Hut mit der Feder. Leicht an seinem rechten Arm schwebte die Gräfin dahin, als der Herzog, ungefähr in der Mitte

des Gemachs, stehen blieb und unwillkürlich, wie zu Angriff oder Abwehr, mit der Hand nach der vergoldeten Koppel seines Degens faßte.

„Was ist Ihnen, Mylord?" fragte die Gräfin.

„Es ist Nichts", lachte der Herzog, „oder so gut, als Nichts. Ich sehe meinen Freund, den biedern Herrn Harry Slingsby!"

Auch Sir Harry hatte den Herzog gesehen. Von seinem Tisch, an welchem er bis jetzt einsam gesessen, erhob er sich. Er war zwar der Aeltere; doch der Herzog war der höher Gestellte. Die Scene im Walde, das Betragen des Herzogs hatte ihn tief gekränkt. Doch glaubte er, daß der Moment zu ernst sei, um solchen Privathändeln Raum zu geben, jetzt, wo im blutigen Kriege das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele stand. Er ging daher dem Herzog entgegen; er wollte der Erste sein, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Aber schon hatte der Herzog sich abgewandt. Er erwiderte seinen Gruß nicht. Er kehrte dem tief beleidigten Manne den Rücken.

Bestürzt stand dieser eine Weile. „Ist es so weit gekommen", murmelte er mit einer von Zorn und Beschämung bebenden Stimme, „daß sich ein Mann, alt geworden im Dienste des Königs, von einem Knaben beschimpfen lassen muß?"

Er begab sich hierauf nach einem andern Theile des Saales. Doch die wenigen Gesichter, die er in dieser Schaar von Höflingen kannte, vermieden es offenbar, ihm zu begegnen, während um den Herzog und die Gräfin an seinem Arm sich eine Gruppe lachender Cavaliere und kichernder Damen versammelt hatte.

Er erzählte ihnen, unter lautem Beifall, daß dieser Krautjunker, dieser Tölpel vom Lande, sich Dinge gegen ihn herausgenommen habe, die sich ein Mann von Ehre nicht bieten lassen dürfe. Sein Wappenschild würde einen Fleck davon tragen, wenn er dergleichen von Wem immer dulden wolle. Er habe ihn demgemäß gefordert. Doch Seine Majestät, welche davon gehört, wünsche nicht, daß in seinem Lager derartige Streitigkeiten vorfielen, und habe deswegen, nachdem er seinen, Buckingham's, wahrheitsgetreuen Bericht angehört, zu befehlen geruht, daß Sir Harry Slingsby des Hofes verwiesen werde.

Unterdessen waren die Flügelthüren eines anstoßenden Gemachs aufgeworfen worden: Prinz Ruprecht, der Höchstcommandirende, hatte die Meldungen der einzelnen Regimentschefs entgegengenommen und war nun bereit zum Empfang für die Uebrigen.

Sir Harry ließ sich melden.

Sogleich erschien der Prinz in der Thür, welche sein Gemach von der großen Vorhalle trennte. Das Rauschen und Knistern der Schleppen, das Brausen von so viel Stimmen und Schritten, welches den weiten Saal bisher erfüllt hatte, stand bei seiner Erscheinung plötzlich still. Aller Augen kehrten sich dahin und tiefes Schweigen trat ein, wo eben noch das höfische Gespräch, das Lachen, das Verbengen, das Fragen und Antworten gewesen war.

Der Prinz Ruprecht trug die rothe Montur seines Regimentes. Er war ein junger Mann von 26 Jahren damals. Das ausdrucksvolle Knabengesicht, welches Van Dyk gemalt, war härter geworden im Sturme des Krieges, und die feine Hand, die jener Maler verewigt, hatte sich inzwischen tief in Blut getaucht. Doch hatten die großen, hellen Augen immer noch einen Schimmer von Bonhommie, die ihn bei seinen Truppen so beliebt machte, während die starke, gebogene Nase, der festgeschlossene, wiewol üppige Mund zugleich den Charakter des Glückssoldaten und Abenteurers verrieth, die Tapferkeit, welche sich in die Schlachten stürzt, den Ungestüm, welcher sie verliert!

„Sir Harry Slingsby", sagte er, indem er die Verneigung des Angemeldeten sehr gemessen erwiderte; „ich spreche im Namen des Königs, indem ich von Euch zuerst Eure Depeschen und dann Euren Degen verlange."

Krampfhaft ballten sich die Hände des im Angesichte des Hofes mit solchen Worten Angeredeten.

„Warum", rief er mit bebendem Munde, „warum dieser Schimpf mir — mir — der ich meinen Degen stets in Ehren getragen und die Depeschen mit Gefahr meines Lebens bis hierher gebracht habe? . . ."

„Sir", fuhr der Prinz ihn an. „Ihr habt nicht zu fragen; Ihr habt zu gehorchen!"

Die Gedanken drohten dem armen Knight sich zu verwirren; seine Stimme schien ihm zu versagen. Er schwankte auf seinen Füßen. Er faßte sich zuletzt. Er nestelte seinen Degen vom Wehrgehenk los, er nahm ihn in beide Hände, er sagte mit tief ergreifender Stimme: „Dieser Degen hat den Königen von England treu gedient. Es ist der Degen meiner Ahnen, und ich hätte gewünscht, ihn meinen Nachkommen vererben zu können. Aber seine Majestät will es anders. Er kann meinen Degen zerbrechen, aber nicht die Treue, mit der die Slingsby's ihn geführt. Diese wird erst mit meinem Herzen brechen. Hier ist er."

Und er reichte seinen Degen dem Prinzen. Dieser nahm ihn und sagte: „Nun die Depeschen, Sir!"

Doch ruhig erwiederte Sir Harry. „Ew. Hoheit wollen verzeihen; der Degen gehört dem König; doch die Depeschen gehören der Königin."

„Ihr erdreistet Euch", knirschte der Prinz, ungeduldig und unwillig, seinen Weg wiederum von der Königin gekreuzt zu sehen — dieser Unsichtbaren, die noch aus der Ferne ihm entgegentrat!

„Sie sind an den König gerichtet; und dem König selbst werde ich sie übergeben", entgegnete unerschütterlich der Ritter.

Es ist nicht zu sagen, ob der heißblütige Prinz nicht vielleicht hätte Gewalt gegen den ehrenwerthen Mann anwenden lassen, wenn nicht in diesen Augenblick von der Gasse her sich ein wirrer Tumult hätte vernehmen lassen. Donnernd über das Pflaster flogen die Hufschläge vieler Rosse. Die Wache trat unter's Gewehr. Laut schallte es über den einsamen Platz: „Achtung vor Seiner Majestät! Der König!"

Eben schlug es von dem Thurm der Marktkirche Mitternacht.

Alles stand im Saal in erwartungsvoller, lautloser Stille.

Die Rosse hielten, die Reiter stiegen ab. Die Thüren öffneten sich. Es erschienen die jungen Nobelmänner von der Leibgarde des Königs. Reiche Uniformen stellten sich zu beiden Seiten auf. Es war die sogenannte „goldne Schwadron“, gebildet aus dem höchsten Adel des Landes, an deren Spitze, als ihr Capitain, Lord Digby commandirte. Lord Digby war der erklärte Feind des Prinzen Ruprecht und der Intimus des Lord Jermyn, des Stallmeisters der Königin, der ihr in's Exil gefolgt war nach Paris, einer jener historischen Stallmeister, von dem schon damals, nicht nur die Fama, sondern ein officieller Bericht des französischen Gesandten sagte: daß es ihm nicht schwer geworden sei, den König bei Henrietta Marie zu ersetzen.

Durch das Spalier goldstrotzender Uniformen und schimmernder Waffen trat nun Seine Majestät in den Saal von dem lauten und herzlichen Zuruf empfangen: „God save the King! Gott erhalte den König!“

Der König, in blauem Sammet, mit den Insignien des Hosenbandordens, eine zwar zarte, aber nichtsdestoweniger höchst vornehme Gestalt, erwiderte mit Herablassung den Gruß seiner Getreuen. Er sah bleich aus und überwacht. Seine geistvolle Stirn zeigte die Spuren des langen Kampfes, durch welchen er gegangen. Noch war das Haar, welches ihm auf die Schultern herabwallte, noch war der Bart, welcher mit feinen Linien die Oberlippe und das Kinn beschattete, voll und braun. Doch etwas Lebenssattes war in seinen Augen; vorzeitig drückte das Alter auf diesen Mann, der, mit dem Jahrhundert geboren, noch nicht älter war, als 45. Ein melancholischer Zug war um seinen Mund; etwas Trübes, Trauriges, wehmüthig Ahnungsvolles, fast Geisterhaftes in seinem langen, hagern Gesicht. Man nannte ihn den „Weißen König“, nach der weißen Tracht, die er einst bei seiner Krönung getragen, und nach der geheimnißvollen Sage von einer Prophezeiung, die sich auf sein Ende beziehen sollte. Mehr denn je vielleicht erinnerte sein Aussehen heut an diesen Namen. Er hatte schon geschlafen in seinem Quartier von Lubenham, als die Nachricht ihn aufstörte, die so spät noch ihn hierhergeführt. Er hatte geträumt — man sagte später, daß der Geist Strafford's ihm erschienen sei — das blutige Gespenst, das ihn — wie seine Schuld — verfolgte. Der König war abergläubisch. Wer erzählt, was damals auf seiner Seele gelastet? . . .

Viel gelitten hat dieser Mann; noch jetzt, nachdem mehr als zwei Jahrhunderte vergangen, wird Niemand sein Bild ansehen, ohne sich des tiefsten Mitgefühl zu erwehren. Es ist wol wahr, große Beschuldigungen lasten auf seinem Andenken. Aber Eines sollte man nicht vergessen, so oft man diesen Schatten vor das Tribunal der Geschichte citirt: daß es Karl I. mit der Sache, die er vertrat, ehrlich gemeint hat. Er konnte die Feinde derselben täuschen; er konnte, mit fast jesuitischer Moral, sich jedes Mittels bedienen, um seinen Zweck zu erreichen, aber seinen Freunden hat er Wort gehalten, und an seiner Ueberzeugung hat er fest

und treu gehangen bis zuletzt. Erfüllt von der Idee des göttlichen Rechts trug er die Krone, gleich wie ein Lehn vom Himmel; hartnäckig, halsstarrig, unduldsam, unbeugsam. Die kleinste Concession, mit Selbstüberwindung gemacht und mit Wahrhaftigkeit gehalten, würde dem Gang der Ereignisse ganz eine andere Bahn gegeben haben. Allein zum Glück für England, zum Glück für die Welt — denn für den Fortschritt und die Freiheit sind die Nationen solidarisch! — er konnte sich nicht dazu entschließen. Er, ein liebevoller Gemahl, ein zärtlicher Vater, ein Muster jeder häuslichen Tugend, würde als Privatmann der höchsten Achtung werth und unter anderen Verhältnissen auch auf dem Throne ein Monarch gewesen sein, dessen Gottesfurcht und Sittenstrenge den wohlthätigsten Einfluß auf sein Volk geübt haben würde. Doch das Schicksal bedarf zuweilen solcher Naturen von solcher Beschränktheit des Geistes und solcher hölzernen Härte des Charakters, um in den großen Krisen und Wendepuncten der Geschichte mit Einem Schlage und bis zu ihren letzten Consequenzen Fragen zu lösen, welche, durch Compromisse verschleppt oder durch Vertagung hinausgeschoben, die Entwickelung der Menschheit selber um Jahrhunderte verzögern würden. Darin liegt der Grund, welchen wir, die wir den großen Revolutionen ihre Nothwendigkeit und darum ihre Berechtigung nicht abzusprechen wagen, doch auch im Stande sind, ihre Opfer zu beklagen. Es liegt etwas Fatalistisches in ihrem Hingang. Sie haben eine Mission. Sie erfüllen sie. Wir folgen ihren letzten Schritten mit tiefinnerstem Erbarmen. Wir können sie nicht retten, aber wir fühlen, daß auch sie für die Menschheit litten und starben.

Mit der hohen Würde, die auch bei den alltäglichen Dingen ihn nicht verließ, grüßte Karl I. die Hofdamen, die Cavaliere, die Commandeure seiner Truppen, die zu beiden Seiten, indem er hindurchschritt, sich ehrfurchtsvoll verneigten. Er erkannte unter ihnen Sir Harry Slingsby, sein dunkles Auge ruhte schwermüthig eine Weile auf dem Ritter. Dieser ward zu Thränen bewegt.

„Sire", rief er, indem er sich vor dem König niederwarf, und seine Hand zu küssen suchte, — „ich komme von Frankreich!"

Ein kurzes, trübes Lächeln flog über das ernste Antlitz des Königs. — Von Frankreich! Von Henrietta Marie! Von dem geliebten Weibe, deren Zauber das Einzige war, was noch von irdischen Wünschen dieses Herz erfüllte. . . Der König blieb stehen. Seine Lippen bewegten sich. Man sah, daß er sprechen wollte. Doch wurden nur unartikulirte Laute hörbar. Es ist bekannt daß des Königs Zunge schwer war, daß er stotterte (er hatte diesen Fehler von seinem Vater geerbt) und daß er namentlich in Momenten des Affectes, der Erregung, lange nicht in den Fluß der Rede kommen konnte. Das versetzte ihn, wenn es im Angesicht des Hofes geschah, jedesmal und auch jetzt in die peinlichste Verlegenheit. Seine bleiche Wange ward roth . . . dem Prinzen Ruprecht entging diese Veränderung nicht, und er benutzte den Augenblick, um dem König zuvorzukommen und ihn von dem verhaßten Slingsby fortzuführen.

Ohne diesem die Hand zum Kusse zu verstatten, entfernte sich daher der König und Slingsby erhob sich von dem Boden, auf dem er gekniet. Fast besinnungslos taumelte er zurück, auf einen Stuhl, in der fernsten Ecke des Saales niedersinkend. „O!“ schluchzte er, das Haupt in beide Hände begrabend — „ist das der Empfang, den mein König mir bereitet?“

Der König war inzwischen in das Zimmer des Prinzen Ruprecht eingetreten. Es war ein niedriges Gemach. In der Mitte stand ein großer Tisch, auf welchem Lichter brannten und rund umher Sessel. In einen derselben ließ der König sich nieder. Nachdem er sich gesetzt, hieß er die anderen Herren, Generäle und Truppenführer, die sich auf seinen Befehl im Zimmer versammelt hatten, gleichfalls Platz zu nehmen. Darauf wurden die Thüren, nach dem Saal zu, geschlossen; der König wollte Kriegsrath halten. Er theilte nun zuerst den Herren mit, warum er so spät in der Nacht noch gekommen. Er sei, sprach er, in seinem Quartier von Lubenham schon zur Ruhe gegangen, als ihm plötzlich die Meldung gemacht worden, der Feind lasse sich auf den Höhen von Naseby blicken. Man habe seine Lagerfeuer im Bivouac gesehen.

Feuer und Flammen sprühten aus den Augen des Prinzen Ruprecht. „So schlagen wir ihn, meine Herren!“ rief er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. Die älteren Generäle schüttelten den Kopf. „Man sollte sich vor Allem den Situationsplan ansehen!“ meinten sie.

„Die Karten, Vetter!“ sagte der König und der Prinz brachte den Plan dieser und der anstoßenden Grafschaften.

Wenige Meilen von hier war der Hügel und das Dorf von Naseby. Hier, auf den Hügeln von Market Harborough bis nach Lubenham hin, lag die Avantgarde der königlichen Truppen und ihr Nachtrab reichte bis in das Thal hinab zwischen beiden Hügelketten. Durfte man den Feind angreifen, bevor man seine Stärke kannte? Man wußte, daß Fairfax dort oben stand. Aber man wußte nicht, wo Cromwell war.

„Der Erzschelm!“ rief Prinz Ruprecht mit einem kräftigen Fluche; „man sollte von einem Lümmel, wie dem, nicht so viel Redens machen!“

„Aber er hat eine ganze Armee hinter sich!“ entgegnete Sir Marmaduke Langdale, einer von den älteren und ruhigeren Heerführern.

Man glaubte nicht, daß die Armee Cromwells sich bereits mit der von Fairfax vereinigt haben könnte.

„Der Soldat muß wissen, nicht glauben!“ erwiederte ruhig und besonnen, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, Sir Marmaduke.

„Und würde es nicht besser sein, den Feind aus seiner Stellung herauszulocken, als ihn in derselben anzugreifen?“ sagte Lord Astley, dem Vorredner secundirend.

Auch Lord Digby war gegen den Angriff. Sehr natürlich! — denn Prinz Ruprecht war ja dafür.

„Ich habe gehört“, sagte er mit seiner feinen, hofmännischen Stimme, „daß im Vorzimmer sich Sir Harry Slingsby aufhält. Er bringt De-

peschen von der Königin. Sollte man nicht vielleicht auch diese Depeschen erst öffnen, bevor man die Entscheidung trifft?"

Prinz Ruprecht ward zornig. „Was haben die Depeschen mit unserm Entschluß zu thun?"

Da Lord Digby sah, daß es dem Prinzen unangenehm sei, wenn die Depeschen und Sir Harry wieder ins Spiel gezogen würden, so bestand er natürlich darauf. „Soll ich Ordre geben, daß man ihn hereinführe?"

„Ich protestire dagegen!" fuhr der Prinz auf. „Ich habe dem Ritter soeben auf Befehl seiner Majestät den Degen abgefordert und ein Mann, der den Degen verloren, kann nicht vor dem König erscheinen!"

„Aber die Depeschen", fuhr Lord Digby fort, um so unerschütterlicher, als der Prinz sich mehr und mehr ereiferte.

„Ich weiß es wohl, daß man Uneinigkeit zu säen sucht in den Berathungen Seiner Majestät!" murmelte er zwischen den Zähnen. Dann setzte er laut hinzu: „Der Ritter weigert sich, mir die Depeschen auszuhändigen!"

„So verlange man sie von ihm in meinem Namen", sagte der König und Lord Digby ging, um bald darauf mit den gewünschten Depeschen zurückzukehren.

Es waren Briefe von der Königin. Des Königs Augen füllten sich mit einem kurzen Sonnenschein, als er die geliebten Schriftzüge auf dem Papier erkannte, und seine Hand zitterte, als er das Band und Siegel löste, das sie zusammenhielt. Laut schlug sein Herz der Fernen entgegen, die jetzt mit ihm sprach.

„Theures Herz!" schrieb sie (der Brief war aus Paris, vom April datirt) — „ich habe nicht nöthig, Dir zu sagen, woher der Ueberbringer meines Briefes kommt." Dann folgten Zahlen und Chiffern und die Bemerkung der Königin, daß er den Schlüssel dazu besitze. Dann theilte sie ihm mit, daß sie einen Expressen an Montrose geschickt habe; daß einer ihrer Bevollmächtigten, Goffe, mit den Generalstaaten von Holland, ein Anderer, Cochrane, mit dem König von Dänemark verhandle. Dann hieß es wörtlich: „Mit Gottes Hülfe sollen 6000 Irländer Ende Mai oder Anfangs Juni sich ausschiffen in den westlichen Grafschaften, deren Adel sich dann für den König erheben wird. Die Schiffe, mit denen sie kommen werden, sollen Milford blokiren; die Holländer sind zu dieser Expedition bereit, ebenso wie die Spanier aus Dünkirchen." Von Mazarin sei nicht viel zu erwarten; „aber ich erhielt gestern Briefe vom Herzog von Lothringen; er verspricht mir, wenn Du seinen Dienst annehmen willst, daß er Dir 10,000 Mann zuführen werde." Ueberall, wo die Königin Etwas ganz besonders wünschte, hatte sie das Zeichen eines Kreuzes (†) gemacht. Ein solches Kreuz befand sich bei den Worten: „Um der Ehre Gottes Willen! laß Dich nicht länger mit dem Parlament ein, wenn Du den Rebellen nachgiebst, so kannst Du nicht mehr auf Hülfe von Irland oder von irgend einer katholischen Macht rechnen." Wiederum befand sich ein Kreuz bei dem Satz: „Vergiß nicht Derer, die

Dir die größten Dienste geleistet: der armen Katholiken!" — Der eigentliche Zweck und Inhalt des Briefes summirte sich in den folgenden Hauptpuncten: Montrose meldet, daß er zu Ende des Sommers mit 20,000 Mann zu der Armee des Königs stoßen werde; Cochrane meldet, daß der König von Dänemark, und Goffe, daß die Generalstaaten bereit seien, die Diversion der Irländer zu unterstützen, sobald der darauf bezügliche Vertrag vollzogen, und endlich erklärt der Herzog von Lothringen, daß er mit seinen 10,000 Mann zur Verfügung stehe, sobald man ihm nur die Schiffe zur Ueberfahrt nach England gegeben.

„Ich finde", sagte der König, „daß der Inhalt dieses Schreibens allerdings von der höchsten Wichtigkeit für die Frage ist, welche uns hier im Kriegsrath beschäftigt: ob wir nämlich den Feind angreifen sollen oder nicht. Wie der Brief meldet, werden wir zu Ende des Sommers mehr als doppelt so viel Truppen, Pferde und Waffen haben, als jetzt. Ich denke daher, daß wir die Entscheidung bis dahin verschieben und uns nordwärts ziehen sollten, um die Vereinigung mit Montrose um so sicherer zu vollführen."

„Wir sollten fliehen vor einem Feind, der sich schon genöthigt gesehen, die Belagerung von Oxford aufzuheben!" rief Prinz Ruprecht unwillig. „Das kann Ew. Majestät Meinung nicht sein!"

Es war, wie einer von seinen Zeitgenossen richtig bemerkt, des Königs Unglück, daß er zu hartnäckig gegen seine Feinde und zu nachgiebig gegen seine Freunde war, und daß er eine bessere Meinung von dem Urtheil Anderer, als dem seinigen hatte, wiewol das seinige oft vorzuziehen war.

Der König saß noch unschlüssig und die Debatte ging noch hin und her, als von draußen wieder das Schmettern der Trompeten anzeigte, daß neue Nachrichten da seien; der Prinz entsandte einen seiner Adjutanten und alsbald trat, von demselben begleitet, ein Officier herein, bedeckt mit Staub und Blut.

„Was giebts?" rief der König, sich erhebend.

„Sire!" erwiederte der verwundete Officier, „ich komme von den Vorposten, die bis Naseby standen. Man hat uns angegriffen, wir mußten uns zurückziehen. Wir haben Todte und Verwundete. Der Feind hat mehrere Gefangene gemacht. Cromwell ist soeben im Lager von Fairfax eingetroffen!"

Da stampfte der König den Boden zornig mit den Füßen. „Cromwell!" rief er, „Cromwell! immer dieser Cromwell! Wer befreit mich von ihm, lebend oder todt?"

„Ich!" rief der Prinz — „lebend oder todt! Majestät! jetzt dürfen wir nicht der Schlacht ausweichen, die man uns anbietet. Meine Reiter sind ungeduldig, meine Rosse scharren. Ein Rückzug jetzt wäre schlimmer, als eine Niederlage!"

Unruhig ging der König im Zimmer auf und ab.

„Wolan!" rief er dann, stehen bleibend vor dem Tisch und der Karte — „so wollen wir es wagen! Prinz, gebet die Ordre zum Vor-

marsch für morgen früh um drei. Wir haben noch zwei Stunden zum Ausruhen. Meine Herren! rüsten Sie sich zur Entscheidung! Gute Nacht, meine Herren — auf Wiedersehen! Und die Parole sei: „Gott und die Königin Marie!"

„Gott und die Königin Marie!" schallte es nun durch das kleine Zimmer, die Thüren wurden wieder geöffnet — „Gott und die Königin Marie!" schallte es bald durch den Saal, durch das Haus, über den Marktplatz hin, durch die ganze Stadt.

Als der König, um sich zur kurzen Rast zu begeben, durch den Saal zurückschritt, näherte sich Slingsby noch einmal.

„Majestät!" rief er — „Erbarmen! Gestatten Sie mir, den Tod morgen auf dem Schlachtfeld zu suchen!"

Der König, zu dessen Rechten der Prinz ging, sah den Flehenden mit einem schmerzlichen Blick an. Dann schüttelte er leise mit dem Kopf und ging.

Nordwärts ritt Sir Harry Slingsby, ein gebrochener und ein vernichteter Mann, einer jener treuen Cavaliere, die, nachdem sie für den König Alles gethan und Alles geopfert hatten, durch eine Hofintrigue und die Schwäche des Königs schimpflich gestürzt worden waren. Traurig, lang und öde war der Weg bis zu seinem Schloß, dem „Rothen Haus" bei York; gesenkten Hauptes schritt sein Roß und hinter ihm in der Dunkelheit blieb die Stadt zurück mit ihren Tausenden, die den Anbruch des Tages erwarteten. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schloß in Schwaben

Von A. E. Brachvogel.

Hoch von der Stirn jener äußersten Bergkuppe des Hochplateaus, das den nordöstlichen Ausläufer des württembergischen Schwarzwaldes bildet, die Hauptfaçade dem Osten und der weiten Neckarebene zu, blickt die „Einsamkeit“ des finstren Carl Eugen herab, das buon retiro des Allerheitersten ohne Heiterkeit, des schwäbischen Jupiters, dem alle Blitze ausgegangen und der von seinem Volke nichts mehr wissen will. Auf diesem grünen Rasenpolster mit dem Hintergrunde uralter Bäume und hell vom Sonnenglanz beschienen, gleicht die Solitüde von fern fast einem großen Necessaire von Alabaster oder einem Porcelain-Service auf grünem Tablet, hinter dem Bouquets hervorblicken. Ueber allen Plebs und allem Gesetz erhaben liegt sie da, eine Welt für sich, ein Arkadien, eine Duodez-Ausgabe des zauberischen Versailles, wie Carl Eugen eine von dem Ideale aller souverainen Erdengötter, dem „grand Monarque“ In ihrer Mitte ragt dasselbe Oeil de boeuf mit hoher Kuppel und götterreichen Fresken am Plafond des weiten Saals, wie dort; die beiden Flügel mit den Appartements des Cortège lehnen sich ganz eben so an dasselbe, und ihre beiden vorspringenden Eckpavillons bilden die Privatgemächer für Serenissimus und Serenissima. Das ist die Schablone für den ganzen Rococostyl, alles Weitere, so complizirt und variirt die Baulichkeiten auch sein mögen, ist nur die Enveloppe dieses Sterns. Freilich fehlt hier das Durcheinander der vielverschlungenen Anlagen Le Notre's, jene meilenlangen Pappelalleen und die lüsternen Irrgänge und Grotten des Hirschparks, auch die schweizer Nobelgardisten an den Treppen und auf den Terrassen, die zierlichen Abbé's und schmunzelnden „fréres de Picpus“, der Kometenschweif demüthiger Herzöge und Marquis und die Wolke interessanter Schmetterlinge der Salon-Geister werden eben so wie die scharfen Denker der Enchklopädie und die frommen Damen von Port Royal vermißt, denn man ist hier in Deutschland, noch dazu in Schwaben, und das französische Lüstre hat hier eine Strahlenbrechung erlitten, die wesentlich mattere und seltsamere Farbencombinationen erzielt hat. Aber dennoch findet man hier von dem Allen Etwas, wenn auch nur in der Uebersetzung. Gott sei Dank für unsers Volkes Geist und Wesenheit, daß dem so war!

Durch die Arkaden des Unterbaus, in welchem die gesammte Liverey haust, schleicht die aalglatte, lange Gestalt Smergalis, des „rothen Schmergele“, Serenissimi Läufer und „negociant secret.“ Es ist sehr möglich, daß droben im Eckpavillon, der uns zugewendet ist, Minister Montmartin eben Vortrag über geeignete Maßregeln hält, dem Trotze des dickköpfigen württemberger Volks, der Gesinnungsgenossen Jakob Mosers und Hubers endlich wirksam beizukommen, oder Ehren-Zillig der Special, berichtet über geistige Dressur irregeleiteter Seelen. Am Berghange rechts, der Ebene zu, durch welche sich vom Fuße des Berges vier



Der gedeckte Tisch

Nach einem Bilde von Prof. Meyerheim gezeichnet von Paul Meyerheim. Gestochen von Th. John.

Meilen lang wie ein Lineal bis Ludwigsburg eine Chaussee streckt, senkt sich ein zauberischer Garten mit holländischen Beeten, Springbrunnen, verschlungenen Hecken und Bosquets; es ist das Reich, in welchem der herzogliche Garteninspector Schiller waltet. Ach, die kostbare Orangerie, welche auf dem Plateau der Arkaden einst so üppig gedieh, die Brüstungen der kühn geschwungenen Treppen mit glänzendem Grün, duftenden Blumen und Goldorangen schmückte, ist nun eben so dahin wie dieser terrassirte Garten mit seinen holländischen Anlagen. Eine Wüstenei, eine kranke, ruinenhafte Vegetation nur ist von dem kostspieligen Werke des alten, braven Schiller übrig und das Resultat seiner eifrigen Mühe, Mutter Natur in die launenhaften Gesetze künstlicher Mode zu zwingen, hat ihn nur wenige Jahrzehnte überlebt, indeß die Schöpfungen seines Sohnes unsterblich geworden für alle Zeit. — Ists nicht gerade, als sollte droben die Glasthür zum Oeil de boeuf, an der zwei hohe steinerne Opfervasen mit steinernen Flammen Schildwache stehen, aufspringen und „Carle-Herzog", das „Fränzel" am Arm, die Herren von Hügel, Scheller, Gemmingen, Varnbüler und den alten Reder hinter sich, heraustreten, langsam herab die geschwungene Treppe steigen und sein sorgenvolles Hirn in den Berglüften baden? Vielleicht will er nach Ludwigsburg zur Parade, wo Witleder schon seiner wartet, oder auf den Asperg, um nachzusehen, ob Demagoge Schubart von Rieger auch recht gedrillt wird. Sein Besuch gilt auch wol der Carlsschule, dem langgestreckten, kasernenartigen Gebäude, das dort links bei den Arkaden hinter der düstren Eichenallee hervorblickt, welche durch den Wald und die Berge von dem zwei Stunden fernen Stuttgart empor zur Solitüde und weiter nach Leonberg läuft, an dem Inspectorhause des alten Schiller und den kleinen verstreuten Pavillons der Hofcavaliere und Damen vorüber. Dort in den langen, weißgetünchten Lectionssälen erwartet ihn steif die grünbefrackte Schaar des jungen Württemberg, an deren Spitze Professor Haugh seine Referenz macht.

Die Solitüde, das Meisterwerk Guepierre's, war eine Geburt fürstlichen Weltschmerzes, 1767 begonnen, als er mit seinem Volke, seiner Politik, seiner Familie und sich selbst in bitterstem Zerfall war, gedemüthigt und gebrochen in Waldesstille Vergessen suchte, aber 1779 aufgegeben, verlassen, als Versöhnung und Friede in sein Herz gekommen war. Eine seltene Fürstenschule hatte der eben so geniale wie gewaltthätige Mann hier durchgemacht und das Resultat mit sich genommen, daß der Höchste, weil er selber nicht Alles will, was er kann, auch auf Erden dafür gesorgt hat, daß die Allerhöchsten nicht Alles auf Erden können, was sie wollen. Von dem Tage, wo er die Solitüde verließ, um ihr nur noch zwei Besuche abzustatten, einmal an Kaiser Joseph's II. Seite, ein anderes Mal mit Karl August, den Göthe begleitete, blieb sie öde und keiner seiner Nachfolger hat drinnen residirt. Nicht wie in Sanssouci findet man in ihr die historischen Spuren einer Reihe von Herrschern, von denen Jeder seinen Lieblingsraum gehabt, der den folgenden Geschlechtern von seinen Neigungen und Gewohnheiten Kunde

gäbe; nein, die ganze innere Einrichtung der Solitüde ist geblieben wie in den Tagen Karl Eugens, kein anderer Geschmack als der seine hat jemals hier regiert. Es ist, als wäre er eben erst mit Franziska weggefahren und hätte Alles stehen und liegen lassen; deshalb hat kein Lustsitz des vorigen Jahrhunderts auch solche Einheit des Styls im Innern bewahrt, kann sich solcher Harmonie und Schönheit, solcher Grandezza und Noblesse mehr rühmen als Karl Eugens „Einsamkeit". Diesen Glanz zu conserviren hatten seine Nachfolger entweder nicht Mittel, nicht Geschmack, oder nicht Pietät genug. Vergleicht man die Solitüde und ihren fürstlichen Gebieter mit der modernen Wilhelma drüben am Rosenstein bei Kannstadt und ihren bekannten Insassen, so kann man nur die Achseln zucken. Beide unterscheiden sich, wie ein stolzer, geistreicher Seigneur von einem marasmatischen Eunuchen. Was der wilde Karl von hier aber mitnahm, wenn er sonst auch Alles zurückließ, war der Geist seines Volks, den er widerwillig selbst erweckt hatte, war die Karlsschule, in welcher dieser Geist Blüthe trieb und unter der Schaar aufstrebender Jünglinge, die er in seine Uniform gezwängt, der blasse, blonde, sommersprossige Bursche seines Inspectors, der im Tornister die Skizze seiner „Räuber", das Echo der Empfindungen, die auf dem Hohenasperg ungehört verklangen, mit sich nach Stuttgart trug.

Die Solitüde im vollen Tagesschimmer, wenn die Vögel im Walde singen und die Wipfel im Bergwind leise rauschen, ist imposant und lieblich zugleich. Wenn aber hinter ihrer hohen Kuppel und den Giebeln der Karlsschule das letzte Abendroth verflattert ist, die Sterne über diesen kolossalen Horizont ihren Reigen spinnen, die Cykade surrt und der Mond mit vollem, magischen Lichte heraufzieht, da wandelt sich Alles, Ebene, Berg, Wald und dieser weiße zierliche Bau in ein entzückendes Feenmärchen. Erglühen die hohen Fenster nicht im Kerzenstrahle? Klingt Fränzchens Lied nicht zum Spinett sanft in die Nacht hinaus? Man glaubt vor sich das Zauberschloß eines Magiers zu sehen, aus flüssigem Silber auferbaut. In Busch und Hecken beginnen die Leuchtkäfer nun ihr geisterhaft bacchantisch Spiel und durch die Arkaden huscht es über die Gänge zum östlichen Abhang hin — es ist die schmächtige Gestalt eines Knaben. Stirn und Antlitz badet er im Mondesschimmer, breitet die Arme im Entzücken und unnennbarer Sehnsucht aus, lauschend auf die heiligen Stimmen in seiner Brust, auf den Wolkenflug, der seltsam geballt wie eine wilde Jagd über den Himmel zieht und sein Herz weilt auf dem Asperg bei dem Dulder des freien Gedankens! Karl Moor und Franz, Amalie und Schweitzer mit seinen Gesellen, Marquis Posa und Don Philipp, Ferdinand, Luise und Lady Milford steigen schattenhaft heran, und in der stillen Feier der Sternennacht beutet der Genius die große That des Jahrhunderts aus und macht diese Filiale fränkischen Autokratenthums zum Bethlehem der deutschen Poesie. Und wie der Morgen heraufglüht ist es vollbracht, die Erde ist schöner geworden, die Menschen sind freier, die Solitüde hat ihre Weihe empfangen für alle Jahrhunderte durch — Friedrich Schiller!



W. Hepworth Dixon.

Gezeichnet von Ramsthal. *Gestochen von Th. John.*

Frauen im Geist.

„Frauen im Geist" — der Blick des Lesers, der auf diese Seite fällt, bleibt vielleicht verwundert auf der seltsamen Ueberschrift ruhen. Was ist mit dieser Bezeichnung gemeint? Ist sie absichtlich so mystisch gewählt, um die Neugier zu spannen? Ist mit Vorsatz in die Ueberschrift etwas „hineingeheimnißt" worden, um die Phantasie zu reizen? Ist irgend ein Verband zwischen den „Frauen im Geist" und den „Rittern vom Geist", und haben sie wie diese nur den Anspruch auf Leben, den ihnen die Phantasie des Dichters giebt? Wir möchten auf diese Fragen eine vorläufige Antwort zu geben versuchen und uns mit dem Leser darüber auseinandersetzen, was er ungefähr auf den nachfolgenden Blättern zu erwarten hat. Vor allen Dingen, keine Phantasieschöpfung, sondern Thatsachen, Vorgänge aus dem Leben, die der nüchternen Wirklichkeit angehören, soweit sie sich auch, von mystisch-phantastischen Beziehungen durchwebt, aus dem Bereich derselben zu entfernen scheinen. Wie die Frauen und Männer, von denen wir weiterhin einige Aufzeichnungen geben wollen, dem Leben von Fleisch und Blut theils angehört haben, theils noch angehören, so hat den gleichen Anspruch auf lebendige Existenz die Erscheinung, die Theorie, der Glaubenssatz — nenne man es wie man wolle — auf welche die Ueberschrift in der obigen Fassung die Aufmerksamkeit lenken möchte. Nicht allegorische Bedeutung kommt derselben demnach zu. Es handelt sich einfach um einige socialgeschichtliche Phänomenene, die interessant genug sind, um nicht allein die müßige Neugier, sondern auch die ernsthafte Betrachtung in Anspruch zu nehmen.

Wenn gewisse religiös-sittliche Anschauungen es unternehmen, an dem Bestande des Familienlebens und der Ehe zu rütteln, wenn sie das Princip desselben als unheilig negiren und ihm eine höhere Freiheit der „Kinder Gottes" entgegensetzen, wenn daraus Bestrebungen und Thatsachen resultiren, die nicht allein in der Einbildung einzelner fanatischer Geister existiren, sondern in weite Kreise des wirklichen Lebens gestaltend und auflösend einwirken; wenn man an verschiedenen Punkten diese Vorgänge verfolgen kann, die innerlich ähnlich und gleichwol äußerlich in keinem irgendwie nachweisbaren Zusammenhang stehen, so daß ein gemeinsam wirkendes Princip innerer Ursachen sich geltend zu machen scheint: so steht man vor einer culturgeschichtlichen Erscheinung, die wohl die Mühe eines eingehenden Studiums verlohnt. Ein solches Studium, umfassender, als es bisher unternommen worden, hat W. Hepworth Dixon in einem kürzlich erschienenen Werke denjenigen Tendenzen zugewendet, welche vor Allem beabsichtigen, das Verhältniß

des Mannes zum Weibe auf veränderten Grundlagen aufzubauen. Das Buch Dixon's, das den Titel: Spiritual wives*) — „Frauen im Geist", wie wir es im Deutschen wiedergegeben — führt, sucht die gleichartigen Bestrebungen an den verschiedensten Punkten der Erde — in Deutschland, Amerika, England — auf, und beruht auf Autopsie. Aus einem genauen Studium an Ort und Stelle schöpft der Verfasser sein Material, aus Gesprächen und Aufzeichnungen der betreffenden Personen. Selbst da, wo er, wie in Deutschland, in eine Periode zurückgreifen muß, die vorläufig abgeschlossen ist, auf ein Drama, dessen handelnde Personen bereits meistens von der Lebensbühne abgetreten sind, weiß er sich Zeugnisse und Aussagen Derer zu verschaffen, die den Vorgängen nahe genug gestanden haben, um aus eigener Erfahrung darüber berichten zu können.

Dixon's Studie auf deutschem Grund und Boden betrifft Königsberg. Sie erzählt im Zusammenhang den berühmten Fall des Archidiaconus Ebel, der in den dreißiger Jahren spielte und damals Anlaß zu einem Scandalproceß gab, der die Gerichte selbst entsetzte, weil Enthüllungen der ungeahntesten Natur in ihm zu Tage traten und Personen, theils als Kläger, theils als Beklagte, theils als Zeugen vor die Schranken gefordert wurden, die den höchsten Schichten der Gesellschaft angehörten. Im Gedächtniß der Gegenwart hat sich jener Fall, dessen Acten übrigens niemals ganz geschlossen worden, fast verwischt und die Frage, wer und was war's mit Ebel, wird sich den meisten Lesern aufdrängen.

Ebel war, als die gerichtliche Entsetzung vom Amt 1839 gegen ihn ausgesprochen wurde, Archidiaconus an der altstädtischen Kirche in Königsberg. Die äußerlich glänzendste Zeit seiner Wirksamkeit fällt in das erste und zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, da Herr v. Auerswald als Oberpräsident an der Spitze der Verwaltung der Provinz stand. Damals bildete die Altstädter Kirche den Versammlungspunkt der ausgezeichnetsten Kreise des ostpreußischen „blauen Blutes". Die bekanntesten Namen des Adels — die von Kanitz, Finkensteins, Münchows, Derschaus, Gröbens, — zählten zu den erklärtesten Verehrern des Archidiaconus Eine durch Geburt und Stellung nicht minder wie durch hohe Gaben des Geistes und persönliche Armuth ausgezeichnete Frau, Gräfin Ida von der Gröben, eine Tochter des Oberpräsidenten, war durch den Einfluß Ebel's von einer als unheilbar betrachteten Schwermuth, der sie durch den Tod ihres Gatten verfallen war, erlöst und dem Leben wiedergegeben worden. Sie gehörte seit jener Zeit zu den schwärmerischsten Anhängern ihres Befreiers und sie verwandte all' ihren weitreichenden gesellschaftlichen Einfluß dazu, ihm in jenen hohen Cirkeln, denen sie selbst angehörte, die Wege zu ebnen. Ebel's Laufbahn, die vormals sehr bescheidener Natur gewesen war, hatte in Folge dessen eine aristokratische Wendung genommen. Erst Adjunct, dann Diaconus,

*) „Spiritual Wives". By. W. Hepworth Dixon. Third Edition. London. Hurst and Blacket. 1868. Eine deutsche Uebersetzung befindet sich für den Verlag von Franz Duncker in Berlin unter der Presse.

dann zu der Würde des Archidiaconus emporgehoben, trennte er sich auch äußerlich von dem, zu dessen Füßen er lange Zeit als getreuer Anhänger gesessen, der sich selbst für den heiligen Geist hielt — dem Mystiker Schönherr. Schönherr war gewissermaßen das demokratische Gegenstück zu dem seiner Natur nach aristokratischer angelegten Ebel. Seine Neigungen, seine Lebensgewohnheiten, sein Bildungsgrad näherten ihn den unteren Schichten der Gesellschaft, von denen auch hauptsächlich die Conventikel und nächtlichen Vorlesungen, welche er hielt, besucht wurden. Zwei Sprößlinge der Aristokratie zählten allerdings auch zu den Schönherrianern und sie nahmen ihren irdischen Ranganspruchen gemäß auch in der geistigen Hierarchie des Propheten eine gewisse erhabene Stellung ein. Diese adeligen Anhänger, die mit dem Aufgang des neuen Gestirns, welches in Ebel erschien, sich diesem zuwandten, waren der Graf von Kanitz, der als Engel der Apokalypse, und Fräulein von Derschau, die als Braut des Lammes qualificirt worden war. Zu einer hohen Rangstufe berufen war außer diesen Gliedern noch der ebenfalls den Ebelianern später zugehörige Geistliche Diestel, dessen Namen Schönherr in den von Heinrich Siegelbrecher verwandelte, weil er in ihm Denjenigen erkannt hatte, der nach der Apokalypse das siebente Siegel zu brechen hatte. Auf das theosophische „System" Schönherr's, gegründet auf einen Dualismus der beiden ursprünglichen Wesen, Licht und Wasser, näher einzugehen, dürfen wir uns ersparen; es genüge hervorzuheben, daß, nach seiner Doctrin, die Zeit der irdischen Liebe vergangen und daß in einem wahrhaft christlichen Gemeinwesen nur geistige Liebe erlaubt sein sollte. Auch von der Altstadt-Kirche, seit Ebel in derselben seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sollten, dem Gerücht zufolge, ähnliche Lehren ausgehen, wenn sie auch natürlich nicht von der Kanzel herab verkündigt wurden. Es hieß, daß die wahren Nachfolger des neuen Evangeliums nicht heiratheten und daß sie, wenn schon gesetzlich verheirathet, lebten, als ob sie es nicht seien. Begierde sei ein Zeichen von der Herrschaft des Teufels über das Herz und ihn zu überwinden die edelste Aufgabe eines Christen. In dem neuen Leben des Geistes gelte keine Liebe außer der geistigen. Ob sich dies wirklich so verhielt oder nicht, im Publicum gewann die Ansicht, daß es sich um eine von den gewöhnlichen Lehren des Christenthums abweichende Lehre handle, die Oberhand und es taufte die Anhänger des Archidiaconus mit dem Namen: Ebelianer. Ebel selbst vermied eine solche gefährliche Sectirerbezeichnung. Er nannte sich lutherisch und orthodox. Er predigte von der Kanzel und in seinen Versammlungen, daß das Ende aller Dinge nahe sei und daß Christi Erscheinen unter seinen Heiligen bevorstehe. Was war Angesichts eines solchen Ereignisses noch die Welt mit ihren kleinen Auszeichnungen, was waren selbst die höchsten Ehren, Würden und Besitzthümer? Lediglich Staub, den der Mensch von seinen Füßen schütteln mußte. Wie anders konnte der Sünder seinem Richter begegnen, als indem er sich den Händen Gottes überantwortete; indem er seinen Willen den Geboten der Kirche Gottes

unterwarf. Mit solchen Argumenten war der Uebergang zu einer reinen Theokratie gegeben, zu einer Priesterherrschaft, geführt im Namen Gottes.

In diesem neuen System war Ebel der Oberpriester und Vermittler der ganzen Gemeinde. Ihm zunächst als Agenten und Beichtiger standen drei Damen, Diestel, Prediger in der Haberberg-Kirche, war sein Adjutant, die Grafen von Kanitz, von Münchow und von Finkenstein gewissermaßen seine Leibdiener. Beamte, Richter und Officiere der Garnison bildeten seine regelmäßigen Zuhörer. In dieser Hierarchie der Heiligen stieg man durch hunderte von Stufen an Rang und Würde empor bis zu dem Erzdiaconus, — der höchsten Autorität auf Erden, weil er in der intimsten Beziehung zum Himmel stand.

In dieser pietistischen Genossenschaft galt der Bruderkuß als ein geheiligtes Zeichen. In ihm war gewissermaßen ausgesprochen, daß das Bruderband in dem Herrn stärker und höher sei wie irgend ein gesetzliches Band. Aber Brüder und Schwestern sollten dieses Privilegium der Gnade nur reinen Sinnes gebrauchen. Wenn irgend ein Hauch sinnlicher Liebe den keuschen Charakter der Begegnung trübte, so sollte sie sich in tödtliche Sünde verwandeln. So hieß es auf der einen Seite; auf der anderen Seite stand die Behauptung, daß namentlich die Auserwählten unter Prediger Diestel's Leitung sich Freiheiten des Verkehrs erlaubten, die weit über das Maß dessen hinausgingen, was der bürgerliche Codex der Moral als zulässig gestattet. Seltsame Gerüchte gingen über die Mittel und Wege, mit denen in den Privatzusammenkünften der Seele die Fleischeslust bekämpft wurde. Die Entblößung weiblicher Reize, hieß es, diene als ein solches Mittel, um vor den Augen der ganzen Gesellschaft ein Bild der Versuchungen zu geben, welche Satan den Menschen bereitet hat. Auf diese Weise werde im geistlichen Feuer der Geist der Frommen gewappnet und gestählt. Daß derartige Angaben geglaubt und für richtig gehalten wurden, beweist u. A. die im Jahre 1823 von dem Consistorialrath Köhler verfaßte Schrift, die den Namen Philagathos führte. Die Schrift nannte keine Namen, aber Jedermann wußte, daß sie den Ebelianern galt, deren Lehre, Tendenzen und Verhalten — wie man es bei ihnen voraussetzte — mit satirischer Feder geschildert war. Am Schluß der Erzählung wird das Abenteuer eines jungen Mädchens mitgetheilt, die, durch eine Freundin veranlaßt, eine Zusammenkunft der Auserwählten zu besuchen, dort der Reihe nach von den Anwesenden den Kuß der Begrüßung empfängt. Dieser Ceremonie unterwirft sich sich, bis sie einen der bekanntesten Wüstlinge der Stadt mit demselben Vorhaben sich ihr nähern sieht, worauf sie, voll Entsetzen die Flucht ergreift und zu den Füßen ihrer Eltern ein Bekenntniß von dem, was sie gesehen und erlebt, ablegt. Daß die Schrift, die so schonungslose Enthüllungen machte, ein allgemeines Aufsehen erregte ist zu denken. Was geflüstert worden war, wurde hier laut behauptet, anscheinend mit intimster Kenntniß der Thatsachen und obwol die Schrift anonym erschien, so war es doch

kein Geheimniß, daß der Verfasser eine angesehene Stellung einnahm. Ebel schwieg — das Einzige, was er gegenüber einer namenlosen Anklage thun konnte; aber er empfand sicherlich deshalb nicht minder das Mißliche einer Situation, welche ihm die Vertheidigung abschnitt und ihn den profanen Blicken der großen Menge bloßstellte. Noch ein anderes äußerliches Mißgeschick fiel kurze Zeit darauf als eine Heimsuchung auf die Gemeinde der Auserwählten. Oberpräsident v. Auerswald, der hohe Beschützer und Freund, wenn nicht der Secte, doch Ebel's persönlich, starb 1824 und sein Nachfolger, Theodor von Schön, war allem mystischen Wesen durch Naturell, durch philosophische Neigung, durch liberale Grundsätze abhold. Die Aenderung durch diesen Wechsel in der Spitze der Verwaltung vollzog sich leise und langsam, aber unaufhaltsam. Die unsichtbare Gunst, die der Zusammenhang, der intime Verkehr mit dem „Schloß“ und dessen Bewohnern der Secte zugewendet, war vorbei; früher gleichsam wie geschützt durch die königliche Fahne, die dort geweht, standen sie jetzt nur unter ihrem eigenen Panier und ihre Gegner konnten sich dreister mit der Sprache heraus getrauen, ohne fürchten zu müssen, das Mißfallen der höchsten Verwaltungsstelle sich zuzuziehen. Indessen zunächst hatte das keine erheblichen praktischen Folgen und eine Reihe von Jahren verging ohne eine andere Anfechtung der Secte, als eine heftige Polemik des Professors der Gottesgelahrtheit, Olshausen, mit dem Geistlichen Diestel.

Die Veranlassung zu dieser Fehde hatten zwei, 1833, unter ungewöhnlichen Umständen aufgetretene Fälle von Wahnsinn gegeben, welche an zwei Mitgliedern der Haberberg-Kirche zu Tage getreten waren und die von Olshausen den geistigen Erweckungen des Predigers Diestel zu Last gelegt wurden, der auf diese Anklage mit den heftigsten persönlichen Angriffen auf Olshausen's Charakter antwortete. Aber ein schwerer Sturm, der die ganze stolze Kirche der Heiligen in den Grundvesten erschütterte und ihren Zusammensturz herbeiführte, stand unmittelbar bevor. Die Veranlassung wird wie folgt erzählt. Auf das Jahr 1823 hatte Ebel — und dies ist vielleicht das beste Zeugniß für sein inneres Ueberzeugtsein von gewissen Doctrinen — das persönliche Erscheinen des Heilandes angekündigt. Das Ereigniß war für die Osterwoche verheißen. Zusammenkünfte wurden gehalten, Gebete veranstaltet, Vorbereitungen getroffen — wie sollte man dem Herrn begegnen, der seinen Heiligen in dem Glanze des himmlischen Lichtes erscheinen wollte? Die wichtige Frage wurde hin und her erwogen und beinahe jeder Zweifel darüber vergessen, ob die Thatsache selbst und der angegebene Zeitpunkt auch als ganz feststehend zu betrachten seien. Einige Zweifler gab es indeß und zu diesen gehörte der Graf von Finkenstein, der in vorsichtiger Erwägung, daß eine Täuschung in so wichtiger Angelegenheit einen argen Scandal verursachen müsse, einige Warnungen verlautbaren ließ. Hoher' Sturm der Entrüstung, namentlich Seitens der weiblichen Mitglieder, traf des Grafen Zweifelmuth, den Ebel mitleidig belächelte. Die Vorbereitungen zum Fest, welches

durch eine Hochzeitsfeier in besonders ausdrucksvoller Weise begangen werden sollte, nahmen ihren Fortgang, schließlich kam Ostern, das Mahl war bereitet, die Psalmen gesungen, Braut und Bräutigam erschienen — aber der Gast vom Himmel blieb aus und die versammelte Gemeinde nach langem, erfolglosem Harren brach in Verwirrung, in Empörung auf. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge hätte der Graf von Finkenstein als weiser Prophet jetzt eigentlich an Ansehen gewinnen müssen, nach der hergebrachten Ordnung auf religiösem Gebiet wurde aber gerade er gesteinigt. Denn wer anders als er mit seinem Zweifel hatte das ganze Unheil verschuldet? Konnte der Herr durch sein Erscheinen eine Versammlung begnadigen, in der ein Mitglied von so schwachem Glauben weilte? Mit knapper Noth entging der Graf dem Schicksal, aus der Gemeinde ausgewiesen zu werden; aber von da ab galt er als ein absterbendes Glied, als Einer, der aus dem Mittelpunkt des Lichts und der Gnade ausgetreten war. Diese Stellung des Grafen sollte verhängnißvoll werden. Eines Tages, im Jahre 1835, hörte er, daß seine Schwester, die mittlerweile den Grafen Kanitz geheirathet und den Posten des zweiten Zeugen der Apokalypse eingenommen hatte, sowie deren weibliche Freundinnen sich bemüheten ein Fräulein von Mirbach, eine Verwandte der Finkensteins, für ihren Kreis zu gewinnen. Als Haupt der Familie fühlte Graf Finkenstein sich verpflichtet, dem entgegenzutreten und er that dies in einem an das Fräulein gerichteten Brief, in welchem er vor dem Ebel-Diestel'schen Kreise mit Andeutungen warnte, die zu beweisen er sich im Stande erklärte. Fräulein von Mirbach überbrachte den Brief ihrer Freundin, der Gräfin Kanitz, welche in äußerster Entrüstung über diesen Angriff Seitens ihres Bruders diesen den obersten Cirkeln der Auserwählten denuncirte. Für solche Fälle, wo eine ausgesuchte Züchtigung nothwendig zu sein schien, erhielt gewöhnlich der Prediger Diestel Vollmacht, die Execution zu besorgen. Von natürlicher Heftigkeit und mit einer schonungslosen Feder bewaffnet, pflegte Diestel dem Gegner in so vernichtender Weise zu Leibe zu gehen, daß es diesem schwer fiel die hageldicht fallenden Schläge mit gleichen zu erwiedern. In solcher Weise war z. B. Professor Olshausen zum Schweigen gebracht worden und auch gegen den Grafen Finkenstein erschien nun ein Diestel'sches Elaborat, welches alle denkbaren Injurien auf sein Haupt zusammenhäufte. Der so Angegriffene, der gleichzeitig auch mit dem Grafen Kanitz in einem religiösen Journal in Streit gerieth, klagte gegen Diestel wegen Verläumdung und Beleidigung und in der That verurtheilte der Gerichtshof den Verfasser der Schmähschrift in 200 Thlr. Geldstrafe. Aber was war der Anlaß dieser verurtheilenden Replik gewesen? Der Gerichtshof fragte sich, was den Grafen Finkenstein veranlaßt haben konnte, den Prediger Diestel der Immoralität zu beschuldigen — er hatte sich in dem an Fräulein von Mirbach gerichteten Brief auf Documente berufen. Wo und welcher Art waren diese Beweisstücke? Der Graf wurde um Auskunft ersucht. Es waren eine Menge ungeordneter Papiere, abgerissener Notizen und zusammenhangs

loser schriftlicher Angaben, die der Graf vorlegte und die sich auf den Ebel'schen Kreis, Gräfin Ida von der Gröben, Fräulein von Derschau und Andere bezogen, die meisten höchst unwahrscheinlich und der Beweise ermangelnd. Das Gericht legte ihnen keine erhebliche Bedeutung bei, aber da die Behauptung aufgestellt war, es handle sich hierbei um eine Anzahl geheimer religiöser Lehren, so verwies es die Angelegenheit vor das Consistorium. Das Consistorium ließ sich durch zwei seiner Mitglieder, Assessor Zander und Consistorialrath Köhler (dem Verfasser des früher erwähnten Philagathos) Bericht erstatten und in Folge dieses Berichtes sprach der Gerichtshof die vorläufige Amtssuspendirung der beiden Geistlichen, Ebel und Diestel aus und erstattete über die ganze Angelegenheit Bericht an den Cultusminister v. Altenstein. Nach einer kurzen Verzögerung und nach Einholung eines Gutachtens vom Consistorium bestätigte der Minister die Amtssuspension und es wurde eine Criminal-Untersuchung gegen die beiden sectirerischen Geistlichen eröffnet.

Der Proceß bot sehr bemerkenswerthe Züge dar. Als Entlastungszeugen, die für Ebel's fleckenlosen Lebenswandel und Frömmigkeit Bürgschaft leisteten, traten Personen von hohem Rang und Ansehen auf: Graf v. Münchow, der mit dem Archidiaconus durch achtzehnjährige Bekanntschaft verbunden war, Eduard von Hahnenfeld, Baron von Heyking und viele Andere; als hauptsächlichster Belastungszeuge war der Professor der Universität Königsberg, Sachs, aufgetreten. Sachs, von Geburt Jude, später eifriges Mitglied der Ebelianer, der als solches in der akademischen Laufbahn rasch Carriere gemacht, dann aber, als die Zeitumstände sich änderten, von der religiösen Genossenschaft wieder zurückgetreten war — hatte freiwillig seine Zeugenaussage angeboten. Daß er Alles wissen konnte, unterlag keinem Zweifel, daß er eine scharfe Beobachtung besaß, war bekannt — aber gegen sein Zeugniß sprach ein ganz besonderer Umstand, den die Gegenpartei geltend machte, nämlich, daß er im Wege des religiösen Geständnisses schriftliche Bekenntnisse über sich abgelegt hatte, welche ihn selbst der ärgsten Vergehungen bezichtigten. Sachs anerkannte die Echtheit dieser von ihm geschriebenen und an die verstorbene Gräfin v. Kanitz gerichteten Bekenntnisse, aber er behauptete, die Angaben seien theilweise lediglich von ihm erfunden worden, um dem Begehren der Gräfin zu genügen. Er hob hervor, daß dieser Vorgang kein ungewöhnlicher bei den Ebelianern gewesen sei. Die Männer hätten den Frauen Sündenbekenntnisse in den nacktesten schärfsten Ausdrücken ablegen müssen; je überströmender man in dieser Hinsicht gewesen sei, desto mehr sei man als im wahren Ernst der Heiligung stehend betrachtet worden und so habe man oft die Phantasie zu Hülfe nehmen müssen, um erdichtete Sünden zu bekennen, wenn man Ruhm erlangen wollte. Sachs wurde nach vergeblichen Anstrengungen der Ebelianer schließlich zum Zeugniß zugelassen, die Proceßverhandlung selbst aber gelangte in der nächsten Zeit zunächst an das Kammergericht und dann an den obersten Gerichtshof.

Es ist nöthig, dieser Verhältnisse hier zu gedenken, weil die Urtheile beider Gerichtshöfe wesentlich verschieden, wenn auch beide für die Angeklagten ungünstig ausfielen und weil es möglich ist, daß der seiner Glaubwürdigkeit nach angefochtene Charakter der Aussage von Professor Sachs hierauf von Einfluß gewesen sein kann. Der Gang des Processes entzieht sich in seinen Einzelheiten übrigens der Kenntnißnahme und auch das Zeugniß von Sachs blieb in den Acten vergraben. Dixon, dem dasselbe auf irgend eine Weise zugänglich geworden ist, hat dieses merkwürdige Actenstück im Wortlaut als Anhang seines Werkes zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben und wir entnehmen demselben die nachfolgenden Einzelheiten. Sachs behauptet, daß in dem engsten Kreise der Eingeweihten Ebel als der Reine und Heilige (gewissermaßen der neue Christus) angesehen wurde, der gesandt worden war, um die Reinigung und Heiligung an Anderen zu vollziehen. Wie und auf welche Weise? Nach dem Schönherr'schen System ist alles Uebel in die Welt gekommen lediglich dadurch, daß der Teufel das zweite (weibliche) Urwesen (Finsterniß, Wasser) verführt, von den Einflüssen des ersten Urwesens abwendig gemacht hat. Ebenso mußte alle Rettung entstehen durch Reinigung und Heiligung des Weiblichen durch einen göttlichen, männlichen Einfluß. „Das Verhältniß des weiblichen Elements wurde auf diese Weise in der Gemeinde zu einem ganz dominirenden. Ebel machte sich mit den Männern am wenigsten zu thun, sondern wies sie an die Frauen, denen er sie zur Leitung übergab.“ Wir wagen nicht in die für ein gesundes Gefühl ebenso widerwärtigen als empörenden Einzelheiten dieses „Processes bei geschlossenen Thüren“ einzugehen; aber eine Stelle dieser Zeugenaussage wollen wir doch citiren, weil sie den Verfasser bemüht zeigt, eine Antwort zu geben auf die unausbleiblich sich aufdrängende Frage nach dem sittlichen Gehalt der Personen, die so tief in die verstrickenden Irrgänge des religiösen Mysticismus sich verloren hatten. Wir halten es allerdings für fast unmöglich, eine sichere Antwort zu geben, denn wie sich Alles, was der Mensch sein Eigen zu nennen glaubt, in dem Dämmerlicht religiöser Mystik unklar, unfaßlich, unsicher gestaltet, so ist es auch mit den eigensten innersten Motiven und Herzensregungen. Die hier berichteten Thatsachen und das Thun der betheiligten Personen als richtig vorausgesetzt: wer vermag da noch anzugeben, ob irregeleitetes religiöses Gefühl allein, ob mit ihm zusammen andere seelische Momente, der eigenen Selbsterkenntniß unbewußt, die wirksamsten Triebfedern gewesen sind? Was Sachs darüber sagt, hat wenigstens den Vorzug, auf Kenntniß der vollen Persönlichkeit — hier fast die einzige zuverlässige Quelle — gegründet zu sein und bei dem Charakter seiner Enthüllungen wird es um so weniger übergangen werden dürfen, als es zu Gunsten Derer spricht, die sein übriger Bericht so schwer verklagt. Er sagt: „dem Richter, der ein Urtheil aussprechen und deshalb auch die Verhältnisse innerlich kennen muß, könnte nichts Störenderes, nichts ein Urtheil Trübenderes begegnen, als wenn ihm ein Gefühl von Mißachtung gegen die in Rede stehenden Frauen erwach-

sen sollte; nothwendig würde ihm hiermit sogleich der richtige Einblick in das wahre Verhältniß desjenigen, was das Thun und was das Leiden, das Wollen und das Handeln gewesen ist, sich schließen, oder wenigstens verwirren und unsicher werden müssen. Ich kann aber mit der freien Aussprache dieser meiner Ueberzeugung nicht so verstanden, oder vielmehr so völlig mißverstanden werden, als gedächte ich damit eine Vertheidigung in objectiver Hinsicht in Beziehung der Frauen zu übernehmen, oder die Schädlichkeit und Verderblichkeit eines solchen Verhältnisses irgendwie verkleinern zu wollen. Niemand kann mehr überzeugt sein, wie entartend und entartet dieses sei, an welchen Abgrund jene Frauen in der That geführt seien. Das aber sage ich, und von dessen Wahrheit durchdringend überzeugt, daß in subjectiver Beziehung die Frauen schuldlos sind, daß sie in ihrem Wollen und Bestreben zu den edlen und verehrlichsten ihres Geschlechtes gehören."

Der Spruch des Kammergerichts zog sich lange hin. Erst März 1839, nach zweijähriger Dauer, kam das Urtheil, welches die Geistlichen Ebel und Diestel ihrer Aemter entsetzte, ihrer bürgerlichen Rechte für verlustig erklärte und in Bezug auf Ebel dessen Haltung in Gewahrsam anordnete, bis er zu einer Sinnesänderung gekommen sei. Der Spruch des obersten Gerichtshofes reformirte dies Erkenntniß theilweise zu Gunsten Ebel's. Es hob den Verlust der bürgerlichen Rechte und die angeordnete Hafthaltung auf und bestätigte nur die Entsetzung der Geistlichen vom Amte. Ein sonderbares Spiel des Zufalls ließ diese schwere Niederlage des königsberger Pietismus zeitlich gerade zusammenfallen mit dem Tode Altenstein's und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Eichhorn. Der Spruch des Kammergerichts erging noch unter Ersterm zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms III., das reformirte Erkenntniß des obersten Gerichts unter Eichhorn und der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. Ebel's öffentliche Wirksamkeit war hiermit zu Ende. Er lebte in strenger Zurückgezogenheit in Württemberg, begleitet von seiner treuesten Anhängerin, Gräfin Ida von der Gröben, und starb in Ludwigsburg im Jahre 1861 im Alter von 77 Jahren. Ob mit ihm auch alle Spuren seiner Wirksamkeit erloschen? Ob seine religiösen Extravaganzen keinen Samen ausstreuten, der auf fruchtbaren Boden fiel und anderswo wieder aufging? Ob manche Blätter aus der geheimen Geschichte pietistischer Vereinigungen, die in den letzten Decennien eine so überwuchernde Triebkraft bewährt haben, nicht bestätigen würden, daß ein traditioneller Zusammenhang noch heute die „Auserwählten" in Elberfeld, Stuttgart, Hamburg und anderen Orten mit dem einstigen Stammesvater des „Muckerthums" zusammenhält? Wir können die Frage nicht mit Bestimmtheit bejahen, aber wir haben noch weniger Anlaß, sie mit Bestimmtheit zu verneinen. An einen hervorragenden Namen aus der königsberger Periode und an das Dogma von dem baldigen persönlichen Erscheinen Christi hat gerade ein Vorgang der jüngsten Zeit in auffallender Weise erinnert. Sowohl in Königsberg wie in Berlin fanden in den letzten Monaten geheimnißvolle Ankündigungen von unentgeltlichen Vorlesun-

gen statt, welche das bevorstehende persönliche Erscheinen Christi, die Gerichte Gottes und den Weg der Errettung behandelten, und der diese Vorlesungen hielt, die in Königsberg beinahe einen Volksauflauf verursachten, war Niemand anders als — der Geistliche Diestel, ein Sohn des ehemaligen Engels der Ebelianer, er selbst, wie es heißt, ein Engel der Irvingianer. Ist in diesem Zusammentreffen lediglich eine zufällige äußere Verbindung dieser beiden religiösen Genossenschaften angedeutet?

Phantastischer und wunderlicher noch, wenn auch weniger angefochten von außen und von keinem Schleier des Geheimnisses umgeben ist der Verlauf einer verwandten Erscheinung in der englischen Kirche. Was Dixon von seinem Besuch in dem „Aufenthalt der Liebe" (Agapemone) berichtet, liest sich wie ein Capitel aus der Geschichte religiösen Wahnsinns — nur daß dieser Eindruck wieder aufgehoben wird durch die nüchterne Rechenkunst, welche die „Heiligen" in der äußeren Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse sämmtlich bewährt zu haben scheinen. Denn die „Agapemone" ist kein verächtlicher Aufenthalt, sondern mitten in den lieblichsten Gefilden Englands, in Somersetshire, gelegen, ein wohl eingerichteter, gut ausgestatteter Wohnsitz mit Ländereien, Gärten, Gebäuden und Allem, was noth thut zum Lebensbehagen. Eine Halle, von beinahe luxuriösem Aussehen, empfängt den Besucher. Bunte Glasscheiben lassen ein gedämpftes Licht fallen auf Sophas an den Wänden umher, auf Spiegel, schwere Vorhänge und reiche persische Teppiche; mysteriöse Symbole in Farben, Seidenstickereien und Holzschnitzereien, einen Löwen und ein Lamm darstellend, begegnen dem Blick; an der Wand lehnt eine Harfe, in der einen Ecke der Halle erblickt man ein Piano, in der anderen einen Gegenstand, der in der unbestimmten Beleuchtung einem Billard gleicht. Und nicht allein gleicht; es ist in der That dies profaner Belustigung gewidmete Instrument, welches hier an einem Ort, der einen halb kirchlichen Charakter trägt, aufgestellt ist. Man kennt den Geist englischer Sonntagsheiligung und ohne Dixon's Versicherung würde wol schwerlich Jemand auf die Vermuthung kommen, daß es in England einen Ort giebt — und das ist eben die Agapemone —, an dem selbst Sonntags ohne Sünde Billard gespielt werden kann und daß die Spieler Geistliche sind. Aber für die „Heiligen" giebt es keine Sonntage. „Für uns", sagte der erste „Gesalbte" auf die an ihn gerichtete Frage, „ist alle Tage Sabbath, und Alles, was wir thun, ist geheiligt dem Herrn". Das Haupt der religiösen Einsiedler von Agapemone ist Bruder Prince, ein Mann von etwa 56 bis 57 Jahren. Seine nächste Umgebung der Auserwählten besteht aus verschiedenen Brüdern, ehemaligen Geistlichen, Würdenträgern in demselben apokalyptischen Styl, der schon bei den Ebelianern gebräuchlich war, und einigen Schwestern, die ihren weltlichen Namen abgelegt haben und sich des Schwesternamens Zoe, Sarah, Annie, Ellen bedienen. Doch sind dies nicht die einzigen Bewohner Agapemone's. Im Ganzen giebt es deren etwa sechzig, alles Brüder und Schwestern, obwol mit dem etwas absonderlichen Unterschied, daß die Einen Nichts thun und die Anderen

die dienstlichen Arbeiten verrichten und dafür Lohn empfangen. Kinder giebt es nicht auf der Agapemone. Folgendes Gespräch entstand aus Anlaß dieser letzten Mittheilung zwischen Herrn Dixon und den Auserwählten des „Aufenthalts der Liebe". Das Gespräch giebt zugleich die beste Einsicht in die wesentlichsten Anschauungen der Sectirer.

„Ihr versteht nicht das Leben", sagte Bruder Thomas, „welches wir hier in dem Herrn führen. Wir heirathen weder selbst, noch lassen wir heirathen. Die, welche früher in der Welt verheirathet waren, leben, als ob dem nicht so wäre. Die Männer wohnen getrennt von den Frauen und sie kennen kein Verlangen nach des Teufels Liebe, sondern sind wie die Engel, in denen ewiges Leben ist."

„Was soll ich unter Teufels Liebe verstehen?"

„Alle Liebe, die nicht heilig, geistig und von Gott ist."

„Eure Lebensregel ist also wie die der Nonnen und Mönche, eine Regel der Abstinenz?"

„Die Regel der Engel", sagte Prince, „eine Regel reiner Freude in dem Herrn. Unsere Brüder und Schwestern leben in der Liebe, aber nicht in der Sünde, denn Sünde ist Tod; unser aber ist das ewige Leben in dem Herrn."

„Meint Ihr im Geist einer andern Welt, wie alle guten Menschen hoffen?"

„Wir meinen es gleichmäßig im Körper und im Geist; denn das Fleisch ist nun errettet und versöhnt mit Gott."

„Dann nehmt Ihr also die Auferstehung des Leibes an, wie dies die englische Kirche lehrt?"

„Nein, wir verwerfen diese Doctrin. Wir sind die Auferstehung und darin haben wir das Leben."

„Alle Menschen sterben aber doch?"

„Ja", sagte Thomas, „bei den Meisten ist das der Fall gewesen. Tod ist des Menschen Loos gewesen und sie sind gestorben; aber der Tod ist unterthan dem Herrn', in welchem wir leben. Wir werden nicht sterben; es sei denn sein Wille, uns nicht zu retten."

„Erwartet Ihr zu sterben?"

„Nein, niemals", antwortete der erste Gesalbte, „wir haben keinen solchen Gedanken."

„Wenn Ihr seht, daß Alle älter werden und daß Einige von Euch der Zeit unterliegen, so müßt Ihr doch die Möglichkeit zugeben, daß der Tod eintreten kann?"

„Nicht so", sagte Prince, „wir denken niemals an den Tod und nie erwarten wir ihn. Wir wissen, daß Gott ist ein Gott des Lebens und daß wir lebendig sind in ihm. Tod ist ein Wort, welches der Zeit angehört."

„Aber wir Alle leben in der Zeit."

„Ihr lebt in der Zeit", sagte Prince, „wir nicht, und wir wissen nichts davon."

„Habt Ihr keinen Begriff von Zeit?"

„Keinen", sagte der erste Gesalbte. „Diese Ausdrücke gehören Euch an, nicht Gott. Ihr habt sie erfunden, um irdische Thatsachen zu bezeichnen. Wir stehen auf einer anderen Stufe."

„Ihr seht die Sonne auf- und niedergehen", drängte ich, „Ihr wißt, daß gestern Freitag war, daß morgen Sonntag sein wird, daß der Frühling vergeht und der Herbst kommt."

„Nun ja", sagte Prince mit mitleidigem Ton, „wir fühlen den Strom der Liebe, den Ihr als Euer Zeitmaß anseht; aber das ist kein Zeichen des Wechsels für uns, die wir für immer wohnen in dem lebendigen Gott."

Hiermit endigte dies Gespräch, geführt mit Personen, die einem anderen Jahrhundert, ja einer anderen Welt anzugehören scheinen, obwol sie inmitten der conservativsten Gesellschaft und Kirche Europas ihre Laufbahn geführt und Raum für ihre seltsame Idylle gefunden haben. Zur Ergänzung derselben dienen noch folgende Angaben. Bruder Prince, der schon als junger Student der Theologie eine religiös exaltirte Genossenschaft, die Lampeter Brüder, begründet hatte, die sich besonderer Erleuchtung durch den heiligen Geist rühmte, bildete allmählig die Anschauung in sich aus, daß er in Leib und Seele Eins geworden sei mit dem heiligen Geist. Dieser hatte sich in ihn versenkt, das Alte in ihm getödtet. Sein Wille, das Bewußtsein seiner selbst war erstorben, gekreuzigt im Fleisch und im Geist und Alles, was von dem einstigen Lampeter Studenten übrig geblieben war, war schließlich nur eine sichtliche Verkörperung des heiligen Geistes, der, wie selbstverständlich, weder sündigte, nur auch nur sündigen konnte. Ehe Prince jedoch diese Metamorphose in sich vollendet und abgeschlossen hatte, waren ihm als Geistlichen der Englischen Kirche schwere Kämpfe mit den constituirten Autoritäten und der Welt nicht erspart geblieben. Die Hitze seines Bekehrungseifers entzündete überall, wo er zu wirken hatte, Zwistigkeiten und Zerwürfnisse. Gottesdienstliche Störungen, Zerfall des Gemeindelebens, Erweckungen der Auserwählten waren an der Tagesordnung und trieben den Eiferer schließlich aus der established church, die keinen Raum für diesen unfügsamen Geist hatte. Prince predigte nun in einer von ihm selbst eröffneten Kapelle in Brighton, die er Adullam-Kapelle nannte. Die kleine Gemeinde, die er versammelte, wurde bekannt unter dem Namen der Adullamiten. Von da ging er nach Weymouth, wo er mit einigen Anhängern den nahenden Tag des Gerichts verkündigte und ältere Damen und bukolische Squires mit den Schilderungen entsetzte, die er von der bevorstehenden Zerstörung der Welt entwarf. Da nur die Anhänger von Prince aus dem allgemeinen Feuerbrand errettet werden konnten, so opferten viele Gläubige einen Theil ihres Vermögens zu Gunsten ihres Erretters, der auf diese Weise gewissermaßen der allgemeine Bankier der durch ihn Erretteten wurde. Indessen reichte das nicht hin, um einen „Aufenthalt der Liebe" in würdigem Styl zu begründen. Hier legte sich nun das Schicksal auf sehr eigenthümliche Weise zu Gunsten der Heiligen ins Mittel. Es führte

ihnen fünf weibliche Anhänger zu, Tochter eines alten Bermondsey Kaufmanns, Namens Nottidge, die sämmtlich eigenes Vermögen, ungefähr 6000 Pfund Sterling jede, hatten. Was war einfacher, als daß Prince den Willen des Herrn dahin auslegte, daß hier die seinen männlichen Anhängern bestimmten Schwestern (Frauen im Geiste) und dadurch gleichzeitig das nöthige Vermögen gefunden sei und daß er diesen Willen dreien der Schwestern kund gab, die auch sämmtlich ohne Widerrede gehorchten. Auch die vierte Schwester vermachte ihr Vermögen ihrem geistlichen Oberhaupte. Der „Aufenthalt der Liebe" war nun solid fundirt; regelmäßig nach den Grundsätzen der Welt erworben und bezahlt, öffnete er seine stillen Hallen und schattigen Gänge den Brüdern und Schwestern, die hier in contemplativster Ruhe den Tag der Ankunft des Herrn abzuwarten gedenken ....

Die Vorgänge, über die vorstehend berichtet ist, bieten Stoff zu mancherlei Speculationen und haben auch lediglich vom religionsphilosophischen Standpunkt aus betrachtet ein unbestreitbares Interesse. Aber in ihrer Vereinzelung, in ihrer gewissermaßen vereinsamten Stellung innerhalb der herrschenden sittlichen Anschauungen und der auf ihnen auferbauten Welt der Thatsachen könnte man ihnen eine culturgeschichtliche Bedeutung absprechen, wenn Amerika nicht wiederum nach dieser Seite hin ergänzend einträte. Auf dem der ungehemmten Entwicklung des Individualismus so ungemein günstigen Boden Amerikas haben diejenigen Theorien und Vorgänge, die alle, obwol unter sich verschieden, darin übereinstimmen: sie dem herkömmlichen Begriff des ehelichen Lebens gegenüberzustehen, eine so weite Verbreitung gewonnen, daß sie eben dadurch Anspruch auf den Rang eines culturgeschichtlichen Phänomens gewinnen. Das Mormonenthum, einzeln betrachtet, die Einführung der Polygamie als Basis des socialen Lebens in eine große Gemeinschaft, könnte als eine vorübergehende Erscheinung betrachtet werden, an der Symptome des Verfalls schon deutlich nachweisbar sein und auf ein frühes Ableben hindeuten sollen; aber an diese Erscheinung knüpft sich in Amerika, Ring an Ring, eine weit umfassende Kette mystischer Speculationen und Doctrinen, exaltirter Secten und religiöser Bewegungen.

Auch hier ist ein gewisses zeitliches Zusammentreffen mit den Vorgängen in Deutschland und England um so auffallender, als weder die hier und da auftretenden Persönlichkeiten, noch die von ihnen ausgehenden Theorien in irgend einer Berührung gestanden haben, die Entwicklung vielmehr eine durchaus selbstständige ist. In Deutschland blickten die Ebelianer, ehe die Katastrophe eintrat, auf das Jahr 1836 als das des persönlichen Erscheinens Christi. Zu derselben Zeit gründete Prince in England den Orden der Lampeter-Brüder; er bildete seine spiritualistischen Theorien aus und wiederum gleichzeitig veröffentlichte der Geistliche Noyes, der gegenwärtig an der Spitze der Bibelcommunisten in Oneida Creek in Amerika steht, sein den Kern seiner Doctrinen enthaltendes Sendschreiben. In Amerika hatte eine der ausgedehntesten und

stürmischsten Bewegungen, welche die religiöse Geschichte aller Zeiten zu verzeichnen hat, im Jahre 1832 geherrscht. Ganze Bevölkerungsmassen, namentlich in den Staaten Newyork und Massachusetts, waren von einem religiösen Erweckungsfieber befallen worden, das sich außerdem von einem Theil zum andern verbreitete und leidenschaftliche, theilweise in religiösen Wahnsinn auslaufende Ausbrüche hervorrief. Aus dieser Bewegung entwickelte sich die neue Paulinische Kirche, deren Anhänger auf einen höheren Grad von Heiligkeit kraft Leitung des heiligen Geistes Anspruch machten. Sofort trat auch hier die feindliche Stellung zu der alten Form der Ehe hervor. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob die Heirathsgelübde noch bindend seien für die neu Erweckten. Man ging von der Annahme aus, daß die alte Welt mit all' ihren legalen Ansprüchen und Rechten im Untergehen begriffen sei, daß ein neues Königreich bevorstehe, in dem eine höhere Ordnung die alte ersetzen werde. Geistige Freundschaft und geistige Liebe, geschlossen für die Ewigkeit, standen schon jetzt den Erwählten als Vorbereitungen für die neue Welt offen. Psychologisch ist gewiß die Thatsache sehr begreiflich, daß derartige Theorien einen besonderen Einfluß sehr leicht auf weibliche Gemüther gewinnen. Wie bei den Ebelianern das weibliche Element in den Vordergrund tritt, so sehen wir auch hier Frauen einen Hauptantheil an der religiösen Bewegung nehmen. Im Staate New York war es Miß Lucina Umphreville, welche den Begriff der Frauen im Geist ausbildete und predigte, der dann bald von wirklichen Geistlichen aufgenommen wurde. Die gewöhnlichen ehelichen Bande versanken auch hier wiederum als eine niedere Stufe vor der höheren Freiheit der Kinder Gottes, mit dem ihnen bestimmten weiblichen Wesen im innigsten — wenn auch der ursprünglichen Meinung nach nur geistigen Verkehr zu leben. Als Rechtfertigung sollte das Beispiel des Apostels Paulus dienen, der, nach gewissen Stellen in seinen Briefen zu schließen, eine weibliche Begleiterin auf seinen Reisen hatte, die gleichwol nicht sein Weib, sondern nur eine Schwester im Herrn war. Diesen dogmatischen Punkt zu erörtern, der schon die Kirchenväter beschäftigte, liegt natürlich nicht in unserer Absicht; wir erwähnen desselben nur, da der Name Paulinische Kirche eine Erläuterung verlangt. Die Hauptstelle, welche als Beweis dafür angeführt wird, daß der Apostel mit einem Weib als Schwester zu leben sich und Anderen gestattete, steht 1. Cor. 9, 5. Sonderbarerweise führte das neue Licht, welches sich nun ergoß, fast alle Auserwählten auf dieselbe Entdeckung, daß sie nämlich unrichtig verheirathet seien und der ihnen bestimmte weibliche Gefährte noch nicht mit ihnen vereinigt sei. Die Magna Carta des Paulinianismus bildet ein 1837 von dem schon erwähnten Geistlichen Noyes veröffentlichter Brief (in Amerika nach dem Journal, in dem er erschien, bekannt unter dem Namen Battle Axe Letter), aus dem daher hier einige Stellen folgen mögen: „.... Ich werde Alles, was ich über eine delicate Angelegenheit auf dem Herzen habe, schreiben und Ihr mögt dann selbst urtheilen, ob es zweckmäßig ist, diesen Brief Anderen zu zeigen. Wenn der Wille

Gottes auf Erden wie im Himmel gethan wird, wird es keine Heirathen mehr geben. Das Hochzeitsmahl des Lammes ist ein Fest, bei dem jedes Gericht jedem Gast freisteht. Ausschließlichkeit, Eifersucht, Zank haben dort keine Stelle .... Gott hat aus guten Gründen eine Scheidemauer aufgerichtet zwischen Mann und Weib während der Zeit des Abfalls (der Gegenwart), aber aus guten Gründen wird dieselbe niedergerissen werden in der Zeit der Auferstehung, wehe aber Dem, der das Gesetz des Abfalls aufhebt, ehe er in der Heiligkeit der Auferstehung sich befindet .... Ich nenne ein bestimmtes Weib meine Frau, sie ist Euer, sie ist Christi und in ihm ist sie die Braut aller Heiligen. Die Art meines Anspruches auf sie steht in directem Widerspruch mit den Heirathsverträgen dieser Welt und Gott weiß das Ende."

Dieser Brief verursachte trotz der mannigfachen ihm vorausgegangenen Tatsachen von ähnlichem Charakter ein außerordentliches Aufsehen in der Kirche. Zur Frucht reiften diese Ansichten später in den socialistischen Gemeinschaften der Bibelfamilien zu Wallingford und Oneida Creek, die noch gegenwärtig in anscheinender Blüthe bestehen und von deren Organisation Dixon an einer anderen Stelle (in dem Werk: New America) eine Schilderung geliefert hat. Nur im Vorbeigehen kann hier noch der socialistischen Theorien und Experimente von Dale Owen und Frances Wright, von Albert Brisbane und Clarisse Vigoreux, von George Ripley und Margaret Fuller gedacht werden, die alle in Fehlschlägen endigten, aber nach des englischen Verfassers Ansicht sichtbare Spuren in jener weiten Verbreitung ungesetzmäßiger Verbindungen hinterließen, die man in Amerika als „freie Liebe" (Free Love) bezeichnet. Die Anhänger dieses Princips, die namentlich zahlreich unter den sogenannten „Spiritualisten" zu finden sind, verneinen vor Allem den Charakter der Ehe als einer stabilen, von der Willkür des individuellen Beliebens nicht schlechthin abhängigen Institution. Vielmehr wird dem Individuum das Recht zuerkannt, seine ehelichen Verhältnisse zu formen und umzuformen, aufzubauen und wieder umzustoßen, ohne irgend eine Autorität, weder religiöse noch legale, zu befragen. Wo eine derartige Anschauung die Grundlage bildet, da ergiebt sich nothwendigerweise eine laxe Praxis, die in dem Wechsel schließlich allein das ihr zusagende Element findet. Und dieser Charakter ist denn auch zwei Ansiedelungen aufgedrückt, die unter dem Namen „die Höhen von Berlin" (Berlin Heights) in Ohio und „Moderne Zeiten" (Modern Times) bei New York von Anhängern der „Freien Liebe" hauptsächlich bevölkert sind. Selbstverständlich hat auch diese Richtung in Amerika wie eine jede andere ihre Poeten — hauptsächlich weibliche — ihre Redner, Prediger, Zeitungen u. s. w. Selbstverständlich ist auch dieser Richtung gegenüber der sociale Bann ohnmächtig, der in Europa das Durchbrechen der als legitim anerkannten Schranken unnachsichtlich heimsucht. Es bewährt sich auch in dieser Erscheinung das Wort, daß in dem freiesten Land der Erde Alles möglich ist und daß Alles, was möglich ist, dort auch einmal wirklich wird. Und so wird es denn Amerika als dem wenn

nicht vorgeschrittensten, doch freithätigsten Flügel der germanischen Stämme wol auch vorbehalten sein, in der an sich selbst vollzogenen Entwickelung darzuthun, welche culturgeschichtliche Bedeutung den religiösen Umwälzungstendenzen eigentlich zukommt, von denen wir hier einige hervorstechende Züge verzeichnet haben. —

Die ungeheure Sensation, welche das Buch, dem wir die obigen Mittheilungen entlehnten, überall gemacht hat, rechtfertigt die Frage nach der Persönlichkeit des Verfassers. Wir bringen sein Portrait. Der ausdrucksvolle Kopf, die mächtige Stirn, das Gesicht voll Kraft und Energie lassen auf eine außergewöhnliche und hervorragende Bedeutung schließen. Und in der That zählt W. Hepworth Dixon in dieser Beziehung zu denjenigen Schriftstellern Englands, welche durch den Umfang ihrer Kenntnisse, die Kühnheit ihres Geistes, und eine unerschrockene Liebe zur Wahrheit das Meiste gethan haben, um der Forschung neue, weite Bahnen zu öffnen — der Forschung, welche das intime, das Seelenleben der Völker und dessen Krankheiten zu ihrem Gegenstand gewählt hat. Wir lesen in Meyer's Conversationslexikon (2. Aufl.), daß W. Hepworth Dixon, am 30. Juli 1821 zu Newton Heath als Sprößling eines alten puritanischen Geschlechtes geboren ward, anfangs zum Kaufmann bestimmt, in ein Handlungshaus zu Manchester kam, später aber diesen Beruf aufgab, um sich der Literatur zu widmen und zwar mit solchem Erfolge, daß er schon in seinem 32. Jahre (1853) an die Spitze des „Athenäum", des ältesten und einflußreichsten literarischen Journals in England, als dessen leitender Redacteur berufen ward. Eine Reihe werthvoller historischer Werke (über Blake und Bacon) sicherten ihm den Rang eines Gelehrten, bevor er mit seinen Büchern über „Das heilige Land" und „Neue Amerika" populär ward. Beide Bücher („The Holy Land" und „New America") sind auch in der Tauchnitz-Edition erschienen. Als das Hauptwerk seines Lebens betrachtet Dixon, auf dem noch Etwas zu ruhen scheint von dem streithaften Geiste der Puritaner aus Cromwell's Zeiten, die „Geschichte Englands während der Republik". Zu dieser großen und umfassenden Arbeit hat er seit Jahren Materialien gesammelt, in den Archiven Englands und des Auslands. Der Gedanke an dieses Werk führte ihn hinüber nach Amerika, zu den Rocky Mountains, um die Gestade kennen zu lernen, an welchen die ersten Pilgrim-Väter in der „Mayflower" gelandet waren. Hier entdeckte er, für die Literatur wenigstens, jene Heiligen vom Salzsee, deren Geschichte er in seinem „New America" schrieb, und von hier aus laufen die Fäden, an denen er sich, sozusagen, rückwärts bis nach Königsberg, „der Bernsteinstadt", fühlte und denen wir sein Buch über die „Spiritual wives" verdanken. Glaube man aber nur ja nicht, daß die Schilderung dieser Vorgänge, die der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit angehören, so sehr fern liegen von den Ereignissen und der religiösen Gährung der Geister, welche auch in der Geschichte der Englischen Republik unter

Cromwell einen beträchtlichen Theil der Aufmerksamkeit ihres Historikers in Anspruch nehmen. Die Heiligen von Königsberg, von der Agapemone und dem Salzsee haben die merkwürdigste Aehnlichkeit, wenn nicht in allen Dingen, so doch in vielen mit „den Heiligen des jüngsten Tages", die sich auf die Offenbarung Daniel's berufen. Eine lebhafte Controverse wird Dixon's Buch auf jeden Fall in Deutschland verursachen; wir, ohne Partei für oder wider zu nehmen, glaubten es der Wichtigkeit desselben schuldig zu sein, es im „Salon" wenigstens zu signalisiren.

Lieder an Henni.

Von **Adolf Strodtmann.**

8.

Das war eine herrliche Liebesnacht,
Die wir durchwacht
Mit süßem Plaudern und Kosen!
Die Wanduhr tickte, dein Mütterchen schlief,
Durch das stille Dorf nur der Wächter rief,
Doch im Herzen tief
Erblühten uns flammende Rosen.

Von den Bäumen fiel das raschelnde Laub,
Dem Herbst zum Raub,
Und der Wind pfiff über die Haide.
Wir aber wandelten, Hand in Hand,
Durch künftiger Tage Zauberland,
Und vor uns stand
Die Welt im Frühlingsgeschmeide.

Es war das Herz dir so reich und voll,
Daß es überquoll
Von losen, lieblichen Scherzen.
„Und bin ich dein Frauchen", so riefst du aus,
„Dann führ' ich das Zepter gar streng im Haus,
Dann darfst du — o Graus! —
Mich nimmer küssen und herzen."

Doch als ich dir lachend ins Auge sah,
Wie ward dir da
Von Purpur die Wang' übergossen!
Dein Necken verstummte, dein Stolz entwich,
Mit beiden Armen umschlangst du mich:
„Wie lieb' ich dich!"
Und hieltest mich fest umschlossen.

Ein letzter Kuß noch! dann stürmt' ich hinaus,
Und eilte nach Haus
Durch des Herbstwinds schaurig Getriebe.
Doch wie silberne Glöckchen hell und rein
Erklang der Ruf mir ins Herz hinein:
„Du mein! ich dein!"
O Frühlingswunder der Liebe!

9.

Nein, Das heiß' ich mir ein Wunder,
Wie es nur die Liebe thut!
Steht die kühle Maid jetzunder
Schon in lichter Flammengluth!

Während sonst dein Herz mit Bangen
Jedem Brief entgegen sah,
Fragst du jetzo voll Verlangen
Täglich: „Ist kein Briefchen da?"

Wolltest lange nicht erwarmen,
Jeder Kuß erschreckte dich —
Aber heut, mit weichen Armen
Mich umhalsend, küßt du mich!

Und derweil ich deine Grüße
Sonst zu holden Liedern spann,
Fängt mir selber meine süße
Henni jetzt zu dichten an!

Ja, wir haben unsre Rollen
Mählich ganz und gar vertauscht,
Und ich hab' an deinen tollen
Versen köstlich mich berauscht.

Muß ich nun die Kunkel nehmen,
Kinder wiegen, Köchin sein?
Oder willst du dich bequemen,
Auch noch Diesem dich zu weihn? . . .

Engelskind aus Paradiesen,
Unsichtbare Zauberkraft,
Liebe, Liebe, sei gepriesen,
Welche solche Wunder schafft!

10.

(In ihr Album.)

Du ew'ge Macht, die über Sternen thronet,
Und in des Herzens tiefster Tiefe wohnet:
Gieb, daß sich diese junge Mädchenseele
In mir den rechten Stab und Führer wähle;
Daß ich mit ihr den goldnen Pfad beschreite,
Der uns zu allem Guten, Schönen leite;
Daß ich der Liebe reine Himmelsblüthe
Vor Sturm und Frost und Brand uns treu behüte;

Daß mein Glück ihr Glück sei, und sonder Klage
Ich lächelnd ihre Last zu meiner trage!

O laß mein Herz nicht irren und nicht wanken,
Ihr weh nicht thun in Worten, noch Gedanken;
Laß starken Armes mich mein Lieb erheben,
Und mit ihr in das Reich der Dichtung schweben,
Daß sich die Wirklichkeit uns hold verschöne,
Und alles Leid des Liedes Macht versöhne.
Wär' uns ein finstres Wetter je beschieden,
So sei mein Theil der Kampf, ihr Theil der Frieden,
Auf daß durch mein Verschulden ihrer Seele
Im Kranz der Freuden keine Blüthe fehle!

11.

(Sie spricht:)

„Ich las deine Lieder — o wonnige Lust!
Wie hallen sie wieder mir tief in der Brust!

„Es tönen die Klänge so weich und so warm,
Mir ist, als umschlänge mich liebend dein Arm;

„Als müßt' ich dir geben mein Sinnen und Sein,
Als müßt' ich mein Leben alleinzig dir weihn;

„Und müßte dir klagen, was bang mich bedrückt,
Und müßte dir sagen, was hoch mich entzückt.

„O, wollt' es gelingen, was süß mich durchzieht,
In Worte zu bringen, so würd' es ein Lied.

„Das sollte dir danken mit freudigem Klang,
Und hold dich umranken im Wechselgesang.

„Doch eh' ich zu bannen die Worte gewußt,
Entfliehn sie von dannen aus pochender Brust.

„Ach, decken die Grüfte sie ewig mit Nacht?
Ach, haben die Lüfte zu dir sie gebracht?

„Noch eh' ich gesungen, verhallte mein Sang,
Das Lied ist verklungen, bevor es erklang!

„So laß mich dir geben mich selber allein,
Mein Herz und mein Leben, mein Sinnen und Sein.

„Das soll dich umtönen mit fröhlichem Schall,
Das magst du verschönen mit lieblichem Hall!

„Und nimmer wohl bliebe das Glück uns verwehrt,
Wenn Leben wie Liebe zum Lied sich verklärt,

„Wenn Lieb' uns und Leben mit seligem Klang
Von selber sich weben zu hehrem Gesang.“

12.

Wenn uns der Menschen eitle Gunst
Verläßt in wintertrüben Tagen,
So wird versöhnen unsre Klagen
Die Schmerzenströsterin, die Kunst.
Es hat ein Strahl von ihren Weihen
Uns Beiden ja die Stirn umflammt:
Dich rief sie in der Tonkunst Reihen,
Mich zu der Dichtung heil'gem Amt.

Eil ans Klavier, heb an mein Lied,
Stürm durch die Tasten wild und wilder!
Schau, wie die Fluth der goldnen Bilder
Dein Spiel mir aus der Seele zieht!
Der schöne Gott, der Herzerweicher,
Tritt vor uns Beide strahlend hin —
Laß sehn, ob du an Klängen reicher,
Ob reicher ich an Liedern bin!

Verklärend werde Leid und Glück
Von Dichtung und Musik umsponnen!
Es spiegelt reiner Schmerz und Wonnen
Der Zauberquell der Kunst zurück.
Klingt nicht von deiner Thränen Flusse
Der Nachhall meiner Poesie?
Und lodert nicht von meinem Kusse
Die Gluth in deiner Melodie?

O Schöpfungsmacht, die nimmer flieht!
O Liebeswunder, das nicht endet!
Dein wild Allegro ist vollendet,
Und schau — vollendet ist mein Lied!
Wir standen in der Götter Reigen,
Hoch über Wechsel, Staub und Zeit . . .
Ein Blick noch — und der Rest ist Schweigen
Im Wonnenmeer der Seligkeit!

13.

Du trautes Kind, das mir sein Herz ergeben,
Es ist dein Herz ein Blatt voll künft'gem Leben,
Das rein und hell im Morgenwinde bebt: —
Ein Blatt, drauf wenig Namen deiner Lieben,
Der Eltern und Geschwister, eingeschrieben,
Und sich ein einzig schwarzes Kreuz erhebt.

Ihr Schicksalsmächte in den Himmelsauen,
Wollt ihr dies edle Herzblatt mir vertrauen,
Daß meine Hand ihm sein Verhängniß schreibt:
So leiht die Kraft mir, daß zu holden Zügen
Sich dichtgereiht der Liebe Lettern fügen,
Und fleckenlos sein duft'ger Schimmer bleibt!

O, wollt Erhörung meiner Bitte senden,
Daß, wenn der Tod den Griffel aus den Händen
Mir nimmt, ich sagen darf mit stillem Glück:
„Dies Herzblatt, das ihr mir befahlt zu lieben,
Ich hab' es bunt und kraus vielleicht beschrieben,
Doch bring' ich's rein und unentweiht zurück."

14.

(Am ersten Jahrestage des Hochzeitsfestes.)

Ein Jahr ist hingeschwunden —
Wie schnell es schwand, wir fassen's kaum.
Was wir gelebt, empfunden
In seinen flücht'gen Stunden,
Es dünkt uns fast ein goldner Traum.

Seit ich zuerst, du Reine,
Dein liebes Auge leuchten sah,
Das mit verklärtem Scheine
Auf mir geruht, — ich meine,
Daß mir Das gestern erst geschah!

Erst gestern, mein' ich, fanden
Die Herzen sich auf immerdar,
Und liebe Hände banden
Den Myrtenkranz, und wanden
Den Schleier dir ins volle Haar.

Ach, Alles ist gekommen
Viel schöner gar, als wir's gedacht!
So oft ein Tag verglommen:
Er hat uns Nichts genommen,
Und immer neues Glück gebracht.

Ob längst die Hochzeitskerzen
Der sel'gen Nacht erloschen sind:
Stets dünkt uns, Herz an Herzen,
Daß unter Lust und Scherzen
Erst heut der Liebeslenz beginnt.

Und wenn durch Haus und Garten
Erschallt dein heller Lerchensang:
Noch heute kaum erwarten
Kann ich der froh erharrten,
Der süßen Vogelstimme Klang.

Gestillt ist jedes Sehnen,
Kein Räthsel giebt es mehr zu schaun —
Und doch in Wonnethränen
Zerfließen wir, und wähnen,
Noch Etwas bliebe zu vertraun.

O holdes Liebesleben,
Du schaffst die Welt zum Paradies,
Wo Zauberkräfte weben,
Und Wunder uns umgeben,
Die Gott den ersten Menschen wies!

Die Noth in Ostpreußen.

Mittheilungen eines Königsberger. Geschrieben Februar 1868.

(Schluß.)

V.

Der Nothstand in den kleinen Städten war eine nothwendige Folge des ländlichen Nothstandes. Hier zu Lande giebt es ein altes, wahres Sprichwort: wenn der Landmann Nichts hat, hat der Städter auch Nichts. Da wir aus den früher angegebenen Gründen keine Industrie besitzen und keine besitzen können: so bleibt der Ackerbau die einzige Basis unseres wirthschaftlichen Lebens. Der Handwerker wie der Krämer und Gasthofbesitzer der kleinen Städte: Alle sind auf den Absatz an die Besitzer der Umgegend angewiesen, da der Absatz in der Stadt selbst kaum in Betracht kommt. In Folge des mangelnden Absatzes sehen wir daher die kleinen Handwerker schwer leiden. Zudem litten die sogenannten Ackerbürger direct durch die Mißernte gleich dem Gutsbesitzer.

Die Calamität steigerte sich, als hungernde Losleute, bettelnd oder Arbeit suchend, in Schaaren die Städte durchzogen und erkrankend, wie Krankheit verbreitend, neues Elend über das leidende Gemeinwesen brachten.

Im Folgenden geben wir als traurige Belege einige kleine Städtebilder.

Das Nothstandscomité der Stadt Wehlau bittet unter dem 15. Januar das Königsberger Provinzialcomité um Hülfe, 400 Familien mit fast 1000 Köpfen, d. h. der fünfte Theil der Stadt seien hülfsbedürftig und von den nothwendigsten Lebensmitteln entblößt. Die aufgezählten Veranstaltungen zur Ernährung und lohnenden Beschäftigung dieser Armen seien unzureichend, „ein Tropfen, der auf einen heißen Stein fällt“.

Das Comité der Stadt Frauenburg klagt unter dem 17. Januar derselben Centralstelle, daß unter 2500 Einwohnern 500 Hülfsbedürftige seien. Der der Stadt gehörige Grundbesitz von 12 Hufen sei ertraglos geblieben; die Einwohnerschaft, überwiegend aus armen Handwerkern, Arbeitern und Schiffern bestehend, ohne Erwerbsquelle.

Aus Darkehmen meldet das Localcomité unterm 17. Januar, daß die Noth dort bereits im November 1867 einen hohen Grad erreicht habe. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Handwerkern mit zahlreicher Familie. Von 430 Nothleidenden hätte man die 60 Aermsten ausgewählt, aber nur 30 an einem Tage speisen können, so daß die Hälfte erst an jedem zweiten Tage dieser Wohlthat theilhaftig wurde. Und, o Freude! vom neuen Jahre ab konnte man — 63 täglich speisen.

Das Localcomité in Ziuten giebt am 18. Januar folgende haarsträubende Statistik der wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Einwohner. Von 3300 Einwohnern sind 1100 lose Arbeiter, die theils alt und unbrauchbar von den umliegenden zwanzig Rittergütern des Kirchspiels in jährlich wachsender Zahl dort ihr Domicil suchen, 1200 gehören verarmten Handwerkerfamilien an. Der Rest von 1000 Seelen ist nur zum allerwinzigsten Theil möglichst wohlhabend zu nennen.

In dem Städtchen Allenburg — Bericht vom 21. Januar — wohnen in Folge des früher schwunghaften Getreidegeschäfts 300 Arbeiterfamilien und eben so viel kleine Handwerker, die sämmtlich erwerbslos sind. Nicht 10 Menschen finden Beschäftigung. Die Ackerbürger, die nichts gerettet, zahlen keine Abgaben mehr; einige bemittelte Bürger erhalten das ganze Gemeinwesen. 300 Arme werden aus Privatmitteln gespeist; ohne Hülfe von außen ist dies nicht länger möglich. Von einer Sicherheit des Eigenthums ist keine Rede mehr.

Die Stadt Goldap hat unter wenigen Tausend Einwohnern 95 Schuhmacher-, 37 Fleischer-, 28 Töpfer-, 26 Schneider-, 20 Tischler-, 20 Gerber-, 12 Böttcher-, 10 Sattler-, 10 Schlosser-, 7 Schmiedemeister u. s. w. Fast alle sind arbeitslos; ihr Gefühl sträubt sich gegen das Erbitten von Almosen: lieber hungern und frieren sie. Ein Aufruf bittet dringend um Zuwendung von Arbeit.

Es hieße die Leser unbilliger Weise ermüden, wollten wir dies vielgestaltige und doch so einförmige Thema in einer noch größeren Zahl von Beispielen variiren. Jedes Städtchen hat seine ortseigenthümliche Specialität von Handwerk: hier sind es Böttcher, Töpfer, Schuhmacher, dort Schiffer und Fischer. Aber Eins ist bei Allen gleich: die vollständigste Arbeitslosigkeit, die tiefste Armuth. Die nährende Mutter Aller, der Ackerbau, hat heuer sich dem Hungernden versagt, und aus diesem Centrum breitet sich das Elend in immer weiteren Erschütterungskreisen überall nach der Peripherie aus.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf den Nothstand in Königsberg, der altberühmten Hauptstadt der Provinz. Wäre der Gegenstand nicht so ernst: die wunderlichen Vorstellungen unserer fernen Landsleute von dem Zustande Königsbergs in diesen Tagen der Noth hätten uns erheitern müssen. Die merkwürdigsten brieflichen Anfragen und Voraussetzungen gelangten zu uns. Man glaubte, daß auch hier täglich Verhungerte und Erfrorene vom Straßenpflaster aufgelesen würden, daß es uns an Nahrungsmitteln fehle, so daß besorgte Mütter ihren hierher verheiratheten Töchtern die Zusendung von Speise und Trank anboten. Wir konnten darüber lächeln. Wußten wir doch, daß unsere Speicher — Dank der regen Thätigkeit der Speculation — gefüllt, und von uns aus die Provinz mit jeglicher Nahrung von der primitivsten Gattung bis zu den seltensten Delicatessen versorgt werden könne. Sah man zudem noch die Theater und Concertsäle nach wie vor gefüllt, Bierhallen, Restaurationen und Conditoreien von den gewöhnlichen Stammgästen besucht: so hörte man oft in Königsberg selbst

das leichtfertige Wort: hier herrscht kein Nothstand. Die so sprachen, hatten Eins vergessen: die Verhältnisse einer großen Stadt lassen selten die Form des Nothstandes aufkommen, welche sich dem Auge des Beschauers aufdrängt, und in der Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung auf die Straße hinaustritt. Für die arbeitenden Classen sorgt eine wohlorganisirte Armenpflege und die große Zahl wohlthätiger Privatanstalten. Das Elend aber, für das Niemand sorgt, weil man ihm die Fürsorge entbehrlich glaubt, das zeigt sich nicht offen; es will aufgesucht sein. Und es ward aufgesucht und gefunden. Das Ergebniß war die traurige Entdeckung, daß der Nothstand unserer kleinen Handwerker nicht geringer sei, als in den kleinen Städten. Gerade in diesem Stande haben im letzten Decennium treffliche Vereine eine hohe sittliche Bildung verbreitet. Schamgefühl und Selbstgefühl hielten viele dieser Unglücklichen ab, sich zu entdecken und der so oft gemißbrauchte Begriff der verschämten Armuth: hier war er verkörpert. Arbeitslosigkeit und Theuerung der Lebensmittel führten den Mangel in manches Haus, das ihn bisher nicht gekannt. Als sich gerade für diese Classe von Nothleidenden ein Comité bildete, das zu Meldungen aufforderte: da wurden Zustände aufgefunden, die den auf unseren früheren Seiten geschilderten fast entsprachen: ungeheizte Stuben und das langsame Verhungern in der Form unzureichender Nahrung. Hier saß ein armer Handwerker mit seiner aus zwölf Köpfen bestehenden Familie zu Tische, während ein dreizehntes theures Haupt bald erwartet wurde. Brod, trocknes Brod war die einzige Nahrung, und der tägliche Bedarf nahm einen Aufwand von 25 Sgr. in Anspruch. Der Vater war so glücklich, für ein großes Fabrikgeschäft fest beschäftigt zu sein und eine Wocheneinnahme von $2^1/_2$ Thlr. sein nennen zu dürfen also noch nicht die Hälfte des wöchentlichen Brodconsums gedeckt zu sehen. Auch diese Freude hatte ein Ende, als ihn ein unbarmherziger, Gläubiger ins Schuldgefängniß bringen ließ. Ein anderer Handwerker versicherte dem Autor dieses Berichts, daß er seit Monaten nicht mehr als 10 Sgr. wöchentlich erworben, und die Ausgabe habe, davon eine Familie von fünf Personen zu ernähren. Ein Dritter, der ebenfalls fünf Personen zu ernähren hatte, antwortete einem guten Freund, der ihn auf die Volksküche aufmerksam machte und die voluminösen Portionen für $1^1/_2$ Sgr, mit einem bittern Lächeln, daß er nicht 6 Sgr., den Preis für vier Portionen, auf ein Mittagsessen verwenden könne; wenige Kartoffeln und einige billige Häringe kosteten ihm kaum die Hälfte. Man wende uns nicht ein, daß selbst ein oberflächlicher Beobachter einen derartigen Nothstand in jedem Winter wie in Königsberg, so in Berlin, Paris, London würde entdecken können, daß daher ein Zustand, der, leider! ein verhältnißmäßig normaler geworden sei, kaum den Namen eines Nothstandes verdiene. Der Einwand wäre stichhaltig, wenn diese Beispiele vereinzelte wären; nicht die Qualität, die Quantität dieser Fälle constituirte bei uns den Nothstand unter den kleinen Handwerkern, die über jede bisherige Erfahrung hinausgehende Ausbreitung des Mangels. Der Königsberger Gewerbeverein theilt dem Provinzialcomité

mit, daß er in kurzer Zeit 325 Bittgesuche kleiner Gewerbtreibender erhalten, von denen er bei seinem schwachen Fonds nur 94 berücksichtigen konnte. Bei 48 der berücksichtigten Familien mußte die wöchentliche Beihülfe auf — 15 Sgr. herabgesetzt werden. Wenn eine solche Beihülfe angeboten und angenommen werden konnte: so ziehe man einen Schluß auf die Größe des Nothstandes.

Dieses Elend verbarg sich, wie gesagt, und die Physiognomie unserer Straßen war kaum verändert, wenn man nicht die gegen frühere Winter bedeutend vermehrte Zahl der Straßen- und Hausbettler in Betracht zog. Eine Zeit lang machte der thörichte Vorschlag Eindruck, Festlichkeiten, Familienschmäuse, Bälle u. s. w. für diesen Winter ganz aufzugeben. Aber bald sagte man sich, daß die Befolgung dieses Rathes nur eine weitere Schmälerung des Erwerbs unserer armen Handwerker zur Folge haben würde, ohne daß die Garantie gegeben wäre, es würden die dadurch ersparten Summen auch wirklich wohlthätigen Zwecken zufließen. Seitdem tanzt unsere Jugend wie vormals; und die Familien, die es vermögen, feiern ihre Gedenktage in alter Weise.

Im vergangenen November, als der Einbruch des Nothstandes nicht mehr zweifelhaft war, trat in Königsberg ein panischer Schrecken von Raubanfällen in abgelegenen Straßen und zu später Stunde ein. In der That waren mehrere solcher Fälle constatirt. Die Panik erreichte ihren Culminationspunct, als ein höherer Officier vermißt wurde und das Gerücht sich verbreitete, daß man seine beraubte Leiche vor einem der Stadtthore gefunden. Die Leiche, aber nicht beraubt, ward aufgefunden unter Umständen, die einen Selbstmord außer Zweifel stellten. Seitdem und als das Personal der Straßenpolizei zweckmäßig verstärkt ward, milderte sich jene Furcht, obwohl auch jetzt nicht leicht Jemand ohne Begleitung oder ohne Waffen zur Nacht abgelegene Straßen besucht oder das Weichbild der Stadt verläßt. Die Zahl der Diebstähle steigerte sich erheblich.

VI.

Wir haben bisher die tieferen Ursachen des Nothstandes erörtert, den Nothstand selbst und seine wechselnden Erscheinungen je nach der Localität in kurzen Zügen geschildert. Es bleibt uns der erfreulichere Theil unserer Aufgabe, der Hülfe gegen den Nothstand zu gedenken, das Gute und Menschliche hervorzuheben, welches in so großartigem Maßstab überall geschah.

Aller Orten in Deutschland und wo Deutsche im Auslande weilten, in Paris, in Rom, im fernen Amerika, erscholl der Ruf zur Rettung der hungernden und frierenden Ostpreußen. Rettung und Hülfe hob man als Pflicht der Dankbarkeit gegen die brave Provinz hervor, von der einst 1813 die erste That zur Befreiung des vom Feinde geknechteten deutschen Vaterlandes ausgegangen war. Privatpersonen, Comite's, Zeitungsredactionen stellten sich an die Spitze der Sammlungen und wählten sich je nach Sympathie und durch die Nachrichten aus

dem Nothlande gewonnenen Kenntniß die Centralpuncte, nach denen sie ihre Beiträge abführten. Der Raum verbietet uns, auf Einzelheiten hier einzugehen; die Thatsachen sind ja auch noch so frisch im Gedächtniß Aller — und Summen zu bezeichnen oder Namen zu nennen — wozu? Hat nicht Jeder von uns geholfen; wetteiferten nicht im Wohlthun alle Stände, alle Parteien — verschwanden nicht alle Unterschiede hier und brachte nicht sogar der Arme dem Ärmeren seinen ersparten Pfennig?

Vor zwanzig Jahren war es eine andere preußische Provinz, welche von schlimmer Noth und ihrer steten Begleiterin, einer mörderischen Seuche, heimgesucht wurde. Aber mit wie anderem Interesse, mit welch genauerer Kenntniß, mit wieviel besser organisirter Hülfsthätigkeit tritt unsere Nation an die ostpreußische Noth heran! Dank dem Lichte der Oeffentlichkeit, welches inzwischen über uns aufgegangen und die entlegensten Winkel des Landes beleuchtet, Dank dem öffentlichen Leben, das, wenn es uns in Parteien zerrissen und einen moralischen Bürgerkrieg erregt hat, doch alle öffentlichen Tugenden entwickelt und der guten Absicht die practische Geschäftstüchtigkeit zur Seite gestellt hat. Die Noth, vormals auf den guten Willen und die Einsicht der Behörden und submissen Eingaben angewiesen, hat gegenwärtig die Presse, die Vereine, die Tribüne eines Parlaments, das unbestechliche Urtheil von ganz Europa, als treue Rather und Schützer, für sich gewonnen.

In diesem Augenblicke sind die extremsten Grade des Nothstands ohne Zweifel gemildert. Wir haben Grund anzunehmen, daß der Segen der freigebigen Hand die fernsten Dörfer erreicht, und Hunger wie Frost erfolgreich bekämpft hat. Aber, wie schon oft hervorgehoben, dieß Resultat ist ein provisorisches, und wir fürchten die Wahrheit des hier allgemein gehörten Ausspruchs: im Frühling kommt das Schlimmste! Es liegt in der menschlichen Natur, daß die milde Hand früher ermüden wird, als der Nothstand sein Ende gefunden hat; sind doch die starken Eindrücke nicht die nachhaltigsten, und das Schreckliche, das Wochen lang die öffentlichen Blätter gemeldet, hört auf, den Reiz des Ungewöhnlichen zu haben. Auch muß man mit Grund befürchten, daß die endlich zugesagte Staatshülfe ohnehin eine entscheidende Stockung in die ganze Wohlthätigkeitsbewegung bringen wird. Und doch ist diese Wohlthätigkeit auch heute nicht entbehrlich. Die zugesagte Staatshülfe, deren Betrag nicht erheblich ist, widmet sich naturgemäß vorzugsweise der Erhaltung der Besitzer; wie wenig bleibt für die Unterstützung der Erwerbsunfähigen. Wachsen doch mit Aufzehrung der augenblicklich noch vorhandenen Vorräthe dem Contigent der Nothleidenden stets neue Rekruten zu. Wohl ereignet es sich auch, daß wohlgemeinte, aber unüberlegte Maßregeln, indem sie hier den Nothstand hemmen, ihn dort erst erzeugen. Wir rechnen dazu den Verkauf der von kleinen Handwerkern gelieferten Waaren zu Preisen weit unter dem Selbstkostenbetrage. Die Käufer benutzen die günstige

Conjunctur und entlassen Arbeiter, die sie bisher lohnend beschäftigten; kein Einzelner vermag sich auszuschließen, wenn seine Concurrenten derartige Einkäufe machen. Dies ist kein Phantasiefall, sondern ein wirkliches Factum. Erst in diesen Tagen sind überaus billige Schuhmacherwaaren aus Litthauen unter derartigen Verhältnissen in Königsberg angeboten.

Wir müssen hoffen, daß bald die Witterung aller Orten die energische Aufnahme lohnender Arbeit, die allseitig vorbereitet ist, ermöglicht. Die Mission der Privathülfe war es, den Arbeiter für die Arbeit zu erhalten; Staat und Kreise gewähren sie ihm dann. Die Staatshülfe erhält den Besitzer, den hauptsächlichen Arbeitgeber normalen Zeiten.

Und ist der Nothstand überwunden, so wird von ihm — auch dies ist hier die allgemeine Hoffnung — eine neue Aera für das Gedeihen unserer Provinz datiren. Der Segen reichlicher Arbeit wird durch Verbesserung und Vervielfältigung unserer Communicationen und erleichterten Absatz, erleichterte Zufuhr für unseren Ackerbau gewonnen werden; erneute und bei ernstem Willen sicherlich erfolgreiche Bemühungen zu Oeffnung der russischen Grenze — wir haben manches wirksame Mittel in der Hand, das wir nur benutzen dürfen — werden ein industrielles Leben in unserer Provinz hervorrufen, das bisher aus Mangel an Absatzwegen nur in kümmerlichen Anfängen bestand. So mögen kommende Geschlechter des vergangenen Nothstands als des Anfangs neuer und großartiger Entwicklung gedenken und der Opfer vergessen, welche dieser Krise des Uebergangs gefallen sind, wie man nach großen und entscheidenden Schlachten für alle Zeit ihrer schöpferischen Folgen, aber kaum für einen Moment der Gefallenen gedenkt. Aber heute drückt noch die Schwere der Gegenwart und noch ist es nur ein frommer Wunsch und eine tröstende Hoffnung, wenn wir einander das Dichterwort zurufen, das einem Sterbenden in den Mund gelegt ist:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das Schiffermädchen am Traunsee.

Eine Geschichte von **August Silberstein.**

Ein duftiger Frühsommermorgen hauchte zu den geöffneten Fenstern des Gasthauses am Traun-See, oder Gmundner-See, herein.

Die Sonne hatte die noch von Schnee wie mit weißen Rosen geschmückten Scheitel des Traunsteins, des Spitzelsteines, des Erlakogels und der steirischen Grate, die sich weit im Hintergrunde hinzogen, roth überglüht, und sie funkelten mit ihren Erhöhungen und Vertiefungen wie aus einem Märchenlande daher. Denn auch die fernen Wolken am Himmel verbanden sich mit den emporragenden Alpengipfeln, die in sie hineinlangten, und sie glühten und schimmerten wie jene, so daß das blendende Schauspiel an Unendlichkeit und Gewaltigkeit noch gewann!

Die grünen Wellen des Sees kräuselten sich im frischen Morgenhauche, und jedes Emporheben eines Wellenstreifens war ein Schimmern, Spiegeln, Glitzern und Funkeln in Grünroth, Pupur und Silberweiß. Da sich nun Millionen solcher Streifen und Wellchen in rastlosem Regen und Bewegen, Zittern und Flimmern, Heben und Senken befanden, so gab es ein Farbenspiel, Funkeln und Glänzen, daß das Auge fast geblendet und ganz entzückt über die weithingedehnte, unabsehbare Fläche des Sees streifte.

Ueber dem Ganzen hing noch ein durchsichtiger, wogender Nebelschleier, als wäre das Gebilde zu zart, um rasch enthüllt zu werden; und die goldig rosigen Finger der Frühsommersonne zogen die Schleierstreifen sanft und lieblich zurück von dem Angesicht der bewältigenden Landschaft!

An dem Ufer des Sees, der die drei Seiten des Gmundner Platzes als vierte begrenzt, stand abseits, an einer eigenen Brücke, stolz und einsam der Dampfer, welcher den See befährt. Zwischen anderen Schiffen im bunten Gewirre, zwischen großen Flachschiffen, hier „Plätten" genannt, zwischen neumodischen Gondeln mit und ohne Baldachinen, zwischen Einbäumeln, welche wie das Canoe der Indianer aus einem Baume gehauen sind und oft nur eine Person tragen, zwischen Fahrzeugen aller Art für die Gäste, stand auch ein breites, mit Bretern zeltartig fast nach seiner ganzen Länge gedecktes Schiff, ein sogenannter Traun-Fahrer, ein Salzschiff.

Ich hatte es am Abend zuvor ankommen gesehen, mit seinen beweglichen Wetterdachstücken, welche die eine Klafter im Geviert messenden Luken verschließen sollen, hoch oben auf dem Dache des Schiffes aufgestellt, als hölzerne Segel und Windfänger.



Der Traun-See bei Gmunden in Oberösterreich (auch Gmundener See) und Schloss Ort.

Zur Geschichte „Die Schiffermädchen am Traunsee" von August Silberstein.

Es fuhr da lustig mit seinen Segeln und langen Rudern heran, die vorne und hinten eingelegt waren. Es kam von dem entgegengesetzten Längen-Ende des Sees, vom Orte Ebensee, wo die kaiserlichen Salzsiedereien ihm die Salzblöcke als Last übergaben, damit es sie an die Gmundner Ufer liefere, von wo sie dann in die Lager und mittelst Eisenbahn in die ganze Monarchie Oesterreich versendet werden. Die Schiffe fahren auch vom See in das Gerinne der raschen Traun ein, stürzen mit dem Traunfalle über Felsen hinab und ziehen dann weiter in die Donau und das Tiefland.

Die Salzträger waren rasch herangekommen, stülpten ihre weißleinene Kopfbedeckung auf und begannen ihre Arbeit. Diese Kopfbedeckung sieht jener schwarzen, der dänischen und niederdeutschen Matrosen oder Fischer ähnlich. Sie deckt die Haare ganz und hängt in den Nacken und auf die Schulter hinab. Sie schützt, wie dort, gegen die Nässe und gegen die Tropfen, hier gegen das Salz und seine feinen prickelnden Körnchen. — Auf ein kurzes Bretstück wurden zwei Salzblöcke in stumpfer Kegelform gestellt, dieses Bret dann auf die Schulter gehoben, und fort ging es, mit der mehr als einen halben Zentner wiegenden Last, in raschen Schritten zu den nahen Lagerorten am Ufer.

Am frühen Morgen begann die Arbeit von Neuem, oder wurde fortgesetzt, das Schiff hob sich immer mehr aus der Tiefe heraus und zeigte durch einen nassen, dunklern Streif, um wie viel es gestern noch tiefer in dem See gesteckt hatte. Bald soll es von seiner Last ganz befreit sein.

Ich trat ans Ufer, wand mich durch die eilenden Salzträger hindurch und schaute in die Ferne, über den Spiegel des Sees dahin.

Rasch war ich von Schiffern umringt.

„Will der Herr nach der Himmelreichwies, nach Traunkirchen, nach der Karbachmühle, nach Altmünster, Ebensee?“. . . . Jeder wollte fahren, Jeder rühmte sein flinkes Schiff und Rudern, Jeder wußte einen andern Ort, oder alle Orte der Ufer beiderseits.

„Fahren S' mit uns“, sagte ein Schiffer des Salzschiffes. „Wenn Sie schon nit mit dem Dampfschiff fahren wollen, so fahren S' mit uns, wir spannen wieder unsere „Windfäng“ auf und fahren geschwinder nach Ebensee als die klein' Ruderer. Sie können auch in Traunkirchen aussteigen, und bis wir hinkommen, ist das Dampfschiff noch nit nach, dann können Sie weiter nach Ebensee mit dem Dampfschiff, wenn's Ihnen bei uns zu lang dauert!“

Ich stand, gab noch immer keine bestimmte Antwort und musterte die Männer, die mich umringt hatten.

„Wo ist der Seeauer Friedl?“ frug ich endlich.

Die Männer sahn mich einen Augenblick überrascht und verblüfft an.

„O mein!“ sagte endlich ein Alter. „Der Seeauer fahrt den ganzen Sommer schon nit! Mit dem . . .“ und dabei schüttelte er ernst den Kopf.

„Kennt der Herr den Mann hold von früher?" frug ein Anderer.

„Freilich!" sagte ich. „Meinen alten braven Ruderer! Bin mit dem Friedl oft da herumgefahren!"

„So? — Der fahrt nimmer!"

„Wie? Nimmer?" frug ich.

Der Alte schüttelte stumm den Kopf.

„Heuer nimmer!" sagte ein Anderer auskunftgebend.

„Ich mein', neamermehr!" (nimmermehr) sagte mit ernst bewegtem Ton und Kopfschütteln der Alte, indem er sein Pfeifchen aus dem Munde nahm und es im trüben Sinnen so ein Weilchen vor sich hielt.

Die Salzträger eilten in unserer Nähe immer zu dem Schiffe und von demselben hinweg mit ihrer Last.

Da lief plötzlich ein flachshaariges Mädchen in blauem Kittel und mit rothem Kopftüchlein aus der Ferne heran. Das armselige Kleid des hübschen jungen Kindes ward noch mitleiderregender gemacht durch das feuchte Schimmern der großen blauen Augen, die geweint haben mußten.

„Jörgl!" rief sie schon von einiger Ferne im Heraneilen, „Du sollst in's Ort kommen! Jörgl!"

Die Männer sahen sich sämmtlich nach dem Gerufenen um.

Ein hoch gewachsener Salzträger, welcher vielleicht der emsigste unter Allen war und rastlos ab- und zulief, hielt mit der Last der Schultern plötzlich inne. Das dichte Tuch um die Ohren ließ ihn nicht rasch und gut hören.

„Meinst' mich?" sagte er, auf das Mädchen sehend.

„Ja", antwortete dies, „Du sollst zum Aehnl (Großvater) heimkommen. Er is' schlecht und geht auf die Letzt!"

„Ist das nit das Aehnlkind vom Friedl?" sagte Einer der Schiffer.

„Freilich ist's die Mirzl!"

„So geht's mit dem Friedl zu End!" sagte der Alte, welcher schon vorhin so theilnahmvoll gesprochen. „Armer, alter Kamerad!" Und er schüttelte tief gerührt das Haupt, als hätte er dies herankommen gesehen.

Der Salzarbeiter hielt am Blocke, wo er das Lastbretlein immer auflegen mußte, um es dann auf die Schulter zu heben, lehnte das leere Bretlein hin an die Erde, nahm die Leinenbedeckung vom Kopfe, und zeigte nunmehr schneeweiß schimmerndes Haar. Er war also nicht mehr so jung, als das kräftigere Gesicht des hohen, schlanken Mannes zu zeigen schien.

Und doch war er nicht so alt, als das greisschimmernde Haar glauben machen wollte.

„Der Jörgl und der Friedl" waren also noch immer beisammen!" sagte einer der Schiffer.

„Und da er sterben geht und in den letzten Zügen liegt, schickt er um den Jörgl", sagte der Alte wieder. „Ich weiß, sie haben sich immer zu einander gehörig betracht', wenn auch der Jörgl sein Schwiegersohn nit geworden und aus der ganzen Heirat hat nix werden können! Der Jörgl hat Guts an ihm gethan!"

„Ja, er ist ein einschichtiger Mensch (einsamer) und hat kein' Seel' anders."

„Glaubst? Was weißt Du! Das kenn' ich besser!" entgegnete der Alte mit Bestimmtheit.

„Der arme Friedl!" rief ich aus, und gerührt gedachte ich des Mannes, mit seinem ernst-schönen Gesichte, der mich oft über den See gerudert hatte.

„Hab ich's gesagt — der Friedl fahrt nimmermehr!" sagte wieder der Alte. „Schon wieder ein Kamerad! Sie gehen nacheinander vor mir. Wie lang' wird's dauern, kommt's hold zu mir!"

„Kommt, Vetter", sagte ich rasch, „jetzt fahren wir zusammen und haben keine trüben Gedanken; kommt, wir rudern zusammen, und an einem solchen schönen Tag werden wir schon fröhlich werden!"

Er sprach kein Wort, er ging zum See, ließ die eiserne Kette los, an welche der Kahn gelegt war, machte das Sitzbretlein zurecht und lud mich zum Sitzen ein.

Ich aber nahm das zweite Ruder, ging an das entgegengesetzte Ende des Kahnes, legte auf der andern Seite ein und schlug mit ihm zugleich in die Wellen. Die glitzernden Tropfen fielen blendend bei jedem Ruderschlage, der Schaum kräuselte sich bunt, es rauschte und wir waren bald eine Strecke vom Ufer weg.

„Ei, da gibt es ja heute Fische genug!" rief ich aus, indem ich in den See guckte. „Flinke Schwarzreiter, schlanke Forellen mit den rothen Tupfen und schmucken Leibern, dicke Seiblinge ... sie schlagen ja in dem schönen Wetter ordentlich keck auf die Oberfläche heraus!"

„Die gibt's immer da; und wär' das Dampfschiff nit, das sie verstört, so gäb's noch mehr. Einstmals wimmelte es förmlich!"

„Dürft Ihr sie fangen?" frug ich.

Er lächelte und gab keine Antwort. Rasch nahm er seine ernste Miene wieder auf.

„Das ist Orth da drüben", sagte er, indem er auf das Schloß mit einem Thurme wies, welches im Wasser stand und durch eine lange, auf Pflöcken sich hinziehende Brücke mit einem zweiten, noch ausgedehntern thurmzackigen Schlosse am Ufer verbunden ist.

„Weiß es. Kann Euch noch mehr sagen. Es ist achthundert Jahr alt und war wahrscheinlichst einst die Land- und Seefestung für Gmunden. Zwei feindliche Brüder haben sich dann in das Land- und in das Seeschloß getheilt und lebten so getrennt. Dann kam es im 15. Jahrhundert an die Grafen Wallsee, und durch eine Menge kaufender, erbender, vom Kaiser damit beschenkter Grafen hindurch, wieder an den Kaiser zurück, welcher als Staatsoberhaupt nunmehr Eigenthümer ist und die kaiserlichen Aemter im Schlosse hat."

„Wie Ihr das wißt! Ja Ihr kennt das aus den Büchern. Aber drin steht nit geschrieben, daß in einem kleinen Eck des weitläufigen Schlosses der arme Friedl auch sein Stübl' hat, als alter Bediensteter des kaiserlichen Anwesens, und daß er nun im Sterben liegt!"

„Und drückt ihm kein Kind die Augen zu?"

„Er hat nur eine Tochter gehabt."

„Und wo ist sie?"

„Habt Ihr nit die Schiffer-Mirzl gekannt — da Ihr den Friedl und die Leute hier kennt?"

„Die Schiffer-Mirzl war seine Tochter?" rief ich verwundert. „Er hat mir nie davon gesprochen!"

„Glaub's gern! Er hat nit erinnert sein mögen."

„Ich hab' sie gesehen mit dem grauen flatternden Haar und den flammenden Augen, hab' sie gesehen bei Nacht und Mondenschein am Ufer hin und her laufen, hab' sie singen gehört, die kreischenden und herzzereißend wehmüthigen Lieder. . ."

„Seht' Herr, wir sind nicht weit von der Stelle, wo er begraben liegen mag, tief unten im grünen See . . ."

„Der Mönch!"

„Der Roitner Valent!"

„Ich weiß, ich weiß!" sagte ich schnell, als wollte ich eine trübe Geschichte, an die ich lange nicht gedacht und fast vergessen, in diesem herrlichen Sommermorgen verscheuchen und mir die würzige Luft, die hoch von den Alpen herabkam, nicht mit Leichenduft und Moder vergangener Tage verderben.

„Aber Ihr rudert ja nimmer, Herr!" sagte der Schiffer zu mir nach einer Weile.

Ich erwachte wie aus Träumen. Ich hatte in den tiefen See gestarrt, oder in die Ferne, dahin wo die Berge, wie im duftigen Schleier gehüllt, den See zu schließen scheinen, der sich aber noch weit, weit hinter den vorragenden grünen Felsen, mit dem weißen Dorfe Traunkirchen darauf, hinausdehnt.

Ich zog das Ruder ein. „Lasset den Kahn nur sanft dahin gleiten, strengt euch nicht an, Alter", sagte ich, „wir haben Zeit! Und dann ging ich in die Mitte des Kahnes, streckte mich am Boden desselben aus, stützte Haupt und Hand an das Sitzbretchen in der Mitte, sinnend und sinnend — mir wollte die Geschichte des Schiffermädchens nicht wieder von dem Gedächtnisse und den Augen weg! Ich sah sie ziehen, an der schroffen, graugelben, zackigen Wand des mächtigen Traunsteines dahin, mit ihrem Kahne, ihrem rothen Mieder und grünem Hut, ihrem schneeweißen wallenden Hemde an den kurzgeschürzten Armen!

„Sie war einstmals schön, die Mirzl!" rief ich dem Alten nach rückwärts, wie aus dem Herzen herausdrängend zu, und als ob es sich verstände, daß wir Beide nun zugleich an die Geschichte dächten. „Sie war schön, die Mirzl?"

„Wie ein Heiligenbildl!" entgegnete der Alte. „Und stolz, daß sie kein Fremder zu berühren getraute. Sie hat gar Manchem, der ihn das Grüberl im Koi (Grübchen im Kinn) greifen wollte, auf die Hand und immrigsmal (manchmal) sogar mit dem Ruder drauf gehaut! Es

ist keine so schön da, wie sie war; ich war selbst ein Bürschl' zur Zeit und hätt' mich auch verlieben können bis über die Ohren in das Hezl'!"

„Sagten sie nicht auch, sie wär' eines Grafen Kind und nicht das des armen Friedl gewesen?"

„Wol, wol! Sagten sie! Aber seht unsere Leute an. Das ist ein viel blond und stolz Geschlecht! O'bs jetzt mit dem deutschen Kaiser Karl, oder mit den unbekannten Königen ins Land gekommen, deren Gold und Schwerter und Riesenknochen man noch an den Salzwerken find't, wie's die Leut' da herum sagen, das ist alles eins! Die Wangen roth wie die Almrosen, die Augen blau wie der Enzian und die Haare goldig blond wie die Sonne, die über ein Schneefeld scheint! — So war das Mirzl!"

So war das Schiffermädchen am Traunsee, wiederholte ich mir. Die Alten hatten mir es ja oft aus ihren Reiseerinnerungen erzählt und mich gefragt, ob das Weib noch etwa fahre!

Als ob die Zeit nicht rascher ginge, als die Selbsterkenntniß der Alternden!

Und wie in meinem Innern das Bild emporstieg, da sagte der Alte wieder: „Ja, das sieht oft aus, als wären unsere Leut' die gute Stund' selber. Aber es ist ein gar stolz und wild Geschlecht! Wie der glatte See, der lacht und doch grimmig wird. Wie die Traun, die saust dahin und stürzt und rauscht! Wenn sich Eines was in den Kopf setzt, da bricht es eher, als es biegt!"

„Und war die Mirzl auch so?"

„Sie hätte nit müssen aus diesen Seebergen sein! Ihr wißt ja wol auch von dem Bauernhügel drüben bei Gmunden, wo die tausend erschlagenen Bauernrebellen aus alter Zeit liegen. Der Graf Herberstein, der die Baierischen und Kaiserlichen führte, liegt drüben in der Kirchengruft zu Altmünster!"

„Sie ruhen nun Alle sanft!" sagte ich, der dem trüben Bilde einen versöhnenden Schluß in dem herrlichen Sommermorgen geben wollte.

„Auch die Mirzl!" sagte der Alte wieder. „Und wie's zu Zeiten hätt ein gut's Wort gethan von Kaiser und Reich, so hätt' vielleicht auch ein gut beschaffen Wort das ganze Leid und Elend mit dem Mädl und der Verwandtschaft hüben und drüben anders gemacht!"

„Meint Ihr?"

„Herr, ich bin alt und hab' immer viel zu reden", sagte der greise Schiffer; „aber ich mein', jed's Wort sollte der Mensch erst im Herzen wägen und zählen. Weiß er, wenn's heraus ist, ob er's morgen wieder sagen und widerrufen kann, ob Der noch lebt und da ist, dem man's sagen möcht'?"

„Ihr seid ja ganz ernst!"

„Ja, Herr; wenn ich an den Friedl und seine Tochter jetzt gedenk'.." die Augen feuchteten sich ihm, die zitternde Stimme stockte und schwieg.

Und das Schiffermädchen zog nun in meinem Geiste und Sinnen mit seinem Kahne vor dem meinen über den morgenfrischen See dahin.

Vom Ufer stieß einst des Mädchens Kahn viel hunderte male ab, hinüber nach der Himmelreichwies, nach der Karbachmühle, und die Streifen im See zitterten ihm nach, wie jetzt uns; was war dem ewig Bestehenden ein flüchtig, jammervoll verkommendes Menschenleben?

Die Fischlein im See zogen und schlüpften so munter wie jetzt. Und über die Wellen dahin sang sie noch mit frohem frischen Jungfrauenherzen ihr Lied.

Es sang auch ein Anderer das seine!

Ob der Bursche drüben, aus den Häusern am Himmelreichberge, oft so munter gesungen, blos aus innerm Herzensdrange, oder ob er dem Mädchen ein Zeichen geben gewollt?

Sicherlich oft Letzteres. Und wenn die Herbstnebel kamen und sie sich zu treffen hatten auf den Wellen, da stellten sie nächtlich daheim die Lichtlein aus, an die Fenster, daß sie wieder zurück fänden und nicht irrend im See trieben, wol Tage und Nächte, wie's zu Zeiten schon vorgekommen! armen geängsteten Menschenkindern recht schlimm dabei ergangen!

Er war aus dem Roitner-Gütchen drüben, und Sie eines armen Menschen Kind, der Brod am kaiserlichen Gewerke und Amte da hatte und nebstbei einen Kahn halten durfte, um noch einige Groschen für das Haus verdienen zu können. Sein Töchterl' führte gar oft, und endlich zumeist, den Kahn. Das schöne Schiffermädchen am Traunsee, war gar wohl gekannt von Allen, die in jenen fernen Tagen nach Gmunden kamen.

Aber was kümmerten sie weiter die Stadtherren und fremden Leut'? Drüben am Himmelreichberg war ein Bursch, der brachte jeden Morgen frische Alpenblumen zum Strauß für den Hut und das Mieder, und wenn die Nacht gesunken war, der Mond am Himmel über dem See stand und silberne Brücken für die unsichtbaren Geister darüber zog, da schwebten auch die Töne, Zithertöne über den leise rauschenden und lauschenden Gewässern! Zwei Kähne zogen dann hart aneinander; aber nur in einem saßen Menschen, der andere war leer, die Ruder lagen auf dem mondbeschienenen Kahnboden. Daneben aber, in dem einen Kahne saßen zwei junge Leutchen, ein Bursche und ein Mädchen; Sie im rothen Mieder und grünem Hute; Er hatte die Zither auf den Knieen liegen, Sie hielt ihn umschlungen, und sie sangen und küßten und waren selig, wie es nur zwei Herzen so fern der Welt — so ihr entrückt und fast schwebend zwischen den Tiefen der Berge und beleuchtet vom geisterbleichen Monde hoch oben — zu sein vermögen!

Der Mondschein bildete auf den kahlen Gesteinrinnen, die sich von der Höhe bis in den See herabsenken, durch sein Leuchten schimmernde Silberbäche, die von dem Himmel zur Erde flossen; und solcher zauberhafter Wunderbäche gab es ringsum unter dem blauen Nacht- und blinzenden Sternen-Himmel, zwischen dem Schwarzgrün der Bergwälder viele!

Und da dachte der Valent, was soll das Ziehen und Singen in

der Ferne auf dem See, verborgen vor aller Welt, was sollen die rothen Lichtlein an den nebelverhüllten Fenstern! Wenn sie der Vater hüben oder drüben einmal wegnimmt, im Zorne oder aus Versehen, so kann eines der Kinder im Nebel umkommen, wie das Lied von den zwei Königskindern erzählt, die sich so lieb hatten und von denen das eine, der junge Königssohn, dann jämmerlich im See ertrank!

Und der Valent sagte zu seinem Vater eines schönen Sonntags, als er die besten Kleider anhatte und einen Alpenstrauß auf dem Hute: er habe das Mirzl so gerne, er müsse immer draußen in den See hinausfahren und dort singen, und speanzeln (liebeln), er meine, es sei ganz einfach, man nehme die Mirzl herüber als sein Weib, denn er müßte ja ohnehin auf's Haus heirathen für die künftigen Tage, daß der Vater auch eine Schwiegertochter habe und die Kerzen am Fenster erspare!

Da sagte der Vater zu seinem Sohne Valent: daß Du hinausfahrst und singst, das weiß ich, und Kerzen zu ersparen, bin ich nit geizig; kannst singen und fahren so viel und so lang daß Du willst; aber die Schwiegertochter bring ich mir für Dich ins Haus, und solche Bettelleut' wie die Schiffermirzl und ihr Vater, die bleiben besser auf der andern Seit', als am Ufer herüben und in diesem schönen Haus da!

Vater und Sohn haben disputirt. Der Alte hat seinen Hut genommen, hat sein Pfeiferl gestopft und ist ins Wirthshaus nach Weyer gegangen.

Der Sohn hat auch geschwiegen und hat Abends den Hauskahn im Schiffhüttl wieder los gemacht und ist hinausgefahren in den weiten, weiten See, wo er gerufen und gesungen:

Vom See bin ib füra,
Wo d'Sunn so schön scheint,
Und mein Schatz is' mir lieber,
Als alle meine Freund'!

Als alle meine Freund'
Und als alles ihr Geld,
Mein Schatz is' mir lieber
Als Alles in der Welt!

Und eh ih mein Dirnl' laß,
Eh' laß ih mein Leben,
Und sollt ih mein Blut
Bei ein' Tröpferl hergeben!

Ja, eh' ih mein Dirnl' laß,
Ehender laß ih All's,
Ehender Schuh und Strümpf
Und mein Tüchl vom Hals!

Und sie hat ihm geantwortet und entgegengesungen:

Je höher der Thurm,
Je schöner das G'läut',
Je stolzer Dein Herzerl,
Je größer die Freud'!

So hat sie ihm geantwortet und entgegengesungen, sie haben sich gefunden, zwei Kähne zogen wieder nebeneinander, die Wellen plätscher-

ten mit verdoppeltem Schall an den zwei geschwungenen Vorderbügen zweier Kähne.

Dann hat der Valentin gesagt: „Mirzl, höre! Mein Vater ist ein stolzer Mann und stolz auf sein vererbt's Gütl'. Ich hab' ihm gesagt, ich möcht' Dich zum Weib haben und ihm heimbringen."

„Er aber?" frug sie rasch.

„Ich hab' ihm gesagt, ich müßt' immer in den See hinausfahren und speanzeln und singen.

„Er aber?"

„Er aber hat gesagt, ich sollt' speanzeln und singen so viel ich wollt' . . ."

„Und heirathen?"

„Nimmer! — Oder eine Andere!"

„Dein stolzer Vater!" rief sie erzürnt. „Also für's Lieben und Halsen und Singen wär' ich gut genug, für seine Schnur (Sohnsfrau) aber nit! Und was meint er von mir? Was denkt er von uns?"

„Ueber Deine Bravheit hat er nichts gesagt. Aber . . ."

„Ei, über meine Bravheit soll er noch mehr sagen? Dein Vater! Du und Dein Vater!" rief sie auf. „Ist das Euch noch nit genug?"

„Er meinte ja nur . . ."

„Er meint . . .", fuhr er nach kurzem Innehalten fort, „ja, sieh, ich will Dir Alles sagen, ich will Dir's gut sagen, damit Du es genau weißt und ihm nichts Uebleres nachsagst, denn das laßt sich auch noch gut machen. Er sagte nur, Ihr seid . . ."

„Was sind wir? Heraus damit! Jetzt mußt Du's sagen!"

„Bettelleut'!"

„Ha ha ha!" lachte das Mädchen und während ihre Hand unwillig sich von Valentin ganz hinwegzog, fuhr sie unversehens über die Saiten der Zither, daß dieselben schrill auftönten und austönten, fast wie mit einem Schrei, daß dem Mädchen selbst, wie dem Valentin, das Herz dabei zusammenschrack.

„Bettelleut' nennt er uns, Dein stolzer Alter! Und er glaubt, es ist mehr Schand', mit seinem Arm tagüber das Brod verdienen, als es von Anderen, und wären es die Voralten, zu nehmen? Wo ist ein Kreuzer unverdient bei uns und erbettelt? Wer darf in meine Nähe noch kommen, außer Dir? Wo ist ein Bursch, der sich herausnehmen kann, zu sagen, er hätte meine Hand in der seinigen, oder gar seine Lippe an meiner Wange gehabt?"

„Das hätt' ja mein Alter auch nit gesagt. Und ich mein', es wird Alles gut! Schau, Mirzl, ich glaub', Du fährst mit mir, wie Du bist, am nächsten Tag hinüber zu uns und Du gehst mit mir ins Haus vor den Alten und bittest mit mir — er kann nit widerstehen, er muß „Ja" sagen!"

„Das sollt' ich thun? Meinst? Betteln und bitten? Daß er sagen thät, da hat man das Bettelvolk, so sein die Bettelleut'! Nein, nein, da wird nix draus; und eher stürz' ich mich in den See, als daß ich das thät!"

„Mirzl!“

„Valent!“

„Und ich sag', Du thust's!“

„Nein, sag' ich!“

„Mirzl! Mirzl! Mir zu Lieb'!“

Sie schwieg.

Er wiederholte seine Bitte innigst.

Sie schwieg wieder und starrte in den See.

„Dann sag' ich wirklich, es ist Bettelstolz von Dir!“ rief er heftig.

Sie sagte nichts, als sie dies gehört; aber sie sprang jäh auf, aus dem einen Kahn in den andern; im Nu hatte sie diesen losgelöst, und das Ruder eingelegt.

Er sprang auf und wollte sie halten. Die Zither entfiel ihm, er trat mit einem Fuß darein. Die Saiten rissen schreiend und der Klangboden brach schallend in Trümmer.

Sie flog nun schon wie ein Pfeil mit dem Kahne dahin.

Er hob die Zither vom Boden. Dieselbe hatte noch zudem Wasser von dem Untergrunde des Schiffes geschöpft, zwischen dessen Rippen und Ueberlagbretern sie durch das Treten eingeklemmt war. Als er sie hob, troff sie und jetzt schien das dem armen gekränkten Burschen, als wäre sein Saitenspiel thränennaß.

Er hob die hängenden und fallenden Trümmerstücke empor, einen Augenblick lang — dann warf er das zerbrochene Saitenspiel in den See hinab!

Es trank und sank und ward nicht mehr gesehen; dem armen Valent war's nur, als müßte er dem zerbrochenen Saitenspiel nach, tief hinunter in den endlosen See!

Nach Tagen gab's daheim vorerst ein Bitten, dann ein Zanken, dann wieder ein Hohnlachen nach Drohungen.

Mirzl, herüben am See, war wie verschwunden für den Valent und nicht mehr zu sehen und zu sprechen.

Er drohte daheim, er ziehe fort!

„Dann wirst doch wieder heim kommen“, sagte der Alte; „hast Welt probirt, solche Mädl genug gesehen und wirst Dir eine bessere finden!“

„Oder ich nehm' mir gar keine!“

„Schad't auch nix! Wirst in einer Weil' schon kühler werden!“

„Vater, jetzt schießt's mir ins Herz und Gehirn, und jetzt, daß Du's weißt, ist's beschlossen, ich geh' in ein Kloster und mag also gar nimmer heimkehren!“

In ein Kloster? Der Alte erschrack und sann ein Weilchen stumm, indem er die Lippen fest aneinander preßte. — „In ein Kloster? Hm! — — — Kein Studirter bist nit, also in was für ein Kloster könnt'st gehen? Bei den Benedictinern zu Lambach nehmen sie Dich nit, oder nur als Knecht; bei den Kapuzinern zu Linz oder zu Salzburg oder sonstwo kannst Bettelmönch werden und barfuß auf Holzsohlen gehen —

wenn's Dir bekommt, so probir's; aber ich glaub', Du bist bald daheim und holst Dir Deine Schuh' und Deine kurzen Ledernen, anstatt der langen Kutten!"

„Vater, bedenk's, Du wirst sehen, ich thu's und komm' nit!"

Der Alte, seiner Sache, wie er meinte, sicher, sagte: „Und die Vaterunser bei Tag und Nacht, die ganzen Rosenkränz' schaden Dir auch nix, Du wirst fromm werden und der Herrgott wird sich Deiner und Deines alten Vaters erbarmen, daß Dir Erleuchtung und Besserung wird!"

Der Sohn schritt eines Tages von der Himmelreichwiese weg, über Weyer und Mühlwang am Ufer des Sees, hinüber nach Gmunden. Der Vater sah ihm nach und meinte, er komme den Weg zurück, den er schon so oft hin und wieder gegangen. Aber der Valent kam nicht; er ging ins Kapuzinerkloster, zog die härene Kutte an und ward ein Mönch.

Der Mirzl sagte man, wie es der Vater absichtlich verlauten ließ, Valent sei zu einem Bauer auf der Welser Haide als Knecht gegangen und wenn ein Jahr um sei, werde er dessen älteste Tochter in sein Haus bringen, damit durch die Aussteuer und Heirath schöne Ruh' im Hause am Ufer drüben sei!

Sie fuhr wieder hinaus in den See und führte die Fremden, führte auch den Knecht von der Karbachmühle, die ebenfalls am andern Ufer, aber weiter oben, gegenüber von Traunkirchen liegt, das weit in den See hinausragt. Das hohe weiße Haus mit dem Thürmchen war einst ein Nonnenkloster, und manches Weiberherz sah dort hinter Schloß und Riegel, hinter Scheiben und dicken Eisenstäben hinaus in die verlassene Welt und weinte.

„Siehst Mirzl", sagte einmal der Knecht, „ich wollt', statt der Pfarre wär' noch das Nonnenkloster in Traunkirchen und Du wärst eine Nonne darin!"

„Warum möchtest Du so? Sunderlich!"

„Weil ich Dich dann von der Karbachmühl' aus täglich sehen könnt'! Und da Du so spröd und kalt gegen mich bist, wie eine Klosterfrau, so wär's Alles eins und ich könnt' wenigstens alle Tag' zu Dir hinüberschauen. Bei uns erzählen sie, es hätt' einmal Einer eine Lieb' zu einer Jungfrau im Klostergarten gehabt und wär' nächtlich hinübergeschwommen. Und da haben sie einmal die Schleusen der Bergwässer drüben aufgemacht, und der arme Bursch konnt' sich nimmer im Schwimmen erhalten, der See hat ihn gepackt und hinuntergezogen! Er liegt drunten noch heute, denn im See bleiben die Todten frisch und wie lebendig erhalten, der See giebt keinen Todten wieder!"

„Du könntest meinetwegen in den See gehen?"

„Gewiß! Was hab' ich und was bin ich, wenn Du mich nit magst und lieb hast?"

„Du magst mich? Ich bin ja nur eine Bettlerin!"

„Und wenn ich mich selbst mit Dir durch die Welt betteln müßt', so thät' ich's herzfreudig! Aber es hat's nit Noth; ich hab' ein erspart's

Geld und von daheim auch was! Schenk' Deinem Vater Deine Kleider, Deine Schuh und Dein letztes Stückl', ich will nichts, als Dein gottbeschaffen Herz — sei mein!"

„Wir wollen sehen!" sagte Mirzl und ließ ihre Hand der seinen.

„Ich geh' nach Salzburg und hol' mir das Meine; eh' Kathrein sperrt den Tanz ein, sind wir ein juchzendes Paarl!"

Das Schiffermädchen hörte an der Eingangsschlucht zur Karbachmühle gar oft jauchzen, sie wußte, es habe Etwas zu gelten und es galt ihr!

Sie konnte sich zuweilen nicht enthalten, wieder zu jauchzen, wenn sie vom Gmundener Ufer mit dem Kahne abstieß, und am Traunstein, an dem sie vorbeikam.

Der Jörgl ging nach Salzburg, aus welcher Gegend er her war; er ging den Kreuzweg hinauf, auf den Kapuzinerberg, in die Klosterkirche beten und Beicht ablegen, auf daß seine Seele rein sei von Sünden und er würdig werde, sein heiß ersehntes und von Gott erbetenes Ziel zu erreichen, seine heißgeliebte Dirn als Weib heimzuführen.

Er kniete im Beichtstuhl nieder, dann frühmorgens an dem Altar, da ihm vergeben und verziehen war und er die Himmelsstärkung empfing.

Dann, als der Frühmeßdienst vorüber war und er wieder heimziehen sollte an den Gmundener See, führte ihn der fromme Pater noch in den Garten, hoch oben am Berge, von dem man so schön ins Land tief hinabsieht und wo die berühmten Nelken in allen Farben blühen, die Kapuzinernelken, roth flammend, schneeweiß, braunsammten, goldenfarbig mit Blutstropfen, roth mit grau: Flammen in der Asche, weiß mit roth: Thränen im Herzen, und so weiter!

Einen solchen Strauß sollte der Bursch auf seinen Hut bekommen, zum Andenken hinaustragen ins tiefe Land, vielleicht eine oder die andere davon in sein Gebetbüchlein zum ewigen Andenken legen.

„Wo ziehst Du hin?" fragte ein junger Mönch mit schwarzem Bart in der braunen Kapuze.

„Nach Gmunden zu! Dahin trag' ich den schönen Strauß von den frommen Vätern auf dem Berge!"

„Und wem bringst Du ihn?"

„Meiner Braut. Ich hab' gebeicht' und könnte gleich zur Hochzeit gehn!"

„Wer ist dort Deine Braut? Ich kenn' die Leut' in der Gegend gut!"

„Dann kennt Ihr auch mein Mädl, die Schiffer-Mirzl am See!"

Der Mönch hatte ein Messer in der Hand, mit dem er Nelken schneiden geholfen. Es entfiel ihm. Er bückte sich und that, als ob er lange suchen müßte.

Dann hob er sich empor. Der Jörgl half ihm. Er hatte ein ganz verändertes Gesicht und der Bursche meinte, der Mönch sterbe sogleich!

„Mir thut das Bücken nit gut! ... so schlecht! ..." stammelte der Mann in der Kutte, dann wankte er mit Jörgl's Hülfe zum nahen Steinsitz unter einer schattigen Laube, von da verschwand er aber rasch in die nahe Klosterpforte.

Jörgl hat ihn nicht mehr gesehen und schied aus dem Garten.

Drei Tage darauf pochte es Abends an der Thüre beim Friedl im Ort.

Draußen war stürmisches Wetter, die Wolken hingen tief, die Spitzen der Berge waren dicht in geballtem Nebel eingehüllt.

Ein Knabe pochte an der Thür.

„Friedl! Ihr oder Eure Tochter, die Mirzl, sollt hinausgehen an den See und überführen.“

„Heut' nimmer!“ sagte Friedl.

„Es ist aber Keiner so nah, wie Ihr da und der geistliche Herr schickt mich zu Euch!“

„Der Pfarrer von Gmunden?“

„Nein, es ist ein Klosterpater und er sagt mir, ich soll Euch sagen, er muß hinüber! Er muß hinüber zum Roitner, denn der habe ihn rufen lassen aus der Weit' und muß also krank sein und vielleicht gar dem letzten End' nah!“

„Der Roitner!“

Mirzl sprang hinaus. Ein frommer Mönch, welcher aus der Ferne kommt, um dem Roitner, vielleicht in seinem letzten End', mit Gottes Gnade beizustehen ... sie durfte nicht zögern, sie durfte sich's nicht nehmen lassen, den Verlangenden hinüberzuführen und würde es noch dreimal stärker stürmen und Nebel um den See ziehen!

Was mag der Alte auch auf dem Herzen haben, das ihn ängstigt und wofür er sogar aus der Ferne einen frommen Mann kommen läßt?

Gegen sie, das arme Mädchen, war er hart; Gott vergebe ihm die Schuld, sie verzeihe ihm dieselbe im Herzensgrunde!

Sie stieg in den Kahn, sie löste die Kette, sie lud den Mönch zum Sitzen ein.

Die Ruderschläge fielen in den aufgeregten See, die Wellen grollten bei jedem Ruck dumpf und aufklatschend an den breternen Bug des Schiffes.

Eine Weile fuhren sie stumm.

Blitze zuckten auf, durchrissen die dichten Nebel und flogen im Zickzack vom hohen Himmel zu dem See tief hinab. Krachende Donnerschläge folgten, sie hallten mit furchtbarem, endlosen Echo an den Bergwänden wieder. Dann flatterten die endlos sich hindehnenden weißen Flammenstreife hinter den Bergzeilen auf und beleuchteten mit geisterhaftem weißen Lichte den See.

„Ich hätt' nit sollen allein fahren“, sagte Mirzl, „es wird zu wild und könnt' gefährlich werden!“

„Fürcht' Dich nit, mein Kind!“ sagte der Mann im Kahne ... und die Stimme ... schien ihr, als sollte sie sich auf dieselbe besinnen!

Sie fuhr hinaus und immer vorwärts und endlich sprach die Stimme des Mannes mehr. Und immer lauter, immer ängstlicher schlug das Herz des Mädchens, sie konnte nimmer umkehren!

Die Kapuze fiel und Valent's Gesicht mit dem flatternden schwarzen Barte und flammenden Auge war vor dem Fischermädchen!

„Kennst' mich jetzt?!" Er stand hochauf, trotz dem wankenden Kahne, im Sturm und Blitzen.

Sie zitterte, sie vermochte nicht das Ruder einzulegen und anzuziehen, sie hätte mögen, daß der Boden des Kahnes unter ihr nachgebe und sie sinke, versinke im tiefen, verschwiegenen See!

„Und das ist Deine Treuheit? Und wegen einer solchen Ungetreuen wollt' ich mich begraben und verbergen in dunklen Mauern?"

„Du bist der Ungetreue, nicht ich!" rief sie. „Warst Du nit auf der Welser Haid' und ist dies nit nur eine Verstellung?"

„Hast Du nit nach dem Kloster geschickt, daß ich wissen sollt', Du heirath'st?"

„Ich!" — Sie schrie weinend auf.

Da schlug ein Blitz in den Traunstein, ein furchtbares Krachen des Donners und Gesteines folgte nach, es hatte sich wahrscheinlich ein Felsstück gelöst und raste donnerwiederhallend in den See.

Der Schmerz, die Aufregung in der Natur, das wilde Rasen der Gefühle des armen Mannes nach so langer Ruhe, die gewaltigen Gegensätze, verwirrten seine Sinne — er schrie im Schmerze auf: „Da, da war's! Da haben wir die Kähne von einander gelöst, da sind wir von einander geschieden, da ist mein zerbrochenes Zitherspiel hinabgesunken in den See — da liegt's — da — da — siehst Du's? Es leuchtet herauf! Komm mit mir, Mirzl, wir müssen hinab, für uns Beide ist die Welt nicht mehr — komm in den See!

Er erfaßte sie in Raserei und wollte sich mit ihr in den See stürzen.

Sie rang mit ihm.

„Du willst nicht, Ungetreue! Du hast mich verrathen, Du sollst hinunter!"

Sie sprang noch einmal zurück und ergriff abwehrend ein Ruder.

Sie erhob es, er faßte darnach und wollte es ihr entringen, oder sich daran halten, der schwankende Kahn machte eine Bewegung, er glitt aus und fiel — er fiel über den Kahn hinaus in den See!

Sie stürzte blitzschnell nieder und erfaßte ihn noch — er aber rief: „ich will sterben, ich muß sterben — ich sterbe!"

Er entwand sich ihrem Arme — ihr Kahn ward abgetrieben — er sank — und sie drehte, trieb, wogte auf dem hülflosen Kahn ohne Richtung und Werkzeug und Kennzeichen in dem weiten See herum.

Sie hatte kein Ruder, es war in das Wasser gefallen und die Dunkelheit war nun durch das Gewitter überrasch und stark hereingebrochen.

So trieb sie die ganze Nacht auf dem See.

Der Friedl daheim ward wol unruhig; aber er dachte, das Mädl wird am andern Ufer übernachtet haben und kommt dann des Morgens mit dem neuen Sonnenlichte heim.

Sie kam nicht.

Fahrende Schiffer fanden das Mädl, im ruderlosen Kahne treibend, auf dem See.

Sie erschracken bei dessen Anblick.

Die Nacht und der Schreck hatten das schöne Gesicht furchtbar entstellt. Wirr hing ihr Haar und aufgelöst um den Kopf. Ihre Augen glühten viel stärker als zuvor. Sie redete irre. Sie lachte und weinte.

Sie sprach von einem versunkenen Mönche.

Die Leute sahen sich fragend an und Keiner konnte der Worte Sinn verstehen.

Das schöne Schiffermädchen vom Gmundener See ward krank und irre heimgebracht.

Sie ward nimmer wieder gesund.

Der arme Valentin war kein geweihter Mönch, er war nur Klosterbruder, er hatte noch keine Weihe empfangen und kein bindendes Gelübde gethan. Sein Herz und sein Geist waren nicht stark genug, den Stürmen zu widerstehen — er liegt im tiefen grünen See und die singenden munteren Schaaren der fahrenden Gäste ziehen über sein nasses Grab dahin. —

Mirzl saß oder lief am Ufer umher, und die irrsinnige Schifferdirne war vor langen Jahren eine wohlgekannte Figur inmitten der Menge.

Sie bettelte nie, trotz ihrer zerrissenen Kleider — sie trug stolz ihr früh ergrautes Haupt, und ihre Augen leuchteten oft in merkwürdiger Pracht und Helle in dem verwüsteten, verkommenen, blassen Gesichte auf.

An den Mauern des Wasserschlößchens Ort fand man sie einmal zusammengekauert, todt, mit dem Antlitze nach dem See gewendet.

Tags zuvor hatte sie oft wiederholt, sie höre ein Klagen und Singen, wie vom See unten herauf.

Es rief sie!

So hat das schöne Schiffermädchen geendet!

Diese Bilder schwebten vor meiner Seele, sie sah ich während des Starrens in die spiegelnden Fluten des Sees, oder in dem wogenden Nebel vor dem Hintergrunde der sich enthüllenden Berge.

Weiteres über die anderen Personen erfuhr ich noch von meinem greisen Schiffer.

Der alte Roitner ward trübsinnig, siechte hin, verstarb nach Jahren einsam und kinderlos. Sein früher so stolzes Hauswesen verfiel, es kam verschuldet später an Anverwandte, welche den Bettel erst auslösen und das Anwesen erst wieder durch angestrengte Arbeit zu Wohlstand bringen mußten.

Und wie blühend vermochte er's zu haben, welch' holdes Kinderwesen hätte sein Haus und Herz freudig belebt!

Der arme, schuldlose Jörg verließ die Karbachmühle und kam herüber an das diesseitige Ufer des Sees, wo er Salzträger in Gmunden wurde.

Er sollte Traunfahrer werden, aber er vermochte es nicht über sein Herz, so auf dem See herumzuziehen.

Er arbeitete still und unverdrossen in seinem nun übernommenen Geschäfte. Er wollte und mußte fleißig sein, denn er war dem armen verlassenen Friedl und seiner sonst hülflosen Tochter nahe, ein helfender Freund.

Wir hatten ihn am Ufer gesehen.

Wie heute, so arbeitete er düster und emsig die langen Jahre her, fort und fort.

Dem Friedl war er ein Eidam, obwol er dessen Tochter nicht geheirathet. Er heirathete nimmermehr, er blieb ledig und kniete betend am Sarge und Grabe des von Irrsinn und allen irdischen Leiden befreiten Schiffermädchens.

Er wohnte zuletzt sogar beim hochgreisen Friedl und pflegte ihn treu und herzinnig, ja wie ein Sohn.

Seiner eigenen Schwester Kind nahm er ins Haus zum Friedl, damit dieser eine pflegende Hand habe, wenn er selbst nicht daheim und damit dieser nicht als siechender Greis verlassen sei.

Das Kind nannte den Alten „Aehnl!“ (Großvater.) Ach, es mahnte ihn mit dem goldenen Haar, den blauen hellen Augen und den frischlachenden Wangen so oft an sein eignes, armes Kind.

„Gott gebe Jedem“, sagte mein alter Schiffer, „den ein Unglück trifft, einen solchen Freund und Annehmer!“

„Da, mein Alter“, sagte ich, „bringt das dem Friedl zur Stärkung, wenn wir heimkommen und grüßt ihn von Einem, der oft mit ihm gefahren!“

Der Kahn hatte, nach meinem Wunsche, bereits wieder dem Gmundner Ufer zugekehrt und wir ruderten diesem immer näher.

Da hörten wir ein Glöcklein schallen.

„Es ist doch nicht schon wieder zum Gebete! Wie die Zeit . . .!“

„Nein, Herr, das ist das Zügenglöcklein! Ich weiß keinen andern Menschen, der in Gmunden so sterbenskrank wäre; das ist für den armen Friedl, Gott sei seiner Seele gnädig!“

Er ließ das Ruder sinken, hob den Hut vom Kopfe und betete inbrünstig.

Ich that ein Gleiches, die Augen feuchteten sich mir.

„Da, Herr, hier ist Euer Geld wieder, er hat's nit mehr nöthig!“

„So behaltet es selbst und trinkt meine Gesundheit und die Eure!“

„Vergelt's Gott, is' auch ein schönes Wort! Und wenn Ihr wieder fahren wollt, so fahrt mit mir, Herr, denn der Friedl fahrt nimmermehr!“

Deutsche Wander-Bevölkerungen.

Von George Hesekiel.

Hollandsgänger — Landgeher — Ostgeher.

Als das Reich der Vandalen in Afrika in seiner höchsten Blüthe stand, als deutsche Kraft herrschte an den Stätten, wo die schöne Dido und der fromme Aeneas geliebt, wo Hannibal den Schwur der Rache gegen Rom geleistet und Cato's „praeterea“ seine Erfüllung gefunden, da erschien einst vor dem Thron des Königs der afrikanischen Vandalen eine Gesandtschaft des in der deutschen Heimat zurückgebliebenen vandalischen Hauptstammes. Diese Heimat läßt sich mit ziemlicher Sicherheit innerhalb der Grenzen Schlesiens nachweisen. Die Gesandtschaft aus Schlesien aber bat den Vandalenkönig und sein Volk in Afrika, sie möchten doch auf ihre Rechte an den gemeinsamen Grundbesitz des Vandalenstammes zu Gunsten des in Deutschland zurückgebliebenen Theiles Verzicht leisten. Der afrikanische Vandalenkönig that das nicht, denn die Grauen, die Weisen seines Volkes, waren dagegen.

Diese wohlverbürgte Nachricht läßt einen tiefen Einblick, nicht allein in das Treiben der sogenannten Völkerwanderung, sondern auch in die älteste Volkswirthschaft der Germanen thun. Wir ersehen nicht nur, daß jeder Volksstamm seinen Grundbesitz zu gesammter Hand besaß, sondern auch, daß die überschüssige Kraft des Stammes, welche der gemeinsame Grundbesitz nicht mehr zu ernähren vermochte, welche also hinauszog, um außerhalb der Grenzen Nahrung oder Land zu erwerben, sich durch ihre Emigration keineswegs lossagte vom gemeinsamen Stammesbesitz, sondern sich vielmehr ihre Anrechte ausdrücklich vorbehielt und daß dieselben von den Zurückbleibenden gewissenhaft respectirt wurden. Ungefähr ebenso, oder doch ziemlich ähnlich, mag man sich die Verhältnisse aller der deutschen Herzöge denken, die mit ihren Gefolgschaften den vaterländischen Boden, der sie nicht mehr zu ernähren vermochte, verließen und germanische Reiche in Italien, Gallien und Hispanien gründeten.

Nur sehr langsam modificirte sich der Charakter dieser Emigrationen, aber wir vermögen solche seltsame und echt germanische Verbindung unbesieglichen Wandertriebes mit unausrottbarer Anhänglichkeit an die Heimat wohl zu verfolgen; wir sehen mehr als ein Wandervolk plötzlich aus irgend einem Grunde umkehren auf seinem Zuge, und durch halb Europa sich rückwärts Bahn brechen zur alten Heimat, wo sie, nach Menschenaltern noch, Anrechte auf den gemeinsamen Grund und Boden bewahren, auf dem die alten Götter wohnen und, wie geheiligt, läßt man solche rückkehrende Stammestrümmer passiren, die auch stets wieder Aufnahme bei den Ihrigen daheim finden.

Nach und nach ändert sich freilich der Charakter, aber das alte Gepräge ist so fest, daß uns die bekannten Züge noch scharf genug entgegentreten, bei der Gründung der Heptarchie in England durch Sachsenstämme, bei der Aufrichtung normannischer Dynastien in Unteritalien, lateinischer Despotien in Byzanz und Griechenland, christlicher Herrschaften in Jerusalem und Kleinasien, Trapezunt und Caspien. Gewiß zeigen auch die Anfänge des großen norddeutschen Staates, dessen Bildung sich so eben vollzieht, Analogien genug mit jenen urgermanischen Zügen, auf welche wir hingedeutet haben.

Weit seltsamer aber, und für Viele wahrscheinlich sehr überraschend ist es, daß es noch heute mitten in unseren so scharf administrirten und streng polizirten, modernen Staaten Wanderbevölkerungen giebt, welche, freilich en miniature, aber vielleicht darum desto schärfer, jenen uralten germanischen Doppelzug des Wandertriebes und der festen Anhänglichkeit an die Heimat zeigen. Es giebt wirklich noch heute unter uns Bevölkerungen, welche ihre überschüssige Kraft, die der gemeinsame Besitz nicht vollkommen zu nähren vermag, mehr oder minder regelmäßig über ihre Grenzen hinaussenden, sie aber immer wieder an sich ziehen und so eine ganz eigenthümliche Fluctuation erzeugen, welche, in Gutem wie in Bösem, mächtig auf den Charakter solcher Bevölkerungen wirkt.

Wir sind in der Lage, über einige dieser deutschen Wanderbevölkerungen Mittheilungen zu machen, welche auf zuverlässigen Informationen beruhen.

Zunächst beschränken wir uns auf die Betrachtung der westphälischen Hollandsgänger, der hessischen Landgeher und der Ostgeher im Warthebruch, weil dieselben drei verschiedene Seiten, oder doch, wenn man so will, Farben dieses eigenthümlichen Wanderlebens repräsentiren, während andere, wie z. B. die Torfgräber im Brandenburgischen Rhynluch, oder die Eichsfelder, welche im Magdeburgischen Cichorien bauen, nur Nüancen darstellen.

Die Hollandsgänger bilden entschieden zur Zeit die respectabelste deutsche Wanderbevölkerung; es sind Arbeiter aus fast allen Theilen Westphalens, katholischen wie evangelischen, welche seit vielen Menschenaltern schon, bald dünner, bald stärker, zur Sommerzeit in die angrenzenden Provinzen der Niederlande ziehen, um dort als Torfgräber oder Ziegelbrenner oder Grasmäher einen Lohn zu finden, welchen ihnen ihre Heimat bis jetzt gar nicht oder nur in viel geringerem Grade zu bieten vermochte. Es ist eben die überschüssige Kraft einer Bevölkerung, welche der heimische Boden nicht voll zu beschäftigen, nicht leicht zu ernähren vermag, die in urgermanischer Weise ins Ausland wandert, den Sommer hindurch in harter Arbeit erwirbt und im Herbst das Erworbene, zum Theil wenigstens, in die Heimat zurückbringt. Den größern Theil der Hollandsgänger bilden die Lippe-Jungens, so heißen nämlich alle evangelischen Hollandsgänger, den kleineren die Münster-Jungens, wie die katholische Wanderbevölkerung genannt wird; eine dritte Abtheilung für sich machen die katholischen und evangelischen

Ostfriesen aus. In Holland wird im Allgemeinen der deutsche Hollandsgänger mit einer gewissen Art von Verachtung behandelt; man redet von den „duitsche muffs", von „speckfreters" ziemlich despectirlich, wenn man aber näher hinsteht, so gilt diese Verachtung nicht den Personen, sondern lediglich der Arbeit. Ziegelbrennen und Torfgraben war, und ist es zum Theil noch heute, immerdar eine verachtete Arbeit in den niederländischen Provinzen, welcher sich ein holländischer Arbeiter kaum im Fall der bittersten Noth unterzog. Sonst haben unsere Hollandsgänger draußen einen sehr guten Ruf und machen dem deutschen Namen durchaus keine Schande. Man rühmt an den Hollandsgängern Fleiß, Ausdauer, Ehrlichkeit, Treue und Nüchternheit. Die Holländer nehmen viel lieber „Bovenlanders" in Dienst, als ihre eigenen „Binnenlanders" und rühmen gern die deutsche Ehrlichkeit. „Man braucht vor ihnen nichts zu verschließen, man kann sich auf sie verlassen!" Dieses wohllautende Zeugniß kann man oft hören und die Hollandsgänger sind stolz darauf. Man wird niemals hören, daß von einem Hollandsgänger ein Diebstahl verübt worden, darüber wachen sie unter sich mit großer Sorgfalt, sie sitzen streng zu Gericht, „daß der ehrliche deutsche Name von keinem unserer Jungens verunehrt wurde." Die Lippe'schen Jungens haben einen besonders guten Ruf, sie werden stets als „fixe Jungens" bezeichnet, fix aber ist ein Prädicat, unter welchem eigentlich jedes Lob begriffen wird; fix heißt treu, aufrichtig, ehrlich, freundlich, bescheiden und auch nüchtern, nüchtern, weil sie sich nicht betrinken, denn sonst trinken sie neben dem Bier auch Genever (Wachholderbranntwein) wie die Holländer, mehr als ihrer Gesundheit zuträglich; Kartenspiel kommt bei ihnen selten, fast nie vor. Sie heiligen den Sonntag und schätzen Gottes Wort hoch; sie wissen, daß in ihren Heimatkirchen (in den meisten wenigstens) allsonntäglich eine besondere Fürbitte für die Hollandsgänger gethan wird, und freuen sich darüber, ganz wie die Urgermanen sich auf ihren Völkerwanderungen des Zusammenhangs freuten mit den alten Göttern in der Heimat. Die Münster-Jungens stehen weniger in Ansehen als die Lippe'schen Jungens, vielleicht nur, weil der Münsterländer doch etwas schwerfälliger ist, als der Lipper. Am wenigstens gilt der Ostfriese, der doch sonst ein echter deutscher Kernmensch ist. Man schilt die Ostfriesen in Holland grob und rauh, das mag sein; sie gelten selbst in Holland für starke Genevertrinker, das ist nicht in Abrede zu stellen, aber man wirft ihnen auch Lug und Trug vor, und das ist sonst gar nicht ihres Stammes Art. Ein Lippescher Torfgräber sagte ernsthaft: „Für die ostfriesischen Jungens wird zu Hause nicht in der Kirche gebetet, weils nicht weit genug ist, daran liegts!" Er suchte den Grund des geringern Ansehens der ostfriesischen Hollandsgänger sowohl in der mangelnden kirchlichen Fürbitte, als auch in ihrer geringern Entfernung von der Heimat. Vielleicht liegt in dem Letztern eine größere locale Versuchung zur Unehrlichkeit.

Die Zahl der Hollandsgänger ist begreiflicher Weise nicht in jedem Jahr die gleiche, dürfte sich überhaupt ganz genau nur schwer ermitteln

lassen, doch werden die nachfolgenden, meist auf Angaben der Arbeitsgeber beruhenden Zahlen aus dem Jahre 1865 einen genügenden Anhalt zur Bemessung des Umfangs dieser Wanderbevölkerung bieten. Mit Torfgräberei, der schwierigern und weniger lohnenden Arbeit, waren im Jahre 1865 beschäftigt: 1) Auf der Dedemsvaart und Lotten etwa 300, davon 200 aus der Grafschaft Bentheim und der Niedergrafschaft Lingen, die Anderen aus dem Tecklenburgischen und Oldenburgischen; 2) Auf Hoogeveen und Boovensmilde etwa 250. Man bemerkte, daß im Jahre 1865 die Zahl der Torfgräber besonders gering war, aus verschiedenen Gründen, denn noch im Jahre zuvor waren auf den Veenen allein mehr als 1200 Arbeiter angestellt. Grasmäher wurden 1840 Mann beschäftigt, die meist in der südwestlichen Hälfte der Provinz Friesland arbeiteten. Ueber die Zahl der Ziegelbrenner haben wir keine Angaben erhalten können. Aus diesen Mittheilungen nun geht hervor, daß die Zahl der Hollandsgänger, obwohl sie in neuester Zeit beträchtlich abgenommen, sich doch noch immer auf ungefähr 3000 Köpfe beläuft.

Beim Grasmähen erkennt man die Hollandsgänger, die Bovenlanders, schon von Weitem an den weißen Rückentheilen ihrer Westen, während die Binnenlanders rothwollene Jacken tragen.

Die Arbeitszeit umfaßt bei den Torfgräbern acht bis zehn, ja zwölf Wochen, bei den Grasmähern fünf bis sechs Wochen, Viele sind erst acht Wochen Torfarbeiter, dann Grasmäher. Der Arbeitslohn wird bei den Torfgräbern nach Tagewerk, bei den Grasmähern nach „Pondemaat“ berechnet. Ein Tagewerk enthält an nassem Torf 14,000 Stück, an trockenem nur 12,000 Stück, denn die Brocken werden von den Schiffern nicht angenommen. Das Tagewerk wurde 1865 auf der Dedemsvaart mit 6 Fl. 18 Stübern Arbeitslohn bezahlt. Ein „Pondemaat“ ist ungefähr ein preußischer Morgen und der Arbeitslohn für die Mäher stieg, je nach verschiedenen Verhältnissen, im Jahre 1865 von 20 Sgr. bis 25 Sgr. Ein Spann, d. i. zwei Mann, kann täglich drei, auch vier „Pondemaat“ mähen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß sich sämmtliche Hollandsgänger selbst beköstigen müssen, nur die Grasmäher erhalten an Sonn- und Festtagen Kost und an Wochentagen ein beliebiges Quantum an Buttermilch. Deshalb bringen sich viele Hollandsgänger ihre Kost, Brod, Speck u. dgl., aus der Heimat mit, lassen sich auch wohl durch Frachtfuhrleute Proviant nachkommen, wobei sie sich dann begreiflicher Weise besser stehen wie die, welche ihre Lebensmittel an Ort und Stelle von den sogenannten „Winkelieren“ kaufen. Im vorigen Jahrhundert nahm jeder Hollandsgänger seinen Proviant mit; bei Justus Möser, der treffliche Mann hatte sein scharfes Auge auch auf die Hollandsgänger aus dem Osnabrück'schen, wird der Werth des Specks, der Butter u. s. f. auf fünfzehn Gulden für den Mann berechnet und die Klage über die „Winkelierer“ war noch nicht laut geworden.

Noch mehr wird in neuester Zeit über die Willkür geklagt, mit welcher die Arbeitgeber den Lohn der Hollandsgänger bestimmen, und

in diesem Punct wäre es wol angezeigt, wenn sich der norddeutsche Bund dieser hochachtbaren Wanderbevölkerung annähme, denn die Holländer sind, noch auf lange Zeit hinaus, völlig außer Stande, diese sechstausend fleißigen norddeutschen Hände zu entbehren. Freilich ist der „Binnenlander" nicht ganz so ekel mehr als sonst, aber er betrachtet doch immer noch Torfarbeit und Grasmähen als despectirlich und er thut es sicherlich nicht, so lange er durch irgend eine andere Arbeit sein Leben zu fristen im Stande ist.

Die Hollandsgänger sind freilich nur ein kleiner Bruchtheil unseres Volkes, aber dreitausend deutsche Männer sind doch immerhin der Mühe werth, für sie einzutreten gegen die Willkür ihrer holländischen Arbeitgeber.

Gegen diese achtbare Wanderbevölkerung Westphalens stehen in einem scharfen Contrast die hessischen Landgeher, von deren Achtbarkeit gerade wenig Rühmens gemacht werden kann. Die Hollandsgänger sind uralt, die Landgeher noch jung, noch keine vierzig Jahre alt, die Hollandsgänger ziehen gewiesene Wege an bestimmte Orte zu harter, ehrlicher Arbeit, die Landgeher gehen eben nur ins Land, d. h. ins Ausland, wobei es zunächst auf den Bettel und auf Schlimmeres abgesehen war. Das Landgehen begann nämlich damit, daß, veranlaßt durch Noth und Mangel in den Jahren 1824 und 1825, aus verschiedenen Orten im großherzoglich hessischen Kreise Friedeberg (Münster, Feuerbach, Bodenrod, Maibach und namentlich Niederweisel) Personen mit Fliegenwedeln, aus Tannenholz geschnitzt und mit Farben bemalt, ins Land hausiren gingen. Nach Frankreich, nach Rußland, namentlich aber nach England, wo der Bettel, auf den es hauptsächlich abgesehen, besonders einträglich war, zogen die Landgeher mit dem Fliegenwedel. Doch dieser, der eigentlich immer nur ein Vorwand gewesen, verschwand in dem Maße, in welchem man erkannte, daß im Auslande auf andere und auch ganz bequeme Weise Geld und zwar viel Geld zu machen sei. Die meisten Landgeher legten sich allgemach Orgeln und Harmonikas zu und Etliche kamen mit nicht unbedeutenden Geldmitteln zurück, was dann Andere mächtig zur Nachfolge reizte; daß es bei dem Landgehen nicht immer auf die ehrlichste, selten auf die sittlichste Weise zuging, stand freilich bald fest genug, hinderte aber gar nicht, daß das Landgehen in immer größerm Verhältniß zunahm. Die, welche mit einigem Gelde zurückkehrten, waren das flotte Leben draußen gewöhnt, die harte, gering lohnende Arbeit daheim schmeckte nicht mehr, die Erzählungen auf der Wirthsbank von dem leichten Erwerb draußen wirkten, die Landgeher brachten zuerst eine gewisse Unruhe in die genannten Gemeinden und veränderten bald ganz deren Charakter. Namentlich wurden die jüngeren Leute angesteckt und bald gingen sie massenweise, Burschen und Mädchen, „ins Land". In einer der oben genannten Gemeinden befanden sich einmal neun Zehntel der jungen Bevölkerung im Auslande. Gewissenlose Eltern nahmen auch ihre Kinder mit, um mit ihnen draußen Geld zu verdienen, wie auch aus diesem Grunde Männer ihre Ehefrauen

mitnahmen, namentlich seit die Entdeckung der Goldgruben in Australien und Californien dem Landgehen neuen Reiz und höhern Schwung verliehen. In einigen der genannten Gemeinden war 1863 keine Familie, aus welcher sich nicht einige oder mehrere Mitglieder in jenen Ländern befanden; von den 1772 Einwohnern einer Gemeinde waren im Jahre 1861 nicht weniger als 700 ins Land gegangen.

Viele Landgeher gruben wirklich nach Gold, aber nur Wenige erwarben ein paar tausend Gulden dabei, die meisten blieben bei der Musik (dem „Biano", d. i. Piano, und der Drehorgel mit beweglichen Figuren) oder kehrten zu derselben zurück. Diese schickten denn auch das meiste Geld an ihre Curatoren in der Heimat, oder brachten es selbst mit, nicht selten Summen von zehn, zwanzig, ja dreißig Tausend Gulden und noch größere.

Aber auch bei diesen ganz modernen Landgehern tritt der urgermanische Zug hervor, daß sie niemals das Band zerschneiden, welches sie an die Heimat knüpft. Alle diese Landgeher halten ihren heimischen Besitz fest, sie verleihen und verpachten ihre Aecker und Häuser, sie bestellen sich Curatoren für die Verwaltung ihres Vermögens und erhalten sich so ihr Heimatsrecht; die solidern Landgeher lassen auch wohl die Weiber und einen Theil der Kinder zurück, die dann das heimische Anwesen mit dem Gelde verbessern und vergrößern, was die Anderen von „draußen" hereinsenden.

Die schlechteste und unsittlichste Seite des hessischen Landgehens bildete von Anfang an der schnöde Mädchenhandel. Schon zur Zeit des Fliegenwedels warfen die hessischen Besenmädchen (der Fliegenwedel galt für einen Besen) in London einen häßlichen Flecken auf den deutschen Namen.

Seit zwanzig Jahren etwa suchten die Landgeher ihr Geschäft dadurch einträglicher zu machen, daß sie mehrere Mädchen in ihre Dienste nahmen und ihnen hundert und mehr Gulden jährlichen Lohn, freie Reise und Verköstigung, lange Kleider (im Gegensatz zu den kurzen Röcken der hessischen Landestracht) u. dgl. m. versprachen. Draußen mußten sie dann die Orgeln tragen, dazu singen u. s. w., das erworbene Geld aber an den Herrn abliefern. Ein Landgeher, welcher sich mehrere solcher Mädchen hielt, stand sich ganz vorzüglich, besonders wenn die Mädchen jung und schön waren. Diese Mädchen nun suchten mit ihrer Musik vorzugsweise öffentliche Vergnügungsorte, die Schenk- und Tanzlocale auf, und wo es, wie in Californien, an Tänzerinnen fehlte, da traten sie zur Aushülfe ein. Es war leicht zu bemerken, daß durch den Tanz noch bessere Geschäfte zu machen waren, als durch die Musik, und nun wurden diese Mädchen massenweise an die Besitzer der Tanzlocale vermiethet. Ein einziger solcher Mädchenhalter hat sich in etwa drei Jahren auf diese Weise, außer einem nicht unbeträchtlichen Landbesitz, 30,000 Gulden verdient. Solcher Gewinn reizt nun gewaltig und diese Seelenverkäufer wissen auf die listigste Weise alle Vorkehrungen, welche von der Regierung gegen solchen Mädchenhandel getroffen werden, zu um-

gehen. Das könnte freilich gar nicht geschehen, wenn sich nicht immer Mädchen genug fänden, die sich von ihnen miethen, resp. kaufen ließen. (Preis: tausend bis zwölfhundert Gulden für drei Jahre). Manche Mädchen sind so entbrannt auf diese entsetzliche Sklaverei, daß sie kaum die Confirmation abwarten können. Man bemerkt es wohl, diese Mädchen gehen immer freiwillig ins Land, sie werden fast nie gezwungen, es sind wenigstens nur ein paar Fälle bekannt, wo gewissenlose Eltern, die schwer verschuldet waren, ihre Töchter dazu getrieben haben. Es haben sich deshalb auch bis jetzt alle Maßregeln der geistlichen wie der weltlichen Behörden gegen diesen Mädchenhandel als unzureichend bewiesen.

Seit 1863 hat die Wanderung nach Australien ganz aufgehört, alle Landgeher wenden sich jetzt nach „Calfonium“, d. h. nach Californien, obwohl die Reise dahin 500 Gulden kostet. Auch die Aermsten bekommen das Geld dazu leicht gegen Handschein geliehen, es wird auch fast immer von dem ersten Verdienst ehrlich zurückgesendet. Diese Gewissenhaftigkeit sichert den Nachfolgenden den Credit. Nicht mehr die Musik, sondern der Tanz ist jetzt die Hauptbeschäftigung „draußen“, denn auch die Männer und Bursche sind jetzt Tänzer. Sie treiben das, so viel man weiß, auf folgende Weise.

Sie gehen mit ihren eigenen und den gemietheten Frauen und Mädchen in die Tanzlocale und tanzen auch mit ihnen, jedoch so, als ob sie sich ganz fremd wären, liebeln mit ihnen und beschenken, oder bezahlen, sie mit großer Ostentation aufs Reichlichste; Alles das aber nur, um Andere zu Tanz und Liebe und dann zu reichlicher Bezahlung anzulocken. Es ist nicht leicht, über diesen Punct Genaueres zu erfahren, da die Fortgehenden wie die Rückkehrenden Alles das wie eine Art von Geschäftsgeheimniß behandeln und ein gelobtes Schweigen treulich bewahren.

Eigenthümlich ist es, daß das Landgehen immer noch mit einer Art von Verschämtheit betrieben wird; die Drehorgeln vom Schwarzwald z. B. lassen sich die Landgeher niemals in ihre Heimat, sondern meist nach London nachsenden. Die Zurüstungen zur Abreise werden im tiefsten Geheimniß betrieben, namentlich wenn mehrere Mädchen dabei sind. Sie besteigen nie auf der nächsten Station (Butzbach) die Eisenbahn, sie wählen die verschiedensten Wege und scheuen jedes Aufsehen. Besonders die Frauen und Mädchen; diese wissen, daß sie sich auf ein dunkles Gebiet begeben, sie wissen, daß es nicht beim Tanzen bleibt, wie es früher nicht bei der Musik blieb. Freilich soll einst ein Bürgermeister, der um des eigenen Vortheils willen das Landgehen sehr begünstigte, gesagt haben, es sei noch kein Mädchen in Unehren aus Californien zurückgekehrt, das ist wahr, es sind aber erweislich überhaupt erst drei ledige Mädchen daher wiedergekommen. Die meisten Mädchen sollen sich wirklich „draußen“ verheirathen, aber was man, trotz des ängstlich bewahrten Geheimnisses, von einzelnen Personen, die das Gewissen plagt, hört, läßt auf eine furchtbare Sittenlosigkeit unter den Landgehern draußen schließen.

Es sieht fast wie Spott aus, daß trotzdem den hessischen Landgehern kirchlicher Sinn nachgerühmt wird; sie gedenken aber wirklich in Australien, wie in Californien, gern ihrer heimischen Kirchen, sie betheiligen sich auch draußen stets bei Kirchenbauten und übernehmen in San Francisco gern kirchliche Gemeindeämter. Es ist der in seiner Entartung selbst noch achtungswerthe germanische Zug zu der heimischen Gottesverehrung.

Die Zahl der hessischen Landgeher zu bestimmen, ist nicht möglich, das beständige hin und wieder macht eine Berechnung unmöglich; es ist eine population flottante mehr noch, als eine Wanderbevölkerung. Eine Zahl nur wollen wir geben: von den im Jahre 1850 geborenen 76 Kindern einer der obengenannten Gemeinden waren 1863 nur noch 30 im Ort anwesend, 25 waren gestorben, 21 aber in Californien.

Haben wir kein Rettungsmittel? Die hessischen Landgeher sind doch auch Deutschlands Kinder, wenn sie uns auch wenig Ehre machen!

Die dritte Gruppe, die der Ostgeher oder der Schnitter im Warthebruch hat mehr Aehnlichkeit mit den Hollandsgängern als mit den hessischen Landgehern, obgleich die Verschiedenheit auch den Erstern gegenüber in die Augen springend ist. Das Ost- oder Aufstgehen, „in den Schnitt" gehen, läßt sich ziemlich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts hinauf verfolgen, hat aber in den letzten zwanzig Jahren, theils in Folge der verbesserten Bodencultur, theils der Vermehrung der ländlichen Industrie, theils des partiellen Mangels an Arbeitskraft auf dem Lande sehr bedeutend zugenommen. Ostgeher oder Schnitter nennt man Landarbeiter, welche für einen Theil des Jahres herbeigezogen auf vielen größeren Landgütern die Frühlingsarbeiten, namentlich aber das Einsammeln des Heus, der Halm- und Hackfrüchte, die Sommer- und Herbsternte übernehmen. Die Ostgeher übernehmen also gegen Lohn diejenigen Arbeiten, welche ehedem den frohnpflichtigen Bauern und herrschaftlichen Dienstleuten zufielen. So erklärt sich die Entstehung des Ostgehens aus der Aufhebung der Frohnden, Dienste und Arbeiten in diesen Theilen Preußens.

Die Heimat der Ostgeher ist nämlich der Warthebruch, oberhalb Landsberg a. W. beginnend, bis hinunter beinahe nach Küstrin, auf beiden Seiten der Warthe, einige Fischerdörfer mit eingeschlossen. Aus dieser Gegend ziehen alljährlich Tausende von Menschen hinaus zur Landarbeit, die Meisten fünf bis sechs Meilen, Viele aber auch viel weiter, bis nach Galizien und Rußland. Im Kreise Landsberg betrug nach der Zählung vom 3. Dec. 1864 die Seelenzahl 77,035, von diesen zogen alljährlich in runder Summe 15,000 zur Arbeit aus. Etwa 1500 gingen als Stabschläger (Holzfäller) nach Galizien, etwa 2500 zogen als Stabschläger, Holzflößer und Kohlenschwäler vorzugsweise nach Rußland, die übrigen 11,000 aber „gingen in den Schnitt" und bildeten die Hauptmasse der Ostgeher.

Der Warthebruch enthält nicht wenige Dörfer, wo Wirthschaft neben Wirthschaft aus einem Häuschen mit fünf Morgen Land besteht und an vielen von diesen Colonistengrundstücken hängen noch ein paar

Büdnerstellen mit Häuschen von zwei Stuben und einem halben Morgen Ackerland. Schon die Stellen von fünf Morgen sind nicht mehr ausreichend, eine Familie zu tragen, die winzigen Büdnerstellen noch viel weniger, die Besitzer müssen also das Fehlende durch andere Arbeit ersetzen und darum gehen sie „in den Schnitt“; es besteht demnach die Masse der Ostgeher aus kleinen Besitzern und ihren Hausleuten.

Die Schnitter des Warthebruchs lassen sich in vier Classen theilen: 1) solche, welche schon Mitte März ausziehen und erst Ende November heimkehren. Diese bilden $^{11}/_{16}$ dieser ganzen Wanderbevölkerung; sie verrichten alle Landarbeiten, die auf den Gütern vorkommen, auf denen sie engagirt sind; 2) solche, die erst im April oder Mai fortgehen, erst in den Torfstich, dann in die Heuernte, im Herbst auch wieder in die Kartoffel- und Rübenernte, diese bilden $^{3}/_{16}$; 3) die schwächeren Leute, zum Theil Schulkinder, die nur vom September bis November abwesend sind, $^{1}/_{16}$; 4) endlich die eigentlichen Schnitter, die nur in die ordentliche Getreideernte, den Aust (Ost) gehen, im Juli und August. Das sind die stärksten und rüstigsten Arbeiter, wieder $^{1}/_{16}$.

Der Auszug der Schnitter geschieht an einem Sonntag und auch die Rückkehr erfolgt an einem solchen, was dann der Sonntagsfeier an den Sammelorten argen Eintrag thut. Der Gutsherr, welcher Ostgeher in Lohn nimmt, engagirt zunächst einen Vorschnitter, welcher die verlangte Zahl von Arbeitern anwirbt, die sich durch ein Angeld ($^{1}/_{2}$ oder 1 Thlr.) demselben zur Arbeit auf die schriftlichen Bedingungen verpflichten müssen. Bei der Ankunft auf dem Gute werden diese Bedingungen (der Contract) unterschrieben, dann vertheilt der Vorschnitter die Arbeiter so, daß er jedem Mann ein Frauenzimmer zugesellt, so weit sich dieselben nicht etwa schon vorher paarweise geordnet haben. Jeder Mann mit seinem Frauenzimmer heißt ein Pasch, diese müssen die ganze Arbeitszeit hindurch zusammen arbeiten, jede Arbeiterin hat für ihren Schnittermann zu sorgen, wie wenn sie seine Frau wäre; sie muß ihm seine Kleider flicken, seine Wäsche waschen, sein Essen kochen u. s. w., denn um die Beköstigung der Ostgeher kümmert sich die Gutsherrschaft niemals. Sämmtliche Schnitter bewohnen gemeinsam ein Schnitterhaus. In diesem hat meist nur der Vorschnitter mit seiner Familie, falls er eine solche bei sich hat, eine besondere Räumlichkeit für sich; nur zuweilen sind getrennte Räume für die verheiratheten Paare und die ledigen Männer und Frauenzimmer; hier und da findet sich auch eine Krankenstube. In den meisten Fällen aber ist der Schlafraum für beide Geschlechter gemeinsam, so daß die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, die Füße gegen einander liegen. Die Familien und die Geschwister liegen neben einander, aber auch Die, welche sich gegen den Vorschnitter als Brautleute angeben, ein Brautstand, der selten länger als die Arbeit dauert.

Es liegt auf der Hand, daß diese Verhältnisse eine solche Fülle von traurigen Folgen nach sich ziehen, daß das Ostgehen dadurch zu einem socialen Uebelstand sich immer mehr herausbildet. Aber zur schreien-

den Lockerung der sittlichen Bande der Ehe und der Häuslichkeit kommt noch ein anderes schwer wiegendes Moment. Die Schnitter stehen in der besten jugendlichen Lebenskraft, die Arbeiten werden in den meisten Fällen in Accord gegeben, die Löhne sind sehr hoch, in der Ernte erhält z. B. ein Schnittermädchen einen Thaler für den Tag, da wird dann in der Erntezeit unausgesetzt den ganzen Tag, oft bis 11 Uhr Abends gearbeitet und am andern Morgen fängt man um 1 Uhr oder 2 schon wieder an, um Mittag gönnt man sich höchstens zwei Stunden Ruhe. Auch Sonntags wird nicht gerastet, weil für die Sonntagsarbeit erhöhte Lohnsätze winken, nicht einmal die paar Stunden gebotener Sonntagsruhe während des Vormittagsgottesdienstes können eingehalten werden, denn das ist die einzige Zeit, in welcher die Frauen waschen und flicken. So lebt man im Schnitt, nach der Rückkehr soll's dann nachgeholt werden und wird auch, aber meist nur im Wirthshause. So leiden durch das Ostgehen Kirchenbesuch, Schulbesuch, die Familienbande und die Gesundheit.

Der hohe Verdienst, den die Ostgeher haben, gereicht ihnen selten zum Segen; fast Alle glauben, sich nach der allerdings unvernünftig schweren Arbeit etwas zu Gute thun zu dürfen, sie vergessen, daß im Winter kein Verdienst ist und nur in seltenen Fällen wird wirklich etwas erspart. So fallen denn alle üblen Folgen dieser Verhältnisse, die Nachwehen der selbstmörderischen Anstrengung bei der Arbeit, Krankheiten aller Art auf diese unglückliche Bevölkerung zurück; ihre Gemeinden sind empört über den steigenden Armenetat und es ist begreiflich genug, daß sie mit Bitterkeit auf die im Schnitt für fremde Herrschaften abgearbeiteten und ausgenutzten Creaturen blicken, die sie nun ernähren müssen.

Wie aber soll man dem Uebel beikommen, wie ihm abhelfen?

Das Ostgehen an sich ist kein Uebel, sondern eine Hülfe, nach welcher die Bevölkerung eines Bodens, der sie nicht mehr zu nähren vermag, ganz naturgemäß greift. Es kommt lediglich darauf an, die Verhältnisse zu bessern, aus denen die angedeuteten Uebelstände hervorgehen, und so die Quelle des socialen Elends auf diesem Gebiet zu verstopfen, so weit das überhaupt möglich ist. Das aber ist zunächst die Sache, die Pflicht Derer, welche bisher allein die Vortheile des Ostgehens genossen haben, der Gutsherrschaften, der Domainenpächter und Wirthschaftsbeamten, Betriebsdirectoren u. s. w.

Der Gutsherr oder Pächter hat bisher in den Ostgehern junge, rüstige Kräfte gefunden, die im Schnitt selten krank werden; er zahlt denselben zwar hohe, zum Theil enorm hohe Löhne, sorgt aber sonst in keiner Weise für sie und hat nicht die geringste Last von ihnen; außer dem einen Schnitterhaus baut er keine Wohnungen für Familien, er braucht weder krank noch untüchtig gewordene Arbeiter zu verpflegen, ihm liegen weder Witwen noch Waisen zur Last, er hat keine Einbuße durch Schwangerschaften und Krankheiten, Unglücks- und Todesfälle, kurz, der Nutzen, der große materielle Vortheil, den er aus dem Schnitt

zieht, ist unbestreitbar. Dafür, meinen wir, sei es seine Pflicht, die Beseitigung der Nothstände in die Hand zu nehmen, so weit das in seiner Macht liegt. Er könnte z. B. die Arbeitszeit auf bestimmte Stunden für den Tag beschränken, so daß nicht die Gesundheit der Ostgeher allzu hart angegriffen werde; er könnte sehr gut für gewöhnlich die Sonntagsarbeit einstellen, er könnte in den Schnitterhäusern gesonderte Räume für die Ledigen beiderlei Geschlechts, für die Ehepaare, herstellen, und würde durch solche Einrichtungen allein schon großen Segen stiften. Was aber der Mensch zur Abhülfe thun kann bei socialen Schäden, das ist er auch zu thun wenigstens moralisch verpflichtet. Uebrigens wollen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß man auf mehreren großen Gütern der Mark Brandenburg, wo man mit Schnittern arbeitet, bereits in der angedeuteten Weise vorgegangen ist; man läßt dort den Ostgehern mehr Ruhe, sondert die Geschlechter, hat Schulstunden für die Kinder, Krankenstuben für die Kranken u. s. w. eingerichtet und nicht nur keinen Schaden, sondern entschiedene Vortheile auch für sich selbst durch diese Einrichtungen erzielt. Hoffentlich finden solche Beispiele bald allgemeine Nachahmung.

In den Ostgehern sind wohl anscheinend die urgermanischen Züge des Wandertriebs und der Anhänglichkeit an die Heimat mehr verwischt als bei den Hollandsgängern, ja, mehr als bei den hessischen Landgehern, aber doch nur anscheinend, denn was bei jenen beiden Wanderbevölkerungen von diesen Zügen noch vorhanden, das tritt in ganz spontaner Weise auf, während es bei den Ostgehern gebunden ist. Diese kleinen Besitzer müssen in den Schnitt gehen, wenn sie nicht verhungern wollen, sie müssen aber auch auf ihre Scholle zurückkehren, denn das Gesetz duldet sie nicht zwei Jahre hinter einander in einer andern Gemeinde. Der Unterschied liegt also nur in der Form.

Wir behalten uns vor, später noch einige Mittheilungen über verschiedene Wanderbevölkerungen zu machen, die freilich an Kopfzahl geringer sind, als die drei Gruppen, von denen hier die Rede war, die aber jene germanischen Züge in noch stärkeren Schattirungen zeigen.

Rom, der päpstliche Hof und die Gesellschaft.

Ich will es umgekehrt machen, wie die Sänger der Vorzeit, welche zu Anfang ihrer Gedichte und gleich in den ersten Zeilen Dasjenige kurz bezeichneten, wovon sie im Verfolg ihres Werkes zu handeln gedächten. Ich will im Gegentheil zuerst diejenigen Dinge und Gegenstände nennen, wovon ich ganz gewiß nicht reden werde. Der Leser darf also, um damit zu beginnen, fest überzeugt sein, daß ich Rom kein einziges Mal „die ewige Stadt" nennen werde. Er darf sich ferner versichert halten, daß ich nicht abermals zu Papiere bringen werde, was ich empfunden habe vor den Statuen und Gemälden, den Trümmern der Antike, den Resten der mittelalterlichen Welt, welche Winckelmann und Goethe geschildert; ich verspreche ihm, daß nirgends in diesen Zeilen eine classische Falle für ihn lauern soll, die ich dem Niebuhr, Mommsen oder Gregorovius entnommen, noch daß ich ihn an irgend einer Stelle derselben einladen werde, das Capitol, das Forum Romanum oder das Coliseum mit mir zu besuchen. Woher auch nähme ich den Muth, nachdem, um nur vom „Salon" zu reden, Gottfried Kinkel in einer seiner glücklichsten Stunden uns alle diese Herrlichkeiten geschildert*), noch einmal über denselben Grund zu wandern?

Es ist an einem Februar-Nachmittage um die fünfte Stunde, wo ich, am offenen Fenster sitzend, dieses schreibe. Die Düfte der Mandelblüthe, der Jonquille, des Heliotrop ziehen auf den Schwingen der lindesten Luft zu mir herein. Rosen, Hyazinthen, Stiefmütterchen blühen längst schon in Feld und Garten, aus dem Rasen sprießen Maßlieb und Anemonen; — Schneeglöckchen hat schon ausgeläutet. — Und welch' ein Himmel ist's, der eben rosig verklärend das reiche Bild umfängt, an welchem sich mein Auge ergötzen darf, sobald ich's nur vom Papier erhebe: über die Myrthen und Lorbeerhecken der Colonnagärten schweift es hin und empor zu den leuchtenden Marmorfragmenten des Sonnentempels, dem Obelisk und der Gruppe der Pferdebändiger auf dem Monte Cavallo. — Ein Knabe mit einem Korb Frühlingsblumen geht vorüber; er hält mir eine gute Hand voll Narcissen in die Höhe: „Signore, due paoli!" Ich antworte gar nicht. „Un paolo!" ruft er. „Cinque bajocchi!" erwiedere ich und zufrieden reicht mir das Kind die Blumen.

Wir Fremden sollen eben Alle Millionäre sein, und man läßt sich Forderungen in so anmuthiger Form, wie jene, wohl gern gefallen. Unerträglich aber sind die Bettler; bekanntlich gehören sie zu den lästigsten Beigaben des römischen Lebens, obgleich keiner Stadt der Welt so

---

*) S. „Das antike Rom", von Gottfried Kinkel. Heft I. S. 25.

riesengroße Spitäler, Armenhäuser und Versorgungsanstalten zu Gebote stehen, als Rom sie besitzt. Vor einigen Jahren hatte die Regierung einen ebenso anerkennenswerthen als erfolgreichen Anlauf zum Bessern genommen, hatte die Arbeitsfähigen beschäftigt, die Kranken in die betreffenden Anstalten gebracht; jetzt aber steht dieses Unwesen wieder in voller Blüthe. Einheimische und Fremde werden davon in gleicher Weise belästigt. Blinde, zerlumpte, verkrüppelte Figuren, mit verdorrten Gliedmaßen und blödsinnigem, unartikulirten Gebrüll entfalten eine besondere Geschicklichkeit darin, dem Lustwandelnden in den Weg zu laufen. Und hat er kaum den Eindruck, den diese widerliche Schaustellung wahren und geheuchelten menschlichen Elends hervorbringen muß, abgeschüttelt, dann fällt sein Auge unumgänglicher Weise auf die so eifrig betriebenen Befestigungsarbeiten Roms, und es bedarf keines besonders prophetischen Blickes, um im Geiste nochmals Elend und Schrecken, zerstückelte Leiber und vergossenes Blut vorauszusehen. Diese Fortificationen werden von französischen Genieofficieren geleitet und mit größter Thätigkeit gefördert. Es scheint, als wolle man aus Rom ein zweites Sebastopol machen. Viele Hunderte von Spaten und Hacken verschanzen den Aventin; nicht weit von dem Priorate von Malta führt man doppelte Redouten auf, die sich lang hinstrecken. Der gegen Westen gelegene Abhang wird hier zu einem mächtigen Bollwerke umgeschaffen. Mehrere Fruchtgärten in der Nähe wurden bei dieser Gelegenheit umgewühlt; die armen Besitzer klagten tiefbekümmert, daß man ihnen diese Quellen ihres Lebensunterhaltes genommen habe. Die Thore der Stadt sind theils zugemauert, theils mit Barrikaden versehen. Bei der Porta del Popolo ist man indessen genöthigt gewesen, die Barrikade etwas auf die Seite zu rücken, um die undurchführbare Hemmung des Verkehrs aufzuheben. Vor diesem Thore nämlich liegt gleich rechts die herrliche Villa Borghese, das Hauptziel aller eleganten Römer und Fremden, die ins Freie hinaus eilen. Wenn diese nun gegen Abend in zahlreichen Equipagen aus- und einfahren, wenn dann zu gleicher Zeit ein Haufe breitstirniger Rinder aus der Campagna und vielleicht noch eine wimmelnde Herde der kleinen schwarzen römischen Schweine eingetrieben wird, so läßt sich denken, welch' ein Gedränge in einer Oeffnung entstehen mußte, die nur einen Wagen auf einmal durchließ. Die ganzen Ringmauern von Rom werden mit Zinnen versehen; man reparirt sogar den bedeckten Gang, welcher den Vatican mit der Engelsburg verbindet. Aber trotz dieser verschiedensten Vorsichtsmaßregeln würde es bei dem großen Umfange der aurelianischen Stadt, um sie mit Erfolg gegen einen äußern Feind und dessen geregelte Belagerung zu vertheidigen, doch einer ganz anderen, zahlreicheren Armee bedürfen, als die römischen Truppen, welche gerade hinreichen werden, um inneren Revolutionen Stand zu halten. Wiewol die französischen Regimenter Rom inzwischen verlassen haben, ist es darum doch nicht sehr viel stiller geworden, da das Contingent der päpstlichen Armee allmählich die Höhe von 20,000 Mann erreicht hat. Aus aller Welt strömen Fremdlinge unter die Fahnen St. Peters. Das Corps

der Zuaven bietet ein wahres Register der ältesten Stammbäume legitimistischen Adels dar. Auch der junge Prinz Iturbide, der Enkel des Vorgängers und Schicksalsgenossen Maximilians, dient in der genannten Truppe. Der Oberstcommandirende dieser päpstlichen Armee, General Kanzler, ist ein thätiger und höchst uneigennütziger Officier; dennoch wird er von seinen Gegnern, deren er als Fremder und wegen seiner schnellen Carrière viele hat, stark angefeindet. Unter der inländischen Mannschaft, vollends unter den Officieren, zeigt sich große Unzufriedenheit und Mißbehagen wegen der vermeintlichen Bevorzugung der Ausländer. Wahr ist's, daß im Generalstab das heimische Element besonders schwach vertreten ist; aber wer kann sagen, ob hier die Zurücksetzung nicht durch mangelnde Befähigung, das heißt, Kenntnisse, geboten wird? General Kanzler hat vor Kurzem dem Papst den officiellen Rapport über die Garibaldische Intervention eingereicht. Dieses Actenstück hat als geschichtliches Document seinen Werth und man darf ihm nachrühmen, daß es in vollkommen ruhiger Weise abgefaßt ist. Dem General ist kürzlich eine lebenslängliche Rente von 2000 Francs vom Papste ausgesetzt worden.

Natürlich absorbirt die ungeheure Vermehrung der Armee die päpstlichen Finanzen. Die Compagnie „Le Monde" hat denn auch, nach dem System der Lebensversicherung, die Gründung eines St. Peterscapitals beschlossen, für welches, wie man sagt, schon sehr reichliche Beiträge eingegangen sind. Die Listen der Zeichner wurden dem Papste vorgelegt.

Es bedarf aber vieler Peterspfennige, um noch die Kosten für solch eine Armee neben diesem glänzenden Hofhalte zu bestreiten, einem Hofhalt, bekanntlich so reich und vollzählig organisirt, als es der des größten weltlichen Fürsten nur sein kann. Botschafter, Gesandte, Minister (der Kriegsminister nicht ausgenommen!), Kammerherren verschiedenen Ranges, mit und ohne cappa und spada, Ceremonienmeister, Obermundschenk, Oberstallmeister — es fehlt nichts — bis zu den Garden und goldstrotzenden Staatscarossen. Um diesen Kern des päpstlichen Hofes und Haushalts gruppirt sich dann die hohe, römische Gesellschaft. Zuerst die Cardinäle, welche als Fürsten der Kirche überall den Vorrang vor den weltlichen haben. Unter den römischen Großen giebt es allein vierzig fürstliche und herzogliche Familien; die Marchese, die Grafen und Cavalieri sind, scheint es, gar nicht zu zählen.

Den Papst habe ich zu wiederholten Malen gesehen und zwar nicht blos bei den großen Kirchenfeierlichkeiten. Er erfreut sich jetzt wieder des besten Wohlseins und zeigt sich viel in der Oeffentlichkeit; täglich fährt er aus und auch zu Fuß wird er häufig, Segen und Almosen spendend, auf der Straße angetroffen. Von Pius IX. kann man sich nach seinem vielfach verbreiteten Portrait eine ziemlich richtige Vorstellung machen. Er ist stets weiß gekleidet. Seine Augen sind lebhaft, sein Mund freundlich, sein ganzes Gesicht jedoch mehr wohlwollend, als geradezu bedeutend. Seine Stimme ist volltönend und von seltenem

Wohllaut; die Gestalt etwas über mittlerer Größe. Er ist von des Alters Gebrechlichkeit schon vielfach heimgesucht, doch hat er noch einen sichern Gang und beim Niederknieen und Aufstehen zeigt er sich keineswegs unbehülflich. Aus der gräflichen Familie der Mastai Feretti stammend, deren Glieder oft ein sehr hohes Alter erreichen sollen, ist es nicht unmöglich, daß dieser Papst vielleicht der erste sein wird, der ein Viertel-Jahrhundert als Oberhaupt der katholischen Christenheit regierte, um dann, nach dem Volksglauben, den echten Stuhl Petri in dessen hehrem, weltberühmten Dome einnehmen zu dürfen.

Am meisten hervortretend aus der Umgebung des heiligen Vaters ist ohne Frage die Gestalt des Cardinal Staatssecretair Antonelli. Im Jahre 1806, in der Gegend von Terracina geboren, ist er vierzehn Jahre jünger als der Papst. Eine schmale zurücktretende Stirn, scharfe Züge und ein großer Mund machen sein dunkelgefärbtes Gesicht zu keinem sehr angenehmen. In gut unterrichteten Kreisen glaubt man übrigens jetzt wieder an den Rücktritt des Cardinals. Sein Gesundheitszustand soll derart sein, daß er in der letzten Zeit nur schwer im Stande war, seinen Amtspflichten zu genügen. Vielleicht dürfte ihn auch der Wunsch beschlichen haben, das kolossale Vermögen, welches er gemeinschaftlich mit seinem Bruder erworben haben soll, man sagt 60,000,000 Francs, in Ruhe zu genießen. Sonderbar genug muß es dem mit den katholischen Institutionen nicht Vertrauten erscheinen, daß Cardinal Antonelli erst vor zwei Jahren durch eine ihm ertheilte höhere geistliche Würde dem Laienstande entrückt ward und nur ein Cardinal aus der Ordnung der Diaconen ist. Allein wenn man einer Angabe in der „Geschichte der Päpste“ glauben darf, empfing auch Benedict XIV. die Priesterweihe erst als Papst. — Von den übrigen Cardinälen macht Monsignore di Pietro wohl den bedeutendsten Eindruck: eine ernste, gedankenvolle Miene und dieser entsprechende Haltung. Als der geborene Kirchenfürst erscheint Cardinal de Bonnechose, dessen gewandtes Rednertalent auch in Paris Bewunderung erregte. Cardinal di Silvestri lernte ich im gesellschaftlichen Verkehr kennen: ein artiger, verbindlicher Herr. Der vielgenannte Monsignore di Merode, der aber den Purpur noch nicht besitzt, pflegt mit seinen langen Gliedmaßen beim Reden heftig zu gestikuliren, wogegen der kleine Cardinal di Lucia von klugem, einnehmenden Wesen ist. Augenblicklich sind zweiundzwanzig Cardinalshüte vacant und man sagt, die nächsten Ernennungen würden die Welt mit einem noch nie dagewesenen norddeutschen und einem Cardinal Bonaparte überraschen. In den Straßen Roms dürfen sich die Cardinäle nicht zu Fuß blicken lassen; man sieht ihre rothen Pupurmäntel nur außerhalb der Thore, in der Villa Borghese und an ähnlichen Orten, gefolgt von zwei bis drei Lakaien; in einiger Entfernung ihren Wagen mit den wohlgenährten, schwarzen Cardinalspferden.

Von den vier deutschen Cardinälen: Schwarzenberg, Rauscher, Reisach und Hohenlohe leben die beiden Letzteren in Rom. Graf Reisach ist Präfect des Schulwesens und Erzkanzler der römischen Universität.

Hohenlohe, mit seinem, in Rom wohl sicherlich nicht oft gehörten Tauf namen Gustav Adolph, ist, da er 1823 geboren, für seine hohe Würde noch ungewöhnlich jung. Die drei Schwestern des Fürsten sind eifrige Lutheranerinnen. Er und Staatssecretair Antonelli sind die beiden einzigen Cardinäle, welche im Vatican wohnen. Daß diese päpstliche Residenz der Hafen geworden, in dem das bewegte Leben Franz Lißt's ein Ziel der Ruhe gefunden zu haben scheint, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Abbé Lißt wohnt im Palaste selbst und der heilige Vater, heißt es, sei der Einzige, dem es noch vergönnt ist, sich des genialen Spieles seines Gastes unbeschränkt zu erfreuen. Des Künstlers geistvoller Kopf mit den grauen Locken, dazu die hohe, von einem schwarzen Mantel umwallte Gestalt machen ihn zu einer ebenso interessanten als wohlbekannten Erscheinung in Rom.

Den Vatican auch nur flüchtig beschreiben zu wollen, kann mir nicht einfallen. Wohl darf man ihn den sehenswürdigsten Palast der Welt nennen; eigentlich ist es mehr eine Anhäufung von Palästen, Hallen, Höfen und Häusern, die aber, eben deshalb, als Ganzes weder einen sehr günstigen, noch besonders großartigen Eindruck macht. Auf dem rechten Tiberufer, in der nordwestlichen Ecke des heutigen Rom gelegen, stößt er an die nördliche Seite der Peterskirche, während ihn mit der etwas weiter östlich gelegenen Engelsburg, der Veste des Papstes, ein unterirdischer Gang verbindet. Man nennt dieses Viertel, vermuthlich nach der von Leo IV. hier gezogenen Stadtmauer, die leoninische Stadt. Erst seit ihrer Rückkehr von Avignon, im Jahre 1377, wurde der Vatican die Residenz der Päpste; früher bewohnten sie den Lateran. Der Vatican, welcher seit vierhundert Jahren ohne jeden einheitlichen Plan mehr und mehr vergrößert wurde, ist jetzt mit seinen 20 großen und 200 kleinen Eingangstreppen, seinen 20 Höfen, 4422 Zimmern, ein Labyrinth, von dem man sich allenfalls nur mit Hülfe eines deutlichen Grundrisses eine Vorstellung machen kann. Eine Vorstellung seines Umfanges, seiner Größe, kann ich auch hier nur meinen, nicht etwa der wundervollen Schätze, welche er in seinem Innern birgt. Es ist hier nur nöthig, Namen zu nennen, um die Gedanken eines Jeden auf das Größte, das Erhabenste zu lenken, was die Kunst geschaffen — Michel Angelo und die sixtinische Kapelle; die Bibliothek und die Säle mit den antiken Bildwerken; die Gobelins, das etruskische Museum, die Stanzen Raphaels, die Pinacothek. Aus den Stanzen des Raphael trat ich in die Loggien; seine hehren Gestalten, seine Engel, Helden und Dichter umschwebten mich noch, als ich nun auf das vor mir ausgebreitete Rom hinabschaute; sie waren, schien mir, der Stadt nur entstiegen und hierher geflüchtet, und diese, wie sie eben unter einem phantastisch gefärbten Himmel und im vollen Glanze der Mittagssonne ihre ganze Herrlichkeit entfaltete, war es werth, die Heimat so göttlicher Schöpfungen zu sein.

Ueber einen solchen Anblick zu sprechen ist schwer; über ihn zu schweigen schwerer. Doch erinnere ich mich des Versprechens, welches ich im Eingang dieser Zeilen gegeben und führe meine Leser aus diesen

Sälen und Hallen, den Heiligthümern der Kunst, welche Tausende vor mir schon betreten und beschrieben haben, in den weniger bekannten Theil des Vatican, welcher die Wohngemächer des heil. Vaters enthält. Das Cabinet des Papstes, im zweiten, eigentlich dritten Stock hinter den Stanzen des Raphael gelegen, ist ein langes Zimmer, das trotz seiner Einfachheit durch eine schöne, in reichem Material ausgesprochene Farbenharmonie einen vortrefflichen Eindruck macht. Die Fenster an den beiden sich gegenüber liegenden Schmalseiten sind mit Vorhängen von weißer Seide drapirt; den Fußboden deckt ein bunter Teppich; die Wände sind ohne Bilderschmuck, aber auf ihren weißen, marmornen Flächen hebt sich ein rother, gefalteter Seidenstoff wohlthuend ab. Ein Schreibtisch mit rothseidner Decke, auf welchem ein Crucifix, eine Madonna, ein Schreibzeug mit Kielfedern; vor diesem Tische der ebenfalls rothe Lehnsessels des heiligen Vaters, mit dem päpstlichen Wappen auf der Rücklehne: dies und dann noch ein paar rothgepolsterte Tabourets machen die ganze Möblirung des Zimmers aus. Ich gebe die genaue Beschreibung desselben, mit Rücksicht namentlich auf die Damen; denn mit Ausnahme der gekrönten weiblichen Häupter und der königlichen Prinzessinnen erhält bekanntlich kein weibliches Wesen Zutritt in dies Allerheiligste des Papstes; wogegen er den Herren, selbst Fremden ohne eine besonders hervorragende Stellung und Bedeutung hier stets Audienz zu ertheilen pflegt. Damen von geringerm Range, als dem erwähnten, werden nur en bloc zugelassen. Eben jetzt erzählt man sich viel von dem Verlauf einer öffentlichen Audienz, welche Sr. Heiligkeit kürzlich einer Anzahl von nahezu 200 Damen gewährte. Eine der schönen Besucherinnen drückte in einer Ansprache unter Anderem auch ihre und der Versammelten Zustimmung zu dem kürzlich in Betreff der Damentoilette erlassenen Breve aus. Darauf soll der Papst nochmals seinen scharfen Tadel über die extravagante weibliche Tracht der Jetztzeit ausgesprochen und höchst speciell die phantastischen Haartrachten von heute, die von den heidnischen Chinesen erborgten Gewänder und die zum wahren Aergerniß gereichenden Kleiderschnitte erwähnt haben. Behufs einer Audienz haben sich die Damen in schwarzer Kleidung und mit dem schwarzen Schleier auf dem Kopfe in einer der oberen Hallen des Vatican, der ehemaligen Bildergalerie, zu versammeln, und zwar nur Sonntags, nachdem der hohe Herr das Diner eingenommen. Den Frauen ist es gestattet, ihre Kinder mitzubringen, um diesen den Segen des heiligen Vaters zu Theil werden zu lassen, welcher selbstverständlich knieend entgegengenommen wird. Auch für Rosenkränze und Crucifixe darf der Segen erbeten werden. Von einem geheimen Kammerherrn begleitet, tritt der Papst aus seinen Privatgemächern zu den in Ehrfurcht seiner Harrenden, spricht mit Allen und segnet Diejenigen, welche ihn darum bitten. Uebrigens schreibt die Etiquette vor — und der natürliche Tact gebietet es wohl Jedem von selbst — daß Protestanten, welche beim heiligen Vater eingeführt und vorgestellt werden, demselben die gleichen Ehrfurchtsbezeichungen zu erweisen haben, wie die Katholiken. Der

Papst versteht die deutsche Sprache nicht; er wird Saint Pére oder Votre Sainteté angeredet. — Wer als Fremder eine Audienz erlangen will, hat ein ziemlich umständliches Ceremoniell zu beobachten: durch den Gesandten seines Heimatlandes wird das Gesuch dem Ceremonienmeister des Papstes, Monsignore Pacca, überreicht. Einige Tage vorher wird der Petent dann von Tag und Stunde der stattzuhabenden Audienz benachrichtigt, und es ist üblich, wie auch natürlich, daß der Ueberbringer dieser Botschaft ein anständiges Douceur erhält. Die Herren erscheinen im Leibrock oder in Uniform und werden einzeln, meist um die Mittagsstunde, von dem maestro di camera in das Cabinet des Papstes geführt.

Interessanter war es mir, den heiligen Vater am Weihnachtstage beim Hochamte zu sehen, umgeben von dem märchenhaften Glanz einer Staffage, deren verwirrende Großartigkeit meine Phantasie überraschte und gefangen nahm, obwohl ich durch die Schilderungen, welche wir davon besitzen, mich wahrlich für vorbereitet gehalten hatte. Dennoch vermöchte ich dem Allbekannten, oft Beschriebenen, kaum etwas Neues hinzufügen: die große Scene im Dome von St. Peter, des heiligen Vaters Einzug in die Kirche, die heilige Handlung am Hochaltar, es ist dies Alles so genau das Hergebrachte, immer Gleiche, daß ein geringfügiges Detail, welches ich beobachtete, seit langer Zeit möglicherweise die einzige Abweichung von früheren Gelegenheiten war. Das mehrfache An- und Auskleiden des Papstes ging diesmal nämlich sehr langsam von Statten, da die beiden Cardinäle, welchen die Handreichung dabei obliegt, gestorben waren, und die neu eingetretenen mit den Details dieser Ceremonie noch wenig vertraut schienen. Vielleicht ist es allein diesem kleinen Umstande zuzuschreiben, daß der Papst, welcher beim Einzug in die Kirche auffallend blaß war, dieselbe fieberhaft geröthet verließ. An solchen Tagen ist der Zudrang der Fremden zu den Tribünen nicht weniger stark, als das oft wenig schickliche Gedränge des Volkes an den Kirchthüren. Fast zwei Stunden vor dem Beginn der Feier hatte ich mich im vorgeschriebenen Costüm: weißer Weste und Halsbinde, schwarzem Leibrock, nach der Kirche begeben, fand aber den, vor der Damentribüne gelegenen Raum, welcher den Herren zugewiesen ist, schon fast ganz gefüllt. Wenn übrigens die Art, wie diese Herren sprachen, lachten, lorgnettirten und einherpromenirten, eine Stimmung verrieth, die mehr ihrem Ballanzuge entsprach, als der heiligen Handlung, welcher sie beizuwohnen dachten, so darf ich doch gerechterweise nicht verhehlen, daß sie in dieser Beziehung von den Damen noch übertroffen wurden. Diese lachten und sprachen nicht nur ebenso laut, ja noch lauter, sondern sie aßen auch, tauschten Näschereien mit einander, und die rastlose Bewegung der Fächer, die auf den Bänken stehenden, lebhaft plappernden Kinder machten vollends diese Damentribüne zu dem unruhigsten, haltlosesten Durcheinander, das man in dem weiten Raume finden konnte.

Ich dachte bei mir, wie wohlbegründet jene vorerwähnte Ermah-

nung zu würdigem Betragen während der Andacht gewesen war, welche der Papst und das heilige Collegium den Frauen in, wie mir geschienen, etwas allzu eifernder Form ertheilt hatten. Neben anderen Verordnungen sollen die Frauen auch nicht unbedeckten Hauptes die Kirche betreten. Nun mögen die riesigen Chignons, die Schmachtlocken und coquetten Hüte der Weltdamen sicherlich am Altar unstatthaft sein; aber es scheint mir auf der andern Seite auch weder schön noch geziemend, wenn Frauen und Mädchen aus dem Volke ein Taschentuch von zweifelhafter Reinheit, wie sie es eben bei sich tragen, um den Kopf binden, um so ihr Gebet in der Kirche verrichten zu dürfen. Von frühester Jugend an ist es keinem weiblichen Wesen gestattet, das Gotteshaus unbedeckten Hauptes zu betreten. Die kleinen Mädchen von vier bis sechs Jahren, welche ich am 26. December predigen hörte, standen in bebänderten und beblumten Kastor- und Seidenhüten auf ihrer Kanzel oder Rednerbühne. Nach einer alten Sitte nämlich halten am zweiten Weihnachtstage Kinder aus dem Volk, Knaben wie Mädchen, in der auf den Ruinen des alten Jupitertempels erbauten Ara coeli förmliche Predigten ab. Eine große Krippe, welche das wunderthätige, mit Diamanten bedeckte Christuskind enthält (Santo Bambino), bleibt dort zwölf Tage lang ausgestellt. Dieser Krippe gegenüber, am Eingang der Kirche, ist eine Art Bühne, eigentlich nur ein rothbekleideter Tisch, mit hinaufführender Treppe errichtet, den die Kinder besteigen. Ich hörte nur Mädchen reden, die überhaupt hierbei in der Mehrzahl sind. Sie hatten vortrefflich auswendig gelernt, und ihre Gesten, obgleich einstudirt, waren lebhaft und natürlich. Zuweilen sprachen zwei, auch wohl drei miteinander. Die Eine machte allerlei Einwürfe, die Andere entgegnete belehrend; bald knieten sie nieder und sprachen ein Gebet, bald wiesen sie mit ausgestreckten Armen auf die gegenüberstehende Gruppe der heiligen Familie, ja, ein resolutes kleines Ding suchte, als es erzählte, die Jungfrau habe den Satan unter die Füße getreten, dies zugleich möglichst zu veranschaulichen, indem sie höchst energisch mit den eigenen Füßchen auf den Tisch stampfte. Die größtentheils aus Fremden und Landsleuten bestehende Zuhörerschaft ist hierbei ganz Auge und Ohr, und ich bekenne, daß auch ich mit heitrer Aufmerksamkeit — die aber darum noch keine profane war — dem Treiben dieser kleinen Volkspredigerinnen folgte.

Die Zahl der Fremden ist in diesem Winter viel geringer als sonst, wenngleich die letzten Tage nun doch noch einen starken Zufluß gebracht haben, der zum Theil aus französischen Legitimistenfamilien, dann aber aus Amerikanern besteht, welche für sich allein hier wohl die Majorität der Ausländer bilden. Dieser unerwartete Zuwachs an Gästen ist natürlich der seit dem Abzug der Franzosen eingetretenen politischen Windstille zuzuschreiben; ob diese aber auch im Stande sein wird, die Spaltungen zu verdecken, welche die Politik in die Kreise der hohen römischen Gesellschaft gerissen, ist äußerst fraglich. Mich dünkt, das hiesige Gesellschaftsleben konnte sich so wenig zu einem vielseitigen und interessanten gestalten, als der Carneval, für welchen überdies die Mas-

ten untersagt sind, ein besonders lebhafter sein kann und wird. Einige Familien der höchsten Aristokratie haben für diesen Winter ihren Palazzo in der Stadt gar nicht bezogen; andere machen zum mindesten kein Haus. Die Söhne dieser großen Geschlechter neigen sich fast insgesammt den Fortschrittsideen des neuen Italien zu. Von den zahlreichen Verhaftungen, welche vorgenommen wurden, um die innere Gährung niederzuhalten, wurden manche hochgeachtete Familien schwer betroffen; denn das fernere Schicksal dieser jungen Leute ist vorläufig gar nicht abzusehen. Die eleganten Familien empfangen an einem bestimmten Abend der Woche; auch die Gesandten der auswärtigen Mächte haben solchen jour fixe. Hier mischt sich die beste Gesellschaft Roms mit den Fremden, die sich Einführungen und Empfehlungen zu verschaffen wußten. Man kommt etwa um zehn Uhr zusammen und trennt sich gegen Mitternacht. Thee, Gefrorenes und andere leichte Erfrischungen werden ohne Unterlaß herumgereicht. Der mehr oder weniger geistreiche Charakter des Gesprächs hängt natürlich hier, wie überall, von den Elementen ab, aus welchen der Kreis eben vorherrschend zusammengesetzt ist. Ein höchst fashionables Vergnügen, das unter großer Theilnahme der Cavaliere und mit allem sonstigen Zubehör wöchentlich stattfindet, sind die Fuchsjagden in der Campagna. Die Vergnügungen, an welchen Damen sich betheiligen können, mögen spärlicher sein; wenigstens hörte ich eine junge Französin jammern, daß Rom in diesem Winter schrecklich, „affreusement triste“, daß ein „ricevimento“ bei dem neuen spanischen Gesandten, ein Ball bei der Fürstin B., ein Diner bei der Prinzeß Ch. B. Alles sei, was Rom zu bieten und daß sie viel zu viel Toiletten angeschafft und mitgebracht habe, für deren Verwendung nun gar keine Aussicht vorhanden. „Da hätte ich doch besser gethan“, rief sie, „mir während der Ausstellung meine Diamantenrivière bei Hancock neu fassen zu lassen.“

Von Weihnacht bis zum Beginn der Fastenzeit spielt man hier auf fünf öffentlichen Bühnen, unter denen die Opera Seria im Theater Apollo und die Opera Buffa im Theater Argentina die bedeutendsten sind. Ein gebildetes deutsches Ohr wird aber hier von Gesang wie Orchester auf das Empfindlichste enttäuscht — wie sehr auch dieses Wort gegen eine Tradition von Jahrhunderten sich aufzulehnen scheint. Das Ballet ist verhältnißmäßig besser, denn die mailändische Schule bewährt ihren Ruf. Der einzige Geistliche, welcher diesen weltlichen Schaustellungen beiwohnt und ex officio beiwohnen muß, ist der Polizeidirector, Monsignore Randi. Seit die „Italianissimi“ sich das Wort gegeben haben, das vornehme Apollotheater nicht mehr zu besuchen, kann man, nebenbei gesagt, seine Loyalität gegen den Papst gar nicht besser manifestiren, als durch sein Erscheinen in dieser Opera Seria. Die geistliche Theatercensur kennt durchaus keine Skrupel; ich meine Skrupel von irgendwie künstlerischer Natur; sie verfährt mit dem, was sie für Ort und Verhältnisse nicht angemessen findet, äußerst ungenirt. Donizetti's „Favorita“ wurde vom christlichen Abendlande an den türkischen Hof versetzt; die Jungfrau von Orleans erfuhr einen ähnlichen Orts-

wechsel, und da ein Bischof nicht auf der Bühne erscheinen darf, so wird sie von einem Mufti zum Tode verurtheilt. Lucrezia Borgia wird in Rom, wegen des unangenehmen, an Alexander VI. erinnernden Namens, „Elena da Fosco" genannt; die Puritaner verwandeln sich in „Elvira Walton" und die Worte: „gridando libertà" in „gridando lealtà".

Es war mir völlig unbekannt, daß die päpstliche Regierung auch über die Kunst- und Gemäldesammlungen von Privaten eine Vormundschaft ausübt. Kein Bild, keine Statue darf ohne eingeholte Bewilligung veräußert oder auch nur von der Stelle gerückt werden. Die Behörden besitzen Cataloge dieser Privatsammlungen und lassen dieselben durch ihre Beamten inspiciren. Die Fremden haben wahrlich Grund, der päpstlichen Regierung hierfür dankbar zu sein; schwerlich jedoch werden die vornehmen römischen Jünglinge, denen es mitunter an Geld gebricht, in dieses Dankgefühl einstimmen. Mit Recht darf man befürchten, daß mit dem Dominium Temporale auch der Bestand dieser wundervollen Galerien zu Ende gehen wird. Auch manche der römischen Fürstinnen würde in diesem Falle wohl nicht länger Anstand nehmen, die Juwelen zu veräußern, über welche sie als Erb- und Familienschmuck bis jetzt nicht verfügen darf. Mehrere der höchsten Damen der hiesigen Aristokratie besitzen nämlich ein derartiges Majorat in Perlen und edlen Steinen, deren enormer Werth mit ihren jährlichen Einkünften in keinem Verhältniß mehr steht. Da giebt es Diamanten, welche eine Geschichte haben, wie der Kohinur der Königin von England; Perlenschnüre, die um den Hals der schönen Mancini von Ludwig XIV. gewunden wurden, Brillantencolliers, welche vormals irgend ein Heiligenbild im fernen Osten geziert haben. Manche dieser Parüren repräsentiren viele Millionen, und jede Stunde daher, während welcher die Besitzerin sie anlegt, kostet derselben vielleicht Tausende von Zinsen!

Doch genug! — Was wird man im fernen Deutschland über den deutschen Schriftsteller sagen, der, nachdem er das Wort „Rom" über seinen Brief gesetzt, doch immer nur von Parüren, Chignons, Jagdpferden und Fuchshatzen gesprochen hat? Werden die Kunstfreunde nicht das Anathem über ihn ausrufen und die Politiker bedenklich den Kopf schütteln? Mit Nichten, meine gestrengen Herren! Außer dem Rom der Vergangenheit und dem Rom der Zukunft giebt es noch ein drittes Rom — ein Rom, gesehen unter dem Licht eines welthistorischen Augenblicks. Zu dem Bilde dieses Roms einige Züge geliefert zu haben, ist der Zweck dieser Causerie gewesen. „So macht man", sagen die Gebrüder Goncourt in der Vorrede zu ihrer „Geschichte der französischen Gesellschaft", „so macht man den Catalog einer Sammlung, bevor sie verschwindet."

Die Verlobte.

Eine Liebesgeschichte von **Werner Maria.**

(Schluß.)

VII.

Leonhard hatte Veronika's Bild mit nach Hause genommen. Es stand in seinem Atelier wie eine schöne Blume. Oft, wenn er hätte arbeiten sollen, saß er davor und sah es an. — Es stahl ihm das Herz aus der Brust. Ihm sagte es tausendmal, daß er Veronika liebe, daß er kein Ende wisse, als daß sie endlich ihm zufiele. —

Warum durfte er sie nicht besitzen? er, der alles hatte, um sie glücklich zu machen — Reichthum, Ruhm, ein Herz, das sie glühend liebte, alles konnte er ihr geben.

Und Johannes, der Schwächling, dessen blasses Gefühl schon ein Mal den Gedanken fassen konnte, sie aufzugeben! Aufgeben — wenn sie ihn auch nur das kleinste Wenig liebte, — würde er es thun? Entreißen würde er sie ihm ohne Reue. Sie bewunderte ihn, das war der erste Schritt. Der zweite würde schon folgen.

Joseph, der Schildermaler, war nicht gekommen. Ein Mal schrieb er, er sei krank und dürfe nicht ausgehn; das zweite Mal war es ein Bettelbrief um ein paar Thaler. Beide lagen schon Wochenlang — Leonhard war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sein egoistisches Gefühl lebte nur in dem einen kleinen Kreise, für alles Andere blieb er unempfänglich. Nur auf immer wiederholte Bitten Veronikas, suchte er hie und da dem Johannes zu helfen.

„Ich kann ihn als Künstler wirklich nicht empfehlen“, sagte er mit Wahrheit und so zerschlug sich, wie von selbst, alles, was noch Aussicht auf Verdienst bot. Einem schlechten Künstler ist nicht zu helfen, selbst nicht von seinen besten Freunden. Daß Leonhard ihm schaden wolle, glaubte er daher nicht; er führte alles zurück auf den eigenen Unwerth.

Wie den Schlafenden rüttelte Leonhard ihn auf — „ich liebe Veronika“, sagte er, „und habe nicht so kühles Blut wie Du; nimm Dich in Acht vor mir. — Mach', daß Du zu etwas kommst, wenn Du sie nicht verlieren willst.“

„Bis jetzt liebt sie mich“, antwortete Johannes; „durch keine andere Macht will ich sie halten.“

„Sie liebt Dich! bist Du dessen so sicher“, rief er — „der Ring hält sie — ihr Versprechen — nur Du kannst das lösen! freilich nicht wie damals, indem Du ihr sagst: ich bin elend, verlaß mich!“ —

„Ich kann nicht“, sagte er kleinlaut; „ich lasse es gehen, wie es geht, bis der Tag kommt, an dem Alles aus ist.“

„Und die Jugend verstreicht", fiel Leonhard ein, „und wir werden alt und grau, keiner hat Etwas, weil Einer es dem Andern nicht gönnt. Wärst Du nicht da — sie liebte mich!"

Auf dies unedle Wort schwieg Johannes.

Die Briefe Josephs lagen offen auf dem Tisch; sein Auge strich darüber hin.

„Halfst Du ihnen?" frug er. —

„Da ist Nichts zu helfen", rief Leonhard; „lies selbst — die Sache geht ihrem Ende zu. Glücklich, wenn die schöne Tonina Muth genug behält, ein neues Leben anzufangen!" —

Traurig sah es in der Vorstadt aus — mühsam schleppte sich Joseph von einem Tag zum anderen, eine Last — widerwärtig anzusehn, nur zu ertragen für die Liebe, der nichts zu viel wird und nichts zu schwer. Je höher die Noth stieg, je schärfer rechnete sie mit ihm.

Er trug es nicht wie sonst; wurde unwirsch, auffahrend wie das sterbende Thier, das zu lang gequält, noch im letzten Kampf, seinen Peiniger mit unerwarteter Kraft verletzt. Das erste Mal weinte sie — das zweite Mal wurde ihr Angst, sie wollte fort — zurück in ihre Heimath — was hielt sie? — Ihre Kinder? sie hatte sich nicht viel nach ihnen umgesehn; sollte ihr Leben verbraucht werden zwischen dem elenden Mann und den elenden Kindern? — Wem nutzte sie damit? — Keinem! Das Elend konnte sie doch nicht ändern, höchstens mit ihnen umkommen! Das wäre zu viel verlangt. Wer wird sich aus einem lecken Kahn nicht zu rechter Zeit retten? Der Gedanke der Flucht, verließ sie nicht Tag noch Nacht; wie einen letzten Nothpfennig trug sie ihn mit sich herum. Sie frug den Armenarzt, wie lang Joseph es noch machen könnte; wenn die Zeit kurz wäre, wollte sie es abwarten.

„Ein Jahr!" war die Antwort, „auch länger, man kann es bei solchen Kranken nie wissen."

Erst versuchte sie, auszuhalten; aber die Stunden dehnten sich, schon nach acht Tagen schien ihr das Jahr eine Ewigkeit — fort wollte sie, Alles hier zurücklassend, was sie an Joseph erinnern konnte; die Kinder, die ihm ähnlich sahen. — Sollte sie gleich wieder mit Noth und Pflege anfangen? Das Mädchen nähme sie noch, es wird bald zu einer Hülfe; aber aus Menschlichkeit will sie es den Beiden lassen. Wohlthätige Leute werden das Uebrige thun. Es giebt genug in der Welt und Joseph ist nicht zu stolz, ihr Geld und ihre Ermahnungen zu nehmen. „Sie haben es besser, wenn ich fort bin", tröstete sie sich. — Einen Schmuck besitzt sie noch aus der Zeit ihrer Triumphe; sie hat ihn verborgen, um sich nicht von ihm zu trennen. Die Steine funkeln im Mondlicht wie eine neue Zukunft; in der Nebenkammer, vor dem zerbrochenen Spiegel, hält sie sich die Ohringe an — sie lächelt, verführerisch reizend antwortet ihr Bild.

„Man wird mir den Schmuck ersetzen, mir wieder zujubeln, wie damals", denkt sie.

Erst hatte sie sterben wollen; der Fluß ging am Fenster vorüber;

auch das war eine Erlösung. Alles besser, als in dieser Umgebung alt werden, das Letzte verlieren, auf das sie stolz war: ihre Schönheit. Aber sie fürchtete sich; die Wasser machten ihr grausen. Warum nicht das Leben und ihre lichte Heimath? Was hatte sie verbrochen, daß sie sterben mußte? — Noch fast Kind, hat er sie fortgeführt und ihr versprochen, was er nicht halten konnte; wenn sie ihn verläßt, sind sie quitt.

Sie hat die Hand schon an der Thür, da berührt ihr kleines Mädchen sie: auf den Zehen ist es herangeschlichen.

„Mutter", frug es, „was machst Du, warum kommst Du nicht schlafen? — ich sah Dich die ganze Zeit und die glänzenden Dinger, die Du hattest; wo willst Du hin in der Nacht? nimm mich mit, ich kann doch nicht schlafen, mich hungert."

„Geh", rief sie hastig und leise, „was spionirst Du? wenn Du nicht still bist, werd ichs Dich lehren."

Die Drohung half. Das Kind drückte sich von dannen.

An der Treppe fand sie es dennoch wieder. Es hing sich an ihren Rock. „Mutter", sagte es schluchzend, „schlag' mich, mißhandle mich, aber nimm mich mit in das schöne Land, wohin Du gehst. Oft hört' ich Dich davon reden; ich weiß, daß Du fort willst. Lieber will ich sterben, als hier zurückbleiben."

„Geh hinein, ich komme Dich zu holen", sagte Tonina, um sie zu beruhigen. „Wenn ich reich bin, komme ich wieder. Du sollst dann hübsche Kleider haben und Essen, soviel Du magst."

Aber das Kind ließ sich nicht beruhigen, nicht vom Kleide losmachen.

„Du kömmst nicht wieder, ich weiß es. Nimm mich mit."

Es fing schon an dämmerig zu werden. Die Mutter fürchtete sich. „Komm mit", sagte sie ungeduldig und zog die Kleine sich nach durch die Straßen der großen Stadt, in der das Leben eben anfing, sich zu regen. Keiner sah sich nach ihnen um; unbemerkt kamen sie fort.

Als Joseph aus unruhigem Schlaf erwachte, sah er das Lager leer. Sie kam oft spät, denn sie sagte, neben ihm könne es Keiner aushalten. Oft hatte sie gedroht, ihn zu verlassen; er hatte es nie geglaubt. Mühsam stand er auf und suchte das Knäbchen still zu machen. Stunde auf Stunde ging hin. Niemand kam, auch nicht Josepha. Er saß und wartete. Endlich wurde es ihm klar — langsam, wie er Alles faßte — denn sein Kopf war schwach.

Er und sein Kind waren verlassen. Für so schlecht hatte er Tonina nicht gehalten. Als der Junge wieder anhub, zu schreien, hob er, wie die Mutter im Zorn, die Hand, es zu schlagen; er hatte es nie gethan; das Kind entwaffnete ihn durch den Schreck, den es bekam.

Er schlich vor die Truhe der Tonina; was noch von Kleidern da war, hatte sie mitgenommen. Gedrückt setzte er sich in der Kammer nieder und suchte seine Gedanken zu sammeln auf das, was werden sollte — aber sie gehorchten ihm nicht, gingen träumend zurück auf längst vergangene Zeiten. Er sah sich jung, voller Hoffnung in Italien, dem gelobten Lande — den ersten Abend mit Tonina im Garten zu Sorrent.

Ihre Stimme hatte ihn angelockt, dann ihr Gesicht. Er saß — zeichnete sie und verliebte sich. Die Granate aus ihrem Haar mußte sie ihm schenken. Sie that es gern, er brauchte nicht lange zu bitten; er hatte die Blüthe getrocknet. Wo war sie doch? Er mußte sich darauf besinnen, als wäre es hochwichtig. Endlich hatte er es heraus. In dem alten Gebetbuch, das ihm die Mutter mitgegeben — angesehn war es nicht wieder worden. Wer weiß, wo es ein Ende genommen. Ihm war, als höre er seine Geschichte wie die eines Fremden erzählen. Dazwischen rief wie von fern sein weinendes Kind. Welches war der Tag, der ihrer Liebe ein Ende machte? Er konnte verfolgen, woran sie vergangen war, wie die Blume vor dem Winter. Sie taugte nur für Sonnenschein und blaue Luft.

Ihn fror. Mühsam suchte er den Kohlenwärmer. Fast eine Stunde brauchte er, um mit den zitternden Händen Feuer zu machen.

Unterdessen gingen seine Gedanken immer weiter. Tonina stand neben ihm, wie sein böser Genius, bald ihn aufstachelnd weit über seine Kraft, bald ihn herabdrückend — sein Talent verachtend. Sie hatte es leicht. Er maß den eignen Werth nur nach der Liebe, die ihm wurde. Der Glaube an sich selbst verließ ihn, es ging bergab. Dann kam die Krankheit und nahm jeden Gedanken gefangen und beschränkte jeden Wunsch auf den einen — Gesundheit!

Bekümmert hatte er sich um Nichts. Tonina hatte doch für Manches gesorgt. Essen gekocht, geschafft, daß Etwas da war; sollte er das nun thun?

Schon in gesunden Tagen war ihm jede Anstrengung verhaßt; wie viel mehr jetzt! Und was sollte aus dem Kinde werden? Hätte sie noch die Josephe da gelassen.

Morgen würden es alle Nachbarn wissen. Kommen würden sie, neugierig fragen, verhandeln, viel reden und wenig helfen. Er schämte sich vor dem Augenblick mehr, als Tonina geglaubt hatte. Bitten mußte er — würden sie sich seiner annehmen? würde die Nächstenliebe größer sein, als die andere? Er glaubte an keine mehr! — Wären sie doch Beide todt ohne lange Qual! Todt — das war ein Schlafengehen — wenn nur das Sterben schmerzlos wäre. Sich und dem Knaben könnte er nicht weh thun. Er ging die Möglichkeiten durch. Die würde er wählen, bei der er am wenigsten zu handeln hätte.

Tags zuvor hatte er von einem Mädchen gehört, die war im Schlaf erstickt. Im Schlaf wollte er sterben. Er suchte Holz zu finden; der alte Schemel, auf dem er gesessen, fiel fast von selbst auseinander. Allerlei Geräth lag umher. Der Kleine lachte dem fröhlichen Feuer zu. Joseph sah es eine Weile tüchtig prasselnd im Ofen brennen; dann schloß er behutsam Klappe, Thür und Fenster und legte sich auf das Bett neben dem Kinde nieder.

„Schlaf", sagte er, „es wird schon dunkel — morgen wollen wir uns hinter dem Rücken der Mutter einen guten Tag machen."

Die Wintersonne leuchtete hell und scharf am Himmel; eine uner-

klärliche Unruhe trieb Johannes nach Josephs Wohnung; ihm war, als ob er ihn riefe, als sei eine Art Zusammenhang zwischen ihm und diesem Doppelgänger.

Er klopfte umsonst. Die Nachbarn sammelten sich vor der Thür, sie wurde aufgebrochen, ungesunde Luft kam ihnen entgegen.

Der Maler war todt; fest aneinandergeschlossen lagen Vater und Kind.

Die Nachbarn merkten bald, was es war. Wie Joseph es vorausgesehen, standen sie um ihn, schwatzend, wie die Elstern, erzählend, was man Alles hätte thun sollen — früher — jetzt sei es zu spät und das Glücklichste dabei sei es doch, daß Beide todt wären.

Johannes gab, was er bei sich hatte, die scheltende Wirthsfrau still zu machen, und ging zurück in seine Wohnung. Dort packte er Einiges zusammen und verließ das Haus, der Wirthin sagend: er verreise. Keiner wußte, welchen Weg er nahm. Ueber eine Woche war verstrichen, er blieb verschwunden.

VIII.

Veronika verstand es nicht. Nie war er sonst launenhaft gegen irgend Jemand gewesen.

„Wären wir Beide nur erst wieder zu Hause", sagte sie dem Leonhard; Johannes kommt ganz aus dem Gleichgewicht. Gewiß plagen ihn von Neuem melancholische Grillen. Das Beste wäre, wir heiratheten frisch weg!"

„Glücklicherweise ist er nicht derselben Ansicht", antwortete er.

„Wenn Du mir gut bist, suchst Du ihn ein wenig.

„Warum willst Du ihn zu Deiner und seiner Qual immer wieder heranziehen, wenn Du doch siehst, daß er vernünftig genug ist, fortzubleiben."

„Seine Vernunft ist Unvernunft", antwortete sie. „Ich kenne ihn besser, als er sich selbst. Er kann nicht fort, er will auch nicht fort. Ich bin der Zweig, an den er sich hält in dieser Fluth von Unannehmlichkeiten, die ihn droht zu überschwemmen."

„Aus Mitleid hältst Du ihn. Mitleid ist nicht Liebe."

„Aus Mitleid?" wiederholte sie. „Ich weiß nicht, was Du so nennst. Die höchste Liebe, Gottes Liebe, ist sie nicht Mitleid? —"

„Wir sind keine Götter!" —

„Nein", sagte sie, „das ist gewiß, darum können wir uns schwer untereinander auf die Länge anbeten. Solches Gefühl vergeht. Fast Alles, was uns in dieser Art lockt, Schönheit, Geist, Kraft, Jugend — die Zeit nimmt es fort. Die Liebe mit dem Mitleid zur Seite hat noch die meisten Aussichten. Ich weiß nicht, liebe ich den Johannes aus Mitleid, oder habe ich so großes Mitleid mit ihm, weil ich ihn liebe. Alles in Allem, ich muß ihn wiederhaben."

Leonhard bequemte sich. Es war, als ob das Schicksal ihn aus-

suche, die Beiden immer wieder zusammen zu bringen. Zuerst wies ihn die Wirthin nach der Vorstadt. Dort fand er fremde Leute. Der Maler begraben, fast vergessen, denn in diesen Häusern drängte ein Elend das andere. Sein Gewissen strafte ihn.

Er begriff den Eindruck, den die Begebenheit auf den weichmüthigen Johannes gemacht haben mußte. Wenn er ihn nicht suchte, nicht fand, würde er am Ende fortbleiben.

„Wer weiß, ob es besser für mich wäre?“ sagte er sich. „Die Sehnsucht und das Vermissen sind zwei mächtige Verbündete der Liebe. Besser, sie vergleicht uns. Ich kann es schon mit dem Johannes aufnehmen.“

In einem kleinen Gasthof in der Vorstadt fand er ihn.

Johannes war dorthin geflohen; warum? wußte er kaum. Veronika sollte frei werden; was er dazu thun konnte, mußte geschehen; das war der einzige klare Gedanke, der sich vor seiner erschreckten, verwirrten Seele zeigte. Ein Jammer ergriff ihn um sich selbst, er sah in Gedanken, wie sie sich von ihm abwendete und dem Leonhard zu; es war so natürlich, daß sich die Blume dem Lichte zuwendete.

„Sie weiß es selber nicht“, sagte er sich, „aber es muß so kommen. — Ich will ihr Glück nicht stören; was ist an mir gelegen? Kann ich sie besitzen? und wann!“

Ein Licht, wie es an derlei Orten Sitte, unschön, unreinlich, erleuchtete spärlich die Gemeinheit der Umgebung — wenn er sich die Geliebte in solchen Verhältnissen dachte, wurde ihm heiß.

Das Feuer erlosch im Ofen; er sah die Funken ausgehen, einen nach dem andern, und erinnerte sich der Zeit, als er auf der Mutter Schooß sie Kirchgänger genannt; der Letzte war der Frömmste; er kam und verschwand.

„So werde ich auch auslöschen, vergessen werden. Wie leicht wird Einer hier in der Welt vergessen, selbst der Würdigste, der großen Platz einnimmt — und ich! — Ich will ihr keinen Schaden thun. Liebe kann es auch! echte Liebe! Der Vater hat mich damit unglücklich gemacht. Wenn er es wüßte! Der liebe Gott wird es ihm barmherzig verbergen; wir können uns eben irren. Ich hätte ihr früh ein Obdach bieten können, wäre ich beim Handwerk geblieben. Sie ist nicht stolz; ihr wär's gleich. Glücklich lebten wir mit einander. Nie hätte sie die Stadt und den Leonhard gesehen. Jetzt ist das vorbei. Alles, was ich erreichen könnte, ist nichts gegen ihn.“

Die Thür öffnete sich und der, an den er dachte, trat ein. Johannes schrak auf, wie ein Nachtvogel beim Tageslicht.

„Du weißt, weshalb ich komme“, fing Leonhard aufgeregt an. „Was soll das? Ist das Dein vielgepriesenes, unegoistisches Gefühl, ihr Herz zu quälen mit Deinen Launen? Spiele nicht wieder Komödie! Ich weiß, was Du sagen willst! Du willst sie aufgeben! Ich glaube es nicht mehr. Komm, sage es ihr selbst.“

„Du siehst, daß ich es nicht kann“, antwortete er kleinlaut. „Wenn ich mit ihr zusammen bin, scheint es unmöglich, daß wir uns trennen.“

„Schwach in Allem!“ rief Leonhard.

„Schwach und feig“, sagte Johannes. „Ich fürchte mich.“

„Laß uns zusammen neben ihr hergehen, ihr Herz mag entscheiden.“

„Du und ich!“ erwiederte Johannes zurückziehend. „Täglich soll ich den Vergleich sehen! Das ist zu grausam. Ich wäre nicht sicher vor mir selbst; in Ermangelung anderer Hülfe, in der Verzweiflung, sie vor meinen Augen zu verlieren, würde ich immer wieder mein Recht geltend machen. Ich gebe jetzt mein Recht an sie auf; Leonhard, ich schenke ihr etwas; ich mache sie glücklich, wenngleich anders, als wir es damals dachten.“

Er zog den fünffachen Ring vom Finger.

„Leonhard“, fuhr er fort, „ich gebe Dir einen rechten Beweis von Vertrauen. Hier hast Du ihr Liebeszeichen. Gieb es ihr zurück, wenn Du es für recht hältst, wenn Du denkst, daß sie mit Dir glücklich wird.“

Leonhard wies die Hand zurück. „Bringe unsere Namen nicht immer zusammen“, sagte er; „gieb ihr den Ring selbst. Warum ich? immer ich! Ich liebe sie.“

„Gerade deshalb“, antwortete Johannes. „Ein Anderer würde mich vielleicht schonen. Du nicht. Du wirst sie vor falschem Mitleid schützen.“

Er hielt ihm den Ring von Neuem hin. „Du bist ihr verwandt“, fuhr er fort. „Aus meiner Hand kann sie ihn nicht gut nehmen, Du sagtest es ja. Ich allein kann sie frei machen. Was nutzt der Aufschub? Es gäbe immer die alte Qual von Neuem.“

Er drängte Leonhard den Ring auf. „Du bist ja mein Freund“, sagte er, „gut und edel; Du wirst es nach bestem Gewissen machen und ich werde ruhig hinnehmen, was da kommt. Ich brauche nicht einmal Nachricht. Stillschweigen sagt genug. Das Einzige, was ich nicht ertrüge, vergiß es nicht, wäre, ihr Unglück verschuldet zu haben. Geh, warte nicht, bis mein Wille wieder schwach wird.“

Er drängte ihn fast zur Thüre hinaus.

Draußen kam Leonhard zur Besinnung; er durfte den Ring nicht nehmen. Umsonst klopfte er, um ihn zurückzugeben. Johannes öffnete nicht wieder.

„Ich kann ihn ja behalten“, sagte er, sich entschuldigend — „ein andermal bringen. Des Johannes Natur ist eine wahre Versuchung für mich. Wie soll ich ihn nicht mit Füßen treten, wenn er immer am Boden vor mir liegt?“

Als er zu seiner Mutter zurückkam, fand er Alles in Verwirrung — die Mägde liefen hin und her — ein vornehmer Gast war da — der Tod. Man hatte ihn lange erwartet und doch, als er kam, war Keiner bereit.

Leonhard vergaß fast die kleine Kette. Nur im Vorübergehen rief er Veronika zu: Johannes lebe und sei gesund.

Kein Arzt konnte mehr helfen. Nach vieler Unruhe wurde das Haus zur Nacht wieder still und leer. Leonhard beugte sich über die Mutter, um ihre letzten Worte zu verstehen. —

„Versprich mir", sagte sie, „Nichts wird Dich verlocken, unredlich zu handeln."

„Unredlich!" griff er auf. „Schon das Wort verletzt mich."

„Du weißt, was ich meine", fuhr sie fort. „Du hättest kein Glück davon. Du bist zu gut, zu gewissenhaft, nur Dein Herz verwirrt Dich. Versprich es mir, Leonhard."

Er versprach es mit zärtlichen Liebkosungen und sie schlief ein, ruhig über die Zukunft, nicht ahnend, wie Vieles, was hier versprochen wird, verweht, gleich Sand im Wind.

IX.

Veronika wollte fort — ihr Amt war zu Ende. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog sie nach Haus; dort hoffte sie Johannes wiederzufinden. Leonhard hatte ihr gesagt, daß er verreist sei; wo sollte er anders sein, als dort? Eine alte Verwandte kam, die Sachen zu ordnen; Veronika sah den Vetter selten. Zerstreut und unfreundlich schien er ihr. Er that ihr sehr leid und gern hätte sie ihn getröstet, aber er ließ es nicht dazu kommen.

Heute war der Abschiedstag. Den Ring trug er immer mit sich, aber er gab ihn ihr nicht — handeln wollte er nicht gegen Johannes.

„Leb wohl, Leonhard", sagte sie. „Unsere frohe Zeit hat für uns Beide traurig geendet. Trotzdem werde ich gern daran zurückdenken, dankbar für alle Freundlichkeit, die Du für mich gehabt hast. Wenn Dich Dein Weg einmal in unsere Nähe führt, vergiß unser nicht und sprich an."

„Würdest Du Dich wirklich freuen, wenn ich käme?" rief er mißtrauisch.

„Gewiß, wie sollte ich nicht? Erstens bist Du mit mir verwandt; zweitens liebe ich Dich auch ohnedem."

„Du liebst mich?" fragte er heftig.

Sie sah ihn erstaunt an.

„Du liebst mich?" wiederholte er. „Du weißt nicht, was Du sagst!" Alle Bedenken, alles Versprechen entschwand vor dem einen Gefühl, das ihn beherrschte. „Du weißt nicht, was Liebe ist. Dein kühles Mitleid für Johannes nenne ich nicht so. Ich liebe Dich! Veronika! Vor wenig Tagen gelobte ich in die Hand der Mutter, Dich zu lassen und schon heute, kaum daß sie unter der Erde ist, breche ich mein Versprechen!" Er hielt sie fest bei der Hand. „Nenne es Sünde, nenne es, wie Du willst; ich nenne es Liebe. Wissen sollst Du, was ich empfinde. Theil sollst Du daran haben, wenn auch nur in Gedanken; Du sollst mich vor Dir sehen, magst Du mich hassen, oder bemitleiden. Mitleidswürdiger war noch Niemand Dir gegenüber. — Hast Du kein Wort des Trostes für mich? Bin ich der Einzige, den Du ungerecht behandelst? Mir allein ja thue ich Schaden, ich allein bin beklagenswerth."

Abgewandt hatte sie ihm zugehört — wider Willen, den Augenblick

ersehnend, der sie frei machen würde. Als er kam, riß sie sich erschreckt los und ohne ihm ein Wort zu sagen, versteckte sie sich, bis der Wagen da war, sie fortzubringen.

Erst bei der Mutter wurde Veronika wieder ruhig. Im Erzählen empfand sie selbst Alles weniger scharf, den Tod der Tante und was ihm folgte.

„Es ist ja kein Verbrechen, daß er Dich lieb hat", sagte die Mutter; „ohne Deinen Willen kann er Dich doch nicht heirathen. Junge Leute sind zu scharf bei derlei. Ihr fügt zur Herzenskränkung noch die Beleidigung."

„Ich bin ihm sehr freundlich gewesen", sagte Veronika, sich anklagend; „bewunderte ihn, stellte ihn hoch. Nun kam mir das Alles wie Schuld vor; ich wollte ihn nicht weiter verleiten."

„Gleichmäßigkeit, Freundlichkeit heilt in solchen Fällen am besten. Er leidet ja doch um Deinetwillen!"

Das Wort fiel Veronika auf das Herz. Jemand weh zu thun, war etwas, das sie nicht recht verwinden konnte. Schon als Kind schlief sie nicht davor, erst mußte Alles abgebeten sein. Leonhard beschäftigte sie mehr als sonst. Sie wünschte ihn da zu haben, um es wieder gut zu machen.

Johannes blieb fort. „Das ist eine wunderbare Art Bräutigam", sagte die Mutter, die ihm Veronikas Sorgen hoch anrechnete. „Ich würde ihn gut empfangen! Kommt er nicht bald, so schlage ihn Dir nur aus den Gedanken."

„Hättest Du das thun können bei dem Vater?" frug sie. „Ich kann es nicht."

„Er war ein anderer Mann", antwortete die Mutter.

„Das Gefühl aber bleibt dasselbe", rief Veronika.

Bei der alten Marthe suchte sie Trost. Die war in Johannes' elterlichem Hause auf einem Dachstübchen sitzen geblieben. Sie gehörte zur Familie. „Unser Hans", sagte sie, „unser Johannes." In der alten Umgebung, lebendig von tausend Erinnerungen aus der Kinderzeit, wurde Veronika wieder hoffnungsvoll, als müsse der Gespiele jeden Augenblick eintreten und sich neben sie setzen auf die Bank am Ofen, wie er so oft gethan.

„Wo ist Johannes?" frug sie.

Die alte Frau sah sie scharf durch die Brille an. „Was ist vorgefallen?" sagte sie. „Du wußtest immer besser, wo der Bursche war, als ich und die leibliche Mutter. Manchesmal haben wir uns schwarz gewartet und zum Schluß war er immer bei Euch."

„Er hat sich von meinem Schürzenband losgemacht und ist mir entlaufen", antwortete Veronika und versuchte zu lächeln; „bald muß ich ihn in die Zeitung setzen lassen."

„Hast wohl mit andern schönen Herren in der Stadt charmirt?" frug die Alte mißtrauisch, die sehr eifersüchtig für Johannes war und die Stadt für eine Hölle hielt.

„Rede nicht so leichtfertig“, sagte Veronika und erröthete dennoch, weil sie an Leonhard dachte. „Johannes steht ganz apart. Ich bin wirklich besorgt um ihn, Marthe; es ist jetzt sicher, er wird nie ein guter Maler werden.“

„Nun“, rief die, „was thut's? Wenn er nur ein guter Mensch ist.“

„Das sage ich auch, aber darauf will er mich nicht heirathen — versteckt sich vor mir — flieht seine besten Freunde, Dich auch, wie Du siehst.“

„Der arme Kerl!“ klagte die Alte. „Sagt' ich's den Eltern nicht? laßt den Jungen zu Haus bei der Drehbank; schickt ihn nicht hinaus in die Welt. Es paßt nicht für ihn. Er ist nicht derb genug. Jeder wird ihn umrennen und wie er ist, bittet er nachher noch um Verzeihung. Solche taugen nicht dort. Gute Ellenbogen muß man haben und ein weites Gewissen.“

„Oben ist noch eine Kammer mit Geräth von den Eltern; dorthin“, fuhr Veronika fort, „wird Johannes am ersten kommen, wenn er in der Stadt ist.“

„Ja“, sagte Marthe, „ein guter treuer Hund sucht seine alte Schlafstätte.“

„Wenn er kommt, sag' es mir gleich.“

„Warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen?“ erwiederte die Alte bedenklich. „Veronika, es ist nicht Alles richtig zwischen Euch. Wenn Du Dem Herzweh machtest, er hätte es nicht um Dich verdient!“

„Nie mit meinem Willen“, rief sie, „Du weißt es am Besten.“

X.

Der Winter verging langsam und schleppend. Mit dem Frühjahr, den Lerchen und Blüthen hoffte jeder auf bessere Zeit. Eines Tages war Leonhard dagewesen. Demüthig bat er Veronika, den Abschied zu vergessen; sie that es nur zu gern. Es war ihr ordentlich ein Stein vom Herzen, daß sie wieder in Frieden mit ihm war.

Die Mutter schien ganz entzückt von ihm. „Wie klug er ist! Schön! ähnlich meiner armen Schwester“, dachte sie; „wenn der Johannes nicht wäre, Veronika müßte ihn lieben. Hätte ich doch diese unglückliche Verlobung nicht so übereilt zugegeben!“

Johannes schien vergessen; Keiner sprach von ihm; der Platz füllte sich aus, auf dem er gestanden, und wie mancher Todte ein sehr unbequemes Gespenst wäre, wenn er wiederkäme, so geht es Manchem schon oft im Leben, der allzulange fortbleibt und bei dem die Zurückbleibenden merken, daß er entbehrt werden kann.

Nur Veronika dachte anders. Des Vetters Liebenswürdigkeit für die Mutter, tausend kleine Gefälligkeiten umringten sie; ihr war, als zöge sich um ihr Herz ein Netz von Dankbarkeit zusammen, das sie beengte. Sie rief manches Mal in Gedanken nach Johannes, aber er kam nicht.

Trotzdem war er ihr ganz nah. Die alte Marthe verbarg ihn eines Tages. Im Winter war er bei ihr eingetreten, krank — verändert.

„Johannes!“ rief sie. „Was ist mit Dir?“

„Ich will bei Dir liegen bleiben, wie ein müdes Pferd, das nicht weiter kann. Ein Weilchen wirst Du mich wol füttern aus alter Freundschaft. Werde ich besser, so arbeite ich — sterbe ich, hältst Du Dich schadlos an den Sachen der Eltern. Eins nur! sage der Veronika nichts!“

„Dacht' ich's doch“, raisonnirte giftig die Alte für sich, „die steckt darunter. Alle Tage geht der schmucke Herr bei ihnen ein und aus — promenirt bei Sonnen-, Mond- und Sternenschein, — ich habe es wol gesehen. Pack ist die ganze Menschheit; bei der Liebe zeigt sich's am Meisten. Mein Himmel! was habe ich unter der Firma für Zeugs gesehen. Einen Rock stehlen hält man für Sünde, ein Dreierbrod kostet oft Zuchthaus; aber ein Herz dem Andern fortstehlen, das darf Jeder. Brüsten kann er sich sogar mit der Heldenthat! Pfui, über die ganze Wirthschaft!“

Johannes war bei einem Drechsler in der Lehre gewesen. Ehrlich wollte er sich durchbringen. Der Gedanke, dies entblätterte Leben gewaltsam zu enden, kam seiner frommen Seele nicht. Mühselig ging er weiter, still und geduldig. Recht vorwärts wollte es nicht, obgleich er großes Geschick zeigte. Ihm fehlte die Freudigkeit, die bei der Arbeit so nothwendig ist. Er kam körperlich krank zurück; Heimweh nach Veronika verließ ihn nicht. Ausschließlich in ihrer Nähe wollte er sein, sie sehen, wissen, wie es stand. Das Schweigen Leonhards gab ihm nicht, was er gedacht hatte — Gewißheit. So machte er die Reise nach Haus und saß neben der alten Marthe an der Drechslerbank des Vaters. Oft saß er stundenlang davor und that nichts; träumte, wie Alles hätte können anders kommen — wie er arbeiten hätte wollen für sie. Für wen sollte er das Geld verdienen? Martheus Ausgaben waren gedeckt. Mehr brauchte es nicht.

„Das Beste wär's, wenn ich ihn recht plagte und zwackte Tag und Nacht“, dachte die Alte, „daß er fleißig sein müßte; aber er meint am Ende, es wäre mir um mein Geld.“

Abends, wenn es dunkel wurde, schlich er ein Stündchen hinunter, wie ein treuer Hund, immer um das Haus der Geliebten Das Stübchen lag zu ebener Erde; er konnte hineinsehn, wie er wol als Kind gethan, wenn seine Mutter sagte, er komme dort zu oft. Veronika, Leonhard, die Mutter — er sah die Drei deutlich — freundlich verkehrend. Er konnte ihr Lachen hören.

Johannes sah nach ihnen, wie nach den Sternen. Sie gingen auf anderer Bahn. Getrennt war er von ihr, wie der Himmel von der Erde. Er hatte sich von ihr getrennt. Wie hatte er nur zu dem Entschluß kommen können?

Leonhard hoffte mit jedem Tage, seinem Ziele näher zu sein. Johannes blieb fort. Veronika frug nicht nach ihm. Sie gab dem Künstler manches Zeichen von Zuneigung, das er sich für Liebe erklärte. —

Oft sprach er mit der Mutter über die **Verlobten**, zeigte ihr den Ring und erzählte, wie er dazu gekommen war.

„Ich möchte ihres Herzens sicher sein, ehe ich ihn ihr gebe“, sagte er; „dann betrübt er sie nicht mehr.“

Verletzt durch das Verlassen der Tochter, schalt die Mutter auf Johannes. „Wie ein Schatten steht er zwischen Euch“, sagte sie; „gieb ihr den Ring bald; wie ich sie kenne, wird sie nie ihr Herz fortgeben, ehe sie nicht los von ihm ist.“

Sie fing an, der Tochter gegenüber Leonhard und Johannes zu vergleichen, den Einen erhebend, des Andern Schwächen klug hervorziehend.

„Du hast Recht“, sagte Veronika, einstimmend in das Lob. „Ich kenne wenig Menschen, die so reich ausgestattet sind vom lieben Gott, wie Leonhard — den Johannes überragt er weit, das muß ein Kind sehen. Aber warum sagst Du es mir? Ich weiß es lange, das erste Mal, als ich Leonhard sah.“

An einem duftigen Sommerabend gingen Leonhard und Veronika im Gärtchen. Die Nachtigallen sangen und flöteten, dazwischen die lustigen Finken und Meisen. Sie war freundlich gestimmt und mehr als einmal hatte sie ihm Etwas gesagt, das sein Herz lauter schlagen machte. Sie dachte sich nichts dabei. Der Tag in der Stadt war vergeben und vergessen. Ihre Natur war, liebevoll zu sein gegen Jeden, der ihr nahe stand.

Heute wollte er ihr den Ring geben. Seine Stimme zitterte, als er ihr davon sagte.

„Nie, nie hättest Du ihn nehmen sollen!“ schrie sie auf, das Kettchen an sich ziehend. „Er selbst nur durfte ihn mir bringen! Warum drängst Du Dich zwischen mich und ihn?“

„Das ist der Dank“, sagte Leonhard. „Er hat mich damit fast zur Thür hinausgeworfen und Du empfängst mich ähnlich.“

„Verzeihe“, sprach sie, „ich weiß nicht, was ich sage; aber mir ist, als hätte er sich allein nie von mir trennen können — als hätte ein Anderer kommen müssen, um zu helfen. Seine Schwachheit schützte ihn. Vertheidige Dich, Leonhard! Sage, daß Du nichts dazu gethan hast — ihn nicht erschreckt mit der Zukunft! Wer ist seiner Zukunft sicher?“

„Er war entschlossen, als ich kam“, antwortete Leonhard. „Umsonst versuchte ich, ihn davon abzubringen, ihm den Ring wieder zu geben. Ich wollte Euch nicht trennen, darum gab ich ihn Dir nicht, sondern trug ihn mit mir herum, ohne von ihm zu sagen.“

„Nicht gestern gab er Dir den Ring, nicht hier!“ rief sie. „Diese lange Zeit wußtest Du davon und sagtest nichts. — Getrennt — ganz getrennt lebten wir!“

„Der Mutter Tod kam dazwischen. Ich verlor seine Spur. Warte, wenn er Dich liebt, wird er wieder kommen. Du sagtest, Du könntest darauf warten, wie auf den Himmel.“

„Aber nicht ohne Hoffnung!“ rief sie weinend. „Er denkt, ich habe den Ring. Wer weiß, in welcher elenden Art er lebt! Keiner, der ihn

lieb hat, in seiner Nähe! Es ist nicht wie bei Dir, Leonhard, dem die ganze Welt freundlich entgegenkommt. Ihm ist sie sehr hart gewesen. Ich war sein Trost und den sollte er so leicht aufgegeben haben?

„Und wenn er es dennoch gethan hätte?"

„Du verwirrst mich", sagte sie; „ich glaube es nicht. Ich selbst muß ihn sprechen, noch einmal! oder ihn nur sehen. Ich weiß gleich, wie es mit ihm steht. Ich will mich ihm ja nicht aufdrängen!"

„Wenn ich ihn Dir schaffen könnte, Veronika! Wo soll ich ihm nachspüren? Wo ihn finden?"

„Versprich mir", rief sie, ihn beim Wort haltend, „Du willst Dir Mühe geben! Ein Mann kann das besser, als wir Frauen. Es giebt ja tausend Wege. — Wenn ich ihn nur erst wiederhabe!"

„Mich machst Du zum Boten?" sagte Leonhard. „Soll ich Dir wiederholen, daß ich Dich liebe?"

Erschreckt sah sie auf, durchdringend, forschend. „Wenn es wahr ist — wenn Du mich wirklich liebst, kannst Du nicht unredlich an mir handeln."

Das Wort traf ihn wieder. „Wenn ich ihn finden kann", antwortete er, „bringe ich ihn Dir."

XI.

Als Leonhard die Pforte des Gärtchens öffnete, sah er im Mondlicht Johannes stehen — ein Geist hätte ihn nicht so erschrecken können. —

Die letzte Bitte Veronikas und seine Zusage klangen ihm noch vor den Ohren — hastig ging er an dem jungen Mann vorüber, ohne ihn anzusehen. Heut nicht, nur heut nicht, bat sein Herz. Heut ist der schlimmste Tag, an dem sie ihn hätte finden können — wie elend er aussieht! Warum soll ich dem den Platz räumen zu Beider Unglück?

Schlaflos brachte er die Nacht zu — böse Gedanken kamen ihm — hinweggeräumt sah er den Johannes, wie man ein Hinderniß aus dem Wege räumt — fort müßte er, ob er über das Meer ginge? — vergessen — todt wäre das Beste. — Gewohnt, Alles zu erreichen, was er wollte, wurde er immer eifriger danach; er war zu weit gegangen, um zurück zu können. Besitzen mußte er sie. Leonhard wohnte draußen vor dem Thor; bei der Morgendämmerung ließ er sein Pferd satteln — er wollte nach Veronikas Wohnung. Was er dort wollte, wußte er selbst nicht recht. — Das Pferd war wild von Natur, heute unbändiger als je; merkte es die Stimmung des Reiters? Hoch bäumte es sich auf und schoß davon, wie ein Pfeil. — Kopfschüttelnd sah der alte Stallknecht ihm nach — Alles stob zur Seite vor dem wilden Ritt — die Fuhrleute, die bei Sonnenaufgang der Stadt zuzogen — schreiend liefen die Kinder auseinander. — Endlich beruhigte sich das Thier, aber schweißbedeckt und zitternd am ganzen Körper. Vor der Thür Veronikas war Alles still; die Häuser lagen abseits und einsam, ein schmaler Weg führte hin. — Johannes sah Leonhard; er hatte ihn noch nie allein getroffen, auch

fehlte ihm der Muth. Heute wollte er fragen, wie es mit dem Ring gegangen sei, ob Veronika glücklich wäre? Ihn zu bitten, in später Zeit, wenn sie Alle alt geworden, sich einmal an ihn zu erinnern, als Eines, der sie treu geliebt hätte. Er wollte fort über das Meer, die Versuchung, so neben ihr, sei zu groß — schon zwei Mal hätte er die Hand am Gartenpförtchen gehabt, um zu ihr zu gehen.

„Leonhard!" rief er ihn leise an. —

„Was willst Du hier?" antwortete der. „Kannst Du nichts ganz thun?"

„Es wird das letzte Mal sein", sagte er, „meinen Platz auf dem Schiff habe ich schon, morgen gehe ich über das Meer. — Gabst Du ihr den Ring, ist sie glücklich mit Dir, hatte sie kein Wort des Abschieds für mich?"

„Hattest Du eins für sie?" frug Leonhard rauh. „Zustecken sollte ich ihr Dein Zeichen, weil Du nicht den Muth hattest, es selbst zu geben."

„Mir ist jetzt auch manchmal, als wäre es Unrecht gewesen", sagte Johannes und hielt das Pferd, weil Leonhard fort wollte; ich wäre ruhiger — so verfolgt mich der Gedanke, als sei dennoch nicht Alles aus, bei Tag und Nacht, als müßte ich ihr noch einmal in die Augen sehen. Es giebt ja viel Wunderliches in der Liebe; an dem Blick sähe ich es gleich, und — ich habe des Vaters Kunst gelernt, ich könnte sie am Ende ernähren — nur als Du sagtest, sie liebte mich nicht mehr . . . ."

„Nie habe ich das gesagt", fuhr Leonhard auf; „Du hast es Dir selbst so gedeutet. — Laß das Pferd los. Was macht Ihr mich immer zum Zwischenträger?" —

„Sie liebt mich noch?" frug er hastig wieder, dem Pferd in die Zügel fallend, denn Leonhard wollte fort. —

„Laß das Pferd los!" rief er aufgebracht. „Frage sie doch selbst und fangt das ganze Elend von Neuem an." —

Zornig spornte er das Thier; nicht rasch genug ließ Johannes los, es traf ihn mit dem Vorderhuf an der Stirn, er fiel. — Leonhard war vom Pferd herunter — herrenlos jagte es davon — er dachte nicht daran, es zu halten, ganz mit dem Verletzten beschäftigt. — Sein Wunsch war erfüllt, wie es schien — die Mutter fiel ihm ein — wie ein Schleier reißt, der im Nebel das Gebirge verhüllt, wurde ihm die letztvergangene Zeit klar — im Augenblick dünkte ihm, er liebe Veronika nicht mehr, habe sie nie geliebt, ein Zauber hätte ihn an den Rand des Abgrunds geführt. —

„Ich hatte ihn gewarnt", sagte er sich; aber er wußte recht gut, der Hufschlag seines Pferdes war Zufall, nicht, was er im Herzen die ganze Zeit herumgetragen.

„Wenn er todt wäre", dachte er mit tiefster Erniedrigung, „ist es aus mit meinem Leben, meiner Kunst. Dann bin ich vernichtet — schlimmer vernichtet, als er damals."

Ein Kind, das dort herumspielte, schickte er zum nächsten Arzt; es zeigte ihm die Wohnung des Johannes, er trug den Jüngling in sei-

nen Armen die Stiege herauf; es war nicht schwer, stark, wie er war, Johannes schmächtig und leicht, wie ein Mädchen. Die alte Marthe erhob ein Wehgeschrei, als er Johannes brachte — es erschreckte Leonhard, scheu sah er sich um — bald würden Alle herzulaufen, Veronika unter ihnen — was könnte er ihr sagen?"

„Geht", rief die Alte; „ich kenne Euch wohl! Ihr habt ihm nichts, als Herzweh zugefügt! Ihr seid von Denen, die schön aussehen; aber schön ist, wer schön thut." —

Als der Arzt kam, brachte er Johannes wieder zum Bewußtsein eine Gehirnkrankheit folgte. —

Leonhard lebte in fortwährender Angst; dabei mußte er mit Veronika verkehren, als sei nichts vorgefallen; jede Aufregung war streng verboten. —

Eines Tages — Johannes war schon in der Genesung und Veronika wußte noch immer Nichts von ihm, daß er hier und daß er krank gewesen — brach Leonhard das drückende Schweigen. Er fand sie im Garten; eine lange Weile stand er neben ihr und suchte Worte; sie arbeitete an den Blumen. —

„Veronika", fing er endlich an, „wenn ich ihn gefunden hätte!"

Sie jauchzte hoch auf, daß es ihm durch die Seele ging. —

„Er ist krank", fuhr er fort.

„Laß uns gleich hin", sagte sie hastig, „ich kenne ihn von Kindheit auf, ich weiß seine Art und was ihm gut ist; er ist bei der Marthe, ich errathe Alles!"

Schnell, daß er kaum folgen konnte, eilte sie der Gartenthür zu; erschreckt griff Leonhard ihr Kleid, um sie zurückzuhalten. „Warte", rief er, „bist Du gefaßt, ihn wiederzusehen, elend, wie Du ihn findest? Denn Du hast Recht, er ist bei der Marthe."

Ein wunderbarer Ausdruck von Schmerz und Freude flog über ihre erregten Züge. „Laß mich zu ihm", sagte sie, sich losmachend, „ich weiß es nicht; wer kann sagen, daß er gefaßt ist, zu tragen, was erst kommen soll. Ihn zu sehen, ist jetzt mein einziger Gedanke."

Er sah sie verschwinden in der niedern Thür des Nachbarhauses, wie man ein Licht verschwinden sieht in der Dunkelheit.

Eilig, manche Stufe überspringend, erklomm Veronika die wohlbekannte Stiege; oben angelangt, blieb sie anfathmend stehen. — Die ruhige Ueberlegung kam ihr wieder, die Sorge um den Geliebten. Gerufen hatte er sie wol nicht — er konnte erschrecken, wenn er sie so plötzlich vor sich sähe, es könne ihm schaden — an sich selbst erfuhr sie die mächtige Bewegung, die dieser Augenblick schon in Gedanken bei ihr hervorrief. Behutsam öffnete sie die Thür, um mit Marthe zu sprechen — er lag und schlief, die alte Frau, von Nachtwachen ermüdet, im großen Lederstuhl neben ihm.

Leise trat sie näher; stören wollte sie ihn nicht. Schlaf war ihm das Beste — langsam zog sie das Kettchen vom Finger und legte es neben ihn — dann wandte sie sich zur Thür und ging, wie sie gekommen war. —

Unten fand sie Leonhard, er wagte kaum sie anzureden, sie sah ihn aber lächelnd an und sagte: „ich danke Dir; wir werden ihn schon wieder zurechtbekommen, er braucht es wie die Kinder, daß man ihn hätschle und liebkose. Das hat er wohl lang nicht gehabt.“

Leonhard erzählte von der Verletzung der schweren Krankheit — sie schauderte; „aber“, rief sie zuletzt doch: „er wird nicht sterben; mir ist so froh zu Muth als freute sich Gott im Himmel mit mir, daß wir uns wieder haben. Er hat uns nicht umsonst zusammengebracht, wir brauchen einander wie das tägliche Brod.“

Als Marthe erwachte, fand sie ihren Pflegling seit langer Zeit zum ersten Mal aufgerichtet, immer versuchend, ein kleines Kettchen zum Ring zusammenzulegen — es gelang nicht.

„War Niemand hier?“ frug er.

„Keine Katze“, antwortete sie, mit der Sicherheit der Wärterinnen, die geschlafen haben. „Ich that kein Auge zu; es müßte einer grad' durch das Schlüsselloch gekrochen sein.“

„Veronika ist hier gewesen!“

„Veronika, die soll mir nur kommen und Herr Leonhard —

„Du mußt sie mir wiederschaffen“, bat er. —

Sie stand an der Thür; nur darauf gerichtet, den Geliebten wieder zu sehn, stand sie und wartete an der kleinen Treppe. Voll Entzücken hörte sie seine Worte, schlüpfte vorbei an der alten Marthe, die hoch aufschrie und lag in seinen Armen. —

Lange flüsterten die Verlobten zusammen; wie die Wellen nach langer Ebbe das Land überrauschen, ging die Fülle der Liebesworte über ihre Herzen — alles wurde wieder klar und die Bedenken verronnen dem Johannes, als wäre es Nebel vor der Sonne.

„Warum hast Du den Ring vom Finger genommen?“ rief sie, als sie ihn wieder ansteckte; „es war ein Zauberring, der uns all' den Jammer ersparen sollte. Von unsrer Liebe konnten wir auch früher schon leben.“

„Nein“, antwortete er, „ich nicht — mir fehlte das rechte Vertrauen — ich habe es erworben. Wie sollte ich meinen, daß ich Dir so lieb sein konnte, da ich für die Andern wie ein weggeworfener Stein war. — Du hast mir einen neuen Werth gegeben, neuen Muth; für mich hätt' ich nie arbeiten können, für Dich ist's mir leicht. Das Handwerk des Vaters versteh' ich, es wird uns ernähren; es ist Dir gleich, was ich treibe, nicht wahr? wenn ich nur meine Sache versteh'.“

„Ganz gleich“, sagte sie, „wenn Du nur verstehst, mit mir zu leben.“ —

Leonhard traf sie im Garten.

„Veronika“, sagte er, ihr die Hand küssend; „Keiner freut sich wie ich, daß Ihr wieder zusammen seid.“

„Ich glaube es Dir“, rief sie lächelnd; „wir haben Dir Noth genug gemacht.“

„Mehr als Du denkst“, antwortete er, „und damit Ihr gleich hei-

rathen könnt, habe ich das Häuschen gekauft, das den Eltern des Johannes gehörte — er soll mein erster Miether sein, bis es ihm einmal selbst wieder zukommt."

„Gott lohne Dir, was Du an uns thust", rief sie.

Er schlug erröthend die Augen nieder; „lobe mich nicht", sagte er, „ich verdiene es nicht; Du wirst mich wohl nicht wieder sehn. Wenn ihr einmal miteinander von mir sprecht, denkt nicht zu hart von mir. Sage dem Johannes, was mich entschuldigen kann — er wird es verstehn: ich liebte Dich!"

Kaum vier Jahre waren es; wieder blühten die Gärtchen und die Rosen klommen prächtig blumenbedeckt empor — in der Werkstatt war reges Leben. Vollkommenes wurde dort geschaffen und der Meister Johannes berühmt in seiner kleinen Welt. Eben trat er in die Thür des Gärtchens — die schöne Frau mit dem lockigen Bübchen begrüßte ihn fröhlich. —

„Veronika", sagte er scherzend, „was soll nun aber aus unserem Bengel werden?"

„Was da will", antwortete sie vergnügt, „wenn er nur eine Kunst versteht: geliebt zu werden, wie Du!"

Paris und die Mode.

Paris, am ersten Tage des Longchamps 1868.

Dieses Mal kündigen nicht nur die Läden des Louvre, sondern auch die Sonne selbst mit ihren irdischen Trabanten, wie die Blumen, das Laub und die Frauen, den Frühling an. Die letzteren sind, Sie haben es gewiß selber bemerkt, schöner als je beim Abgang des Winters. Ihr Teint, durch die Nebel der schlechten Jahreszeit geschützt, erglänzt in seiner ganzen Frische, ihre Augen strahlen feuriger in der Sonne und ihre Wangen färben sich wie unsere Gärten in den zartesten und frischesten Nüancen. Das ist nicht meine — denn man ist ein incompetenter Richter in der eigenen Sache — sondern die Meinung eines sehr distinguirten Herrn, der jeden Frühling dieselbe meteorologische Bemerkung macht, und der trotzdem weder der erste Astronom Frankreichs, wie Herr Leverrier, noch Akademiker geworden ist! Man hat ihm Herrn Jules Favre vorgezogen, der nächstens seine Eintrittsrede halten wird, die, wie man sagt, die Gegenpartie der des Abbé Gratry bilden soll. Man meint, daß neben den Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten in diesem Corps der Unsterblichen Herr Jules Favre endlich eine vierte Partei constituiren wird: die der Republicaner. Wozu das?

Die Akademie ist ja nur ein Antikencabinet, in das man die berühmten Instrumente hängt, die nicht mehr zu gebrauchen sind.

Ich hoffte, der Aufnahme Herrn Jules Favre's beiwohnen zu können, aber schon seit vierzehn Tagen sind alle Plätze vergeben. Vielleicht flößt mir trotzdem die Lust, Ihnen zu gefallen, ein Mittel ein, um einen der Vierzig im grünen Palmenrock zu überreden, mich einzuführen. Jedenfalls will ich dafür meine ganze weibliche Diplomatie entfalten.

Doch kehren wir schnell von der Akademie, dem Winter, der Intelligenz, zu dem Frühling, dem Quell der Lebensfrische zurück.

Heut, am 8. April, ist der erste der drei großen Tage von Longchamps, an denen man uns die Capricen der Saison enthüllt. Die Frühjahrsstoffe, die nie gesehenen Toiletten floriren hier, inmitten einer Procession von Wagen oder Fußgängern, längs den Elysäischen Feldern und dem Bois de Boulogne.

Longchamps, das am Ende des Bois de Boulogne, nahe der Seine, am Fuße des Mont Valérien liegt, war ehemals ein Kloster, das die Prinzessin Isabelle von Frankreich, die Schwester Ludwigs XI. gründete. Von diesem Kloster führten zwei Fußpfade zu einem Golgotha, das auf der Anhöhe des Mont Valérien lag. Während der Charwoche lockten die Gesänge dieses Klosters die elegante Welt an, und sie wallfahrtete hierher drei Tage lang.

Später verschwand das Kloster, aber die Promenade blieb und ist



PARISER MODEN FÜR MAI

Ausschnittblatt für den Salon in Paris ausgeführt.

eine wahre Steeple-chase von Toiletten und Eleganz geworden. Nur hat sich ihr Charakter sehr modificirt und man sieht heutigen Tages mehr Miethswagen als Equipagen, mehr Bürgerinnen als Herzoginnen. Aber das verringert nicht ihren Reiz.

Im Augenblick, wo ich Ihnen schreibe, hält ein Wagen vor meiner Thüre. Man klingelt; es ist meine Freundin.

Frau v. C. kommt, um mich mit ihren beiden Kindern zur Promenade von Longchamps abzuholen. Ich erwartete sie nicht und gestehe, daß ich etwas in Verlegenheit bin. Wie kann ich in dieser feierlichen Procession in dem einfachen Anzuge figuriren, den ich mir neuerdings für die Straße anfertigen ließ? Urtheilen Sie selbst.

Mein kleines Costüm, das die Trottineuse heißt, besteht aus einem einfachen schwarzen Kleide von Gros-grain mit breitem Volant, über welchen schwarze Atlasklappen fallen, die eine schwarze Atlasschnalle hält. Dazu enganschließender Paletot von demselben Stoffe, der wie die Jupe mit Klappen und Schnallen garnirt ist. Als Coiffüre eine spanische Mantille mit einer Granatblüthe an der linken Seite. Schwarzer Spitzenschirm mit geschnitztem Elfenbeinstock.

Doch ich tröste mich in dem Gedanken, daß ich um so mehr die Toilette meiner Freundin hervorheben werde, die Sie nach dem beifolgenden colorirten Bilde beurtheilen können. Es ist die wahre Mi-Saison Toilette. Maikäferfarbene Robe, vorn Schürze bildend, mit Franzen besetzt, die hinten durch zwei Bänder gehalten wird. Hohe Taille, deren Gürtel an der Seite mit einer Schleife schließt. Blondenhut mit einer fächerartigen Schleife unter dem Kinn, Metternichfarbe, mit Maikäfern garnirt. Weißer Sonnenschirm, graue Handschuhe.

Die kleine Hermance, ein anmuthiges zehnjähriges Mädchen, trägt ein Barett aus italienischem Stroh mit blauem Atlas eingefaßt und blauer Feder, graues hohes Popelinekleid, darüber eine blaue Tunika, die den Doppelrock bildet, mit eine Reihe Perlmutterknöpfen an jeder Seite. Sie ist à la Madeleine coiffirt und hat blaue Stiefelchen.

Der kleine Oskar, mein Pathe, macht mir wahrlich Ehre. Er ist reizend unter seinem Matrosenhut aus schwarzer Wachsleinwand, der mit einem einfachen rothen Mohrbande garnirt ist. Seine Jacke mit breiten Aufschlägen hat eine Reihe gelber Knöpfe. Die kurze Hose, die geschlossene Weste, aus der eine rothe Cravatte kokett hervorblickt, die gemsledernen Stiefelchen und die rothen Strümpfe geben ihm ein kavaliermäßiges Ansehn, das ihm vortrefflich steht.

Genau genommen ergiebt es sich, daß unsre Toiletten einander nicht schaden werden und daß sie ein harmonisches Farbenquartett bilden.

Wir sind also nach dem Bois gefahren. Die Luft ist etwas bewegt und die Bäume erzittern wie vor Lust in ersten Frühlingsschauer. Das ganze Wäldchen ist wie mit einem leichten grünen Schleier überzogen, die Büsche sind schon belaubt, und den Fichten- und Lärchenbäumen entsprießen hellgrüne und rothe Knospen. Leider fängt es an zu regnen; die Equipagen, statt in Stille zu fahren, eilen davon, einige werden

geschlossen, geöffnete Regenschirme machen die Andern unsichtbar, und ich bin nur noch im Stande, einige Toiletten im Fluge zu erhaschen.

Viele Damen, unter andern Eine, die mir in ihrer prächtigen amaranthfarbenen Equipage auffiel, hatten dieselbe Idee wie ich gehabt, sich mit einer spanischen Mantille zu coiffiren. Dieser Schleier fällt bis auf die Taille herab, wo er wie ein Fichu Marie Antoniette gekreuzt wird und hinten in zwei langen Enden herabfällt. Ihr Kleid, aus hell-



grünem Taffet, bildete eine Schürze, vorn kürzer als hinten. Andere Toiletten in schmalgestreiften hellen Seidenstoffen mit Franzen garnirt, verkündeten die Frühjahrsmoden. Ich beeile mich, sie Ihnen in meiner Modezeichnung beizulegen. Dazu kleine Strohhütchen, oder eine Coiffüre, die so zu sagen nur aus einer mit breiten Spitze umgebenen farbigen großen Schleife besteht (je nach der Farbe des Kleides) mit stehendem Federbusch. Alles deutet darauf hin, daß die Hüte, die allmählich immer

mikroskopischer werden, der so kleidsamen spanischen und italienischen Mode der Schleier weichen müssen. Robe mit kleinen Volants bis auf den vierten Theil der Jupe, darüber gleichfarbige Doppelröcke, sah man viel. Das schlechte Wetter, der böse Störenfried, der feindlich mancher Schönen entgegentrat, hinderte mich, Ihnen die wahren Typen der Pariser Eleganz und Grazie hervorzuheben.

Auf diese Mode-Exhibition folgen am zweiten Osterfeiertag die Pferderennen in Longchamps.

Doch berauschen wir uns nicht zu sehr an diesen ersten Frühlingsboten, die Herz und Geist erfreuen; kehren wir noch einmal zu den letzten Winterfreuden zurück, zu den neuesten dramatischen Erzeugnissen und Concerten.





Shakespeare fängt an, sich in Paris Bahn zu brechen. Es war die höchste Zeit! Nach dem Hamlet der Gaité und dem der großen Oper, taucht eine Nachahmung des König Lear, von Herrn Jules Lacroix auf. Leider nur eine Nachahmung! Doch ist Herr Lacroix ein Fanatiker Shakespeare's und einer unserer gewissenhaftesten Uebersetzer. Im Jahre 1849 ließ er im Théâtre français das Testament Cäsar's aufführen, 1851 Valèria, 1858 einen Oedipus, Uebersetzung von Sophocles und zuletzt eine Uebersetzung Macbeth's. Es ist erstaunlich, daß er aus seinem König Lear den Sohn des Königs, die Verbrechen der Goneril und Regal gestrichen hat, aus denen Beiden er nur ehrgeizige Frauen macht.

Lassen Sie mich Ihnen von der Perle der Claviervirtuosen, von Herrn Anton Rubinstein sprechen, der neuerdings drei Concerte im Saale Herz gegeben und alle Musikenthusiasten versammelte, die ihm einstimmig die Siegespalme der Saison ertheilten. Nicht Thalberg, nicht Littolf, keiner der so hochgeschätzten und von ganz Europa bewunderten Künstler können sich mit ihm messen, wenn man dem allgemeinen Ausspruch seiner Verehrer Glauben schenken will.

Die guten Violinspieler sind seltener. Die in Deutschland schon lange bekannte Künstlerin Frau Normann-Neruda, welche in Schweden

an dem Conservatorium florirt, ist für die Franzosen eine Revelation geworden. Unbekannt und ungeahnt trat sie vor vier bis sechs Wochen zum ersten Male in einem Concerte von Pasdeloup auf. In welchen stürmischen Enthusiasmus, in welch' aufbrausende Beifallsbezeugungen brach das Publicum aus, als es die ersten Accorde dieser großen Geigerin hörte. Sie hat seitdem zu verschiedenen Malen in diesen Concerten gespielt, außerdem im Saale Herz und in fast allen Hofsoiréen.

Neulich hörte ich Herrn Delgardo, einen Neger, der Musikdirector beim unglücklichen Maximilian in Mexico gewesen ist. Dieser interessante Künstler spielte unter anderm Sivori's Composition „der Vogel auf dem Baume", in welcher er auf das Täuschendste die Modulationen der Nachtigall nachahmt. Sivori selbst, der neben mir saß, klaschte ihm lebhaften Beifall. Fügen Sie zu diesen Kunststücken, die nur die Lockspeise für den Profanen ist, tiefes Gefühl und zarten Vortrag bei den klassischen Stücken, und Sie werden mit mir das bedeutende Talent anerkennen, welches dieser Schwarze besitzt, dieser Sohn eines Volkes, das bis vor Kurzem in hoffnungsloser Sclaverei schmachtete!

Noch einige Worte über das Concert aller Concerte, über die Messe, die der Prinz von Poniatowsky in der Kirche St. Eustache aufführen ließ, oder, um wahrer zu sein, über das Potpourri italienischer Opernmusik, bei dem als Staffage der Erzbischof von Chartres figurirte, in glänzendem Gefolge der Damen du grand monde, die hinter ihm als Almosensammlerinnen hergingen. Das war eine theatralische Vorstellung, wie sie die Pariser in ihren Kirchen lieben. Auch scheuten sich die vulgairen Sünder nicht, auf die Stühle zu steigen, um à l'aise die liebreizenden Sünderinnen betrachten zu können, die wol in diesem mildthätigen Werke reiche Sühne für ihre Weltlichkeit zu finden glaubten, obwohl dieser fromme Glaube sie nicht hinderte, auch hier in den elegantesten Toiletten dem eitlen Tand der Außenwelt zu huldigen.

Frau v. Poniatowsky hatte z. B. ein grünes Sammetkleid mit Zobelbesatz. Die glänzende Frau v. W. war in buntfarbener Atlasrobe, ihre dunkeln schönen Haare lose bis auf die Taille herabfallend. Wollte sie vielleicht an die büßende Magdalene erinnern? Die junge Frau Doctor Conod trug dagegen eine sehr geschmackvolle, einfache, schwarze Atlasrobe mit schwarzem Casimirmantel. Ihr schöner Kopf mit den sinnigen Augen erregte um so mehr Bewunderung in dieser der Ceremonie so angemessenen Umhüllung.

Die Charwoche hat uns die Ostereier wieder gebracht, deren Mode statt abzunehmen in jeder Form sich mehr und mehr verbreitet. Ein großer Laden des Boulevard zeigte an, daß er sie Jedem, der Etwas aus seinem Laden kauft, umsonst zugiebt, in der Form einer Enveloppe, einer Schachtel, eines Nähkästchens oder auch als Schmuck.

Das Osterei ist das Geheimniß, die Hoffnung, die Sphinx jeden Jahres. Bringt es Frieden oder Krieg, eine gute oder schlechte Ernte, ein Hühnchen oder einen Eierkuchen? . . . Chi lo sa?

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Diese Sitzung ist mit großer Ungeduld erwartet worden. Die Sessel sind heute frühzeitig gefüllt; sogar einige Damen haben sich eingefunden. „Nehmen Sie sich in Acht vor dem Rauch!" ruft Mr. Maire gutmüthig. — „Und vor der Tinte!" fügt Mr. Mayor boshaft hinzu. Denn er kann es nun einmal nicht lassen, boshaft zu werden, wenn er im Rauchzimmer ist, wiewol er im bürgerlichen Leben ein höchst ehrbarer Mann. Aber M. Maire hat gelernt, seinen Hieben zu pariren. Er weiß, auf wen die Anspielung von der Tinte gehen soll. Er wendet sich deswegen an die Damen und sagt: „Tinte ist schlimm; aber es giebt nichts so Schlimmes auf der Welt, das ein Wort zur rechten Zeit nicht wieder gut machen könnte. Hören Sie! — Mdlle. de B. in Paris feierte neulich ihre Hochzeit. Nachdem die Ceremonie in der Kirche vorüber und die Gesellschaft sich nach der Mairie begeben hatte, um dort den Contract zu unterschreiben, war das Gedränge so groß, daß die Braut das Unglück hatte, das Tintenfaß umzuwerfen und den Inhalt desselben über ihr weißes Atlaskleid auszugießen. Groß war die Bestürzung und allgemein der Kummer, als plötzlich Graf G., welcher sich gleichfalls unter den Gästen befand, ausrief: „Mais c'est tout naturel. Aussitôt que Mademoiselle est arrivée au port, elle a jeté l'ancre."

Inzwischen hat der Präsident seinen Stuhl eingenommen, läutet zur Ordnung, eröffnet die Sitzung und giebt

dem Recensenten das Wort!

Dieser erscheint mit weißer Binde und einem ungeheuren Waschkorb voll Büchern.

„Meine Herren", sagt er, verbessert sich aber sogleich: „Meine Damen und Herren! — in der That, ich hatte nicht auf die Ehre gerechnet, Damen unter meinem Auditorium zu finden. Doch es erleichtert meine Aufgabe." Und er greift in den Waschkorb und wirft drei Bücher oder Broschüren heraus. „Das österreichische Rothbuch", „Andrew Johnson oder der Präsident in tausend Aengsten", „Les titres de la dynastie napoléonienne." . . . Was für Bücher kriegt ein Recensent nicht zugeschickt! Aber Respect vor den Damen! — wir werden sie mit Politik verschonen. Außerdem hat man mir in den Bedingungen meiner Aufnahme verboten, maliciös zu sein. Ein Recensent muß sich viel gefallen lassen. Ich werde deshalb, mit ihrer Erlaubniß, ein halbes Dutzend zierlicher kleiner Bücher in Goldschnitt jenen Broschüren in Roth und Blau folgen lassen. Ich werde ferner mein Gewissen und meinen Waschkorb sogleich von einigen Pfunden ungelesener Romane befreien. Welch' ein trauriges Ding ist doch solch' ein Buch, das nicht gelesen wird! Ich wette, daß der Verfasser (in seltenen, sehr seltenen Fällen auch die Verfasserinnen, denn die Verfasserinnen haben im Allgemeinen Glück, meine Damen!) . . . also: ich wette, daß der Verfasser eines ungelesenen Buches sich gerade so viel Mühe damit gegeben hat, als der Beneidete, welcher seine Titelblätter mit vielen Auflagen und seine Knopflöcher mit vielen Orden schmückt. Wo liegt nun der Unterschied? Giebt es denn gar kein „Recept für Autoren", so wie es ein „Recept gegen Schwiegermütter" giebt (nach dem Poeten die reizbarste Gattung von Geschöpfen — „genus irritabile", wie Horaz sagt)? . . ."

Der Recensent räuspert sich. Es ist ordentlich, als ob ihm Etwas in

der Kehle stecken geblieben. „Meine Damen und Herren . . . ein Glas Wasser!!“

Eine Pause tritt ein. Mr. Mayor benutzt die Gelegenheit. „Dieses Glas Wasser!“ flüstert der boshafte Mann (er darf maliciös sein! ihm hat es Niemand verboten!) erinnert mich an eine Stelle in der famosen Rede über freie Wahlen, welche Mr. H. Dixon neulich in Brighton gehalten hat. Er sprach von Daniel O'Connell, dem großen Redner und Trinker aus Irland. Eines Tages machte sich eine Dame, die für den Mäßigkeitsverein propagirte, an ihn heran. „Man sagt mir, Sir“, begann der weibliche Mäßigkeitsapostel, „daß Sie sich nach Tisch niedersetzen und drei Flaschen Rothwein nach einander austrinken können!“ — „In der That, Madame“, sagte der irische Agitator, „wer Ihnen die Geschichte erzählt hat, hat die Wahrheit erzählt.“ — „Drei Flaschen Wein! Aber, Sir, um Gotteswillen, trinken Sie all' den Rothwein ohne irgend welche Hülfe?“ — „Ha, Madame! da haben Sie mich! Nicht ganz ohne Hülfe! Um drei Flaschen Rothwein zu trinken, bedarf ich der Hülfe von einer halben Flasche Sherry!“

Dem armen Recensenten wäre Sherry auch lieber gewesen, als Wasser. Doch Recensenten müssen sich behelfen!

„Meine Damen und Herren!“ setzt er seine unterbrochene Rede fort, „die große Bewegung der deutschen Literatur ist in diesem Augenblick die classische. Mein halber Waschkorb ist voll von Classikern; inländischen und ausländischen, Classikern, die es sind, und Classikern, die es werden wollen. Man berechnet jetzt die Classicität nach Silbergroschen und die Unsterblichkeit nach dem Gesetz über den erlaubten Nachdruck. Ein Irrthum ist fortan nicht möglich. O Platen, was haben Dir und uns Deine Parabasen genutzt? Man rechnet auch Müllner und Kotzebue zu den Classikern! . . .“

Der Recensent holt tief Athem, bevor er zu Schiller und Goethe übergeht. „Es ist nunmehr etwas über zwei Jahre, daß — zum Verdruß Einiger und zum Staunen Aller — eine leipziger Verlagsbuchhandlung eine Gesammtausgabe von Schiller's Werken in sechs Bänden, gut gedruckt, auf gutem Papier, mit mehreren Portraits und biographischer Einleitung ankündigte für — einen Thaler! Man zweifelte; man schüttelte den Kopf und sagte: daß es ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Doch ein Jahr hat hingereicht, um zu zeigen, daß das Ding nicht nur möglich, sondern obendrein ein ganz gutes Geschäft sei, und demgemäß zahlreiche Nachfolger fand. Meine Damen und Herren! ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß der Erste, welcher den Plan einer Schiller-Ausgabe „für die Million“ faßte, aussprach und ausführte . . . doch die Bescheidenheit verbietet mir, seinen Namen zu nennen . . .“

„Spaß!“ ruft M. Maire; „Sie können ihn ja Alle auf dem Umschlag des „Salon“ lesen — gerade unter dem schönen Fräulein im rothen Kleid.“

Der Recensent wird roth, wie das genannte Kleid — ein seltener Fall für einen Recensenten! Und die beiden anwesenden Herausgeber des „Salon“ machen ihm und der ganzen Gesellschaft eine tiefe Verbeugung.

„Treffliche Ausgaben für billigen Preis“, fährt der Recensent fort, „folgten diesem ersten Versuch. Zu den trefflichsten rechnen wir diejenigen, welche der bekannte und gelehrte Literarhistoriker Heinrich Kurz im Verlage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen begonnen hat: „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur“. Er hat, selbstverständlich, den Anfang mit Goethe's und Schiller's Werken gemacht und gleichzeitig von einer großen kritischen Ausgabe Schiller's, die auf neun Bände berechnet ist, das erste Heft ausgegeben. Die größte Vollständigkeit, die größte Genauig-

keit ist das Princip dieser Editionen, von denen jede zehn Bogen starke Lieferung klar und deutlich, mit prächtigen Typen auf kernigem weißen Papier gedruckt nur 5 Sgr. kostet — $^1/_2$ Sgr. der Bogen! Es ist unglaublich, wie man für 6 Pfennige so viel in Quantität und Qualität liefern kann; das berühmte Wort Schmock's (meines armen Collegen aus Freytag's „Journalisten"), das Wort: „lauter Diamanten für 6 Pfennige die Zeile" ist nicht nur zur Wahrheit geworden, sondern, wie jeder meiner Zuhörer leicht berechnen kann, weit übertroffen worden.

„Mit reizenden Illustrationen geschmückt erscheinen die Classiker in den allerliebsten Ausgaben der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung: „Hausbibliothek deutscher Classiker." Da haben wir zunächst Vossen's „Luise" mit Illustrationen von Paul Thuman, Gretchen's Faust, illustrirt von Adolph Schmitz und die Perle von Allen: Goethe's Hermann und Dorothea, mit Illustrationen von Ernst Bosch — ein Büchlein, welches die Damen von Berlin ganz gewiß ein „süßes" nennen würden.

„Um die Hebung älterer und mehr oder weniger, wenn nicht in Vergessenheit gerathener, so doch unzugänglich gewordener Schätze macht sich verdient die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", von welcher im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig die ersten zehn Bände erschienen sind. Schleiermacher's Reden an die deutsche Nation, Schulze's bezauberte Rose, Kortüm's Jobsiade, Wieland's Oberon, Klopstock's Oden, Maler Müller's Dichtungen: diese Namen und Titel werden ungefähr den Inhalt und die Richtung der Bibliothek charakterisiren, welche übrigens durch die gediegenen Einleitungen unserer hervorragendsten Literaturhistoriker einen erhöhten Werth erhält. Der durch seine Gesinnung wie seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete Prediger Dr. C. Schwarz, Heinrich Düntzer, Hermann Hettner, Karl Goedeke, Karl Frenzel, Julian Schmidt: das sind einige von den Namen, die wir auf der Liste der Herausgeber erblicken. Ganz besonders interessant verspricht der Band zu werden, welcher die Gedichte des berühmten Wilhelm Müller, des „Griechenmüller", bringen wird, mit einer biographischen Einleitung von seinem nicht minder berühmten Sohn Max Müller in Oxford. Nicht genug zu rühmen ist auch bei diesen Bänden die treffliche Ausstattung und der billige Preis: zehn Silbergroschen für den gehefteten Band, fünfzehn für den elegant gebundenen.

„Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Classikern und in England: William Shakspeare. Der Barde vom Avon, der göttliche William, hat sich „in Ilium und außer Ilium", diesseits und jenseits der Ilm, seit dem denkwürdigen Jahre 1864 und dem 23. April Manches gefallen lassen müssen! Doch wir wollen nicht so weit gehen, von Deutschland zu sagen, was die „Saturday Review" damals von England sagte: daß Shakspeare der große Käse sei, von dem die kleinen, ruhmbedürftigen Milben sich nähren. Die Früchte, welche die Bewegung jenes Jubeljahres uns gebracht, die neuen Shakspeare-Uebersetzungen, sind von einer höhern und selbstständigern Bedeutung. Es ist nicht wahrscheinlich und auch nicht einmal wünschenswerth, daß sie im Munde des Volkes und auf den Bühnen die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung verdrängen oder nur ersetzen werden. Doch werden sie anregend wirken nach allen Seiten und einen dauernden Platz sich erobern in unserer Shakspeare-Literatur. Den ersten Rang unter diesen Versuchen, uns Shakspeare in einem neuen Gewande zu geben, nimmt die Uebersetzung ein, welche mit dem Namen Friedrich Bodenstedt's an der Spitze und denen von

Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister und Paul Heyse auf der Mitarbeiterliste, im Verlage von F. A. Brockhaus im Erscheinen begriffen ist. Bessere Uebersetzer, als die Genannten, giebt es im Augenblick nicht in Deutschland; Bodenstedt's Mirza Schaffy, Freiligrath's englische Gedichte (darunter auch „Venus und Adonis"), Gildemeister's Byron, Heyse's italienisches und spanisches Liederbuch zählen zu den epochemachenden Erscheinungen in der Kunst der Uebersetzung. — Doch finden sich auch unter den Mitarbeitern der neuen Uebersetzung von „Shakspeare's dramatischen Werken und Sonetten", welche zu Hildburghausen im Verlage des Bibliographischen Instituts erscheinen, Namen von hervorragender Bedeutung und an der ersten Stelle derselben ein Name, den die Bühne kennt: Franz Dingelstedt. Bei so weit aussehenden und großartig angelegten Unternehmungen, wie die genannten, soll man sich hüten, mit Einem Wort urtheilen zu wollen: mit berechtigten Ansprüchen treten sie vor das Publicum und Raum ist für alles Gute!

„In Ausdrücken unbeschränkten Lobes und aufrichtiger Anerkennung müssen wir von einem andern bedeutenden Untermehmen der rastlos thätigen Firma des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen sprechen: „Bibliothek ausländischer Classiker." Wie viel Schönes und Vorzügliches, aus allen Literaturen, was wir bisher entweder noch gar nicht oder nur ungenügend kannten, verdanken wir dieser Bibliothek! Die alten Dichter Englands: Chaucer und Milton, werden uns hier neben seinen neuesten: Byron, Shelley, Tennyson gegeben! Die Spanier „in Vers und Prosa" entzücken uns auf's Neue; die Italiener von Dante bis Manzoni, der nur Einen Roman geschrieben, aber einen classischen: „Die Verlobten". Ja, wenn diese Bibliothek uns nur ein solches Buch gegeben, wie die Bauern-Novellen von Björnstjerne Björnson (in der höchst gelungenen Uebersetzung von Lobedanz), so würde sie schon damit allein ihr Recht auf jeden Bücherschrank documentirt haben. Das ist ein Buch! Solch ein Buch, wie sie die Literaturen der Völker nur in weiten Zwischenräumen hervorbringen; aber genug, um die Liebe zur und die Freude an der Dichtung mächtig zu wecken und reich zu belohnen.

„Wie kosmopolitisch überhaupt ist unsere Literatur!" unterbricht der Recensent seinen Redestrom. Denn — in der That! wenn er von Björnson's Dorfgeschichten redet, dann wird ihm jedes Mal warm ums Herz. „Ich brauche nur in den Waschkorb zu greifen — (denn der Waschkorb, o Ihr Musen, ist das Receptakel Eurer feurigsten und zartesten Ergüsse bei den Recensenten!) — nur in den Waschkorb", sagt er, „um Ihnen die Beweise dafür aus allen Ländern und Jahrhunderten zu bringen. Kein Volk hat solche Meister der Uebersetzung hervorgebracht, wie das unsere! Denken Sie an Voß für Homer, an Donner für Sophokles und an Droysen für den schwierigsten aller Griechen: für Aeschylos! Hier ist eine neue (schon die dritte!) Auflage dieser Uebersetzung (Aeschylos, übersetzt von Joh. Gust. Droysen), welche die Verlagshandlung von Wilhelm Hertz in Berlin uns zu überreichen die Güte hatte. Wie lesen sich diese Verse! Die Worte perlen, wenn man sie spricht; und ein Echo hellenischen Wohllauts klingt in unserem Ohr . . . Doch es ist wahr! Alles hat seine Zeit (Mr. Mayor hat nämlich seine Repetiruhr aus der Tasche gezogen und läßt sie heimlich unter dem Tisch schlagen) — auch die Classiker haben ihre Zeit. Wir wollen uns nunmehr zu den Modernen wenden."

Ein Strahl der Freude fliegt über M. Maire's Gesicht. „Werden wir

Etwas von neuen Romanen hören?" fragt er. Er nimmt sich die Freiheit dieser Interpellation, weil er sich, im Herzen, für den wahren Patron des Recensenten hält.

„Ueber neue Romane zu sprechen ist eigentlich ein Wagestück", sagt der Recensent, indem er einen betrübten Blick auf den Waschkorb wirft. „Fragen Sie die Leihbibliotheken, wenn es sich darum handelt. Lassen Sie sich die Liste der Nicolai'schen Buchhandlung oder die Kataloge von Förster, Skulski und Rosenberg geben. Da werden Sie's ganz genau lesen, wie hoch das Publicum seine Autoren stellt, von 1100 Exemplaren angefangen bis hinunter zu einem oder auch keinem Exemplar bei Manchem. O, wie schmerzlich muß es für einen Autor sein, sich mit gar keinem Exemplar in diesen Stimmzetteln der öffentlichen Meinung verzeichnet zu finden! Was soll ich Ihnen sagen? Von Fritz Reuter wird ein neues Buch, „Bräsig in Konstantinopel", erwartet. Berthold Auerbach hat einen Roman fertig oder beinahe fertig, der angeblich in der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes spielt. Friedrich Spielhagen hat seinen neuen Roman begonnen. Von Karl Gutzkow's „Hohenschwangau" wird der fünfte Band gedruckt. Karl Frenzel hat eben die Feder eingetaucht zu einem neuen historischen Roman — diese kleine spitze Feder, die so graziös und so zierlich zu schreiben weiß! Einen neuen Band „vermischter Schriften" haben wir von Spielhagen zu erwarten, in welchem er über Thackeray, Fritz Reuter und die Affaire Clémenceau sprechen wird . . . ."

„Ach, Herrjee!" ruft M. Maire, indem er sich nach seiner Gemahlin umschaut, ob diese nicht vielleicht erröthet?

„Ferner: einen Band „Neue Studien" von Karl Frenzel, vorzüglich historischen Inhalts: über den Heroencultus in der Geschichte, über die Toleranzidee, über die Epochen der deutschen Geschichte ꝛc. Von demselben Autor liegt, eben erschienen, ein neuer Band: „Deutsche Fahrten", vor, welcher geistvoll und amüsant über Berlin und Prag, über den Rhein und Thüringen, über die Wallner'sche Posse, das Taglioni'sche Ballett und Jean Paul plaudert. Das Bändchen gehört zu einer von der jungen Verlagsbuchhandlung R. Lesser in Berlin veranstalteten, höchst reichhaltigen und im Ganzen auch mit Tact gewählten Sammlung „Internationale Bibliothek". Ein anderer bemerkenswerther Band dieser Sammlung ist eine sehr gute und von dem Verfasser selbst eingeleitete Uebersetzung von Laboulaye's „Paris in Amerika". Aus einer zweiten, von derselben Verlagshandlung herausgegebenen Collection, „Weltbibliothek", heben wir als wirklich bedeutsam einen Band von M. M. von Weber: „Aus der Welt der Arbeit", und als seine Unterhaltungslectüre: „Neue Novellen" von Levin Schücking hervor. — Als ein sehr respectabler, ästhetisch gebildeter Erzähler tritt uns Robert Schweichel in der dritten Sammlung seiner Novellen aus der romanischen Schweiz „Im Hochland" (Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. A. Charisius) entgegen; und in jeder Beziehung der allgemeinsten Beachtung werth, die ihm neuerdings immer mehr wird, erscheint das eigenthümlich fesselnde Talent Sacher-Masoch's in seinem jüngsten Roman: „Der letzte König der Magyaren" (Jena bei Costenoble). Es ist Etwas in diesem Autor, ein Zug scharfer analytischer Beobachtung, der mich an Balzac, und wiederum ein Zug slavischer Melancholie, der mich, wenn ich den Gesammtausdruck bezeichnen will: an Chopin erinnert. Er ist noch jung: wir dürfen daher noch Bedeutendes von ihm erwarten!

„Aufmerksamkeit auf dem Gebiete des deutschen Romans erregte ferner und verdiente der Roman „Verdorben zu Paris" von Hans Hopfen

(Stuttgart bei A. Kröner). Dieses Buch ist viel gelesen und viel besprochen worden: man machte Ausstellungen an der Composition und vermißte die organische Entwicklung der Handlung aus einer einheitlichen Idee. Zugegeben; man wird dem Roman als Roman Manches und mit Recht vorwerfen können, doch wird Niemand leugnen, daß man es hier mit einem höchst interessanten Buch zu thun hat, einem Buch obendrein, welches Eins außer Zweifel stellt: die reiche Begabung des Verfassers, ein scharfes Auge für die Beobachtung der Wirklichkeit, eine gewisse Energie in der Darstellung derselben und ein warmes Temperament, welches die Figuren, die er auftreten läßt, mit der Wärme des Blutes belebt. Das Buch hat vor allen Vorzügen diesen: nicht langweilig zu sein. Das Pariser Leben kann nicht besser geschildert werden: man hört seine Pulse klopfen! Außerordentlich wirksam sind die Scenen im Theater und in den Cabarets; kurz, es ist ein Buch, das man mit Spannung und Vergnügen lesen wird.

„Es ist ein Buch für mich!" sagt M. Maire.

„Die „Novellen und Terzinen" von Paul Heyse (Berlin bei Wilhelm Hertz) sind keine Novität im eigentlichen Sinne mehr und man wird Niemandem von Ihnen sagen können: lest dieses Buch! Denn Jeder wird es schon gelesen haben. Doch wie man gern an eine genußreiche Wanderung durch sonnige Sommerlandschaften zurückdenkt, so ist auch das ein Genuß, sich eines guten Buches zu erinnern, das man gelesen. Jedes Werk Heyse's, mag es sich größere oder geringere Aufgaben gestellt haben und in seiner Ausführung dem Ideal, welches der Dichter in der Seele trug, mehr oder weniger nahe kommen: der starke Zug eines einheitlichen Wollens und Strebens, dieses ächteste Zeichen wahrer Meisterschaft, ist in ihnen allen. Wie wohl thut es, im Leben und in der Literatur, einer Persönlichkeit von dieser Harmonie zu begegnen — einem Mann, wie diesem, dem es bestimmt scheint, das zu erreichen, was zu erreichen er sich vorgesetzt! Mit fester und des Erfolges sicherer Hand die Linien zu zeichnen, die Farben aufzutragen und mit freiem, freudigen Blick das vollendete Werk abzuschließen! Doch ist es nicht der Zauber der Form, der uns besticht. Wo ist überhaupt in der Dichtung Form und Inhalt zu trennen? Der Inhalt schafft sich die homogene Form, wie die Seele den Körper baut. Zu sagen, daß Paul Heyse kein Feuer, keine Leidenschaft besitze, heißt ihn sehr ungerecht, sehr oberflächlich beurtheilen. Man lese sein „Mutter und Kind" in dem vorliegenden Bande! Man lese die Terzinen: „Der Salamander." Niemals sind „Liebe und Wuth" („Se non canta d'amor, canta di rabbia") in schönere Versmelodien geschlossen worden! — Ein anderes Gedicht Heyse's von hoher Vollendung ist „Das Festmahl des Alten", welches wir in dem von Christian Schad und Ignaz Hub herausgegebenen Freiligrath-Album „Deutsche Dichtergaben" (Leipzig, Duncker und Humblot) finden. Das Wort, welches in einem hier mitgetheilten Prolog gesprochen ist:

„In Nord und Süd, von dem Gestad der Donau bis zu dem des Rheins:
Was uns auch sonst noch trennen mag: in unsrer Dichtung sind wir Eins!"

— keinen bessern Beleg, keinen reichern und eindringlichern konnte dieses Wort haben, als das vorliegende Album ihn gewährt. Sind auch die „Gaben" nicht alle von solcher sanften Musik des Wohllauts getragen, solch' wahrhaft goldener Herrlichkeit der Poesie durchleuchtet, als Emanuel Geibel's „Lieder von der Ostsee"; kann sich mit dem ergreifenden „Nachtstück aus Helgoland" von Franz Dingelstedt und jenem andern Nachtstück: „Ein Menschenherz" von Robert Prutz oder den Strophen von Hermann

Lingg und Theodor Storm nicht Vieles messen: begegnen wir neben den Namen Bodenstedt, Carriere, Karl Egon Ebert, Rudolph Gottschall, Julius Grosse, Robert Hamerling, Gottfried Kinkel, (auch von dem unglücklichen Kaiser Max, dem Wolfgang Müller von Königswinter, dreißig Seiten vorher, eine tiefgefühlte Todtenklage weiht, finden wir ein Gedicht!), Roquette, A. F. von Schack, August Silberstein und Eduard Tempeltey — begegnen wir, sage ich, neben diesen und vielen anderen Namen auch manchem, „den der Ruhm noch nicht kennt", so möchten wir doch kein Blatt in diesem Buche missen! Denn zusammen, wie Lied um Lied und Stimme nach Stimme, hier aus Steiermark und Schwaben, dort aus Berlin und Wien, München und Stuttgart erklungen ist: geben sie, so zu sagen, das Bild eines poetischen Parlaments, welches unabhängig von den Wahlen in Süddeutschland, die Zusammengehörigkeit des Vaterlandes proclamirt und laut ausspricht: in der Dichtung giebt es keine Mainlinie!"

„Um Gotteswillen, er wird politisch!" ruft M. Maire (der, was den Main anbetrifft, von etwas zaghafter Natur ist); „man wird uns auflösen! . . ."

„Fürchten Sie Nichts", sagt der Recensent mit einem Gesicht, welches ich resignirt nennen möchte — „weder das Eine, noch das Andere! Meine Zeit ist abgelaufen; ich verlasse den Gegenstand und bald auch diesen Platz. Aber wer kann es einem Menschen verübeln, der nur alle Vierteljahre sich einmal hören lassen darf, daß er den Mund voll nimmt, wenn die Gelegenheit sich bietet? . . . Nur noch zwei Worte; das erste davon an Sie, meine Damen! Wenn Sie Ihrer Bibliothek ein vortreffliches Buch einreihen wollen, ein Buch, um darin zu blättern und auf jeder Seite einen Satz zu finden, der den Geist entweder zu stiller Beschaulichkeit sammelt oder zum Nachsinnen anregt: so nehmen Sie das „Album einer Frau", von welchem bereits die dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage (Hannover, Carl Rümpler) vorliegt. Es ist dies eines jener Bücher, in denen man immer lesen kann und welches für alle Verhältnisse des Lebens gemacht ist: eine überaus sorgfältige und weitumfassende Zusammenstellung des Besten und Edelsten, was unsere Guten und Weisen, unsere Dichter und Philosophen über jene Fragen gesagt haben, die den denkenden und pflichtgetreuen Menschen stets beschäftigen werden — eine Arbeit, die ganz ohne Prätensionen auftritt, aber doch unendlich viel Gutes zu wirken bestimmt ist. So viel für die Damen. Den Herren komme ich mit einem Werk, welches sich nicht so leicht, weder im Bücherschrank unterbringen, noch im Durchblättern bewältigen läßt: es sind die achtzehn Bände der neuen Auflage von Becker's Weltgeschichte, mit den beiden Supplementbänden von Eduard Arnd, welche die „Geschichte der Jahre 1860 — 1867" erzählen (Leipzig, Duncker und Humblot). Becker's Weltgeschichte! — Dieses Wort klingt Ihnen Allen, wie ein Wort aus der Jugendzeit; denn es möchte wenig Knaben geben, welche sich nicht gerade in diesem Werk ihre Lieblingshelden gesucht, an der schlichten und doch so lebendigen, fesselnden Darstellungsweise Becker's ihren Sinn für Geschichte zuerst entwickelt haben. Doch ist der Becker unserer Knabenjahre nicht mehr der Becker, welcher uns heut (mit seinen Fortsetzungen) in zwanzig stattlichen Bänden vorliegt: mit der Zeit selber, der er als Spiegel dient, ist er fortgeschritten, unermüdlich haben die Nachfolger — denn der gute Becker ist ja schon lange todt —, hat die Verlagshandlung an der Entwicklung dieses Werkes gearbeitet, bis es denn nun in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung wirklich etwas Monumentales gewonnen hat. Eine ganze Ge-

schichte ließe sich über Becker's Geschichte schreiben! Karl Friedrich Becker, der erste — wie soll ich sagen? — Urheber des Werkes, welches von so unberechenbarem Einfluß auf die Bildung der deutschen Jugend und die Ausbreitung liberaler Ideen geworden, war ein Berliner, ward in Berlin geboren 1777 und starb daselbst, kaum 29 Jahre alt, am 15. März 1806. Kurz vor seinem Tode erschien der letzte Band seiner „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" (1805) — der Keim des großen Werkes, in Verbindung mit welchem sein Name immer genannt werden wird. Becker's „Weltgeschichte" umfaßte nicht mehr als neun Bände. Die besten Historiker nahmen nun das Werk in die Hand: zuerst Woltmann, dann (von 1823 bis 1837) Löbell, dann Menzel, der sich namentlich um die Bearbeitung der neuern Zeit, und Max Duncker, der sich um die des Mittelalters und des siebzehnten Jahrhunderts besondere Verdienste erworben hat. So kam das Werk, nachdem es bereits ein halbes Jahrhundert überdauert, an den, namentlich durch seine Arbeiten zur preußischen und französischen Geschichte bekannten Professor Dr. Adolf Schmidt, dessen Thätigkeit als Redacteur und Mitarbeiter desselben unterstützt ward durch Prof. Dr. Gustav Hertzberg, Dr. Rasemann und namentlich Eduard Arnd. Der Vereinigung dieser Kräfte verdanken wir die achte Auflage von „Becker's Weltgeschichte", welche mit dem zu Ostern ausgegebenen II. Bande von Arnd's „Geschichte der Jahre 1860—1867" nun vollendet vorliegt, den Zeitraum von der Erschaffung der Welt bis zur Berufung des Zollparlaments bedeckt und daher, wie die Verlagshandlung mit Recht sagt, „die einzige ist, deren Zeitumfang bis auf die unmittelbare Gegenwart reicht". Wenn es mir erlaubt ist — denn, meine Herren! der Recensent bleibt nun einmal der Recensent und er hat eine wahre Angst vor Dem, was Carlyle den „dryasdust" nennt —, also, wenn es mir erlaubt ist, an einem solchen Werk auch einen Tadel zu finden: so betrifft er die Register. Ohne gute Register verliert ein Werk von diesem Umfang (mehr als 500 Bogen!) die Hälfte seiner practischen Brauchbarkeit. Register sind da: aber sie sind in den einzelnen Bänden verstreut, und um einen Namen im Register zu finden, muß man zuerst das Register suchen. Das ist ein Uebelstand, dem leicht durch ein General-Register abgeholfen wäre, wie ihn z. B. alle englischen Werke besitzen, oder durch einen Register-Band, der das Ganze umfaßt, wie ihn z. B. Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hat. — Dixi."

„Vos plaudite, auditores!" ruft M. Maire — wie der Sänger in den „Adelphi" von Terenz, die er neulich im Concertsaal des Schauspielhauses von den Studirenden hat aufführen sehen. (Denn M. Maire, welcher Mittags die Börse besucht, widmet seine Abende der „Literatur, Kunst und Gesellschaft.")

Aber Mr. Mayor ruft: „Sublime tobacco! — Erhabener Tabak, wie Byron singt (in der Uebersetzung von Alexander Neidhardt):

„— herrlich in der Pfeife
Ambragempft, lichtbraun mit goldnem Reife
Bist Du gleich anderen Zauberinnen noch
Viel reizender im Putz; wer recht jedoch
Dich liebt, freut Deiner nackten Schönheit sich
Am meisten: die Cigarre drum für mich!"

„Meine Herren! hier ist ein frisches Kistchen Crema de Cuba, Landelas, flor fina!"

Böhm. Granat-Bijouterien

empfiehlt Juwelier

H. S. Goldschmidt Sohn

Prag, 959 Graben 959

vis-à-vis dem Museum. [146]

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Deutschland in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Dritte Abtheilung:

Deutschland gegen Frankreich.

4 Bände 8 eleg. broch. $5\frac{1}{2}$ Thaler.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin entrollt uns in diesem neuen Werke ein großartiges und umfassendes Bild der letzten Hälfte des achtzehnten und der ersten Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts.

Alle die geistigen Kämpfe und Blüthen des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts, das Wogen und Gähren der Gemüther ist in diesem Werke in frappanten und anziehenden Schilderungen zur Anschauung gebracht.

Den Mittelpunkt der zweiten und dieser dritten Abtheilung bilden zunächst Goethe und Schiller, und hier hat die Verfasserin aus den reichen ihr zu Gebote stehenden Quellen den interessantesten und pikantesten Stoff gewählt zu anziehenden Scenen und Schilderungen.

Daneben aber sehen wir die Gestalt der ersten Abtheilung auch wieder in diesen beiden in ihrer weiteren Lebensentwickelung vorgeführt. Der König Friedrich Wilhelm von Preußen nebst seinem Kronprinzen und seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau, Prinz Louis Ferdinand, Stein u. s. f. sind neue Gestalten, welche in dieser Abtheilung erscheinen. [147]

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist erschienen und in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken zu haben:

Geschichtsbilder.

Historische Novellen

von

Louise Mühlbach

3 Bände 8. Elegant brochirt $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Das Geheimniß der Schatulle.

Roman

von

Hermann Kleinsteuber.

Zwei Bände. 8. Elegant brochirt. 2 Thlr.

Der Verfasser von „Schach dem Könige" und „Ein nordischer Richelieu", welche Romane von der Kritik und dem Publikum gleich günstig aufgenommen wurden, hat dies Mal seinen Stoff mit glücklicher Hand aus dem socialen Leben der Gegenwart gegriffen. Die Entwicklung ist höchst spannend und wird das Buch um so mehr ein allgemeines Interesse beanspruchen, als in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Fälle vorgekommen sind, die — dem Erzählten mehr oder minder ähnlich — die allergrößte Sensation erregt haben. [141]

Spieldosen und Spielwerke

2—12 Stücke spielend, äußerst klangvoll und solid, können direct aus unserer Fabrik bezogen werden.

[143] Karrer & Comp., Teufenthal (Schweiz).

Die Heilung alles physischen und moralischen Elends, [235]

aller Knechtschaft und Entwürdigung findet man nur in der Bibel, aber nur im Urtexte. Darum habe ich eine neue Uebersetzung des neuen Testaments gemacht unter dem Titel: Die heiligen Schriften des neuen Testaments, übersetzt von J. G. Hofmann, Breslau 1867. Verlag von Maruschke & Berendt, damit unser Geschlecht das Heil kennen lernen kann, von dem es meist keine Ahnung hat. Die Schrift ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen.

J. G. Hofmann.

Wichtig für Blumenfreunde.

Wie Mancher gäbe etwas darum, wenn er seine Lieblingsblume erhalten oder in die größte Ueppigkeit versetzen könnte; hierzu offerire ich besten Blumendünger, selbst da noch von unglaublicher Wirkung, auch wenn schon die Pflanze im Vergehen begriffen ist, à Packet 15 Sgr. n. Gebrauchsanweisung bei Ed. Lieder, Berlin, Adalbertsstr. 16. [232]

Eine Erfindung

von ungeheurer Wichtigkeit ist gemacht, das Naturgesetz des Haarwachsthums ist ergründet. Dr. **Wakerson** in London hat einen Haarbalsam erfunden, der das leistet, was bis jetzt unmöglich war; er läßt das Ausfallen der Haare sofort aufhören, befördert das Wachsthum derselben auf auffallende Weise und erzeugt auf kahlen Stellen neues, volles Haar, bei jungen Leuten von 17 Jahren an schon einen starken Bart. Das Publikum wird dringend ersucht, diese Erfindung nicht mit den so häufigen Marktschreiereien zu verwechseln. Dr. Wakerson's Haarbalsam ist in Original-Metallbüchsen à 1 und 2 Thlr. echt zu haben im Haupt-Depot von W. Peters in Berlin, Ritterstraße 85. [144]

Rawald'sche

Patent-Schnellklär-Apparate.

Zur sofortigen, glanzhellen Klärung von Wein, Bier, Cyder, Spirituosen, Wasser, Oelen u. s. w. bekannt, bewährt und bestens empfohlen Apparate zu 30—50 Quart pro Stunde à 5 Thlr., größte Apparate, event. auch zur perpetuirlichen Klärung pro Stunde 2—4 Eimer à 30 Thlr. Zu beziehen gegen Einsendung oder Nachnahme der Beträge durch [230]

T. Schöppe, Reudnitz-Leipzig.

Non plus ultra!

Wintersohn's patentirte verbesserte Schleifmaschinen für Messer, Scheeren, Sensen und zum Glasschneiden übertreffen die englischen und andern durch acht wesentliche Vortheile, sind zehnmal so lange (50 Jahre) brauchbar, dienen selbst zum Schleifen der feinsten Messer, wie Federmesser, Rasirmesser. Maschinen sammt Gebrauchsanweisung (einige für Sensen brauchbar) zu Fl. 1. 20, 1. 40, 1. 50, 2, 3, 4 und 5 Fl. — Für Scheeren allein 40, 50, 60, 80 Xr. und 1 Fl.; illustr. Beschreibung 20 Xr. Bei Abnahme von 2 Stück die Beschreibung gratis; bei 12 Stück entsprechender Rabatt. Zeichenapparate zum Naturzeichnen 8 bis 15 Fl. Illustr Beschreibung 1 Fl. Bestellungsbriefe beliebe man zu recommandiren und mir die Kosten abzuziehen. 1 Thlr. wird zu 1 Fl. 80 Xr. angenommen und Briefmarken für kleine Beträge. Erfinder, Erzeuger und Patent-Inhaber Clemens Wintersohn in Wien, Mariahilferstraße 93. [229]

Magenkrampf. [234]

Das bewährte Dr. Brachvogel'sche Magenkrampf-Mittel nebst speceller Gebrauchsanweisung, versendet ferner nicht die Apotheke zu Neustädtel, sondern die Apotheke zu Beuthen in Niederschlesien für den Preis von 3 Thlr.

Beuthen in Niederschl.

E. Walter, Apotheker.

Der Salon

wird in seinem **II. Bande,** welcher mit dem nächsten Hefte beginnt, unter Anderem folgende größere Novellen, Erzählungen und vermischte Beiträge bringen:

Mondnacht. Geschichte einer Somnambule. Von **Sacher-Masoch.**
Die Belagerung von Roßwald. Humoristische Erzählung von **A. Mützelburg.**
Eine Brustnadel. Von **Karl von Holtei.**
Erinnerungen an Metternich. Von demselben.
Lateinische Jahre. (Fortsetzung der „Bilder aus der Knabenzeit".) Von **Karl Gutzkow.**
Lucy's Freier. Von **E. M. Vacano.**
Die barmherzige Schwester. Von **A. von Auer.**
Vergeblich! Von **V. H. L.**
Charmion. Eine Elegie. Von **Emanuel Geibel.**
Eine Tour in Cornwall. Von **Gottfried Kinkel.**
Vittoria Colonna. Von **Karl Frenzel.**
Gounod. Von **E. Hanslick.**
Beethoven's Gönner. Von **L. Nohl.**
Die historische Malerei der Gegenwart. Von **Dr. J. Meyer** (in München).
Die Arbeit in der Natur. Von **Dr. Otto Ule.**
Eine Besteigung des Vesuvs. Von **Dr. H. Cohn.**
Der Philosoph im Gebirge. Von **J. G. Kohl.**
Die Bilder und Redefiguren der deutschen Sprache. Von demselben.
Amerika nach dem Bürgerkrieg. Von **Fr. Kreyssig.**
Kritische Bemerkungen über den Feldzug von 1866: Die Occupation von Kurhessen und Hannover. — Das Gefecht von Langensalza. — Die Schlacht bei Königgrätz.
Portraits aus dem Zollparlament. Von einem **Reichstags-Mitglied.**
Die deutsche Post. Von **A. Lammers.**
Die deutschen Auswanderer. Von **Dr. Emil Lehmann.**
Oesterreichische Städtebilder. (Prag. — Triest. — Krakau.)
Die großen Damen von Paris. (Mit ihren Portraits.) Von **William Reymond.**
Die Pariser Journalisten, ihre Freuden und Leiden, ihre Arbeit und — ihr Gefängniß. Von **Eug. Laur.**
Die Geheimnisse der Pariser Polizei. Von einem Eingeweihten.
Die Vehmgerichte des Mittelalters. Eine kriminal-historische Skizze von **Dr. A. Vollert,** Herausgeber des „Neuen Pitaval".
Zigeunerleben in Norwegen. Von **A. von Etzel.**
Turf und Sport. Von **Baron W.**

